WESLEYAN UNIVERSITY
LIBRARY.

XAJ

No. 8P56
V. 35-36, 1909-10

Accession No. 112698

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE
SQUIRE FELLOWSHIP FUND.

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN.

FÜNFUNDDREISZIGSTER JAHRGANG.

BERLIN.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1909.

7
XAJ
8P56
v.35-36, 1909-10
112698

NOV 7 1922

1.
Livius.

Von den in meinen früheren Jahresberichten angezeigten Livius-Ausgaben und auf Livius' Geschichtswerk bezüglichen Schriften sind einige nachträglich besprochen worden. Ich stelle zusammen, was mir bekannt geworden ist.

Livius XXI, XXII, XXIII, XXIV, XXX ed. Zingerle-Albrecht (W. Heraeus, WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 435—436). — Livius, Libri 44 et 45 ed. A. Zingerle (C. W., Lit. Zentralblatt 1908 Sp. 1463). — Livius, Liber 45 ed. A. Zingerle (F. Fügner, Berl. phil. WS. 1908 Sp. 613—615; Ad. Schmidt, Zeitschr. f. d. österr. G. 1908 S. 501—502). — A. Zingerle, Zum 45. Buche des Livius (F. Fügner, Berl. phil. WS. 1908 Sp. 613; R. Pichon, Rev. de phil. XXXII S. 232 f.).

I. Ausgaben.

1) T. Livi ab urbe condita libri, erklärt von W. Weißenborn. Erster Band. Erstes Heft. Buch I. Neunte Auflage von H. J. Müller. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 288 S. 8.

Konsequenter, als es in der achten Auflage geschehen, habe ich in der neunten mich von der Herrschaft des M frei gemacht und seine Lesarten verschmäht, wo ihm die übrigen Hss. gegenüberstehen. Ich hatte schon früher hierauf geachtet; aber was man in der Jugend gelernt hat, das streift sich im Alter nicht so ohne weiteres ab, und auf Moriz Haupt (Rhein. Mus. 1, 474) hörte man gern. Es ist ja auch eine Fülle von Stellen vorhanden, an denen M allein das Rechte bietet (vgl. Frigell Epil. S. 4 ff.); allein weshalb 2, 1 *simul* nicht echt und von einem Interpolator hinzugefügt sein sollte, ist nicht einzusehen, und deshalb habe ich dem Worte unbedenklich Aufnahme in dem Texte gewährt. So habe ich 2, 6 jetzt *Numicum flumen* geschrieben, ebenso 6, 1 *scelera* usw. Ferner scheint in den Hss. mitunter ein Wort übersehen zu sein; 3, 4 ist *Lavinium conditum* mit Harant gedruckt, weil das bloße *Lavinium* keine vernünftige Erklärung zuläßt; 8, 5 *descendentibus ad laevam*, da eine nähere Bestimmung 'zur Rechten' oder 'zur Linken' unerläßlich ist; 39, 5 *in Prisci Tarquini domo*, weil *in* nicht fehlen kann und hier nach dem Brauche des Schriftstellers am richtigsten steht; 43, 11 *in-*

cidebat, institutum, was nicht fehlen darf, usw. An einigen Stellen ist die hs. Lesart zu Ehren gebracht; 8, 3 *et hoc genus* und Gronovs Streichung des *et* abgelehnt; 23, 6 *prodeunt,* weil dies der gewöhnliche Ausdruck ist und die Doppellesart des M für RD eintritt; 25, 13 *quo prope,* was mir Wölfflin genügend geschützt zu haben scheint; 59, 1 *exsecuturum* für das *exacturum* der ed. Mog. usw. Aber auch die La. der Hss. ist nicht überall unverändert geblieben; z. B. habe ich 8, 5 *adliciendae* mit der ed. Paris. 1513 (Ascens.) geschrieben; 9, 9 *etiam* nach Scheibe; 21, 1 bloß *pro* für das überlieferte *proximo.* So hat der Text hier und da ein anderes Aussehen erhalten; im ganzen aber ist nur wenig geändert und von dem, was zur Kritik des ersten Buches in den 23 Jahren seit dem Erscheinen der achten Auflage beigesteuert worden ist, nicht viel aufgenommen worden. Wir wissen eben nicht, welche sprachlichen Erscheinungen auf Rechnung der ersten Dekade und insonderheit des ersten Buches zu setzen sind, wo Livius noch nicht über einen fertigen Stil gebietet. Aus demselben Grunde bin ich den Interpolationen nicht näher getreten, von denen meiner Überzeugung nach das erste Buch nicht frei geblieben ist. Die Ausdrucksweise des Schriftstellers kann zu Anfang breit und diffus gewesen sein und sich erst allmählich zu größerer Präzision entwickelt haben, so daß es sicherer erscheint, die Überlieferung intakt zu erhalten. In dieser bleiben sowieso noch Stellen genug, an denen die rechte La. noch nicht gefunden worden ist und vielleicht nie gefunden werden wird.

Den Kommentar habe ich sachlich wenig, in der Form aber um so häufiger verändert.

2) Des Titus Livius Römische Geschichte seit Gründung der Stadt. Im Auszuge herausgegeben von Franz Fügner. Teil I: Der zweite Punische Krieg. Kommentar. Heft 1: Buch XXI und XXII. Dritte Auflage. 1909. VI u. 129 S. 8. geb. 1,20 *M.* Heft 2: Buch XXIII—XXX. Zweite Auflage. 1907. IV u. 162 S. 8. geb. 1,40 *M.* Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. (B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller.)

Die neuen Auflagen, die beweisen, daß dieser Kommentar von den Schülern gern benutzt wird, sind nur wenig verändert. Die Erklärungen sind elementar gehalten, oft nur Übersetzungen, entsprechend der Vorstellung, daß die Lektüre des Livius auch für den Obersekundaner eine schwierige Aufgabe bildet, zu deren Bewältigung eine kräftige Unterstützung nötig ist. Eine wirkliche Änderung ist nur bei den militärischen Ausdrücken erfolgt, deren Wiedergabe im Deutschen an der Hand der Abhandlung von Max Hodermann (S. unten S. 20) geregelt ist. Äußerlich ist folgendes zu bemerken. „Die Anleitung zum Übersetzen und die grammatisch-stilistischen Regeln sind vor die Anmerkungen gestellt. Damit ist erzielt, daß der Schüler nur zurückzuschlagen braucht, weil alle Verweisungen wirkliche Rückverweisungen sind. Eine

andere Art Verweisungen habe ich bedeutend eingeschränkt, weil ich sie für zeitraubend und nutzlos halte, nämlich die stillschweigenden auf das Lexikon. Wo der Schüler auch im Lexikon nichts weiter finden würde als die einfache Bedeutung, habe ich die Vokabel gleich im Kommentar gegeben, wo doch auf den Zusammenhang eher Rücksicht genommen werden kann, als es im Lexikon möglich ist".

Die Ausführung im einzelnen ist sehr gewissenhaft und sorgfältig. Abkürzungen sind geflissentlich vermieden; doch ist stehengeblieben: Heft 1 S. 50 Z. 10 „*a Carth.* von K. aus, nach dem Aufbruch von K."; Heft 2 S. 46 Z. 18 v. u. „*invidia c.*" (wo übrigens *conflagrare* intransitiv ist, also = verzehrt werden); Z. 1 v. u. „für *nihil obst.*"; S. 76 Z. 3 v. u. „*ne mem. originum s.*"; S. 120 Z. 7 „*rerum in A. gerendarum* für den Feldzug in A."; S. 121 Z. 16 „*ducenos p.*"; S. 160 Z. 17 v. u. „*ab eadem sup.*" u. a. Die Titel der beiden Hefte stimmen nicht überein.

3) T. Livi ab urbe condita libri. Editionem primam curavit Guilelmus Weißenborn. Editio altera, quam curavit Guilelmus Heraeus. Pars V. Fasciculus I. Liber XXXIX—XL. Lipsiae MCMVIII, in aedibus B. G. Teubneri. XVI u. 112 S. kl. 8.

Die neue Auflage der Weißenbornschen Textausgabe hat bis zum 38. Buche Moritz Müller besorgt; nach dessen Tode ist die Neubearbeitung an W. Heraeus übergegangen, und die vorliegende Ausgabe ist die erste Probe davon. Wie alles, was W. Heraeus in die Hand nimmt, bei ihm wohlgeborgen ist, so kann sich auch diese Ausgabe sehen lassen, weil sie nicht nur eine besonnene Auswahl der Laa., sondern auch manche Notiz enthält, die einen wertvollen Beitrag zur Kritik darstellt. Ich habe zu gleicher Zeit eine neue Ausgabe (die dritte) von diesen Büchern erscheinen lassen, und ich freue mich aufrichtig, daß wir in sehr vielen Fällen die gleiche Entscheidung getroffen haben; es fehlt freilich auch nicht an Divergenzen, namentlich an solchen Stellen, wo die handschriftliche Überlieferung verwahrlost und eine sichere La. überhaupt nicht zu ermitteln ist. Die Vortrefflichkeit des cod. M ist unbestreitbar, und wir können uns freuen, daß wir ihn haben, gegenüber der unsicheren Überlieferung in ς (den jüngeren Hss.). Ob es ratsam war, unter diesen ς eine Auswahl zu treffen (nach Zingerles Vorgang), ist fraglich; F. Fügner bevorzugt den Lov. 4, während Zingerle dem Lovelianus 2, dem Harleianus 1 und Meadensis 1 den Vorzug gibt. L. Traube dagegen will erst zuverlässige Kollationen abwarten, bevor er sich entscheidet. Jedenfalls ist aber 'ex silentio Drakenborchii' kein Schluß zu ziehen; nur wo er die Laa. aus Hss. angibt, ist ihm zu folgen. 39, 4, 2 schreibt W. *Cephallania* (ebenso 5, 13. 16), sicher mit Recht, da der cod. B in den Büchern der 3. Dekade diese Schreibweise bietet. Er vergleicht meinen Anhang zu 36, 11, 9, wo noch hinzu-

zufügen sei: 38, 43, 9; 42, 48, 9. 56, 1. — 4, 4 liest er *praesente consule* mit ς, während er sonst, wo es sich um die Wortstellung handelt, dem M zu folgen pflegt, wenn nicht besondere Gründe gegen seine La. sprechen. Ich habe es ebenso gemacht und daher hier *consule praesente* (M) geschrieben. Über die Wortstellung vgl. z. B. 39, 14. 50, 1; 40, 7, 2. 8, 12. 11, 1. 15, 8 usw. — 5, 2 für die La. *in ludos* führt er (gegen Wesenberg) CIL. I 1251 an: *pecuniam e lege in ludos consumere oportuit.* — 8, 6 '*animos*, quod vulgo inserto verbo fulciunt, fortasse ex antecedenti huc illatum est; cf. Ter. Ad. 470 *nox, amor, vinum*; v. Otto, Sprichwörter der Römer s. v. *vinum* 4'. — 12, 4 '*Similae* vel *Simulae*, quod utrumque traditur, potuit oriri ex *Semelae*, confuso cum *Simila*, quae vulgo *Simula* audiebat, v. Ihm ad Pelagon. p. 21. CIL. VI 9897 = Dessau 7551 *est solatarius ab luco Semeles*'. — 13, 6 schreibt er mit Recht *ablegarent* (gegen M, der *amandarent* hat); vgl. 14, 1 und den Sprachgebrauch des Liv., der das von M überlieferte Verb nicht kennt. Er glaubt, daß es einem Glossem seine Entstehung verdankt, was öfter in M der Fall ist. 'In Thesauro linguae Latinae s. v. *amendo* (nam sic rectius scribitur) hic locus omnino omissus est'. — 15, 8 '*ilico*, quod solus M habere dicitur, valde suspectum est, utpote minime Livianum', was ein hinreichender Grund war, es zu entfernen; es steht an der Stelle, wo es überliefert ist, auch nicht günstig. — 17, 6 liest er *Opicernium* nach W. Schulze, Lateinische Eigennamen S. 203, der die Namensform aus Inschriften herstellt. Ebenderselbe ist a. a. O. 185 für die Schreibweise *Faecenia* (9, 5 und weiterhin), weil die Inschriften so haben und 9, 5 überdies die Oxyrhynchus-Epitome so überliefert. Auch hierin folgt W. Heraeus ihm, wahrscheinlich mit Recht. — 21, 2 *Hastensi* und 21, 3 *Hastam* mit alten Ausgaben, 'cf. C. Müller ad Ptolem. II 4, 10, Hübner ad CIL. II 699'. — 22, 5 spricht er sich gegen Drak.s Vermutung (*aruspices arceri*) aus; '*abominantes* de haruspicibus minus aptum videtur, cf. 31, 12, 8 *ante omnia abominati semimares iussique in mare deportari*'. — 25, 7 schreibt er mit W. Schulze, Orthographica S. LI *Thebas Pthias*, was hier und anderswo die Hss. unterstützen; Heraeus gibt zahlreiche Stellennachweise. — 26, 7 bemerkt er zu *velut ex diutina siti nimis avide meram haurientes libertatem*: 'obversatus est, quod nemo adnotavit, Livio sine dubio locus Ciceronis de re publ. 1, 66 ex Platonis legibus versus *nimis meracam libertatem sitiens hausit*'. — 27, 10 '*derexisse* scripsi constantem scripturam titulorum secutus, cf. hos primi p. Ch. saeculi: Dessau 5981 *fines derecti*, 5982 *derectam finem*, 5889 *viam derectam*, 208 *viam quam Drusus pater . . derexerat*, 5953a, 5954, 5955 all.' Richtig. — 28, 11 '*pecuniae* merae corruptelae illius *calūniae* deberi videtur'. — 30, 5 *quieti stativis manserunt* mit Lov. 2, was mir Bedenken erweckt; der Ausdruck *in stativis* ist jedenfalls natürlicher, und etwas hat vor *stativis* gestanden. Selbst

quietis stativis wäre vorzuziehen (vgl. 37, 15, 3). — 31, 4 folgt er mit Recht den Hss., die *Talna* bieten, nicht *Thalna*, ebenso 38, 4; 43, 8, 2; 45, 16, 3. 21, 3 (34, 42, 4 *halna* B, *talna* M), *Talna* et *Thalna* ut *Toranius* et *Thoranius*, *Torius* et *Thorius* veteres sibi ipsi parum constantes scripserunt'. — 34, 4 schreibt er *ad se alii* im Anschluß an LH (Lov. 2, Harl.), was richtig sein kann; aber auf den Chiasmus ist nicht viel zu geben, und *alii ad se* ist die natürliche Wortstellung. — 42, 9 *saepe* statt *persaepe* schreibt er 'ratus *per*, quod ante *lasciviam* in codicibus omissum est, huc perperam ex margine illatum esse. Similiter 40, 34, 14 *cum* ante *iis* correctio videtur pravi illius quod paulo post sequitur *tum* ante *praesidio*'. — 44, 1 schreibt er mit Recht nach der Mehrzahl der Hss. *Asiatico*, wie auch 37, 58, 6 und 39, 56, 7 der Name überliefert ist. 'Illud *Asiageni* editoribus recentioribus imposuisse videtur tamquam lectio difficilior, sed valde vereor, ne ex Eutropio 4, 4, 3 vel aliunde illatum sit, cf. Thes. ling. Lat. II 785 sq.'. — 45, 8 schreibt er *extremo prioris anni* [*comitia auguris creandi habita erant*] *augur in demortui* .. und bemerkt dazu: '*augur* scripsi distinctione post sequens *locum* sublata, ratus *augur* expulsum esse adnotatione marginali illa *comitia* .. *erant*, quae in recc. distracta exstat (*comitia habita erant*, deinde *auguris sufficiendi* post *locum*)'. Besonders kühn. — 46, 2 '*visceratione* recc., fortasse corruptum ex *visceratioe* i. e *visceratio est*, quamquam *est* minus placet'. — 49, 1 schreibt er *inita valle*, was möglich ist. — 53, 12 *mediam per Thraciam* für das überlieferte *mediam in Thraciam*, 'ratus *in* corruptum esse ex sequenti *in Odrysas*'. Gewöhnlich steht die Präposition vor *medius*; doch s. 9, 43, 15. — 54, 12 schreibt er *quam qui* mit Sigonius und bemerkt dazu: 'tradita lectio quamquam hanc interpretationem admittit: *non utique illis melius fore quam eis, qui* ..., duriuscule tamen dictum videtur'. Ich stimme bei und halte Sigonius' Änderung für richtig. — 55, 8 liest er *Parrus* mit F. Buecheler; richtig. — 55, 9 *dena* statt *decem*; richtig (s. Fügner, Lex. Liv. Sp. 733 f.).

40, 2, 4 *a Formiis aedem* ** mit der Bemerkung: 'lacunam post *Formiis* notavi duce Drakenborchio, qui tamen *a* cum duobus codd. recc. omissa *aedem Iovis item* supplet. (*Formiis aedem Apollinis* ⟨*ac*⟩ *Caietae* J. Fr. Gronov, quod saltem *et* esse debuit, ceterum cf. Nissen, Ital. Landeskunde II p. 660). Et potest *a* ab interpolatore inserta esse post defectum orationis, quamquam per se suspicione caret'. — 3, 4 '*fidiora* mihi suspectum est ..; vereor ne Livius hic quoque ut alibi *fideliora* scripserit'. Wohl richtig. — 8, 7 *admissi*] '*commissi* ex antecedenti *conficti* vitiatum videtur'. — 8, 11 *eorum rettuli, qui*] '*quibus* fort. corruptum est ex *quis* (seq. *se*)'. — 13, 2 *succincti*] 'certe accingendi verbum Livius propria notione nusquam alibi posuit, et antecedit *gladiis*'. — 16, 3 *maxime* stellt er hinter *haec* (*haec maxime vivo Philippo*); wohl möglich, obgleich Umstellungen ihr Mißliches haben, wenigstens

an so entfernte Stellen. Ich belasse *maxime* an der Stelle, wo es überliefert ist, und lese mit Wesenberg *maximum*. — 16, 8 *Urbicnam* mit alten Ausgaben, '*Uthicnam* vel sim. recc., quocum mire consentit *Οὐτίκνα*, urbs Zeugitanae a Ptolemaeo 4, 3, 37 memorata, ut saepius Afrorum et Hispanorum nomina communia deprehenduntur, quare fortasse *Uticnam* scribendum est'. Warum nicht *Uthicnam* beibehalten? — 22, 10 '*per*, quod M post *passim* exhibet, nescio an pertinuerit ad *populati sunt* i. e. *perpopulati sunt*'. — 27, 3 *praetoria*] 'an *ex praetoria*?' (weil nämlich die Hss. *extraordinaria* haben). — 34, 6 *depugnasset*] 'coniunctivus sane orationis obliquae est, ut c. 44, 9; 39, 5, 7 et similibus locis, unde minus recte transtulisse videtur Livius'. Weißenborn sagt: 'das Gelübde ist erfolgt, als der Sieg sich entschieden hat'. — 35, 2 *Massaliota*] 'quod B praebet cum recc. (contra M) 38, 42, 4; quamquam *Massioliota* (sic) idem 31, 50, 1. Sic ibridum *Massilioticum* Martiano Capellae 6, 635 concedi potest, at Plin. n. h. 3, 33 Mayhoff ex optimis codd. *Massal-* edidit, nec aliter traditur Marc. Emp. 1, 16'. — 40, 3 liest er mit Harant *quamcumque partem perculere impetu suo*, worin ich ihm beistimme. — 40, 11 schreibt er *septingenti* statt *mille ducenti*, indem er die La. der ed. Mog. (*mille ducenti*) als *DCC*, verschrieben in *MCC*, auffaßt. Ich sehe in der La. *tria milia mille ducenti* die La. ∞ ∞ ∞ ∞ *CC* und lese *quattuor milia ducenti*. — 40, 11 schreibt er *sescentis . in suis castris* 'dubitanter'. Er sieht in der La. der ed. Mog. *mille centum* denselben Schreibfehler wie vorher (*MC* statt *DC*). Mir ist das *suis* bedenklich, da wohl eher vom Lager der Feinde die Rede ist. Ich lese daher *sescentis. in illorum castris* (*in illis castris* die ed. Mog.). — 43, 1 '*Luna* pro *Latina* Mommsen ad CIL. I n. 539, et facile potuit errari a librario, cum bis paulo antecederet *latine*. Aliter iudicat Bormann ad CIL. XI p. 295'. — 46, 6 '*dicerentur* ** *nisi forte implacabiles* † *fueritis implicaverunt* Madvigii altera coniectura, qui intercidisse censet probabiliter velut hoc: *nisi praestaret ea commemorare, quae mitigare vos possint*, in *fueritis* substantivum velut *furores* latere ratus, pro quo malim ⟨*dum*⟩ *furitis* vel sim., ita ut *implacabiles* suum substantivum in lacuna illa maiore habuerit'. — 46, 15 *remittere ac finire*] nach eigener Vermutung, 'illud *vere* [*mittere vere ac finire* ed. Mog.] nescio cui dittographiae deberi ratus, cf. c. 54, 2 *suae quae* in ed. Mog.'. — 49, 6 *liceretne sibi*] 'an fuit ⟨*si*⟩ *sibi liceret* (cf. seq. *si . . militare liceret* all.),' ut *ne* perperam expletum sit sero dicendi usu, de quo Roensch Itala p. 401 dixit?' Ich schreibe mit Gr. *sibine liceret* (*ne sibi liceret* ed. Mog.). — 49, 7 'retinui, quod manifesto corruptum traditur *quoniam illos ad me propiunt suspicere*, nam ne Novákii quidem recens conatus *ad me tuendum quicquam piguit suscipere* satis placet (simplicius erat *arma pro me piguit suscipere*). In extremis fortasse latet *p*(*opuli*) *R*(*omani*) *odium suscipere*'. — 52, 1 '*annis octo ante* [so schreibt er im

Text] vel *octo ante annis* scribendum iudicavi ex certo usu Livii'. — 52, 4 *Larum* nach eigener Vermutung 'scripsi constantem usum scriptorum et lapidum secutus . . ; nec apparet, quam rationem *Larium* habeat'. — 52, 5 'cogitavi de tali sententiae forma: *caput ⟨et?⟩ patrandae paci haec pugna exvenit* (cf. *exdeicatis* SC. de Bacanal., *exfociunt* = *effugiunt*, CIL. I 195, 4 et alia multa scripturae antiquae)'. — 52, 6 *exercitu*, nicht *cum exercitu*; 'an in *cos* [52, 5] illud ipsum *cum* latet, quod ex G. Hermanni coni. vulgo ante *exercitu* additur?'. — 52, 6 *antehac invicta* nach eig. Vermutung (*antea sic victa* ed. Mog.); ziemlich kühn. — 53, 1 nach eig. Vermutung *invios montis Ballistae saltus* (*invios montes vallesque saltus* ed. Mog.). — 53, 2 fügt er nur *caesi sunt* ein, nicht *caesi sunt** capti* 'sufficere ratus ad explendum hiatum, cf. 41, 17, 2'. Ich halte überhaupt einen Einschub für unnötig. — 55, 4 '*iube regi* dubitanter mutavi quod traditur *iuberet*, improbabilem vocativum *rex* in fine esse ratus'. — 56, 11 'Fuit, cum cogitabam *per dispositos ⟨equos citos⟩*, quo magis causa defectus appareret (cf. 26, 15, 8 *eques citus*)'. — 57, 3 *Bastarna, Antigonus ex regiis unus, saepe* nach dem Vorgange von Zingerle, der *Bastarnes* (so Mg.), *Antigonus ex regiis unus* liest. '*Bastarnes* nemo dixit, *Bastarna* Sid. Apoll. c. 5, 474. *Saepe* est 'wiederholt', cf. § 2 *diu sollicitata*, nec video, cur displiceat'. — 57, 7 '*iri* Crévier; mirum sane *ire* omisso subiecto, quod nescio an lateat in antecedenti *aequales*, quod Dukero suadente deletur'. — 58, 8 '*quo profecti erant* Madv., sed fortasse *profecti erant* delendum est ut male repetitum ex § 7'. — 58, 8 '*Apolloniam Mesembriamque* scripsi duce Nieseo l. c. 101, *Apolloniam meridianam regionem* traditur, quod ortum videtur glossemate supra *mesembriam* scripto'.

In der 'scripturae ed. Madvig. (Hauniae MDCCCLXV) a nostra discrepantis index' wird zu 39, 3, 1 zu M ein Fragezeichen gesetzt (ebenso 40, 12, 2). Es mag dieses berechtigt sein, wo Zingerle, wie hier, angibt: „M *teste Modio*"; aber diese Angabe stammt von Carbach und ist daher wohl nicht anzuzweifeln. — Zu 4, 2 schreibe 38, 43, 9 (nicht 8). — 6, 4 '*Petilia*] trad.' fehlt. — Zu 8, 6 war *nox amor vinum* und eine Zeile später *vinum* nicht kursiv zu drucken. — 9, 4 steht hinter M eine schiefe Klammer. — Zu 9, 5 schreibe *Oxyrhynchi*. — 12, 4 ist *Simila* und *Simula* wohl mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben, desgleichen vor *solatarius* das *est* nicht kursiv. — 15, 8 '*ilico*, quod solus M habere dicitur'; es ist die Angabe Carbachs, und zwar hat M *illico*. — 17, 3 'An *vellet neu*?' So hat Bauer neben *neve* vorgeschlagen und ? ist kursiv zu drucken. — 17, 6 (nicht 7). — 22, 1 'decem deinde apparatos L'; allein 'Lovel. 2' ist nicht sicher, da Drak. hier oder vorher den Lovel. 3 gemeint hat. — S. V Anm. 1 Z. 2 ist *et* kursiv zu drucken und Anm. 2 bezieht sich auf § 9 (nicht 8). — p. V letzte Zeile ist der Punkt hinter M zu streichen. — 28, 11 *pecuniae* (11 fehlt). — 28, 14 *indicetis* ist ein von Mg.

selbst verbesserter Druckfehler (p. XXVII seiner Ausgabe). — 31, 2 ist 26, 2, 6 ein unrichtiges Zitat (vielleicht 27, 2, 1). — S. VII ist XLII (nicht XLIII) zu lesen. — 48, 2 steht hinter 'Madvig' eine schiefe Klammer. — Zu 54, 12 schreibe *illis . . eis* (statt *illos . . eos*). — 55, 4 hat '45, 20, 3' nur *prosecuti sunt.* — S. IX schreibe VI 4 (nicht 3). — 8, 2 und 14, 4 steht hinter '*del.*' eine schiefe Klammer. — S. X steht die Bemerkung zu 22, 10 drei Zeilen zu früh, und hinter '*perpopulati sunt*' fehlt die Klammer. — S. XI. 22, 4 wollte Weißenborn *erant* hinter *contecta* einfügen. — 27, 3 ist das ? kursiv zu drucken. — Z. 9 ist XXVIII vor 6 hinzuzufügen. — 29, 3 *agri* M] ist *XXIX* zu streichen. — Zu 29, 7 ist 6 zu streichen. — 33, 4 hat Mg. nicht 'errore' *imbres remiserunt* gestellt, sondern ist dem M gefolgt, und so dürfte zu lesen sein. — Zwei Zeilen später ist vor 2 *centena quadragena*] ausgefallen XXXIV. — Zu 34, 14 ist zu lesen '*quod ex H Zingerle recepit*' (nicht *K*). — XXXVII 4 zu schreiben (nicht 49). — 38, 3 schreibe *ut* (nicht *aut*). — 40, 3 'in ed. Mog. est *DC in illis castris*', vielmehr *MC* oder genauer *mille centum.* — 41, 2 hat ed. Mog. *tanquam* (nicht *tamquam*) und unter den vorhergehenden Zitaten lies 38, 27 (nicht 29), 7. — S. XIII Z. 6 lies 'Ib. 4' (nicht 3), Z. 7 lies XLVI (nicht XLV), Z. 10 *implicaverint* (nicht *implicaverunt*). — Zu 47, 2 ist *nec* kursiv zu drucken. — S. XIV Z. 2 fehlt hinter *suscipere* die Schlußklammer. — Z. 13 v. u. *post* kursiv. — Z. 3 v. u. 'cum exercitu] exercitu *trad.*' gehört eine Zeile früher vor 'antea invicta]'. — S. XV Z. 5 ist *montis* kursiv und 'c. 50, 2 nicht in Antiqua zu setzen. — Z. 6 v. u. ist die Klamme hinter *Philippus* zu tilgen.

Druckfehler im Text: 39, 5, 9 *necess* st. *necesse.* — 7, 1 *ducenta* st. *ducentas.* — 19, 4 *ut* st. *uti.* — 38, 11 *esset* st. *essent.* — 45, 8 Punkt vor *augur* zu streichen. — 47, 10 *reddiderit* st. *reddiderint.* — 40, 21, 7 *consultarent* st. *consultaret.* — 38, 3 *ut Ligures* st. *Ligures.* — 53, 1 *montes* st. *montis.*

4) T. Livi ab urbe condita libri. Wilhelm Weißenborns erklärende Ausgabe, neubearbeitet von H. J. Müller. Buch 39 und 40. Dritte Auflage. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. III u. 28 3S. 8.

Bei der schlechten handschriftlichen Überlieferung und der mangelhaften Kollation der Hss. bei Drak. ist es kein Wunder, daß die Auswahl der Laa. bei den Herausgebern verschieden ausfällt. Besonders schwierig ist es, das richtige Verhältnis zu M zu finden. Ich bin überzeugt, daß die ς noch an vielen Stellen mehr zu befolgen sind (sie gehen doch auf B zurück); freilich sind die Laa. von M um der Konsequenz willen zu bevorzugen, mit Ausnahme der Zahlen. In meiner gleichzeitig erschienenen Ausgabe dieser Bücher habe ich neben vielfacher Übereinstimmung mit W. Heraeus doch an folgenden Stellen zu einer anderen La. gegriffen, ohne überall von der Richtigkeit ganz überzeugt zu sein.

39, 1, 2 *per magnorum intervalla bellorum* (ς), wo ich zweifle, ob nicht mit ς *per intervalla magnorum bellorum* zu schreiben war. — 1, 5 *montuosa* (4 ς). — 1, 5 *et ipsa* nach Schelius. — 1, 5 *et itinera* (M). — 1, 6 *tempus, nullum usquam locum* nach eigener Vermutung. — 1, 6 vielleicht ⟨*cum*⟩ *praedae* nach eig. Vermutung. — 4, 8 *nobilissimae* (ς). — 4, 9 ⟨*sit*⟩ *pugnatum* nach eig. Verm. — 4, 12 *civitatum* (ς). — 5, 12 vielleicht *praetulit* ⟨*alium*⟩. — 5, 14 *tetrachmum Atticum* nach Wesenberg. — 5, 15 *quadringenti* statt *trecenti* (ς). — 6, 3 *Volso* nach ed. Mog. — 6, 6 *conspiciebantur* (ς). — 7, 1 *coronas aureas, ducenta duodecim pondo* nach Kreyßig. — 8, 5 *coepta* ohne *sunt* (ς). — 8, 7 *sed et falsi* (5 ς). — 9, 1 *velut contagione* (ς). — 9, 1 *eam* statt *ea* nach Wesenberg. — 14, 2 ⟨*aperto*⟩ *aditu* nach Wesenberg. — 14, 9 ⟨*in*⟩ *libero conclavi* nach Wesenberg. — 14, 10 *utique* (ς). — 15, 1 *praefari . . solent magistratus* statt *praefari . . magistratus solent* (ς). — 15, 11 *debere esse* (nach den meisten ς). — 17, 5 *nomina delata* (nach 3 ς und Fr. 2). — 17, 7 *maxime* (2 ς). — 19, 4 *uti ad plebem* (7 ς). — 19, 6 vielleicht ⟨*in*⟩ *tuto* nach eig. Verm. — 20, 6 *sequitur* (5 ς). — 22, 1 *decem deinde* ⟨*dies magnifice*⟩ *apparatos ludos* nach eig. Verm. — 24, 9 *nuntiabant* statt *narrabant* (ς). — 25, 2 *aut gratia* nach Walch. — 25, 4 *utrum Thessalorum iuris fuissent et vi* nach eig. Verm. — 25, 5 *non vi* nach der ed. Aldina. — 25, 16 *fuisse* ⟨*dicebant*⟩ nach eig. Verm. — 30, 2 *Toleto et Dipone* (nach den meisten ς). — 30, 8 *poscebat, profecti; duodecim* (ς). — 31, 2 *proelium* statt *pugna* (M). — 31, 11 *coacti* (ς). — 31, 14 *triginta duo* (ς). — 32, 3 *montem* ⟨*Auginum*⟩ nach Cluver. — 32, 8 vielleicht *repulsi* ⟨*et*⟩. — 36, 11 *Gythio* (FM)[1]). — 36, 11 *ferentis* (F). — 36, 11 *oppugnantis* (F). — 37, 2 *isdem* (F). — 37, 2 *Lacedaemonis* (F, 2 ς). — 37, 5 *deformes notae* (F ς). — 37, 7 *conciti* (F). — 37, 8 *nunc, opinor* (F ς). — 37, 12 *urbem, agros* (F, 4 ς). — 38, 10 *quadringentos* statt *trecentos* (ς). — 38, 11 vielleicht ist *quattuor* zu tilgen. — 39, 1 *Decimi* (M). — 39, 2 *petebat* nach alten Ausgaben. — 39, 8 *ad voluntatem . . spem cessurum* (ς). — 40, 2 *Volso* (ς, ed. Mog.). — 40, 10 *gratiae ac divitiarum* nach eig. Verm. — 40, 11 *laboris et periculi* (2 ς). — 42, 4 *translatum* (ς). — 45, 2 *Albinus, P. Cornelius* nach Wesenberg. — 45, 8 *comitia auguris creandi habita erant in demortui Cn. Corneli Lentuli locum; creatus erat* (M). — 46, 2 *pugnarunt* (5 ς). — 46, 4 *volgo* (M), vielleicht ist *defunctosque volgo eo* zu schreiben. — 46, 5 *indicta* statt *indicta erat* nach Ussing. — 46, 5 *pluisset* (ς). — 46, 5 *Volcani* (M). — 47, 2 vielleicht *per vim* ⟨*ereptis*⟩ *aut per gratiam iudicatis.* — 47, 9 *credendum esse* (ς). — 47, 10 *reddiderint* nach Gr. — 48, 3 *certabatur* statt *vertebatur* nach Mg. — 49, 1 *petebant,* ⟨*profectus et*⟩ *in valle* nach eig. Verm. — 49, 8 *cum . . videretur* nach Crévier (*dum . .*

[1]) F = Fragmentum Bambergense, 6. Jahrhundert; vgl. JB. 1905 S. 8 ff.

videretur (ς). — 49, 11 *conlatae* (*conlata* ς). — 50, 6 *censebant; sed defectionis* (M). — 50, 11 *eum duobus duarum* nach Weißenborn. — 51, 5 *fecerat ex iis* (ς). — 53, 2 *volgus* (M). — 53, 6 *censebat* statt *aiebat* (ς). — 53, 10 *legati alii* (ς). — 53, 12 *media Thracia* nach Mg.

40, 3, 1 vielleicht *curam auxerat*. — 5, 7 *ad mentionem Romanorum* nach Gr. — 5, 13 *rentur habituros esse* (ς). — 6, 1 *advenit* (ς). — 6, 4 *sana esset* (7 ς). — 8, 2 *salvae* (die meisten ς). — 8, 11 *earum* nach T. Faber. — 8, 16 *vaecordi* nach eig. Verm. — 9, 6 *liceat* (ς). — 9, 8 vielleicht *in vicem in modum vivimus* oder *in vicem* ⟨*in modum*⟩ *iam diu vivimus*. — 9, 15 *rem pro manifesto* (ς). — 11, 2 *sibi abdicato* (ς). — 12, 5 *reliquum* (4 ς). — 12, 17 *cuius auctoritate et consiliis* nach Crévier. — 15, 2 *regni tui* (ς). — 15, 12 *meditandam* nach Wesenberg. — 16, 2 vielleicht *mores*⟨*que*⟩. — 16, 3 *quod maximum* nach Wesenberg. — 16, 8 *Uthicnam* (4 ς). — 16, 11 *aureae, pondo* ('mss. codices' des Gelenius und einige ς). — 17, 7 *ex his* (ς). — 18, 2 *Petillius* nach Sigonius. — 19, 2 *pluit* (die meisten ς). — 19, 3 *tunc* ⟨*funeribus*⟩ nach eig. Verm. — 20, 5 vielleicht *aures* ⟨*eius*⟩. — 20, 6 vielleicht *ut neque* ⟨*Romam scriberet neque*⟩ *scribi*. — 21, 3 vielleicht *exercitui nullam viam esse*. — 21, 6 vielleicht *subsidium spei*. — 21, 7 *consultaret* (ς) mit der Verm., daß *consultaretur* zu schreiben sei. — 21 *qua proxime* (M, 2 ς). — 22, 4 *contecta* ⟨*erant*⟩ nach Wßb. — 22, 5 *volgatae* (M). — 22, 13 *ab superioribus* (5 ς). — 22, 14 *idem* (4 ς). — 25, 7 *Paulus duos* nach Wesenberg. — 26, 7 *Petillio, ut* nach eigener Verm. — 28, 6 *et quingenti* (ς). — 29, 7 *pontificio* (ς). — 29, 9 *volgarentur* (M). — 30, 5 *hostium* ⟨*e*⟩ *castris* nach Wesenberg. — 30, 5 *procurrisset* (Mς). — 31, 6 *oppugnaturos* (ς). — 31, 7 *excitandum pugnae* (ς). — 31, 9 *castra . castris* ⟨*captis*⟩ nach eig. Verm. — 33, 4 *a domo* (ς). — 33, 4 *imbres remiserunt* (M). — 33, 9 *oppugnando* (Mς). — 34, 5 *statuta est, patris* nach Cobet. — 35, 5 *ob res prospere gestas ut* (mit einigen ς). — 35, 7 *inde abituri* (6 ς). — 35, 13 *facilius sit* (ς). — 36, 7 *inferrent bellum* (8 ς). — 37, 5 *consulis erat mors maxime* mit der Verm., daß *maxime consulis erat mors* zu lesen sei. — 38, 2 *alium finem* nach Gr. — 38, 3 *edixerunt, Ligures* (ed. Mog.). — 40, 11 *quattuor milia ducenti* nach eig. Verm. — 40, 11 *sescentis. in illorum castris* nach eig. Verm. — 42, 1 *Duronius, qui ex Illyrico . . . redierat* nach eig. Verm. — 42, 7 *is tum* nach Mg. — 45, 2 *nix subito* nach H. A. Koch. — 45, 7 *multis saepe* nach R. Novák. — 46, 15 *remittere se ac finire* nach Mg. — 47, 1 *Gracchus reverteretur, si* nach Gr. — 47, 2 *primo* (ed. Mog.). — 47, 10 ⟨*et*⟩ *quadraginta* nach Wßb. — 49, 6 *ab eo, sibine liceret* nach Gr. — 49, 7 *illos ac me populum Romanum oportuit suscipere* nach M. Hertz. — 50, 6 *oppugnasse* (ed. Mog.). — 51, 6 *et forum et* (ed. Mog.). — 51, 6 *Spei ab Tiberi ad aedem* nach G. A. Becker. — 52, 1 *octo ante annis* nach eig. Verm. — 52, 5

subigendis, patrandae pacis causa nach eig. Verm. — 52, 5 *ad pugnam exeunti* nach Ritschl. — 52, 5 *M. filio Regillo* nach J. Perizonius. — 52, 5 ⟨*res cessit gloriose*⟩ nach Ritschl. — 52, 6 ⟨*cum*⟩ *exercitu* nach G. Hermann. — 52, 6 *antea invicta* nach WBb. — 52, 6 *eius* ⟨*in mari omne fractum subactumque est eius*⟩ nach Ritschl. — 53, 1 *invios montes vallesque et saltus* nach Drakenborch. — 53, 2 *hostium omnisque* (ed. Mog.) — 53, 3 *possis* (ed. Mog.). — 53, 3 *insidiis sit* nach Dusánek. — 55, 8 *superesset quam quod alter perisset* nach Mg. — 56, 9 *agitarent, cum diris extinctum esse execrationibus* nach Drak. — 57, 2 *contrahendas* (ed. Mog.). — 57, 3 *saepe prius* nach eig. Verm. — 57, 5 *sedes fundare* nach Gr. — 58, 1 ⟨*ad*⟩ *famam* nach WBb. — 58, 8 *Clondico duce* ⟨*in Dardaniam, quo*⟩ nach eig. Verm. — 58, 8 *Aquiloniam, mediterraneam* nach eigener Verm. — 59, 4 *Volso* (ed. Mog.).

Der Kommentar ist wie bei den früher erschienenen Heften von mir gründlich überarbeitet worden. Der Anhang war bei WBb. gar nicht zu gebrauchen, er ist von 4 Seiten auf 44 Seiten angewachsen.

II. Beiträge zur Kritik und Erklärung.

a) Abhandlungen.

5) C. F. W. Müller, Syntax des Nominativs und Akkusativs im Lateinischen. Leipzig 1908, B. G. Teubner. VI u. 175 S. Lex. 8. 6 *M.* (Historische Grammatik der lateinischen Sprache. Supplement.)

1, 59, 10 ist m. E. *corpore patris invecta filia* 'auf' oder 'über den Körper' richtiger als *corpori* 'gegen den Körper' (S. 138). — 5, 41, 8 *maiestate* (V) S. 114. — 9, 24, 5 scheint er die Änderung von *insidere* in *considere* zu billigen (S. 137). — 22, 50, 8 „hat man allgemein das *obstrepunt portas* des Put. in *portis* geändert" (S. 139). — 24, 47, 5 „ist wohl *conloquia coepta seri*, nicht *fieri* zu schreiben" (S. 53). — 25, 16, 5 „gewiß unrichtig schreibt man *iam* ⟨*altero*⟩ *anno in magistratu erat*" (S. 108, 1). — 27, 47, 10, wo *errorem volvens* überliefert ist, wird am wahrscheinlichsten mit Riemann *errore iter revolvens* zu lesen sein (S. 39). — 29, 18, 7 *aliquantum altitudinis excitata erant moenia* und Curt. 6, 5, 21 *iam aliquantum altitudinis opus creverat* sind ziemlich gleich. „Dort schreibt man *ad* oder *in*, hier *in aliquantum*. Mützell findet das Auffallende in der Hinzufügung des 'partitiven Genitivs' zu dem 'reinen Adverbialbegriff' *aliquantum*, Madvig Em. Liv.[2] p. 418 in dem Worte *altitudo*, welches als Ausdruck der bloßen Dimension 'non magis pro mensura poni potest quam latitudinis longitudinisve nomen'. Man könne wohl sagen *magnum spatium fugere*, aber nicht *magnam altitudinem crescere*. Daß *altitudo* nur die Dimensionen bezeichne, ist ebensowenig richtig, wie daß *latitudo* und *longitudo* nicht 'die Breitseite,

die Längsseite' heiße. Gegen *magnam altitudinem crescere* ist m. E. rein grammatisch nichts einzuwenden; man sagte nicht so, weil sowohl 'wachsen' als 'die Höhe' sozusagen dazu herausfordern, mehr das Endziel als die Ausdehnung hervorzuheben. Daher erscheint mir *in aliquantum altitudinis crescere* natürlicher; aber *aliquantum altitudinis* ist darum, meine ich, nicht sprachwidrig, weil diese Neutra, *multum*, *tantum*, *aliquantum*, als Ausdehnungsbezeichnungen so gangbar sind, daß man auch die Richtung, *altitudinis*, hinzuzusetzen, keinen Anstand nehmen durfte" (S. 92). — 34, 23, 2 ist *imploratos auxilium . . tulisse opem* unmöglich und verschieden korrigiert (S. 149). — 40, 9, 8 „ist *vitam* gewiß falsch von einigen zu *vivimus* hinzugesetzt" (S. 19, 1). — 42, 35, 6 ist *incertus numerus, quantum rogati auxilia Cretenses misissent* überliefert, „aber *auxilia* jedenfalls mit Recht getilgt" (S. 147). — 42, 66, 7 „daß schon Livius *praeceps deicere impedimenta* gesagt habe, was Heraeus vind. Liv. I p. 5 annimmt, scheint wenig wahrscheinlich" (S. 85). — 44, 27, 4 „ist wohl richtig *manus ⟨per⟩ Perrhaebiae saltum in Thessaliam traducta*" (S. 144). — 45, 24, 14 *iudicium, quod numquam iudicabimus nos vestros hostis* „ist m. E. zweifellos von Gronov richtig korrigiert in *quo*" (S. 24).

6) René Pichon, Notes critiques sur Tite-Live. Rev. de phil. 1908 S. 65 ff.

21, 30, 7 *nullas profecto terras caelum contingere nec exsuperabiles humano generi esse.* Dies ist die La. des P, die seit Jahrhunderten die Herausgeber durch die Einfügung eines *in* privativum (*inexsuperabiles*) gangbar gemacht haben. Pichon ist dagegen, 'cette correction me semble tout à fait injustifiée'. Er erinnert an die Regel, 'que deux négations valent une affirmation' (*nullas terras nec exsuperabiles esse = omnes terras exsuperabiles esse*), und übersetzt: 'il n'y a pas de terres qui touchent le ciel et qui ne soient franchissables pour des hommes'. *nec* setzt den negativen Begriff des ersten Gliedes weiter fort, als wenn es hieße *omnes profecto terras caelum non contingere nec . .*, woraus sich die La. der 2. Hand in CM von selbst ergibt.

22, 58, 7 glaubt Pichon der Überlieferung *si forte ad pacem inclinaret animos* durch die Änderung *inclinarēt* (d. h. *inclinarent*) *animos* aufhelfen zu können; dies sei besser als *inclinaret animus*, wie gewöhnlich gelesen werde. Dieser Vorschlag ist annehmbar; 'quand il est question d'un groupe de personnes, on se sert plutôt du pluriel *animi* que du singulier *animus*', wie ja auch A. Perizonius *inclinarent animi* vorschlug. Drakenborch, welcher *inclinarent animos* im Texte liest, nennt es 'vulgatum', es findet sich also schon in den älteren Ausgaben.

24, 25, 8 *nec stupere modice nec habere sciunt* hat die Hs. ohne Sinn, wofür *nec cupere modice* von Pichon vorgeschlagen

wird. Es ist dies die La. der jüngeren Hss., welche schon Fabri neben *recuperare* empfahl, und nur eben ein Notbehelf. Ich bin mehr für *sumere modice*; die wahre Freiheit, in der Recht und Gesetz ihre Geltung behalten, weiß die Menge sich nicht mit Maß anzueignen und mit Maß zu behalten, sondern wird tyrannisch. *sumere* wird auch sonst von Liv. so gebraucht.

28, 42, 6 schreibt Pichon *cetera nequaquam elevo*, was an sich geeignet ist, aber sich von der Überlieferung weiter entfernt als *neque ea elevo* (Σ^3), sind doch in der La. des P nur zwei Buchstaben umgestellt (*neq. aeeleuo*). Bei der La. des Spirensis können wir uns beruhigen; denn auch sie gibt einen guten Sinn, und mit der Bemerkung 'qui est evidemment le résultat d'une correction' ist nichts gewonnen. Die Berufung auf 30, 42, 7 hilft nichts, da hier die La. sehr zweifelhaft ist.

28, 44, 4 *ut tot in Italia populi ad se deficerent, quot defecerant post Cannensem cladem.* So die La., welche aus P, aus Σ^3 und den jüngeren Hss. zusammengestellt wird, und in der nichts Anstößiges zu finden ist; denn dem *tot* muß wohl ein *quot* entsprechen, und das scheint mir für die Richtigkeit der Ergänzung zu sprechen. *populi* will auch Pichon aus Σ^3 aufnehmen, aber *post Cannensem cladem* streichen, so daß *ut tot in Italia populi ad se deficerent* die ursprüngliche La. gewesen sei. Aber P ist oft lückenhaft, wie ja auch *populi* andeutet, und *quot defecerunt* konnte nach *deficerent* leicht übersehen werden. Die Überlieferung in den drei Hss.-Klassen gibt ja an sich keinen einwandfreien Text; warum da also nicht die Hilfe annehmen, die uns in ihnen geboten wird? Die Hinzufügung von *post Cannensem cladem* ist auch nicht recht erklärlich.

29, 27, 2 spricht sich Pichon für *terra marique secuntur, omnibus bene verruncent* . . aus, übereinstimmend mit Mg. E. L. 422, was viel für sich hat, aber doch zweifelhaft ist; vgl. Flor. 3, 5 (1, 39 S. 65, 10 Jahn).

b) Zerstreute Beiträge.

21, 18, 7 erklärt W. H. Kirk, The Classical Journal III Nr. 110, *animadversio* bedeute nicht „Bestrafung", sondern sei *quaestio* synonym. So erklärt es W. Freund in seinem Wörterbuch.

30, 18, 15 ist der Gentilname *Maevius* in P überliefert. Daß er richtiger *Mevius* geschrieben wird, hebt W. Heraeus in der WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 436 hervor. Vgl. Teuffel RL. § 233, 2 und außer der Transskription in einer bilinguen Inschrift (Dessau inscr. sel. 2521) die republikanische Inschrift ICL. I 1192 und die Inschrift Dessau 8190, wo *Mevia* neben *Maenius* vorkommt. Übrigens gibt bei Livius die andere Überlieferung (Σ) *medius* oder *meduus*. Die Schreibung *Maevius* beruht wohl auf Verwechslung mit Naevius.

32, 16, 3 *ad Samen insulam* sei nicht die Insel Same, sondern Zacynthus, behauptet E. Costanzi, Riv. di fil. XXXVI (1908) S. 123—127.

III. Quellen, Handschriftliches usw.

7) E. Hesselmeyer, Hannibals Alpenübergang im Lichte der neueren Kriegsgeschichte. Ein Vortrag. Tübingen 1906, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 47 S. 8.

Verf. stellt den Alpenübergang Hannibals zusammen mit zwei Ereignissen der neueren Kriegsgeschichte, den Alpenübergängen Napoleons I. und des Prinzen Eugen von Savoyen. An diesen Beispielen weist er nach, daß für Heere von der Größe, die sie hatten, ein Paß niemals ausreicht, falls man eine bestimmte Anzahl von Tagen zum Übergange verwenden will. Die 16 Tage von Grenoble nach Turin setzen zum mindesten drei Pässe voraus, wenn Napoleon zu einer kürzeren Strecke mit weniger Truppen in 11 Tagen drei Pässe benutzen mußte. „Ich glaube, daß die durch die Isère getrennten Heerhaufen getrennt blieben, namentlich auch als es galt, die Zentralkette zu überschreiten. Die eine Kolonne, die auf dem linken Isèreufer marschierte, sagen wir das Gros unter Hannibal, überschritt nachher in zwei getrennten Abteilungen die Zentralkette über die beiden M. Cenispässe, die andere Kolonne, die auf dem rechten Isèreufer als Seitendetachement marschierte, vermutlich in der Hauptsache aus Reiterei bestehend, blieb auf dem rechten Isèreufer und zweigte nicht im Arctal ab, sondern überschritt der Isère aufwärts folgend die Zentralkette über den ebenso bequemen Kl. St. Bernhard. Die Überlieferung hat diese Tatsache in der Notiz des Antipater[1]), Hannibal sei über das *Cremonis iugum* [Liv. 21, 38, 6] marschiert, zufälliger-, aber glücklicherweise festgehalten“ (S. 43)[2]).

---

[1]) Verf. nennt ihn beharrlich Caelius.

[2]) Bemerkenswert ist das Urteil, das er über den Polybius abgibt. Er sagt (S. 14): „Polybius hatte eine höchst unvollkommene Vorstellung von dem Bogenzug der Alpen, so wichtig er auch mit seinen diesbezüglichen Reisen und Kenntnissen tut. Auch macht er in bezug auf die Topographie ganz unzulängliche Angaben, und diejenigen Angaben, die ihm z. B. anläßlich von Hannibals Alpenübergang in seinen Quellen nicht gleich verständlich waren oder die er mit seinen eigenen falschen Terrainvorstellungen nicht vereinigen konnte, hat er einfach unterdrückt, wie er dann die Westalpen von Massilia aus erst lange nachdem er den 2. Punischen Krieg niedergeschrieben und veröffentlicht hatte, bereist hat, ohne sich übrigens bewogen zu fühlen, seine Irrtümer in einer „zweiten, vollständig umgearbeiteten Auflage“ auszumerzen. Auch fragt man sich mit Recht, wie Polybius, der sich seinen Lesern als Alpenkenner vorstellt, ihnen fast gar keine geographischen Namen mitteilen kann“. S. 27: „Er (Livius) schließt sich für die Schilderung des Alpenaufstieges . . so ziemlich an Polybius an, der . . zu allem hin noch das in Betracht kommende Gelände selbst bereist und besichtigt habe (Polyb. III 48). Was es mit dieser Studienreise Polybs in den Westalpen

8) Guilelmus Stahl, De bello Sertoriano. Diss. Erlangen 1907. 88 S. 8.

In dieser in korrektem Latein geschriebenen, gediegenen Dissertation handelt der Verfasser im ersten Teile von den Quellen und weist nach, daß nicht aus dem Urlivius geschöpft ist, sondern aus der Epitome, aus den Periochae und den pedissequi Livii, Eutropius, Orosius usw. Im zweiten Teile untersucht er das fragmentum 22 aus dem Buche 91 und versetzt mit Mommsen die erzählten Ereignisse in den Winter 77/76 (S. 65). Interessant ist S. 56—59, was er über den Weg sagt, den Hannibal bei seinem Alpenübergange eingeschlagen hat. Er spricht sich gegen den Kleinen St. Bernhard aus und stellt sich auf die Seite derer, die Hannibals Route über den M. Cenis gehen lassen, während Pompejus später über den M. Genèvre geht.

Das übrige liegt von Livius abseits. Der Verfasser weiß seine Ansichten mit Umsicht zu stützen und für seine Ansätze einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu erzielen.

9) W. Soltau, Die dreihundertundsechs Fabier. WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 989—991.

Obwohl es festzustehen scheint, daß das Fabische Geschlecht im Kampf fürs Vaterland zahlreiche Mitglieder verloren hat, so herrscht über die Einzelheiten der Katastrophe (Liv. 2, 50, 11) große Unklarheit, und sie ist als eine literarische Erfindung jüngeren Datums nicht ernst zu nehmen. „Das Bestreben, die Großtaten der Römer an wahrem Wert denen der Griechen, besonders der Spartiaten, gleichzustellen, ist der Ausgangspunkt gewesen, von dem aus eine weitere Assimilierung erfolgte“, und der Opfertod der Fabier fiel ungefähr in die gleiche Zeit wie der der 300 Spartiaten in den Thermopylen. Ein Elitekorps von 300 *celeres* hatten die alten Könige um sich gehabt, und ein solches Elitekorps wollte gegen den Feind ziehen. Dionysius 9, 15 aber machte aus dem Kampfe der 300 Fabier eine große Schlacht, indem er sie durch Klienten und Hilfstruppen bis zu 4000 verstärkt sein ließ. Dies gibt dem Verf. Anlaß, auf Herodot 7, 202 hinzuweisen, wo außer den 300 Spartiaten 3700[1]) als Teilnehmer des Kampfes genannt werden. Warum aber 306 Fabier? Dionysius 2, 13 berichtet, daß das Elitekorps der Könige nach dem Muster der alten Lacedämonier gebildet war, und daß dieses unter dem Befehle von *τρεῖς ἑκατόνταρχοι* stand, unter denen *ἕτεροι τὰς ὑποδεεστέρας ἔχοντες ἀρχάς* kommandierten. Es scheint also die Vorstellung zu herrschen, daß die 300 Mann 3 centuriones und 3 succenturiones gehabt haben, und daß so die Fabierschar auf 300 + 6 Mann

auf sich hat, ist schon vorhin (S. 4 f.) berührt worden. Die angebliche Verwertung ihrer Ergebnisse ist also eitel Geflunker“.

[1]) Es sind aber 3900, denn zu den „480 sonstigen Peloponnesiern“ kommen noch 200 Phliasier hinzu. Aber Herodot 7, 228 faßte die Zahl in *ἐκ Πελοποννάσου χιλιάδες τέτορες* zusammen.

berechnet worden sei. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß Herodot auch hier „der Vater der Geschichte“ gewesen ist.

10) W. Soltau, Cassius, Maelius, Manlius. WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 585—589.

Unter den Livianischen Schilderungen der Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern nehmen drei Episoden eine eigenartige Stellung ein: die Abschnitte, welche die demagogischen Umtriebe und den Sturz von Sp. Cassius (Liv. 2, 41), Sp. Maelius (Liv. 4, 10—16) und M. Manlius (Liv. 6, 14—20) zur Darstellung bringen. In der Tätigkeit dieser drei Demagogen liegt ein ganzes politisches Programm, und zwar ist dieses in allen drei Fällen das gleiche, nämlich dasjenige, das die Gracchen erstrebt haben. Es ist vieles hierin Dichtung, nicht Geschichte, wie denn in allen älteren Berichten nur von einem Streben nach der Tyrannis, nicht von agrarischen Aktionen dieser drei Staatsmänner die Rede ist. Es wäre wohl denkbar, daß diese Erzählungen auf die jüngsten Annalisten, Macer und Tubero, zurückzuführen seien; allein die Schilderung der demagogischen Tätigkeit sollte offenbar von politischem Einfluß und von einer aktuellen Bedeutung sein, und wer das Volk und die Masse der politisch tätigen Römer beeinflussen wollte, der mußte sich des Wortes bedienen. Die Wirksamkeit und der Sturz dieser drei Männer sind so dargestellt, daß sie eine Rechtfertigung für das Urteil des jüngeren Scipio ‘Tiberium Gracchum sibi iure caesum videri’ sein sollten. ‘Trotz aller wohlwollenden Absichten zur Hebung der Lage der einzelnen Bürger hat derjenige sein Leben verwirkt, der in frevelhafter Demagogie die Freiheit aller gefährdet’. Die dramatischen Schilderungen sind daher nicht allein das Werk der Annalisten, sondern müssen zum Teil den Dichtern der praetextae zugeschrieben werden. Hier kommen die Dichtungen des Ennius und vor allem des Accius in Betracht. Mit diesen Hindeutungen begnügt sich der Verfasser; manche Versuche neuerer Forscher, praetextae nachzuweisen und bei jeder dramatischen Schilderung an ein eigenes Drama zu denken, haben über das Ziel hinausgeschossen.

11) W. Soltau, Horatius und Orestes. WS f. klass. Phil. 1908 Sp. 1269—1272.

Die Geschichte der Horatier und Curiatier (Liv. 1, 25. 26) ist ungeschichtlich. Sie geht auf Ennius zurück, und die griechische Literatur ist das Vorbild gewesen (Herod. 1, 82), nach dem der geniale Dichter seine Darstellung geschaffen hat. Aber auch die weitere Schilderung vom Tode der Horatia und von der Sühnung des Schwestermordes ist einem römischen Drama entnommen, das, wie die meisten Römerdramen, sich an Darstellungen eines griechischen Werkes anschloß. Den Satz, daß

derjenige den Tod verdient habe, welcher landesverräterisch gesinnt es mit dem Feinde halte, hatte schon Naevius, der Dichter des Romulus-Dramas, ausgesprochen und damit die Ermordung des staatsrechtlich überflüssigen zweiten Stadtgründers motiviert (Liv. 1, 7, 2). Derselbe Gedanke bildet das Thema der Horatiertragödie. Verf. macht es wahrscheinlich, daß Ennius in seinen Eumenides ein Gegenstück zu Äschylus' Eumeniden bot, das die Freisprechung des Orestes durch das Volksgericht dargestellt hatte.

12) K. Lehmann, Hannibals letzter Kriegsentwurf. Delbrück-Festschrift S. 62—92. Berlin 1908, G. Stilke.

Verf. wendet sich gegen J. Kromayer, der behauptet, Polybius habe unbewußt oder wenigstens unabsichtlich nicht strengste Objektivität gewahrt. In überzeugender Weise legt er dar, daß die von Livius befolgte Polybianische Darstellung in jeder Hinsicht unantastbar ist. Er nennt Hannibals Vorschlag klug und aufrichtig, von dem Antiochus und seine Verbündeten nur Segen gehabt hätten. Selbst wenn sie Rom nicht völlig vernichtet hätten, hätten sie ihre Freiheit noch auf lange Zeit gesichert. Hannibal hatte „seine großartigen und hochherzigen Pläne für kleinkrämerischer und niedriger Leute Rechnung entworfen" (Mommsen).

13) W. C. F. Walters, On the Oxford Ms. of Livy's first Dekade. The Classical Quarterly II S. 210—215.

Verf. gibt in einem Vortrag in der Oxford Philological Society (Januar 1908) einen Bericht über die Oxforder Handschrift der ersten Dekade des Livius Bodl. 20 631—Meermann 53, die aus dem Jesuiten-Collège Clermont in Paris stammt und ums Jahr 1000 geschrieben ist. Diese Handschrift, als O bezeichnet, gibt eine gute Rezension des 10. Jahrhunderts wieder, die sich zum Teil mit dem Veroneser Palimpsest, den Einsiedler Fragmenten und anderen Codices deckt. Es werden so einige strittige Lesarten in alte Zeit zurückdatiert, z. B. *tabernaculis* statt *tabernis* 3, 44, 6 [MVorm.V]; *renitentes* für *retinentes* (MPLH) 5, 49, 2 [Uς]; *praesidiis* für *praediis* (MP) 5, 55, 1 [einige ς]; *profectione* für *professione* (MPL) 10, 12, 6 [ς]; *acciendum* für *accipiendum* (PUL) 10, 19,1 [M] usw.

Das eine ergibt sich vor allem, daß in oder vor dem 10. Jahrhundert die erste Dekade eindringend bearbeitet worden ist und daß die sehr sorgfältig von verschiedenen Händen geschriebene und dann revidierte Handschrift O die beste der dritten Gruppe ist.

Die erste bildet P und F (Paris) und U; die zweite M (Florenz) und die verlorene Wormser; die dritte H (Brit. Mus. Harl. 2672 = Drakenborchs Harl. 1), T (Paris = Gronovs Thuaneus und Frigells Colbertinus), D (Florenz), R (Rom), L (Leyden), A^2 (Brit. Mus. Harl. 2493) und E (Fragmente in Einsiedeln).

Eine kritische Ausgabe wird sie also heranziehen müssen.

14) Johann Seemüller, Die Dubletten in der dritten Dekade des Livius. Progr. Neuburg a. D. 1908. 50 S. 8.

Die Abhandlung bildet die Fortsetzung einer früheren Arbeit desselben Verfassers, die ich JB. 1906 S. 18 ff. angezeigt habe. Mein anerkennendes Urteil kann ich hinsichtlich der vorliegenden Schrift wiederholen; denn auch hier geht S. in einer so sachgemäßen, die Verhältnisse so gründlich erörternden Weise zu Werke, daß man mit seinen Ergebnissen sich einverstanden erklären muß. Wenigstens was die Dubletten betrifft. In der Zuweisung an die Quellen bleibt manches unsicher, und die direkte Benutzung des Fabius (S. 21) ist doch wohl nicht anzunehmen[1]).

Folgende Dubletten sind von ihm nachgewiesen:

Stelle	Inhalt der Dublette	Gründe der Entstehung
1) XXI 6, 9, 3—11, 2; 16; 18.	Livius bringt zweimal einen Bericht über die römischen Gesandtschaften zu Anfang des 2. Punischen Krieges.	Quellenwechsel (Coelius und Claudius).
2) XXI 24, 5; 26, 6; 43.	Verschiedene Episoden aus dem Zuge Hannibals nach Italien werden zweimal erzählt: das Verhältnis Hannibals zu den gallischen Häuptlingen; seine Rede vor der Schlacht an der Trebia.	Quellenwechsel (Polybius und Coelius).
3) XXI 25.	Zweimalige Erzählung einer Kriegsepisode aus dem gallischen Aufstande: Manlius gerät zweimal in einen Hinterhalt.	Quellenkontamination (Polybius und Coelius).
4) XXI 53; 59	Zweimalige Erzählung der Schlacht an der Trebia.	Quellenwechsel (Polybius und Valerius Antias oder Claudius).
5) XXI 60.	Doppelrelation des Feldzuges in Spanien im Herbste des Jahres 536/218.	Quellenkontamination (Polybius und Coelius).

[1]) S. 41 wird zweimal „Weißenborn-Müller“ zum Buche 28 zitiert; allein dieses Buch habe ich noch nicht bearbeitet.

Stelle	Inhalt der Dublette	Gründe der Entstehung
6) XXII 61, 11; XXIII 11, 7.	Zweimaliger Bericht über den Abfall der Bruttier nach der Schlacht bei Cannae.	Quellenwechsel(Fabius? und Coelius).
7) XXIII 14, 5; 43; XXIIII 17.	Dreimaliger Bericht über eine Schlacht bei Nola.	Chronologische Abweichungen der drei benutzten Quellen (Claudius, Valerius Antias und Coelius).
8) XXIIII 14, 2; XXV 13, 4.	Zweimalige Schilderung einer Schlacht bei Benevent.	Verschiebung dieses Ereignisses durch Claudius.
9) a) XXV 18, 4; XXIIII 14, 9.	Zweimalige Schilderung eines Zweikampfes während der Belagerung Capuas.	Verschiedene Ereignisse aus der früheren Geschichte werden mit der Belagerung von Capua verflochten (Valerius Antias, Claudius).
b) XXV 19, 9; XXII 8.	Niederlage des römischen Truppenführers C. Centenius.	(Valerius Antias, Claudius und Coelius).
10) XXVI 29. 30.	Doppelrelation des Marcellusprozesses.	Kontamination zweier Quellen, einer römischen und einer sizilischen durch Coelius, den Livius hier benutzte.
11) XXVII 29, 7; XXVIII 4, 5.	Zweimalige Erzählung einer Landung des M. Valerius Laevinus in Afrika.	Chronologische Abweichungen der Quellen des Livius (Coelius und Valerius Antias?).
12) XXVIIII 28, 10; XXVIIII 34.	Zweimalige Erzählung des ersten Reitergefechtes in Afrika unter Scipio und Hanno.	Kontamination zweier Quellen durch Claudius, dem Livius hier gefolgt ist.
13) XXVIIII 36, 4; 38, 1; XXX 19, 10.	Dublette des Krieges in Bruttium: Schlacht bei Croton und Abfall der bruttischen Städte von Hannibal.	Chronologische Abweichungen der benutzten Quellen (Valerius Antias und Claudius).

15) E. B. Lease, Classical Philology III (1908) S. 302—315,

behandelt den Gebrauch von *neque* und *neve* (*nec* und *neu*) mit Imperativ oder Konjunktiv bei Livius und stellt den syntaktischen Gebrauch unter zahlenmäßigen Angaben fest.

16) Maurice Holleaux, La rencontre d'Hannibal et d'Antiochos le Grand à Éphèse. Hermes 1908 S. 296—299.

Verf. wendet sich gegen Niese, Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten II 671, 2, welcher als das Jahr der Zusammenkunft 196 v. Chr. angibt, also den Bericht des Appian und Nepos dem Livianischen vorzieht. Holleaux macht für das Jahr 195 v. Chr., an das allein gedacht werden könne, allerlei sachliche Gründe geltend.

17) Max Hodermann, Livius in deutscher Heeressprache. Übersetzungs-Vorschläge. Progr. Wernigerode 1908. 80 S. 8. — Vgl. R. Oehler, WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 1399 f.

Übersetzungs-Vorschläge zu Livius I, II, XXI, XXII. Als Quellen der Heeressprache sind außer den Dienstvorschriften die Veröffentlichungen des Großen Generalstabes benutzt, wie bei den früheren Arbeiten des Verf.s über Cäsar und Xenophon. Neu hinzugekommen sind der 4. und 5. Band des Siebenjährigen Krieges und die Darstellung der Kämpfe der deutschen Truppen in Südwest-Afrika, sowie Taneras Schriften: Der Krieg mit Dänemark und der Krieg von 1866.

Verf. wählt aus den angeführten Werken die entsprechenden Übersetzungen zu den vorkommenden Ausdrücken. Das Ganze ist sehr interessant. Die Kommentatoren und die Lateinlehrer werden mannigfache Belehrung aus den Angaben schöpfen können.

18) S. Reinach, Une ordale par le poison à Rome et l'affaire des Bacchanales. Rev. archéol. 1908 S. 236 ff.

Bei Liv. 8, 18, 2 ff. findet sich der Bericht, daß i. J. 331 (423 a. u. c.) in Rom viele vornehme Bürger starben, deren plötzlicher Tod eine Pest verursacht habe, durch die das Jahr berüchtigt gewesen sei. Eine Sklavin, der Straflosigkeit zugesichert war, bezichtigte vornehme Frauen, *muliebri fraude civitatem premi matronasque ea venena coquere,* und alsbald fand man diese *coquentis quaedam medicamenta et recondita alia.* Zwanzig Matronen nebst den von ihnen gebrauten Tränken wurden nach dem Forum gebracht. Als diese von einer Cornelia und einer Sergia, Patrizierinnen, für heilbringend ausgegeben wurden, veranlaßte die Angeberin beide, das Medikament zu trinken, woran sie starben. Ihre Begleiter wurden ergriffen und diese gaben eine große Menge Matronen an, von denen ungefähr 170 (zum Tode) verurteilt wurden. Diese Erzählung ist so nicht glaublich. Verfasser sucht sie durch ein sogenanntes Gottesurteil verständlich zu machen, indem er annimmt, man habe die Matronen des Verbrechens der

Vergiftung beschuldigt und sie gezwungen, zum Beweise ihrer Unschuld selbst den Trank zu sich zu nehmen, auf daß die Götter sie schützten und das Gift unschädlich machten, falls sie unschuldig wären. Dies die Grundidee der Erzählung, die Liv. selbst nicht mehr verstanden hat; denn nach ihm *prodigii ea res loco habita.* Analogien aus Afrika, Indien, Italien (Mailand) werden zur Stützung dieser Ansicht vorgetragen. Die Frauen wurden schon im Altertum der Zauberei verdächtigt, und dies war den alten Römern nicht unbekannt.

Ein ähnliches Beispiel, gleichfalls *prodigii loco ea clades haberi coepta,* findet sich bei Liv. 40, 36, 14 ff., wo erzählt wird, eine Pest habe schon seit drei Jahren in Rom und ganz Italien gewütet, und der Tod des Konsuls sei schließlich seiner Gattin Hostilia Quarta schuld gegeben, die ihrem Sohne schon bei der Wahl des Stiefvaters gesagt habe, *intra duos menses effecturam, ut consul fieret. inter multa alia testimonia ad causam pertinentia haec quoque vox, nimis vero eventu comprobata, valuit, cur Hostilia damnaretur.*

Endlich Liv. 39, 8, 3 ff. die Bacchanalien. Verfasser behauptet, 'toutes les accusations repandues contre la moralité des mystères sont des inventions grossières ou ridicules, analogues à celles qui furent propagées à Rome même contre les premiers chrétiens, puis, dans le monde chrétien, contre les Manichéens, les Juifs, les Templiers et beaucoup d'autres'.

Berlin. H. J. Müller.

Hannibals Alpenweg.

Die Einwände, die von einem Teile der Kritiker[1]) gegen meine „Angriffe der drei Barkiden auf Italien" (Leipzig 1905, B. G. Teubner) vorgebracht worden sind, finden sich in vollständigster Zusammenstellung in den beiden ausführlichen Besprechungen, die R. Oehler meiner Arbeit gewidmet hat. Oehler kommt zu dem Ergebnis (JB. 1906 S. 40): „Die vielumstrittenen Fragen nach dem von Hannibal benutzten Alpenübergange und nach dem Schlachtfelde am Metaurus sind vom Verfasser nicht gelöst worden". Der mir hier zur Verfügung stehende Raum gestattet mir nur, auf die erste Frage einzugehen.

[1]) Hier kommen nur in Betracht: Sieglerschmidt, Lit. Beibl. z. Mil.-Wochbl. 1905 Sp. 331 ff. — Oehler, Berl. phil. WS. 1906 Sp. 44—51 und 79—85, und Ztschr. f. d. GW. 1906, JB. d. philol. Vereins S. 28—40. — Reuß, WS. f. klass. Philol. 1906 Sp. 830—834. — Ruge, Ilbergs Neue Jahrb. 1906 S. 721 ff. — Fuchs, Ztschr. f. d. österr. Gymn. 58 (1907) S. 242—253. — Luterbacher, N. phil. Rundsch. 1907 S. 364—370. — Kromayer, Gött. Gel. Anz. 1907 S. 446—463.

I. Die Einwürfe gegen die St. Bernhard-Theorie.

Oehler erklärt am Schlusse seiner Ausführungen in der Berl. phil. WS. 1906 Sp. 84: „Bedenklich ist von diesen Ansetzungen die der 'Insel', unbedingt zu verwerfen die des 'ersten Hindernisses' —. Am allerbedenklichsten ist es aber, daß L. von den wichtigen Daten seines 'Hauptgewährsmannes' Polybius die Entfernungs- und Richtungsangaben nur teilweise berücksichtigt und die von Polybius angegebene Zeitfrist bloß dadurch einhalten kann, daß er den Truppen beim Anstieg und beim Abstieg unmögliche Marschleistungen zumutet".

Zur Rechtfertigung meiner Ergebnisse habe ich folgendes zu bemerken.

1. Die Lage der „Insel". Hier gebe ich zu, daß diese Frage auch von mir noch nicht gelöst worden ist. Der Wortlaut, auch bei Polybius, deutet auf das Gebiet nördlich von der Isère hin. Andererseits aber ist das Land um Vienne mindestens nicht *τῷ μεγέθει* auch nur entfernt dem Nildelta ähnlich. Ferner fordert der Zusammenhang der Polybianischen Darstellung die Ansetzung der „Insel" vor dem Allobrogerlande, also südlich der Isère. Auch müßten wir anderenfalls von einem Isère-Übergang des karthagischen Heeres etwas hören, da dieser nicht wesentlich einfacher als der Rhoneübergang hätte sein können. Hannibal aber hat — im Gegensatz zu der Fuchsschen Auffassung — zweifellos selbst mit seinem ganzen Heere die „Insel" betreten und die Mengen von Lebensmitteln und Ausrüstungsgegenständen für sein Heer nicht erst durch seinen Schützling über die Isère geliefert bekommen. Wenn also wirklich der Ausdruck *σύμπτωσις* nur als Bezeichnung des Scheitelpunktes eines angeblich deltaähnlichen Gebietes auf dem rechten Isèreufer und der *σκάρας* der handschriftlichen Überlieferung als *Ἰσάρας* gedeutet werden darf, so bleibt nur die Annahme einer geographischen Unklarheit des Polybius oder einer irrigen Auffassung seiner Quelle übrig, wie er ja auch das Rhoneknie bei Lyon nicht gekannt hat.

2. Das „erste Hindernis" (die *δυσχωρίαι* beim Beginn der *ἀναβολή*). Oehler widerspricht sehr entschieden meiner Behauptung, daß der Punkt, bei dem der Alpenmarsch begann, die Umgebung des Bec de l'Échaillon, etwa 18 km unterhalb Grenoble am linken Isèreufer, gewesen sei (Berl. phil. WS. Sp. 46f. und JB. S. 31f.). Denn Pol. III 50, 1 sei von der *πρὸς τὰς Ἄλπεις ἀναβολή* die Rede; darauf folge kein Abstieg, vielmehr 53, 6 der „Aufstieg zu den höchsten Alpenpässen". Mit dem „Aufstieg zu den Alpen" könne aber weder die Übersteigung des Bec de l'Échaillon[1]) gemeint sein — denn jenseits der Höhe hätte man wieder zur

[1]) Genauer hätte Oe., um meine Auffassung richtig wiederzugeben, sagen müssen: der etwa 1 km hinter dem Bec de l'Echaillon liegenden, etwa 100—150 (nicht 375) m hohen Kuppe zwischen Le Petit Port und Le Béril.

flachen Talsohle der Isère hinabsteigen müssen — noch der weitere Weg durch das Isèretal, das Graisivaudan, wo die allmähliche Steigung äußerst gering sei, durchschnittlich 1 : 1000. Vielmehr könne der „Beginn des Anstiegs zu den Alpen", wie Oehler in Anlehnung an Osiander behauptet, nur den Übergang vom iter campestre zum iter clivosum bedeuten; es beginne damit der Marsch auf den schwierigen Gebirgspfaden, den *δυσχωρίαι* (50, 3).

Indessen als Gegensatz zum *iter campestre,* das Livius nennt, braucht durchaus nicht ein iter clivosum, ein andauerndes Emporklettern über Felsenhänge bis zur Paßhöhe konstruiert zu werden, wenn auch Livius diese Vorstellung gehabt zu haben scheint[1]), sondern nach Polybius wird nur unterschieden zwischen dem Marsch im Flachlande (*ἐν τοῖς ἐπιπέδοις παρὰ τὸν ποταμόν*) und dem Alpenmarsch, dessen erster Teil naturgemäß die *ἀναβολή* ist. Deshalb gehört auch der Marsch durch das Graisivaudan, trotz der unmerklichen Steigung, zu dem Aufstieg, — vorausgesetzt, daß der Beginn des Alpenmarsches mit Recht beim Bec de l'Échaillon angesetzt wird. Ferner habe ich die Übersteigung des Bec de l'Échaillon bzw. des Mamelon 1 km dahinter keineswegs mit der *ἀναβολὴ τῶν Ἄλπεων* gleichgesetzt und über das Fehlen einer *κατάβασις* leichtfertig hinweggesehen. Denn einerseits verstehe ich unter der *ἀναβολή* natürlicherweise den gesamten Alpenmarsch bis zur Paßhöhe, andererseits lautet der Ausdruck, durch den Polybius die von den Eingeborenen besetzten *εὔκαιροι τόποι* näher kennzeichnet, *ὑπερβολαί* (50, 5: *πρὸς ταῖς ὑπερβολαῖς ἐπέμενε* und 51, 6: *Ἀννίβας ἀναλαβὼν τοὺς προκατασχόντας τὴν νύκτα τὰς ὑπερβολάς ...*); also ist die *κατάβασις* auf der anderen Seite dieser *τόποι εὔκαιροι* ganz selbstverständlich. Außerdem hören wir ja auch, daß Hannibal, als er von diesen *ὑπερβολαί* aus gegen die Allobroger vorging, um den bereits weiter vorgerückten Teil seiner Heereskolonne zu schützen, die Feinde von oben her angriff (51, 7: *ἐξ ὑπερδεξίων*). Und schließlich sind die von Pol. 50, 3 genannten *δυσχωρίαι* keineswegs dem gesamten Gebirgsmarsch bis zur Paßhöhe gleichzusetzen. Denn bereits am Morgen des nächsten Tages (des zweiten Tages des Alpenmarsches) sehen wir die Reiterei und den Troß sich aus dem schwierigen Engpaß herauswinden (51, 1: *τὸ τῶν ὑποζυγίων πλῆθος καὶ τοὺς ἵππεῖς δυσχερῶς ἐκμηρυομένους καὶ μακρῶς τὰς δυσχωρίας*), und nach kurzer Zeit, noch an demselben Morgen, überwindet das ganze karthagische Heer dieses Marschhindernis (51, 9: *διήνυε τὰς δυσχωρίας*). Die Strecke jenseit dieses Engpasses bezeichnet Polybius ebenfalls als

[1]) Eine so extreme Auffassung des Begriffs *ἀναβολή* scheint übrigens auch Osiander (Der Hannibalweg) nicht vertreten zu wollen, denn S. 31 führt er aus, „daß nicht an die Übersteigung eines Gebirgsjochs, sondern an den Durchmarsch durch einen Engpaß zu denken ist".

ἀναβολαί (51, 13) oder als δίοδος (52, 3), auf der Hannibal ἀσφαλῶς διῆγε τὴν στρατιάν, und erst am sechsten Tage gelangt er πρὸς τὰς ἑξῆς δυσχωρίας, die 52, 8 als φάραγξ δύσβατος καὶ κρημνώδης und χαράδρα näher bezeichnet werden. Ich meine also, daß der Wortlaut des Polybius nicht der Osiander-Oehlerschen, sondern meiner Auffassung recht gibt, und daß die gegen den Bec de l'Échaillon als Eintrittspunkt Hannibals in die Alpen und als Anfang des Alpenmarsches vorgebrachten Einwürfe hinfällig sind.

Oehler (Berl. phil. WS. Sp. 46 und Anm. 2) beruft sich auf Strabo IV 1, 3, S. 179, wo uns die ἀρχὴ τῆς ἀναβάσεως τῶν Ἄλπεων auf der Druentialinie genau bezeichnet wird: 63 röm. Meilen östlich von Tarusco (Tarascon) und 99 röm. Meilen unterhalb Ebrodunum (Embrun). Hieraus könne man ersehen, was die Alten auf der Genèvrestraße unter einem „Beginn des Alpenanstiegs" verstanden. Wo man im Altertum den entsprechenden Punkt an der Isèrelinie angesetzt habe, sei leider nicht überliefert, doch sei es beim Bec de l'Échaillon unmöglich gewesen, da die durchschnittliche Steigung im Durancetale sich mit der im Isèretale gar nicht vergleichen lasse. Das Tal Graisivaudan (oberhalb Grenoble) habe nur eine durchschnittliche Steigung von 1 : 1000 und werde deswegen von Polybius offenbar zu den ἐπίπεδα gerechnet.

Die von Strabo als ἀρχὴ τῆς ἀναβάσεως τῶν Ἄλπεων an der Druentia bezeichnete Stelle ist, wie ein Nachmessen der von ihm mitgeteilten Entfernungen auf der französischen Generalstabskarte (1 : 80 000) ergibt, die Flußenge zwischen Mirabeau und St.-Paul-lès-Durance, deren engster Punkt sich bei dem Gehöft Les Auquiers befindet[1]). Aber sogleich wenige hundert Meter oberhalb dieses Punktes treten die Uferfelsen wieder zurück, 9 km dahinter ist das Durancetal bereits wieder über 5 km breit und zieht sich dann mit einer ganz flachen, ebenen Sohle von 4—5 km Breite noch gegen 50 km weit hinauf bis Château-Arnoux, 15 km südlich von Sisteron[2]). Also dem Graisivaudan zum Verwechseln ähnlich! Die Steigung beträgt hier allerdings im Durchschnitt 3 m auf 1000 m. Doch ist eine so geringfügige Steigung ebensowenig für das Marschieren fühlbar oder für das Auge wahrnehmbar oder überhaupt gebirgsmäßig wie die im Isèretal. Zum mindesten ist soviel einleuchtend, daß die Talenge zwischen Mirabeau und St.-Paul-lès-Durance nicht wegen der Steigung 3 auf 1000 bis Château-Arnoux von Strabo als ἀρχὴ τῆς ἀναβάσεως τῶν Ἄλπεων bezeichnet worden sein kann, vielmehr nur

[1]) Auf S. 37 meines Buches bestimmte ich in einer beiläufigen Bemerkung die von Strabo gemeinte Stelle nach einer dürftigen Übersichtskarte irrtümlich „zwischen Manosque und Sisteron".

[2]) Ja, sogleich oberhalb Sisteron beginnt wieder eine Talebene von etwa 20 km Länge und 10 km Breite.

im Gegensatz zu dem Ufergelände unterhalb dieses Punktes. Denn flußaufwärts zieht sich von der Rhoneniederung aus etwa 50 km lang ein 5—6 km breites ebenes Tal hinauf mit Seitenhöhen von durchschnittlich 200 m über der Talsohle. Erst einige Kilometer dahinter erheben sich die Berge zu beträchtlicherer Höhe. Östlich von Pertuis und Meyrargues aber verengt es sich ganz schnell. Bereits 2 km oberhalb der Eisenbahnbrücke von Meyrargues treten die Felsen des rechten (nördlichen) Ufers unmittelbar bis an den Fluß heran. Hier mußte der bequeme breite Weg auf der bis dahin offenen und ebenen Talsohle verlassen und ein schmaler, holperiger Gebirgspfad unter den Abhängen der Uferwände betreten werden. Hier beginnt der Alpenweg. Noch 3 km weiter fangen auch auf dem linken (südlichen) Ufer Hügel von 100—150 m an, das Tal bis auf 1 km Breite einzuengen, und noch $4^1/_2$ km weiter wird das Tal so eng, daß es fast ganz und gar vom Flußlauf ausgefüllt wird und die steilen Uferwände, deren Höhe zugleich wächst, nur noch 300—400 m voneinander entfernt stehen, geradezu wie gewaltige Torpfosten. Hier steht der Wanderer, der schon $7^1/_2$ km vorher beginnen mußte, sich an Felsenhängen entlang zu winden, an dem Punkte, wo sich ihm die Überzeugung sinnfällig aufdrängen muß, daß er jetzt wie durch ein natürliches Tor in die Gebirgswelt selbst eintritt. Und darum nannte man diese Gegend die ἀρχὴ τῆς ἀναβάσεως τῶν Ἄλπεων, obwohl sogleich dahinter sich noch ein 60 km langes, ganz ebenes und verhältnismäßig sehr breites Tieftal in das Bergland hinaufzieht. In derselben Weise aber, wie $7^1/_2$ km vor dem Alpentor an der Durance, hört zwischen Rovon und Le-Port-St.-Gervais, etwa 16 km vor dem Bec de l'Échaillon, plötzlich die ebene Uferschwelle der Isère auf. Man steigt heutzutage hinter Rovon einige Meter hinab, um auf der großen Kunststraße durch sumpfige Niederungen weiterzuziehen. Ehedem aber war dies ganze flache Gelände bis an den Fuß des Vercors heran Überschwemmungsgebiet des Flusses, und zweifellos war es sogar von einigen Nebenarmen desselben durchzogen. Hier bei Rovon und St. Gervais mußte man sich daher auf schmalem Saumpfade am Rande der Ufersümpfe und am Fuße der Bergwände des Vercors hinwinden, und mit vollem Rechte konnte diese Stelle als das Ende des Marsches im Flachlande und als Beginn des Alpenmarsches angesehen werden. Die Strabostelle ist also keine Handhabe, um unsere Annahme zu stürzen, vielmehr eine sehr wertvolle Stütze für die Richtigkeit unserer Ansetzung der ἀρχὴ τῆς ἀναβάσεως τῶν Ἄλπεων im Gebiete des Bec de l'Échaillon.

Überdies genügt doch wohl ein einziger Blick auf die Karte, um sofort und bedenkenlos zu erklären, daß Grenoble bereits in, nicht aber vor den Alpen liegt[1]) und daß die Alpen nicht erst

[1]) Osiander selbst sagt von eben dieser Stadt (S. 98): „sie heißt mit Recht 'Königin der Alpen'".

bei der Einmündung des Arc in die Isère beginnen. Auch habe ich mir wirklich nichts Böses dabei gedacht, als ich den Punkt des Eintritts in die Alpen als „Alpentor" bezeichnete und mir die ἀναβολὴ πρὸς τὰς Ἄλπεις nicht als ein Hinaufklimmen an der steilen Wand des westlichen Alpenabhangs und den weiteren Alpenmarsch nicht als eine ununterbrochene Felsenkraxelei bis zu den ὑπερβολαί vorstellte. Denn nichts ist natürlicher, als daß jede Alpenstraße die Ausmündung eines recht tief einschneidenden Flusses als Eingangspunkt wählt und der Talsohle so weit wie nur irgend möglich folgt. Wenn also Oehler behauptet (JB. S. 32), ich hätte „aus leicht ersichtlichem Grunde" den Ausdruck des Polybius „Anstieg zu den Alpen" für die Gegend des Bec de l'Echaillon nicht benutzt, sondern ihn ersetzt durch „Alpentor" — eine Bezeichnung, die ich übrigens erst Chappuis entlehnt haben soll, wie ich durch Oehler erfahre —, so muß ich gestehen, daß ich eine objektive Begründung dieses Oehlerschen Vorwurfs nicht entdecken kann.

3. Die Entfernungsangaben. Auf S. 54 meines Buches habe ich gesagt: „Die 800 Stadien (Pol. 50, 1) sind keineswegs erst nachträglich eingeschaltet, sondern sie gehören unzweifelhaft organisch in den Zusammenhang des Berichtes, d. h. sie stammen aus der karthagischen Urquelle". Die Entfernungsangaben des c. 39 habe ich als offenkundige nachträgliche Einfügung bezeichnet und mich dafür auf Cuntz (Polybius und sein Werk) als Zeugen berufen, der (S. 26) nachgewiesen hat, daß innerhalb des c. 39 ein späterer Zusatz vorhanden ist. Meine Wertung dieser Polybianischen Stadienangaben in c. 39 (im Gegensatz zu Osiander nannte ich sie „unbestimmte Schätzungen") und meine Behauptung, daß ich mich mit ihrer Deutung als eines späteren Zusatzes in Übereinstimmung mit Cuntz befände, sucht Oe. einfach dadurch zu entkräften, daß er hinweist auf die Worte bei Cuntz: „Mit § 9 beginnt wieder die alte Schicht", und in Sperrdruck fügt er hinzu, daß ich „diesen Satz, der einen wichtigen Differenzpunkt zwischen Cuntz und mir bilde, in meinem Zitat aus Cuntz einfach weggelassen hätte". Damit hat Oe. vollständig recht, wenigstens formell. Ich habe mir hier allerdings ein Versehen zu schulden kommen lassen, da ich übersehen habe, daß Cuntz nur die Angabe über die Via Domitia (39, 8 Schlußsatz) als ein Einschiebsel aus der allerletzten Lebenszeit des Polybius (nach 120 v. Chr.) ansieht. Aber im Wesen der Sache stimme ich doch mit Cuntz überein. Denn wenn Cuntz auch nicht ausdrücklich die c. 36—39 als späteren Zusatz bezeichnet und somit wohl annimmt, daß dieser Abschnitt auch schon in der ersten Ausgabe gestanden habe, so nennt er ihn doch einen Exkurs, und im Wesen des Exkurses liegt es, daß er als ein Zusatz zu einem in sich zusammenhängenden Ganzen gelten und erst nach Ausarbeitung desselben hinzugefügt sein muß, was allerdings nicht ausschließt, daß

er schon in der ersten Veröffentlichung gestanden haben mag. Das Wesentliche ist vielmehr, daß der Exkurs eigene Betrachtungen und Gedanken des Polybius darbietet als Einschaltung in die zusammenhängende Erzählung, daß dagegen die Angabe in c. 50, 1 (800 Stadien) eine unmittelbar aus der Urquelle in die eigene Geschichtsdarstellung herübergenommene Notiz ist.

Wie steht es nun mit dem Werte dieser beiden Angaben? Sie schließen einander aus. Osiander sieht beide als richtig an und faßt die 800 Stadien als Teilstrecke der 1400 auf, indem er unter dem *ποταμός* in c. 50, 1 nicht die Rhone, sondern im Gegensatze zu den vielen anderen Stellen hier die Isère verstehen zu dürfen meint. Auch Cuntz betrachtet die 800 Stadien als Teil der 1400, bekennt aber, daß unter *ποταμός* auch hier nur die Rhone zu verstehen sein kann[1]), und kommt zu dem Schluß (S. 63): „Die Angaben können also nicht richtig sein". Da mir jedoch jetzt nach erneuter Prüfung die Entfernungsangaben des c. 39 wenigstens im großen und ganzen richtig zu sein scheinen, möchte ich auch in den 1400 Stadien nicht mehr eine unbestimmte Schätzung, sondern eine Entlehnung aus den karthagischen Urquellen sehen. Wie sollen wir nun aber die beiden Angaben miteinander in Einklang bringen: die 1400 Stadien vom Rhoneübergang bis zum Beginn des Alpenmarsches, also bis Rovon und St. Gervais, und die 800 Stadien *παρὰ τὸν ποταμόν* d. h. im Rhonetal bis zum Beginn der *ἀναβολή*? Eine von beiden muß falsch sein. Luterbacher (JB. 1899 S. 30) sagt: „Ich bin mit Neumann-Faltin und Dübi der Meinung, daß Polybius' Angabe (1400 Stad.) fehlerhaft sei". Diesem Urteil schließe auch ich mich an; denn 1400 Stadien vom Rhoneübergang bei St. Etienne des Sorts und Mornas in der Richtung Valence—Grenoble gerechnet, gelangen wir weit über den letztgenannten Punkt hinaus mitten in die Alpenwelt hinein. Hingegen von Mornas bis Rovon sind es gerade 800 Stadien. Wie ist nun die Zahl 1400 zu erklären? Ich glaube eine verhältnismäßig einfache Lösung des Rätsels vorschlagen zu dürfen: Polybius wird in seiner Quelle zunächst eine Angabe über die Strecke vom Rhoneübergang bis zur „Insel" gefunden haben, die gelautet haben müßte „etwa 600 Stadien". Genau so schätzt auch Osiander die Strecke der vier Tagemärsche vom Rhoneübergang bis zur Isèremündung (S. 96). Dann fand Polybius am Schlusse der Erzählung des ganzen Marsches im Rhonetal bis zum Eintritt in die Alpen die zusammenfassende Angabe 800 Stadien, doch erkannte er nicht, daß diese ebenfalls vom Stromübergang aus gerechnet war, sondern er verstand darunter nur den Weitermarsch von der „Insel" bis an die Alpen, und deswegen glaubte er für die Gesamtstrecke von der *διάβασις*

[1]) So auch u. a. Lammert, Dtsch. Lit.-Ztg. 1906 Sp. 158, und Luterbacher, JB. 1899 S. 29.

die Rhone aufwärts bis zum Beginn der *ἀναβολή* die beiden Angaben summieren zu müssen: 600 + 800 = 1400. Bei der Annahme dieses Rechenfehlers des Polybius lösen sich jedenfalls alle Widersprüche auf. In der Tat läßt dann auch der Bericht des Polybius die von mir (S. 54) behauptete, aber von Oehler bestrittene Deutung zu, daß Hannibal auf die gegen 150 km betragende Strecke vom Rhoneübergang bis zum Eintritt in die Alpen zehn Tage verwendet hat: 4 + 2 = 6 Marschtage und dazwischen vier Tage für die Ausrüstung seines Heeres zu dem Gebirgsmarsch. Bezeichnenderweise sagt auch Pol. 50, 1: *Ἀννίβας δ' ἐν ἡμέραις δέκα πορευθεὶς παρὰ τὸν ποταμὸν εἰς ὀκτακοσίους σταδίους* ... also in einem Zeitraum oder im Verlauf einer Frist von zehn Tagen, keineswegs aber in zehn Marschtagen. Vgl. z. B. III 55, 9: *ἐν ἡμέραις τρισὶ διήγαγε τὰ θηρία.* Damit fällt auch der Einwand, den Oehler in Anlehnung an Osiander macht (Berl. phil. WS. Sp. 45 f. und JB. S. 31), daß „in diesen Worten für den unbefangenen Leser deutlich eine Abwendung von dem bisher verfolgten Flusse zu erkennen sei, umsomehr als Polybius von jetzt ab den Fluß nicht mehr erwähne". Allerdings ist diese Beobachtung ganz richtig, nur ist daran festzuhalten, daß unter dem „Flusse", wie an all' den anderen Stellen, so auch hier unbedingt nur die Rhone verstanden werden darf, und zwar hatte Polybius, der das große Knie des Stromlaufs bei Lyon noch nicht kannte und den Fluß unmittelbar am Nordfuße der Alpen von Osten nach Westen fließen ließ[1]), höchst wahrscheinlich selbst die Vorstellung, daß das karthagische Heer erst hier vom Rhoneufer abgeschwenkt sei. Wir also müssen den Ausdruck *παρὰ τὸν ποταμόν* etwas freier auffassen: „im Flachland des Rhonegebietes".

4. Die Richtungsangaben. Ich habe in meinem Buche im Anschluß an Wölfflins auf rein sprachliche Beobachtungen gegründetes Ergebnis ausgeführt, daß Liv. 31, 9—12 ein zwar an sich richtiges, aber nicht genau in den Hauptbericht eingepaßtes und von Livius obendrein durch eine irrtümliche Verknüpfung angeflicktes Einschiebsel aus einem Nebenbericht darstelle. Die Nachricht *cum iam Alpes peteret, ad laevam in Tricastinos flexit* entspreche zwar der Wahrheit, doch könne sie sich nicht erst auf den Abmarsch von der Insula aus, sondern nur auf den Marsch bereits unmittelbar nach dem Rhoneübergang beziehen. Dagegen vertritt nun Oehler die Ansicht, die Liviusstelle sei durchaus die organische und harmonische Fortsetzung des auch von Polybius wiedergegebenen Berichtes, nur habe der griechische Gewährsmann mit Rücksicht auf seine griechischen Leser diese ihm belanglos scheinenden Ortsangaben fortgelassen.

---

[1]) Pol. III 47, 2—3: *τὴν δ' ἀπὸ μεσημβρίας αὐτοῦ* (des Rhonetals) *πλευρὰν ὁρίζουσι πᾶσαν αἱ πρὸς ἄρκτον κεκλιμέναι τῶν Ἄλπεων παρώρειαι*

Er behauptet, von der Insula bzw. der Isèremündung aus sei Hannibal in der Tat in Tricastinos gelangt. Gestützt auf Ptolemäus verwirft er die Ansetzung der Tricastiner um St.-Paul-trois-Châteaux und verlegt ihre Wohnsitze in das Bergland des westlichen Vercorsgebietes bis an die Isère heran, d. h. zwischen Vokontiern (Osten), Allobrogern (Norden) und Segovellaunen (Westen). Die Ptolemäusstelle II 10, 17 lautet: . . . *ὑφ' οὓς* (sc. Allobroger) *δυσμικώτεροι μὲν Σεγαλλαυνοί, ὧν πόλις Οὐαλεντία κολωνία, ἀνατολικώτεροι δὲ Τρικαστινοί, ὧν πόλις Νοιόμαγος*. Die Lage dieser Stadt Neomagus hat sich leider bisher nicht durch Inschriftfunde bestimmen lassen. Einerseits nun scheint mir doch auf Ptolemäus' Angaben über Westeuropa kein so unbedingt sicherer Verlaß zu sein. (Vgl. H. Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen IV S. 155 f.) Andererseits gibt es genug positive Gründe dafür, daß die Tricastiner doch im Rhonetal um St.-Paul-trois-Châteaux gesessen haben. Denn erstens heißt diese Gegend noch heute Le Tricastin, und Trois-Châteaux ist die ins Französische umgewandelte Form von Tricastini bzw. Tricastinorum. Zwar behauptet Walckenarius (II S. 205), auf den sich Oehler beruft (Berl. phil. WS. Sp. 49 Anm. 5): Au temps de Pline les Tricastini n'occupaient point le Tricastin moderne, mais le district de Crest est le seul qui au moyen-âge ait porté le nom de Tricastinum, mal à propos appliqué depuis au district de Trois-Châteaux, qui se nommait Tricastrum. J'en tire la preuve de la Chronique de Robert qui, à la fin du XIIe siècle, attribue civitatem Tricastinam à la province de Vienne et un lieu nommé Tricastrum à la province d'Arles. . . . Une monnaie des évêques de St.-Paul-trois-Châteaux porte Tricastrini et non Tricastini. Doch diese aus der Verschiedenheit der Namensform gezogene Schlusfolgerung Walckenaers ist irrig. Denn Holder (Altkeltischer Sprachschatz) weist aus frühmittelalterlichen Konzilienbeschlüssen und anderen Urkunden nach, daß das Land Tricastin nicht einer irrtümlichen Übertragung aus einem anderen, ähnlich benannten Gebiete, also einer Verwechselung seinen Namen verdankt, sondern daß es in Wirklichkeit der alten Diözese von St.-Paul-trois-Châteaux entspricht, für deren Bevölkerung neben Tricastini als Variante desselben Namens nicht nur die Form Tricastrini vorkommt, sondern auch Trecastini und Tricassini. Und auf diese Gegend in dem Rhonetiefland, nicht aber auf das Bergland des Vercors, das bereits selbst einen Teil der Alpen ausmacht, weist auch die Liviusstelle V 34, 5 hin, wo von den keltischen Wanderzügen die Rede ist. Denn dort heißt es, daß Bellovesus mit den Völkern Mittelgalliens *in Tricastinos venit. Alpes inde oppositae erant; quas inexsuperabiles visas haud equidem miror . . . ibi cum velut saeptos montium altitudo teneret Gallos circumspectarentque, quanam per iuncta caelo iuga . . transirent* usw. Aus dieser Schilderung geht doch

wohl hervor, daß die Gallier nach ihrer Ankunft im Tricastinerland als vor den Alpen stehend zu denken sind, nicht aber bereits in dem 1000—2000 m hohen Alpenland des Vercors, und daß ihnen gegenüber sich die Alpen wie eine schier unübersteigliche himmelhohe Mauer erhoben. Demnach kann die Stelle ad laevam flexit in Tricastinos sich nur auf den Weitermarsch unmittelbar nach dem Rhoneübergang beziehen, und ich muß bei der auch schon von Wölfflin vertretenen Behauptung bleiben, daß bei Livius in c. 31 mit dem § 9 ein Einschiebsel beginnt, das aus einer anderen Urquelle in den Hauptbericht eingeschaltet und mit diesem durch die Worte sedatis certaminibus Allobrogum in nicht zutreffender Weise verbunden worden ist, zumal da nach Polybius die miteinander streitenden Brüder nicht der Königsfamilie der Allobroger, sondern des vor den Allobrogern wohnenden Stammes angehörten.

Ebenso sehe ich auch meine Deutung, daß unter dem Druentiaübergang Hannibals in der Liviusstelle in Wirklichkeit der Rhoneübergang zu verstehen ist, durch Oehler nicht oder wenigstens nicht im wesentlichen erschüttert. Oehler selbst gibt zu, daß an die Durance nicht zu denken ist. Denn sicher wissen wir, daß Hannibal etwa in der Mitte zwischen der Küste und der Isèremündung die Rhone überschritten hat, also unter keinen Umständen mehr die untere Durance berührt haben kann. Ferner bemerkt Luterbacher (JB. 1899 S. 31) sehr richtig, daß Livius' Worte *ab Druentia ad Alpis pervenit* deutlich zeigen, der Übergang über jenen als Druentia bezeichneten Fluß habe außerhalb des Alpengebietes gelegen; mithin kann auch weder die obere noch die mittlere Durance in Betracht kommen. Ebensowenig übrigens auch aus gleichem Grunde der von Osiander, Oehler und Ruge unter Druentia vermutete Drac.

Was nun die Bestimmung des Tales anlangt, durch das Hannibal in die Poebene hinabgestiegen ist, so bin ich in meiner Untersuchung zu der Ansicht gekommen, daß die Behauptung des Livius c. 38, 5: *Taurini proxuma gens erat in Italiam degresso* nur eine von ihm selbst aufgestellte und aus den Quellenberichten abgeleitete These sei, und daß sie auf einer falschen Schlußfolgerung beruhe, nicht aber ausdrücklich und wörtlich so in den Urquellen gestanden habe; vielmehr hätten die Vorlagen des Livius unmittelbar nichts weiter gesagt, als daß das erste Volk, mit dem Hannibal im Polande gekämpft habe, die Tauriner gewesen seien. Demgegenüber behauptet Oehler (Berl. phil. WS. Sp. 82), die Worte des Livius *id cum inter omnes constet* seien wirklich so zu deuten, daß von allen Schriftstellern ohne Ausnahme, auch von Coelius und Polybius, die Tauriner ausdrücklich als das Volk bezeichnet worden seien, in dessen Gebiet Hannibal die Poebene betreten habe.

Polybius sagt dies durchaus nicht so bestimmt, sondern nur

(c. 60, 2): (Ἀννίβας) μετὰ τὴν εἰσβολὴν καταστρατοπεδεύσας ὑπ' αὐτὴν τὴν παρώρειαν τῶν Ἄλπεων und (§ 8): τῶν Ταυρίνων, οἳ τυγχάνουσι πρὸς τῇ παρωρείᾳ κατοικοῦντες. Daraus entnehmen zu wollen, daß Hannibal im Taurinergebiet gelagert habe, wie Reuß tut, kann ich nicht als berechtigt anerkennen. Denn erstens hören wir, daß das karthagische Heer unterhalb des Abhangs der Alpen, also in der Ebene unmittelbar am Fuße des Gebirges gelagert habe, daß hingegen die Tauriner auf dem Abhang der Alpen, also in den Tälern des östlichen Abfalls des Gebirges gewohnt haben[1]); und zweitens ist die παρωρεια der Alpen doch recht lang, und es wohnte eine recht erhebliche Zahl von Völkern an ihr. Mithin findet die Behauptung des Livius in Polybius nicht die von Oehler und Luterbacher S. 365 angenommene Stütze.

Coelius nannte als Übergangspunkt ausdrücklich *Cremonis iugum* (Kl. St. Bernhard) und stand damit ganz isoliert. Polybius hat in seinem ausführlichen Bericht keinen Paßnamen angegeben, und alle anderen Quellen (vulgo) nannten den summus Poeninus; und wie aus Liv. (§ 6) ganz zweifellos geschlossen werden muß, ist der Taurinerpaß in gar keiner Urquelle als Hannibals Übergangspunkt bezeichnet worden. Aus allen Quellen also, die ausdrücklich einen Paß meldeten, ging ausnahmslos hervor, wie auch Livius einräumen muß, daß Hannibal das Dora-Balteatal herabkam. Hätten nun, wenn wir einmal von Polybius absehen, wenigstens die anderen Quellen des Livius ausdrücklich angegeben, daß Hannibal im Polande zuerst zu den Taurinern gelangt sei, so hätte Livius doch wohl nicht umhin gekonnt, ihnen diesen offenkundigen Widerspruch als einen groben geographischen Fehler vorzuwerfen, da dieser Punkt für die Entscheidung der von ihm selbst untersuchten Frage doch von ganz wesentlicher Bedeutung ist. Statt dessen sagt er bezeichnenderweise nur, „er wundere sich", daß die Quellen nur Pässe nennen, die nicht zu den Taurinern hinabführen. Wenn also Oehler fragt (Berl. phil. WS. Sp. 82): „Warum soll denn der Fehler durchaus Livius aufgebürdet werden, wo es ebensogut möglich ist, daß Coelius ihn verbrochen hat?", so möchte ich dagegen fragen: Warum soll nun gerade dem Coelius und den anderen Quellen ein vollständiger geographischer Unsinn aufgebürdet und dem Livius nicht einmal eine an

[1]) Übrigens steht bei Pol. auch in § 8 παρώρεια, nicht ὑπώρεια, wie Reuß schreibt. Ebenso fehlerhaft ist auch die Form, in der Luterbacher die Worte des Polybius übersetzt, um nachzuweisen, daß Hannibal bereits im Taurinerlande gestanden habe, als er mit diesem Stamme in Unterhandlungen eintrat: „Unmittelbar am Fuß der Alpen ließ er die Truppen sich lagern und sich zunächst erholen ... Als sich dann das Heer erholt hatte, lud er die am Fuße des Gebirges wohnenden Tauriner zur Freundschaft ein". — Auch bei Livius selbst erscheinen die Tauriner als ein in den Alpen wohnender Stamm (V 34): *per Taurinos saltusque Iuliae Alpis transcenderunt.*

sich sehr leicht mögliche falsche Auffassung seiner Quellen zugetraut werden dürfen? Soll wirklich die Annahme des Livius, daß Hannibal den Taurinerweg eingeschlagen habe, wofür er selbst in seinen Quellen keinen einzigen Beleg fand, mehr Vertrauen verdienen als die aus allen anderen Berichten zu entnehmende Tatsache, daß Hannibal den Salasserweg herabgezogen ist? Es ist doch wohl nach dem Quellenbefunde, wie auch Kromayer anerkennt (S. 451), das Allerwahrscheinlichste, daß die Worte *Taurini proxima gens* nichts weiter als eine irrtümliche Voraussetzung des Livius sind, die er glaubte aus seinen Quellen herauslesen zu dürfen [1]).

Eine der allerwichtigsten Stützen für die Gegner der St.-Bernhard-Theorie ist die Stelle bei Strabo IV 6, 12, S. 209: (*Πολύβιος*) *τέτταρας ὑπερβάσεις ὀνομάζει μόνον* .. *τὴν διὰ Ταυρίνων, ἣν Ἀννίβας διῆλθεν* .. Es kommt darauf an, ob

[1]) Eine Handhabe, um die Richtigkeit jener Behauptung des Livius zu verteidigen, findet Oehler (Berl. phil. WS. Sp. 83) in folgender Erwägung. Die Tauriner waren den Insubrern, Hannibals Bundesgenossen, unterworfen; also war es natürlich, daß Hannibal das Gebiet der Tauriner für seinen Abstieg wählte; ein unvorhergesehener störender Zwischenfall aber war es, daß jetzt gerade, als das karthagische Heer anlangte und dringend der Erholung bedurfte, die Tauriner in Auflehnung gegen die Insubrer begriffen waren und ihm als dem Freunde der Insubrer mißtrauten; unter diesen Umständen traf es sich für Hannibal sehr günstig, daß die Insubrer die Tauriner wieder zu unterwerfen suchten. Nach Oehlers Auffassung soll also der Kampf zwischen Insubrern und Taurinern für Hannibal eine Errettung aus einer bösen Verlegenheit bedeutet haben. Oehler hat dabei zweifellos an Liv. 39, 1 gedacht, doch deckt sich seine Ansicht keineswegs mit der des Livius. Denn dieser sagt: *peropportune ad principia rerum Taurinis .. adversus Insubres motum bellum erat. sed armare exercitum Hannibal, ut parti alteri auxilio esset, .. non poterat.* Diese Worte haben aber fraglos den Sinn: Die Tauriner befanden sich gerade im Kampfe mit den Insubrern. Dies wäre für Hannibal an sich eine sehr vorteilhafte Gelegenheit gewesen zur Einleitung seiner Operationen im Polande, indem er sich auf die Seite eines der beiden Teile gestellt hätte, aber sein Heer litt noch zu sehr an den Nachwirkungen der Strapazen des gewaltigen Marsches, als daß er es bereits wieder hätte unter die Waffen treten lassen können. Nach Livius' Anschauung war also der Krieg zwischen Taurinern und Insubrern für Hannibal nicht unbequem, sondern an und für sich höchst vorteilhaft. Mithin läßt sich die Theorie, daß Hannibal im Taurinergebiet die Poebene betreten habe, auch auf diesem Wege nicht wahrscheinlicher machen. Diese Vorstellung von der *opportunitas* eines Zwistes der Eingeborenen untereinander für den in das Land eindringenden Fremden scheint ein dem Livius sehr geläufiger Gedanke zu sein. Denn auch XXI 31, 7 sagt er: *huius seditionis* (der Allobroger) *peropportuna disceptatio cum ad Hannibalem reiecta essset* ... In beiden Fällen finden wir diese Anschauung bei Polybius nicht ausgesprochen. Auch müssen wir sagen, daß nach dem ganzen Zusammenhang der Kriegsoperation dem Hannibal weder hier, wo er so schnell und ungestört wie möglich hindurchziehen wollte, ein Bürgerkrieg und ein Eingreifen in denselben, noch in der Poebene, die er so schleunig wie möglich vor Ankunft eines römischen Heeres zu besetzen trachten mußte, das Niederwerfen eines die Heeresfolge verweigernden Volkes sehr willkommen sein konnte.

die Worte *ἦν Ἀννίβας διῆλθεν* als wörtliches Zitat aus Polybius oder nur als Zusatz des Strabo aufzufassen sind. Ich habe sie mit Mommsen als eine eigene Bemerkung Strabos betrachtet, doch nach Oehlers Ansicht nur mit einem „recht schwachen Grunde". Auch Reuß (Sp. 834) erklärt: „Solange nicht die Nachricht, daß Hannibal zuerst zu den Taurinern gelangt ist, unwiderleglich als Irrtum nachgewiesen ist, wird die St. Bernhardtheorie auch fernerhin als wenig wahrscheinlich angesehen werden müssen". Das ist nun freilich bei dem Verlust der späteren Bücher des Polybius recht schwer oder vielmehr geradezu unmöglich, und es bleibt uns nur die Möglichkeit eines Indizienbeweises übrig.

Der Sprachgebrauch des Strabo selbst läßt die Auffassung jenes Zusatzes als Polybianischen Ursprungs wenig annehmbar erscheinen. Denn überall, wo Strabo den Polybius wörtlich zitiert bzw. einen Gedanken desselben anführt, leitet er dessen Aussagen mit einem *φησί* ein. Vgl. § 10 desselben Kapitels: *φησὶ δὲ Πολύβιος καὶ ἰδιόμορφόν τι γεννᾶσθαι ζῷον* usw. § 12: *ἔτι φησὶ Πολύβιος ἐφ' ἑαυτοῦ κατ' Ἀκυληίαν μάλιστα ἐν τοῖς Ταυρίσκοις τοῖς Νωρικοῖς εὑρεθῆναι χρυσεῖον* usw. Ferner: *λίμνας δὲ εἶναί φησιν ἐν τοῖς ὄρεσι πλείους μὲν, τρεῖς δὲ μεγάλας.* Wo er hingegen nicht Angaben seiner Quelle wort- oder sinngetreu wiedergeben will, sondern Einzelheiten selbständig zusammenfassend registriert, wendet er andere Ausdrücke an, um dann, wenn er wörtlich zu zitieren anfängt, sofort mit *φησί* fortzufahren, z. B. *ὁ δ' αὐτὸς ἀνὴρ περὶ τοῦ μεγέθους τῶν Ἄλπεων καὶ τοῦ ὕψους λέγων παραβάλλει τὰ ἐν τοῖς Ἕλλησιν ὄρη τὰ μέγιστα, τὸ Ταΰγετον τὸ Λύκαιον Παρνασσὸν Ὄλυμπον Πήλιον Ὄσσαν, ἐν δὲ Θράκῃ Αἶμον Ῥοδόπην Λούνακα· καί φησιν ὅτι τούτων μὲν ἕκαστον μικροῦ δεῖν αὐθημερὸν εὐζώνοις ἀναβῆναι δυνατὸν* usw. (Vgl. auch 242, 381 und 422.) Und so sagt er denn auch bei der Aufzählung der von Polybius mitgeteilten Alpenpässe: *τέτταρας δ' ὑπερβάσεις ὀνομάζει μόνον* usw. Das ist also keine wörtliche Mitteilung einer Polybianischen Angabe, sondern eine Zusammenfassung aus dessen Gesamtwerk: „er macht nur vier Pässe namhaft". Mithin ist der Zusatz *ἦν Ἀννίβας διῆλθε* nur aufzufassen als Anmerkung des Strabo, um darauf hinzudeuten, daß Polybius bei Gelegenheit der Erzählung von Hannibals berühmtem Alpenübergang den Taurinerpaß gemeint, wenn auch nicht ausdrücklich genannt habe; und hierbei hat er sich — ungewiß, ob durch Livius beeinflußt oder nicht — durch die Nennung der Tauriner bei Pol. c. 60 zu demselben so überaus naheliegenden Versehen in der Schlußfolgerung verleiten lassen wie der römische Geschichtschreiber. Und dann muß man doch auch sagen, daß es sehr merkwürdig wäre, wenn Polybius eine sehr wesentliche Nachricht, die ihm selbst wichtig genug erschienen wäre, im 34. Buche hätte sozusagen anmerkungs-

weise hinzufügen, im 3. Buche dagegen bei der ausführlichen Behandlung des Ereignisses selbst vollständig übergehen sollen.

Doch außer diesen formellen Gründen lassen sich auch inhaltliche Bedenken geltend machen.

Livius verlegt, wie der Wortlaut jenes Satzes *Taurini proxima gens* erkennen läßt, die Wohnsitze der Tauriner offenbar in die Poebene, und zwar jedenfalls in die Gegend der von Augustus gegründeten Colonia Augusta Taurinorum, d. h. des heutigen Turin. Diese Voraussetzung trifft jedoch für die früheren Zeiten nicht zu; denn Pol. II 17, 4—7 werden die Tauriner überhaupt nicht unter den Stämmen der Poebene mit aufgezählt; außerdem sagt Pol. III 60, 8 von ihnen: *τυγχάνουσι πρὸς τῇ παρωρείᾳ κατοικοῦντες*, sie saßen also in den Tälern des Ostabfalls der Alpen. Und dies bestätigt Strabo IV 6, 6, 204: (gegenüber den Medullern, die im Arctal saßen) *ἐπὶ θάτερα μέρη τὰ πρὸς τὴν Ἰταλίαν κεκλιμένα τῆς λεχθείσης ὀρεινῆς Ταυρῖνοί τε οἰκοῦσι, Λιγυστικὸν ἔθνος, καὶ ἄλλοι Λίγυες. τούτων δ' ἐστὶ καὶ ἡ τοῦ Λόννου λεγομένη γῆ καὶ ἡ τοῦ Κοττίου* (mit der Hauptstadt Segusio, dem heutigen Susa). Und Livius selbst bezeichnet V 34, wo er auf Grund seiner Quellen über die alten Gallierzüge berichtet, die Tauriner als einen Alpenstamm, nicht aber als ein Volk der Poebene: *per Taurinos saltusque Iuliae Alpis transcenderunt.* Das Land der Tauriner war also im wesentlichen das breite Alpental der Dora Riparia.

Aber selbst zugegeben, daß die Sitze der Tauriner sich auch über die Ausmündung dieses Tales hinaus eine gewisse Strecke weit in die Poebene hinein ausgedehnt haben mochten, so stimmt doch die Fortsetzung des von Livius aus seinen Quellen entlehnten Berichtes nicht recht zu seiner Behauptung *Taurini proxima gens*; denn er sagt § 4: *ex stativis moverat Hannibal Taurinorumque unam urbem, caput gentis eius, vi expugnarat.* Wenn er jedoch wirklich die ganze Zeit hindurch, während der er sein Heer nach dem Riesenmarsch sich wieder erholen ließ, bereits im Taurinerland geweilt hätte, so hätte er, um die Tauriner zum Anschluß an die karthagische Sache zu veranlassen, schwerlich zu diesem Zwecke sein Standlager abbrechen zu lassen und mit dem gesamten Troß abzumarschieren brauchen, womöglich gar erst noch einmal zurück das Dora-Ripariatal aufwärts ins Gebirge hinein[1]). Ferner ergäbe sich dann die sonderbare Vorstellung, daß Hannibal nach Überschreitung des Mont Genèvre oder des Mont

[1]) Luterbacher (S. 365) meint: „von einem 50 km langen Marsch zu den Taurinern weiß Polybius gar nichts; Hannibal ist schon bei ihnen und schließt ihre Stadt einfach ein". Ich bin jedoch der Ansicht, daß die gedrängte Ausdrucksweise des Polybius an dieser Stelle eine besondere Bemerkung über den Vormarsch bis zu der zu belagernden Stadt überflüssig machte, zumal ja auf jeden Fall eine Marschbewegung angenommen werden muß, um das Heer von der Raststätte in die Belagerungslinie einrücken zu lassen.

Cenis zunächst fünf Tage lang (vom 11. bis zum 15. des Alpenmarsches) das Taurinerland seiner ganzen Länge nach von einem bis zum anderen Ende durchzogen haben müßte, um zunächst eine Reihe von Tagen hindurch sein Heer zwischen dem Fuße der Alpen und Turin, also gerade zwischen Taurinern und Insubrern, sich erholen zu lassen und dann überhaupt erst zu dem zwischen diesen Stämmen ausgebrochenen Kampfe Stellung zu nehmen und mit ihnen in Unterhandlungen wegen eines Bündnisses einzutreten. Zum mindesten findet eine derartige Auffassung in unserer Überlieferung nicht die geringste Stütze.

Auch scheint es mir wenig glaubhaft, daß Polybius mit den Eingeborenen an der Abstieglinie, *ἐν ᾗ πολεμίοις μὲν οὐκέτι περιέτυχε πλὴν τῶν λάθρᾳ κακοποιούντων*, auch bereits die Tauriner gemeint haben sollte, die er erst sechs Kapitel später namhaft macht und als Bergvolk des östlichen Alpenabhangs bezeichnet. Ferner läßt Pol. III 34, 4 darauf schließen, daß die Alpenvölker, durch deren Gebiet Hannibal gezogen, dem keltischen Stamme angehörten (*διαπεμπόμενος ἐπιμελῶς πρὸς τὰς δυνάστας τῶν Κελτῶν καὶ τοὺς ἐπὶ τάδε καὶ τοὺς ἐν αὐταῖς ταῖς Ἄλπεσιν ἐνοικοῦντας*), während die Tauriner Ligurer waren.

Nach alledem scheinen mir die Quellen doch ungleich natürlicher und ungezwungener dafür zu sprechen, daß Hannibals Heer bei Ivrea, an der Ausmündung des Tales der Dora Baltea in die Ebene rastete, abseits von den Kämpfen der Tauriner und Insubrer, daß der karthagische Feldherr nach geistiger und körperlicher Wiederherstellung seiner Truppen zunächst sich bemühen mußte, auf die dem Anschluß und der Heeresfolge abgeneigten Tauriner diplomatisch einzuwirken, und daß er dann, als diese Bemühungen sich als wirkungslos herausstellten, von der Dora Baltea aus mit gesamter Heeresmacht aufbrach (*ex stativis moverat*), um statt des direkten Einmarsches in die Poebene zunächst gegen Süden nach der Dora Riparia sich zu wenden und hier der prinzipiellen Wichtigkeit wegen die Tauriner schnell und rücksichtslos mit Waffengewalt zum Anschluß zu zwingen.

Ich muß also meine Ansicht aufrecht erhalten, daß der Druentiaübergang in Wirklichkeit nichts weiter als eine Dublette des Rhoneübergangs bedeutet, daß die Linksschwenkung ins Tricastinerland sich auf den Weitermarsch unmittelbar nach dem Rhoneübergang bezieht und daß Hannibal durch das Tal der Dora Baltea nach Italien hinab- und demzufolge das Isèretal hinaufgezogen ist und daß er den Paß des Kl. St.-Bernhard benutzt hat.

5. Die Tagemärsche. Der gefährlichste Ansturm gegen meine Position ist anscheinend Oehlers Einwurf, ich könne die von Polybius angegebene Zeitfrist bloß dadurch einhalten, daß ich den Truppen beim Aufstieg und beim Abstieg unmögliche Marschleistungen zumute. Ähnlich spricht sich Fuchs (S. 252f.) und Kromayer (S. 455) aus. An anderer Stelle (Klio IX 2:

„Hannibals Alpenübergang als Marschleistung") werde ich den Nachweis führen, daß Hannibals Alpenmarsch von Rovon bis Borgo Franco d'Ivrea in 15 Tagen zwar ein durch die strategischen Rücksichten gebotener und die Kraft der Truppen auf das äußerste erschöpfender Gewaltmarsch gewesen ist, aber nicht ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte dasteht.

Keiner besonderen Widerlegung bedarf das mehr phantastische als quellenmäßige Strategiespiel von Hesselmeyer „Hannibals Alpenübergang im Lichte der neueren Kriegsgeschichte" (Tübingen 1906).

Mit diesen Ausführungen glaube ich alle wesentlichen Einwände gegen meine Auffassung widerlegt zu haben und will im folgenden noch einmal zusammenfassen, was gegen die anderen Theorien und was für die Kl. St. Berhardtheorie spricht.

II. Feststellung der Marschlinie Hannibals.

Was die Ansetzung der ersten δυσχωρίαι seitens der Vertreter der Mont Genèvre- und der Mont Cenis-Theorie anlangt, so ist dazu folgendes zu bemerken.

Die Anhänger beider Theorien sind der Überzeugung, daß der Bericht des Livius sich mit dem des Polybius durchaus in Einklang bringen lasse, daß die Angaben des Livius, die sich bei Polybius nicht finden, von diesem ausgelassen worden seien und daß somit bei Livius die vollständigere Wiedergabe der gemeinschaftlichen Urquelle vorliege. Also sei die Nennung der Druentia ein höchst wertvoller Fingerzeig für die Bestimmung der Richtung, die Hannibal eingeschlagen.

Fuchs, der Hauptvertreter der Genèvretheorie, nimmt das erste Hindernis bei Savines an der Durance, etwa 10 km unterhalb Embrun, an. Das widerstreitet jedoch der Überlieferung. Denn dieser Punkt ist unmittelbar am Rande des Alpenlandes, nicht mitten in der Gebirgswelt anzusetzen. Außerdem ist das „erste Hindernis" im Allobrogerlande, also unter keinen Umständen an der Durance zu suchen.

Die Mont Cenis-Partei, hauptsächlich vertreten durch Osiander, setzt die ersten δυσχωρίαι beim Eintritt aus dem Isèretal in das Arctal an und erklärt den Drac für den von Livius mit dem Namen Druentia bezeichneten Fluß. Allein Drac aus einem alten Namen wie Druentia ableiten zu wollen, ist nach den Lautgesetzen des Provenzalischen unstatthaft, wie Voretzsch (bei Hesselmeyer S. 33) ausführt. Vielmehr ist (nach Holder, Altkeltischer Sprachschatz) die philologisch genauere Namensform le Draou, und diese läßt auf die keltische Form Dravos schließen. Bei Aymar du Rivail heißt der Fluß stets Dravus. Dazu kann dieses Gebirgsflüßchen, das gewiß zur Zeit der Schneeschmelze auch gelegentlich stark anschwellen mag, unter keinen Umständen als amnis longe

omnium Galliae fluminum difficillimus transitu bezeichnet werden, der aquae vim vehat ingentem. Überdies befindet sich der gesamte Drac mitten im Alpengebiet, während ja die Livianische Druentia außerhalb des Gebirges gesucht werden muß. Und schließlich ist im Arctal unmöglich der von den Allobrogern besetzte Engpaß anzunehmen; denn hier haben unseres Wissens nie Allobroger gewohnt, und die Vermutung Osianders, St.-Jean de Maurienne sei der Allobrogerort (Pol. c. 50, 7 und 51, 10), entbehrt durchaus einer annehmbaren Begründung[1]). Übrigens ist es auch ganz undenkbar, daß die Allobroger, um Hannibal den Weg zu verlegen, sich über die alleräußerste Peripherie ihres eigenen Gebietes hätten hinausbegeben und sich durch Hannibal von ihrer Heimat abtrennen lassen sollen, um im Gebiet eines fremden Stammes mit ihm zu kämpfen. Doch erstens steht davon überhaupt kein Wort in den Quellen, und zweitens soll ja die Allobrogerstadt sich noch hinter den δυσχωρίαι befunden haben. Außerdem ist es durchaus nicht statthaft, unter dem Fluß, in dessen Gebiet das Heer 800 Stadien weit marschiert, um nach dem Verlassen des Flusses sofort in die Alpen einzutreten, plötzlich an dieser Stelle die Isère zu verstehen, während mit dem ποταμός überall an den anderen Stellen des Textes einzig und allein die Rhone gemeint ist.

Somit dürfte für die Verteidiger des Mont Genèvre und des Mont Cenis keine andere Möglichkeit übrigbleiben, als den von Livius mit Druentia bezeichneten Fluß außerhalb der Alpen und die ersten δυσχωρίαι nicht erst beim Anfang des Hochalpenmarsches, sondern beim Eintritt Hannibals in das Alpengebiet überhaupt anzunehmen.

Sicher ist nun erstens die Ansetzung des Rhoneübergangs Hannibals in der Mitte zwischen Isère- und Rhonemündung, denn diese Stelle ist, den Quellennachrichten entsprechend, von jedem der genannten beiden Punkte vier Tagemärsche entfernt. Fest steht ferner die Ankunft des karthagischen Heeres in der Gegend der Isèremündung[2]); als sicher kann auch der Weitermarsch auf

---

[1]) S. 117 sagt er, die „nahe Stadt" sei das eine Viertelstunde entfernte Städtchen St. Jean de Maurienne. Es habe im frühen Mittelalter zwar urbs Maurienna, doch die Kirche ecclesia St. Ioannis Garocellii geheißen. Also sei der ältere Name dieses Ortes Garocellium gewesen, und dies sei nur eine andere Form für Graiocelum. Das Grundwort komme auch vor in der Form Oscelum und bedeute osculum = Mündung. Und dieser Ort sei identisch mit der von Ptolem. III 1, 34 genannten Lepontierstadt Ὄσκελα in den kottischen Alpen, also sei diese zu suchen zwischen den Centronen der Tarentaise und den Caturigern des oberen Durancetals; wenn jedoch Ptolemäus sie als einen Ort der Lepontier bezeichne, so müsse er damit einen Irrtum sich haben zu schulden kommen lassen. Bis auf diesen letzten Punkt weise also alles so genau wie möglich auf die Identität des Ptolemäischen Ὄσκελα mit Garocellium oder St. Jean de Maurienne.

[2]) Meine Annahme, daß das Plateau bei Valence die Stelle sei, wo Hannibal gelagert habe, um sein Heer für den Alpenmarsch auszurüsten,

dem linken (südlichen) Isèreufer *per extremam oram Vocontiorum agri* gelten. Damit ist zugleich der Eintritt in die Alpen beim Bec de l'Échaillon gegeben. Hier müssen auch die *δυσχωρίαι* gewesen sein, die von den Allobrogern besetzt waren und die das karthagische Heer sogleich beim Beginn des Alpenmarsches zu überwinden hatte[1]).

Für den weiteren Verlauf des „Aufstiegs" haben wir zunächst keinen sicheren Richtungspunkt in den Quellen. Wir erfahren nichts weiter, als daß sich vier Tagemärsche oberhalb der ersten *δυσχωρίαι* abermals eine Wegenge befunden habe, und zwar ein Hohlweg, eine sehr enge Schlucht, vor der das karthagische Heer am sechsten Tage des Alpenmarsches anlangte. Livius berichtet zwar: *tendit in Tricorios.* Doch ist es leider unmöglich, die Sitze dieses Volkes sicher zu bestimmen. Osiander sagt nun freilich („Noch einmal der Hannibalweg" JB. 1903 S. 26): „In dieser Erwägung hatte ich schon in einer Vorarbeit die Vermutung geäußert, der Name *Tricorii* — die „Dreiheerigen", vgl. Holder, Altkeltischer Sprachschatz — könne einen Dreivölkerbund bezeichnen, dessen Angehörige die bei Caesar bell. Gall. I 10 erwähnten Ceutrones, Graioceli, Caturiges gewesen seien. Diese Vermutung fand ich später durch die bei App. IV 3 gefundene Nachricht, daß Cäsar im Helvetierkrieg auch *Τριχούρους ἀμύνοντάς σφισιν* besiegt habe, aufs schönste bestätigt". Aber wenn dieser Schluß richtig ist, so bitte ich, ihn auch für die St. Bernhardtheorie beanspruchen zu dürfen. Denn die Ceutrones saßen im oberen Isèretal, und auch die *Graioceli* (oder *Grai Oceli*, wie Holder schreibt) dürften wohl nicht allzuweit von der Alpis Graia, dem Kleinen St. Bernhard, zu vermuten sein. Indessen mit diesem Zeugnis ist schließlich doch nur wenig zu erweisen.

Viel wichtiger ist für die Festlegung des Alpenweges Hannibals die Bestimmung des von ihm überschrittenen Passes sowie des Alpentales, durch welches das karthagische Heer in die Poebene hinabgezogen ist. Zugleich ergibt sich aus der Sicherstellung dieser Punkte auch die Möglichkeit, die Anstieglinie und damit die zweiten *δυσχωρίαι* zu bestimmen.

Was nun den Paß anlangt, so sind, wenn man lediglich die topographischen Bedingungen, d. h. die Gestaltung der Paßfläche berücksichtigt, alle drei ernstlich in Frage kommenden Übergänge, der Kleine St. Bernhard, der Mont Cenis und der Mont Genèvre,

---

möchte ich dahin ändern, daß wohl eher ein Punkt am östlichen Ausgang des Tieflandsdreiecks von Valence in der Nähe der Isère in Betracht kommt, zwischen Romans und St. Nazaire; wenigstens würde dies besser zu den in der Urquelle vorauszusetzenden 600 Stadien vom Rhoneübergang bis zur „Insel" passen.

[1]) Die in meinem Buche ausgeführte Auffassung von dem ersten Hindernis ist im einzelnen richtigzustellen: es ist der Bec de l'Échaillon selbst. Vgl. darüber den Exkurs b meines Aufsatzes in der Klio IX 2.

in gleicher Weise geeignet, in bezug auf die Sichtbarkeit der weiten Ebenen des Polandes jedoch alle drei den Quellenangaben in gleicher Weise widersprechend, wie es denn überhaupt keinen Alpenpaß gibt, der einen Ausblick „weit und breit über die Poniederung hin wie von einer Akropolis auf eine Unterstadt" (vgl. S. 71 meines Buches) ermöglichte. Die S. 82 f. von mir vorgeschlagene Deutung[1]) muß ich noch immer nicht nur als die annehmbarste, sondern auch als die durch innere Gründe gebotene vertreten. Und für die Tatsache, daß von dort aus das Poland, das ersehnte Ziel des Riesenmarsches, in Wirklichkeit noch nicht zu sehen und ein baldiges Ende der Leiden noch nicht zu erwarten war, spricht der Ausdruck des Polybius selbst: *τὰ πλήθη δυσθύμως διακείμενα καὶ διὰ τὴν προγεγενημένην ταλαιπωρίαν καὶ διὰ τὴν ἔτι προσδοκωμένην* ... Zugleich zeigt übrigens auch diese Stelle, daß Polybius auf seiner Reise durch die Alpen nicht den Weg Hannibals gezogen ist.

Ausdrücklich genannt wird von den Alpenpässen in den Urquellen nur der Kleine St. Bernhard (*Cremonis iugum*), und zwar von einer an sich sehr achtenswerten und aus karthagischen Quellen schöpfenden Autorität, L. Coelius Antipater. Wenn die anderen römischen Chronisten und Antiquare statt dessen den Gr. St. Bernhard (*Summus Poeninus*) nannten, so liegt es auf der Hand, daß sie — wohl infolge ungenauer Kenntnis der Gliederung des oberen Dora-Balteatales — sich lediglich durch eine irrtümliche etymologische Kombination dazu hatten verleiten lassen.

Die karthagischen Quellen selbst scheinen allerdings den Paß überhaupt nicht genannt zu haben, wenigstens hat Polybius, der sich doch wesentlich auf diese Berichte stützt, ihn nicht ausdrücklich bezeichnet und, wie nach Livius' Worten vermutet werden darf, hat ein Name des Passes auch bei Silenus, den er wenigstens anderwärts nachweisbar herangezogen hat, nicht gestanden.

Eine Nennung des Mont Cenis oder des Mont Genèvre aber läßt sich nirgends in den Quellen nachweisen, vielmehr ist bei Livius sogar der bestimmte Schluß ex silentio geboten, daß diese Pässe auch in keiner einzigen der uns verloren gegangenen Urquellen genannt gewesen sind.

Von allen Pässen also kommt als durch die Urquellen sicher belegt nur der Kleine St. Bernhard in Betracht.

In bezug auf das Abstiegtal erfahren wir durch Livius, daß

---

[1]) Ruge (S. 723) bemerkt dazu: „Das ist unbedingt zuzugeben, sowie es sich um eine klare, weitumfassende Aussicht handelt". Eine solche hat sich doch aber m. E. zweifellos nicht nur Livius vorgestellt (longe ac late prospectus erat), sondern auch Polybius, wenn er c. 54, 2 sagt: „.. der Blick auf Italien; denn es lag in der Weise unterhalb des vorgenannten Gebirges, daß, wenn man beide (d. h. die Alpen und Italien) gleichzeitig ins Auge faßte (also nebeneinander betrachtete), die Alpen den Charakter einer Akropolis des gesamten Italiens zu haben schienen".

nach allen seinen Quellen Hannibal das Dora-Balteatal herabgekommen sein muß. Er selbst glaubt sich im Gegensatz zu ihnen für das Dora-Ripariatal entscheiden zu müssen, weil er aus den ihm vorliegenden Berichten herauslesen zu können meint, daß Hannibal im Gebiet von Turin das Pogebiet betreten habe. Die Nachprüfung der uns zur Verfügung stehenden Urberichte macht es jedoch, wie wir oben gesehen, im höchsten Grade wahrscheinlich, daß sachlichen Erwägungen zufolge diese Gegend als Rastplatz des karthagischen Heeres schwerlich angenommen werden darf und daß Livius mit dieser Annahme und mit seinem Widerspruch gegen die Gesamtheit seiner eigenen Quellen einem leicht erklärlichen Versehen zum Opfer gefallen ist. Ebenso kann, wie oben gezeigt, die allen Quellen der vorlivianischen Zeit widerstreitende Nachricht Strabos, daß Hannibal durch das Taurinergebiet zur Poebene hinabgestiegen sei, einerseits aus den gleichen sachlichen Gründen keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen, andererseits muß sie aus formalen Gründen (ὀνομάζει statt φησί) zweifellos auch als eigener Zusatz des Strabo, nicht aber als Eigentum des Polybius angesehen werden.

Es sprechen also die ältesten Quellen ausschließlich für das Dora-Balteatal, und die einzige glaubwürdige Angabe eines Passes nennt den Kleinen St. Bernhard, die späteren Abweichungen von den ältesten Quellen andererseits, wie wir sie bei Livius und Strabo finden, erweisen sich überdies als unhaltbar. Damit ist durch das Nachrichtenmaterial unserer Quellen die Linie Isèretal—Kleiner St. Bernhard—Dora-Balteatal sicher gegeben.

Im Einklang damit steht erstens die Angabe des Polybius, daß Hannibal im Keltengebiet die Alpen überschritten habe, während an den südlicheren Pässen ligurische Stämme wohnten, zum mindesten auf der Abstiegseite, zweitens die Tatsache, daß Hannibals Ziel das Insubrergebiet, d. h. das Land nördlich vom Po war. Dazu war der Isère—Dora-Balteaweg bereits seit der grauen Urzeit ein vielbenutzter Pfad des Völkerverkehrs, während man das von dem Mont Cenis und dem Col du Lautaret nicht sagen kann. Ferner bot jener Weg wegen der außerordentlichen Aufgeschlossenheit seiner Täler die verhältnismäßig beste Vorbewegungs- und zugleich Verpflegungsmöglichkeit und vor allem die kürzeste Hochgebirgsstrecke (Cevins bis Pré-St.-Didier etwas über 70 km, oder wenn man wegen der Enge bei Ruinaz das Tieftal der Dora Baltea erst von Sarre oberhalb Aosta ab rechnen will, doch nicht mehr denn 103 km, von Aiguebelle dagegen über den Mont Cenis bis Susa 123 km). Auch findet sich auf dieser Linie, genau der Tagezählung sowie der Örtlichkeitsschilderung des Polybius entsprechend, als zweites Hindernis auf dem Anstieg die Schlucht bei Cevins[1])

[1]) Kromayer (S. 454) sagt, daß „die Terrainschwierigkeit an dieser Stelle ein Kinderspiel sei im Vergleich zu den Terrainschwierigkeiten, die

und als Abstieghindernis die große Schutthalde bei La Thuille in der Taillaudschlucht. Betreffs beider Punkte habe ich den Darlegungen meines Buches nichts hinzuzufügen.

Nachdem so auf quellenkritischem Wege die Marschlinie Hannibals gesichert und durch die topographische Nachprüfung bestätigt worden ist, bleibt nur noch übrig zusammenzufassen, inwieweit die in den Quellen erzählten Einzelheiten zu der Isère—St. Bernhard—Dora Baltea-Linie stimmen.

Was den Marsch vom Rhoneübergang bis zum Beginn des Alpenmarsches betrifft, so ist es nach dem zusammenhängenden Bericht des Polybius (abgesehen von dem Exkurs c. 36—39) durchaus klar, daß Hannibal auf dem linken Rhone-, sodann auf dem linken Isèreufer zu den Alpen marschiert ist; nur ist er über die Lage wie auch über die Größe der „Insel" offenbar selbst im unklaren und sein ganzer Vergleich der „Insel" mit dem Nildelta nach Fläche und Gestalt muß zum mindesten wunderlich und unnatürlich bleiben; ferner glaubt er infolge seiner irrigen Anschauung vom Rhonelauf, daß das karthagische Herr ununter-

---

dahinter liegen" (Aigueblanche und Détroit de Saix). „Man wird nicht begreifen, wie die Bewohner so verblendet sein konnten, dem Hannibal den Durchzug bei der unschuldigen Creuzazschlucht zu sperren und die späteren verzweifelt sturmfesten Positionen unbenutzt zu lassen". Dazu habe ich zu sagen erstens, daß die Schlucht zwar an und für sich, d. h. unter friedlichen Verhältnissen, für den Durchzug eine nicht gerade allzu große Schwierigkeit bot, wohl aber für einen Überfall durch die Eingeborenen vortrefflich geeignet erscheinen mußte. Nichts war natürlicher, als daß der Stamm des breiten, flachen, offenen und fruchtbaren Tales der mittleren Isère mit seiner offenbar recht beachtenswerten Volksmenge, der schon zwei Tage lang in der Absicht eines Überfalls das karthagische Heer begleitet hatte, diesen ersten Engpaß am Ende des Tieftals zur Ausführung seines Planes benutzte. Überdies lagen die weiteren schwierigen Stellen im Gebiete eines anderen Stammes, des in den Engtälern des Hochgebirgs hausenden und deshalb sicherlich viel zu wenig zahlreichen Hirtenstammes der Centronen, der sich erklärlicherweise begnügte, *κατὰ μέρη καὶ κατὰ τόπους* die Karthager zu belästigen und an vorteilhaften Punkten (*προσπίπτοντες εὐκαίρως*) einige Maultiere vom Vortrab oder von der Nachhut zu rauben (III 53, 7). Ich kann darin keine Unwahrscheinlichkeit der St. Bernhardtheorie sehen. — Fuchs (S. 251) meint, Hannibal habe sich „den Fährlichkeiten eines so engen Defilees wie der Creuzazschlucht gar nicht preiszugeben brauchen". Eine Umgehung dieses Engpasses durch zweimaliges Übersetzen über die Isère wäre keineswegs ausgeschlossen gewesen; auch sagt Polybius mit Bezug auf diese Wegenge nichts Ähnliches wie betreffs des „ersten Hindernisses" (*δι' ὧν ἔδει τοὺς περὶ τὸν Ἀννίβαν καὶ' ἀνάγκην ποιεῖσθαι τὴν ἀναβολήν*). Aber Hannibal konnte sich den zweimaligen Übergang über die selbst hier doch nicht so ganz harmlose Isère ersparen; denn die Gefährlichkeit des Defilees, wo die Gallier ihm seinen Troß hatten rauben wollen, hatte er dadurch behoben, daß er die Lasttiere und Reiter in die *πρωτοπορεία*, die Hopliten dagegen in die *οὐραγία* gestellt und dadurch den Plan der Eingeborenen durchkreuzt hatte (vgl. Pol. III 53, 1—2). Was noch übrig blieb, waren nur Störungen und Belästigungen des Heereszuges, auch gaben ja die Eingeborenen in Wirklichkeit den Engpaß ohne Kampf frei. Fuchs' Bedenken ist also belanglos.

brochen bis zum Eintritt in die Alpen *παρὰ τὸν ποταμόν*, d. h. neben der Rhone hin marschiert sei. Wir können also so viel mit Sicherheit daraus entnehmen, daß Polybius auf seiner Alpenreise in diese Gegend nicht gekommen ist.

S. 92 f. glaubte ich hinsichtlich der Bezeichnung des „zweiten Hindernisses" zwischen der *φάραγξ* oder *χαράδρα* mit *παρώρειαι* (Plural!) bei Polybius und der *angustior via et parte altera subiecta iugo insuper imminenti* bei Livius einen Widerspruch feststellen zu müssen. Ich muß zugeben, daß die Kennzeichnung des Engpasses bei Livius ebenso richtig ist, insofern die eine Seite der Schlucht sich nur wenige Meter erhebt, die andere dagegen eine zu gewaltiger Höhe emporsteigende Hochgebirgswand ist. Diese Tatsache kann einerseits als eine Bestätigung meines topographischen Ansatzes gelten, andererseits legt sie die Vermutung nahe, daß Livius für den Alpenmarsch doch wohl nicht ganz und gar und von vornherein auf eine Heranziehung des Silenus verzichtet haben wird und daß seine Vorstellung von der Örtlichkeit noch in der Erinnerung durch dessen Darstellung beeinflußt blieb, als er sich bereits für den Polybius als Hauptgewährsmann entschieden hatte.

Hinsichtlich der Zeitbestimmung schloß ich mich in meinem Buche Matzat und Soltau an und glaubte mit ihnen, daß die Angabe *συνάπτειν τὴν τῆς Πλειάδος δύσιν* nicht so wörtlich zu nehmen, sondern nur ganz unbestimmt als Annäherung der winterlichen Jahreszeit aufzufassen sei. Danach sollte Hannibal bereits um den 1. Oktober herum die Paßhöhe erreicht haben. Doch möchte ich mich jetzt lieber den (mir früher nicht bekannt gewordenen) Ausführungen Luterbachers anschließen (Die Chronologie des Jahres 218 v. Chr. Philol. Bd. 60 [1901] S. 307 ff.; vgl. auch Bd. 62 [1903] S. 306 ff.). Denn die Frist zwischen dem Aufbruch Scipios von Massilia aus nordwärts sowie dem gleichzeitigen Abmarsch Hannibals vom Rhoneübergang einerseits und der Schlacht an der Trebia (um den 21. Dez.) andererseits ist meiner Überzeugung nach auf etwas mehr oder weniger als 75 Tage zu bemessen. So kommen wir zurückrechnend für Hannibals Abmarsch vom Rhoneübergang auf das erste Drittel des Oktober. $10 + 9 = 19$ Tage später langte das Heer auf der Paßhöhe an, also gegen Ende Oktober. Der Ausdruck des Polybius ist also durchaus wörtlich zu nehmen: *συνάπτειν τὴν τῆς Πλειάδος δύσιν*, da der Frühuntergang der Plejaden nach Luterbacher (Philol. Bd. 60 S. 308 f.) damals auf den 7. November des jetzigen Kalenders fiel. Der Aufbruch Hannibals vom Pyrenäengebiet muß demnach erst gegen Mitte September und das Eintreffen an der Rhone etwa Ende September angesetzt und die Ankunft am Rande der Poebene etwa auf die Zeit um den 1. November verlegt werden.

Eine weitere Schwierigkeit, die schon manchen Forscher beschäftigt hat, ist in dem Exkurs des Polybius enthalten und be-

trifft die Frage: Wie ist die Streckenangabe bei Polybius III 39, 10: *αἱ τῶν Ἄλπεων ὑπερβολαὶ περὶ χιλίους διακοσίους (σταδίους)*, wonach der Alpenmarsch nur 1200 Stadien betragen habe, zu beurteilen?

Osiander (S. 7) erklärte die Entfernungsangaben des Polybius für „den Ariadnefaden, dem jeder folgen muß, der sich nicht in dem Labyrinth willkürlicher Konstruktionen rettungslos verlieren will". Ich hielt sie (S. 54) nur für unbestimmte Schätzungen des Polybius. Beides dürfte aber nicht richtig sein. Denn, wie ich jetzt glaube annehmen zu müssen, hat Polybius diese Zahlen gewonnen durch Zusammenzählung der einzelnen Marschstrecken aus seinen vielleicht tagebuchartigen, der Anabasis Xenophons ähnlichen Quellen. Sie können also an und für sich recht genau und zuverlässig sein, vorausgesetzt, daß Polybius sich dabei nicht versehen hat. Andererseits kann aber die Textüberlieferung nicht richtig sein, wenigstens stimmt die von Polybius selbst angegebene Summe (9000 Stadien) nicht mit der Zahl, die sich aus den im Texte enthaltenen Summanden ergibt (8400 Stadien).

Eine Lücke in der Summandenreihe hat man hinter *Ἐμπόριον* angenommen uud gemeint, das *ἐντεῦθεν* könne sich nicht auf diese Stadt, sondern nur auf irgend eine andere, jetzt ausgefallene Ortsangabe beziehen. Dieser Meinung bin auch ich, nur glaube ich nicht, daß M. C. P. Schmidt (De Polybii geographia, Dissert. Berlin 1875, S. 10) recht hat, wenn er die Ergänzung vorschlägt: *ἀπὸ δ' Ἐμπορίου πόλεως εἰς Νάρβωνα περὶ ἑξακοσίους*. Denn für die Strecke von Narbo bis zum Rhoneübergang blieben dann in Wirklichkeit nur etwas über 1000 Stadien übrig, während, wie von Polybius ausdrücklich (c. 39, 8) angegeben wird, die bis zum Rhoneübergang reichende Teilstrecke 1600 Stadien betrug. Auch Schweighäusers Vermutung: *ἀπὸ δὲ τούτου* (Emporion) *εἰς τὰ ἄκρα τῶν Πυρηναίων στάδιοι ἑξακόσιοι* ist abzulehnen, ebenso Osianders Vorschlag (S. 9): 800 Stadien; denn die Entfernung von Ampurias[1]) bis zum Col de Perthus beträgt nur gegen 45 km, d. h. etwa 240 Stadien[2]). Insofern aber dürfte Schweighäuser recht haben, als die Paßhöhe der Pyrenäen von Polybius als Marschabschnitt genannt gewesen zu sein scheint. Denn schon c. 39, 4 dient diese Stelle zur Bezeichnung eines wichtigen Grenzpunktes: . . *ἕως τῆς ῥαχίας, ὃ πέρας ἐστὶ πρὸς τῇ καθ' ἡμᾶς θαλάττῃ τῶν Πυρηναίων ὀρῶν, ἃ διορίζει τοὺς Ἴβηρας καὶ Κελτούς*. Auch legt der Textzusammenhang diese Vermutung

[1]) Das alte *Ἐμπόριον* ist das heutige S. Martin de Ampurias. Vgl. Schulten, Ampurias. Ilbergs Neue Jahrb. 1907, I, S. 334 ff.

[2]) Wenn also Strabo § 159 a. Schl. von Emporion sagt: *ὅσον τετταράκοντα διέχον τῆς Πυρήνης σταδίους καὶ τῶν μεθορίων τῆς Ἰβηρίας πρὸς τὴν Κελτικήν*, und wenn er damit die Entfernung bis zu den *ἄκρα τῆς Πυρήνης, ἐφ' ὧν ἵδρυται τὰ ἀναθήματα τοῦ Πομπηίου* meint, so dürfte zweifelles im Texte ein *διακοσίους* ausgefallen sein.

sehr nahe. Denn am Ausgang des c. 35 sehen wir Hannibal auf dem Marsche durch die Pyrenäen (*ἦγεν διὰ τῶν Πυρηναίων λεγομένων ὀρῶν*); dann folgt der Exkurs c. 36—39, an dessen Schlusse es heißt, daß das Heer „bereits beinahe die Hälfte" der Gesamtmarschstrecke von Neukarthago bis zum Rande der Poebene zurückgelegt hatte (*κατὰ μὲν τὸ μῆκος ἤδη σχεδὸν τοὺς ἡμίσεις διεληλύθει*), und mit Beginn des nächsten Kapitels, wo wieder die fortlaufende Erzählung anhebt, heißt es: *Ἀννίβας μὲν οὖν ἐνεχείρει ταῖς διεκβολαῖς τῶν Πυρηναίων ὀρῶν κατάφοβος ὢν τοὺς Κελτοὺς διὰ τὰς ὀχυρότητας τῶν τόπων.* Dazu kommt, daß die Strecke *ἐντεῦθεν ἐπὶ τὴν τοῦ Ῥοδανοῦ διάβασιν*, oder von St. Etienne des Sorts über Nemausus und Narbo zurückgerechnet, etwas über 1550 Stadien mißt, was recht wohl auf *περὶ χιλίους ἑξακοσίους* abgerundet werden konnte. Überdies ergibt die Addierung der drei Teilstrecken von Neukarthago bis zum Pyrenäenpaß 2600 + 1600 + 240 = 4440 Stadien; es konnte also Polybius in der Tat mit vollem Rechte sagen, daß Hannibal im Pyrenäengebirge bereits beinahe die Hälfte der rund 9000 Stadien betragenden Gesamtstrecke seines Marsches nach Italien durchmessen habe.

Die Posten der zweiten Hälfte des Additionsansatzes sind ebenfalls nicht in Ordnung. Zwar die 1600 Stadien vom Pyrenäenpaß bis St. Etienne des Sorts stimmen annähernd und geben zu Bedenken keinen Anlaß. Die Strecke vom Rhoneübergang bis zum Eintritt in die Alpen bei Rovon und Le Port—St. Gervais beträgt zwar in Wirklichkeit nur 800 Stadien, entsprechend der aus den Urquellen unmittelbar entlehnten Meldung bei Pol. c. 50, 1, nicht aber 1400, wie es in dem Ansatz des Exkurses c. 39, 9 heißt — offenbar infolge eines Irrtums des Polybius, der die Strecke bis zur „Insel" (= 600 Stadien) doppelt gezählt zu haben scheint —, aber für die Nachrechnung ist es wichtig, daß gerade aus diesem Grunde die Zahl 1400 als richtig überliefert angesehen werden darf. Der Fehler kann also nur in dem dritten Posten vermutet werden. Und in der Tat muß die Angabe der 1200 Stadien für die Strecke des Alpenmarsches falsch sein; denn weder auf dem Mont Ceniswege, noch auf der Linie des Kleinen St. Bernhard, ganz zu schweigen von der Drac—Durance—Mont Genèvre—Dora Riparia-Linie, kann man mit 1200 Stadien auskommen. Der Ansatz des Polybius selbst erfordert vielmehr 1500 Stadien, d. h. gegen 280 km. Nun beträgt die Strecke Rovon—Kleiner St. Bernhard—Borgo Franco d'Ivrea, wenn man die Krümmungen und Serpentinen der neueren Kunststraßen, die z. T. nicht ganz unbedeutende Umwege ausmachen, in Abzug bringt, etwas über 280 km oder rund 1500—1550 Stadien, was also der durch den Zusammenhang geforderten Entfernung recht gut entspricht. In der Aufstellung bei Polybius fehlen mithin rund 300 Stadien = 56 km. Da also im übrigen die ganze

Rechnung des Polybius in sehr befriedigender Weise stimmt, so bleibt keine andere Annahme übrig, als daß der letzte Additionsposten nicht richtig überliefert sein kann, oder daß die Einzelangaben der Urquelle von Polybius zwar zuerst bei der Ausrechnung der Gesamtsumme — abgesehen von der doppelten Einrechnung der vier Tagemärsche an der Rhone — ganz richtig addiert worden sind, vielleicht auch die Zahl 9000 als Gesamtstrecke überhaupt ausdrücklich in der Urquelle gestanden hatte, daß nachher aber bei der Bestimmung der wichtigeren Teilstrecken irrtümlicherweise von Polybius der Alpenweg zu kurz bemessen worden ist. Selbstverständlich sind wir nicht mehr in der Lage, Polybius den Rechenfehler genau nachzuweisen. Vermutlich aber hat er die Längenbezeichnung eines einheitlichen, in sich abgeschlossenen Wegeabschnitts von 300 Stadien bei der Berechnung dieses letzten Postens übersehen, und eine solche Strecke von rund 300 Stadien = 56—58 km ist überraschenderweise gerade der Weg von Cevins bis zum Kleinen St. Bernhard, d. h. der Marsch vom zweiten Hindernis bis zur Paßhöhe, der Aufstieg auf der eigentlichen Hochgebirgsstrecke bis zum Gipfelpunkt des Alpenweges. Wie dem aber auch sei — da so viel sicher ist, daß in den 1200 Stadien ein Fehler steckt und für die Länge des Alpenmarsches nur die Annahme von 1500 Stadien übrigbleibt, so bestätigt damit auch das c. 39 des Polybius die St. Bernhardtheorie.

Steglitz. Konrad Lehmann.

2.

Horatius.

I. Ausgaben und Kommentare.

1) Horace, Les satires expliquées littéralement par E. Sommer, traduites en français et annotées par A. Desportes. Aus der Sammlung: Les auteurs latins, expliqués d'après une méthode nouvelle par deux traductions françaises, l'une littérale et juxtalinéaire présentant le mot à mot français en regard des mots latins correspondants, l'autre correcte et précédée du texte latin avec des arguments et des notes, par une société de professeurs et de latinistes. Paris 1903, Hachette et Cie. 296 S. 8.

In der deutschen Bibliographie war eine solche Ausgabe vom Jahre 1907 angezeigt; die mir vom Verleger zugegangene aber stammt laut dem inneren Titelblatte aus dem Jahre 1903. Ob nun eine davon abweichende neuere vorhanden ist oder nicht: jedenfalls ist die vorliegende, in diesen Jahresberichten noch nicht angezeigte Ausgabe so eigenartig, daß es deutsche Schulmänner interessieren mag, von ihrer Einrichtung (vgl. schon oben den Titel) zu hören.

Es enthält also immer die linke Seite in ihrer oberen Hälfte den lateinischen Text, in ihrer unteren eine geläufige französische prosaische Übersetzung, die rechte aber ist folgendermaßen eingerichtet.

Qui fit, Maecenas,	Comment se-fait-il, Mécène,
ut nemo,	que pas-un-homme,
sortem quam	*quelle que soit* la condition que
seu ratio sibi dederit	ou *son propre* calcul lui aura donnée
seu fors	ou le hasard
objecerit,	aura jetée-devant *lui*,
vivat contentus illa,	ne vive *jamais* content de celle-là,
laudet	*mais que tout homme* loue
sequentes	ceux qui suivent
diversa?	*des états* autres *que le sien*?

Außerdem sind noch kurze Inhaltsangaben (S. 1 – 3) und Anmerkungen dem Verständnisse förderlich.

Die übertriebene Prüderie, wie sie oft in französischen Schulausgaben begegnet, ist diesem Buche fremd. Es fehlen nur die

Verse I 2, 28—36, 44—134, I 5, 84 b—85, I 8, 5, II 7, 47 b—52, 64 b; ferner ist in V. I 3, 107 *cunnus* durch *mulier* ersetzt, das durch Kursivdruck vom übrigen Texte absticht, und der Sinn des Verses I 1, 105 wird verschleiert durch die Anmerkung: les noms qui suivent, Tanais, Visellius et son beau-père, sont à peu près inconnus.

Einen eigentlich wissenschaftlichen Charakter trägt diese Ausgabe nicht; vielmehr findet sich darin einiges Befremdliche, das durch Benutzung zuverlässiger Ausgaben sich hätte vermeiden lassen. So z. B. berührt es wunderlich, wenn zu I 5, 100 die törichte Scholiastenerklärung von Apella als eine von zwei möglichen hingestellt wird: les uns prennent *Apella* comme un nom commun à toute la nation juive et lui donnent le sens de *sine pelle*, désignant le peuple circoncis. Ebenso böse ist Folgendes. I 6, 75 *octonis idibus*: Horace ajoute aux ides l'épithète d'*octonis* parce qu'elles venaient huit jours après les nones, eine unmögliche, längst abgetane Deutung, die aber allerdings auch in einzelnen anderen französischen Ausgaben noch fortlebt. Auch durch Flüchtigkeit wird oft gefehlt. So S. 285: Horace ... allait passer l'hiver dans sa petite maison des Sabins, où il était plus chaudement: *ver ubi longum tepidasque praebet Iupiter brumas*, Od. II 6; aber diese Worte beziehen sich ja auf Tarent. Zu II 6, 44 *Thraex est Gallina Syro par*: deux gladiateurs qui combattaient, l'un à la manière des Thraces, l'autre à la manière des Syriens; hier ist Syro mißverstanden.

Aber es ist zwecklos, dergleichen zusammenzustellen, und lieber setze ich noch eine Auffassung von II 5, 64 ff. hierher, die ich anderwärts noch nicht gefunden habe, wohl aber für erwägenswert halte (S. 292): *Nubet procera Corano filia Nasicae ... gener ... socero* ... Le sens qui nous semble devoir être adopté dans cette histoire de Coranus et de Nasica, c'est que Nasica ne donne pas sa fille en mariage à Coranus, mais la lui livre comme maîtresse. *Nubet* ne contrarie pas cette opinion: *nubet* est souvent pris dans le sens de commerce galant: Catulle en fournit de nombreux exemples: pour *gener*, *socero*, ces mots sont quelquefois aussi des termes de galanterie. Nous avons déjà vu (sat. II, liv. I) *Villius in Fausta Sullae gener* ... Ce sens adopté, l'histoire de Coranus est beaucoup plus plaisante. — *Ultro Penelopen facilis potiori trade.* Ce vers confirme ce que nous avons dit dans la note précédente. Tirésias conseille à Ulysse de faire de sa femme ce que Nasica avait fait de sa fille. L'exemple a précédé le conseil. Das dürfte wirklich etwas für sich haben. Ich füge noch Folgendes hinzu. Das Verfahren des Testators hat einen vernünftigen Sinn bei jemand, der auf die Weiterbenutzung einer Mätresse keinen Wert mehr legt, aber nicht bei einem Ehemanne; dieser hätte sich ja, sollte man meinen, dadurch das Verhältnis zu seiner schönen Frau für die ganze übrige Lebenszeit verdorben. Da die Skandal-

affäre der jüngsten Vergangenheit angehörte und den Lesern bekannt gewesen sein wird, so bereiteten ihnen die ehrbaren Worte nubere gener socer, mit denen Horaz den Propheten wenig anständige Dinge bezeichnen läßt, besonderes Vergnügen. Zu der in diesen Worten liegenden Ironie vergleiche man noch *sponsi Penelopae* Epist. I 2, 28. Sollte also hier Desportes das Richtige gesehen haben — was ich zu glauben geneigt bin —, so wäre diese Ausgabe doch nicht ohne Verdienst um die Horazinterpretation.

2) Q. Horatius Flaccus, Briefe, erklärt von Adolf Kießling. Dritte Auflage, besorgt von Richard Heinze. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. 363 S. 8. 3,60 *M.*

Hatte Heinze schon im Jahre 1898, als er die zweite Auflage der Kießlingschen Epistelausgabe besorgte, in die Kießlingschen Anmerkungen eine nicht geringe Menge eigenen Interpretationsmaterials hineingearbeitet (vgl. JB. XXV S. 43 ff.), so hat er nun im Laufe dieser zehn Jahre das ursprüngliche Werk durch Änderungen und Erweiterungen (der Zuwachs von 51 Seiten kommt nur zum kleineren Teile auf Rechnung des besseren Druckes) sehr stark umgebaut und kann sich offenbar nun darin wie in eigenem Hause heimisch fühlen. Man findet jetzt in dem Buche viele Seiten, auf denen mehr Heinzesches als Kießlingsches steht. Ganz besonders kommt bei der Behandlung der Horazischen Episteln dem jetzigen Herausgeber seine vorzügliche Vertrautheit mit der Popularphilosophie des Altertums zu statten, und indem er uns immer deutlicher erkennen und sauberer scheiden lehrt, was Horaz an philosophischem Gedankenstoff als Gemeingut vorfand und was er von dem Seinigen hinzutat, verhilft er uns zu einem zutreffenderen Urteile über den Dichter. Aber auch auf anderen Gebieten der Exegese sowie auf dem Felde der Kritik zeugt das vorliegende Buch von der gewaltigen Arbeit, der sich Heinze unterzogen hat, und von einer fördersamen, erfolgreichen Arbeit; man kann sich nur freuen, daß das Kießlingsche Werk von so trefflichen Händen weiter gepflegt und immer mehr vervollkommnet wird. Das Verhältnis der beiden Herausgeber läßt sich vielleicht so charakterisieren: bei der Firma Kießling und Heinze hat zu der gelegentlich etwas ungestümen Genialität des Begründers der nachher eingetretene Teilnehmer abwägende Besonnenheit als wertvolle Einlage beigesteuert.

Bei der Unmöglichkeit, das viele neue Gut, welches diese Ausgabe bietet, auch nur andeutungsweise vorzuführen, müssen wir uns begnügen, einige wenige Stellen, die bei der Durchsicht in dem einen oder anderen Sinne die Aufmerksamkeit fesselten, kurz zu erwähnen.

Zu I 1, 13 *ac ne forte roges quo me duce, quo lare tuter.* „*Quo lare*, als Heimat, wo er Zuflucht und auch als *hospes* (15) Obdach

findet; *quo duce*, als Führer auf dem Lebenswege". Ohlenschlager (Blätter f. d. GSW. XLI S. 200 ff.) bezieht *quo duce* auf solche Philosophenschulen, die, wie z. B. die Epikureische, nach ihren Gründern, *quo lare* auf solche, die, wie z. B. die megarische oder die Akademiker, nach einem Orte benannt sind. Und diese Deutung dürfte richtig sein, da sie durchaus der Horazischen Art entspricht, mit poetisch klingenden Wendungen sehr reelle Dinge auszudrücken. — Zu I 2, 1 ff. *Troiani belli scriptorem, Maxime Lolli, dum tu declamas Romae, Praeneste relegi.* Die Anmerkung lautet jetzt (ähnlich wie in der zweiten Auflage): „*Homerum declamare*, für Homerische Dichtung zu Deklamationen verarbeiten, ist eine kühne, der Konzinnität zuliebe gewagte Verbindung" usw. Aber nichts zwingt uns, eine solche kühne Verbindung zu statuieren, statt einfach *declamare* absolut zu fassen. Auch erscheint der Gegensatz *Homerum declamas* und *Homerum relegi* schief, da ja ersteres ohne ein *relegere* nicht möglich wäre. Dagegen ist der Gegensatz *declamas* und *Homerum relegi* vortrefflich: du übst dich in einer Kunst, die dir in dem profanen Ringen und Hasten förderlich sein soll; ich lese bei einem alten Dichter von der Belagerung einer längst untergegangenen Stadt. — Zu I 2, 6. In der zweiten Auflage: „*Paridis amorem* i. e. *Helenam*" usw.; jetzt: „*Paridis amorem* nicht gleich *Helenam*" usw. Jenes war mangelhaft begründet durch den Hinweis, daß Horaz nur einmal (Epist. I 1, 84) bei *amor* 'Liebe' den Genetivus subiectivus setze; denn setzte er ihn einmal, so konnte er es auch zweimal tun. Auch weist Heinze mit Recht darauf hin, daß *amor* = 'Gegenstand der Liebe' dem Ethos des Horaz fremd ist. Vgl. auch L. Müller zu dieser Stelle. — I 2, 10. Für die Lesung der zweiten Auflage *Quod Paris, ut* setzt Heinze die bestbezeugte, neuerdings allgemein rezipierte Lesung *Quid Paris? ut* ein und entkräftet überzeugend Kießlings Bedenken. — Zu I 2, 13. *Hunc* bezieht Heinze, abweichend von der zweiten Auflage und den neueren Erklärern, auf Achilles. Es ist zu fürchten, daß dies ein Rückschritt ist. Denn Horaz hat, wie L. Müller mit Recht aus *festinat* folgert, nicht etwa die ganze Zeit vor der Versöhnung, sondern nur die Streitszene im Auge; also kann auch die Liebe, von der er anläßlich seiner erneuten Lektüre der Ilias redet, nur die dort erwähnte, d. h. die des Agamemnon zur Chryseis sein. — Zu I 2, 56 *certum voto pete finem.* In der zweiten Auflage hieß es: „*pete* von den Göttern, von denen du auch unter Gelübden erflehst, daß sie deinem Begehr willfahren möchten"; daß Heinze diese Auffassung verlassen hat, wird niemand bedauern. Er merkt jetzt an: „Strebe danach, deinem Begehren eine bestimmte Grenze zu ziehen, ihm ein festes Ziel zu setzen". Aber *pete* = strebe danach zu setzen? Und der Gedanke würde nicht verlangen: 'Strebe danach zu setzen', sondern einfach: 'Setze'; dies wäre aber nicht *pete*, sondern *pone*. Ich übersetze: 'Erstrebe mit deinen Wünschen

ein bestimmtes Ziel'; und so faßte die Stelle wohl auch L. Müller, der kurz anmerkt: „*voto*; Abl.". — Zu I 2, 65 lautete in der zweiten Auflage die Anmerkung: „*ire viam* gehört zusammen"; jetzt schreibt Heinze im Texte: *ire, viam qua monstret eques,* was Bentley durch Parallelstellen als richtig erwiesen hat. — Zu I 2, 68. Früher: „*melioribus* wohl Dat. Neutr., nicht Mask."; jetzt mit anderen Herausgebern: „*melioribus* wohl nicht Dat. Neutr., sondern Mask.", was dann gut begründet wird. Dies ist eine von den zahlreichen Stellen, wo den trefflichen Kießling das Streben nach Eigenartigem von dem Schlichten und Richtigen abirren ließ; da lenkt denn der neue Herausgeber in die verlassene Bahn zurück. — Zu I 5, 2. *Olus omne* hatte Heinze früher im Hermes XXXIII S. 441 f. gedeutet als „das ganze Gemüse, für: die ganze Mahlzeit". Er hat aber doch Bedenken getragen, diese Erklärung jetzt in die Horazausgabe aufzunehmen. Auch Ref. hat sie in diesen JB. XXVIII S. 28 bekämpft. — Zu I 6, 51; früher: „*trans pondera* über die Gewichte hinüber . . . Jede andere Erklärung . . . ist abgeschmackt oder mindestens gesucht". Heutzutage kann jedoch die Deutung der *pondera* als Schrittsteine nicht mehr zweifelhaft sein; so heißt es denn in der dritten Auflage schonend: „*pondera* entweder die Gewichte . . . oder, wahrscheinlicher, die Schrittsteine". Vielleicht bleiben in einer vierten Auflage die Gewichte ganz fort. — Die Epistel I 7 wird wie in der zweiten so auch in der dritten Auflage dem Jahre 22 zugewiesen. Aber schon längst ist bemerkt worden, daß in Od. II 6 und Epist. I 7 die gleiche Situation vorzuliegen scheint: kränklich-melancholische Stimmung, Wunsch in Tibur und Tarent zu leben, ohne Erwähnung des sonst so gepriesenen sabinischen Gutes. Stammen also die beiden Gedichte wirklich aus derselben Zeit, so wäre die Epistel in ein etwas früheres Jahr als 22 zu setzen. — Zu I 7, 23. Unter den bildlichen Ausdrücken *aera* und *lupini* werden nicht mehr die Wohltaten, sondern die von Mäcenas abgeschätzten Personen verstanden; richtig und in Übereinstimmung mit L. Müller, Orelli-Mewes u. a. — Mit Fug hat auch die *nitedula* I 7, 29 der *volpecula* weichen müssen. — Zu I 7, 79. *Requiem* wurde früher gegen den Gedankengang als Ruhe vor dem Gerede gedeutet, jetzt richtig als Erholung. — Zu I 10, 4 f. Gut hat Heinze daran getan, die Klammern um die Worte *quidquid negat alter, et alter* zu tilgen; denn allerdings ist dieser Satz dem folgenden parallel und gleichberechtigt. Dagegen vermag ich ihm nicht zuzustimmen, wenn er im nächsten Verse hinter *pariter* einen Punkt setzt, bezweifelt, daß durch *adnuimus* das folgende Bild vorbereitet werde, und *vetuli notique columbi* zum Folgenden zieht. Sondern der Vergleich mit den Tauben, *adnuimus pariter vetuli notique columbi,* dient zunächst zur Illustrierung des hohen Grades der Zärtlichkeit, bildet dann aber die Brücke zu etwas Neuem. Denn der weitere Gedankengang würde in prosaischer Breite lauten: so wenig es

nun bei den Tauben der Zärtlichkeit Eintrag tut, daß die eine auf dem Neste bleibt, während die andere aufs Feld fliegt, ebensowenig wird unsere Freundschaft durch die verschiedene Neigung zu Stadt- oder Landleben gestört. — Zu I 10, 28. Für den bisherigen wunderlichen Mißgriff: „*damnum certius* geht auf den Verlust des unkundigen Käufers, *propius medullis* auf den seelischen Schaden, den derjenige erleidet, der in sittlichen Fragen *non poterit vero distinguere falsum*“, ist das selbstverständlich Richtige eingesetzt. — Zu I 10, 37. Kießling verband *violens* im Sinne von *violenti animo*, gewalttätig gegenüber dem überwundenen Feinde, mit *discessit*; Heinze zieht *violens* zu *victor* in der Bedeutung wild, ungestüm, aber in ironischem Sinne. Ich möchte meinen, daß beide Erklärer die Bedeutung von *violens* nicht genau treffen, daß vielmehr dieses Wort auf die tückische Gewalttat des Pferdes geht, wie Ovid *violentus* in gleicher Bedeutung auf Danaus (Her. XIV 43) und Perillus, den Verfertiger des Stieres des Phalaris (a. a. I 653), anwendet. Gehören muß dann *violens* natürlich zu *victor*. — Zu I 12, 1. Im Hermes XXXIII S. 467 hatte Heinze ebenso wie Kießling geschwankt, ob *Agrippae* Genetiv oder Dativ sei. Jetzt heißt es schlechthin: „Der Genetiv *Agrippae*“; und das verlangt ja auch die Wortstellung eigentlich mit Notwendigkeit. — Zu I 13 wird unverändert die Ansicht wiederholt, diese Epistel sei im Jahre 23, wo Augustus in Italien gewesen sei, geschrieben worden. Demgegenüber sei auf die Folgerung hingewiesen, zu der Mommsen, Hermes XV S. 106, auf Grund der Worte *viribus uteris per clivos flumina lamas* gelangt: „Der Dichter konnte nicht füglich seinen Boten über Berge und Ströme und Sümpfe gehen heißen, wenn es sich um den Weg handelte von Rom nach dem Albanum oder nach Bajä. Dagegen paßt die Wendung so genau, wie Horazische Wendungen passen müssen“ (s. o. zu I 1, 13), „wenn der Bote, um zum Kaiser zu gelangen, die Alpen zu passieren hatte; und dies führt eben auf die erste Hälfte des Jahres 730, wo Augustus allem Anschein nach von Spanien durch Gallien nach Italien zurückging.“ — I 15, 12 ff. Nach Heinze muß der Reiter das Pferd, das nach rechts abbiegen will, „tüchtig am linken Zügel reißen, bis er ärgerlich wird (*laeva stomachosus habena*, eigentlich ‘ärgerlich über den Zügel’ wie über ein untaugliches Werkzeug) und eine Rede an das Pferd hält, als ob dem die Namen Cumä und Bajä etwas sagten. Mit dem Einwurf *sed ... in ore* tadelt der Reiter selbst seine Unüberlegtheit: ‘freilich ist das Reden recht überflüssig: denn das Pferd hört doch höchstens auf den Zügel, nicht auf Worte.’“ Im lateinischen Texte schließt Heinze übrigens die Worte *sed ... in ore* nicht in Anführungsstriche ein. Danach wäre also die Horazstelle so zu übersetzen: „‘Wohin willst du denn da? Mein Weg geht nicht nach Cumä oder Bajä!’ wird, ärgerlich über den linken Zügel, der Reiter sagen. ‘Freilich hört das Pferd mit dem gezäumten Maule.’“ Weder diesen wunder-

lichen, sich über den linken Zügel ärgernden Reiter noch diese unbeholfene Darstellungsweise des Hergangs kann ich dem Horaz zutrauen. Den Hauptanlaß zu obiger Auffassung gab wohl die Meinung, daß der Ablativ *laeva habena* wegen der Stellung zu dem von ihm eingeschlossenen Adjektiv *stomachosus* gehöre, was Heinze (Hermes XXXIII S. 477) für zweifellos hält. Aber diese Notwendigkeit muß bestritten werden. Man vergleiche z. B. Od. II 5, 12: *iam tibi lividos distinguet autumnus racemos purpureo varius colore*, was bei Kießling-Heinze gedeutet wird: der bunte Herbst wird die glanzlose Beere purpurn färben. Und solcher Beispiele finden sich mehr. Verbindet man nun *laeva habena* mit *dicet*, so liegt sofort Horazens kleine humoristische Bemerkung glatt vor uns: „Der Reiter spricht mit dem Zaum, das Pferd aber hört mit dem gezügelten Maul" (Schütz). Auch *sed* erscheint mir mit Schütz in diesem Zusammenhange unanstößig. — Zu I 16, 7. In der zweiten Auflage wurde *vaporare* auf den Abenddunst gedeutet; jetzt: „erwärmen". Eine Verbesserung; für *vapor* = Tageshitze vgl. Ovid Metam. III 151 f. *nunc Phoebus utraque distat idem terra, finditque vaporibus arva* und X 126: *aestus erat mediusque dies, solisque vapore concava litorei fervebant bracchia Cancri.* — Zu I 16, 49. *Sabellus* wird immer noch mit *Sabinus* gleichgesetzt; aber Sonnenschein hat in The Classical Review XI S. 339 f. und XII S. 305 durch Stellen wie Liv. VIII 1, 7, X 19, 20, Varro Sat. Menipp. 17, Plin. H. N. III 12, 107 nachgewiesen, daß das Wort *Sabellus* nicht den Sabiner, sondern den Samniten bezeichnet. — Zu I 18, 15. Die jetzige Lesung *rixatur* verdient vor dem *rixatus* der zweiten Auflage den Vorzug. Etwas zweifelhafter kann man sein inbetreff der jetzt empfohlenen Verbindung von *nugis* als Dativ mit *propugnat*, statt mit *armatus*; denn nun bleibt das nackte *armatus* doch etwas befremdlich, worüber die ausschmückende Übersetzung (Wickham: in full armour, Heinze: in voller Rüstung) nicht recht hinweghilft. — Zu I 18, 105, *rugosus frigore pagus* = „die vom Frost verhutzelten Bewohner". Für das Richtige halte ich: 'Die wegen der Kälte (des Tranks) Grimassen schneidenden Bewohner'; vgl. Schulteß im Rhein. Mus. LVII S. 467 f. und JB. XXIX S. 53 f. und XXXIV S. 107 f. — I 18, 111. Auch die dritte Auflage bietet die Lesung: *sed satis est orare Iovem, qui ponit et aufert, det etc.* Da es dem Horaz gerade auf die Einteilung der Güter in solche, die von Juppiter abhängen, und in solche, die nicht von ihm abhängen, ankommt, so entsteht, meine ich, bei der Lesung *qui* eine üble Zweideutigkeit: soll man *ponit* und *aufert* absolut nehmen (das widerstreitet dem Gedankengange), oder sind *vitam* und *opes* als Objekte gemeint (dann wäre doch ein Ausdruck wie *qui talia ponit et aufert* zu erwarten gewesen). Somit erscheint mir *quae* als die echte Schreibung. — Zu I 20, 19. „Alte Leute erzählen gern von ihrer Jugend ... Da wird dann der Alte seines einstigen Herrn gedenken und von ihm be-

richten“ usw.; so faßt Heinze jetzt die vielbesprochene Stelle auf, abweichend von Kießlings nicht recht klar dargelegter Meinung. Aber soll denn das Buch erst, wenn es alt geworden sein wird, also nach Jahrzehnten, den Lesern die Personalnachrichten über seinen Verfasser mitteilen? Das soll es doch schon sofort nach seinem Erscheinen tun. Also dürfte Heinzes Auffassung fehl gehen. — Zu II 2, 8 *argilla quidvis imitaberis uda.* Als Parallelstelle sei noch angeführt Lucian, de morte Peregr. 10: *πηλὸς ἔτι ἄπλαστος ἦν.* — II 2, 51. Kießling bezog *audax* auf Horaz und setzte daher vor *audax* ein Komma; Heinze interpungiert weder vor noch hinter *audax* und äußert sich in der Anmerkung dahin, *audax* werde „vielleicht besser“ mit *Paupertas* verbunden. Möglicherweise wird auch hier die vierte Auflage entschiedener reden; denn für zweifelhaft kann die Sache eigentlich nicht erachtet werden. Die Wortstellung und Horazens Redeweise (vgl. Gemoll, Realien III S. 86) zeigen, daß *audax* zu *Paupertas* gehört. — Zu II 3. Gespannt konnte man darauf sein, wie sich Heinze zu der Frage nach der Disposition der ars poetica stellen werde. Er sagt darüber S. 281: „Nachdem Horaz über Einheitlichkeit des poetischen Kunstwerkes (1—37), über Disposition (42—44) und sprachliche Form (45—118), über Gewinnung und Behandlung des Stoffes, insbesondere auch im epischen Gedicht (119—152), endlich speziell von den Erfordernissen des Dramas (153—274) gesprochen hat, knüpft er an den letzten Teil dieser Erörterung, der den Bau des Dialogverses zum Gegenstand hatte, eine Klage über den Mangel an Sorgfalt, der die römischen Dichter abhalte, das zu leisten, was sie bei richtiger Schätzung ihrer Aufgabe leisten könnten (275—308). Das leitet zu einem zweiten Hauptteil über, der im Gegensatz zu den technischen Regeln und Ratschlägen des ersten die allgemeinen Voraussetzungen kunstgerechten Dichtens erörtert und die daraus dem Dichter erwachsenden Pflichten durch Lehre und Warnung vor Augen führt. Hier spricht H. über Bildung (310—322) und Charakter (323—332) des Dichters, über Ziel (333—346) und Maßstab (347—390) seines Schaffens sowie über Ursprung und Bedeutung (391—407) der Poesie, endlich über die notwendige Ergänzung der poetischen Begabung durch Selbstzucht und Beachtung sachkundiger Kritik (408 bis Schluß).“ Man sieht, daß er sich gegen die von vielen, auch vom Ref., beifällig begrüßte Disposition Nordens (Hermes XL S. 481 ff., vgl. JB. XXXII S. 65) ablehnend verhält; auch das besondere Kapitel de inventione, zu welchem Cauer (Rhein. Mus. LXI S. 232 f., vgl. JB. XXXIII S. 79) die Verse 119—135 zusammenfaßte, findet sich bei Heinze nicht wieder. Ein wenig mehr Berührungspunkte hat letzterer mit Wecklein (Philol. LXVI S. 459 ff., vgl. JB. XXXIV S. 135 f.). — Zu II 3, 29 *qui variare cupit rem prodigialiter unam* bringt Heinze, der *prodigialiter* mit *variare* verbindet, eine hübsche Parallelstelle mit *αὐτῆς τῆς τερατείας χάριν*

aus Polyb. II 58, 12 bei, die als wohlgeeignete Stütze seiner Ansicht erscheint. — II 3, 65. Der Text bietet jetzt die handschriftliche Lesung *diu palus*; die Anmerkung läßt es dahingestellt, ob nicht *palus diu* zu schreiben sei. Beides methodisch richtig; weiter wird zunächst nicht zu kommen sein. — II 3, 135. Hinter *lex* setzt Heinze jetzt nur ein Komma, mit Vahlen, Sitzungsber. der Akad. 1906 S. 589 ff.; so auch Vollmer. Doch siehe unten S. 60 f. — II 3, 416 *non*, statt *nunc*. In der Anmerkung sucht Heinze die Negation als notwendig zu erweisen; indes wird doch wohl mancher das überlieferte *nunc* weiter behalten.

Erfreulich ist, daß die Jahreszahlen nicht mehr bloß nach der Gründung der Stadt, sondern auch nach der christlichen Ära angegeben sind. An Druckfehlern habe ich bemerkt: S. 14 *δειν'*, statt *δείν'*; S. 103 *dersetior*, statt *desertior*; S. 180 I 197—211, statt *ι* 197—211, und *ο* 259, statt *ι* 359.

Wer sich künftig mit dem Studium der Horazischen Episteln beschäftigen will, kann dieser dritten Auflage gar nicht entraten.

3) Q. Horatius Flaccus Oden und Epoden, erklärt von Adolf Kießling. Fünfte Auflage, besorgt von Richard Heinze. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. 498 S. 8. 3,80 *M*.

In der Vorrede teilt Heinze mit, er habe aus Zeitmangel nur in Einzelheiten mancherlei ergänzt und geändert; im wesentlichen sei der Kommentar der Kießlingsche geblieben. Indessen sind die Abweichungen der fünften Auflage von der vierten (vgl. JB. XXVIII S. 33 ff.) doch bedeutend genug, um bei einer so hervorragenden, vielbenutzten Ausgabe eine besondere Anzeige zu rechtfertigen. Der Zuwachs von 32 Seiten rührt allerdings nicht nur von den neuen Zusätzen her, sondern kommt zum Teil auf Rechnung der weiteren Spatien des Druckes. Von den vielen Zusätzen und sonstigen Änderungen können wir hier nur eine verhältnismäßig kleine Auswahl vorlegen; wir wählen namentlich auch solche Stellen aus, die diskutierbar scheinen.

Od. I 5, 16. Sehr ansprechend sei Zielinskis Konjektur *maris deae*. Aber L. Müllers Bedenken wegen des obscönen Nebensinnes ist doch nicht von der Hand zu weisen. Ferner ist zwar *maris deus* ohne weiteres Neptun; aber kann, ohne Nennung des Namens, Venus so einfach mit *maris dea* bezeichnet werden? Und jedenfalls ist das überlieferte und auch durch die Scholien geschützte *deo* ganz unanstößig. — Od. I 7, 15. Im Gegensatz zu Kießling, der im Bau des Gedichtes arge Schwierigkeiten fand, ergänzt H. als überleitenden Gedanken: „Aber der Ort ist doch nicht die Hauptsache, und der Sorgen kannst und mußt du auch in der Fremde Herr werden.“ Ähnlich andere. Auch Ref. hat sich anderwärts schon in solchem Sinne geäußert. Plancus hatte, meine ich, an Horaz geschrieben: „Sage, welche Stadt rühmt ihr Poeten am meisten? Denn mir ist die Trübsal des Lagerlebens zu arg;

ich will mir einen beglückenden Wohnsitz suchen." Darauf erwidert Horaz: „Die Dichter preisen verschiedene Städte; mir gefällt am besten Tibur." Nun hätte er fortfahren können: „Aber nachdem ich deine Frage beantwortet habe, muß ich dich darauf aufmerksam machen, daß die ganze Anschauung, in der du von einer Veränderung des Aufenthaltsortes dein Wohlbefinden erhoffst, falsch ist; vielmehr usw.". Indes läßt der höfliche Dichter diesen Übergang weg, und so stehen nun die beiden Teile verbindungslos nebeneinander. — Od. I 7, 26 ff. H. nimmt lieber Benutzung des Horaz durch Virgil an als das Umgekehrte. Mit der Chronologie ist das erstere natürlich leichter vereinbar. — Od. I 8, 2. Das von Vollmer empfohlene *hoc deos vere* setzt H. ohne Bemerkung in den Text; und allerdings kann man sich die in den Scholien gegebene Erklärung *dic vere hoc, scilicet quod interrogo per omnes deos* leicht selbst zurechtlegen. — Od. I 14, 11 ff. „Nur das feste Holz des Rumpfes bleibt übrig; aber den *puppes* allein ... traut der Schiffer nicht ... Auf *puppibus* liegt also der Nachdruck; *pictis* soll schwerlich besagen 'wenn sie auch bemalt sind' — das würde zum Vordersatz schlecht passen, und Bemalung versteht sich beim Schiff von selbst ... es steht ... als epitheton ornans ...". Wohl kaum richtig. Warum Mißtrauen gerade gegen den Rumpf? Und der Begriff „allein", auf den es hier ankommen würde, fehlt bei Horaz. Vielmehr liegt eben ein bei Horaz sehr gewöhnliches unlogisches Schema vor: „Obgleich du dich deines *genus* und deines *nomen* rühmst, traut der Schiffer doch nicht —" hier sollte folgen: „auf solche wertlosen Vorzüge"; statt dessen setzt Horaz einen neuen derartigen Vorzug: „auf die Bemalung". — Od. I 18, 10 f. Kießling lehrte: „*avidi libidinum* ist zu verbinden". Aber in der vierten Auflage hieß es: „Die Verbindung *libidinum avidi* ist unmöglich", wozu freilich der Verfolg der Anmerkung nicht stimmte. Jetzt wird in der fünften Auflage wieder übersetzt: „die nach Lust gierigen" und dafür Plin. H. N. XXXII 86 zitiert. Auch Ref. hat in seinem Kommentare so konstruiert. — Od. I 20. Das Gedicht ist jetzt bei H. nicht mehr Einladung, sondern, wie dies auch von andern richtig erkannt ist, Antwort auf die Ankündigung eines Besuches. Auch die Verdächtigung der Echtheit des Gedichtes ist mit Recht beseitigt, selbst wenn das über das Theater-Echo Gesagte („Horaz hat das beschriebene akustische Phänomen schwerlich in Wirklichkeit beobachtet") noch nicht befriedigen sollte. — Od. I 20, 5. Jetzt *clare*, statt *care*. Aus inneren Gründen läßt sich m. E. keine von beiden Lesungen als unmöglich erweisen. — Od. I 20, 9 ff. Das volle Verständnis sei durch eine noch nicht überzeugend geheilte Textverderbnis verschlossen. Der Sinn kann ja kaum streitig sein, nur der Wortlaut; es konkurrieren hier mehrere gute Konjekturen, namentlich *non bibes* (Schwenck) und *tu dares* (Leo). — Od. I 27, 5. Den *Medus acinaces* mit Kießling auf die griechische Vorlage zurück-

führen, heißt den Horaz in einem Gedichte, das über einen in Rom wirklich stattgefundenen Vorgang berichtet, einer argen Ungeschicklichkeit zeihen. Davon ist H. abgegangen; er meint: „Parthische Rüstungsstücke mögen in diesen Zeiten zahlreich nach Rom gekommen sein.“ Möglich; aber wenn wir heutzutage hörten, daß ein Eintretender zu den Zechgenossen gesagt habe: „Wie passen denn zum Weine die umherfliegenden Chassepotkugeln!“ so würden wir weniger glauben, daß aus Chassepotgewehren geschossen als daß mit Brotkügelchen oder Pfropfen geworfen sei. So etwas mag auch bei Horaz zugrunde liegen; vielleicht hat der Dichter, der hier und in Od. III 19 als das geistig belebende Element erscheint, sich bei seinem Eintritt durch einen Scherz über eine Hammelrippe eingeführt, die einer der Zechbrüder schwang. Diese Ode und III 19 sind in ihrer nur andeutenden Art der Darstellung offenbar zunächst für den Kreis der Teilnehmer am Gelage berechnet. — Od. I 27, 16 f. Die Bemerkung „so bezeichnet auch *Paridis amor* epp. I 2, 6 Helena selbst usw.“ hätte geändert werden sollen, da H. in der vorher erschienenen dritten Auflage der Episteln diese Deutung aufgegeben hat. — Od. I 32, 1. Hinter *poscimus* setzt H. nur ein Komma; so schon Schütz. Der Sinn wird dadurch kaum geändert. — Od. II 7, 19. Schwerlich sei ein Lorbeerbaum im Garten seines Gütchens gemeint; es sei an den Lorbeer als Festschmuck des römischen Hauses und nebenbei auch an den Dichterlorbeer des Horaz zu denken. Zu einem Festschmuck aus Lorbeerzweigen paßt aber der Ausdruck *depone latus sub lauru mea* nicht; dieser weist auf einen Baum hin. Nur ist natürlich das Lagern unter dem Lorbeerbaum symbolisch zu verstehen: ruhe als Gast in der Häuslichkeit, die ich meinem Dichterruhm verdanke. Ein ähnlicher symbolischer Baum findet sich in Göthes Tasso III 4. — Od. II 11, 13—24. Über den Ort urteilt H. im Gegensatze zu Kießling: „Jeden Gedanken an das Sabinergut schließt die letzte Strophe aus.“ Zweifellos. — Od. II 20, 2. *Biformis* deutete Kießling auf „die Doppeltheit von Horazens poetischem Charakter im äolischen Liede und den archilochischen Iamben“, H. in der vierten Auflage auf ein Mischwesen nach Art der Kentauren und des Minotaurus; in der fünften gibt er diese Ansicht wieder auf, da die dritte Strophe deutlich von der gänzlichen Metamorphose spreche. Das Epitheton sei noch nicht mit Sicherheit erklärt. Kantor, Programm des Gymnasiums zu Prerau 1907, dachte sich die Verwandlung bei Horaz so wie manche Verwandlungen bei Ovid, Homer, Lucian, nämlich so, daß der Körper sich ändert, der Geist unverändert bleibt; so auch schon Schütz. Aber freilich paßt dem Wortlaute nach das Adjektiv *biformis* dazu nicht recht. Am besten bezieht man es wohl mit L. Müller auf die beiden Gestalten, von denen die eine die andere ablöst, ähnlich wie bei der *diva triformis*. So erklärt auch Smith: first a man and then a bird. — Od. III 2.

Die Auffassung der fünften und sechsten Strophe ist modifiziert: die Beziehung auf den neuen Stand der kaiserlichen Berufsbeamten ist aus der Einleitung gestrichen (schade!), und die Vermeidung der *repulsa* wird nicht mehr auf Unterlassung der Bewerbung, sondern auf die nunmehrige Unabhängigkeit des Manneswertes von der launischen *aura popularis* zurückgeführt. Die beiden überaus knifflichen Strophen werden wohl so bald noch nicht zur Ruhe kommen. — Od. III 5. Auch den Zweck dieser Ode faßte H. in der vierten Auflage anders auf als Kießling in der dritten, und dann wieder in der fünften anders als in der vierten. Jetzt heißt es: „Man wird in Rom geteilter Meinung darüber gewesen sein, ob bei der erwarteten Abrechnung mit den Parthern die Gefangenen zurückzufordern seien, und Horaz stellt sich mit seiner Erinnerung an altrömische Kriegerehre auf die Seite derer, die von den entarteten Söhnen Roms nichts mehr wissen wollten." Gern wird man ja von Horaz nicht glauben, daß er nicht nur den Sieg voraussetzte (das ist menschlich und höfisch), sondern sich auch an einem Streite darüber beteiligte, was nach dem Siege zu geschehen habe. — Od. III 5, 27. Kießlings Deutung auf verblichene Purpurwolle, die sich nicht auffärben lasse, hat H. nun aufgegeben und ist zu der alten Auffassung von Purpurwolle, die nicht wieder naturweiß wird, zurückgekehrt. Ich habe die Kießlingsche Interpretation lange gebilligt und verteidigt; aber was von Kornitzer (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. LVII S. 876 ff. und namentlich LVIII S. 865 ff.) und Heinze dagegen angeführt ist, erscheint doch auch mir jetzt beweiskräftig, so daß entgegenstehende Bedenken zurücktreten müssen. Zu der von jeher zitierten Stelle aus Quintilian gesellen sich namentlich noch folgende: Lucr. VI 1072 *purpureusque colos conchyli iungitur uno corpore cum lanae, dirimi qui non queat usquam*; Verg. Georg. II 465 f. *alba neque Assyrio fucatur lana veneno nec casia liquidi corrumpitur usus olivi*; Athen. XV 686 f. *Λακεδαιμόνιοι ἐξελαύνουσι τῆς Σπάρτης . . . τοὺς τὰ ἔρια βάπτοντας ὡς ἀφανίζοντας τὴν λευκότητα τῶν ἐρίων*. So wird denn, wie schon manche andere Kießlingsche Neuerung, eben auch jene über Bord geworfen werden müssen. — Od. III 6, 30. Der *institor* bekommt nicht mehr das Epitheton „der schmucke", sondern „der reichgewordene". Kießling meinte anscheinend, der Hausierer verführe durch seine Persönlichkeit und durch die bequeme Gelegenheit; Heinze läßt ihn Geld bezahlen. Für die erstere Anschauung dürfte sprechen, daß nur der *navis Hispanae magister* ein *pretiosus emptor* genannt wird; auch Prop. IV 2, 38 *mundus demissis institor in tunicis* und Senec. fr. 52 *anus et haruspices et hariolos et institores gemmarum sericarumque vestium si intromiseris, periculum pudicitiae est* stimmen dazu; nicht minder erscheinen in dem Verse Epod. 17, 20 *amata nautis multum et institoribus* nach dem ganzen Zusammenhange die *institores* nicht als reiche Leute. Indes bedarf allerdings die Odenstelle noch nach

verschiedenen Richtungen hin der Aufhellung. — Od. III 7, 28. *Denatare* hatte Kießling nicht erklärt. Heinze faßt es in der vierten und fünften Auflage im Sinne von stromabwärts schwimmen und fügt in der fünften Auflage hinzu: „Denn naturgemäß läßt sich der Schwimmende lieber von den Wellen stromabwärts tragen, als daß er ihnen entgegenarbeitete.“ Aber die Angabe gerade derjenigen Richtung, in der das Schwimmen am leichtesten ist, paßt hier nicht, wo die Kunst des Enipeus gerühmt werden soll; vgl. L. Müller und Nauck-Weißenfels, wo „daherschwimmt“ übersetzt wird. Das *de* gibt der Bewegung den Sinn des Manöverhaften oder Parademäßigen, wie in *decurrere*. — Od. IV 4, 57. *Tonsa* heißt jetzt nicht mehr „niedergeschlagen“, sondern „ihrer Äste beraubt“; eine Verbesserung. — Od. IV 4, 73 ff. Die Schlußstrophe teilt H. jetzt dem Hannibal zu. Mit Recht; vgl. Vahlen, Ind. lect. für 1904/5 (= Opusc. acad. II 516 ff.) und JB. XXXI S. 95. — Od. IV 24, 28. Jetzt *meditatur*, statt *minitatur*. — Od. IV 14, 34. Der in den früheren Auflagen verfehlte Sinn der Zeitbestimmung wird jetzt richtig erkannt: „am Jahrestag jenes großen Ereignisses“. Der Umstand, daß die Götter den Sieg über dieses Alpenvolk gerade auf einen für Augustus so bedeutsamen Jahrestag fallen ließen, dient eben zur Bestätigung (*nam*) für die vorhergehende Behauptung, daß die Auspizien des Augustus ein wirksames Moment für den Erfolg gewesen seien. — Epod. 1, 10 ff. H. ist wieder zu der üblichen Interpunktion zurückgekehrt, setzt also hinter *viros* ein Fragezeichen, hinter *pectore* einen Punkt. Mag sein; obwohl sich auch für Kießlings Interpunktion manches anführen ließe. — Epod. 16, 7. *Caerulea* wird nicht mehr auf Tätowierung, sondern, und gewiß richtig, auf die Farbe der Augen gedeutet.

Den noch in der dritten Auflage allein dargebotenen Kießlingschen Jahresbezeichnungen nach der Gründung der Stadt waren in der vierten Auflage die nach der christlichen Ära hinzugefügt worden; jetzt sind in der fünften Auflage die ersteren ganz weggelassen, und allerdings störten sie nur.

Bedauerlich ist die übermäßige Menge von Druckfehlern und kleinen Flüchtigkeiten. Hier davon nur so viel, als zur Erhärtung nötig. S. 110 a: *Candide* ist zweimal erklärt. — S. 117 a: „Der Klimax“, schon in der ersten Auflage. — S. 122: *ἐν ὕλῃς κεροέσσῃς ἀπολειφθεὶς ὑπὸ μητρός*, schon in der vierten Auflage. — S. 182 b: *cur*, statt *me*. — S. 247 a: *ὄφρυσι*, schon in der ersten Auflage. — S. 253 a, in einem kurzen Homerzitat: *μοι*, statt *μὲν*; *καί*; *ποτνία*; Komma fehlt; *ἐμοὶ* statt *ἐμὸν*; Komma fehlt; fast alles schon in der dritten Auflage. — S. 254 b: *κάτεσχεν*, schon in der ersten Auflage. — S. 258 a: *iustitiae clementiae*, statt *clementiae iustitiae* (die Reihenfolge der Tugenden auf dem Schilde ist bekanntlich wichtig); schon in der vierten Auflage. — S. 259 a: *δυναστάς*. — S. 299 a: *Medusaea*, statt *Medusaei*; schon

in der ersten Auflage. — S. 318b: *otiosus bovis.* — S. 376b: Jahreszahl 47, statt 44 (in der dritten Auflage: 710; in der vierten Auflage 710/47). — S. 399a: *nescio*, statt *nescios*; schon in der dritten Auflage. — S. 408: *M. Marcius Censorinus*, statt *C. Marcius Censorinus*; schon in der ersten Auflage. — S. 427b: zu *notis fastis* hatte Kießling auf *fabulosae* III 4, 9 verwiesen, das er mit *palumbes* verband; die Verweisung ist geblieben, obwohl *fabulosae* schon in der dritten Auflage mit *nutricis* verbunden wird.

Die in dieser Anzeige vorgebrachten Ausstellungen sind so aufzufassen, *velut si egregio inspersos reprehendas corpore naevos.* Denn daß die durch so viele allgemein anerkannte Vorzüge ausgezeichnete Kießling-Heinzesche Ausgabe auch in dieser neuen Auflage sich weiter vervollkommnet hat und ihre führende Stellung behauptet, ist selbstverständlich.

4) Des Q. Horatius Flaccus sämtliche Werke. Zweiter Teil: Satiren und Episteln. Zweites Bändchen: Episteln. Fünfzehnte Auflage, besorgt von Gustav Krüger. Mit zwei Karten. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. XIII u. 239 S. 8. 2 *M.*

Eine neue Krügersche Auflage wird von der philologischen Welt immer freudigst begrüßt werden, in der wohlbegründeten Erwartung, daß auch in ihr wieder alles irgend Erwähnenswerte aus der inzwischen angesammelten Horazliteratur sorgsam zusammengestellt und das, was davon nach bedachtsam abwägender Prüfung dem Herausgeber als wirklich stichhaltig erschienen ist, für Text und Kommentar verwertet sein wird. Das ist ein altbekannter, eigenartiger Vorzug dieser Ausgaben, der auch diese fünfzehnte Auflage der Episteln auszeichnet.

Gewachsen ist infolgedessen im Vergleich mit der im Jahre 1900 erschienenen 14. Auflage (angezeigt im JB. XXVIII S. 27 ff.) namentlich der Anhang, und zwar um etwa sechs Seiten, was bei der knapp gedrängten Form desselben eine erhebliche Vermehrung bedeutet. Dankenswert ist auch die Beifügung der beiden Karten von Rom und Mittelitalien, die schon der fünfzehnten Auflage der Satiren im Jahre 1904 beigegeben waren.

Wir gehen nun zur Besprechung der wichtigeren Neuerungen über, die das vorliegende Buch aufweist.

I 2, 65 *ire, viam qua monstret eques*; so jetzt mit richtiger Interpunktion, jedoch nicht sowohl „im Anschluß an Röhl", als vielmehr an Bentley. — Zu I 2, 68 werden zwei gute Belegstellen beigebracht, durch die bestätigt wird, daß *melioribus* Maskulinum ist: Liv. XXII 13, 11 und Tac. ann. XIII 56. — Eine Besserung ist auch zu I 5, 28 die Anmerkung: „*pluribus* = *compluribus*", statt der früheren gar zu gekünstelten Erklärung. — Zu I 7, 13 *si concedes* hat Krüger zu meiner Freude sich der Auffassung angeschlossen, die auch ich bisher vertreten habe; vgl. meinen Kommentar: „Nicht bloße Höflichkeitsphrase; Horaz hat mit der

Möglichkeit zu rechnen, daß Mäcenas ihm seine Selbständigkeit verübelt und den Verkehr abbricht." — I 7, 28. Recht tut Krüger auch daran, zu dem handschriftlichen *volpecula* zurückzukehren. Neuerdings ist von einem Engländer zur Verteidigung der Überlieferung noch darauf hingewiesen worden, daß in Indien der Fuchs auch Mais fresse; und allerdings bestätigen dies die Naturforscher. Aber einen Wert für unsere Stelle würde dieser Umstand doch nur dann haben, wenn man annehmen wollte, die Fabel stamme aus Indien, sei in dieser Form in die westliche Literatur übergegangen, habe dort in einer für uns latenten Weise fortgelebt und tauche für uns erst bei Horaz wieder auf (?). — *Non sane*, I 7, 61, wird jetzt mit Kießling-Heinze als gesteigerte Negation gefaßt, was zum Sprachgebrauche stimmt. — Zu I 8, 15 wurde früher *subinde* = *deinde* erklärt; jetzt heißt es: „*subinde* = 'wiederholentlich' (um das nachfolgende praeceptum um so eindringlicher zu machen; vgl. Sat. II 5, 103, Suet. Calig. 30 . . .)". Also billigt Krüger in der Satirenstelle, wo die 15. Auflage vom Jahre 1904 noch die Bedeutung 'unmittelbar darauf' bot, jetzt 'wiederholentlich', und darin kann man ihm nur beistimmen; vgl. JB. XXXI S. 60. Aber wenn er an der Epistelstelle von 'darauf', was die übliche Auffassung ist, zu 'wiederholentlich' übergegangen ist, so dürfte das in Anbetracht des vorhergehenden *primum* denn doch nicht wohlgetan sein. Über die verschiedenen Bedeutungen des Wortes vergleiche man die Belege der Lexika und die Anmerkung bei Orelli-Mewes; nichts hindert, je nachdem der Gedanke es fordert, an der Satirenstelle das Wort in dem einen Sinne, an der Epistelstelle in dem andern aufzufassen. — Die Interpretation von I 15, 12 ist in der neuen Auflage unverändert geblieben: *laeva stomachosus habena* = ärgerlich über den linken Zügel. Vergleiche dagegen das oben bei der Anzeige der Kießling-Heinzeschen Ausgabe Gesagte. — Wenn Krüger zu I 20, 23 jetzt Horazens Anwesenheit bei Aktium als sehr unwahrscheinlich bezeichnet, so ist mir das aus der Seele gesprochen; die von ihm beibehaltene Verbindung von *belli domique* mit *primis urbis* halte ich allerdings nicht für richtig, sowohl wegen der Wortstellung als auch weil, wenn es sich nicht auch um militärische Tätigkeit des Horaz handelt, die Scheidung seiner Gönner in Militärs und Zivilisten unmotiviert erscheint (vgl. JB. XXVIII S. 29 f.). — II 1, 182. *Etiam* wurde früher mit *hoc* verbunden, jetzt mit *saepe*. Letzteres paßt besser zur Wortstellung; der Sinn bleibt ziemlich derselbe. — II 3, 135. Nach Vahlens Vorgang ist, wie Vollmer und Heinze, so nun auch Krüger dazu übergegangen, hinter *lex* ein Komma statt eines Punktes zu setzen. Aber paßt denn der Satz *nec sic incipies* usw. wirklich als Teil des Bedingungssatzes inhaltlich zu dem vorangehenden Hauptsatze *publica materies privati iuris erit*? Ich möchte meinen, es liegt hier eine in Horazischer Art verstrichene Fuge vor: mit V. 136 beginnt etwas Neues,

nämlich eine Auseinandersetzung über das Epos; absichtlich jedoch wird, um den Leser leise hinüberzuleiten, die bisherige Konstruktion, das negierte Futurum, beibehalten. Aber als Teil des Bedingungssatzes kann m. E. Vers 136 nicht angesehen werden. Der Bedingungssatz schließt vielmehr mit *lex* und hat drei Teile, deren letzter, nach des Dichters Gewohnheit mit größerer Wortfülle ausgestattet, einen wuchtenden Abschluß bildet. — Dagegen erscheint es allerdings als eine Verbesserung, daß Krüger jetzt mit manchen andern Herausgebern den Bedingungssatz II 3, 154 f. zum Folgenden zieht.

Möge dem hochverdienten Herausgeber vergönnt sein, mit ungeminderter Arbeitskraft uns noch manche neue Auflage der Satiren und Episteln zu bescheren!

5) Q. Horatii Flacci opera a Mauricio Hauptio recognita. Editio quinta ab Iohanne Vahleno curata. Lipsiae MDCCCCVIII. Apud S. Hirzelium. 347 S. kl. 8. 2,80 *M*.

Mit lebhafter Freude nimmt man eine neue Auflage dieser Ausgabe zur Hand, die die Namen eines so kampfesfrohen, überzeugungsfesten Begründers und eines so besonnenen, fein abwägenden Pflegers auf dem Titelblatte trägt, und mit Interesse durchblättert man sie, um zu sehen, welche Stellung denn jetzt das Werk zweier so trefflicher Kritiker zu der übrigen Horazforschung einnimmt. Darüber wird die nachfolgende Stellensammlung ein Urteil ermöglichen; wir führen zunächst bemerkenswerte Lesungen, namentlich von vielbesprochenen oder bösen Stellen an, wobei speziell das jetzige Verhalten gegenüber dem Bland. vet. und der Bentleyschen Kritik beachtenswert ist.

Od. I 2, 39 *Marsi*, mit Faber und Bentley. — Od. I 7, 27 *auspice Teucro*, gegen Bentley. — Od. I 8, 2 *te deos oro*; also hat sich die Lesung *hoc deos vere* doch noch nicht durchgesetzt. — Od. I 20, 10 *tu bibes*. Wenn sich diesen Worten nur ein befriedigender Sinn abgewinnen ließe; siehe oben bei Nr. 3. — Od. I 23, 5 f. *nam seu mobilibus vepris inhorruit ad ventum foliis*, mit Gogavius und Bentley. Indessen ist für die Überlieferung neuerdings von Gilbert (vgl. JB. XXXI S. 101, XXXII S. 44) ein unverächtliches Moment beigebracht worden. — Od. I 35, 17 *serva*, mit Bland. vet. und andern Hss. — Od. II 6, 7 *sit domus*, mit Peerlkamp. Den Gründen, die von vielen zur Verteidigung der Überlieferung vorgebracht sind, möchte ich noch hinzufügen, daß die Verbindung *sit modus* den Dichtern sehr geläufig ist: Ov. Her. VII 160, Ov. a. a. II 25, Val. Flacc. IV 476 (vgl. JB. XXX S. 43). — Od. II 11, 23 *in comptum*, gegen Bentley. — Od. II 13, 38 *laborem*, was aus äußeren und inneren Gründen der Lesung *laborum* vorzuziehen ist. — Od. III 4, 10 *altricis extra limen Apuliae*. — Od. III 5, 15 *exempli trahentis*. Diese Bentleysche Konjektur ist wohl sonst allgemein aufgegeben gegenüber der gefälligen Canter-

schen Vermutung *exemplo trahenti* oder der unbequemen Überlieferung *exemplo trahentis*. — Od. III 25, 9 *ex somnis*, nach der von Vahlen vermuteten Wortteilung, gegen Bentley, der *Edonis* schrieb. — Od. IV 1, 22 f. *lyraque et Berecyntia delectabere tibia*, mit Bland. vet. und Bentley. — Od. IV 2, 49 *teque, dum procedis*, mit Bland. vet. und andern Hss. — Epod. 1, 5 *vita si superstite*. Vgl. dagegen JB. XXXIII S. 52. — Epod. 2, 25 *rivis*, mit Bland. vet. — Epod. 5, 87 *venena maga non fas*; das ist die Hauptsche Konjektur. Kürzlich ist wieder ein Versuch gemacht, die Überlieferung zu schützen, und zwar so: *venena magnum* (sc. *sunt*): *fas nefasque etc.* (Maccari, vgl. JB. XXXIV S. 126) „Gifte sind etwas Großes; aber sie vermögen nicht usw.". Es ließe sich dafür auf Sat. I 6, 62 verweisen: *magnum hoc ego duco* „ich halte es für etwas Großes". Nach Kellers Epilegomena zu urteilen, hat schon Frigell die Stelle so aufgefaßt. — Epod. 6, 4 *petis*, gegen den Bland. vet. — Epod. 7, 13 *caecos*, mit Bentley und einigen Hss. — Epod. 9, 17 *at huc*, mit Bland. vet. Ich meine, daß Ussani richtig *ad hunc* schreibt, was er auf das Anwiehern der Sonne deutet. — Epod. 9, 25 *neque Africani*, mit Madvig. Warum nicht mit den Hss. *neque Africanum* „noch auch den Afrikanus, dem seine Tapferkeit ein Grabmal erbaut hat, das (in übertragener Bedeutung) höher ist, als einst Karthago war"? Vgl. die vielzitierte Stelle des Statius Silv. II 7, 70. — Epod. 13, 3 *amice*, mit Bentley. — Epod. 15, 5 *offensae*; hier ist also Bentleys *offensi* abgelehnt. — Epod. 16, 14 *videre*, gegen Bland. vet. — Sat. I 1, 4 *gravis annis*. Hier einige Parallelstellen aus den Ausgaben und eigenen Notizen: *gravis aetate* Liv. VII 39, 1, *miles ubi emeritis non est satis utilis annis* Ov. Trist. IV 8, 21, an beiden Stellen speziell vom Soldaten; ferner *gravis annis* Liv. IX 3, 5, Verg. Aen. IX 246, Ov. Met. IV 569, Calpurn. buc. 2, 84, *gravis aetate* Liv. X 34, 12, *gravis aevo* Verg. Aen. II 435. Vgl. außerdem besonders Keller in den Epileg. und Orelli-Mewes. — Sat. I 1, 108 *qui nemo, ut avarus*. Vollmer schreibt jetzt bekanntlich mit Keck *cum nemo, ut avarus*, wogegen von seiten des Sinnes nichts einzuwenden ist. — Sat. I 3, 57 *illi*, gegen Bland. vet. — Sat. I 4, 34 f. *dummodo risum excutiat, sibi non, non cuiquam parcet amico*; es ist also Meisers glücklicher Fund berücksichtigt worden. — Sat. I 4, 69 *aut sis tu*, nach einer hübschen, jedoch nicht zwingenden Konjektur Vahlens. — Sat. I 6, 126 *fugio campum lusumque trigonem*. — Sat. II 2, 29 f. *carne tamen, quamvis distat nihil, hac magis illam inparibus formis deceptum te petere esto*. Was Horaz geschrieben hat, wird sich wohl nie erweisen lassen. — Sat. II 3, 163 *temptentur*, mit Bland. vet. und andern Hss. — Sat. II 3, 189 *at*, mit Bland. vet. — Sat. II 5, 21 *tulit*, mit Crato gegen die Hss. — Epist. I 7, 29 *nitedula*, immer noch mit Bentley. — Epist. I 15, 32 *donabat*, mit vielen Hss. gegen Bentley. — Epist. I 17, 21 *vilia, verum dante minor*. Bei Orelli-Mewes stehen Haupt und Vahlen noch unter den Anhängern von

rerum verzeichnet. Die Entscheidung ist allerdings schwer und ein Schwanken erklärlich. — Epist. II 3, 49 *rerum, et,* mit den meisten Hss. gegen Bentley. — Epist. II 3, 65 *palus diu,* mit Gesner. Hier hat somit Bentleys Konjektur zurückstehen müssen. — Epist. II 3, 101 *flentibus adflent,* mit Bentley; vgl. JB. XXXIV S. 103. — Epist. II 3, 157 *maturis,* mit Bentley. — Epist. II 3, 416 *nec,* was Vahlen in den Sitzungsberichten der Berl. Ak. 1906 S. 598 verteidigt hat.

Wir gehen zu bemerkenswerten Fällen von Interpunktion über. Od. I 24, 11 *tu, frustra pius, heu etc.* Wohl richtig; zu den Stellen, die die Erklärer wegen ähnlichen Sinnes anführen (Ov. Am. III 9, 37, Verg. Aen. II 429 f., Cat. 76, 26), füge ich noch hinzu Ov. Met. V 152, wo genau dieselben Worte *frustra pius* gleichfalls zusammengehören. — Od. II 12, 27 *quae, poscente, magis etc.* Aber das Richtige dürfte die übliche Auffassung als Ablativus comparationis sein, für die in englischen Ausgaben gut auf Epist. I 17, 43 f. verwiesen wird: *coram rege suo de paupertate tacentes plus poscente ferent.* — Od. III 30, 12 f. *regnavit populorum ex humili potens, princeps etc.,* mit Bentley. Aber siehe gegen die Beziehung des *ex humili potens* auf Daunus besonders Orelli-Hirschfelder und L. Müller. — Sat. I 6, 122 f. *ad quartam iaceo: post hanc vagor aut ego lecto aut scripto quod me tacitum iuvet. unguor olivo etc.* Das ist die Bentleysche Auffassung; aber sie hat die auffällige Stellung des *ego* gegen sich, und es liegt doch auch in der Natur dieser Aufzählung, daß die Beschäftigungen hübsch der Reihe nach vorgeführt und nicht eine von ihnen erst nachgetragen wird. Schütz: „Ich liege bis vier Uhr; dann streife ich umher oder, nachdem ich studiert habe, salbe ich mich"; so auch Krüger. — Sat. II 3, 215 *huic vestem, ut gnatae, paret ancillas, paret aurum,* und dem entsprechend Epist. I 14, 43 *optat ephippia bos, piger optat arare caballus* und Epist. II 2, 89 *Gracchus ut hic illi, foret huic ut Mucius ille.* Also an allen drei Stellen ist die Reihenfolge diese: 1. männliche Cäsur mit Komma, 2. ein unbetonter Begriff, 3. ein Begriff, der mit einem im vorhergehenden Satze stehenden korrespondiert, indem entweder dasselbe Wort wiederholt wird (*optat*) oder ein paralleler Begriff eintritt (*vestem—ancillas*; *illi—huic*). Danach hätte nun aber, was in dieser Ausgabe nicht geschehen ist, konsequenterweise auch interpungiert werden müssen: Od. IV 6, 29 *spiritum Phoebus, mihi Phoebus artem,* Epist. I 6, 48 *hoc primus repetas, opus hoc postremus omittas,* Epist. II 1, 138 *carmine di superi, placantur carmine Manes,* Epist. II 3, 30 *delphinum silvis, appingit fluctibus aprum.* Dieser Rhythmus hat allerdings etwas Verführerisches, und doch ist er falsch, worüber man Meineke in der Vorrede S. XXXVI f. und Kießling-Heinze zu Epist. I 14, 43 vergleiche; es ist vielmehr, obgleich dadurch in einigen dieser Verse eine unangenehm klingende Diärese entsteht, hinter *mihi, paret, opus, piger, placantur, foret, appingit* zu inter-

pungieren, wie dies bei Kießling-Heinze auch geschieht. Besonders beweiskräftig ist Epist. II 2, 75. Hier würde man nach dem obigen Rhythmus geneigt sein zu lesen: *hac rabiosa canis, fugit hac lutulenta . . .*, wird aber durch den Schluß *ruit sus* belehrt, daß *hac rabiosa canis fugit, hac etc.* zu lesen war. Auch andere Beispiele zeigen deutlich, daß Horaz bei solchen zwei- oder dreiteiligen Gedanken die Diärese nicht scheut: Epist. I 6, 53 *cuilibet hic fasces dabit eripietque curule . . . ebur* (schon bei Meineke), Epist. II 2, 214 *lusisti satis, edisti satis atque bibisti*, Epist. II 3, 365 *haec placuit semel, haec decies repetita placebit.* — Sat. II 3, 318 *'maior dimidio'* als direkte Rede, wie es seltsamerweise viele neuere Ausgaben bieten, statt es als Teil der Erzählung, = *cum maior dimidio facta esset*, zu fassen. Vgl. Schütz und JB. XXXIII S. 50. — Sat. II 5, 90 f. *ultra 'non', 'etiam' sileas*, nach Samuelssons zweifellos richtiger Deutung. — Epist. I 15, 27 f. *haberi, scurra vagus, non qui etc.*; so auch L. Müller und Wickham. — Epist. II 3, 95 *et tragicus plerumque dolet sermone pedestri, Telephus et Peleus cum etc.*, desgleichen Krüger und Kießling-Heinze, während andere das Komma hinter *Peleus* setzen. Die erstere Interpunktion verlangte Vahlen im Hermes 1877 S. 189 f.: perquam inscite Telephus et Peleus *plerumque* in tragoedia dolere pedestri sermone dicuntur. Gewiß; auch die Symmetrie spricht für Vahlens Interpunktion: dem allgemeinen Satze *interdum tamen et vocem comoedia tollit* entspricht der allgemeine Satz *et tragicus plerumque dolet sermone pedestri*; auf den ersteren folgt als Beispiel Chremes, auf den letzteren Telephus und Peleus. — Epist. II 3, 135 f. *aut operis lex, nec sic etc.* Hierüber Vahlen in den Sitzungsberichten der Berl. Akad. 1906 S. 600; vgl. oben S. 60 f. — Epist. II 3, 153 ff. *audi: . . . dicat, aetatis etc.* Vgl. Vahlen, ebendort S. 604.

Athetesen sind bei Haupt-Vahlen[5] sehr selten. Nicht einmal in Od. IV 8 wird etwas als unecht bezeichnet; auch Epist. I 1, 56 *laevo suspensi loculos tabulamque lacerto* bleibt unangetastet (vgl. Vahlen, Ind. lect. Sommer 1886). Eingeklammert sind, soviel ich gesehen habe, nur die Anfangsverse bei Sat. I 10 *Lucili etc.* und Epod. 16, 61 f. *nulla nocent pecori contagia, nullius astri gregem aestuosa torret inpotentia.* Letztere Streichung (nach Kellers Epilegomena rührt sie von dem Urheber der Bipontina von 1783 her) nimmt wunder; es kann doch wohl nur eine Umstellung in Frage kommen.

Auch Umstellungen finden sich nur spärlich; wenn mir nichts entgangen ist, nur zwei. Epist. II, 1, 101 hinter 107, mit Lachmann; Vollmer stellt V. 101 hinter 102. Eine Umstellung wird so gut wie allgemein für nötig erachtet. Ich habe bei Gelegenheit des Berichtes über die gute Erklärung des Verses 102 durch d'Alès (JB. XXVIII S. 53 f.) vorgeschlagen, die beiden Verse 101 und 102 hinter V. 107 zu stellen und die Stelle um der Anschaulichkeit willen in dieser Ordnung drucken lassen. — Epist. II 3, 46

vor 45, mit Bentley und vielen; beachtenswert scheint doch der neuerdings mehrfach (von Gustafsson, vgl. JB. XXIX S. 37, und Cauer, vgl. JB. XXXIII S. 79) gemachte Vorschlag, beide Verse in der überlieferten Reihenfolge zu einem Satze zusammenzufassen.

Der Druck ist sehr sorgfältig. Nur fehlt ein paar Mal der Punkt, Od. I 1, 22 und Od. III 7, 22, sowie der Bindestrich am Ende von Sat. II 3, 117; Phaeton, Od. IV 11, 25, stammt schon aus der vorigen Auflage. Am Kopfe der Seiten ist immer nur die Nummer des Buches angegeben, nicht die des Gedichtes. Klappt man also die Satiren oder Episteln auf, so ist oft aus den betreffenden Seiten nicht zu ersehen, welches Gedicht man vor sich hat, und man muß erst zurück- oder weiterblättern — eine bedauerliche Unbequemlichkeit.

6) A. Chambalu, Präparation zu Horaz' Epoden. Zweite Auflage. (Aus Krafft und Rankes Präparationen für die Schullektüre.) Hannover 1908, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Gödel). 20 S. 8. 0,55 *M*.

Die erste Auflage vom Jahre 1900 ist im JB. XXVII S. 55 f. angezeigt; die neue, die von 16 Seiten auf 20 Seiten angewachsen ist, weist soviel Änderungen auf, daß eine nochmalige Anzeige angebracht erscheint.

Darauf, daß diese Präparation, wie andere derselben Sammlung in einer m. E. unzweckmäßigen Weise das Lexikon überflüssig macht, will ich nicht nochmals zurückkommen; vgl. JB. XXVI S. 48. Ebensowenig auf die vielfach wunderlichen Vorbemerkungen über die Sprache; vgl. JB. XXVII S. 55.

Geblieben sind die Versehen über einigen Epoden, z. B. über Epod. 15:

„Treulose Hexe,
Fasse dich doch;
Auch deines Buhlen
Lache ich noch!"

Sinn? Wird sie ermahnt, sich zu fassen? Gemeint ist wohl: ich werde dich schon noch fassen! Aber auch dies stimmt gar nicht zu dem Inhalte des Horazischen Gedichtes.

Geblieben sind auch die aus der Kießlingschen Ausgabe herübergenommenen Zitate, z. B. zu 1, 34: „Paull. p. 164", zu 2, 22: „Gromat. I p. 302"; was soll das dem Schüler? (vgl. die Anzeige der Epistelpräparation, JB. XXXIV S. 105).

Stark vermehrt sind gegen die erste Auflage die etymologischen Bemerkungen; doch sehe ich darin keinen Gewinn, weil dadurch die Aufmerksamkeit des Schülers fortwährend von der Hauptsache, dem Gedankeninhalte des Textes, abgezogen wird (vgl. schon JB. XXXIV S. 105). Und von welcher Art sind diese den Schülern dargebotenen Etymologien! Zu 2, 8: „limen, inis, n. (sublīmis emporschnellend, mhd. lingen = gelingen) Schwelle, Haus"; zu 2, 19: „pīr-um, i, n. (* pī-, opīmus) Birne";

zu 2, 61: „epulae, arum, f. (edo, plenus) Speisenfülle, Mahlzeit"; zu 13, 10: „solli-citū-do, inis, f. (solli-citus, soll- = ὅλος und cieo) Erregung, Bekümmernis". Wie zweifelhaften Wertes manche derartige Ableitungen sind, geht schon daraus hervor, daß ambulare, zu 4, 5, in der ersten Auflage auf *ἀναβολή, ἀμβολή* zurückgeführt wird, in der zweiten aber auf amb-*ἀλάομαι*.

Bedauerlich ist, ähnlich wie bei der Epistelpräparation (vgl. JB. XXXIV S 105), die geringe Sorgfalt, mit der dieses Heftchen hergestellt ist. Was mir an Fehlern und Versehen beim Durchblättern der wenigen Seiten entgegengetreten ist, will ich hier verzeichnen, um den Vorwurf zu begründen und einer dritten Auflage förderlich zu sein; ich lasse aber weg, was sich nicht mit wenigen Worten abtun läßt, füge dagegen die Druckfehler gleich bei. Manches davon ist aus der ersten Auflage bewahrt, vieles aber auch erst in der zweiten hinzugekommen.

Zu 2, 11: „onomapoetisch". — Zu 2, 13: „falcio", statt falcis. — Zu 2, 47: „bei Horaz nur vina, vini, vino", womit wir die Bemerkung zu 13, 6 zusammennehmen: „vina (nie sing.), vini, vino warum?" Was soll das heißen? Daß die Form vinum bei Horaz nicht vorkomme? Aber siehe Sat. II 2, 58, II 4, 60, Epist. I 14, 24. Richtig ist nur, daß in Horazens Lyrik vinum nicht begegnet. — Zu 2, 60: „Der Wolf sucht sich nicht das schlechteste Stück der Herde aus". Das zweifellos Richtige bieten unter andern L. Müller, Kießling, Rosenberg. — Zu 4, 4: „com-pes, pedis, m.". — Zu 6, 3: „mīnae, arum". — Zu 9, 16: *κώνων*, statt *κώνωψ*. — Zu 10 in der Einleitung: „der Südwest (4 Auster II 14, 16)". Aber der auster ist der Südwind. — Zu 10, 23: „immolo, 1. opfern. Das Bocksopfer dem duftigen (2) Mävius, das Lamm den Stürmen, die ihn — vernichten". Dem Mävius soll ein Bock geopfert werden? — Zu 11, 14: „farvidus", statt fervidus. — Zu 11, 18: „sē-vēr-us". — Zu 13, 4: „*rapiamus ... occasionem* (tempestatis) *de die* (solido I 1, 20) laßt uns schnell noch von dem (sonst der Arbeit gewidmeten) Tage nehmen, was des" (lies: der) „Zufall (des Wetters) uns bietet". Also occasio tempestatis = was der Zufall des Wetters uns bietet? Zu occasio kann doch als Genetiv nur nostri exhilarandi o. dgl. (vgl. Orelli-Hirschfelder) ergänzt werden; auf *de die* gehe ich hier nicht ein. — Zu 13, 8: „nardus, i, m". Wie stimmt dazu das Zitat bei V. 9: *Assyriaque nardo*? — Zu 13, 14: „ahd. bizzap", statt bizzan. — Zu 15, 3: „bebo", statt bibo. — Zu 14, 11 f.: „*flevit amorem θρῆνον ἤσεν* sang eine Liebeselegie. ē-labōr-o, 1. ausarbeiten, feilen, ad pedem bis auf den Versfuß". Danach scheint C. mißverständlich *elaboratum* mit *amorem* zu verbinden. — Zu 14, 15: „*me* 1) uno (abl.), 2) mācerat (acc.) (Vorb. 75)"; C. meint, dieselbe Bestimmung gehöre hier in verschiedener Abhängigkeit zu nicht parallelen Satzteilen. Aber *me* ist lediglich Akkusativ; höchstens mag, wer da will, sich daraus zu *uno* den Ablativ *me* ergänzen. — Zu 15, 16: „*si certus in-*

tra(ve)rit (V. 59, fut. II) *dolor*, wenn es bei dir feststeht, daß der Schmerz über deinen Verlust mich befallen soll". Vielmehr: si indignatio certe me penetrarit penitusque in omni sensu implicata insederit, bei Orelli-Hirschfelder. — Zu 15, 23: „maer-eo, ui, 2". Aber vgl. Neue, Formenl. III S. 425: In usu non est *maerui*, sagt Priscian"; und so pflegen denn auch die Grammatiken und Lexika das Perfektum nicht zu bieten. — Zu 16, 6: *παίς*. — Zu 16, 7: „occissorum". — Zu 16, 13: „Ramulus". — Zu 16, 13: „hinter der rostra". — Zu 16, 17: „patr-ius, 3 (vgl. pat-erum 2, 3)", statt paternus. — Zu 16, 30: „columba, Ggs. zu palumbos", statt palumbus oder palumbes. — Zu 16, 30: „mīluus, i, m. Gabelweih, Taubenfalter", statt Taubenfalke; wie andere Druckfehler, so auch dieser schon in der ersten Auflage.

II. Übersetzungen.

7) Horaz' Oden und Epoden in metrischen Übersetzungen. Ausgegeben von M. Gorges. (Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller. Herausgegeben von A. Funke und Schmitz-Mancy). Paderborn (1907), Ferdinand Schöningh. 111 S. 8. 0,40 *M*.

Außer den Übersetzungen enthält dieses Büchelchen eine Einleitung über Horazens Leben und Schriften (S. 3—6), sachliche Erläuterungen (S. 103—109) und einen Überblick über die Versmaße (S. 110 f.). Von diesen Stücken sind namentlich die Erläuterungen nicht sorgsam genug revidiert. S. 105 Delius (so auch S. 39), statt Dellius; S. 105 Tapsus, statt Thapsus; S. 105 Phalantus, statt Phalanthus (S. 40 richtig); S. 107 Tarroco, statt Tarraco; S. 108 Paullianus, statt Paullinus; S. 5 Mitylene, S. 12 Mytilene; S. 6 „mit allem seinen Geist"; S. 6 „seinen Ruf als guten Dichter". Zu tadeln sind auch die unzulässigen Abkürzungen: S. 104 Ä. Lamia, statt Aelius Lamia; S. 104 Pl. Numida, statt Plotius Numida; S. 105 A. Pollio, statt Asinius Pollio; S. 105 Quinc. Hirpinus, statt Quinctius Hirpinus; S. 105 P. Grosphus, statt Pompejus Grosphus; S. 107 Munatius Pl., statt Munatius Plancus; S. 108 J. Antonius, statt Jullus, wofür der Herausgeber S. 81 minder gut Julus schreibt; S. 108 A., statt Antonius; S. 108 M. Torquatus, statt Manlius Torquatus; S. 108 M. Censorinus, statt Marcius Censorinus. Auch S. 107 Al., für Alyattes, ist nicht schön; ebensowenig S. 106: „Conca, Cantabrerstamm im nördl. Spanien".

Bei den Übersetzungen der Oden und Epoden sind weggelassen: Od. I 5. 23. 25. 30. 33. 38. II 4. 5. 8. III 7. 9. 10. 11. 15. 19. 20. 22. 26. 27. 28. IV 1. 10. 13. Epod. 1. 3. 4. 5. 6. 8. 10. 12—17. Die vorliegenden Übersetzungen weisen teils die reimlosen antiken Metra des Originals, teils gereimte iambische oder trochäische oder ganz selten (bei einem Teile von Od. I 7) daktylische Versformen auf. Einige, nämlich Od. I 31. II 16. III 1. 2.

III 30. IV 3, sind, ähnlich wie bei Menge, in beiderlei Art übersetzt. Die Übersetzungen sind nicht neu, sondern es ist unter den Arbeiten von etwa 25 früheren Übersetzern in bunter Abwechselung bald dieser, bald jener der Vorzug gegeben worden; leider fehlt darunter gerade der versgewandte Städler. Die Übersetzungen sind von sehr verschiedenem Werte; und in manchen findet sich Ungeschicktes und selbst Falsches; aber wenn der Sammler den Grundsatz befolgte, sie unverändert herüberzunehmen, so trägt er natürlich für solche Mängel keine Verantwortung.

III. Abhandlungen.

8) Anton Elter, *Donarem pateras* (Horat. carm. IV 8) u. a. Vier Universitätsprogramme: I, zum 27. Januar 1905; II 1, zum 3. August 1907; II 2, zum 27. Januar 1906; III, zum 27. Januar 1907. Bonn, Karl Georgi. 40, 79, 14, 40 S. 4.

Die Hauptpunkte von Elters Ansicht sind, soweit sie näheren Bezug auf Horaz haben, folgende. Die Gedichte, die Horaz dem Freunde schenkt, sind die drei Bücher Oden, von denen ein Dedikationsexemplar gleichzeitig mit unserer Ode an jenen abgeht. Daher ist denn auch Od. IV 8 in dem Metrum von Od. I 1 und Od. III 30 gedichtet. — In den nach Inhalt wie Form und Fassung so auffälligen Versen 13—17 haben wir nichts anderes vor uns als Stücke des Inschrifttextes von einem neuerrichteten Scipiodenkmal, dessen prahlerische, bis zur Geschichtsfälschung sich versteigende Ruhmredigkeit den Helden selbst am meisten beschimpfte. Die Inschrift scheint in Versen abgefaßt gewesen zu sein. Einen ähnlichen, von Scipio Metellus begangenen monumentalen Verstoß gegen die Geschichte belacht Cicero, ad Att. VI 1, 17. Das Fehlen der Cäsur im V. 17 erklärt sich daraus, daß hier ein Zitat vorliegt. — Die Sätze *per marmora spiritus et vita redit bonis post mortem ducibus* und *Musa vetat mori, caelo Musa beat* bilden einen Gegensatz. Denkmäler *reddunt vitam mortuis*; die Poesie in ihrer höchsten Form macht ihre Helden nicht bloß unsterblich, sondern zu wirklichen Göttern. — Die Zusammenstellung des Scipio mit Romulus usw. geht zurück auf des Ennius 'Scipio', in welchem Gedichte Ennius dem Scipio ein Leben im Himmel im Kreise der zu den Göttern eingegangenen Göttersöhne zusprach. Äakus kam dabei in einer Nekyia vor. Auch die Romulusapotheose ist faktisch das Werk des Dichters Ennius gewesen, wenn er sie auch nicht frei erfunden, sondern gewissermaßen nur sanktioniert hat. — Das ganze Gedicht durchzieht der Gedanke an Augustus und an die Augustusoden als die höchsten Repräsentanten der Horazischen Poesie. Eine solche Reminiszenz soll auch der mit Od. III 25, 20 fast übereinstimmende Vers IV 8, 33 wachrufen. Vers 34 bedeutet: Liber wird, des Dichters *vota* für Augustus (vgl. Od. III 25) erfüllend, diesen in den Himmel einführen. — Der Bau und Ge-

dankengang von Od. I 1 ist folgendermaßen aufzufassen. Mäcenas: andere treiben dies und das; ich, ich mache gelegentlich Verse, — wenn du mich also so, wie ich bin, einen 'Dichter' nennen wirst, so wird das mein höchster Stolz sein. — Die lex Meinekiana hat keine absolute Geltung, sondern trifft nur für wirkliche Lieder zu. Od. I 1, 3—34 ist ein solches, eingelegt (doch nicht etwa nachträglich) in eine persönliche Widmung. Od. III 30 ist nicht strophisch aufzufassen. Die Ode IV 8 enthält keine Interpolationen; sie hat eben 34 Verse und besteht nicht aus Strophen.

Soweit Elters Resultate. Man wolle die sehr interessant und spannend geschriebene Abhandlung nicht nach diesem notwendig kurzen und brockenhaften Auszuge beurteilen, sondern sich durch ihn zum Studium derselben anregen lassen. Hoffentlich wird sie bald auf buchhändlerischem Wege leichter erreichbar als bisher.

Den Kern bilden offenbar zwei Hypothesen: die von der unglücklichen Inschrift und die von der Beziehung des Schlußteils auf den 'Scipio' des Ennius. Für möglich erachtet Ref. von diesen beiden Hypothesen nur die zweite. Es ist richtig: man sucht für die Verse 22 f., deren Gedankengang in mancher Hinsicht unklar ist, den unsichtbaren verbindenden Faden, und es scheint nicht undenkbar, daß dieser Faden in der Bezugnahme auf ein Gedicht des Ennius zu finden wäre. Aber auf die detaillierte Rekonstruktion dieses Gedichtes durch Elter dürfte denn doch wenig Verlaß sein. Den bedenklichsten Punkt dieser Rekonstruktion, nämlich daß Ennius den Scipio zu einem Gotte wie Romulus u. a. gemacht haben sollte, könnte man allerdings aus der Hypothese ausscheiden und fallen lassen, ohne daß man darum diese selbst aufzugeben brauchte; denn die Horazode wenigstens verlangt eine solche Annahme nicht, sondern sagt nur: *Calabrae Pierides clarius indicant laudes.* Die erste Hypothese aber, von der verunglückten Inschrift, muß m. E. abgelehnt werden; hier kurz die Hauptgründe. 1. Elter läßt den historischen Schnitzer auf der Inschrift von „einem der modernen jungen Aristokraten" (I S. 19) begangen werden. Aber bei *incisa notis marmora publicis* wird man doch an Denkmäler denken müssen, die von Staatswegen errichtet sind, und für diese erscheint ein solcher Lapsus ganz unglaublich. 2. Es wäre von Horaz unbillig gewesen, einen solchen gelegentlichen vereinzelten Fehler dazu zu benutzen, den Wert der *marmora notis incisa* im allgemeinen herabzusetzen. 3. Wenn Horaz hier einen Fehler verspottete, so mußte er ihn irgendwie anstreichen; das fehlt aber völlig.

Sollte es nicht möglich sein, auf diese Hypothese von dem Fehler in einer Inschrift zu verzichten? Mit all der Reserve, die bei einer so viel umkämpften Stelle erforderlich ist, lege ich zur Prüfung folgende Auffassung vor, die sich in der Annahme, daß eine Bezugnahme auf inschriftliche Wendungen vorliegt, an Elter anschließt.

Es waren von Staatswegen eine Statue des Africanus maior und eine Statue des Africanus minor errichtet; auf dem Sockel der ersteren stand etwas wie *Hannibalem fugavit et minas eius retrorsum reiecit*, auf dem der letzteren etwas von den *incendia Carthaginis*. Diese beiden Inschriften zitiert Horaz als Beispiele für *notae publicae*. Nun könnte er freilich fortfahren: *eorum, qui nomen ab Africa domita lucrati redierunt etc.*; aber weil von Ennius, auf den er jetzt kommen will, nur der eine Africanus besungen ist, geht er, nicht ohne eine gewisse Vorsicht in der Wahl des Ausdrucks, schon hier zu einem Singular über: *eius, qui* = 'eines Mannes, der' (nicht = 'des Mannes, der'), 'eines Afrika-Besiegers'. Danach ist der Sinn der Verse 13 ff.: Ehreninschriften, die von der Verjagung Hannibals und der Einäscherung Karthagos reden, preisen einen Besieger Afrikas nicht herrlicher, als dies (bei einem der beiden in Betracht kommenden Männer) das Gedicht des Ennius tut. Wem es hart scheint, daß der ursprüngliche weitere Begriff sich verengert, der vergleiche, was Horaz in Od. IV 3 viel Stärkeres gewagt hat. Schon durch *Capitolio* wird dort der Begriff 'Dichter' unlogisch verengert zu 'römischer Dichter', und nun erst durch *Tibur* und *Aeolio carmine*! — Errichtet werden die Statuen nicht von Augustus gewesen sein, sondern von einer geringeren Instanz. Denn im ersteren Falle hätte Horaz nicht sagen dürfen, daß die Wirkung der Statuen noch durch die Wirkung von etwas anderem, der Poesie, übertroffen werde.

Nachdem ich das Vorstehende niedergeschrieben hatte, wurde ich durch einen Hinweis bei Orelli-Hirschfelder belehrt, daß vor etwa 70 Jahren Gerber eine einigermaßen ähnliche Auffassung des *eius* vorgetragen hat. Gerber meint nämlich, „daß sich die Worte *eius, qui . . . rediit*, auf keinen der beiden Scipionen beziehen, sondern daß sie ein von Horaz fingiertes und in der Idee aufgefaßtes Subjekt bezeichnen", „einen fingierten und durch die Phantasie des Dichters selbstgeschaffenen Helden". Hirschfelder verlangt bei solchem Sinne den Konjunktiv; der von mir oben vorgetragenen Auffassung aber dürfte der Modus von *rediit* nicht entgegenstehen.

9) Alois Kornitzer, Noch einmal zu Horaz' Carm. III 5, 27 f. In der Zeitschrift für die österr. Gymnasien LVIII (1907) S. 865—869.

Die von Kießling aufgebrachte Deutung der *amissi colores* auf ausgebleichte Purpurfarbe hatten manche Herausgeber akzeptiert, und auch ich war für sie eingetreten (vgl. JB. XXXIII S. 84 f.). Nun bekämpft Kornitzer sie von neuem; siehe schon oben bei Nr. 3.

10) Theodor Plüß, Zu Horaz' Carm. III 9. In der Wochenschrift für klassische Philologie XXIV (1907) Nr. 19 S. 533 f.

Zu Od. III 9, 20 hatte Blank, WS. f. klass. Philol. XXIV (1907) Nr. 10 S. 277 ff., konjiziert: *reiecta aequa patet ianua Lydiae*?

Gegen diesen allerdings wenig glücklichen Vorschlag bringt Plüß starke Bedenken vor. Auch Ref. hatte ihn im JB. XXXIV S. 132 f. abgelehnt, es aber für ausreichend erachtet, Blanks Einwände gegen die Überlieferung zurückzuweisen und auf die innere Unwahrscheinlichkeit der B.schen Konjektur nur hinzudeuten. Was nun Plüß seinerseits über den fein durchdachten Aufbau des Gedichtes vorträgt, ist sehr hübsch und durchaus richtig, wiewohl in der Hauptsache nicht eigentlich neu. Wenn er aber das Offenstehen der Tür bildlich von der Tür zu Gemüt und Liebe des jungen Mannes verstehen will, so gibt dazu der Horazische Ausdruck keinerlei Anlaß und Berechtigung. Ging es doch in dem Verkehr der Männer mit derartigen Zitherspielerinnen so derb her, daß es zu Schlägen kam, die blaue Flecke hinterließen; in diesen Ton paßt es durchaus hinein, daß der Mann nach einem Zanke der Lydia das Haus verboten, sich eine andere Musikantin und Geliebte angeschafft hat, nun aber der letzteren wieder den Laufpaß geben, der Lydia den Zutritt wieder gestatten will und sie dazu einladet.

11) Richard Samter, Quinquevir. Im Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik XV (1907) S. 426—428.

Bei Hor. Sat. II 5, 55 f. beziehen die Herausgeber die Worte *recoctus scriba ex quinqueviro* auf Coranus. Aber Samter meint: „Könnte nicht mit dem scriba der Schreiber des Testaments und das *recoctus ex quinqueviro* so gemeint sein, daß als Schreiber gemeinhin einfach einer von den, wie bei allen Rechtsakten per aes et libram, so auch beim Testament erforderlichen fünf Solennitätszeugen verwandt wurde?“ Den Einwand, daß es bei einer derartigen Deutung eher *quinquevir ex scriba recoctus* heißen müsse, da doch das Testament zuerst geschrieben und dann erst rechtskräftig gemacht wird, versucht Samter zwar zu erledigen; aber es bleiben genug andere Bedenken übrig. Hier nur weniges. Also das Legat *Nasica cum suis plorare sibi habeto* soll nicht von dem Erblasser, sondern ohne dessen Wissen und Wollen von einer „zu allerhand Schabernack gegen den Fuchs von Erbschleicher aufgelegten Mittelsperson“ herrühren? Und von dieser Testamentsfälschung merkt der Erblasser erst dann etwas, als er das Testament dem Nasica zu lesen gibt? Und nun lacht er darüber? Ich kann nicht finden, daß sich bei Samters Auffassung „der Gedankengang in natürlichem Flusse fortbewegt“. Der Parallelismus der beiden Sätze V. 55 f. *plerumque recoctus scriba ex quinqueviro corvum deludet hiantem* und V. 57 *captatorque dabit risus Nasica Corano* läßt m. E. von vornherein gar keinen Zweifel darüber aufkommen, daß, wie mit *corvus* Nasica, so mit *scriba* Coranus gemeint ist.

12) J. W. Beck, Horazstudien. Haag 1907, Martinus Nijhoff. 80 S. gr. 8.

Vollmers Abhandlung 'Die Überlieferungsgeschichte des Horaz' im zehnten Supplementbande des Philologus S. 261 ff. (vgl. JB. XXXIII S. 74), die für die Horazkritik eine neue Grundlage zu schaffen beabsichtigte, hat bereits zwei Entgegnungen gefunden: von Keller im Rheinischen Museum LXI S. 78 ff. (vgl. JB. XXXIII S. 75 f.) und von Bick, Horazkritik seit 1880 (vgl. JB. XXXIII S. 76). Zu ihnen gesellt sich nun als dritte die vorliegende Abhandlung, deren Verfasser jedoch die beiden genannten Arbeiten von Keller und Bick erst bei Abschluß seines Buches gelesen hat.

Becks kritischen Standpunkt wird man leicht aus folgenden Sätzen entnehmen können. „Wir bringen es mit dem größten Scharfsinn noch immer nicht weiter als Keller, der uns aber auf den richtigen Weg geführt hat, den Vollmer verlassen will" (S. 19). „Einfacher oder praktischer mag die Zwei-Klasseneinteilung Vollmers scheinen; die Drei-Klasseneinteilung Kellers ist logisch schärfer und besser begründet" (S. 19); sie „genügt vollkommen" (S. 70). „Die vitia communia im Vollmerschen Sinne bestehen nicht" (S. 70). „Der Kellersche Archetypus, der aus dem Altertum selbst stammen soll, ist ebensogut ein Spuk der Phantasie wie der Vollmersche" (S. 70). „Rätselhaft ist es mir immer gewesen, daß der Blandiniusspuk noch in der philologischen Welt umherirrt" (S. 45). Man sieht: mit der Einigkeit der Horazforscher über die Grundlagen der Textkritik hat es noch gute Wege, — und das dürfte denn doch wohl in der Hauptsache auf der Unzulänglichkeit des bei dieser Streitfrage zur Verwendung kommenden Beweismateriales beruhen.

Gern entwickelt Beck seine kritischen Grundsätze: „Wenn eine überlieferte Stelle durch die sämtlichen Hss. geschützt und im Altertum nicht beanstandet wird, sich aber unseren Gedanken nicht recht anpassen will, so haben wir erstens uns selbst zurückzudrängen und die Stelle zu prüfen, nochmals zu prüfen und zu warten, nicht sofort zu verdächtigen. Kennen wir das Objekt ganz genau, ist unsere Beobachtungsstelle ganz zuverlässig und reicht unser Blick weit genug? Bleibt uns nicht manches Wortspiel, manche feine Anspielung verborgen?" usw. (S. 7 f.). Dazu noch: „Horaz war *unus ex mortalibus*; es müssen also auch in seinen Gedichten 'schwache' Stellen sein" (S. 60, vgl. S. 21). Alles sehr schön, wiewohl nicht ganz neu, — aber es liegt auf der Hand, daß man über diese Anschauungen einig sein und doch im konkreten Falle über dieselbe Stelle sehr verschieden urteilen kann. Mit besonderer Vorliebe vermutet Beck, daß Textverderbnisse nicht auf Abschreibefehlern, sondern auf Sprech- oder Hörfehlern beruhen, die bei Anfertigung der ältesten Ausgaben be-

gangen wurden, wenn „natürlich nicht für etwa zehn Menschen, aber für zehn mal zehn“ (S. 39) diktiert wurde. Ich kann nicht finden, daß wir uns bei solchen Vermutungen auf irgendwie gesichertem Boden bewegen und für die Kritik etwas gewinnen.

Den wichtigsten Teil des Buches bildet die auf S. 19—60 unternommene kritische Musterung der 91 Stellen, an denen nach Vollmers Ansicht in allen unseren Handschriften Fehler überliefert sind, die darauf schließen lassen, daß unsere ganze direkte Überlieferung des Horaz auf ein einziges antikes Exemplar zurückgeht. Becks Resultat ist dabei, daß an sehr vielen Stellen die Überlieferung heil sei; nicht wenige Stellen jedoch seien durch Sprech- und Hörfehler entstellt; es lägen „verhältnismäßig wenige echte Fehler“ vor. Ich habe diesen Abschnitt wegen der Aufgabe, die er sich stellt, den wichtigsten Teil des Buches genannt; aber als wertvoll wegen der Lösung dieser Aufgabe vermag ich ihn nicht zu bezeichnen. Gewiß, wie wohl niemand sich an allen 91 Stellen dem Vollmerschen Verdammungsurteil anschließen wird, obwohl Vollmer sich auf durchaus Sicheres beschränkt zu haben meint: so wird man auch mitunter der Beckschen Verteidigung der Überlieferung zustimmen, z. B. der Referent an Stellen wie Od. I 20, 1 *potabis*, Od. I 21, 13 *hic*. Aber der arg verfehlten Verteidigungen sind doch leider nicht wenige; hierfür einige charakteristische Beispiele. Od. I 12, 31 *qui sic voluere*; das *qui* sei relativ anknüpfend: „denn so haben sie es ja gewollt, so wollen sie es immer“. Od. III 14, 11 *iam virum expertae*; „daß Horaz schon verheiratete Frauen gemeint hat, kann man nach den vorgehenden Worten nicht glauben ... Für den antiken Leser genügte nun wohl *iam virum expertae* (c'est le ton qui fait la chanson) d. i. *quae iam virum expertae eritis*. Damit hat Horaz aber etwas Zweideutiges gesagt, was zu bedauern, in dieser schwierigen Dichtungsart aber nicht immer zu umgehen ist“. Es hätte also Horaz hier in sehr verhängnisvoller Weise Perfekt und Futur verwechselt!! Wunderlich ist auch die Rettung von Od. IV 8, 13 ff., die hier zu reproduzieren der Raum verbietet, die indessen manchen deutschen Lesern auch schon aus dem Rheinischen Museum LXII S. 631 ff. (vgl. JB. XXXIV S. 127 f.) bekannt sein wird, wo sie Beck wohl als Probe seiner Interpretationsart hat separat drucken lassen. Kurz erwähnen läßt sich aber noch die kontroverse Stelle Epod. 5, 87 *venena magnum fas nefasque non valent etc.*, wozu Beck bemerkt: „Ich übersetze: ‘Zauberkräuter — das wäre auch zu viel — sind nicht imstande’“ usw.

Eine nennenswerte Förderung unseres Horazverständnisses habe ich in dem Buche nicht gefunden; in der Form berührt unangenehm der oft gar zu geringschätzige Ton gegen Andersdenkende.

13) Horaz und die griechischen Lyriker. Bearbeitet von E. Krause. Heft 6 der Sammlung von deutschen Übungsstücken zum Übersetzen ins Lateinische. Hannover 1907, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Gödel). 0,60 *M*.

So lautet der Titel vollständig; in einem bibliographischen Anzeiger lautete der Titel nur: „E. Krause, Horaz und die griechische Lyrik", so daß ein ganz anderer Inhalt zu erwarten war. Auf Horaz bezieht sich übrigens nur ein Übungsstück darin.

14) S. Sudhaus, Zwei Horazfragen. Im Hermes XLIII (1908) S. 313 f.

1. Der Verf. will Sat. I 4, 35 unter Hinweis auf Aristot. Eth. Nicom. 1128 a 33 lesen: *excutiat, sibi non, non cuiquam parcet amico*. Es ist ihm also entgangen, daß die Stelle schon im Jahre 1904 von Meiser ebenso erledigt ist; vgl. JB. XXXI S. 99, XXXII S. 80.

2. Unter *regis opus*, Epist. II 3, 65, versteht Sudhaus den von Xerxes ausgeführten Athosdurchstich. Aber bei den beiden folgenden Beispielen, Austrocknung eines Sumpfes und Regulierung eines Flusses, wird man nicht an bestimmte berühmte Taten alter Zeit denken können, und zu glauben, Horaz habe dem einen historischen Beispiele zwei erfundene, beziehungslose Beispiele beigesellt, hieße doch ihm eine Ungeschicklichkeit aufbürden, die seinem Wesen fremd ist. Man wird also wohl dabei bleiben müssen, mit den Herausgebern die Stelle auf drei Unternehmungen oder Pläne der damaligen Zeit zu deuten.

15) Fr. Heidenhain, Zu Horaz' Carm. II 13 *Ille et nefasto*. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXII (1908) S. 225—230.

Daß der Cerberus Od. II 13, 34 die Ohren hängen läßt, sei ein Zeichen von Furcht. Denn wenn er höre, daß Tyrannen, deren Macht unerschütterlich schien, doch von den Unterdrückten verjagt wurden, müsse ihn die Ahnung überkommen, daß auch einst seine Herrschaft ein Ende nehmen werde. Die ganze Stelle V. 21—36 sei scherzhaft und zum Teil von großer Komik; man könne dabei nicht ernst bleiben. Auch Orion, V. 40, sei wie Tantalus und Prometheus ein ungerecht Leidender (nach einer besonderen Form der Sage) und freue sich über die Lieder, die vom Sturze der Tyrannen erzählten und in ihm die Hoffnung belebten, daß auch der Gewalttätige (Apollo), der sich an ihm so brutal vergangen, einst am Boden liegen werde. Beiläufig: die Strophe Od. III 4, 69—72 sei wegen Plattheit, Sinnlosigkeit und Geschmacklosigkeit als unecht zu bezeichnen.

Nur über die Hundeohren füge ich ein Wort hinzu, da der Verf. die obige Deutung als den „festen Punkt" betrachtet, von dem man ausgehen müsse, und da allerdings einige Herausgeber hier irren. Der Cerberus läßt also die Ohren vor Freude hängen; man vergleiche die Darlegungen von Hercher im Hermes XII

S. 391 und S. 513. Auf den sonstigen Inhalt des vorliegenden Aufsatzes gehe ich nicht weiter ein.

16) Paul Hoppe, Ein Triobolon zur Erklärung der Gedichte des Horaz. Programm des St. Matthias-Gymnasiums. Breslau 1908. 14 S. 4.

Od. I 20. Die Situation dieses Gedichtes sucht Hoppe unter Benutzung der bekannten Leidener Glosse folgendermaßen zu rekonstruieren. Mäcenas hat sich kurz vor Antritt einer Reise nach Apulien bei Horaz als Gast angemeldet; Horaz kann ihm überrascht in der Schnelligkeit an Wein nur seine Hausmarke anbieten; die trefflichen Weinsorten, die Mäcenas demnächst bei seiner Reise auf der via Appia an ihren Produktionsorten trinken werde, führe er nicht. Diese an sich ganz hübsche Hypothese hat das Verlockende, daß sie eine Änderung der Worte *tu bibes* in V. 10 entbehrlich machen würde; unbequem ist aber, daß bei *tu bibes* eine Zeitbestimmung wie „in den nächsten Tagen" fehlt; Hoppe merkt dies selbst an, vermag aber m. E. uns über diesen Anstoß nicht recht hinwegzuhelfen. Ja man vermißt außerdem noch eine für den Gedanken unentbehrliche Ortsbezeichnung wie „an den Produktionsorten"; denn sonst klingt es, als habe Mäcenas diese Weine bisher nicht getrunken.

Od. I 28. Hoppe weist, nicht als der erste, die Verse 1—20 einem vorbeifahrenden Schiffer, die Verse 21—36 dem Schatten eines Schiffbrüchigen zu und sucht aus dem deliberativen Charakter des ersten Stückes und dem excitatorischen des zweiten die zwischen beiden bestehenden metrischen und stilistischen Verschiedenheiten zu erklären.

Od. III 26, 7. Es handelt sich um das vielbesprochene Wort *arcus*. Mit Recht weist Hoppe die symbolische Deutung auf die Waffe des Liebesgottes zurück; seine eigene Auffassung ist aus folgenden Sätzen zu ersehen: „Welcher Liebhaber hätte Brechstangen von Hause mitgebracht, um eine widerwillige Tür zu sprengen, oder einen Bogen, um ihre Verteidiger zu verjagen? Das ist und bleibt eine lächerliche Übertreibung, ist ebenso komisch wie die Idee, daß das bunte Gemisch von Fackeln, Brechstangen und Bogen im Tempel der Venus niedergelegt werden solle ... Die hier vom Dichter zusammengestellten drei Ausdrücke *funalia, vectes, arcus* ergeben ganz reale Züge aus der Tätigkeit des miles ... Der Scherz beruht darauf, daß das Bild des miles auf den amator appliziert wird." Dieser Scherz wäre doch sehr unklar und daher überhaupt kein richtiger Scherz. Vielmehr ist gar keine andere Auffassung der Horazstelle möglich, als daß eine Leier, Fackeln, Brechstangen und noch ein Gegenstand, sämtlich Geräte des Liebhabers, der Venus geweiht werden. Sicherlich soll die Erwähnung der *vectes* als lächerliche Übertreibung wirken, aber nicht als eine völlig sinnlose. Vorgekommen muß es sein,

wenn auch gewiß selten genug, daß ein rabiater Liebhaber mit der Brechstange anrückte (vgl. Ov. Am. I 9, 20 *hic portas frangit, at ille fores*, welchen Vers Hoppe selbst erwähnt). Und solche tollste Excentrizität sagt nun Horaz von sich aus; das ist eben das Wesen der Renommisterei. Glauben beansprucht er natürlich für solche Behauptungen nicht; dazu ist sein Charakter und Wesen den Lesern zu wohl bekannt; die Renommisterei ist scherzhaft. Warum soll nun in solchem Zusammenhange *arcus* neben *vectes* undenkbar sein? Will doch auch an einer andern Stelle, Sat. II 7, 116, der Herr im Jähzorn auf seinen Sklaven mit Pfeilen schießen. Also wird *arcus* echt und die alte Erklärung als instrumentum amoris zur Bedrohung des ianitor zutreffend sein.

17) Wilhelm Knögel, Horaz' Carm. IV 8. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXII (1908) S. 182—194.

Dieser Aufsatz von Knögel ist im wesentlichen eine Inhaltsangabe der oben unter Nr. 8 angezeigten Elterschen Universitätsprogramme und verdient Dank, weil diese Programme nicht eben leicht erhältlich sind, kann aber natürlich niemand das Original ersetzen.

18) Richard Heinze, Anzeige von Elters Schriften über die Ode *Donarem pateras* (s. oben Nr. 8), in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1908 Sp. 1332—1341.

Da diese Anzeige eigentlich eine Abhandlung ist, und zwar eine recht inhaltreiche und wichtige, so muß hier über sie berichtet werden.

Unter den *carmina* will Heinze nicht Od. I—III, sondern Od. IV 8 verstanden wissen.

Die Hypothese von der verunglückten Inschrift verwirft auch Heinze, zunächst aus dem ersten der von mir oben bei Nr. 8 angegebenen Gründe. Ferner aber vermißt er „den Nachweis, daß unter *celeres fugae* gemeint und verstanden worden sein kann 'eine Inschrift wie *celeres fugae*'". Von diesem letzteren Bedenken würde also auch die oben von mir vermutete Bezugnahme auf zwei Inschriften getroffen werden. Eine gewisse Härte liegt bei der Deutung als Zitat zweifellos vor. Glatt verstehen konnten diese Stelle bei dem Mangel an Anführungszeichen eigentlich nur Horazens Stadt- und Zeitgenossen; zu diesen brauchte er nicht ausdrücklich zu sagen: „Ihr Leser wißt, daß ich damit den Wortlaut der neulich angebrachten, soeben mit *notae publicae* bezeichneten Inschriften zitiere". Aber freilich handelt der Dichter rücksichtslos gegen fernerstehende Leser. Indes findet sich solche Rücksichtslosigkeit nicht auch sonst? Auch zum Verständnis von Od. IV 4, 22 ff. scheint ja nötig zu sein, daß man hinzudenkt: „Ihr wißt, daß ich damit den Domitius Marsus verspotte". Daß mit dieser Parallele Heinzes Einwand, soweit er den sprachlichen

Ausdruck betrifft, nicht erledigt ist, sehe ich selbst; der Dichter wäre in Od. IV 8 deutlicher gewesen, wenn er hinzugefügt hätte: *verba quae sunt*; aber konnte er das als Dichter?

Auch die zweite Hypothese, über die Bezugnahme auf das Gedicht des Ennius, weist Heinze vollständig ab, namentlich wegen der Apotheose des Scipio.

Den Vers Od. IV 8, 17 hält Heinze nach wie vor für interpoliert, und daher ist es ihm höchst wahrscheinlich, daß auch in diesem Gedichte die Zahl der Verse ursprünglich durch vier teilbar war.

19) Peter Corssen, *Donarem pateras.* In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum XI (1908) S. 401—413.

Noch eine durch Elters Universitätsschriften hervorgerufene Arbeit über diese Ode. Zunächst weist Corssen die Deutung von J. W. Beck ab (vgl. JB. XXXIV S. 127 f.), was nicht eben schwer war; dann geht er auf Elters Auffassung ein. Daß das Wort *publicis* zu der Annahme eines groben Irrtums in der Inschrift nicht stimmt, ist ihm ebenso aufgefallen wie Heinze und mir. Auch Elters Vermutung, daß die Inschrift metrisch war, sei bedenklich; denn dann würden Gedichte mit Gedichten verglichen. Bei den *marmora* denke Horaz an die Feldherrngalerie, die Augustus auf seinem neuen Forum angelegt hatte. Corssen athetiert V. 15 *non celeres fugae* bis V. 19 *lucratus rediit*, V. 28 und V. 33. Damit „zerrinnt der schöne Traum, der Elter das verloren gegangene Gedicht des Ennius, den Scipio, offenbarte". Die verworfenen Verse seien entweder von Horaz selbst herrührende, in den Text eingedrungene Varianten oder Interpolationen aus sehr alter Zeit. — *Carmina*, V. 11, gehe auf dieses Lied.

20) J. W. Beck, De errore quodam philologico. Ex serto Naberico a philologis Batavis collecto seorsum excusum. (1908?) 8 S. gr. 8.

Beck verteidigt die Vulgata Sat. I 6, 126 *fugio rabiosi tempora signi* und bekämpft die Lesung des Bland. vet. *fugio campum lusumque trigonem.*

An *fugio rabiosi tempora signi* sei nichts auszusetzen. Unter *tempora* seien nicht Hundstage, sondern Mittagsstunden zu verstehen. Die einzelnen Ausdrücke jener Wendung befänden sich durchaus in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauche der Schriftsteller, die zu jener Zeit über Astronomisches schrieben; ja *tempora signi* finde sich bei Avien wieder (bekanntlich schon von andern herangezogen), der auch sonst den Horaz benutze. Ref. steht nicht an, diese Verteidigung für angemessen zu erachten, obwohl schon Bentley die Vulgata heftig angegriffen hat. Wäre die Lesung des Bland. vet. unbekannt, so würde wohl niemand die Worte *rabiosi tempora signi* für anstößig halten.

Nicht so vermag ich ihm zuzustimmen, wenn er die Lesung *fugio campum lusumque trigonem* deswegen verwirft, weil nach dem lateinischen Sprachgebrauche der Horazischen Zeit in solchem Zusammenhange nicht *fugio* c. acc., sondern *fugio ex* stehen müsse (vgl. schon Becks Horazstudien S. 48 f.). Was Beck über den Unterschied des Sinnes beider Konstruktionen sagt, ist in der Hauptsache richtig; aber der Gebrauch der ersten Konstruktion statt der zweiten hat, meine ich, etwas Poetisches und dürfte dem Dichter nicht abzusprechen sein.

21) Ettore Stampini, La metrica di Orazio comparata con la greca e illustrata su liriche scelte del poeta; con una appendice di carmi di Catullo studiati nei loro diversi metri. Nuova trattazione. Torino 1908, H. Loescher. XLVIII u. 104 S. 8.

Die Introduzione, S. VII—XLVIII, trägt weit ausholend (capitolo I: il ritmo; la quantità; il tempo; l'accento) in vier Kapiteln die Elemente der allgemeinen Metrik vor. Erwähnt sei daraus die Betonung der iambischen Dipodie: ⏑ – ⏑ ⏓ (S. XXXI) und die Auffassung der katalektischen iambischen Dipodie: ⏑ ⏑ . ⏓ (S. XXXIII). Es folgt auf S. 1—62 la metrica di Orazio, geordnet nach den neunzehn Metris. Bei jedem wird über die griechischen Vorbilder und über die Art, wie Horaz sie benutzt hat, gehandelt und dann ein Horazisches Gedicht mit Versaccenten und metrischen Anmerkungen abgedruckt. Bei den Griechen sei der kleinere Asklepiadeus (S. 12) eine akatalektische iambische Hexapodie mit Anaklasis, ritmo a contrattempo gewesen; dagegen habe Horaz, von Gründen der Rezitation geleitet, ihn als logaödischen Vers gebraucht ⏓ –, ⏓ ⏑ ⏑, ⏑́, | ⏓ ⏑ ⏑, ⏓ ⏑, ⏑́ oder ⏓ –, ⏓ ⏑ ⏑, ⏑́, | ⏓ ⏑ ⏑, ⏓ ⏑, ⏓̲ ∧ oder ⏓ –, ⏓ ⏑ ⏑, ⏓ ⏔, | ⏓ ⏑ ⏑, ⏓ ⏑, ⏓̲ ∧; ähnlich faßt Stampini (S. 38) auch den Glykoneus auf. Nicht minder sind ihm (S. 50 f.) der elfsilbige Sapphikus und der Adonius im Griechischen iambische Verse mit contrattempo, bei Horaz aber daktylotrochäisch bezw. daktylisch. Wir setzen noch Stampinis Schemata für die alcäische Strophe bei den Griechen und bei Horaz hierher:

Griechen (S. 56):

⏒ – ⏑ ⏓, ⏒ – ⏑ ⏑, · ⌊ ⏑ ⏓̲
⏒ – ⏑ ⏓, ⏒ – ⏑ ⏑, · ⌊ ⏑ ⏓̲
⏒ ⏓, ⏑ ⏓, ⏒ ⏓, ⏑ ⏑́ · ⏓̲
⏓ ⏑ ⏑, ⏓ ⏑ ⏑, ⏓ ⏑, ⏓ ⏒

Horaz (S. 58):

⏒ ⏓, ⏑ ⏓, – ∧, | ⏓ ⏑ ⏑, ⏓ ⏑, ⏓̲ ∧
⏒ ⏓, ⏑ ⏓, – ∧, | ⏓ ⏑ ⏑, ⏓ ⏑, ⏓̲ ∧
⏒ ⏓, ⏑ ⏓, ⏒ ⏓, ⏑ ⏓, ⏒ ∧
⏓ ⏑ ⏑, ⏓ ⏑ ⏑, ⏓ ⏑, ⏓ ⏒

In einem so umfänglichen Buche über die Horazische Metrik könnte man leicht erwarten eine kritische Prüfung und Erörterung

mancher Streitfragen zu finden, so z. B. der Eickhoffschen Hypothese über den Bau des Sapphischen Verses (Wandsbek 1895; vgl. JB. XXII S. 26 ff.), die in England, wenigstens zeitweilig, Anklang gefunden zu haben scheint (The Classical Review XVII S. 252 ff., S. 339 ff., S. 456 ff. und JB. XXXI S. 85); Richardsons Auffassung des alcäischen Verses (University of California publications I S. 175 ff. und JB. XXXIV S. 130 f.) mochte allerdings dem Verfasser noch nicht vorliegen. Aber dergleichen Polemik liegt überhaupt nicht im Plane dieser Stampinischen Metrik, die wohl hauptsächlich als ein Handbuch für Studierende gedacht ist und nach ihrer ganzen Anlage für eine solche Verwendung auch durchaus geeignet erscheint, wenngleich manche Einzelheiten des Inhalts (s. o.) nicht auf jeden überzeugend wirken mögen.

22) F. Teichmüller, Das Nichthorazische im Horaztext. Erstes Stück: Das Nichthorazische in den Epoden. Leipzig 1908, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 91 S. 8. 3 *M*.

Der Verf. hat sich vor einigen Jahren um das Verständnis des Horaz wohlverdient gemacht durch scharfsinnige und glückliche Deutung mehrerer Stellen: Od. II 19, 31 *recedentis* des Zurückweichenden; Od. III 29, 20 *sole dies referente siccos* während die Sonne nach der Nacht den Tag wiederbringt, ohne daß es getaut hätte; Epod. 5, 29 *abacta nulla conscientia* von keiner Mitwisserschaft ausgeschlossen (vgl. JB. XXXII 60 f.). Aber was das vorliegende Büchelchen anlangt, so würde Ref. allerdings wünschen, daß es ungeschrieben geblieben wäre.

T. hält unsern Horaztext in sehr weiter Ausdehnung für unwürdig eines gediegenen, geschmackvollen, klaren, taktvollen Dichters, wie es Horaz doch gewesen sei, also für arg entstellt. So gibt er denn S. 18—65 eine Zusammenstellung solcher angeblichen Mängel aus den Epoden (z. B. gleich Epod. 1, 2: *amice* „allzu vertraulich") und dann S. 66—81 einen neuen Text, den er von den gerügten Mängeln frei zu halten und horazischer zu gestalten gesucht hat, und von dem er hofft, daß er besser beschaffen sei als der überlieferte, wenn auch dieser neue Text nicht beanspruche, für den echt horazischen gehalten zu werden. Wir geben den Anfang von Epod. 1 als Probe:

Ibis Liburnae creditus sub navium
Turrita propugnacula,
Curas paratus Caesaris periculo
Lenire, Maecenas, tuo.
Quid nos, quibus te vita currit mellea
Praesente, diiuncto gravis?

Es folgen noch S. 82 f. einige nachträgliche Anmerkungen und dann S. 84—91 ein Verzeichnis derjenigen im neuen Epodentexte enthaltenen Änderungen, die als Emendationen aufgefaßt werden wollen, sowie Emendationen zu den Oden, Satiren und

Episteln. Aber dieser ganze große Haufe von Konjekturen ist so gut wie wertlos; es wird ganz wild und wüst drauf los konjiziert, ohne Not und ohne Probabilität. Als Beispiel diene Od. IV 13, 9 f., wo nach T. Horaz nicht geschrieben hat, was überliefert ist: *importunus enim transvolat aridas quercus et refugit te*, sondern: *ut picus pariens transvolat aridas quercus, sic fugio te.* Nur weniges ist von besserem Schlage und mag darum erwähnt werden: Sat. I 3, 103 *visus*, statt *voces*; Sat. II 5, 59 f. *aut non divinare etiam magnus mihi donat Apollo*; Epist. II 1, 90 *priscis*, statt *Graecis*; Epist. II 3, 29 f. *qui variare cupit rem, prodigialis aduncum delphinum silvis appingit.* Einiges ist nicht neu: Sat. II 2, 124 *ut*, statt *ita*; Epist. II 1, 161 *lumina*, statt *acumina*.

Die Absicht (S. 17), auch die übrigen Horazischen Dichtungen in entsprechender Weise zu bearbeiten, wie es hier mit den Epoden geschehen ist, wird am besten unausgeführt bleiben.

23) Theodor Widmann, Die Römeroden des Horaz und die Begründung des Prinzipats des Augustus. Programm des Gymnasiums in Cannstadt 1908. 45 S. 4.

Seine Ergebnisse faßt Widmann S. 44 f. und S. 26 selbst folgendermaßen zusammen (wir fügen eine Numerierung hinzu): „1. Die Römeroden bilden einen einheitlichen Zyklus. 2. Sie sind nicht für musikalischen Vortrag bestimmt und weder am 13. noch auch am 16. Januar des Jahres 27 v. Chr. als Festgesang vorgetragen worden. Obwohl sämtliche Oden in naher Beziehung zu der Politik und dem Lebenswerk des Augustus stehen, so treten doch die Beziehungen auf dessen Person auffallend zurück. Diese Zurückhaltung des Dichters würde unerklärlich und ungerechtfertigt erscheinen, wenn der ganze Zyklus als Festlied an einer Feier gesungen worden wäre, dessen“ (wohl: deren) „natürlichen Mittelpunkt die Person des Princeps bildete. 3. Die Beziehung auf den am 13. Januar 27 dem Augustus gewidmeten goldenen Ehrenschild ist höchst unwahrscheinlich. Dagegen knüpfen diese Oden unzweifelhaft an die am 16. Januar 27 erfolgte feierliche Übertragung des Titels Augustus an den Cäsar an. 4. Einige der Römeroden mögen vor diesem Ereignis gedichtet sein; aber der ganze Zyklus in seiner endgültigen Form ist erst einige Zeit nach dem 16. Januar 27 entstanden. 5. Neben dem Hauptmotiv laufen, namentlich in den beiden mittleren Oden, verschiedene Nebenmotive her, die jedoch mit jenem zu einer kunstvollen Einheit verschmolzen sind. 6. Der Hauptzweck der Römeroden ist der, die an die nationalen Überlieferungen anknüpfende und eine sittliche Wiedergeburt des römischen Volkes bezweckende Regierungspolitik des Augustus den Römern, insbesondere der vornehmen gebildeten Jugend, zu empfehlen. 7. Sie gelten nicht in erster Linie der Person des Cäsar, sondern dessen auf das Wohl des römischen Volkes abzielenden Bestrebungen, und bilden daher nur

eine mittelbare, der Ehrung des Senats parallel laufende, von Horaz, als dem Sänger seines Volkes und Vertreter seines Standes, in vaterländischem Interesse dem Princeps dargebrachte Huldigung."

Dazu bemerkt Ref., nur bei n. 3 und n. 4 von Widmann stärker abweichend, folgendes.

Ad 2. Gut handelt Widmann S. 6—9 über die Frage, ob Horazens Oden zum musikalischen Vortrage bestimmt gewesen seien; er lehnt für viele Oden eine solche Annahme aus Gründen des Inhalts ab. Inbetreff der Römeroden trägt er S. 12—14 ausführlich ziemlich dieselben Gründe vor, die ich gegen Thiele in Kürze angeführt hatte (vgl. JB. XXXIV S. 128 f.; Widmann hat meine Äußerung erst während des Druckes kennen gelernt). Gegen die Annahme eines Vortrages der Oden am 13. Januar weist Widmann auch auf den Titel Augustus hin, der dem Kaiser erst am 16. Januar verliehen sei und also von Horaz nicht schon am 13., dem Tage der Verleihung des Ehrenschildes, habe vorweggenommen werden können. Hierüber vergleiche man die folgende Anzeige in diesem Jahresberichte. Die Beziehung der Verse Od. III 1, 6—8 auf Augustus bestreitet Widmann (S. 15 f.) m. E. mit vollem Rechte; man ist im Aufspüren von Andeutungen mitunter zu weit gegangen. — Die Ode III 2 hält er (wie auch Ref. von jeher, vgl. JB. XXIII S. 31) für dreiteilig. Abzulehnen sei die von Mommsen behauptete Beziehung auf den neuen Stand der kaiserlichen Verwaltungsbeamten. Das Verschwommene des zweiten Teiles stellt Widmann nicht in Abrede.

Ad 3. Den ersten Satz halte ich für das schwächste Stück der in vieler Hinsicht trefflichen Abhandlung. Die „Beziehung" der Ode III 2 auf die *virtus*, III 3 auf die *iustitia*, III 4 auf die *clementia*, III 6 auf die *pietas* sollte man nicht bestreiten, wenn auch die betreffenden Tugenden meist nicht eigentlich das Thema bilden. Ich meine, der Dichter läßt die Töne, die in den vorhergehenden Ehrungen des Kaisers (Titel Augustus, Lob wegen *virtus*, *clementia*, *iustitia*, *pietas*) laut erschollen waren, in diesen nicht allzu lange nachher verfaßten Oden geflissentlich noch einmal mit anklingen.

Ad 4. Nach Widmanns Ansicht (S. 44) sind wahrscheinlich Od. III 1 und 2 und möglicherweise „in der Hauptsache" Od. III 5 und 6 schon früher, etwa im Laufe des Jahres 28 entstanden. Aber wer an der Beziehung auf die Tugenden des Ehrenschildes festhält, wird, wie für Od. III 3 und 4, so auch für Od. III 2 und 6 eine so frühe Entstehung bestreiten; und auch von Od. III 1 muß doch mindestens der Eingang derjenigen Zeit angehören, wo der ganze Zyklus entstand.

Den gesamten Inhalt der Abhandlung hier zu erschöpfen, geht nicht an; kurz hingewiesen sei noch auf die sehr lesenswerte Darlegung über die Entwickelung der politischen Anschauungen des Horaz, S. 35 ff.

Können wir dem Verfasser auch nicht in allem beistimmen, so muß doch rühmend hervorgehoben werden, daß er durch seine besonnenen Untersuchungen einen wertvollen Beitrag zur Klärung dieser interessanten Fragen gegeben hat. So sei denn die Schrift bestens zur Beachtung empfohlen.

24) Hiemer, Der Ehrenschild des Augustus. Im Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs 1908, Heft 8 und 9. Sonderabdruck. 3 S. 8.

Hiemers Vermutung (vgl. JB. XXXIII S. 65 f.), daß die Römeroden aus Anlaß der Aufrichtung eines goldenen Ehrenschildes für Augustus gedichtet seien, ist von Widmann (siehe oben Nr. 23) bekämpft worden, und zwar hatte Widmann auch ein chronologisches Bedenken vorgebracht (s. o.). Gegen den Vorwurf, einen chronologischen Fehler begangen zu haben, verwahrt sich nun Hiemer. Der Tag, an welchem die Verleihung des Ehrenschildes beschlossen wurde, sei nicht genau festzustellen; auch habe er, Hiemer, die Römeroden nicht mit dem Tage dieses Beschlusses, sondern mit der feierlichen Anbringung des Schildes in Beziehung gesetzt. Ich kann auf Grund brieflicher Mitteilung hinzufügen, daß Widmann selbst jenen Passus seiner Deduktion nicht aufrecht erhält.

Für das Verständnis des Horaz aber sind diese Daten m. E. überhaupt nicht von Bedeutung. Denn eigentliche Festlieder, etwa wie das Säkularlied, sind die Römeroden nach ihrem Inhalte sicherlich nicht (vgl. JB. XXXIV S. 128 f. und oben Nr. 23).

25) Richard Reitzenstein, Horaz und die hellenistische Lyrik. In den Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum XI (1908) S. 81—102.

Für eine ganze Reihe Horazischer Gedichte erörtert der Verfasser die Anlehnung an hellenistische Vorbilder, namentlich Epigramme; wir müssen uns mit einer kurzen Aufzählung der behandelten Gedichte begnügen: Od. I 24, III 9, IV 3, III 22, I 30, III 26, III 14, I 38, I 20, III 28, II 20.

Auch sonst findet sich mancher Beitrag zur Kritik und Interpretation. In Od. III 9 sei die Situation die, daß die beiden sich unerwartet treffen. — Od. III 26, 7. Reitzenstein denkt daran, für *et arcus* zu schreiben: *Amores* (?). — Die in Od. III 26 gemeinte Göttin sei Isis, wie durch Memphis und die Geißel bewiesen werde. Aber Horaz verehrt die Isis nicht; auch weisen der Anlaß des Gedichtes und die unzweideutige Bezeichnung *Venus marina* auf Venus hin. — Od. I 20, 1. Reitzenstein bekämpft mit Recht die Konjektur *potavi*. — Od. II 20. „Nicht unsere Oden, neue Lieder sind es, denen die fernen Völker lauschen werden". — Od. II 20, 2. *Biformis* bedeute denjenigen, der nach der ersten eine zweite Gestalt erhält (vgl. oben bei Nr. 3); Reitzenstein verweist auch auf Diodor. IV 5, 2.

26) Richard Reitzenstein, Zu Horaz. In den Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum XI (1908) S. 365—367.

Die Anrede *o plebs* Od. III 14, 1 vergleicht Reitzenstein mit der Anrede ὦ δῆμε in einem Papyrus (Klio VII 278), den er als den Aufruf eines loyalen Bürgers an den δῆμος zur Beteiligung an der Feier der Konsekration Trajans und der Thronbesteigung Hadrians auffaßt. Horaz spreche den ersten Teil der Ode als κῆρυξ oder Bote, den zweiten Teil als einer der Bürger, der sich überlege, was der Tag für ihn bedeute, und sich gütlich tun wolle. Horaz setze, wie der Verfasser des Papyrustextes, ein Edikt des Kaisers voraus und außerdem eine vom Senate publizierte Anordnung des Dankfestes. Auch der zu *puellae* hinzugefügte Zusatz *non* (das ist bekanntlich Konjektur Bentleys) *virum expertae* werde darin einen Anhalt gehabt haben.

27) Achille Cosattini, *Aere perennius.* In der Rivista di filologia e d'istruzione classica XXXVI (1908) S. 118 f.

Den Ausdruck *aere perennius* deutet Cosattini mit vielen Herausgebern auf Bronzestatuen und bringt folgende Parallelstelle bei, Isocr. περὶ ἀντιδ. 7: διὰ τούτου (sc. τοῦ λόγου) γὰρ ἤλπιζον καὶ τὰ περὶ ἐμὲ μάλιστα γνωσθήσεσθαι καὶ τὸν αὐτὸν τοῦτον μνημεῖόν μου καταλειφθήσεσθαι πολὺ κάλλιον τῶν χαλκῶν ἀναθημάτων. Man sieht, daß sie nur bis zu einem gewissen Grade herpaßt.

28) Luigi Valmaggi, Briciole Oraziane. In der Rivista di filologia e d'istruzione classica XXXVI (1908) S. 225—231.

Epod. 2, 12. Das *pro* in *prospectat* bedeutet hier nach Valmaggi nicht „von fern" oder „von oben", sondern wirkt verstärkend. — Epod. 2, 33. *Ames* scheine aus etymologischem Grunde langes *a* zu haben, wonach der Vers so zu skandieren sei: *aūt ā|mĭtĕ lĕ|vī etc.* Also heiße *levis* hier „leicht". — Daß die Verse Epod. 2, 37 f. nicht in den Mund des Wucherers passen, ist schon oft angemerkt worden. Valmaggi meint, es seien in dieser Epode zwei Gedichte, eines über das Landleben und eines über das Familienleben, zusammengenäht worden, wobei das zweite sich einige Änderungen habe gefallen lassen müssen. Einfacher ist wohl die Annahme, daß der Dichter als Anfänger nicht verstanden hat, die Rolle des Wucherers konsequent durchzuführen; in jenen beiden Versen und auch sonst hier und da blickt das eigene Gesicht des jungen Horaz durch die Maske hindurch. — Epod. 3, 22. Der Verfasser bezieht die Stelle mit Recht auf das Bett, nicht auf das Speisesofa; seine beiden Beweisstellen aus Properz und Tibull bietet schon L. Müller. — Epod. 6, 5. Horaz habe *Lacon* geschrieben, wie *Alcon* Sat. II 8, 15, nicht *Laco.*

29) Lothar Wendriner, Zur Auffassung der sechsten Römerode. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXII (1908) S. 687—690.

Der Verfasser findet in dieser Ode Urgewalt seelischer Erregung, ekstatische Kunst, wobei Horaz selbst nicht gewußt habe, von wannen es kam, dichterische Verzückung, einen gellenden Verzweiflungsschrei und dergleichen mehr.

Anderen Leuten, und auch dem Referenten, zeigen die sorgsame Disposition, die saubere Technik und das kluge Eingehen auf die Intentionen des Kaisers auch bei dieser Ode Horaz als denselben besonnen arbeitenden, die Kunstmittel der Rhetorik taktvoll benutzenden, die Wirkung auf den Kaiser und das Publikum genau berechnenden Dichter, als den man ihn sonst kennt; Wärme der Empfindung wird ihm ja darum niemand absprechen.

30) Karl Städler, Die Horazfrage. Nachträgliche Vorrede zu Städlers Horazwerk. 1908. XVI S. 8.

Es ist dies eine als Zeitschriftenbeilage veröffentlichte Selbstanzeige der drei Bücher, die in diesen JB. XXVIII S. 46 ff., XXXII S. 67 ff., XXXIV S. 110 ff. besprochen sind. So bleibt uns denn hier kaum noch etwas zu bemerken.

Die Ziele der von Städler arg mißachteten bisherigen Horazforschung und seine eigenen sind keineswegs so grundverschieden, wie er glaubt und glauben machen will. An der Erkenntnis der Situationen, in denen sich Horaz bei der Entstehung einzelner Gedichte befand, ist eifrig gearbeitet worden, und bei manchen politischen Gedichten gerade im letzten Jahrzehnt mit gutem Erfolge. Städlers unterscheidende Eigenart besteht wesentlich darin, daß er, wo festes Material mangelt, bunte Regenbogen-Brücken baut.

Nicht eigenartig, weil früher ziemlich verbreitet, obwohl jetzt so gut wie abgetan, ist des Verfassers Ansicht über Horazens Art zu dichten; z. B.: „unter dem Zwange dieser Empfindungen und dieser Vorstellung schrieb er, für niemand als für sich selbst, einige Strophen, die ihm für jetzt das Herz erleichtern mochten, ihn später einmal an dieses Tages Qual erinnern konnten."

Von der Behandlung einzelner Stellen sagt Städler: „Je durchsichtiger nun die Analyse, desto verdrießlicher fallen die immer noch recht zahlreichen dunklen Stellen auf, an denen Interpunktion, Text und Interpretation gleicherweise teilhaben. Alle diese Anstöße hat mein Kommentar hinweggeräumt; ich führe nur Beispiele seiner Berichtigungen an: usw.". Das wäre! Aber wer glaubt's? Berichtet ist darüber im JB. XXXII S. 70 und XXXIV S. 114, wo ich wenigstens eine Vermutung Städlers als sehr ansprechend bezeichnen konnte. Merkwürdig aber ist in der vorliegenden „Vorrede" S. X das zweite Beispiel solcher Berichtigungen: „Sat. II 2,29 ist zu emendieren und zu interpretieren: *carne tamen quamvis distat nil haec magis illa* = obwohl betreffs des Fleisches diese Schüssel sich von jener ganz und gar nicht

unterscheidet (*mágis* als Substantiv bietet kein Kommentar!)". Aber, aber! Man vergleiche über diese alte und sehr bekannte Deutung die Kommentare von Kirchner-Teuffel, L. Müller, Orelli-Mewes, Krüger u. a.

31) René Pichon, Le jugement d'Horace sur Virgile. In der Revue de philologie XXXII (1908) S. 64f.

Vor einiger Zeit hat Bayard die Worte *molle atque facetum* Sat. I 10, 44 adjektivisch mit Ergänzung von *epos* gefaßt. Pichon, von der Richtigkeit dieser Anschauung überzeugt (Ref. ist der gleichen Meinung; vgl. JB. XXXII S. 52), sucht ihr noch zwei weitere Stützen zu geben. 1. Er verweist auf analoge Gegenüberstellungen bei Horaz: Od. IV 9, 7f., Epist. II 1, 54f., Epist. II 1, 59. Besonders gut passen die beiden ersten Stellen hierher, da an ihnen gleichfalls der Gegensatz bei gemeinsamem Substantiv durch die Adjektiva ausgedrückt wird. 2. Er gibt einige Stellen, wo durch die Verbindung von *mollis* mit *versus*, *liber*, *elegi* eine Dichtungsart bezeichnet wird, die dem heroischen Epos gegenübersteht: Prop. I 7, 19, II 1, 2, Ov. Pont. III 4, 85f.

32) Karl Bone, Fort mit der Grammatik aus der Lektüre, oder: Der Dichter muß als Dichter gelesen werden. Eine Studie zur Horazlektüre. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum XI (1908), zweite Abteilung, S. 439—452 und S. 473—484.

Wenn jemand auf Grund des ersten der beiden Titel erwarten sollte, hier törichte Expektorationen eines Feindes der Grammatik zu finden, so wird er angenehm enttäuscht werden und sich nun nachträglich jenen ersten Titel von Anführungsstrichen eingeschlossen denken. Denn in Wirklichkeit perhorresziert der Verf. bei der Behandlung Horazischer Gedichte keineswegs sprachliche Betrachtungen, und ebensowenig auch Biographisches und vieles andere: „Es gibt nichts, was in den Bereich menschlicher Erkenntnis gehören kann, von dem sich sagen ließe: 'Fort damit!' 'Heran damit!' muß es heißen, sobald die Dichtung ruft. Aber es gibt auch keine Betrachtung so erhaben, so wahr, so sittlich, so schön, bezüglich deren man nicht sagen müßte: 'Fort damit!', wenn die Dichtung sie nicht ruft" (S. 452). Dieser verständige Grundsatz selbst kann kaum streitig sein; bei seiner Anwendung werden aber die Horazlehrer natürlich doch zu verschiedenem Verfahren gelangen. So bin z. B. ich angesichts der vielen Gesichtspunkte, die Bone bei der Lektüre zur Beachtung empfiehlt, mir bewußt, meinen Schülern viel weniger zu bieten, und fürchte, daß bei jener Art der Behandlung die Lektüre nicht recht vom Flecke kommen würde. Und solche Besorgnis scheint doch auch dem Verf. nicht fremd zu sein, da er S. 476 für einen bestimmten Fall ausdrücklich in Sperrschrift mahnt, Maß zu halten

und vieles vorläufig zu verschweigen. — Der zweite Teil des Aufsatzes handelt namentlich über das Übersetzen Horazischer Oden oder eigentlich über die Unmöglichkeit einer voll befriedigenden Übersetzung.

Noch seien zwei Einzelheiten notiert. Erstens: der Verfasser ist m. E. zu eifrig im Aufspüren von Alliterationen, vgl. S. 444, 445, 445/6, 482; eine Gegenprobe bei einem Prosaiker kann solche Illusionen verscheuchen. Das Zweite ist eine Bemerkung zu Od. I 20, 9 ff. Die Variation, deren sich Horaz hier bei Bezeichnung der Weinsorten bedient, ist schon von anderen hervorgehoben; so heißt es bei Kießling-Heinze: „Wein, Weintraube, Weinstock, Weinberg". Aber die hübsche und für die Würdigung der Horazischen Technik interessante Beobachtung, daß in jener Reihenfolge eine rückläufige Chronologie steckt, habe ich — so naheliegend sie scheint — meines Wissens hier bei Bone zum erstenmal gelesen.

33) Augusto Balsamo, Sui versi 139—141 della epist. I lib. II di Orazio. In der Rivista di filologia XXXVI (1908) S. 586.

B. gibt an, die Worte *spe finis* Epist. II 1, 141 würden allgemein erklärt als 'la speranza di un lieto fine dei travagli, cioè: di un buon raccolto'. Aber unter *finis* könne man nicht 'raccolto' verstehen. Man solle es hier wie Epist. II 3, 406 im Sinne von 'sollievo', 'riposo' auffassen.

Die Horazstelle ist ja völlig klar, und man hat bei den Worten *animum ferentem dura spe finis* von jeher zu *finis* richtig *durorum* ergänzt.

Folgende Publikationen haben dem Referenten noch nicht vorgelegen:

M. St. Slaughter, Horace, an Appreciation. In The Classical Journal III S. 45.

G. L. Hendrickson, Horace's Propempticon to Virgil. In The Classical Journal III S. 100 ff.

H. H. Johnson, On Herodas and Horace. In The Classical Review XXI S. 233.

Q. Horatius Flaccus. Auswahl von Mich. Petschenig. Vierte Auflage. Unveränderter Abdruck der dritten Auflage. IV u. 260 S. mit 2 Karten. Leipzig-Wien 1907, G. Freytag und F. Tempsky. 8.

Horatii opera, purgate ad uso delle scuole per cura di E. Bindi. 12ª edizione. Gli Epodi e il primo libro delle Odi col commenti di Ermenegildo Pistelli. Prato 1907, Alberghetti.

G. Boissier, Nouvelles promenades archéologiques. Horace et Virgile. 6e édition. Paris 1907, Hachette et Cie. 381 p. et 2 cartes. 16. (Vgl. JB. XXXI S. 99.)

E. R. Garnsey, Epilegomena on Horace. In the form of a critical letter. London 1907, Sonnenschein. 182 S. Cr. 8.

A. Chambalu, Präparation zu Horaz' Satiren. (Heft 66 der Präparationen für die Schullektüre von Krafft und Ranke). Dritte Auflage. Hannover 1908, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Gödel). IV u. 47 S.

K. M. Gorski, Weitere Transkriptionen aus Horaz. Eos XIII S. 82.

A. Chambalu, Präparation zu Horaz' Oden I. II. Fünfte Auflage. Hannover 1908, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Gödel).

Geyza Némethy, De epodo Horatii catalectis Vergilii inserto. Budapest 1908, Ungarische Akademie. 36 S. 8.

M. E. Case, Horace c. III 18 and 23. In The Classical Journal IV S. 65 ff.

Zehlendorf b. Berlin. H. Röhl.

3.

Ciceros Reden.

1) Chr. Volquardsen, Rom im Übergange von der Republik zur Monarchie und Cicero als politischer Charakter. Kiel 1907, Lipsius und Tischer. 26 S. gr. 8. 0,60 *M*.

Diese treffliche Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. schildert die „Entstehung und Entwicklung der römischen Revolution von den Gracchen bis zu Cäsar". Ich beschränke mich auf Cicero. Die Persönlichkeit seines Gemeindegenossen Marius erregte zuerst seine Phantasie und sein politisches Empfinden; zu dessen Lebzeiten schrieb er ein Epos Marius. In seinen ersten politischen Äußerungen p. Roscio Am. 136 scheint er einem Vorwurf vorzubeugen, der ihm wegen jenes Gedichtes gemacht werden konnte. Er erklärt hier, er habe zunächst eine Aussöhnung gewünscht, da diese aber nicht möglich war, sich der würdigeren Partei Sullas angeschlossen. 66 sprach Cicero für die dem Pompejus zu übertragenden außerordentlichen militärischen Befugnisse; wahrscheinlich hatte sich die Meinung von der Notwendigkeit einer starken Militärmacht in den Provinzen bei der Mehrheit des Volkes schon festgesetzt und konnte auch ein Optimat ohne Verrat an seiner Partei dafür eintreten. — Die Mordanschläge Catilinas seit Anfang des Jahres 65 bewogen die Optimaten, Ritter und gemäßigten Demokraten, Cicero das Konsulat zu übertragen. Die Vollstreckung des über fünf Verschwörer gefällten Todesurteils wurde in weiten Kreisen als Verletzung demokratischer Grundsätze empfunden. Mochte dies Cicero den Optimaten näherbringen, so bewahrte er doch sein freundliches Verhältnis zu Pompejus. „Zulassung eines starken Imperiums in den Provinzen bei möglichster Fernhaltung dieser extraordinären Gewalt aus Rom und Italien, das dürften die Grundzüge von Ciceros politischem System sein, in welchem schon die Hauptzüge der Augusteischen Verfassung erkennbar sind, nur daß in letzterer der Löwenanteil an Macht dem Princeps zugefallen ist". Im Kampfe für die Macht des Senates gegen die Triumvirn zog dann Cicero die Ächtung auf sein Haupt herab. Er ließ sich durch Freude und Trübsal, Furcht und Hoffnung in seiner Schätzung

der Menschen und der Verhältnisse beeinflussen und wurde schwankend in seiner Meinung. Aber Mommsen tut ihm Unrecht, indem er ihn als einen Achselträger bezeichnet, als einen Mann, der „eigentlich von keiner Partei oder von der Partei der materiellen Interessen“ gewesen sei. Es wäre Cicero doch leicht gewesen, den Triumvirn entgegenzukommen und sich auf einen guten Fuß mit ihnen zu stellen. Die Kreise der Optimaten suchten durch großartige Vertrauenskundgebungen seine Verbannung abzuwenden. Als Pompejus den Cäsar vermochte, Ciceros Rückkehr zu gestatten, da waren die Freudenbezeigungen für den zurückkehrenden Cicero und seinen Gönner Pompejus so allgemeine, wie sie einem notorischen Achselträger und Überläufer nicht zuteil geworden wären. Da sich die Macht der Triumvirn nicht mehr beschränken ließ, versuchte Cicero sich mit ihnen abzufinden. „Diesen Versuch hat Cicero in den Büchern vom Staate gemacht; sein *moderator* ist dem sonst in römischer Verfassung gedachten Staate eingefügt als ein außerhalb der Reihe der ordentlichen Magistrate stehender Regulator des Staatswesens“. — Als er dann Ende 50 aus Cilicien zurückkehrte, kamen ihm Schreiben des Pompejus und Cäsar entgegen. Er langte Anfang 49 vor Rom an und beanspruchte einen Triumph, um einer Aussprache im Senat über die böse Lage des Staates auszuweichen (ad Att. 7, 1, 5). Da zog man in Menge hin, um ihn zu begrüßen. Im Einverständnis mit einer gemäßigten Richtung im Senat trat er als ernster Politiker vor die beiden Machthaber mit der Forderung, ihre Ansprüche zu mäßigen, um den Bürgerkrieg zu vermeiden. Dem Atticus bekennt er ehrlich, daß der ihm weniger sympathische Cäsar durch Pompejus' *φιλοτιμία* in den ihm früher gewährten Vergünstigungen beeinträchtigt werde (7, 1, 4). Nach Beginn des Krieges verhandelt er mit Cäsar in Kampanien und mahnt Pompejus in seinem Lager zur Verständigung. — Nach dem Siege Cäsars machte er äußerlich mit ihm Frieden, aber die Herabwürdigung des Senates schmerzte ihn so, daß er über Cäsars Tod jubelte. Doch der Senat wagt keine ernsten Maßnahmen, Antonius reißt die Herrschaft an sich. Cicero flieht zuerst, kehrt dann aber zurück. In diesem gefährlichen Moment strömt die Menge der Optimaten fast den ganzen Tag zu seiner Begrüßung herbei (Plut. Cic. 43). Am 19. Sept. 44 entwarf Antonius im Senat ein Zerrbild des abwesenden Cicero. Nach Ciceros Antwort in der 2. Philippica nannte ihn Antonius grausam, wegen der Hinrichtung der Catilinarier, und falsch, so daß er selbst dem Pompejus und seiner Umgebung verdächtig gewesen sei. Ein Mann jedoch, der auf seine kleinlichen Privatinteressen bedacht gewesen wäre, ein Achselträger hätte sich nicht beiden Machthabern durch seine Mahnungen entfremdet. — Auch nach der wutvollen Rede des Antonius wurde Cicero von seinen Anhängern nicht verlassen; er vermochte sogar die Majorität des Senates, den Antonius für einen Landesfeind zu erklären. Die

Männer, die diesen Beschluß faßten, hielten doch offenbar Cicero für einen ernsten, einigermaßen konsequenten Politiker. Aber der Bruch mit dem schlauen Octavianus reißt alles, was Cicero gegen Antonius erreicht hat, nieder. Als für Vermittlung kein Raum mehr blieb, trug er noch seiner Partei das Banner der „guten" Sache voran und opferte für diese sein Leben.

Zum großen Staatsmann fehlte Cicero die schöpferische Gestaltungskraft und die Ausdauer im Verfolgen eines Zieles; er machte keinen Versuch zu einer umfassenden Reform der Verfassung und Gesetzgebung. Er hat in Einzelpunkten seine Politik von Fall zu Fall geändert, blieb aber konsequent in dem Bestreben, die im Staate vorhandenen Gegensätze durch Sammlung der Gemäßigten verschiedener Richtungen nach Möglichkeit auszugleichen. Seine politische Tätigkeit ist immerhin eine ehrenwerte und bedeutende.

2) L. Laurand, De M. Tulli Ciceronis studiis rhetoricis. Paris 1907, Alphonse Picard. XX u. 116 S. gr. 8.

Diese in korrektem Latein geschriebene Doktordissertation beginnt mit einem kurzen Vorwort und einem Verzeichnis benutzter Bücher und faßt die Forschungen über die den rhetorischen Werken Ciceros zugrunde liegenden Quellen kritisch zusammen.

Cap. I. Quanti artem rhetoricam M. Tullius fecerit, S. 1—19. Die Rhetorik spielte in der Schulbildung der Griechen und Römer eine wichtige Rolle. Auch Cicero hat ihr viel Zeit gewidmet und mehrere rhetorische Werke verfaßt. In neuerer Zeit haben mehrere Gelehrte die Meinung vertreten, in den Büchern de oratore verwerfe Cicero die Rhetorik, er sei ein eifriger Gegner der Rhetoren. Laurand untersucht, was Cicero selbst sagt und was er andere sagen läßt, und kommt zu dem Ergebnis, daß Cicero die Lehren der *antiqui* denen der *recentiores* vorziehe, daß nach seiner Ansicht zur wahren Beredsamkeit neben der Rhetorik angeborenes Talent, umfassende Kenntnisse (in Philosophie, Geschichte, Gesetzgebung, Literatur, Naturkunde) und viele Übung erforderlich sei.

Cap. II. Quid antiquis Cicero debuerit, S. 20—42. An verschiedenen Stellen bezeichnet Cicero den Plato, Isokrates und Aristoteles als die trefflichsten Muster der Rede. Dem Tadel der Redekunst in Platos Gorgias stimmt er nicht bei; dagegen stellt er an den wahren Redner Erfordernisse, wie zuerst Plato im Phädrus. Über den oratorischen *numerus* gibt er einige Anweisungen, die aus der Schule des Isokrates stammen können. Die Theorien des Isokrates kannte er aus dessen Reden oder aus der *συναγωγὴ τεχνῶν* des Aristoteles, vielleicht aus dem Lehrbuch des Isokrates, das allerdings vielfach interpoliert war. Seine Auseinandersetzungen über die Erregung und Beschwichtigung von Affekten stimmen mit Aristoteles und Theophrast überein; mit

ihnen teilt er die Vorliebe für allgemeine Fragen, *θέσεις*; wie Aristoteles, unterscheidet er die Witze nach dem Gegenstand und dem Ausdruck. Ciceros Bücher de oratore und sein Orator unterscheiden sich von den Lehrbüchern der Rhetoren seiner Zeit, *quia ea, quae quondam Plato, Isocrates, Aristoteles eorumque discipuli protulerant, Cicero rursus in lucem honoremque proferre cupiebat.*

Cap. III. Quid recentioribus Cicero debuerit, S. 43—72. In den Büchern de inventione tadelt Cicero den Hermagoras mehrmals, in vielen Punkten aber folgt er ihm, die er später aufgab. So nahm er hier von Hermagoras (d. h. aus dessen eigenem Lehrbuch) die vierte *constitutio*, während er später nur drei *status* aufstellt. — Eine Spur der asiatischen Redekunst ist in der Bevorzugung des Dichoreus, Creticus und Päon im Satzschluß zu erkennen. Vermittlung durch den Unterricht des Rhodiers Molo ist nicht ausgeschlossen. — Die rhetorischen Lehrbücher der Stoiker Chrysipp und Kleanthes verspottet Cicero; dagegen nimmt er Beweislehren aus der Dialektik der Stoiker und folgt ihnen in den Anweisungen über das *decorum* (*πρέπον*). Noch mehr nahm er von den Akademikern an, von seinen Lehrern Philo und Antiochus oder aus Büchern, zumal in den Partitiones oratoriae. Die Peripatetiker, Epikureer, Pergamener hatten keinen Einfluß auf seine rhetorischen Schriften. Kein lateinischer Rhetor erteilte Cicero Unterricht; dagegen benutzte dieser lateinische Lehrbücher, zumal die Rhetorik ad Herennium, und entnahm ihnen die Übertragungen griechischer Kunstausdrücke. Manches verdankte er dem mündlichen Verkehr mit älteren Rednern; dazu kannte er den *libellus* des Antonius, Varros Schrift *de similitudine verborum*, Cäsars Bücher *de analogia*.

Cap. IV. Quid Ciceronis in arte rhetorica proprium fuerit, S. 73—89. F. Marx glaubte, die Bücher de inventione seien aus dem Lehrbuch eines Rhodiers von einem Lehrer Ciceros übersetzt und von Cicero nachgeschrieben worden. Dies lehnt Laurand ab unter Hinweis auf de oratore 1, 5, wo Cicero diese unreife Jugendarbeit entschuldigt. — Auch die Partitiones wurden schon als eine Übertragung einer griechischen Schrift bezeichnet. Cicero schrieb sie für seinen Sohn, der Griechisch verstand, so daß es unnütze Mühe gewesen wäre, ihm ein griechisches Buch zu übersetzen. — Die Topica sollen nach Wallies und Kroll aus Antiochus von Ascalon übertragen sein. Cicero schrieb sie auf einer Seefahrt ohne Hilfsmittel, indem er Lehren verschiedenen Ursprungs zusammenfaßte. — Die Bücher de oratore haben ein echt römisches Gepräge, wenn auch manches von griechischen Schriften oder Lehrern stammt. v. Arnim hielt ein großes Stück des dritten Buches für eine Übertragung aus Philo, Kroll aus Antiochus. Laurand glaubt, daß Cicero nach umfassenden Studien das Werk selbständig ausgearbeitet habe, wie den Orator, den Brutus und das Schriftchen de optimo genere oratorum, die noch niemand

dem Cicero abgesprochen hat. Freilich finden sich in seinen Schriften wenige Dinge, die er selbst ausgedacht hat. Namentlich hat er den Stoff seiner Werke selbständig gewählt und gegliedert und das Bild des vollkommenen und allseitig gebildeten Redners gezeichnet, der die Gabe des Witzes besitzt, die Zuhörer und das Volk nicht nur überzeugt, sondern auch hinreißt.

Cap. V. Quatenus Cicero de praeceptis dicendi sententiam mutaverit, S. 90—116. In seiner Erstlingsschrift verwirft Cicero die Ansicht des Hermagoras, daß der Redner sich an allgemeinen Fragen (θέσεις) üben solle, z. B. ob die Sinnesempfindungen wahr seien, ob man unter einem Tyrannen im Vaterland bleiben müsse; später übte er sich daran eifrig. Statt der vier *constitutiones* des Hermagoras führt er später nur drei *status* auf; von fünf *controversiae scripti* geht er auf drei zurück. Eine Rede kann bei ihm vier, fünf, sechs oder sieben Teile haben. Mehrere Sinnfiguren, die er im dritten Buch de oratore aufführt, sind im Orator übergangen; dafür sind hier die Anweisungen über den Rhythmus erweitert. Je mehr er selber sich ausbildete, desto höhere Anforderungen stellte er an den vollkommenen Redner.

3) L. Laurand, Études sur le style des discours de Cicéron. Avec une esquisse de l'histoire du cursus. Paris 1907, Librairie Hachette. XXXIX u. 388 S. 8. 6 *M.*

Zu eingehenden Studien über Rhetorik und Stilistik ist heutzutage wenig Neigung vorhanden, da die Jugend ihre Zeit wichtigeren Dingen widmen muß. Im Altertum dagegen waren dies die bedeutsamsten Schulfächer, und sie übten auf die antiken Schriftsteller einen mächtigen Einfluß aus. Zumal Cicero hatte sich von Jugend auf in kleinliche Regeln über Stil und Rhythmus so hineingelebt, daß einige Kenntnis derselben nötig ist, um den Sinn seiner Worte genau zu erfassen und ihren Wohlklang zu empfinden. Laurand hat auf Grund einer erstaunlichen Belesenheit in den antiken Rhetoren, in Ciceros Werken und modernen Schriften unsere Kenntnis über viele stilistische Dinge bei Cicero vertieft.

L. nimmt an, daß die Zweifel an der Echtheit einzelner Reden genügend abgeklärt seien. Dagegen erörtert er einleitungsweise die Frage: Sind die uns überlieferten Reden Ciceros den wirklich gehaltenen auch so ähnlich, daß sie uns ein getreues Bild seiner eigentlichen Beredsamkeit geben? Die Rede post reditum in senatu hatte Cicero wegen der Wichtigkeit der Sache vorher aufgeschrieben; er las sie ab. Die fünf Reden der Actio secunda in Verrem und die zweite Philippica wurden nie vorgetragen. In der Regel schrieb er nur die wichtigsten Sachen vorher genau nieder; über das übrige machte er sich bloß Notizen. Die Ausarbeitung des Ganzen folgte dem Vortrage erst nach; manche Partien wurden bloß durch Überschriften angedeutet (in

den Reden pro Fonteio, Murena, Caelio, Vareno). Es ist jedoch nur eine bedeutende Verschiedenheit des Geschriebenen vom Gesprochenen bekannt, die Rede pro Milone. Die Meinung Johns, daß in der ersten Catilinaria die relatio mit der invectiva verbunden sei, lehnt Laurand ab, ebenso die Vermutung von Chambalu, daß bei der Ausarbeitung der vierten Catilinaria manche Zusätze gemacht worden seien. Die Annahme Rosenbergs, daß in der Rede pro Murena einzelne Abschnitte erst nach dem Prozeß hinzugefügt worden seien (vgl. JB. 1903 S. 125), wird S. 9—12 widerlegt. Auch in der erhaltenen Rede für Milo ist der Gang der Beweisführung aus der gesprochenen Rede ziemlich getreu herübergenommen. Daß die Redaktion bald auf den Vortrag folgte, steht fest für die Reden pro domo, p. Scauro, p. Ligario, p. Deiotaro und für die Philippicae. Die zweite Rede pro Cornelio wurde nach Cornelius Nepos fast mit denselben Worten vorgetragen und herausgegeben. Es liegt in der Natur der Sache und ergibt sich aus Ciceros Polemik gegen die Neuattiker, daß seine gesprochenen und seine herausgegebenen Reden denselben Charakter des Stiles hatten, wenn auch bei der Schlußredaktion daran gefeilt wurde.

Sprachreinheit, S. 19—106. Cicero bemühte sich beständig, korrekt zu sprechen und zu schreiben, und tadelte andere oft wegen Verstöße gegen den besseren Sprachgebrauch. Viele Ausdrücke und Wortformen, die andere Schriftsteller anwenden, finden sich bei ihm nicht. 127 Wörter kommen bei ihm nur in Zitaten vor, so *senecta* für *senectus*, *cupido* für *cupiditas*, *cognomentum* für *cognomen*, *munimentum* für *munitio*, *sopor* für *somnus*. 135 Wörter braucht Cicero in seinen Versen, aber nicht in seiner Prosa, so *almus*, *armamenta*, *aurora*, *cardo*, *clangor*, *coruscus*, *culmen*, *cuneus*, *ensis*, *frendere*, *fulvus*, *funda*, *guttur*, *inventa*, *nubila*, *pavere*, *pelagus*, *pontus*, *ros*, *stinguere*, *torvus*. Ciceros Briefe haben einen sehr verschiedenen Charakter und Stil; im ganzen zeigen sie einen viel größeren Wortschatz als die Reden. In ihnen wendet Cicero viele griechische Wörter an, weniger (150) in den philosophischen und (69) in den rhetorischen Schriften, in den Reden nur drei (in den Verrinen) nebst einem Dutzend Lehnwörter aus dem Griechischen. Etwa 1650 Wörter finden sich in den Reden (abgesehen von den Zitaten), aber in den philosophischen Schriften nicht, etwa 2200 in den letzteren, aber in den Reden nicht, woran meist die behandelten Dinge Schuld sind; mehr als 5000 Wörter sind beiden gemein. Z. B. *manifestus* findet sich nur in Reden, *evidens* nur in Abhandlungen, *perspicuus* aber in beiden. Rhetorische Termini werden in den Reden umschrieben; hier besonders vermied Cicero Wörter, die nicht allgemein gebräuchlich und für jedermann verständlich waren. Ebenso folgt er hier sorgfältig dem guten Sprachgebrauch in der Wahl zwischen verschiedenen Formen desselben Wortes. In den Briefen

an Atticus bietet der Mediceus die familiären Formen *divertium, loreolam, rescripsti, pote, mi*; diese sind in den Reden nicht zulässig. *Cervix* findet sich in Ciceros Versen, in seiner Prosa nur der Plur. *cervices*. In der Deklination setzte er nach dem Sprachgebrauch in bestimmten Wörtern und Formen Genitive auf *um* statt *orum*, in der Konjugation ließ er neben *iudicavisse, scripserunt* auch *iudicasse, scripsere* zu. Die Handschriften sind in diesen Sachen nicht zuverlässig. — Auch in der Syntax kann Ciceros Streben nach Sprachreinheit nicht bezweifelt werden. Er vermeidet Konstruktionen, die sich vor ihm und nach ihm finden, z. B. *ne crede, que ... que, valeo* mit Infinitiv. In den Briefen ist er weniger genau; hier findet man *super* c. abl., *gratulor cum* (statt *quod*). Aber auch hier erlaubt er sich keineswegs so freie Konstruktionen wie seine Freunde in den Briefen an ihn. Pro Mur. 63 *nostri illi* (= *οἱ*) *a Platone* ist wahrscheinlich ein Graecismus, dagegen *male audire* kaum eine bloße Nachahmung von *κακῶς ἀκούειν*.

Le nombre oratoire, S. 107—218. Wir erwarten vom Redner Belehrung; die Alten aber fanden an wohlklingender Rede auch einen ästhetischen Genuß, ähnlich wie am Gesang. Bei den Römern hat besonders Cicero als Nachahmer des Isokrates sich bemüht, seiner Rede Wohlklang zu verleihen; er hat am Schluß des Orators über den Rhythmus oder *numerus* der prosaischen Rede komplizierte Gesetze aufgestellt. Der Numerus entsteht teils durch kräftig tönende Wörter, z. B. Superlative, teils durch einen angemessenen Wechsel langer und kurzer Silben, teils durch das Gleichmaß der Ausdrücke und Satzabschnitte. Alliteration ist bei Cicero selten. Leichtere Hiate wurden nicht vermieden, wie schon *atque* vor Vokalen (statt *ac*) zeigt, aber mit einer Art Verschleifung gesprochen. Symmetrie der Konstruktion, Parallelismus der Gegensätze und Entsprechung der Glieder einer Periode, überhaupt korrekter und wirkungsvoller Periodenbau ist der Hauptzug des Ciceronischen Stiles. Mit den Perioden wechseln kleine Sätze ab, die *κόμματα* oder *incisa* und die *κῶλα* oder *membra*; denn es ist ein Irrtum, diese für Teile der Periode zu halten (vgl. JB. 1908 S. 212). Kommata sind z. B. *Domus tibi deerat? At habebas. — Quid Fabius? Horum nihil negat. — Videte illum egredientem e villa, subito* (*cur?*), *vesperi* (*quid necesse est?*) pro Mil. 54. — Kola sind: *Facinus est vincire civem Romanum, scelus verberare, prope parricidium necare.* — Was den Wechsel langer und kurzer Silben betrifft, so fühlen wir wohl in den Worten *Quousque tandem abutere, Catilina* eine gewisse Heftigkeit, in *Neminem vestrum ignorare arbitror* einen ruhigen Ernst; aber positive Regeln lassen sich nur für die Periodenschlüsse oder Klauseln geben. Zielinskis Aufsatz im Philol. LXV S. 605 (1906) kannte Laurand noch nicht. Die angeblichen Verstöße Ciceros gegen die negative Regel, daß der Redner keine Verse machen solle, erörtert er eingehend; es

bleibt nur der Senar übrig: *Senatus haec intellegit, consul videt* (in Cat. 1, 2). — Nach J. May soll Cicero in der Rede für Sextus Roscius auch außer den Klauseln metrische Responsion erstrebt haben. Laurand faßt die von ihm angerufene Stelle aus dem Orator (§ 38) anders auf und betrachtet Mays Beispiele als Zufälligkeiten, wie sie sich bei Isokola, Antithesen und Homöoteleuta ergeben konnten.

S. 143—218 handeln von den Klauseln. Die Regeln, die hierüber von mehreren Gelehrten ausgeklügelt wurden, stimmen nicht überein. Sicher ist, daß die letzte Silbe des Satzes metrisch als anceps behandelt wurde. Laurand glaubt auch, daß Hiate in der Klausel durch Synalöphe beseitigt wurden, z. B. *liberi essetis* als Creticus mit Trochäus zu messen sei. Cicero legt dem Dichoreus im Periodenschluß eine große Wirkung bei; er führt als Beispiele an: *persolutas, comprobavit, aestimasti, improbare.* Laurand findet in den Klauseln der sechsten Philippica 31 Dichoreen; ich finde nur 13, indem ich z. B. *per tot annos* oder *existimasti* nicht dazu rechne, sondern nur viersilbige Wörter. Häufig ist in der Klausel der doppelte Creticus oder der Creticus mit dem Trochäus (Zielinskis kürzeste Klausel – ⏑ – – ⏑). Laurand betrachtet Cic. Or. 214 *esse rem publicam* als Klausel von zwei Cretici. Die Worte *sacram esse rem publicam* werden aber von Cicero als ein Kolon von drei Füßen bezeichnet, dem die Periode mit der Klausel *persolutas* erst folgt. Von den 14 Klauseln mit doppeltem Creticus, die Laurand aus Phil. VI anführt, erscheint mir nur *impiis civibus* als rhetorische Klausel. Nach S. 162 hat *in alienos insanus insanisti* einen Dispondeus als Klausel. Dies ist aber wieder ein Kolon, gehört also zu den phrases courtes S. 204, deren Rhythmus für sich apart zu untersuchen ist. In manchen Fällen kann man verschieden skandieren oder die Klausel länger oder kürzer ansetzen. Wohlklingende Klauseln sind mit Maß angewendet, hauptsächlich in den Exordien und Perorationes. Mit Vorliebe werden an den Satzschluß volltönende Wörter gesetzt, so in den Philippischen Reden *Antonius.* 83 mal findet sich *esse videatur, esse videantur*, doch in 20 Reden nie. Die Klauselehren von Blaß, Havet, Bornecque, W. Meyer, de Jonge, Wüst, Ernst Müller, Norden, J. Wolff, Zielinski, Ceci werden von Laurand beleuchtet. Wohlklang des Rhythmus und der Klauseln wurde von Cicero nur in besonders feierlichen Abschnitten seiner Reden sorgfältig erstrebt (Or. 209 *nonnumquam*). Wenn man nun die ohnehin schwer verständlichen Anweisungen, die er hierüber gibt, auf sämtliche Sätze einer Rede oder vieler Reden anwendet, so kann man darüber kaum zur Klarheit gelangen. Die Länge der Wörter, die Menge und Art der Vokale und Konsonanten wirkten ebenfalls auf den mehr oder weniger schönen Klang eines Satzes ein: Tous les éléments musicaux de la parole, même les plus ténus en apparence, ont leur rôle; ils contribuent pour leur part à cette

action étrange que les sons exercent sur nos sentiments et même indirectement sur nos opinions.

Variété du style, S. 219—340. Cicero war sich der Geschmeidigkeit seines Talentes bewußt; er verstand die Monotonie zu vermeiden durch häufigen Wechsel des Tones und Stiles. Seit Theophrast unterschied man drei Stilgattungen, das *tenue*, *grande* und *temperatum* oder *medium genus dicendi*. Cicero erklärt sie im Orator und wandte alle drei gelegentlich an. Das *tenue genus*, die einfache Rede, kommt der geistreichen Unterhaltung nahe; ihr Hauptkennzeichen ist heiterer Scherz und Witz. Wir verstehen aber viele Anspielungen Ciceros nicht recht; teils sind uns die angedeuteten Begebenheiten nicht bekannt, teils sind Worte in einem uns verborgenen Sinne aufzufassen, teils fehlt uns der ironische Ton und das schalkhafte Lächeln des Redners. Laurand hat Ciceros Witze zusammengestellt nach seiner Einteilung im 2. Buch de oratore: 1. Ambiguum, Doppelsinn, 2. Paronomasie oder Wortähnlichkeit (wie *ex oratore arator*), 3. Wortspiel mit Namen (wie *Iuba bene capillatus*), 4. scherzhafte Einflechtung von Dichterworten (z. B. *hinc illae lacrimae*), 5. seltsamer Gebrauch von Sprichwörtern, 6. Benennung nach historischen Personen oder mythologischen Wesen (z. B. *Semiramis illa* für Gabinius), 7. komische Erzählungen, 8. Ironie. Die Abhandlung von Faulmüller über die Verwendung des Witzes und der Satire bei Cicero (Grünstadt 1906, JB. 1908 S. 213) kannte Laurand noch nicht. — Ein zweiter Zug des einfachen Stiles sind Gespräche in kurzen Sätzen; Laurand gibt Beispiele aus 14 Reden. — Jedermann gebraucht im täglichen Verkehr Wendungen, die er in einem wohlausgearbeiteten Schriftstück verschmäht. Cicero folgt in den Briefen im allgemeinen dem sermo cotidianus, zuweilen auch in den Reden (nach Orator 109), hauptsächlich in den älteren. Aber auch in den späteren Reden findet sich trotz zunehmender Sprachreinheit bisweilen ein familiärer Stil mit Bewußtsein angewendet, wie in einzelnen Briefen erhabener Stil. Familiäre Ausdrücke sind namentlich Deminutiva und Komposita mit *sub* und *per*, die Laurand S. 248—274 verzeichnet. In den feierlichen Reden pro Rabirio perduellionis reo, in Catil. III, p. Marcello, Phil. IV, VI, IX fehlen diese familiären Elemente gänzlich. Das Zusammentreffen mehrerer Kennzeichen des familiären Stiles wird an Stellen der Reden für Milo (§ 60), Murena (§ 23—28), Sestius (§ 110), gegen Piso (§ 13) nachgewiesen. — Nach Cicero selbst (Or. 102) kam in der Rede für Caecina die einfache, in der Pompeiana die mittlere, in der Staatsrede für Rabirius die erhabene Stilgattung zur Anwendung, indem der Stil mit den behandelten Gegenständen zusammenhängt. Laurand vergleicht die beiden ersten Reden. In der Rede für Caecina führt er viele Scherzreden und familiäre Ausdrücke vor, auch kurze Sätze. In der Pompeiana begegnet man keinem dieser Züge; der Stil ist in dieser Prunkrede fortwährend edel und

gehoben; die Perioden sind umfangreicher, die Konstruktionen symmetrischer und rhythmischer, die Klauseln strenger gewählt, dem musikalischen Element der Rede ist größere Sorgfalt gewidmet, die Anaphora bevorzugt, während sonst beide Reden an Bildern und Figuren arm sind. In der Rede für Caecina haben Anfang und Schluß einen höheren Schwung, dazu die Stelle über den Nutzen des bürgerlichen Rechtes (§ 73); ein Zeichen stilistischer Nachlässigkeit ist, daß vier Perioden mit der Clausula heroica schließen (18 *bonis ut haberet*, 24, 28, 88). — Die Reden für Tullius und Balbus sind im Stile der für Caecina ähnlich, da sie ebenfalls Rechtsfragen erörtern; zum temperatum genus dicendi, wie die Pompeiana, gehören die Reden für Marcellus und Archias (Lob Cäsars, der Wissenschaften). Das *sublime genus dicendi* findet sich an zwei Stellen der ersten Catilinaria, wo in kühner Personifikation die Patria zu Catilina und zu Cicero spricht, dann in der unvollständigen Rede für den älteren Rabirius. Diese ist im Stile ganz verschieden von der Rede für Caecina. Die Sätze sind nicht so zerschnitten, wenn auch die Perioden im allgemeinen weniger lang sind als in der Pompeiana. Scherz konnte bei dieser hochernsten Staatsangelegenheit nicht vorkommen, und die Ironie (wie 13 *homo lenis ac popularis*) ist voll Bitterkeit. Ton und Rhythmus sind ähnlich wie in der Pompeiana, aber lebhafter, erregter, wozu die Anrufung der Götter (§ 5) beiträgt. Symmetrie und Antithesen spielen eine bedeutende Rolle, dazu die Anaphora (§ 11; § 21, wo 12 Nebensätze mit *cum* aufeinander folgen). — In der Mehrzahl der Reden mischen sich alle Tonarten, und dies gerade ist einer ihrer Reize. Cicero sagt dies im Orator (§ 103) selbst, und Laurand weist es an mehreren Reden nach, besonders an der für Flaccus. Man darf daher nur ganz allgemein den Stil der Reden dem der Briefe und Abhandlungen entgegenstellen und in den Reden nicht überall dieselbe Sorgfalt für die Klauseln voraussetzen. Die einzelnen Reden haben im großen ihre besondere Stilart, verschiedene Teile einer Rede aber sind wieder stilistisch verschieden. Le rythme et le langage sont des moyens d'expression pour l'idée et varient suivant ses exigences.

Eine Rede beginnt meistens mit einer sorgfältig durchgeführten Periode; das Exordium gehört zum temperatum genus dicendi; es soll zum Anfang der Rede die Zuhörer günstig stimmen. Besonders geschickt ist das lange Exordium der 2. Rede de lege agraria. — Ganz verschieden ist der Stil der Narratio. Sie soll den Eindruck der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit hervorrufen; die Sätze müssen daher natürlich und verhältnismäßig einfach sein, dem sermo cotidianus ähnlich. Mit Recht rühmt Quintilian die Narratio der Miloniana, die einen ganz andern Stil hat als das Exordium. Sehr einfach sind die Sätze in der Narratio der Rede für Rabirius Postumus, und hier findet sich familiär § 4 *quamvis* mit dem Indikativ *viderat* verbunden. Die Korrektur Madvigs

videret ist falsch. In den Verrinen sind viele Erzählungen, und diese konnten natürlich nicht alle gleich stilisiert sein. Bei wichtigen Räubereien gibt Cicero seiner Rede mehr Würde; deshalb entschuldigt er sich IV 109, daß er *a iudiciorum ratione et a cotidiana dicendi consuetudine* abgehe. In einzelnen Fällen wird der Stil der Narratio sogar erhaben, so bei der Schilderung der Kreuzigung des Gavius V 160 f. — Für die Argumentatio gibt Cicero (Or. 124) die Regel, daß der Stil der Sache entspreche, um die es sich handelt, daß er bei geringeren Sachen einfach sei, bei großen Interessen aber die Macht der Beredsamkeit entfalte. Bei verschiedenen Argumenten einer längeren Beweisführung kann der Ton abwechseln. So folgt in der Rede für Murena auf die familiären Auseinandersetzungen über Rechtsfragen § 78 ein pathetischer Appell an die großen Staatsinteressen. — Am meisten Konstanz hat der Stil der Redeschlüsse, der Perorationes. Diese sind in der Regel kühner und bewegter als die übrigen Teile, um einen mächtigen Schlußeffekt zu erzielen. Cicero war hierfür besonders begabt; aber hier wirkten sein Sprachorgan und sein lebhaftes Gebärdenspiel bedeutsam mit, so daß die geschriebenen Perorationes uns lange nicht so erregen, wie die gesprochenen die Zuhörer ergriffen. Die Sprache ist hier immer von tadelloser Reinheit; die Rhythmen sind nicht so regelmäßig, wie im Exordium, die Perioden lebhafter, doch von mäßigem Umfang. Alles soll den Eindruck machen, daß der Redner aus aufrichtigster Empfindung heraus spreche. Daher finden wir hier die kühnsten Figuren, Apostrophe (so Anrufung der von Verres verletzten Götter V 184), Personifikation, Ausrufe (Sulla 91, Planc. 101, Mil. 102). Wo es sich freilich um eine geringe Sache handelt (wie in den Reden für Caecina, Archias, Balbus), genügt der ruhige Ausdruck des festen Vertrauens auf die Gerechtigkeit der Sache und die Einsicht der Richter. In den Verteidigungen des Ligarius und Deiotarus durfte Cicero nicht am Schlusse das Mitleid Cäsars bestürmen (Deiot. 40); er mußte sich aufs Bitten verlegen. So zeigen auch die Perorationes noch einige Abwechslung des Stiles. Das Hauptgesetz des Stiles war eben für Cicero (Or. 71): *semper in omni parte orationis, ut vitae, quid deceat est considerandum.*

Eine besondere Untersuchung widmet Laurand S. 325—334 dem Stil der Philippischen Reden, weil man hier Besonderheiten des Stiles, eine Abnahme der Ciceronischen Beredsamkeit und eine Rückkehr zu seiner jugendlichen Redeweise zu erkennen glaubte. Die Dissertation von O. Hauschild über sprachliche Eigentümlichkeiten dieser Reden (Halle 1886) wird einer strengen Kritik unterzogen. Mehrere von ihnen enthalten heftige Ausfälle und satirische Schilderungen, namentlich die zweite, dritte und dreizehnte Rede; da kommen Worte der Umgangssprache zur Anwendung. Einen edlen Stil zeigen die neunte Rede, die Huldigung an das Andenken des Servius Sulpicius, und das Ende der vier-

zehnten (§ 31 f.), die Verherrlichung der vor dem Feinde gefallenen Krieger. Vor dem Volke ist Cicero mit Ironie zurückhaltender als im Senat; die vierte und sechste Rede sind frei von vulgären Ausdrücken; VI 12 *malam quidem illi pestem* wiederholt nur den Zuruf des Volkes. Die Klauseln sind in den Philippischen Reden nicht anders als in den andern Reden; der heftige Kampf brachte es mit sich, daß die Sätze oft zerschnitten und der Rhythmus lebhaft ist.

Auf Abwechslung des Stiles legt Cicero auch in seiner Theorie großes Gewicht; sie unterscheidet ihn hauptsächlich von der Monotonie der Atticisten (wie Cäsar, C. Licinius Calvus und M. Brutus) und der Asianer. Erstere sprachen korrekt und elegant, aber ohne wohlklingende Rhythmen und ohne Begeisterung, die Asianer dagegen (wie Hegesias von Magnesia) mit überschwenglichem Schwulste der Worte und einer Überfülle des rhetorischen Gepränges. Von diesen nahm Cicero den Wortreichtum, das Feuer, den Numerus, den symmetrischen Bau seiner Perioden und seine Lieblingsklauseln. Die Alten waren für diese Vorzüge empfänglicher als wir; gerade der Pomp der Worte, den man jetzt Cicero oft vorwirft, scheint der Menge gefallen zu haben. In den ersten Reden gleicht Cicero den Asianern noch stark; der Einfachheit der Atticisten folgt er da, wo Feierlichkeit nicht am Platze ist, in vielen Narrationes, in juristischen Beweisführungen und in Scherzreden. Es wäre jedoch ein Irrtum zu glauben, daß Cicero je im Ernst die Atticisten nachahmte. Karl Guttmann meinte in den Reden für Ligarius und Deiotarus den Stil der Atticisten zu finden (JB. 1884 S. 175). Laurand weist aber nach, daß diese Reden sich durch einen sorgfältigen Rhythmus auszeichnen, der den Atticisten durchaus fremd war (Dichoreus, Dispondeus, Creticus oder erster Päon mit Trochäus, Spondeus mit Creticus). Als Redner wie als Philosoph hat Cicero von den Häuptern verschiedener Schulen Nutzen gezogen, ohne sich einer Richtung ganz anzuschließen. Den größten Einfluß schreibt er dem Unterricht des Molo zu. Laurand meint sogar: Sans les leçons de Molon, nous n'eussions pas eu Cicéron.

Cicero war aber nicht bloß ein großer Stilist, sondern ein großer Redner, wenn auch Mommsen, Jebb, Goumy, Schanz ihm diesen Ruhm absprachen; denn in seinen Reden ist der Stil fortwährend von dem Zweck beherrscht, die Zuhörer zu überzeugen oder zu überreden. Daher will er allen leicht verständlich sein und den Zuhörer ununterbrochen fesseln; seine Aufmerksamkeit soll nicht einen Augenblick infolge einer grammatischen Inkorrektheit oder eines seltsamen Ausdruckes von der Verfolgung seines Gedankenganges abschweifen; er soll durch das Wohlgefallen an Ciceros Worten und Rhythmen und die am rechten Orte angebrachten Mittel der Rhetorik geneigt gemacht werden, sich überreden zu lassen. Ciceros Stil, Beweisführung und Aktion machten

ihn zum großen Redner, den die Angeklagten zum Verteidiger begehrten, dem auch die Menge oft beistimmte.

Der Anhang handelt über den regelmäßigen Rhythmus oder Kursus am Ende von Sätzen oder Satzteilen in der lateinischen Prosa vom I. bis XV. Jahrhundert.

4) P. Mihaileanu, De comprehensionibus relativis apud Ciceronem. Berlin (Universitätsdruckerei) 1907. 211 S. 8.

Unter einer comprehensio relativa versteht M. die Verbindung eines übergeordneten Satzes mit einem untergeordneten, von denen der eine ein Relativpronomen enthält oder auch beide, Er fand in Ciceros Schriften 2156 solche Verbindungen und unterscheidet sie in drei Klassen.

Structura I, der Relativsatz ist übergeordnet, der untergeordnete Satz ist entweder in den Relativsatz eingeschoben (258 Beispiele) oder folgt ihm nach (108 B.): Phil. 14, 17 *utinam illi principes viverent, qui me post meum consulatum, cum iis ipse cederem, principem non inviti videbant!* Verr. 2, 53 *recens erat illa res de Heraclio, qui bona non perdidisset, nisi ei venisset hereditas.* Das Relativpronomen steht am häufigsten im Nominativ (253 B.), zuweilen im Akkusativ (70 B.), selten in einem andern Kasus.

Structura II, der Relativsatz ist untergeordnet und geht voran, der durch das Relativpronomen bezeichnete Begriff ist im übergeordneten Satz als Demonstrativum zu denken (zuweilen gesetzt), im gleichen Kasus (447 B) oder in einem andern Kasus (119 B.): pro Marc. 21 *quam* (suspicionem) *etsi spero falsam esse, numquam tamen extenuabo*; pro Mil. 58 *quos nisi manu misisset, tormentis etiam dedendi fuerunt.* Man kann bei einzelnen Beispielen in der Zuteilung zu I oder II schwanken. So führt M. unter I auf: p. Quinct. 35 *quod tibi natura dat ut semper possis, id mihi causa concedit, ut hodie possim*; er macht *quod* von *dat* abhängig, man könnte aber auch *quod ut semper possis* von *tibi natura dat* abhängen lassen; M. erwähnt dies S. 17. Er zählt auch die Fälle mit, wo das Relativum demonstrativen Sinn hat, wie p. Caec. 6 *Quod quoniam iam in consuetudinem venit et id boni viri vestri similes in iudicando faciunt, reprehendendum fortasse minus videtur.* Hätte Cicero *quod* als Relativum aufgefaßt, so würde er etwa *ut id . . . faciant* gesagt haben; bei der Verbindung *et id . . . faciunt* kann *quod* nur für *hoc* stehen (vgl. Brut. 191). — S. 72 wird angeführt p. Sest. 72 *quem homines in luctu irridentes Gracchum vocabant*; M. versteht *quem cum homines irriderent, eum Gracchum vocabant.* Ich sähe das Beispiel lieber bei I: *quem homines in luctu, cum eum irriderent, Gracchum vocabant.* — S. 94 zitiert M. in Catil. 2, 21 *Qui homines primum si stare non possunt, corruant.* Dieses Beispiel gehört jedoch zu I: *Qui homines quam primum, si stare non possunt, corruant.*

Structura III, der Relativsatz ist untergeordnet und geht voran, der durch das Relativpronomen bezeichnete Begriff, kommt im übergeordneten Satz nicht vor (1244 B.): in Caecil. 14 *quarum duarum* (civitatum legationes) *si adessent, duo crimina vel maxima minuerentur*; M. nimmt dies Beispiel S. 69 zu II, was mir nicht richtig scheint. Ebenso zähle ich hieher p. Sest. 126 *qui tamen quoquo tempore conspectus erat, non modo gladiatores, sed equi ipsi gladiatorum repentinis sibilis extimescebant*; M. ergänzt *eum*; aber die Gladiatoren und Pferde gerieten nicht über Appius in Furcht, sondern über das Pfeifen. Nutzloserweise wurden viele Formeln, in denen das Relativum demonstrativen Sinn hat, in die Untersuchung hineingezogen, mit Recht dagegen *qua re, quam ob rem* ausgeschlossen. In *quae cum ita sint* hat man einen Kausalsatz vor sich, in *quod si ita est* einen Bedingungssatz; das Relativum hat hier auf die Satzbildung keinen Einfluß. Phil. 9, 12 *qui quamquam afflictus luctu non adest, tamen sic animati esse debetis, ut si ille adesset* gehört in eine Untersuchung über Konzessivsätze. So bringt M. einen bunten Wechsel verschiedenartiger Nebensätze, aus dem ich nicht klar werde; z. B. führt er auf (S. 115) in Cat. 3, 11: *Qui cum illi breviter constanterque respondissent, per quem ad eum quotiensque venissent, quaesissentque ab eo, nihilne secum esset de fatis Sibyllinis locutus, tum ille subito scelere demens, quanta conscientiae vis esset, ostendit.* Es sind zwei Nebensätze mit temporalem *cum*, von jedem ein Fragesatz abhängig, und ein Hauptsatz mit *tum*, wieder mit abhängiger Frage; aber das voranstehende *qui* statt *hi* ist an dieser schönen Periodenbildung ganz unschuldig. In Caecil. 22 *quae cuiusmodi in utroque nostrum sint paulo post commemorabo* könnte man *quae* als Akkusativ zu *commemorabo* auffassen und zu *sint* das Subjekt *ea* denken; daß aber *quae* Nominativ ist, zeigt z. B. Verr. 126 *qui quam isti sit amicus, attendite.*

Im zweiten Teile seiner Abhandlung sucht M. die Entstehung der drei Strukturen zu erklären. In dem Satz *Quod si fecissem, quod a me beneficium haberetis, cum pro vobis ea, quae mihi essent vilia, reliquissem?* (p. Sest. 49) hat dasselbe Pronomen demonstrative, interrogative und relative Bedeutung. Ramshorn nahm an, die relative Bedeutung sei aus der demonstrativen hervorgegangen, z. B. in *Res loquitur ipsa, quae semper valet plurimum* habe man ursprünglich zwei Hauptsätze gehabt; M. findet, daß Str. I und II so nicht zu erklären seien. Schmalz leitet die relative Bedeutung aus der interrogativen ab; auch so kann sich M. die Comprehensiones nicht erklären. Statt Str. I *Qui, cum ei respondissem me e provincia decedere, 'Etiam mehercule' inquit* sagt Cicero p. Planc. 65 *cui cum respondissem* nach Str. II. Madvig sah darin ein Überwiegen eines psychologischen Momentes über das logische, eine Attraktion des Relativpronomens durch das nächste Verb; auch M. S. 177 hält dies für quoddam attractionis genus. Wenn im

Griechischen das Relativum unlogisch von dem Substantiv, auf das es sich bezieht, den Kasus annimmt (wie Xen. Anab. 1, 7, 3 ὅπως ἔσεσθε ἄνδρες ἄξιοι τῆς ἐλευθερίας, ἧς κέκτησθε), so nennt man das Attraktion; Krüger trug Bedenken, diese Bezeichnung auf einen andern Vorgang im Lateinischen zu übertragen. Er nannte Struktur II und III eine attraktionsartige Verschränkung (ebenso Hand, R. Kühner, H. Menge), indem Vordersatz und Nachsatz zu einer Einheit verbunden und diese durch das Relativum an das Vorhergehende angeknüpft wird, während logischerweise der Nachsatz anzuknüpfen wäre. Man vergleiche z. B. p. Rabir. 24 *Hoc tu igitur in crimen vocas, quod cum iis fuerit C. Rabirius quos amentissimus fuisset si oppugnasset, turpissimus si reliquisset?* Da aber die Strukturen II und III häufiger sind als I, so darf man sie nicht als aus I durch Attraktion oder Verschränkung hervorgegangen erklären. Nägelsbach sah die Veranlassung zur Entstehung dieser Strukturen in der Freiheit der lateinischen Wortstellung, nach der die unterordnenden Konjunktionen *si, nisi, quia, quamquam, cum, ut, ubi, postquam* usw. nicht die erste Stelle im Satze forderten, die die entsprechenden deutschen unbedingt haben müssen, und sie dem Relativum überlassen konnten. Dazu fügt M. die Neigung der Lateiner, betonte Begriffe und Nebensätze voranzustellen, wie Verr. 5, 116 *a securi negat ei periculum esse, virgis ne caederetur monet ut caveat*; Caes. B. G. 4, 11 *Caesar cum ab hoste non amplius passuum XII milibus abesset, ad eum legati revertuntur*; in Cat. 4, 6 *huic si paucos putatis affines esse, vehementer erratis.* So entstanden nach M. Sätze, wie Phil. 8, 25 *Iis etiam praemia postulat, quibus ut ignoscatur si postulet impudentissimus iudicetur* (III), Tusc. 4, 43 *oratorem non probant sine aculeis iracundiae, quae etiamsi non adsit, tamen verbis atque motu simulandam arbitrantur* (II) statt des logisch richtigen *quam etiamsi ea* (I). Die Natur des Relativpronomens wirkte mit, indem *qui* nicht bloß einen Begriff andeutet, sondern zugleich den Satz koordiniert (= *et is*) oder subordiniert (= *ut is*).

5) Ciceros Rede gegen C. Verres, viertes Buch. Für den Schul- und Privatgebrauch erklärt von Fr. Richter und Alfred Eberhard. In vierter Auflage bearbeitet von Hermann Nohl. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. 168 S. 8. geh. 1,50 *M*.

In der Einleitung hat Nohl einige Änderungen vorgenommen, zumal in den Anmerkungen. Die Divinatio wird in den Anfang Januar 70 gesetzt, so daß nach einer Frist von 110 Tagen der Prozeß, wie Cicero hoffte, zu Ende April hätte beginnen können.

Für die Herstellung eines zuverlässigen Textes hat sich Nohl große Mühe gegeben; in einem ganz neuen Anhang von 14 Seiten rechtfertigt er seine Lesungen. Wir haben diese Rede in einer doppelten Überlieferung. Die bessere Rezension α ist durch R vertreten (= Cod. Regius Parisinus 7774 aus dem 9. Jahrhundert).

Die andere β zeigt ihre Unabhängigkeit dadurch, daß sie einzelne Lücken in R ausfüllt, namentlich § 142 *sese . . . eum* und 151 *reliquerat . . . recuperarant.* Ihr ältester Vertreter ist ein Palimpsest im Vatikan V aus dem 3. Jahrhundert, der jedoch nur zwei kleine Stücke dieser Rede (§ 6—9, 16—19) enthält. Dann ist sie vertreten durch den von E. Thomas verglichenen Cod. p (Parisinus 7776 aus dem 11. Jahrhundert) und den Lagomarsinianus 29 aus dem 15. Jahrhundert. Peterson hat für α einen zweiten Vertreter aufgestellt in S (= Parisinus 7775 aus dem 13. Jahrhundert). Er soll aus einer Zwillingshandschrift zu R abgeschrieben sein. Meistens stimmt er mit der zweiten Hand von R überein, und Nohl nimmt an, er sei aus R selbst abgeschrieben, wie einige andern Hss.

Den Text der vorhergehenden Auflage hat Nohl an 65 Stellen geändert. § 7 steht *atttigit.* Die Lesungen von β dürften doch etwas mehr Berücksichtigung verdient haben. § 6 *cum esset hospes Heiorum* nach Rp. Eberhard fühlte wohl, daß das Beginnen zweier Wörter mit *h* und der Rhythmus etwas für den Redner Unangenehmes hatte und zog *hospes esset Heiorum* VS vor. — § 7. *ab Heio de sacrario Verres abstulit*] Nohl ersetzt *de* (Vp) durch *e* nach α. Dadurch entsteht ein Hiat *Heio e*, den Cicero wohl vermied. — Ebenso ist § 112 *deripere* β ersetzt durch *eripere* α. Schwerlich hätte ein Abschreiber das bekannte *eripere* durch das seltene *derípere* ersetzt, wohl aber konnte *deripere* hier leicht aus Unachtsamkeit mit *eripere* vertauscht werden. — § 29. *locuplete ac*] ĕ erleichtert den Hiat gegenüber *locupletī ac*, wie Peterson liest. — *quod nosset tuum istum morbum* [*ut amici tui appellant*]. Da die Stellung *iste tuus* häufiger ist, so vermied Cicero hier *nosset istum* wegen der Zischlaute, wie er nachher sagt *negasse habere sese*, nicht *negasse sese habere.* Die Entfernung der Bestimmung *ut amici tui appellant* (nach Eberhard) empfiehlt sich wohl nicht, da sich ergeben würde, daß Phylarchus die Bezeichnung *morbum* gebraucht habe. — § 30. *ad eum se exsules* [*cum iste esset in Asia*] *contulerunt.* Die Tilgung des Temporalsatzes ist mir nicht verständlich. Einmal bleibt das folgende *illo tempore* nun unerklärbar. Sodann ergibt die Verbindung *tum, cum iste Cibyram venerat, domo* (d. h. von Cibyra) *fugientes ad eum se exsules contulerunt* einen Widerspruch. Cicero hätte sagen müssen: *cum eo exsules abierunt.* Die Begründung der Athetese durch Eberhard „auch *cum Cibyram venerat* liegt in der Zeit seines Aufenthaltes in Kleinasien" taugt nichts; denn der Aufenthalt in Kleinasien war viel länger als der in Cibyra. Nohls Erklärung: „*Cibyram venerat* = *Cibyrae morabatur.* In diese Linie fiel der Zeitpunkt des *conferre*" löst den Widerspruch nicht. — § 32. *ne multa, sestertios M me' inquit 'poposcerunt*] Nohl betrachtet *ne multa* offenbar als Worte des Pamphilus, der seine Erzählung scheinbar abkürze. Es sind aber bloß Worte Ciceros, wie *inquit.* Man schreibe: *ne multa; 'sestertios.* —

§ 33. *accessit* „nach den gehäuften Zwischensätzen anakoluthisch". Nach meinem Dafürhalten steht der Gedankenstrich vor *accessit* mit Unrecht; es sind keine Zwischensätze und ist kein Anakoluth, sondern bei *ut nuper* wird der Satz abgebrochen. Man setze: *ut nuper —. videte hominis amentiam: postea quam.* Mit *postea quam* beginnt eine neue Periode zur Erklärung des Begriffes *amentiam.* — § 43. In der dritten Auflage stand richtig: *nollem dixissem* ich wünschte, daß ich es nicht gesagt hätte. Nohl liest mit C. F. W. Müller *nollem dixisse* ich möchte es nicht gesagt haben (d. h. ich bin froh, daß ich es nicht gesagt habe). Das ist nicht richtig; denn er hat es gesagt (*aufert*). Die im Anhang aufgeführten Beispiele zeigen diesen Unterschied der Bedeutung. — § 46 *Papinio*] Diesen Namen habe ich auch pro Mil. 75 aufgenommen statt P. Apinio, des Gleichmaßes wegen: *de muliercula Scantia, de adulescente Papinio.* — § 64 *de quo et vos audistis et populus . . . audiet et . . . pervagatum est*] Ich halte hier die Lesung *pervulgatum α* für richtig („allgemein gesprochen wurde"). Vor *pervagatum est* würde es heißen: *et quod.* Nohl verweist auf 2, 77 und 2, 129; er meinte 3, 77 und 3, 129, wo aber *pervagatum* nicht mit *de* verbunden ist. — § 88 *in hominem innocentem β* ersetzt Nohl durch *innocentem in hominem* nach RS. In diesen Hss. ist jedoch über den Anfang von *innocentem* ein *in* übergeschrieben. Müller und Peterson lesen: *in innocentem hominem.* Dieses *in in-* hat aber etwas Anstößiges, das Cicero wohl vermied. Der Korrektor, der das *in* hinzufügte, las offenbar in seiner Vorlage *in hominem innocentem.* — § 124 *cludendum α* ist wohl Schreibfehler.

Der Kommentar wurde vereinfacht, viel Altes getilgt oder in den Anhang gesetzt und Neues hinzugefügt. Im ganzen ist er nicht umfangreicher, aber übersichtlicher gedruckt als früher. — Zu § 4 *sacrarium magna cum dignitate* wird bemerkt: *cum dignitate* ersetzt ein Adj. „stattlich". Ich übersetze: „eine hochgeehrte Kapelle". Die Worte scheinen mir darauf zu deuten, daß diese Hauskapelle bei der Familie und Nachbarschaft in hoher Achtung stand (vgl. § 68). — § 17. „Wiewohl einem Senator der Besitz eines Schiffes verboten war". Es sollte genauer heißen: eines Schiffes von mehr als acht Tonnen oder 80 Hektoliter Tragkraft (Liv. 21, 63, 3). — 73. *anne populo.* Cicero vermeidet *an populo*, da *n* vor *p* in *m* überzugehen pflegte. — 133. *vidimus*] „Cicero war damals 3 Jahre alt", doch bei den Spielen des C. Claudius 7 Jahre.

6) M. Tullii Ciceronis in C. Verrem orationes. Actio secunda — Liber IV de signis. Texte latin publié avec une introduction, des notes, un appendice critique, historique et grammatical, des gravures d'après les monuments et deux cartes par Émile Thomas. Cinquième tirage revu. Paris 1908, Librairie Hachette. 140 S. 16. kart. 1,20 *M.*

In der Einleitung S. 2 Verrès acheta en 78 son élection à la préture steht die Zahl 78 irrtümlich statt 75. Er ist nun

77—74 Stadtprätor statt bloß 74; denn en sortant de cette charge, en 73, il reçut la province de Sicile. S. 9 wurden die bekannten Namen der Richter des Verres genauer bestimmt.

Text. § 3 *inveniere* p scheint richtig (Nohl *inveniare* nach R). — § 10 *si quod venale habuit Heius, id*] Bessere Wortstellung wäre: *si Heius, quod venale habuit, id*; auch ist der Singular *quod . . . id* statt *quae . . . ea* auffallend. Nohl liest wohl richtig: *si quid . . . si id.* — 32 *poposcerant* ist nicht richtig; sonst müßte *dixeram* folgen, nicht *dixi.* — § 53 *quid facimus in Verrem*] Es muß doch wohl heißen: *in Verre* (nämlich *accusando*), wie Nohl liest. — 59 *Syracusis, Aeschrio*] Das Komma scheint unpassend. — 70. *omni e conventu Syracusano*] Es ist hier ganz unpassend, daß zu *conventu* ein *omni* tritt. — 71. *Athenis Minervam* usw. Die Angaben über diese Räubereien auf S. 2 entsprechen dem genaueren Berichte Ciceros I 45—54 nicht recht. — § 72. *mutabat* scheint durch einen Irrtum aus *mutarat* entstanden zu sein. — 102 *an minime mirum*] Der Zusammenhang verlangt den Sinn: Kann man sich verwundern, quoi d'étonnant que. minime „durchaus nicht" ist störend. Thomas scheint zu verstehen: Kann man sich im geringsten verwundern? Doch ist diese Auffassung des *minime* kaum gerechtfertigt. Die richtige Lesung ist wohl: *ac minime mirum* (so Nohl).

7) M. Tulli Ciceronis in L. Catilinam orationes quattuor. K potřebě školni vydal Robert Novák. Čturtě vydáni. Prag 1908, B. Stybla. XII u. 48 S. 8. 60 *h.*

Die neue Auflage zeigt einige Änderungen gegenüber der dritten: I 1 *nos eludet,* 6 *coniurationis tuae,* 7 *contentum te.* III 28 *vobis erit vivendum* setze man *videndum.* Gut ist III 12 *vide, quid* (Halm *ecquid*) *tibi iam sit necesse.* Störend ist I 1 *consili* neben II 17 *consilii.* Nicht haltbar scheint mir IV 11 *me atque vos crudelitatis vituperatione populi Romani liberabo.* Zu IV 18 *ad salutem vestram reservatum* bemerkt N. auffallenderweise: '*servatum* suspicor propter clausulam'. — Die Untersuchungen von Peterson über den Vetus Cluniacensis sind von N. nicht berücksichtigt worden.

8) Gaston Boissier, La conjuration de Catilina. Deuxième édition. Paris 1908, Librairie Hachette. 261 S. 16. 2,80 *M.*

G. Boissier ist durch sein bereits in 13. Auflage erschienenes Buch über Cicero und seine Freunde (deutsch von E. Döhler, Leipzig 1869) auch bei uns ziemlich bekannt. Die zweite Auflage seines Buches über die Verschwörung des Catilina scheint ein unveränderter Neudruck der ersten (1905) zu sein. In fünf Kapiteln bietet uns das Werk eine Einleitung, Ciceros Konsulat, die Verschwörung, die Catilinarischen Reden und die Nonen des Dezember 63.

Den Anfang des Buches bildet nicht, was man zunächst erwarten darf, eine Zusammenstellung und Würdigung der antiken Quellen zur Geschichte Catilinas, wofür ein Aufsatz von H. Dübi in den Jahrbüchern für klassische Philologie 1876 S. 851—879 hilfreich sein konnte. Nur Cicero und Sallust werden in geistreicher Weise charakterisiert. Leider gibt es von Cicero keine Briefe aus seinem Konsulatsjahr, und seine Schriften über sein Konsulat sind nicht erhalten. Sallust wollte in seinem etwa 41 v. Chr. erschienenen Catilina weder Cäsar gegen den Verdacht des Einverständnisses mit Catilina rechtfertigen noch die Volkspartei verherrlichen noch den Senat und Cicero verkleinern. Seinen toten Feind Cicero lobt er zwar wenig, aber seine Schilderung Catilinas und der Verschwörung zeigt, daß Cicero den Catilina nicht verleumdete und sein eigenes Verdienst nicht übertrieben hinstellte. Sallust hatte eine Vorliebe zur Geschichte, und diese denkwürdige Verschwörung, die er miterlebt und über die er mit Crassus und Cäsar gesprochen hatte, bot ihm für den Beginn seiner Schriftstellerei einen dramatischen Stoff, so daß er bekannte Personen charakterisieren, sie redend und handelnd vorführen und seiner Unzufriedenheit mit den damaligen Zuständen in geschichtsphilosophischen Betrachtungen und Sittenschilderungen Ausdruck geben konnte. — Nachher bringt dann Boissier häufig unzuverlässige Nachrichten aus andern Quellen, ohne diese zu nennen, so daß man meinen könnte, er nehme sie aus Cicero oder Sallust.

Es folgt im Anschluß an Sallust eine Betrachtung, wie die *ambitio* und *avaritia* die Sitten verdorben hatten. Der republikanische Ehrgeiz, dem der Staat in der Ämterlaufbahn eine Reihe von Zielen und heilsame Schranken gesetzt hatte, artete aus, indem Marius, Cinna, Sulla, nachdem sie zur höchsten Macht gelangt waren, sie unrechtmäßig behielten und mißbrauchten und Pompejus, Crassus, Cäsar ihrem schlechten Beispiel folgten. Die Habgier der meisten Wohlhabenden und ihre erbarmungslose Hartherzigkeit gegen ärmere Bürger hatte von jeher viele bürgerliche Kämpfe verursacht. Nachdem dann die Römer den Königen Asiens enorme Summen Gold abgepreßt und die Heere des Sulla und Lucullus sich dort an ein schwelgerisches Leben gewöhnt hatten, riß in Rom und den Sullanischen Kolonien eine maßlose Genußsucht, Verschwendung und Verschuldung ein.

In dieser verdorbenen Gesellschaft tat sich Catilina durch seine Verworfenheit hervor. Boissier berichtet über sein Leben bis 64 v. Chr. Ein bedauerliches Mißverständnis ist ihm bei dem Anschlage des Jahres 66 begegnet. Sallust erzählt (18, 5): *Cum hoc* (näml. Cn. Pisone) *Catilina et Autronius circiter Nonas Decembris consilio communicato parabant in Capitolio Kalendis Ianuariis L. Cottam et L. Torquatum consules interficere... Ea re cognita rursus in Nonas Februarias consilium caedis transtulerant.* B. aber

berichtet: L'affaire qui avait été d'abord fixée aux nones de décembre, fut ébruitée, et l'autorité (der Senat) prit des précautions. Elle fut alors remise aux calendes de janvier ... Après ce second échec, le coup était définitivement manqué. Ein Senatsbeschluß wurde durch einen Volkstribun verhindert (Dio Cass. 36, 44, 5).

Ciceros Konsulat, S. 57—109. Hier schildert Boissier, wie es zu jener Zeit bei der Bewerbung um die Ämter, zumal das Konsulat, zuging, wie leicht sie in der Regel dem Sprößling einer an Klienten reichen Adelsfamilie und wie schwer sie dem Neuadeligen war, und wie auch die Landstädte Wahlmänner nach Rom entsandten. Dabei erklärt er zugleich das Schreiben des Quintus Cicero an seinen Bruder *de petitione consulatus*. Hierauf werden die Mitbewerber Ciceros vorgeführt, von denen bald nur Catilina und C. Antonius übrigblieben und gegen Cicero zusammenhielten. Ihre Umtriebe veranlaßten Verhandlungen im Senate, bei denen Cicero die Rede *in toga candida* hielt. Boissier findet es wahrscheinlich, daß diese Rede sofort niedergeschrieben und gleichzeitig mit dem Briefe des Quintus Cicero veröffentlicht wurde. Ils sont certainement l'un et l'autre des premiers mois de l'année 690. Durch die heftigen Angriffe auf die beiden Mitbewerber erregte Cicero bei den ehrbaren Leuten nach B. die Besorgnis, daß eine gleichzeitige Wahl beider für den Staat verderblich wäre. Dazu verbreitete sich das Gerücht, daß Catilina die Häupter seines Anhangs versammelt und ihnen seine gefährlichen Pläne eröffnet habe. Während C. John und Levaillant (vgl. 9) Sallust hier unrecht geben und meinen, Catilina habe damals noch nichts Ungesetzliches im Sinne gehabt, sieht B. in diesem Gerücht den Grund zu jener Finanzpanik, bei der Q. Considius sich gegen seine Schuldner edelmütig zeigte (Val. Max. 4, 8, 3). So mußten alle Leute, die es mit dem Staatswohle ernst nahmen, für Cicero stimmen, dessen Wahl vom Volke mit Beifall aufgenommen wurde, während Antonius nur mit wenigen Stimmen über Catilina siegte. B. glaubt, daß Cicero sich den Häuptern des Senates gegenüber verpflichtet hatte, die Sullanische Gesetzgebung, soweit sie noch bestand, zu verteidigen.

In erster Linie mußte nun Cicero seinen unfähigen und ruchlosen Kollegen unschädlich machen, und es ist ein großer Beweis seiner Klugheit, daß er die Gefahren von dieser Seite beseitigte, wenn auch Antonius seine Politik nie unterstützte. Er überließ ihm die Provinz Macedonien ohne Losung; daß er sich von Antonius eine materielle Entschädigung verheißen ließ, glaubt B. (nach Epist. V 5) nicht; er lieh ihm vielmehr Gelder.

Ciceros glänzende Wahl zeigte seinen Einfluß auf das Volk; dieser bestätigte sich, als ein Zwist zwischen dem Volk und den Rittern wegen der Rittersitze im Theater durch sein Zureden sich legte. Dieses Ansehens suchten seine Feinde, Cäsar und Crassus, ihn zu berauben; man wollte ihn zwingen, sich in Widersprüche

mit seiner Vergangenheit zu verwickeln, damit das Volk glaube, Cicero habe es verlassen. Ein Tribun beantragte die Aufhebung des Sullanischen Gesetzes, das die Söhne der Proscribierten von den Ämtern ausschloß. Erstaunlicherweise erkennt B. in der Rede pro Rosc. Am. § 153 eine Mißbilligung dieses Gesetzes. Cicero verhinderte aus politischen Gründen die Annahme des tribunizischen Vorschlages (in Pis. 4). N'est-ce pas la preuve qu'il voulait tenir un engagement qu'il avait pris d'avance? Kaum. — Ebenso trat er dem Ackergesetz des Rullus so kräftig entgegen, daß dieser es schließlich zurückzog. Ici encore, ne faut-il pas soupçonner qu'il s'y était engagé d'avance? — B. erzählt dann das Verfahren des Tribuns Labienus gegen Rabirius. Er hält die Verteidigung durch Cicero für eine seiner besten Reden. Ein dem Senat befreundeter Tribun soll den Rabirius gerettet haben (ebenso nach Levaillant S. 21). Es war vielmehr der Augur und Stadtprätor Q. Metellus Celer (Dio Cass. 37, 27), der S. 162 als préteur Marcellus erscheint.

Die Verschwörung. Nach seinem Mißerfolg bei der Bewerbung im J. 64 verlor Catilina den Mut nicht. Er organisierte im geheimen die Verschwörung (Sall. 24) und bedrohte Cicero (in Catil. 1, 11 *mihi consuli designato insidiatus es*). Seit den Beispielen des Marius und Sulla mußte der, welcher sich in Rom zum Herrn machen wollte, über ein Heer verfügen. Pompejus, Cäsar, Crassus trachten nach diesem Ziele. Da Catilina, auch wenn er Konsul wurde, keine Aussicht auf ein größeres Kommando hatte, so wandte er sich an die Sullanischen Veteranen, die Italien unsicher machten, zumal Etrurien, an die Gladiatoren und an die Hirten der Apenninen. Neben der Werbung eines Heeres lief die Ausbreitung der Verschwörung in Rom her, indem Männer und Frauen aus angesehenen Familien sich ihr anschlossen, die große Masse des Volkes aber unentschieden die Ereignisse abwartete. Es konnte nicht fehlen, daß unter den vielen Verschwörern sich ein Schwätzer fand, durch dessen Leichtsinn Cicero die Pläne Catilinas erfuhr. Catilina stritt noch einmal um das Konsulat, umgeben von Arretinern und Fäsulanern unter Führung des C. Manlius. Sein Mitbewerber Servius forderte ein schärferes Wahlgesetz, die Lex Tullia de ambitu. Cicero schützte sein bedrohtes Leben durch eine Schar Ritter. Als Sieger gingen Silanus und Murena hervor, wahrscheinlich im August. Murena wurde von Cato und Servius des ambitus angeklagt; Cicero, der vorher zu Servius hielt, verteidigte ihn, um einen neuen Wahlkampf zu verhindern. Ce fut un fort beau discours; il n'en a guère prononcé de meilleur. Nun wird Catilina sein Programm definitiv festgestellt haben.

Daß er etwas ganz Besonderes im Sinne hatte, sagt Sallust 4: *sceleris atque periculi novitate.* Es liegt keine Andeutung vor, daß er eine bürgerliche Reform, ein Acker- oder Getreidegesetz erstrebte. Manlius (bei Sall. 33) verlangt, daß die Schuldner, die

den Gläubiger nicht befriedigen können, nicht gegen das Gesetz der Freiheit beraubt werden. Catilina in seiner von Sallust (20) rhetorisch zugestutzten Rede wirft den Staatshäuptern vor, daß sie die Abgaben der Fürsten und Völker an sich reißen und sie in maßlosem Luxus verschwenden. Seinen Anhängern verheißt er (Sall. 21) Verminderung ihrer Schulden, Ächtung der Reichen, Staats- und Priesterämter, Raub. Nach p. Mur. 50 wollte er den *miseri* helfen, durch eine soziale Reform, nicht eine politische. Diese Elenden sind aber nicht Leute, die sich kärglich mit sklavischer Arbeit durchbringen. Es sind Leute, die nicht arbeiten, verarmte Bauern und Kolonisten, heruntergekommene Verschwender und Spieler. Es gab aber keinen andern Weg, diesen wieder Mittel zu verschaffen, als Gewalt, Raub, Mord, Brände, Terrorismus und Anarchie. So hatte man abgemacht, wenn Catilina *ex agro Faesulano* (so liest B. bei Sall. 43) herangerückt wäre, sollte er die Tore besetzen, während drinnen die Stadt an 12 (nach Plutarch an 100) Stellen angezündet würde und jeder Verschwörer über bestimmte Opfer herfalle. Über diesen Plan stimmen Cicero (in Catil. 3, 8—10), Sallust und die andern Quellen überein. Man wollte alle erschrecken, jeden Widerstand niederschlagen und dann eine große Umwälzung vornehmen.

Den 22. (nach B. den 21.) Oktober erhielten die Konsuln diktatorische Macht. Gleichwohl wurde Catilina nicht ergriffen; er hatte einen großen Anhang, und Cicero konnte einen Gewaltstreich erst dann wagen, wenn seine Parteigänger einig hinter ihm standen. Er begnügte sich damit, daß L. Paulus eine Klage de vi gegen Catilina anhob. Als dann der Brief an L. Saenius (B. S. 168 nennt ihn L. Suenius) feststellte, daß Manlius die Waffen erhoben habe, beschloß Catilina, unzufrieden wegen der Schlaffheit seiner Genossen in Rom, zum Heere zu gehen, rief die Verschworenen bei Laeca zusammen und sandte Mörder zu Cicero.

Die Catilinarischen Reden, S. 171—214. Die erste wurde nach B. am Nachmittag des 7. Nov. gehalten. Warum berief Cicero den Senat? Er konnte einfach schweigen, da Catilina ja fortgehen wollte. Mais c'est précisément ce qu'il ne voulait pas. Il fallait qu'il ne partît que dans certaines conditions qui lui rendraient le retour impossible. Catilina mußte so abziehen, daß er die gegen ihn erhobenen Anklagen zu bestätigen schien und daß alle ehrbaren Leute sich gegen ihn zur Rettung des Staates vereinigten. B. schildert den Verlauf der Sitzung und das Redegefecht zwischen Cicero und Catilina, bis dieser fut interrompu, traité par tout le monde d'ennemi public et sortit furieux de la curie. In der folgenden Nacht verläßt er Rom aus Furcht, daß er ergriffen werde (*vim parari* Sall. 35, 5). Während am Morgen der Senat zusammengerufen wurde (§ 26), hielt Cicero an das Volk die zweite Rede, um ihm das Geschehene mitzuteilen

und es zu beruhigen. Er war enttäuscht, daß Catilina nur wenige Begleiter mitgenommen hatte, und suchte seine zurückgebliebenen Anhänger einzuschüchtern. Damit er nicht verfolgt werde, verbreitete Catilina das Gerücht, daß er nach Massilia ins Exil gehe. Deshalb nahm er nicht den geraden Weg nach Fäsulä durch die Via Flaminia und Cassia, sondern den Weg an der Küste hin durch die Via Aurelia. Nun wurden er und Manlius als Landesfeinde geächtet.

Der Leiter der Verschwörung in Rom war nun P. Lentulus (vgl. Pauly-Wissowa IV 1 Sp. 1399). Das Blutbad wurde auf den 19. Dezember verschoben, damit Catilina Zeit habe, mit seinen Truppen heranzukommen. Man ließ sich mit zwei Gesandten der schwergeplagten Allobrogen ein, die zu Verrätern wurden. Am Morgen des 3. Dez. wurden sie auf dem pons Mulvius samt ihrem Begleiter T. Volturcius verhaftet, und in der darauffolgenden Senatssitzung die Verschwörung aufgedeckt. B. erzählt nach Sallust (46, 6): On introduisit d'abord Volturcius avec les députés des Allobroges. Genauer sagt Cicero (§ 8): introduxi Volturcium sine Gallis, und Levaillant bemerkt richtig: Il fallait interroger séparément Volturcius et les Gaulois afin de contrôler leurs dépositions les unes par les autres. Cicero sagt ferner § 10: *Tum ostendi tabellas Lentulo et quaesivi, cognosceretne signum. Adnuit.* Boissier erzählt: Lorsqu'on lui présenta sa lettre aux Allobroges, il nia l'avoir écrite; mais il fut bien forcer d'avouer que le sceau était le sien. — Die Rede III, die Cicero nach Entlassung des Senates an das Volk hielt, hat in § 18—23 religiösen Charakter. Il faut se rappeler, pour la comprendre, que, chez les Romains, la religion était une partie de leur patriotisme. — Diesen Abend feierten die Vestalinnen und Matronen in Ciceros Haus das Fest der Bona Dea. Boissier sagt: On la célébrait tous les ans la nuit du 3 décembre, dans la maison du consul (Plut. Cic. 20). Bekanntlich wurde die Feier im folgenden Jahr im Hause des Prätors Cäsar von P. Clodius gestört. — Den 4. Dez. erkennt der Senat dem Volturcius und den Allobrogen Belohnungen zu. Die Aussage des L. Tarquinius dagegen, daß Crassus ihn an Catilina gesandt habe, wurde abgelehnt. Unpassend schildert B. hier das Treiben der Angeber, da sie an diesem Tage keine Rolle spielten. Ebenso unrichtig ist, daß die bei Sueton Jul. 17 erzählten Vorfälle aus dem nächsten Jahr hierher verlegt werden. Wie Q. Curius, *quem censores senatu probri gratia moverant* (Sall. 23, 1), Cäsar im Senate als Verschwörer bezeichnen konnte, ist mir nicht verständlich.

Die Senatssitzung vom 5. Dez. in dem festen Tempel der Concordia entschied über das Schicksal der Verschwörer. Cicero befragte den Senat *de facto* und *de poena*. Silanus beantragte das *ultimum supplicium*. Jedermann verstand dies von der Todesstrafe, und alle stimmten ihm bei bis auf Cäsar. La situation de

César était fort délicate. On le soupçonnait d'être du complot et il en avait été formellement accusé la veille (Irrtum!). Ein Teil der vor dem Tempel versammelten Bürger hielt ihn für gefährdet, si bien que, dans un moment d'émotion, il fut obligé de se faire voir pour les rassurer. Sallust legt ihm eine Rede in den Mund, die Cäsars Hauptgedanken beibehält, in Disposition und Stil aber sallustianisch ist. Er schlägt lebenslängliches Gefängnis als Strafe der Schuldigen vor; sie würden aber sicher in kurzer Zeit von einem Agitator befreit worden sein. Die Bestürzung, die Cäsars Rede erregte, bewog Cicero zu seiner vierten Rede. Er schwebt in Unruhe zwischen der Gefahr vonseiten der Verschworenen und der vonseiten ihrer Rächer, die Cäsar drohend ankündigte (Sall. 51, 15; Suet. 14). De là ces rapides successions de courage et de faiblesse qui se recontrent déjà dans les premières Catilinaires, mais qui sont plus fréquentes dans la quatrième. Er erklärte sowohl den Antrag des Silanus als den Cäsars für annehmbar. Nach B. sagte er also eigentlich nichts. Er hätte nach dem senatus consultum ultimum selbst die Strafe bestimmen können; da er nun aber den Senat befragt hatte, tat er recht daran, daß er Cäsars Antrag nicht bekämpfte und den Senat entscheiden ließ. Der Zweck seiner Rede ist in § 1 angegeben: die Senatoren sollten beschließen, was sie als heilsam für den Staat betrachteten, nicht was nach ihrer Meinung Cicero weniger Gefahr bringe. Es folgte die Meinung Neros. Elle était à peu près la même que celle de César. Il voulait, comme lui, qu'on gardât les prévenus en prison; seulement, il rendait la prison plus rigoureuse, et il renvoyait le jugement définitif après la défaite de Catilina (nach Appian BC. 2, 5, wo Nero jedoch vor Cäsar spricht). Silanus erklärt, er habe unter ultimum supplicium lebenslängliche Gefangenschaft gemeint. Dann gibt Cato den Ausschlag. Über seine Rede sind wir durch Plutarch unterrichtet; Sallust hat sie stark umgearbeitet. Cato sagt nichts von der Gefahr, die ihm aus der Verurteilung der Schuldigen entstehen könne, und macht dadurch den andern Senatoren Mut, trotz der Drohungen Cäsars ihrem Zorne gegen die Verbrecher zu folgen. Cicero vollzieht das Urteil sofort, um Unruhen zur Befreiung der Verurteilten zuvorzukommen. Sie hatten den Tod verdient; der Spruch war gerecht.

B. erörtert die Frage der Gesetzlichkeit. Cäsar beruft sich auf Gesetze, welche *condemnatis civibus non animam eripi, sed exilium permitti iubent.* Diese hier anzuwenden, war Unsinn; denn die Entlassenen wären mit einem großen Anhang zum Heere Catilinas gezogen. Daher beantragte Cäsar eine ebenfalls ungesetzliche Strafe. Nach mehreren Stellen der ersten Rede war Cicero überzeugt, daß ihm durch das senatus consultum ultimum die höchste Gerichtsbarkeit übertragen sei. So hatte auch der Demokrat Marius die Sache aufgefaßt, als er den Saturninus und Glaucia töten ließ. Freilich hatte der Prozeß des Rabirius gezeigt, daß

Cäsar diese Auffassung bestritt. Dazu war Cicero von den Ideen griechischer Humanität durchdrungen und wollte nicht als grausam erscheinen. Deshalb verfolgte er nur wenige von vielen Schuldigen und ließ den Senat urteilen. Wenn nun auch durch die Gefangennahme der Führer die höchste Gefahr, die sonst die Anwendung offener Gewalt legitimierte, abgewendet schien, so waren dagegen Catilina und Manlius als *hostes* erklärt worden, und die Verschwörer hatten mit ihnen in Verbindung gestanden. Es war aber altes Kriegsrecht, wie es Brutus an seinen Söhnen handhabte, daß jeder dem Tode verfalle, der mit dem Feind in Verbindung trete. Die Hinrichtung der Verschwörer war für den Krieg bedeutungsvoll; denn *plerique, quos ad bellum spes rapinarum aut novarum rerum studium inlexerat, dilabuntur.* Die Sklaven waren in Rom mindestens so zahlreich als die Freien; trois cent vingt mille fainéants ließen sich vom Staat ernähren und belustigen; eine Menge Freigelassener fühlte sich zurückgesetzt! Wenn diese Masse in Bewegung kam und zu Mord, Raub und Brand schritt, wozu die Verschwörer sie antrieben, dann vermochte auch Cäsar nicht, die Anarchie abzuwehren. Cicéron a sauvé son pays d'une conjuration dont on ne savait pas quelles seraient les conséquences. Kein Volkstribun hatte gegen den Senatsbeschluß, nach dem Cicero verfuhr, Einspruch erhoben; er war verfassungsmäßig berechtigt, ihn auszuführen.

9) M. T. Ciceronis in L. Catilinam orationes quatuor. Texte latin publié avec une introduction historique, grammaticale et littéraire, des analyses et des notes par Maurice Levaillant. Paris 1907, Librairie Hachette. IV u. 232 S. 16. geb. 1,20 *M.*

T. ist Zeichen für Titus und nicht für Tullius zu setzen. Die historische Einleitung (61 Seiten) ist sehr weitschweifig und bleibt hinter der kurzen und klaren Einleitung bei Halm-Laubmann weit zurück. Manche Angaben sind geradezu falsch, andere sehr problematisch, andere zu unbestimmt. Was nützt z. B. die Phrase: Certains même tentèrent de réhabiliter Catilina et d'accuser Cicéron. Waren dies Römer oder neuere Historiker?

Le complot de l'année 66. Hierüber hat sich L. einen Bericht zurechtgemacht, der weder mit Sallust (18) noch mit Sueton (Jul. 9) stimmt. Nach ihm hatten Crassus und Cäsar die Wahl des Autronius und Sulla begünstigt; Crassus wünschte Ägypten zu erobern und Cäsar wollte als sein Legat sich Geld zur Bezahlung seiner Schulden verschaffen. Nach der Wahl des Cotta und Torquatus verbanden sie sich mit Autronius, Catilina und Cn. Piso, um am 1. Jan. die Konsuln zu ermorden. Wie die Sache vereitelt wurde, weiß man nicht. En réalité Catilina n'était point encore un conspirateur; avide du pouvoir il acceptait tous les moyens d'y parvenir.

Zu der gegen die Mitte des Jahres 64 gehaltenen Rede in toga candida merkt Asconius: *Huius criminis periculum, quod*

obicit Cicero, paucos post menses Catilina subiit. Post effecta enim comitia consularia et Catilinae repulsam fecit eum reum inter sicarios L. Lucceius. Die Verhandlung zog sich hinaus, in Ciceros Konsulat hinein. Cicero konnte sich nicht entschließen, Catilina als stummer Zeuge seine Sympathie zu bezeugen, pro Sulla 83 *reo Catilinae consul non adfui.* Halms Bemerkung zu dieser Stelle ist unrichtig. Was Levaillant hierüber S. 18 sagt ist erstaunlich: Um Catilinas Bewerbung zu hintertreiben, bewegen die Aristokraten den Lucceius, ihn anzuklagen. César, qui présidait le tribunal en qualité de préteur (dies war Cäsar erst 62), le fit acquitter. Darauf erst finden im Senat die Verhandlungen statt, bei denen Cicero die Rede in toga candida hält. Nun verlieren obige Worte pro Sulla 63 ihren wahren Sinn und werden als Advokatenkniff behandelt. Cicero soll damit den Vater Torquatus höhnen, weil er 65 dem Catilina im Repetundenprozeß half, als Cicero ihn peut-être selbst verteidigte. Jene Worte zeigen, daß er ihn nicht verteidigte; sonst könnte er dem Torquatus keinen Vorwurf machen. Dasselbe sagt er pro Caelio 14 *me ipsum quondam paene ille decepit*; er hatte gedacht, ihn zu verteidigen (ad Att. 1, 2, 1). L. läßt in seinem Citat S. 13 das *paene* weg und kommt so in „embarras". S. 3 sagt er: lui-même confesse qu'il a failli se lier avec le conspirateur. Ciceros Bruder, dessen Schriftchen de petitione L. gegen Sallust anführt, sagt § 10: *quid ego nunc tibi de Africa, quid de testium dictis scribam? Nota sunt, et ea tu saepius legito.* Hätte M. Cicero in dem eben erst beendigten Prozeß die Verteidigung geführt, so würde sein Bruder nicht so an ihn schreiben. Auch in Catil. I 18 *tibi vexatio direptioque sociorum impunita fuit* hat nur einen Sinn, wenn Cicero nicht für Catilina gesprochen hat.

L. kommt S. 15 auf die Sache zurück, als rede er von etwas Neuem. Er meint unter Verweisung auf ad Att. 1, 2, bei der Bewerbung um das Konsulat im J. 64 habe Cicero sich peut-être gegenüber L. Antonius Ibrida (man setze: C. Antonius Hybrida) Catilina zu nähern versucht: entre deux malhonnêtes gens il eût aimé s'assurer le concours du moins mauvais; aber Catilina ging nicht darauf ein; er jugea que Cicéron serait un collègue gênant (nach Boissier S. 71). Das ist Einbildung. Natürlich war es Catilina, der Cicero zum Verteidiger wünschte; aber Cicero konnte sich nicht entschließen, fünf Jahre nach seinem Auftreten gegen Verres einen zweiten Verres zu verteidigen.

S. 20. Vom Tode des Saturninus (100) bis zur Anklage des Rabirius verflossen 37 Jahre, nicht 47. — Gut ist der Verlauf der Konsulwahlen im J. 63 erzählt; nur S. 28 liest man zweifelhafte Angaben. Aus p. Mur. 51 *congemuit senatus frequens neque tamen satis severe pro rei indignitate decrevit* wird herausgelesen: Cicéron, dans cette séance, n'obtint même pas du sénat une garde pour lui et la mise sur pied de quelques forces militaires. Le consul sortit mécontent de cette séance. Gleichwohl heißt es

nachher über den Wahltag: des soldats occupaient les temples voisins. Cicero hatte wohl eine militärische Bedeckung vom Senate nicht verlangt; davon aber, daß er die Tempel am Marsfeld (des Herkules, der Bellona) während der Abstimmung militärisch besetzte, weiß auch Plutarch (Cic. 14) nichts.

S. 33. Cicero rühmt sich in Catil. 1, 7, er sei gut darüber unterrichtet gewesen, daß Manlius am 27. Okt. die Waffen erheben wolle, und habe am 28. Okt. Catilina an der caedes optimatium gehindert. Da also am 28. nichts vorfiel, vermutet L., daß Cicero sur la date de la prise d'armes et sur celle du massacre schlecht informiert war und deshalb mit L. Saenius den Brief aus Fäsulä verabredete. Nach S. 34 begab sich Catilina zu M. Marcellus in Haft (so auch bei Boissier S. 163), nach in Catil. 1, 19 zu M. Metellus (Prätor 69). — S. 36 gerät L. in Verlegenheit durch in Cat. 2, 12 *hesterno die, cum domi meae paene interfectus essem, senatum in aedem Iovis Statoris convocavi.* Der Sinn ist: Gestern hielt ich Senatssitzung, nachdem ich (vorgestern) beinahe ermordet worden wäre. Levaillant nimmt an, Catilina habe in der Versammlung bei Laeca seine Abreise auf die Nacht vom 7. zum 8. Nov. angesetzt, die Ermordung Ciceros auf den 8. Nov. Nun begreift man nicht, warum Catilina in jener Nacht nicht ging. L. meint, wenn der Mord am 7. versucht worden wäre, so wäre Catilina nach dem Mißlingen au plus vite geflohen. Diese Einrede ist verfehlt; Catilina blieb jedenfalls nach dem mißlungenen Mordversuch in Rom, auch wenn man diesen auf den 8. Nov. setzt, und seine Frechheit, die L. nicht so arg findet, wird nur um so größer, wenn man ihn unmittelbar nach dem Mordversuch in den Senat gehen läßt. Dagegen ist begreiflich, daß er erst fortgehen wollte, wenn Cicero tot wäre, und nach dem Mißlingen des ersten Anschlages blieb, um einen andern zu bewerkstelligen. — Der Abschnitt über die *preuves* enthält mehrere Fehler: Sabinius statt Gabinius, fünfmal Volsturtius statt Volturcius, Milvius st. Mulvius. Sallust sagt 41, 5: *Cicero per Sangam consilio cognito legatis praecipit*; man muß verstehen: *praecipit per Sangam.* Ebenso ist 44, 1 *Allobroges ex praecepto Ciceronis* die von Sanga überbrachte Weisung zu verstehen, und 45, 1 *Cicero per legatos* (nicht *a legatis*) *cuncta edoctus* ist Sanga als Mittelsperson zu denken. Erst am 3. Dez. kamen die Allobrogen in Ciceros Haus. Nach L. wurden sie von Sanga beredet, de tout révéler à Cicéron. Le consul les pria de continuer à feindre avec les conjurés. In Cat. 3, 11 sagt Cicero von Lentulus: *Si quid de his rebus dicere vellet, feci potestatem. Atque ille primo quidem negavit, post autem aliquanto surrexit.* Cicero meint: *negavit se quicquam de his rebus dicere velle.* L. aber sagt: Que pouvait-il nier, sinon ses projets criminels sur la ville? La preuve n'était donc pas faite sur un des griefs les plus lourds. — S. 47—57 schildert er die Senatsverhandlungen am 4 und 5. Dezember. Bei Sallust 48, 4 sagt L. Tarquinius, *se*

missum a M. Crasso, qui Catilinae nuntiaret usw. Bei Levaillant liest man: un certain Tarquinius affirma connaître par les Allobroges la complicité de Crassus. Da würde doch Crassus sofort die Vorführung der Allobrogen verlangt haben. Der Klatsch bei Sueton Jul. 14 wird als richtig angenommen; die Ritter bedrohen Cäsar auf seinem Sitz im Senate mit den Schwertern. Nach Cäsars Rede Silanus se hâta de déclarer qu'on l'avait mal compris, et que le dernier supplice ne signifiait pas la mort, mais l'internement. Davon weiß Cicero in seiner Rede (§ 7 *morte esse multandos*) noch nichts, und bei Plutarch, wo Silanus jene sonderbare Erklärung erst nach Ciceros Rede abgibt, hat Cäsar verlangt: *τηρεῖσθαι δεδεμένους, ἄχρις ἂν οὗ καταπολεμηθῇ Κατιλίνας* (Caes. 7 *ὕστερον ἐν εἰρήνῃ καὶ καθ' ἡσυχίαν περὶ ἑκάστου τῇ βουλῇ γνῶναι ὑπάρξει*). Nach Ciceros Rede stellte Nero den Antrag *de ea re praesidiis additis referundum* (Sall. 50, 4), den Plutarch nicht kennt. Diesem stimmte Silanus (nicht Q. Cicero) bei. L. sagt: il voulait que l'on gardât les accusés en prison; après la défaite de Catilina on les traduirait devant les tribunaux ordinaires. Wer sollte denn die Anklage führen? Für Schulbücher ist es besser, dem Sallust und Cicero zu folgen und mit eigenen Kombinationen zurückzuhalten.

Dem Text der Catilinarischen Reden hat Levaillant die Ausgabe von C. F. W. Müller zugrunde gelegt und die Abweichungen S. 90 zusammengestellt. Eigener Konjekturen hat er sich enthalten, und das Vorhandensein des Codex Cluniacensis zu Holkham war ihm noch nicht bekannt.

Der Kommentar ist reichhaltig und mit großer Sorgfalt hergestellt. I 2 *si vitemus*] Le subjonctif est à la fois potential et consécutif. Er steht wegen der Abhängigkeit von *videmur* (wir glauben). C bietet *vitamus*. — 5. *Faesulae* était une colonie romaine fondée par Sylla. Es sollte heißen: F. war eine alte Etruskerstadt, die Sulla in eine Kolonie umgewandelt hatte, wie Präneste § 8. — 8. *Num negare audes?* Cicéron répond ici évidemment à un mouvement de Catilina prêt à nier. Es gab hier nichts zu leugnen, und die Fortsetzung *quid taces?* scheint mir nicht für diese Annahme zu sprechen. — 11. *interficere voluisti*] Le fait ne repose que sur l'allégation du seul Cicéron ici et Pro Mur. 52. Hier hat L. Sall. 26, 5 *insidiae, quas in campo fecerat* vergessen. — 17 *ut te metuunt omnes cives tui*] Cicéron ne reconnait plus aux complices de Catilina la qualité de citoyens. Wäre das richtig, so müßte *tui* fehlen; denn durch den Ausdruck „deine Mitbürger" anerkennt Cicero den Catilina als Bürger. Durch das rhetorische *omnes* deutet er an, daß die Anhänger Catilinas eine verschwindende Minderheit seien gegenüber der großen Menge, die ihn fürchte. — 18. Zu *me totam* setzt L. eine bessere Erklärung als Halm: Toutes les classes de la société sont unies dans une terreur commune. — § 19. *Q. Metellus Celer* fut chargé

d'occuper le Picenum *pour* couper Catilina de ses communications avec les Alpes. Dieses *pour* stimmt nicht zur Lage Picenums. Q. Metellus warf in Picenum mehrere Anhänger Catilinas ins Gefängnis (Sall. 42, 3) und verstärkte die drei Legionen in Gallien. Als er dann von Catilinas Absichten vernahm, marschierte er nach Gallia Cisalpina und versperrte ihm den Weg zu den Alpen (Sall. 57, 2). — 20. *id quod abhorret a meis moribus*] Cicéron parle ici de principes d'humanité et de clémence qui faisaient le fond de son caractère (nach Boissier S. 181). Das ist wohl richtig, erklärt aber obige Worte nicht. Cicero hatte durch seine Liktoren und das senatus consultum ultimum genügende Mittel zu seinem Schutze. Es widerstrebte ihm nun, den nicht ebenso geschützten Häuptern des Senates zuzumuten, sie sollten sich für Catilinas Verbannung aussprechen und dadurch seine Wut noch mehr reizen. — 22. *tu ut umquam te corrigas?*] Diese Worte sind kindisch und passen nicht in den Zusammenhang. *colligas* C ist unbedingt richtig und *se colligere* bei Cicero häufig. Catilina soll sich recht besinnen, sich seine Lage vergegenwärtigen und einsehen, daß er nicht länger in Rom bleiben könne. — 27. *evocatorem servorum* soll ein grundloser Vorwurf sein, accusation toute gratuite. Halms Bemerkung ist oberflächlich. Catilina trug freilich Bedenken, Sklaven in sein Heer aufzunehmen; aber nach Sall. 24, 4 suchte er die *servitia urbana* aufzuwiegeln, zumal die Gladiatoren, so daß der Senat beschlossen hatte (30, 7), *uti gladiatoriae familiae Capuam et in cetera municipia distribuerentur.* Es ist daher nicht richtig, daß II 7 gladiator au sens figuré zu verstehen sei. — 28. *per-saepe*] Cicero hat in § 3 nicht alle Beispiele aufgezählt. Der Plural *illa nimis antiqua* für ein Beispiel ist doch auffallend; vielleicht ist eine Erwähnung des Sp. Cassius (Liv. 2, 41, 10) ausgefallen. Es kann aber noch Begebenheiten ähnlicher Art gegeben haben, wie die Tötung des Saturninus durch Rabirius, die Hinrichtung des jungen A. Fulvius durch seinen Vater bei Sall. 39, 5, die Ermordung des Volkstribuns Genucius 473 (Liv. 2, 54).

II 1. *Sica illa*] Personnifie ici Catilina, comme le montre l'emploi du verbe *versabitur.* L. meint also, Catilina werde ein Dolch genannt. Richtiger denkt sich Halm den Dolch Catilinas personifiziert, indem er p. Lig. 9 *cuius latus ille mucro petebat?* vergleicht. — 7. *per illum* ist verwechselt mit *ab illo*; die richtige Bemerkung steht bei Stout. — 22. *quoniam sunt ita multi*] Es ist unnütz, an einen Unterschied von *ita* und *tam* zu denken; *tam* ergab hier einen weniger gefälligen Rhythmus. — 28. On ne le voyait même plus à Rome qu'il venait de quitter pour prendre le commandement nominal de l'armée. Diesen Auftrag erhielt Antonius erst einige Tage später (Sall. 36, 3).

III 19. *lactantem*] Cette statue était un des plus anciens produits de l'art romain; elle est souvent reproduite sur des monnaies de l'époque impériale, et le musée du Capitole en possède une

très vieille copie. — *convenissent*] infolge eines Senatsbeschlusses. — 22. *et non sim ferendus*] Warum steht nicht *neque*? Dans cette expression *non* tombe sur *ferendus* et forme avec lui une sorte d'adjectif négatif. — 27. *in re publica dignitas*] l'autorité des lois, des magistrats, du sénat.

IV 2. *multa tacui*] Cicéron a dû taire bien des choses qu'il savait et qu'il lui était impossible d'affirmer publiquement. Halm nimmt kaum mit Recht eine Anspielung auf die Mitschuld des Cäsar und Crassus an. — § 2—6 ist nach L. ein Stück der die Sitzung einleitenden Rede. — 4. *Incumbite* se dit généralement des rameurs qui se courbent sur leur rame. Das Bild vom Staatsschiff ist fortgesetzt in *circumspicite omnes procellas*. — 6. *provincias*] In der Note ist Sall. 42 übersehen. — 13. C. Gracchus, en donnant le droit de cité à tous les Italiens, voulait infuser à Rome un sang nouveau et faire d'elle la tête d'une nation vivante dont la force reposerait sur les classes rurales.

Ein Anhang bietet und erklärt die wichtigsten Fragmente der Rede in toga candida und des carmen de consulatu suo, dazu die Schilderung Catilinas in der Rede für M. Caelius § 12—13.

10) Cicero in Catilinam I. Edited by T. T. Jeffery and T. R. Mills. Text and notes. London (1908), W. B. Clive. 60 S. 8. geb. 1,50 *M*.

A. W. Young und W. F. Masom haben im gleichen Verlage die dritte Catilinarische Rede herausgegeben. Aus ihrer Ausgabe, die ich nicht kenne, ist hier in der Hauptsache die 15 Seiten lange Einleitung herübergenommen. § 1 und 2 berichten über Ciceros Leben und Schriften und über die Geschichte der römischen Republik bis 66 v. Chr., § 3—5 über Catilina; § 6 enthält eine chronologische Tabelle. Text und Anmerkungen der beiden Hefte hat Stout in seine Ausgabe aufgenommen.

11) Cicero in Catilinam I—IV. By J. F. Stout. London (1908), W. B. Clive. 153 S. 8. geb. 2,50 *M*.

Der Text dieser drei Ausgaben ist aus einer veralteten Auflage von Halm genommen (vgl. z. B. I 16 *hoc tibi*). Die Untersuchungen von Peterson über den Codex Cluniacensis zu Holkham (1901) und die Ausgabe von Clark wurden unbegreiflicherweise weder benutzt noch erwähnt.

Einleitung. § 1 und 2 lauten gleich wie bei Jeffery. Es folgt § 3 history of the Catilinarian conspiracies. Autronius ist zu Antonius verschrieben. § 4—5 stellen Betrachtungen über die Verschwörung und das ungesetzliche Verfahren gegen die Verschwörer an. Stout meint: Das Komplott war schlecht organisiert und in Wirklichkeit nicht gefährlich, aber Cicero hat, um sich als Politiker und Patriot wichtig zu machen, seine Bedeutung hundertfach übertrieben. Zu einem Urteil hält er nur die Gerichtshöfe für befugt. Wie schmählich diese ihre Pflicht verletzt hatten,

davon schweigt er. Das senatus consultum ultimum wird von Stout auf den 21., von Jeffery richtiger auf den 22. Okt. gesetzt, die Wahl der Konsuln im J. 63 von beiden auf den 28. Okt. (statt Anfang August), die Niederlage Catilinas auf den 5. Jan. 62.

In Catil. I. § 2. Die Erklärung des Konjunktivs *vitemus* ist richtig; doch bietet C *vitamus*. — § 3. *privatus*] Halms Bemerkung wird erweitert: Scipio was not pontiff at the time referred to. Dies ist nicht annehmbar; denn Scipio Nasica starb schon im nächsten Jahr. Vgl. Bardt, Die Priester, S. 5; Pauly-Wissowa IV 1 Sp. 1503. — 13. *hostem*] Catilina had been plublicly pronounced a *hostis patriae*. Dies ist ein Irrtum, der § 27 wiederholt wird. Erst später wurde Catilina für einen Landesfeind erklärt (Sall. Cat. 36). — 13. *irretisses*] subjunctive, as no individual is referred to, but only the type of class. Levaillant nimmt einen Konjunktiv der wiederholten Handlung an, was mir nicht richtig scheint. — 16. *quod putas*] in view of the fact that you think. Auch die Worte *quae quidem quibus abs te initiata sacris ac devota sit, nescio* bedürfen einer Bemerkung. Der Sinn ist: *quae quibusnam ... devota est?* oder *quae quidem nescio quibus ... devota est.* — 18. *hunc mihi timorem eripe*] the underlying metaphor is that of a nightmare, die Furcht drückt auf Ciceros Brust wie ein Alp (daher *ne opprimar*). — 26. *iacere humi*] als Krieger oder Jäger.

In Catil. II. 6. *ne patiatur*] Nach Stout ist dies ein finaler Nebensatz; Levaillant faßt die Worte mit Recht als Hauptsatz auf. — 7. *quod nefarium stuprum non per illum*] Die Bemerkungen bei Laubmann und Levaillant sind unpassend. Stout macht darauf aufmerksam, daß es nicht *ab illo* heißt, sondern *per illum*, durch seine Vermittlung (vgl. § 10 *debilitati stupris*). — § 26. Die Bemerkung Halms zu *quamquam* ist falsch. Indem Stout ihr folgt, meint er: *tamen* refers to *quam ... putavit*. Das Richtige bietet Levaillant: leur courage est à redouter, cependant le consul en viendra à bout. — IV 15 *tribunos aerarios* seit der lex Aurelia ein neuer Stand, consisting of all who had more than 300 000 but less than 400 000 sesterces. Diese Angabe, daß die Schatztribunen ein Vermögen zwischen 300 000 und 400 000 Sest. haben mußten, finde ich in andern Ausgaben nicht.

Index. *Gabinius* ist als Gaius Gabinius Cimber aufgeführt. 3, 14 heißt er *P. Gabinius* wie bei Sallust.

12) M. Tulli Ciceronis oratio pro M. Caelio. Recensuit atque interpretatus est Jacobus van Wageningen. Groningen 1908, P. Noordhoff. XXXIV u. 119 S. gr. 8. 3 *M*.

Die Ausgabe dieser Rede von Vollgraff (Leiden 1887) bietet bloß einen unzuverlässigen Text mit kritischem Apparat; v. W. hat nun den Text sorgfältiger hergestellt und mit einer Einleitung und einem ausführlichen, gründlich durchdachten Kommentar ausgestattet.

S. III—XVIII erzählen das Leben des M. Caelius Rufus. Als seine Heimat wird Tusculum angenommen; ich glaube, daß er aus Formiae stammte (vgl. JB. 1905 S. 285). Der Vater zog nach Rom, ubi filius melius erudiretur et ipse in foro versaretur *causasque ageret*; daß er Rechtshändel führte, liegt kaum in § 3: iam diu minus in foro nobiscumque versatur. Darauf wird die Veranlassung zur Anklage des Caelius und der Verlauf seines Prozesses auseinandergesetzt und der Gedankengang der Verteidigungsrede Ciceros und ihrer Teile (exordium, praemunitio, argumentatio, conclusio) dargelegt.

Die Forschungen von Clark haben für den Text dieser Rede eine bessere handschriftliche Grundlage ergeben. v. W. schließt sich Clarks Ansicht an (S. XXX f.), wenn er auch in vielen Lesarten von ihm abweicht. Sein kritischer Apparat ist umfangreich; namentlich werden die Konjekturen neuerer Gelehrten (wie Bake, Karsten, Pluygers, Cobet, Baehrens, Francken, Vollgraff) zahlreich angegeben.

§ 1. *atrocitas*] causa *atrox* dicitur, quod scelera Caelio obiecta atrocia sunt. Man hat bei *si quis* an einen Mann zu denken, der die Anklagen noch nicht kennt und sie für schwerer (*atrociora*, juristischer Ausdruck) hält, als sie wirklich sind; daher *cum audiat* usw. — § 5. *praetoriani*] An die Lesung *Puteolani* ist nicht zu denken, da Puteoli eine Sullanische Kolonie war, nicht ein Municipium. Ich lese *Formiani* (nach Epist. 8, 17, 1). — *Videor mihi iecisse fundamenta defensionis meae, quae firmissima sunt* [, *si nituntur iudicio suorum*]. Bei der Tilgung des Bedingungssatzes (nach Schöll) müßte es unbedingt *sint* heißen. Es fehlt ein Wort, auf das sich *suorum* bezieht, etwa *rei* die Angeklagten (nach *si*). Freilich geht ein spezieller Gedanke (*meae*) in einen allgemeinen über. — § 9. *tantum sit*] Die Bemerkung ist unklar, deutet aber richtig an, daß man als Subjekt zu denken hat: *quod hic a patre continuo ad me est deductus.* — 18. *magistratus*] sc. *minores.* Nach § 16 nehme ich an, daß Caelius sich wirklich bewarb. Zu den niederen Staatsbeamten gehörten außer den Kriegstribunen der vier ersten Legionen die *tresviri capitales* und *monetales*, die *decemviri stlitibus iudicandis*, die *quattuorviri viarum curandarum* u. a. — [*migrationemque*]. Ich lese: *semigrationemque*, sc. *a patre.* — 19. Die Worte *de teste Fufio*, die in Σ am Rande stehen, gehören nicht in den Text. Sie sind ein Scholion, aus dem wir erkennen, daß der in den vorhergehenden Sätzen gewarnte Senator der Q. Fufius Calenus ist, der 61 Volkstribun und 59 Prätor war. Da sich nur *unus senator* zum Zeugnis bereit fand, kann Fufius nicht als zweiter aufgeführt werden. — 27. *renuerit* ist sehr verdächtig statt *respuerit* (vgl. 14, 36, 39). — 29. *Ut tibi reum neminem* [*sed vitia*] *proponas, res tamen ipsa . . . accusari potest.* Es ist richtig, daß die *vitia* eben die *res* sind; ich verstehe aber nicht, daß *sed vitia* den Gegensatz zwischen *reum neminem* und *res* aufhebe und

tamen (so kann man die Sache dennoch, d. h. ohne einen bestimmten Schuldigen, anklagen) absurdum sei. So billige ich auch nicht die Athetese in § 30 *Aurum . . . dicitur*, indem Cicero hier zuerst seine Meinung sagt, dann die Darstellung der Ankläger ironisch vorführt. — § 35 *ut verear* Σ ist richtig; *ut et* entstand aus *et* mit der Korrektur *ut*; daher ist *uti* unkritisch. — *aut diluas oportet* [*aut falsa esse doceas*]; Clodia soll zeigen, daß die Berichte über ihr Verhältnis zu Caelius die Tatsachen entstellen, oder erklären, daß sie leeres Geschwätz seien, dem überhaupt keine Tatsachen zugrunde liegen. Die Athetese scheint mir willkürlich. — § 40 *sed etiam apud Graecos, doctissimos homines, quibus*] *doctissimos homines* wird als Interpolation erklärt, weil diese Worte in den Relativsatz gehörten. Sie enthalten den Grund, warum auf das Verhalten der Griechen hier Gewicht gelegt wird, und sind stilistisch ohne Bedenken, weil zu dem Namen *Graecos* nicht ein Adjektiv treten kann („bei den hochgebildeten G."). — 45 *genus orationis, facultatem, copiam sententiarum atque verborum . . . perspexistis; atque in eo . . . inerat . . . ratio*] Diese Stelle ist gut erklärt: *in eo* bezieht sich auf *genus orationis*, wozu *facultatem . . . verborum* Apposition ist. Francken und Vollgraff bezogen *in eo* auf Caelius; ersterer tilgte *genus*, letzterer ersetzte *ratio* (Methode) durch *oratio*. Der üblichere Ausdruck *genus dicendi* wechselt auch in § 25 mit *genus orationis*. — 49. *Hic ego iam rem definiam* ist ganz richtig, *nullam rem* entschieden falsch. Herennius hatte nämlich den Caelius einen *adulter* genannt (§ 30). Cicero stellt nun die Sache, die man Caelius vorgeworfen hat, so dar: Wenn eine *non nupta mulier* (d. h. eine Witwe, wie Clodia) dem Treiben einer frechen Dirne huldigt und ein Jüngling mit ihr zusammenkommt, ist dann dieser ein *adulter* oder ein *amator*? Er ist natürlich kein *adulter*, also auch Caelius nicht. Francken und v. W. streichen *non*, was ich nicht verstehe. — § 50. Cicero redet hier die Clodia an, die als *testis* anwesend ist. Sie ist von ihren Verwandten umgeben. Daraus ergibt sich, daß § 36 *ex his igitur tuis* richtig ist, zumal *his* durch den Gegensatz *illum senem* gefordert wird. — § 52. *cum scires, quantum ad facinus aurum hoc quaereretur*, [*ad necem scilicet legati,*] *ad L. Luccei . . . labem sceleris sempiternam*. Die Ermordung des Gesandten Dio ist der Hauptfrevel, das Unrecht gegen Lucceius, bei dem er wohnte, nur Folge davon. Die Worte *ad necem legati* sind durchaus notwendig; ebenso ist eine Anknüpfung mit *nempe* oder *scilicet* (= *cum scires id quaeri*) kaum zu entbehren. — § 53. *ludorum*] Da Caelius des Ambitus beschuldigt wird (§ 16), scheint er doch bei Spielen als Festgeber sich beteiligt zu haben. — *quam tu*] Atratine. Nicht dieser, sondern der eben genannte Balbus ist angeredet. — § 55. Statt *religiose* verbessert v. W. mit Francken *irreligiose*, ohne Zweifel richtig. — § 59. Q. Catulo] Bei C. F. W. Müller und bei Clark steht irrtümlich *P. Catulo*. — 67. *capiti*] Van W. nimmt zu

§ 47 an: Damnatum sine dubio poenam exsilii sequi oportebat. Das wäre *aquae et ignis interdictio,* wie sie 52 v. Chr. durch die Lex Pompeia de vi festgestellt wurde. Die Lex Lutatia de vi vom J. 78 scheint jedoch eine andere Strafe bestimmt zu haben (etwa *ignominia*) nach Cic. p. Caec. 100 *nulla in lege nostra reperietur, ut apud ceteras civitates, maleficium ullum exsilio esse multatum.*

13) F. Münzer, Aus dem Leben des M. Caelius Rufus. Hermes XLIV (1909) S. 135—142.

M. Caelius wurde den 4. April 56 von L. Herennius Balbus, P. Clodius und dem jungen Atratinus angeklagt. Der letztere ist sicher der Konsul von 34 L. Sempronius L. f. L. n. Atratinus, da ein anderer Atratinus aus dem 1. Jahrh. v. Chr. nicht bekannt ist. Vor 30 Jahren fand Lolling eine Ehreninschrift der Stadt Hypata am Oeta: *Ἡ πόλις Ὑπάτα Λεύκιον Σεμπρώνιον Βηστία υἱὸν Ἀτρατῖνον πρεσβευτὰν καὶ ἀντιστράτηγον, τὸν ἴδιον εὐεργέταν* (vgl. IG. IX 2, 39). Atratinus war also etwa 73 als Sohn des L. Calpurnius Bestia geboren und unter Antonius als legatus pro praetore in Nordgriechenland tätig. Sein zweimal von Caelius angeklagter Vater war nicht ein L. Sempronius Atratinus, wie van Wageningen angibt, sondern Bestia (vgl. Pauly-Wissowa III 1367). Nach Phil. XIII 26 war er Ädil gewesen. Am 11. Febr. 56 verteidigte ihn Cicero mit Erfolg gegen eine Anklage de ambitu bei der Bewerbung um die Prätur (nach Phil. XI 11). Bei Plinius n. h. 7, 165 und 27, 4 ist der Name des Anklägers zu M. Caecilius verschrieben. Sofort erhob Caelius, der früher ein Freund des Bestia gewesen sein soll (§ 26), gegen diesen eine zweite Anklage. Der Versuch, sie durch eine Anklage des Caelius zu durchkreuzen, mißlang, und Bestia wurde verurteilt. Es ist wohl der Catilinarier L. Bestia (Sall. Cat. 17, 3), Volkstribun 62 (Sall. 43, 1), da auch P. Clodius nach dem Volkstribunat (58) Kurulädil (56) war. Münzer unterscheidet zwei Männer dieses Namens (bei Pauly). Durch die Feststellung dieses Sachverhaltes werden manche Stellen in J. van Wageningens Ausgabe der Rede für Caelius einer Revision bedürftig.

14) Th. Stangl, Neue Beiträge zu den Bobienser Ciceroscholien. Philologus LXVIII (1909) S. 71—87.

Im Codex Vaticanus C der Bobienser Scholien zu Ciceros Reden sind beim Kommentar zur Miloniana an etwa 20 Stellen von einem Korrektor C^2 zwischen den Zeilen oder am Rande Zeichen oder Notizen angebracht, die P. Hildebrandt in seiner 1907 erschienenen Ausgabe dieser Scholien nicht berücksichtigte, indem er glaubte, daß sie einer handschriftlichen Grundlage entbehrten. Stangl beweist nun, daß diese Nachträge aus einer Hs. stammen. § 15 ist im Lemma *factumve* zu *factumne* korrigiert; die übrigen Einträge beziehen sich auf den Text der Scholien.

Stangl behandelt ausführlich 71, 3 *Alterum* (C^2 *aliud*) *praeiudicium discutit*; er legt dar, daß Cicero, Quintilian und unser Scholiast drei *praeiudicia* unterscheiden und der von C^2 gebotene Wortlaut unanfechtbar ist. 69, 11 stellt er her: *ut remota faciendi causa facti tenus displicuerit senatui* „ohne Rücksicht auf die Ursache zum Tun mit Beschränkung auf die Tat als solche". 69, 21 wird die Überlieferung erklärt: *Et nihilominus in isdem caedibus vis execranda fuerit . . . suscepta* „und trotzdem dürfte bei eben diesen Totschlägen die Gewalttätigkeit, selbst wenn sie zum Gemeinwohle geübt wurde, verwerflich gewesen sein". H.s Änderung *ut* für *et* ist ganz unpassend, da der Scholiast hier zur Beleuchtung der Beweisführung Ciceros sein eigenes Urteil hinzufügt. 62, 10—16 wird von Stangl nach C^2 gerade so hergestellt, wie ich die Stelle JB. 1908 S. 208 gelesen habe. In den Worten *ab inimicis saepe iactata sunt. nam quod ab inimicis dixit* war der Schreiber vom ersten auf das zweite *inimicis* abgeirrt, und C^2 hat die Lücke so trefflich ausgefüllt, daß man Benützung einer Hs. annehmen muß. 69, 1 gibt H. an, der Satz „et erat in vetere consuetudine, ut non is, *qui primus interrex, sed* qui loco secundo crearetur, *comitia haberet*" sei von A. Mai ergänzt. *Interrex* und *crearetur* (= *proderetur*) gehören zu beiden Relativsätzen. Der Schreiber war vom ersten *qui* auf das zweite abgeirrt; C^2 hatte die Lücken am Rande ergänzt. Mai konnte die Ergänzung noch lesen, während jetzt nur noch *us, rex sed* lesbar sind. Man muß den Satz mit gedämpftem Tone an den vorhergehenden anschließen, weil im folgenden wieder M. Aemilius Lepidus als Subjekt gedacht ist. Stangl hält ihn für interpoliert.

15) C. Brakman, Ad scholia Bobiensia. Mnemosyne XXXVI (1908) S. 397—414.

B. erörtert und emendiert 48 Stellen dieser Scholien; hauptsächlich füllt er Lücken mit griechischen Wörtern aus.

7, 1 (Hildebrandt) ergänzt er passend: ⟨*gloriam ne sibi uni*⟩ *videatur adsciscere.* — 9, 24 *in aliquo vitae suae* fügt er *cardine* hinzu. Sulla war zum Konsul gewählt und stand auf dem Höhepunkte (*fastigio* Leo) seines Lebens, als er durch ein gerichtliches Urteil entehrt wurde. Mir gefällt: *in fastigio vitae suae.* — 46, 8 signa habebant cerae *inpressa.* So ergänzte Leo. B. vermutet *illita*; aber die Siegel waren doch ins Wachs eingedrückt, nicht darauf aufgestrichen. — 119, 18 L. Vettium, perditae . . . hominem. B. liest passend: perditae *nequitiae* hominem (vgl. pro Cluent. 36). — 129, 7 ut hostia civitates adiacentes portiunculas carnis acciperent ex Albano monte. B. glaubt, daß nach *hostia* im Ambrosianus eine Zeile fehle: *mactata universae.*

Burgdorf bei Bern. Franz Luterbacher.

4.

Vergil.

I. Über den Dichter und seine Werke.

1) Richard Heinze, Virgils epische Technik. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. X u. 498 S. gr. 8. 12 *M*. — Vgl. unten Nr. 3; Leo in der DLZ. 1908 Nr. 49.

Am 10. Oktober 1908 nahm der Tod unserem Paul Deuticke die Feder aus der Hand. Seit dem Jahre 1882 hat Deuticke, dessen Name auch den Vergilforschern der Zukunft wohlbekannt bleiben wird, für den Philologischen Verein über alles, was des Dichters Verständnis mehren kann, berichtet mit sachkundiger Gelehrsamkeit und vorsichtiger Besonnenheit, mit Liebe zu dem alten Dichter und Unparteilichkeit gegen seine neuen Erklärer. In seinem wissenschaftlichen Nachlaß fanden sich einige Zettel, auf denen er, die erlahmende Hand mit Mühe meisternd, seinen Bericht entworfen hat über das genannte Buch, das ihm am 15. IX. 08 zugegangen war. Was sich von der Handschrift lesen läßt, sei hier als ein Abschiedsgruß an die Leser veröffentlicht.

'Es ist mir eine besondere Freude, nach wenigen Jahren die 2. Auflage dieses wichtigen Werkes anzuzeigen. *Non tamen omnino Teucros delere paratis* möchte man mit Aletes rufen. So ausführlich ich im JB. 1903 S. 192—205 die 1. Auflage besprochen habe, so kurz kann ich mich jetzt fassen. H. hat zwar meist verwertet, was zu Berichtigungen und Ergänzungen seither geboten worden ist, aber zu tiefer gehenden Neuerungen, wie sie z. B. P. Jahn in Bursians JB. 1906 II S. 62. 85 wünschte, keinen Anlaß gefunden. Auch Aen. VI ist mit Rücksicht auf Norden, der aber in den Anmerkungen nach Gebühr ausgenutzt ist, wieder nicht besonders behandelt. Der Text ist, soviel ich sehe, nur an 7 Stellen geändert (S. 183. 239. 453. 471), in größerem Umfang nur zweimal. S. 275—7 wird der Einfluß der Stoa auf die fortschreitende Entwicklung des Äneas deutlicher herausgearbeitet ('von eigentlich persönlicher Charakteristik kann hier nicht die Rede sein'); und S. 429—432 wird das Verhältnis der Virgilischen Kunst zur Rhetorik noch weiter ausgeführt. In der Durchführung

der rhetorischen Schemata (S. 427 Anm. 1) geht H. nicht so weit wie Norden (S. 422 Anm. 3). Wenn man abstreicht, was auf den ersten Blick als Schulvorschrift der Rhetorik erscheint, tatsächlich aber unbewußt aus der poetischen Tradition geflossen oder von der Sache selbst geboten sein wird, 'so werden nicht allzu viele technische Einzelheiten übrig bleiben'. Wie Marx in der 4. Ekloge den *λόγος γενεθλιακός* wiederfindet, Norden in Aen. VI 791 ff. den *πανηγυρικός*, 868 ff. den *ἐπιτάφιος*, 847 ff. das *ἐγκώμιον Ῥώμης*, so könne man etwa Aen. III 494 ff. die Vorschriften des *συνταχτικός* besser beobachtet finden als in Homers von den Rhetoren angeführtem Beispiel *ν* 38 ff. Ferner fände sich vielleicht eine *ἐλέου ἐκβολή* in der cohortatio des Turnus Aen. IX 140, ja über die epideiktische Beredsamkeit hinaus die *τόποι* einer Suasoria IV 31 f., eine purgatio und deprecatio II 77—144 usw. Aber wichtiger als solche Einzelheiten sei der allgemeine Typus der Reden, die sich der kunstmäßigen oratio annähern, während doch Vergil sich der Grenzen zwischen Poesie und Prosa wohl bewußt geblieben sei, das Schema der Invention nur dem geschärften Blicke sichtbar mache und im Gegensatz zu Ovid, der den Sirenentönen der modernen declamatio mit Inbrunst lauschte und folgte, der inanes rhetorum ampullae schon frühzeitig überdrüssig wurde. Selbst in der Behandlung des *πάθος*, dessen Erregung doch ein Hauptziel der epischen Poesie ist, steht er nach Heinzes Überzeugung der Lebenswahrheit ein gutes Teil näher als der moderne, namentlich nordische Leser zunächst anzunehmen geneigt ist.

Ausnahmsweise erscheinen hier die Namen Marx und Norden im Text, wie von früher her schon S. 185 Dümmler. Sonst findet man in zahlreichen Zusätzen zu den Fußnoten neue Hinweise auf Thrämer, Usener, Fairclough, De Witt, Drachmann (besonders S. 122 f. Anm.; S. 223 Anm. 2), Leo, Plüß (S. 256), W. Volkmann (S. 399. 440) u. a., denen meist widersprochen, bisweilen zugestimmt wird. Anderswo werden sachliche Dinge nachgetragen, meist Zitate aus Vergil selbst, Homer und seinen Erklärern, Euripides, Apollonios, besonders S. 182[1] zu Aen. VII 328 *Ἀλληκτὼ πολύμορφος* aus Pap. Par. 2798; ferner Hinweise auf Ateius Philologus S. 114, Asconius S. 153, Aristoteles S. 210, Seneca S. 293, Macrobius S. 429.

Für eine dritte Auflage empfehle ich S. 340 in der Liste die Verhandlungen mit Tarchon mitanzusetzen und das Verständnis des Satzbaus S. 420 wenigstens noch so weit zu erleichtern, daß das in der letzten Textzeile jetzt gesparte Semikolon in die fünftletzte hinter 28) gesetzt wird. S. 123 Z. 3 steht wieder 'scheut vor einem Bündnis' ohne 'sich' und S. 274 Z. 2 'aller sonstiger Lobpreis'. Auch das intransitiv gebrauchte 'schaltet aus' S. 384 Anm. 1 Z. 8 ist wohl wieder verdruckt statt 'scheidet aus'. Geringere Versehen kehren wieder ebenda letzte Zeile '607 *uterque*'

statt 608 wie S. 135 Anm. 1 *arena* statt *harena*; S. 173 'Tyrrhidae ebd. 20' statt 28, S. 275 Z. 6 die Ziffer 381 statt 389, S. 369 Z. 4 v. u. II 45 statt 46. Von neuen Druckfehlern sei nur S. 437 Anm. 1 Z. 3 Aeneas statt Anchises hervorgehoben'.

[P. Deuticke †].

2) W. Kroll, Randbemerkungen. XIV. Im Rheinischen Museum LXIV (1909) S. 50—55.

Kroll behandelt die Jugendgeschichte Vergils, um die Glaubwürdigkeit der antiken Notizen weiter zu erschüttern. Was die Alten über des Dichters Erlebnisse zur Zeit der Äckeranweisungen berichten, knüpft vor allem an die 1. und 9. Ekloge an. Nach der ersten behielt Vergil durch Octavians Eingreifen sein Gut. Aus der neunten ist ein sicherer Schluß auf die Erlebnisse des Grundbesitzers Vergil nicht zu gewinnen; es kann das ganze zur Aufteilung bestimmte Gebiet sein, das er zu retten versuchte. Ob der Besitz der eignen Felder ihm damals schon gesichert war oder er noch in derselben Gefahr schwebte wie alle seine Nachbarn und Octavians Intercession erst später fällt, kann man aus den Worten des Dichters nicht entscheiden: seine Lage kann in beiden Gedichten gleich sein. Von den antiken Nachrichten über die Assignation ist die sicher, daß Gallus dem Varus Übergriffe bei der Verteilung vorgeworfen hat; das stimmt zur 9. Ekloge. Mehr wußte man schon im Altertum nicht und suchte in den Bukolika überall Zusammenhänge mit den Assignationen; so kombinierte man, daß auch Polio und Gallus zu diesen Erlebnissen Vergils in Beziehung gestanden hätten. Auch darüber, durch wen oder wie der Dichter zu Octavian Beziehung gewonnen habe, wußte man nichts und erdachte Verschiedenes. Aus der angeblichen Verschiedenheit der Situation im ersten und neunten Gedicht folgerte man, daß ein Wechsel der maßgebenden Persönlichkeit eingetreten sei und machte Varus zum Nachfolger Polios. Aber Polios Eintreten für Vergil ist unbezeugt.

Ich beherrsche leider die Vergilliteratur nicht genügend, um zu wissen, ob schon jemand die Notiz über die Pläne Vergils bei der Reise im J. 19 mit kritischem Auge betrachtet hat; wenn nicht, wäre es ein dankenswerter Stoff für die nächste 'Randbemerkung', festzustellen, was man aus zuverlässiger Tradition wirklich gewußt, was man aus den Gedichten kombiniert haben mag. In dieser Hinsicht klingt mir 'ut reliqua vita tantum philosophiae vacaret' zunächst verdächtig; ferner die Vorausberechnung eines triennium für die emendatio; endlich wäre für die Absicht 'impositurus Aeneidi summam manum' ein secessus Campanus wohl zweckmäßiger gewesen als eine Reise nach Asien mit dem nötigen Gepäck an Materialien zur Arbeit nach Vergils Art. Daß Vergil vor seiner Abreise von Italien die Aeneide noch nicht in die Hände der Buchhändler ausgab, scheint sich aus der Abwesenheit

des Augustus, dem das erste Exemplar gebührte, aufs beste zu erklären. Den daheimbleibenden Freunden, die wohl den Stand des Werkes kannten, verbot er die Publikation; wenn er gar mit Varius über eine eventuelle Vernichtung gesprochen hatte und 'is facturum se pernegarat', muß er doch wohl ein Exemplar in des Freundes Verwahrung zurückgelassen haben. Der Umstand, daß dann das Werk erst postum erschien, legte weniger Eingeweihten die Vermutung nahe, der Autor habe es als unvollendet selbst nicht edieren wollen, woran er tatsächlich nur durch den Tod verhindert sein dürfte. Varius hat de suo gewiß nichts hinzugetan; wohl aber scheint er aus den hinterlassenen Entwürfen, um nichts von der Arbeit des Freundes vergehen zu lassen, hier und da etwas aufgenommen zu haben, was der Dichter selbst in seinem Handexemplar vielleicht noch hatte, aber bei der Publikation weggelassen hätte (vgl. Servius zu II 566 und dazu Festschrift Vahlen S. 283 n. 6, auch ebenda S. 290 n. 3). Die Auflage an die Testamentsvollstrecker 'ne quid ederent quod non a se editum esset' bezog sich auf scripta, die sie im literarischen Nachlaß finden würden, schwerlich auf die Aeneide: nihil quidem nominatim de ea cavit.

3) W. Kroll, Die Originalität Vergils. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1908, Heft 8, S. 513—527.

K. beginnt den Aufsatz, der teils einen bei dem Ferienkurs in Münster gehaltenen Vortrag wiedergibt, teils eine Anzeige der zweiten Auflage von Heinze, Virgils epische Technik, darstellt, mit einem Überblick über 'Vergil im Wandel der Jahrhunderte' (vgl. JB. XXIX S. 153). Die moderne Philologie, der es auf historisches Verständnis mehr ankommt als auf ästhetisches Werturteil, fragt: aus welchen Voraussetzungen erklärt sich die Eigenart seiner Gedichte, und was hat er zu dem Vorgefundenen Neues hinzugebracht? Als förderliche Arbeiten der jüngsten Zeit bezeichnet K. erstens die Bücher von Skutsch, dessen Beleuchtung der Arbeitsweise Vergils durch die erschöpfenden und vorurteilslosen Beobachtungen P. Jahns bestätigt sei, und zweitens das Buch von R. Heinze, das durch Nordens Ausführungen über die sprachliche und rhetorische Technik ergänzt wird.

'Vergil hat nach dem Ruhm einer Originalität, wie wir sie verstehen und beim Dichter voraussetzen, nicht gegeizt'. Das zeigt ein Hinweis auf die 'Mosaikarbeit' einiger Eklogen. Die zehnte und sechste 'sind nur als Huldigungen für den von Vergil hochverehrten Dichter zu verstehen und sind kurze Zeit nach Vergils Tode schon nicht mehr verstanden worden'. Die 4. Ekloge ahmt, von anderen Anlehnungen abgesehen, 'sogar einen ganz jungen Dichter, nämlich Horaz in der 16. Epode nach'. Wenn dazu Anspielungen auf Zeitereignisse eingelegt werden sollen, 'bedarf es der sorgfältigsten Arbeit, um diese verschiedenen Elemente

zu einem Ganzen zu verschmelzen'. Aus diesem Wortlaut (S. 515) schließe ich, daß auch nach Krolls Urteil dem Vergil diese Verschmelzung gelungen ist.

Nicht viel anders steht es mit den Georgika, in denen selbst *vidi* und *memini* I 193. (197.) 318 ('saepe ego .. omnia ventorum concurrere proelia vidi'). IV 125 ('sub Oebaliae memini me turribus arcis Corycium vidisse senem' usw.) nach Kroll 'nicht mehr als eine *façon de parler*' ist, die 'das Einerlei der landwirtschaftlichen Regeln beleben soll'. Vergil 'verfährt niemals so, daß er der Disposition seiner Quelle folgt, sondern er ändert die Reihenfolge der Gedanken ab und macht Einschübe aus Nebenquellen', wobei er nicht immer glücklich ist. Auch die sprachliche Ausgestaltung des aus Quellenschriftstellern emsig zusammengesuchten Stoffes 'erfolgt unter beständiger Anlehnung an Vorbilder', wobei Varros 'kunstlose Sätze in klangvolle Hexameter umzugießen eine besondere Leistung war'.

Ähnlich ist es in der Äneis: es finden sich eigene Zutaten Vergils, 'und darunter recht gute'; aber 'er ist im ganzen froh, wenn er sich an Vorhandenes anlehnen kann'. Zur poetischen Ausgestaltung des vorliegenden trockenen Materials benutzt er 'den Homer in derselben Weise wie den Theokrit in den Eklogen, so daß er niemals zum bloßen Übersetzer und Bearbeiter wird'. So kombiniert er im VI. Buch mit der Nekyia Motive aus anderen Büchern Homers und lehnt sich außerdem an andere Quellen an. In der Iliupersis (II) folgt er nicht den alten Epen, sondern einem knappen mythologischen Handbuch; zu den hier zu Hilfe genommenen poetischen Quellen gehört Euphorion.

Psychologische Vertiefung des fertig vorgefundenen Stoffes, wie sie unser modernes Gefühl vom Dichter erwartet, findet K. bei Vergil nicht; Heinze sei mit seiner 'Entdeckung', daß Äneas' Charakter unter den Schicksalsschlägen sich entwickele, 'allein geblieben'. Aber auch die Anschaulichkeit der epischen Schilderung leide bei Vergil infolge einer gewissen Schwäche seiner Phantasie und infolge der weitgetriebenen Übertragung fremder Motive, bei der es ohne Widersprüche und Mißklänge nicht abgehe. Zwar gibt K. jetzt zu, in seinen 'Studien über die Komposition der Äneis' (s. JB. XXVII S. 128 f.) Fälle von Verstößen gegen Raum und Zeit, 'die sich in jedem größeren Gedicht finden' und 'meist nur von dem sezierenden Forscher, nicht vom genießenden Leser bemerkt werden', zu hart beurteilt zu haben; wobei er bemerkt, Deuticke habe mit Recht darauf verzichtet, aus den einzelnen Angaben Schlüsse auf die Chronologie der Irrfahrten zu ziehen. Aber es bleiben viele Fälle, die 'schon bei flüchtigem Lesen auffallen', so z. B. die aus der Teichomachie stammende Torheit der Toröffnung im IX. Buche. Selbst 'ein ausgesprochener Vergilapologet wie Heinze' habe manches davon anerkennen müssen.

Wie erklärt sich nun — das ist das Problem — bei diesen nach modernem Urteil schwer wiegenden Mängeln der Gedichte Vergils der Eindruck auf die Zeitgenossen und die Wirkung auf die Nachwelt?

Vergils Zeitgenossen traten mit ganz anderen Anforderungen an die Poesie heran als wir; für sie macht das Umstilisieren ein Literaturwerk existenzberechtigt. Als Vergil, der das neoterische Glaubensbekenntnis zweifellos teilte, sich entschloß, das Verlangen des Augustus nach einem großen Epos zu erfüllen, zog er sich dadurch aus der Schwierigkeit, 'daß er ein dem Umfange nach kyklisches, dem Geiste nach alexandrinisches Epos dichtete'. Einfluß der alexandrinisch-neoterischen Epyllientechnik zeigt namentlich das in sich abgeschlossene Abenteuer Aen. IV. Mit den literarischen Anspielungen folgt Vergil der an den Höfen der Diadochenfürsten ausgebildeten Gewohnheit, sich Komplimente zu erweisen und 'schon durch die Auswahl der Zitierten Freunde und Feinde zu sondern — wie das ja auch in modernen Cliquen vorkommen soll'. Auch bei den übrigen Anlehnungen des doctus poeta müssen wir unsere Ansichten von poetischer Originalität lassen und den Maßstab der Zeitgenossen anlegen; 'wir müssen uns in die literarischen Zirkel Roms hineinversetzen'. Die Forderung ist auch[1]) für Vergil gewiß nicht neu; nichtsdestoweniger ist es gut und angenehm, sie von einflußreicher Seite so klar und energisch vertreten zu hören: was die neuere Vergilforschung, besonders aus Anlaß der Cirisfrage, in dieser Hinsicht ergeben hat, wird hoffentlich auch bei anderen augusteischen Dichtern, besonders den Elegikern, mit der Zeit dazu führen, daß man literarische Beziehungen hinüber und herüber als etwas Natürliches anerkennt, frei von der Sorge, dem Gegenstand des Spezialstudiums die vermeintliche Originalität nicht rauben zu lassen.

Zu der neuen Umwandlung des homerischen Epos in ein homerisch-alexandrinisches fügt Vergil nach Kroll noch ein zweites Neues: den engen Anschluß an die in den Schulen geübte rhetorische Technik. Die Reden hat man unter den selbständigen Zutaten des Dichters in erster Linie zu nennen; hier kann man ihn in den Gedanken und in ihrer Anordnung 'fast immer loben'. Die Rhetorik hat den ganzen Stil der Erzählung bestimmt. Eben deshalb wird Vergil 'von den Romanen so hoch geschätzt, denen das Gefühl für rhetorischen Stil im Blute liegt' (vgl., was oben S. 124 aus Heinzes Buch angeführt ist). Da hier die wahre Originalität des Dichters liege, brauche man nicht, um ihn zu 'retten', seine sachlichen Intentionen um jeden Preis zu verteidigen, 'was immer nur unvollkommen gelingen wird'. Er macht für die Poesie ebenso Epoche wie Cicero für die Prosa.

---

[1]) Vgl. S. 315—318 meiner Untersuchung 'Albius Tibullus' (1897).

Auch einige Einzelheiten möchte ich aus dem anregenden Vortrage Krolls noch herausheben und der Beachtung empfehlen. S. 514 sagt er, bei Jahns, von K. sehr anerkannten (oben S. 126) Untersuchungen liege doch 'die Gefahr vor, zu viel Anlehnung bei Vergil zu finden', und S. 530 (in dem angehängten Exkurs, über den unten berichtet wird): 'auch sonst geht man mit dem Aufstöbern von Imitationen besonders bei Vergil m. E. jetzt öfters zu weit'. — S. 519, wo K. meint, Heinzes Herleitung des in VI 890—892 gefundenen Anstoßes aus der mangelnden Vollendung sei 'wohl richtig', bemerkt er: 'sonst bin ich gegen dieses Auskunftsmittel immer noch skeptisch'. Ich halte solche Skepsis für durchaus berechtigt und bilde mir ein, konsequent zu sein, wenn ich 'dieses Auskunftsmittel' auch bei den Hemistichien der Äneis nicht zulasse; Krolls Annahme, daß 'der Epigone' die festen Regeln, die für das Epos 'seit Jahrhunderten feststanden', 'nicht durchbrechen durfte' (Neue Jahrbücher 1903 S. 4 f.; vgl. JB. XXVII S. 120 f.), vermag nicht zu widerlegen, was über die tatsächlich edierten und überlieferten Hemistichia in meinen Studien über die Kompositionskunst Vergils in der Äneide S. 113—137 dargelegt ist: eine sehr lehrreiche Parallele aus Goethe hat Deuticke im genannten Jahresbericht S. 121 ans Licht gezogen. — In der Frage nach der Entstehungszeit der einzelnen Bücher will K. nicht eigensinnig auf seinem früheren Standpunkt, nach dem III zuerst gedichtet ist, verharren (S. 522); aber gegen Heinzes Argument für die Priorität von I, die Berufung auf die Fama I 532 und III 165 passe 'ebensogut im Munde des Äneas wie schlecht im Munde der weissagenden Penaten' (S. 89 Anm.), wendet er ein, *terra antiqua, potens armis atque ubere glaebae* passe wieder 'besser in III, wo Äneas über die Vorzüge des ihm bestimmten Landes aufgeklärt werden soll, als in I, wo er der Dido das Ziel seiner Fahrt angibt'. Ich finde, diese Worte passen auch im Munde des Ilioneus (denn er, nicht Äneas, spricht, was beide Forscher übersehen haben) ganz gut; denn er will Dido darüber aufklären (V. 526), daß die Troer nicht unstete Seeräuber sind, sondern ein bestimmtes und wegen seiner Vorzüge erstrebenswertes Ziel haben (vgl. V. 553 f.). Auf der anderen Seite kann ich auch *fama* im Munde der Penaten, zu deren 'Weissagung' (V. 156—162. 167—171) die Bezeichnung des Landes (163—166) nicht eigentlich gehört, nicht unpassend finden. Weder hier noch dort soll ein wirklicher Zweifel an der Sicherheit der Benennung 'Italia' damit ausgedrückt werden. Als gegensätzliche Ergänzung zu 'Hesperiam Grai cognomine dicunt' erwartet man, nachdem gesagt ist 'Oenotri coluere viri', die Angabe: ab ipsis incolis Oenotria tellus dicitur; das Auffällige und Wunderbare der anderen Benennung 'ducis de nomine' wird (nach der Manier des Dichters; vgl. Heinze S. 239 f.) durch die Einführung mit *fama est* vom Dichter für die Leser hervorgehoben. Die lebhaften Worte sind

so vorzutragen: est locus — Hesperiam Grai cognomine dicunt — terra antiqua, potens armis, atque ubere glaebae — Oenotri coluere viri: nunc fama minores Italiam dixisse, ducis de nomine, gentem —: hae nobis propriae sedes. Die Penaten, die nicht allwissende Orakelgötter sind, sondern als Bewahrer der Stammtradition auftreten (V. 167 f.), haben von dem, was nach ihrer Auswanderung in die Fremde neuerdings geschehen ist, nur gehört. Mir gefällt der Zusatz 'Oenotri — gentem' hier besser als in der Rede des Ilioneus.

4) E. Schmolling, Der erste Greifswalder Oberlehrerkursus (April 1908). In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1908, 2. Abteilung, 10. Heft, S. 552—554.

Schm. berichtet aus der Vorlesung Gerckes über die Entstehung der Äneis Folgendes als dessen Ansicht.

Im Widerspruch mit den allmählichen Enthüllungen über das Ziel des Äneas in Buch III und VI steht der Schluß von II, das nach III geschrieben ist. Auch V ist jünger als III und als VI (wegen VI 337). Älter als III sind VII und VIII (nach Heinze). Der Dichter hat zuerst die Landung und Kämpfe in Latium auszuarbeiten begonnen, dann die Irrfahrten des Äneas vorgesetzt.

Buch X und XII müssen früher gedichtet sein als die Offenbarungen des Fatums in I und III. Wo Juno das Fatum kennt, haben wir junge Zusätze anzunehmen. Äneas selbst ist in VII—XII fast durchweg der Zukunft unkundig; alles hängt von ihm selbst ab. Die ganze Erfindung der Karthagischen Episode beruht auf der Willensfreiheit und der Möglichkeit einer Reichsgründung in Afrika; die Unterredung des Äneas mit Merkur in IV ist eine der jüngsten Partien der ganzen Äneis. Der pius Aeneas ist erst später herausgebildet; früher war er der pater Aeneas.

5) L. Radermacher, Motiv und Persönlichkeit. II: Die Büßer Vergils. Im Rheinischen Museum für Philologie 1908, 4. Heft, S. 531—558.

R. geht in dem vorliegenden zweiten Teil seiner Abhandlung (der erste, im Rh. Mus. 1908 S. 445—464 veröffentlichte handelt über den Margites; vgl. auch JB. XXXI S. 136 f.) von der Behauptung aus, Vergils Darstellung von den Büßern im Tartaros zeige 'starke Abweichungen von der landläufigen Tradition', ohne dabei anzugeben, worin er diese Mehrzahl starker Abweichungen findet. Man habe, daran Anstoß nehmend, sogar Interpolationen und Versverstellungen angenommen, um 'Ordnung zu schaffen'. Gerade an der wichtigsten Stelle des Sünderkatalogs habe auch Norden eine bestimmte Entscheidung abgelehnt. Hier seien also noch Probleme, die auf dem von R. eingeschlagenen Wege lägen. R. will also die am Margites ausgeführte Theorie von der Wanderanekdote, bei der das Schwankmotiv nicht an eine handelnde

Persönlichkeit gebunden erscheint, zur Lösung dieser Fragen benutzen. Denn mit Hinweis auf A. Dieterichs Beobachtung, daß die Erzählungen von Tantalos, Sisyphos und anderen in ihrer Konzeption die größte Ähnlichkeit zeigen, vermutet auch er, daß hier Volksüberlieferungen und Märchen von mystischen Theologen zu Hadesstrafen umgestempelt und erst von dieser theologischen Spekulation auf jene mythischen Namen gesetzt seien.

Als Grundlage für die Beurteilung Vergils stellt R. S. 531—534 das Wichtigste, was wir über Büßer im Hades durch antike Überlieferung von Homer bis auf Vergil erfahren, in zettelartigen Notizen zusammen. Er liest Aen. VI 602 'quos super' und bemerkt unter Hinweis auf Nordens Kommentar über 'quo super': 'Von dieser, offenbar schlecht bezeugten Variante gehen die aus, die an der Stelle irgendwelche Änderungen vornehmen'. Diese diskreditierende Bemerkung kann nicht ohne Widerspruch bleiben; ganz so einfach und klar ist die Sachlage keineswegs. Ist doch Ribbeck auch 1905 bei dem *quo* des Romanus verblieben, das u. a. auch Madvig und Nettleship festgehalten haben; hat doch Norden selbst 1893 im Hermes S. 402 noch die Hypothese Ribbecks, die auf *quo* beruht, einen 'evidenten Nachweis' genannt. Gewiß ist möglich, daß — wie Norden 1903 im Kommentar S. 279 meint — die Lesart von R 'nur auf leichtem Verschreiben beruht (*quo super* für *quos super*)'; aber mindestens ebenso möglich ist, daß *quos super* (so schreiben von den alten Handschriften der Mediceus und der Palatinus) für *quo super* eintrat, sei es bloß durch leichtes Verschreiben, sei es unter naheliegender Mitwirkung der Tatsache, daß in dem überlieferten Kontext der Singular *quo super* unverständlich war, während der Plural an V. 601 (Ixiona Pirithoumque) Anschluß zu gewinnen schien. Das Vorwiegen der leichteren Lesart *quos* erklärt sich aus dieser alten Beziehung auf Ixion und Pirithous vollkommen. Wer sich bei diesem Stand des Für und Wider nicht der Möglichkeit aussetzen will, durch irgend eine Zufälligkeit in der Gestaltung der uns vorliegenden Tradition um das Verständnis der dichterischen Absicht betrogen zu werden, wird sich lieber bescheiden, zu sagen: der Unterschied der Überlieferung ist von der Art, daß eine Entscheidung nach äußeren Gründen nicht leicht möglich ist. Bei grammatischer Betrachtung empfiehlt sich die Präposition mit dem Akkusativ wenig. Denn mit ihm bezeichnet sie bei Vergil in dem eigentlichen örtlichen Sinn die Richtung 'über (etwas niederes) hin' bei Verben wie *iter tendere* VI 239, *fugere* XI 562, *labi* II 695, *incidere* II 466, *se proicere* IX 444, *adsistere* X 490, *procumbere* VI 504 und *quassare* V 585; dieselbe Anschauung liegt auch zugrunde Georg. III 260 (der Donner rollt über ihn hin), Aen. VIII 297 (Cerberus cum inhians surrexisset, tremens recubuit; vgl. VI 417 ff.), X 841 (impositum scuto referunt 506), XI 526 (planities in longitudinem patet); VII 751 ist *super* Adverb wie V 330 und VI 217. An

die Bedeutung 'über — hin' schließt sich 'über — hinaus': Aen. I 501; VI 856 (eminet super omnes); VI 795 (super Indos proferet imperium). Ferner bezeichnet *super* c. acc. die Bewegung 'durch (einen hohen Raum) hin': Aen. I 379 (vgl. die Anm. von Ladewig-Deuticke[12]); VII 557. Endlich heißt es 'nach (einem hohen Ort) hinauf': Aen. I 680 (recondo = bringe bergend); VI 515. Um 'quos super silex imminet' erträglich zu machen, müßte also mindestens die Ausdehnung des Steins besonders hervorgehoben sein. Aber auch *super* c. abl., das Vergil im Sinne von '(oben) auf' ecl. I 80; Aen. VI 17. 203 gebraucht hat (vgl. Lad.-Deut.[12] zu Aen. I 36), will mir nicht mehr recht gefallen; eine äußerliche Bestimmung des Ortes von *imminet* genügt dem Gedanken nicht. Da nun von erster Hand im Text der Schedae Vaticanae QUOI geschrieben steht, vermute ich, daß der ursprüngliche Text QUOS bot, wie Ribbeck z. B. Georg. III 6. 211 auf Grund der varia lectio schreibt[1]); vgl. X 158 'imminet Ida super'; XII 306 'Alsum ense sequens nudo, super imminet'; I 165 'desuper nemus imminet'; 420 'collem qui plurimus urbi imminet adversasque aspectat desuper arces'. Unter diesen Umständen liegt die letzte Entscheidung bei inhaltlichen Erwägungen, und an denen hat es ja auch nicht gefehlt; s. JB. 1901 S. 123 und 1903 S. 184, auch die Anm. und den Anhang von Ladewig-Deuticke[12]. Ixion und Pirithous, des Phlegyas Sohn und Enkel, leiten zu jenem selbst über; seine Strafe wird geschildert in Parallele zu dem Verbrechen des Salmoneus. Als aeternum accubans wird Phlegyas mit dem aeternum sedens zu einem Paare vereint, damit ihm als dem symbolischen Urbild des Antonius zum Schlusse des Strafenregisters die Lehre in den Mund gelegt werden kann, welche die Geschichte vernehmlich gegeben hat (V. 620). Die Einwände, welche Deuticke gegen die von Havet entdeckte Beziehung der Verse 602—607 auf Phlegyas noch erhebt, halten nicht stand. Die von ihm ausgeklügelte Möglichkeit, daß schon Valerius Flaccus und Statius 'sich die verdorbene Stelle nach eigenem Gutdünken zurechtgelegt haben' könnten, ist nur darum unbestreitbar, weil sie jedes greifbaren Anhalts entbehrt; und wenn sie als Wirklichkeit erweisbar wäre, so würde die Auffassung so nahestehender und sachkundiger Nachahmer Vergils immer noch als unverächtliches Zeugnis bestehen bleiben und bekräftigen können, was sich aus Vergils Komposition des Tartarusbildes erschließen läßt und auch durch anderweitige Anhaltspunkte in der antiken Tradition (s. WS. f. klass. Phil. 1901 Nr. 21; vgl. O. Gruppe, Griech. Mythol. S. 1018 f.) bestätigt wird. Scheidet man, um unbefangen das Bild aufzunehmen, das der Dichter darbietet, bei der Interpretation die Quellenfrage zunächst aus (was Norden leider nicht getan hat), so erklärt es sich aus der so nicht zu verkennenden Komposition,

[1]) Ebenso Aen. I 267; Catal. 1, 6 (nach Haupt).

daß Phlegyas in V. 618 wieder erscheint. Damit erledigt sich das zweite Bedenken Deutickes, der aber mit der Annahme 'mehrerer Schichten' recht haben könnte; nur daß diese nicht 'durcheinander laufen', sondern ineinander gearbeitet sind. Etwas ganz Ähnliches liegt in der Heldenschau vor, wo unser Dichter den Julius Caesar V. 789 unter den Juliern und V. 826—835 in ausgeführtem Bilde neben Pompejus zeigt (s. S. 24 f. meiner 'Studien').

Doch von diesen Bemühungen um die fragliche Stelle nimmt Radermacher keinerlei Notiz. Er fährt fort, indem er die Arten der Strafen untersucht. Für ματαιοπονία, wie sie Sisyphos und die Danaiden betreiben (das Tantalosmotiv, das nur als Strafe Sinn habe und allen Humor ausschließe, behandle man besser für sich), bieten Sprichwort und erzählende Literatur im deutschen und im griechischen Volkstum Beispiele, auch für ματαιοπονία als Strafe. Es handelt sich dabei im letzten Grunde um Schöpfungen des Volkshumors; die Anfänge liegen vermutlich beim Sprichwort, ihm folgt als Einkleidung eine Schwankerzählung. Was die derberen Ahnen belustigte, an dem erbauten sich die Söhne. Der Zusammenhang zwischen Motiv und Persönlichkeit war keineswegs fest; 'wir müssen lernen, daß wir es auch bei den Jenseitsstrafen mit Wandermotiven zu tun haben'.

Auf Grund dieser interessanten und für den 'reichquellenden Born volkstümlicher Überlieferung' gewiß zutreffenden Theorie trägt nun R. kein Bedenken, die ausführliche Strafenangabe Vergils VI 602—607 auf Ixion und Peirithoos[1]) zu beziehen, obwohl dies für ihre Sünde nicht die geeigneteste Strafe ist (S. 551): solche Übertragung erfolge nach dem Gesetz der Freiheit poetischen Schaffens. So gern wir das auch im Prinzip für Vergil annehmen wollen, müssen wir doch für diesen Fall dabei bleiben, daß jene Beziehung des Relativs (um andere Argumente hier nicht zu wiederholen) schon unvereinbar ist mit der Formel, mit der der Dichter selbst hier die beiden Büßer einführt, 'quid memorem'; beide sollen offenbar in der Form der praeteritio (die auch für die Sibylle selbst hier paßt) nur genannt werden.

Mit Recht bezieht R. die Worte 'radiis rotarum destricti pendent' V. 616 auf 'unbestimmte sterbliche Frevler' und sieht in 'saxum ingens volvunt alii' gleichfalls 'eine allgemeine Strafart' bezeichnet; die Worte der Sibylle 'ne quaere doceri' V. 614 dienen nicht zum Abschluß eines Abschnitts, sondern betonen bloß, 'daß die Zeit fehlt, alle Einzelheiten zu berichten'. Den scharfen Unterschied zwischen sterblichen und mythischen Frevlern habe der Dichter nicht gemacht; die [angebliche] Mangelhaftigkeit seiner Disposition erkläre sich aus der Schwierigkeit, den überkommenen mythologischen Apparat zusammenzuarbeiten mit der

[1]) Unbegreiflich ist mir, daß R. trotzdem S. 552 sagt, Valerius übertrage die Strafe des Tantalos auf Phlegyas und Theseus.

mystisch-theologischen Quelle seiner Worte von den sündigen Menschenseelen. Auf diese Quelle führt R. auch Vergils Worte 'hic . . inclusi poenam exspectant' V. 614 zurück; die Übereinstimmung mit den acta Thomae gehe noch weiter (c. 55 f.), als Norden annahm (c. 54). Da ist — infolge der leidigen Verquickung von Interpretation und Quellenforschung — leider wieder verkannt, was der Dichter bei dem *hic* V. 608 gedacht hat. Schon 1895 hat Deuticke in seiner Schulausgabe angemerkt 'wohl nicht in dem 580 anzunehmenden Verließe, sondern in einem nicht näher bezeichneten Warteraume. Es folgen Sünder aus der Zeit des Dichters, deren Verurteilung . . . noch zu erwarten ist'. Betrachtet man ohne Nebengedanken das Ganze, das der Dichter dem Leser darbietet, so ergibt sich, daß nach der Komposition dieses Ganzen *hic* V. 608 denselben Ort bezeichnet wie *hinc* V. 557 (S. 9 f. meiner 'Studien'; vgl. Lad.-Deut.[12] S. 250). In den acta Thomae ist, soviel ich sehe, die Rede von schon verurteilten Seelen, welche zwischen den schon verbüßten und den noch zu verbüßenden Strafen in Gewahrsam verbleiben. Weder liegt eine 'auffallende Übereinstimmung' vor, noch ist überhaupt das Motiv, daß Sünder im Kerker ihrer Strafe harren, so eigentümlich, um den Schluß auf eine gemeinsame Quelle nahezulegen.

Man dürfe sich nicht dadurch beirren lassen, daß Sisyphos, die Danaiden und vor allem Tantalos nicht genannt werden, sagt R. S. 550 ausdrücklich; ich weiß nicht, ob wirklich jemand von unserem Dichter einen vollständigen Katalog verlangt oder erwartet hat, daß er 'sklavisch einem früher geschaffenen Typus folgen' solle. Jedenfalls glaubt R. aus der Tatsache, daß Vergil von den drei herkömmlichen Gestalten nur den Tityos nennt, besonders schließen zu sollen, daß er 'mit Bewußtsein hat abweichen wollen. Er wollte originell sein und er durfte es'. Was Tantalos betrifft, der bei Vergil überhaupt nirgends genannt wird, möchte ich bei dieser Gelegenheit besonders hinweisen auf Nordens treffende Worte zu V. 601 ff. (S. 279 des Kommentars): 'Wenn Vergil ihn hier nicht nennt, so durfte man seine Erwähnung nicht gewaltsam in den Text bringen, denn die Stationierung des Tantalus unter den Büßern des Tartarus ist ja sicher nicht das Ursprüngliche. Vielmehr darf angenommen werden, daß Vergil ihn . . mit Absicht nicht genannt hat'. Auf Tantalus hatte auch Deuticke 1895 noch V. 602 ff. bezogen; aber nach seiner Anmerkung in der 12. Auflage 'bezieht man den Bericht wohl besser auf Phlegyas'. Ob das Fehlen des Namens der vermeintlichen Unfertigkeit des dem Kaiser vorgelesenen Buches oder einem Verlust der Textüberlieferung zuzuschreiben ist: das ist eine selbständige Frage für sich, auf die zurückzukommen sich Gelegenheit bieten wird.

Für 'ein bewußtes Streben des Dichters nach Originalität' zeugt nach R. auch seine Schilderung der Strafe des Salmoneus. Was er in V. 586 von diesem sagt, 'ist für die Interpreten ein

Kreuz geblieben bis auf den heutigen Tag'. Mit den älteren Versuchen einer Auslegung habe Norden 'aufgeräumt'; seine eigene sei selbst aus der Verlegenheit geboren. Man erwartet es nicht, aber tatsächlich trägt R. danach S. 554 eine Deutung vor, mit der schon Norden 'aufgeräumt' hat in den treffenden Worten: 'Die unerhörte Erklärung, dieser Vers gebe die Art der Strafe an, die darin bestehe, daß Salmoneus im Tartarus die Nachäffung Jupiters bis ins Unendliche fortsetzen müsse, ist schon von O. Kraußе ... verworfen worden'. Norden versteht unter *poenae* die Strafe, die seinem Frevel auf Erden durch Jupiters Blitz widerfuhr; aber wenn diese mit 'poenas dantem' gemeint wäre, geschähe das *vidi* ebenfalls nicht 'in Tartaro'. Auch die Paraphrasierung 'qui dum ... imitatur dedit poenas' scheitert an der grammatischen Klippe, daß 'dantem poenas' nicht *ἄλλοθί που τιμωρίαν ὑποσχόντα ποτὲ* heißt, sondern (*εἶδον*) *ἐκεῖ δίκην τότε διδόντα*: 'dum imitatur' aber geschah in Elis, als er noch lebte. Vergil soll doch wohl nicht in dieser Schilderung das Partizip als praesens historicum gebraucht haben! Vergebens führen andere (wohl um dem *dum* etwas kausales zu geben, 'was sprachlich undenkbar ist') als Parallele die lateinische Fassung des Epigramms an, in dem die Heldenseelen der auf der Walstatt von Thermopylae liegenden Dreihundert (iacentes = humi prostratos; *τῇδε κείμεθα* in demselben Sinne wie bei Tyrtaeus 8, 22 *πεσόντα κεῖσθαι*) den ersten Wanderer, der des Weges vorbei kommen wird, bitten, die Kunde nach Sparta zu bringen; in dem Satze 'vidi illos iacentes dum obsequuntur' (prostrati sunt, dum obsequuntur nec cedunt loco) hat *dum* den gewöhnlichen temporalen Sinn. Wie R. (unter Berufung auf Gruppes Mythologie S. 1021) schreiben konnte 'vom Standpunkt der lateinischen Grammatik liegt nur eine Deutung unzweifelhaft nahe, wonach der Satz mit dum angeben muß, worin die poenae des Salmoneus im Hades bestanden', ist mir unbegreiflich. Vergebens sucht er in deutschen Sagen Analogien; wenn noch in der Hölle zwei Weiber sich um ein Sieb zanken oder zwei böse Nachbarn einander wie Hunde zerfleischen oder ein schweißtriefender Greis unablässig die gestohlene Erde zurückkarren oder den gestohlenen Acker ewig weiter pflügen muß, so handelt es sich nicht um ein Tun, das die Lebenden befriedigte, sondern um fortgesetztes Erleiden offenbarer Unannehmlichkeit und Mühsal: für Salmoneus wäre die Fortsetzung seines Tuns auf Erden eher eine Genugtuung als eine Strafe. Nach Gruppes richtigerer Auffassung des Satzverhältnisses müßte das *imitatur* 'Bedingung, Mittel, Teil oder Schärfung seiner Strafe sein'; es sei nicht unmöglich, daß Salmoneus noch in der Unterwelt donnert und Fackeln schleudert, 'aber jetzt, was latent schon vorher der Fall war, zu seinem offenbaren Verderben, in dem er etwa sich selbst verbrannte und zermalmte'. Wenn Vergil das letzte gedacht oder ersonnen hätte, würde er diese Hauptsache in einer auch

für andere Leser, nicht nur für kombinatorisch scharfsinnige Mythologen verständlichen Weise ausgedrückt haben; übrigens müßte man noch weiter kombinieren, daß die verbrannten und zermalmten Teile nicht verdarben, sondern zum Zweck dauernder Strafe sich wieder erneuerten: soll man wirklich das alles den Worten 'crudeles dantem poenas' unterlegen? Vergebens sucht Gruppe in der Sage von Tityos eine Parallele; dessen Strafe besteht nicht in der Verewigung seines in der Leber sitzenden begehrlichen Zustandes, sondern die Leber wächst nur nach, damit die Qual sich immer wiederholen kann, welche im *tondere* und *rimari* des Geiers besteht: voltur tondens fecunda poenis viscera, nec fibris requies datur ulla renatis V. 598—600. Somit bleibt doch nichts übrig, als daß man den Vers 586 entweder für den Rest von einer anderen Fassung der Stelle oder für interpoliert erklärt (s. S. 4 f. meiner 'Studien'); 'störend ist und bleibt er', wie Deuticke im Anhang [12] kurz und bündig urteilt. Bei Salmoneus 'wenigstens stoßen wir jedenfalls auf kein Wandermotiv'. Auch für Ixion und Pirithous hat sich die Theorie, mit der R. den Versen 602 ff. Anschluß erzwingen will, nicht anwendbar gezeigt. Heranziehen kann man sie für V. 618, wo Vergil dem Phlegyas und nicht wie Pindar dem Ixion die Moral in den Mund legt; das Motiv Vergils ist auch hier ohne sie ersichtlich; s. WS. f. klass. Phil. 1901 S. 558 f.

6) Franz Skutsch, Sechzehnte Epode und vierte Ekloge. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum XII (1909) S. 23—35.

Der erste Teil der Abhandlung, der eine 'erschöpfende Interpretation' der Epode des Horaz verspricht, geht uns hier nicht an; der zweite (S. 28 ff.) handelt von ihrer Datierung, für die ihr Verhältnis zur vierten Ekloge Vergils entscheidend ist. Die bisherigen Urteile darüber sind nach Skutsch 'ohne jeden Beweis' ausgesprochen, auch die der Forscher, welche, von der gewöhnlichen Ansicht abweichend, dem Vergil die Priorität zuerkennen; da auf dieser Seite Gelehrte wie Marx, Plüß und auch Deuticke in Betracht kommen, brauche ich auf S. 324 f. im Exkurs meiner Untersuchung der Elegien des Tibullus nicht erst besonders hinzuweisen.

Einen Beweis für engeren Zusammenhang zwischen Vergil und Horaz findet Sk. im Vergleich von V. 21 f. der Ekloge mit V. 49 f. 33 der Epode. Hier sei für Horaz 'gar kein Grund' gewesen, den einzelnen Zug aus Vergils Schilderung der goldenen Zeit herauszureißen und zur Bezeichnung eines *ἀδύνατον* zu verwenden. Umgekehrt, wenn Horaz vorangegangen ist, habe 'Vergil eine Kontamination vorgenommen, die ganz in seiner Art ist. Er verfährt wie eine sparsame Hausfrau, die nichts umkommen läßt. Kann er die Einzelheit nicht in ihrem ursprünglichen Sinn gebrauchen, so verwendet er sie in einem anderen'. Die angeführten Worte sollen den 'Grund' enthalten, aus dem dann Vergil das

eine Exempel von *ἀδύνατα*, das sich dazu eignete, seinen anderen traditionellen Bildern der goldenen Zeit als neues hinzufügte!

Ferner finden wir eine 'Vergesellschaftung verfolgender und verfolgter Tiere' sonst in griechisch-römischen Schilderungen nicht. Ein Zeichen dafür, daß Vergil 'den Zug aus anderem Zusammenhange gerissen hat', ist auch die Einführung von Löwen (V. 22): 'hat denn etwa bisher in Italien das Vieh die Löwen zu fürchten gehabt?' Aber 'der schlagendste Beweis' für Horazens Priorität ist die Differenz in den Verben *timeant* bei Horaz und *metuant* bei Vergil: es 'wäre gar nicht abzusehen, warum Horaz nicht in der Nachahmung geschrieben hätte *metuant*'; dagegen sei 'ohne weiteres klar', warum Vergil ändern mußte, denn 'das Futurum von *timeo* ging nicht in den Vers'. Die Betrachtung ist offenbar ganz einseitig. Horaz (wenn er, wie ich überzeugt bin, der spätere ist) will gar nicht wörtlich zitieren, wie die Differenz des Epithetons zu *leones* zeigt; darum kann er auch für *metuere* das speziell bezeichnendere Synonymum *timere* einsetzen, das der Vorgänger aus Rücksicht auf die parallele Wortstellung nicht genommen hatte.

Aus seinem 'definitiven' Beweis für die Priorität des H. zieht S. Konsequenzen, 'die nicht gering sind'. Eine chronologische: Horaz' Gedicht war lange fertig, 'ehe Vergil irgendwelche Berechtigung hatte, sich oder anderen als Meister zu erscheinen'. Eine literarhistorische: wir tun einen Blick in Vergils Dichterwerkstatt, der 'manche freilich wieder nicht sehr erfreuen wird'. In der Ekloge stehen die Farben 'in einzelnen Tupfen nebeneinander'; daß außer anderen Entlehnungen der Ekloge ihre Verse '47 und 49 aus Ciris 125 und 398 stammen, davon sind ja heute schon so viele überzeugt, daß ich am schließlichen Sieg dieser Ansicht weniger als je zweifele'. Ich möchte zu der Berufung auf die Zahl an Leos Anmerkung im Hermes 1907 S. 70 erinnern. — Drittens eine Konsequenz religionsgeschichtlicher Art: die Worte *nec metuent armenta leones* wird man künftig auch deshalb nicht mehr als sibyllinisch deuten dürfen, weil sie nach Sk. aus Horaz stammen. Viertens eine methodologische: wörtliche Entlehnungen können mit vollkommener Veränderung des Sinnes, des Gedankenzusammenhanges Hand in Hand gehen. Dadurch seien die Bedenken gegen Skutschs Behauptung, daß Georg. I 406—409 auf den vier Schlußversen der Ciris beruhe, 'vollkommen zu Boden geschlagen'; darüber s. unten Nr. 14.

II. Ausgaben der Werke.

7) Vergils Äneis nebst ausgewählten Stücken der Bucolica und Georgica. Für den Schulgebrauch herausgegeben von W. Kloucek. Siebente, neu durchgesehene Auflage. Wien (F. Tempsky), Leipzig (G. Freytag) 1908. 384 S. 8. geb. 2,50 *M*.

Die Fehler im Text und im Namenverzeichnis, die Deuticke im JB. XXXIV S. 170 rügte, sind jetzt verbessert. Doch steht

unter 'Palatinus' S. 364 noch immer *Evander*, obgleich dieser Name S. 344 Euander lautet, und S. 384 unter 'Volcanus' zu Georg. IV 346 noch 'die vergeb'ne Sorge Vulkans' st. 'vergebliche'. Nach dem Titelblatt ist die Auflage neu durchgesehen; da ein Vorwort fehlt und ich die vorhergehende Ausgabe nicht habe, kann ich zu meinem Bedauern das Ergebnis dieser Durchsicht hier nicht angeben.

8) Virgil's Aeneid, Books I—VI, with introduction, notes and vocabulary. By H. R. Fairclough and Seldon L. Brown. H. Sanborn, Boston-New York-Chicago, 1908. LXI + 515 + (vocabulary) 140 S. 8. geb. 1,40 *D.* — Vgl. WS. f. klass. Phil. 1908 Nr. 50 ('tadellos fein').

Schon der Einband dieses Buches, das zu 'the students' series of Latin classics' gehört, zeigt das Solide mit dem Schönen in anmutendem, einladendem Verein. In froher Erwartung schlagen wir auf: da grüßt uns die Gruppe der 'three world-poets' von Raphaels Parnaß. Aus der Vorrede, die über Schulausgaben und über den Vergilunterricht verständige und beachtenswerte Gedanken ausspricht, möchte ich drei Sätze herausheben, die in verschiedener Hinsicht interessieren dürften. 'The Aeneid fills a larger place in the education of our boys and girls than any other epic'. — 'The Aeneid is a literary masterpiece, one of the great „world-poems", and should be studied as such'. — 'One advantage which we have had over previous editors is the use of Heinze's important work and of Norden's brilliant edition'. Als zweite Illustration folgt ein Faksimile des Mediceus für V 668–696; dem Schüler würde eine bekanntere Stelle noch interessanter sein. Die Einleitung (S. XVII—LXI) gibt zunächst über des Dichters Leben und Werke in geschmackvoller Darstellung und übersichtlicher Ordnung Bescheid; sie erfüllt, was die Vorrede versprochen hat: Virgil's beautiful personality has been emphasized in the Introduction, and the student is encouraged to look for traces of its influence in the poem. Daran schließt sich unter anderem eine recht zweckmäßige Liste der syntaktischen und rhetorischen Figuren der lateinischen Poesie.

Das Eigenartige des Buches ist der Schmuck durch Illustrationen (an Zahl 75); sie sind mit Sorgfalt ausgewählt und an ihren Platz gestellt. So blicken uns vor dem ersten Buche die strengen Züge der Juno Ludovisi entgegen; nach dem zweiten sehen wir die tabula Iliaca und vor dem dritten eine Karte zu den Fahrten des Äneas. Nur die 9. Figur (Venus Genetrix), die mir übrigens entbehrlich erscheint, gehört zu I 404 f. statt zu I 657 ff.; für Merkur (IV 238 ff.) hätte die Bronzestatue von Herculaneum ein besser bezeichnendes Bild gegeben als der Kopf des Gottes im Vatikan. Weniger gut ausgefallen sind die Abbildungen 7. 8. 19. 48; wenig geeignet oder unnötig sind 22. 35. 36. 39. 41. 56. Nicht schön

finde ich es, daß von den kleineren Bildern, die nicht auf besonderem Blatte stehen, der eine Teil zwischen die Textzeilen eingeschoben ist, statt wie der andere Teil bei den Anmerkungen untergebracht zu werden. Störend sind im Texte selbst jedenfalls auch die inhaltlichen Überschriften; ja meines Erachtens müßten sie im Kommentar, wo sie in etwas anderer Fassung wiederkehren, ebenfalls gestrichen werden; der Inhalt soll ja durch Arbeit vom Schüler gewonnen werden.

Ob die Anmerkungen (S. 187—515; über den Seiten sollte die Ziffer des Buches angegeben sein) den Bedürfnissen der amerikanischen Schüler entsprechen, kann ich nicht beurteilen; man wird es annehmen dürfen, da mit dem Universitätsprofessor F. sich Brown als 'principal of Wellesley high school' verbunden hat. Hinter den Büchern kommen Wiederholungsfragen; die beiden letzten Aufgaben wähle ich als Beispiele: Discuss Woodberry's statement that "Aeneas is, in his character, Rome concentrated", and that the Aeneid is "a meditation upon life". Quote Tennyson's eulogy of Virgil, and explain all references therein to the Aeneid. Zu solchem Ziel die Vergillektüre treiben mag Lust und Gewinn sein für Lehrer und Schüler. Demgegenüber ist es fast beschämend, daran zu denken, wie wenig bei uns im Unterricht Vergil gewürdigt zu werden pflegt oder gewürdigt werden kann (vgl. WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 828 f.).

An manchen Stellen des Kommentars habe ich doch den Eindruck gewonnen, daß genauere Benutzung der Arbeiten Deutickes förderlich sein könnte für die zweite Auflage. Für dieselbe notiere ich die kleinen Versehen S. 191 (asperrima). 479 (senta). Im Vokabular habe ich u. a. bei *volvo* übersichtliche Anordnung der mannigfaltigen Bedeutungen vermißt; der Gebrauch des Wortes I 9 (volvere casus) bedarf einer Ableitung (s. WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 834 f.).

Der Text ist sehr konservativ gehalten und bietet darum zu Bemerkungen keinen besonderen Anlaß. An dem Vergilschen Ursprung der Helena-Episode im zweiten Buche halten die Verfasser fest (s. Heinze[2] S. 46; zu *sceleratas poenas* II 576 vgl. den Anhang von Lad.-Deut.[12]), mit Recht, wie ich glaube (vgl. oben S. 126). Sie denken darüber so (S. XXVII): the passage cannot be excluded without injuring the context to a serious extent. It was probably dropped by Varius and Tucca in deference to the poet's expressed dissatisfaction with the scene. The passage was apparently known to others, and was possibly published later by some one who regretted its omission. Indeed, the very fact of its omission from the first complete edition would bring it into notice, much as rejected poems of modern writers are not infrequently published by their biographers and reviewers.

9) Vergils Aeneis. Deutsch in Auswahl von H. Draheim. Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 192 S. 8. geb. 4 *M*.

Das ist eine sorgfältige und geschmackvolle Arbeit, wohl geeignet, um denen, die den Urtext nicht lesen können, das Werk Vergils, das in der Weltliteratur einen ehrenvollen Platz sicher hat, bekannt und lieb zu machen, empfehlenswert auch für die, welche nur Brocken von dem Urtext vorgesetzt bekommen, zur Ergänzung und Übersicht. Auch die Ausstattung des Buches ist würdig.

D. hat mit Recht und Erfolg statt des daktylischen Hexameters das fünffüßige iambische Versmaß ohne Reim gewählt. Die Versifikation ist im ganzen wohl gelungen. Doch haben sich Vierfüßler unbemerkt eingeschlichen (S. 38 Z. 23; S. 40 Z. 21; S. 43 Z. 7); fehlerhaften Rhythmus hat Z. 7 auf S. 3 'sonst würden sie Meer, Erde, Himmel rasend' statt 'sie würden sonst'; als Flickwort stört 'ach' S. 33 'wohin treibt, ach, das Herz die Gier nach Gold' und S. 39 'wie warf, ach, ihn das Schicksal'. Interessant ist, daß D., der S. IV die landläufige Ansicht über die unvollständigen Verse als Zeichen dafür, daß die Äneis 'fast vollendet' sei, ausdrücklich annimmt, seinem Original die Hemistichien — nachmacht! Und es ist hier wie dort: wenn man z. B. S. 10 (I 534) bei D. liest 'dorthin gieng unsre Fahrt..... Da hat Orion uns, der stürmische, auf Sand getrieben' oder S. 11 (I 560) 'So sprach Ilioneus, die Dardaniden bestätigten sein Wort..... Und Dido senkt ihr Haupt und redet kurz', so wird zum mindesten der mit philologischen Antiquitäten nicht belastete Leser sich vergebens fragen, was denn hier zur Vollendung fehlen soll oder was zwischentreten könnte, ohne zu stören; ähnlich ist es S. 16. 21. 28. 29. 36. 37. Etwas anders ist es S. 30, aber nicht durch des Dichters Schuld. Hier lautet bei D. die 8. Zeile 'mich schützen Dardanus und Venus....'; er scheint also bei seiner Nachdichtung nicht beachtet zu haben, daß Vergils Hemistichia den Abbruch des Verses keineswegs an allen möglichen oder beliebigen Stellen herbeiführen, sondern Kola darstellen (vgl. S. 114—134 meiner 'Studien').

Der Zweck der Arbeit rechtfertigt es auch vollkommen, daß D. nicht eine vollständige Übersetzung des Werkes bietet; für das Ausgelassene treten verbindende Inhaltsübersichten ein. Auch in diesen wird Episodisches ausgelassen, so das ganze Wiedersehen in Buthrotum, von dem ich wenigstens III 293—355. 472—505 gern in die Übersetzung aufgenommen sähe. Sehr vermisse ich auch den Auszug zur Jagd IV 129—159.

Die Übersetzung ist gut; auf den 50 Seiten, die ich genauer verglichen habe, fand ich nur das folgende auszusetzen. Den Ausdruck S. 6 'einen würd'gen, braven Mann' (I 151 pietate gravem ac meritis virum) würde ich trotz Schillers Tell nicht wählen, auch nicht S. 40 'Gottvaters Blitz' (IV 25); statt 'Besiegung' (S. 8

zweimal in der Inhaltsangabe) ist besser 'Sieg'. Unschön ist die Elision 'den ihrer Hand die schöne Dido würd'ge' S. 43. Den Gegensatz zu 'Gatte' (IV 323 f.) würde 'Gast' noch besser bezeichnen als 'Gastfreund' (S. 47), dessen zweiter Teil den Begriff der Entfremdung wieder aufhebt. Unrichtig ist 'hat schon der Sturm vernichtet' S. 5 (s. Lad.-Deut.[12] zu I 122); 'vicit hiems besagt nur, daß sie gegen den Sturm nicht mehr ankämpfen können. S. 16 entspricht 'er wisse ja, was dem Gefangenen droht' weder dem Text (II 75) noch dem Zusammenhang, denn 'jetzt schwindet seine Ängstlichkeit'; eine so wenig geklärte und dabei entbehrliche Stelle wird man in einer populären Übersetzung auslassen dürfen. S. 41 fällt die Zusammenstellung 'schlachten Opfertiere für die Gerechtigkeit, für Phöbus, Bacchus' auf; im Text (IV 58) steht 'legiferae Cereri'. Druckfehler ist vielleicht S. 4 Z. 31 das Praeteritum 'schlug' zwischen lauter Praesentia (ferit I 115); 'tötlich' S. 41 Z. 24 ist vielleicht beabsichtigt. Der nächsten Auflage sollte D. ein nicht knapp gehaltenes Verzeichnis der Eigennamen mit einigen erklärungsbedürftigen Realien hinzufügen, um die Brauchbarkeit seines Büchleins für Geschenke und für Bibliotheken noch zu vergrößern.

Als Beispiel für Draheims Art greife ich ohne Wahl Aen. IV 331 ff. heraus.

Sie sprach's. Er hielt die Augen unbeweglich,
Nur Jupiters gedenkend und mit Kraft
Die Sorgen in der Brust erdrückend. Endlich
Erwidert er: „Was Du für mich getan,
Nie werd' ich's leugnen, Königin, und immer,
So lang ich denken kann und Atem hole,
Werd' ich Elissas denken. Und nun höre:
Nicht wollt' ich meine Flucht durch List verbergen,
Und nie hab' ich mich Gatte Dir genannt.
Wenn mich das Schicksal nach dem eignen Willen
Mein Leben führen und mich sorgen ließe:
Zuerst würd' ich dann Trojas teure Reste
Aufsuchen; Priams Burg, sie würde stehen,
Und neu erbaut ich Ilium den Besiegten.
Doch nach Italien weist mich jetzt Apollo,
Italien hieß mich sein Orakel suchen;
Das ist mein Heimatland und meine Liebe.
Wenn Dich, Phönizierin, Karthagos Veste,
Der Anblick Deiner Stadt in Libyen freut:
Mißgönnst Du dann Ausonien den Troern?
Wir suchen auch ein Reich uns in der Fremde!
So oft die Nacht mit ihren feuchten Schatten
Die Erde deckt und Sterne funkelnd aufgehn,
Mahnt mich im Schlaf des Vaters traurig Bild,
Mahnt mich Julus; denn ihm tu' ich unrecht,

Wenn ich ihm das verheiß'ne Land versage.
Jetzt brachte selbst der Bote Jupiters —
Bei unsern Häuptern! — Botschaft mir vom Himmel;
Ich hab' in hellem Licht den Gott gesehn,
Wie er hereintrat, und sein Wort gehört.
Hör' auf, durch Klagen mich und Dich zu quälen.
Italien such' ich, weil ich muß." ....

III. Appendix Vergiliana.

10) In einem Exkurs zu der oben S. 126 besprochenen Abhandlung (S. 528—531) handelt W. Kroll über Catalepton IX (vulgo XI), das Vollmer (s. JB. XXXIV S. 160. 198) und P. Jahn (ebenda S. 156 f.) dem Vergil zuschreiben wollen.

Gegen diese Zuteilung legt K. Verwahrung ein: das im Jahre 27 entstandene Gedicht zeigt eine mangelhafte Technik, wie sie Vergil damals sicher nicht mehr geübt hat. Der Verfasser ist mit seinen Gedanken unglücklich, noch ärger sind die formalen Anstöße; die metrischen Argumente beweisen mindestens nichts für Vergil. Der Autor ahmt die publizierten Gedichte Vergils nach. Gegen V. spricht, daß Messalas Bukolika mit Farben von Vergils Palette bezeichnet werden; die Verse 59 ff. hätte dieser allenfalls im Jahre 42 dichten können, aber nicht im Jahre 27.

Vollmer hat es als Ungeheuerlichkeit bezeichnet, daß das Gedicht eines uns ganz unbekannten Freundes des Messala 'später unter Vergiliana gesetzt worden sei, von denen keines auf Messala hinwies'. Darauf geht K. nicht ein. Ich glaube, die in V. 59 ff. ausgesprochene Hoffnung des Autors, Messalas Hirtengedichte zu erreichen, und die in V. 1. 11. 17 f. 44. 55 bemerkbaren Berührungen mit Vergils Eklogen konnten den Sammler auf den Gedanken bringen, daß er ein Jugendgedicht Vergils vor sich habe. Gesellschaftliche Berührung auch Vergils mit M. Valerius Messala Corvinus ergab und ergibt sich mit Sicherheit aus dem Denkmal, das Maecenas den 'Socraticis sermonibus' des erlesenen Kreises gesetzt hat nach der interessanten Notiz des Servius zu Aen. VIII 310: 'Maecenas in Symposio, ubi Vergilius et Horatius interfuerunt, cum ex persona Messalae de vi vini loqueretur' (vgl. Ribbeck, GdRD II S. 128). Der Gefeierte selbst oder der Dichter der Elegie hat dem Vergil, der sich durch die Anklänge mitgeehrt fühlen durfte, ein Exemplar überreicht; in seinem Nachlaß hat man es später gefunden. In derselben Weise ist der Panegyricus 'Te Messala canam' in das corpus Tibullianum gekommen (s. S. 207 meiner Untersuchung 'Albius Tibullus').

11) Auf S. 523 der oben unter Nr. 3 besprochenen Abhandlung merkt Kroll an, den 'besonders merkwürdigen Fall' Georg. I 404 ~ Cir. 49. 538 sehe er noch ebenso an wie Neue Jahrb. 1903

S. 12 (JB. XXIX S. 153); aus ihm habe er bereits bei den Seminarübungen im W.-S. 1899/1900 die Priorität der Ciris erschlossen, 'also bevor Skutsch das Problem überhaupt angriff'.

12) A. B. Drachmann, Zur Cirisfrage. Im Hermes 1908 S. 405—426.

D. will seine in der Nord. Tidsskr. f. Philologi XIII vertretene Auffassung, daß Ciris ein Gedicht Vergils sei, auch den deutschen Fachgenossen gegenüber ausführlicher begründen. Die Prioritätsfrage ist für ihn von Skutsch entschieden; dann ist der Schluß unumgänglich, daß die Ciris von Vergil verfaßt sein muß, der in späteren Gedichten seine eigenen früheren Gedichte genau in derselben Weise wie die Ciris ausgebeutet hat. Darum fehlen auch jene furta bei Macrob. Die Andeutungen der Ciris über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers passen haarscharf auf die Lebensumstände des jungen Vergil um die Zeit, da er Catal. 5 schrieb. Daß eine bewußte Fälschung auf den Namen Vergils ganz unglaublich ist, bedarf nach D. keines näheren Nachweises.

Die Einwände gegen Vergilianischen Ursprung sind nicht stichhaltig. Es fehlt jeder Beweis dafür, daß der Messala der Ciris mit dem berühmten Redner identisch war. Wenn ein Dichter Worte, die er selbst vorher geschrieben hat, nachher in einem andern Zusammenhang verwendet, so kann er sich durch Ungeschicktheit ebenso gut als Nachahmer verraten, als wenn er fremdes Gut übernimmt (z. B. Georg. I 406 ff.). Was die Parallelen zu Cir. 369 ff. 211. 538 ff. betrifft, so flossen jene Worte dem Vergil von selbst in die Feder, weil er sie einmal geschrieben, aber noch nicht veröffentlicht hatte.

In der gesamten Technik der Ciris findet sich kein einziges Anzeichen für eine Abfassungszeit nach Vergils Tode, und alle positiven Anzeichen sprechen für die Zeit vor Vergils Bukolika. Zum Beweise dafür dient eine vergleichende Statistik über Synaloephen, Metrisches, Verhältnis von Vers und Satz (verglichen werden Cat. 64, Culex, Tib. IV 1, Georg., Aen., Lucr., Cic. Arat., Moretum, Ov. met., Aetna), über Wortstellung, über Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen, Konjunktionen und Wortschatz. Leos Ansicht, daß der Cirisdichter technisch und stilistisch zurückgeblieben sei, ist ganz undenkbar, wenn derselbe ein junger Mensch sein soll, der den Führer der neuen Richtung geradezu plündert. Bei einer Hypothese, die auf ein solches Ergebnis hinausläuft, wird sich die Forschung niemals beruhigen. Mit diesem Satz hat D. nach meiner Meinung recht (vgl. unten Nr. 14 am Ende).

Die Ciris ist also nach D. ein Jugendgedicht Vergils, verfaßt ums Jahr 50, aber von Vergil selbst nicht veröffentlicht. Völlig durchschlagend sind auch die von Jahn aufgezeigten Parallelen mit Catalept. 11, das von unverwerflicher Überlieferung dem Vergil beigelegt wird (s. oben Nr. 10). Die kleineren Gedichte sind aus Vergils Nachlaß veröffentlicht etwa zur Zeit eines Asconius und

Probus, wo man sich auch sonst mit den hinterlassenen Manuskripten Vergils beschäftigt hat.

13) R. Reitzenstein, Die Inselfahrt der Ciris. Im Rheinischen Museum 1908, 4. Heft, S. 605—617.

Die geographischen Unklarheiten und Unglaublichkeiten, die V. 459 ff. bieten, sind schon wiederholt zur Sprache gekommen (JB. 1907 S. 154 und 199), ohne ausreichende Erklärung zu finden. Diese bietet nun R., indem er die ganze Stelle im Zusammenhang interpretiert. Er liest V. 470, in dem der Ton auf *procul* liegt, *respicit* nach der Überlieferung; V. 472 (Venus) *Sunias* nach Leo. Den berechtigten Anstoß, den Leo daran nahm, daß in V. 390 ff. und 448—453 spätere Momente als 459—461 schon deutlich vor Augen gestellt sind, erklärt er daraus, daß das Gedicht 'nicht aus einem Guß' ist: wir sind gegenüber einer Persönlichkeit, die noch nicht 'der griechischen Vorlagen entbehren kann und doch sich an sie nicht mehr streng schließen will'. In diesem Sinne 'die Arbeitsart des Dichters zu bestimmen', ist gerade ein Zweck seiner Untersuchung.

Als störend bezeichnet R. zunächst die Verse 463 f.: die Erwähnung des Periander ist befremdlich; ein Grund für Minos 'noch bis zu dem eigentlichen Isthmos zu fahren' ist unerfindlich; der Beginn des longus cursus 'ist natürlich nicht Korinth, sondern Megara selbst', von wo die Flotte an dem Skironischen Felsen vorüberkommt. In dem verwerfenden Urteil über diese Verse kann ich R. nicht beistimmen. Eine Angabe des Ausfahrtsortes der Flotte bei der ausführlich beschriebenen Rückkehr scheint mir wohl angebracht zu sein. Während das Heer die Stadt Megara belagert und genommen hat, haben die Schiffe, die von Kreta aus an der Küste von Argolis entlang gefahren sind, nahe dem Isthmus in einem Hafen vor Anker gelegen. Von dort aus hat das ans Land des Feindes gesetzte Heer, das nun zu den Schiffen zurückkehrt, die ganze Landschaft überschwemmt (V. 115). Die Herrschaft des Nisus 'reichte nach Philochoros bei Strabo IX p. 601 vom Isthmos bis zum Pythion' (Pauly-Teuffel, Real-Enc. V S. 660). Die Erwähnung des Periander ist bei der Annahme eines Einschubs durch einen lateinischen Dichter noch unerklärlicher, als wenn wir sie aus der griechischen Vorlage übernommen denken.

Der weitere Verlauf ist tadellos bis V. 472, wo Sunion und Skyllaion die Grenzlinie des Saronischen Golfes geben; mit einem Male springt die Erzählung nach Delos, während Minos auf anderem Wege heimfahren mußte. Wie kommt der Cirisdichter dazu, seine Heldin nach Delos zu führen?

Neben der Lokalsage von Hermione, welche Skylla auf dem Schiff des Minos dahin fahren und am 'Skyllaion' ins Meer stürzen ließ, gab es eine andere, ältere Fassung der Sage, deren Spuren Ovid. Met. VIII bewahrt: Skylla wird in nächster Nähe Megaras

zur Strafe verwandelt nach ihrem, offenbar im Moment des Todes verwandelten Vater, der sie nun weiter verfolgen kann. Parthenios, der den Namen des *Σαρωνικὸς κόλπος* vom *σαροῦν* der Skylla ableitete, ließ sie zu ihrer Strafe dorthin schleifen und zu ihrer Rettung dort verwandelt werden, aber in der Nähe des Skyllaion. Demnach ist die Inselfahrt durch das Ägäische Meer Zusatz des römischen Dichters, der den aitiologischen Charakter seiner Vorlage nicht mehr voll empfand. — Daß der Cirisdichter auch jene ältere Erzählung von der Verwandlung kennt, ergibt sich aus V. 49—53, 'die, ob von Vergil abhängig oder nicht, nur unter dieser Voraussetzung Sinn haben (vgl. V. 191 ff.)'; weil er beide Fassungen kennt, kommt er über die Verwandlung nicht zur Klarheit.

Nicht nur zweckwidrig wird die Erzählung mit dem Augenblick, wo die Übereinstimmung mit Vergil (Aen. III 73 f. 124) beginnt, sondern auch stilistisch anstößig. Ungeschickt sind die Flickwörter *ante alias longe*; störend und befremdlich wirkt *linquitur*, während Aen. III 124 *linquimus* notwendig und schön ist; eine ähnliche stilistische Härte bringt in V. 476, dessen Einfügung die geographischen Schwierigkeiten verdoppelt, das Flickwort *adlapsa* (vgl. Aen. III 125 f.). 'Dabei stammt *adlapsa* aus demselben Vorstellungskreise wie *linquitur*; der Gedanke haftet mehr an dem Schiff als an Skylla'. Beide Arten von Bedenken verschwinden sämtlich, wenn man die mit Vergil übereinstimmenden Verse 473. 474. 476 streicht, was mühelos geht; an 472 schließt 475 sich lückenlos an. Ebenso V. 477 mit Reitzensteins Konjektur für das überlieferte *Aeginam* und seinem Vorschlag für *salutiferam* an V. 475:

prospicit incinctam spumanti litore Cythnum
*Belbi*namque simul sa*mpsuchi*feramque Seriphum.

Ein Anlaß für den lateinischen Bearbeiter, das griechische Original — für diesen Abschnitt wahrscheinlich Parthenios — zu erweitern, lag offenbar in der Bemerkung *florentesque videt iam Cycladas*, deren Beziehung auf V. 475 und 477 er nicht empfand; zur Bereicherung der *ἔκφρασις* benutzte er die Beschreibung einer Fahrt durch das Kykladenmeer nach Kreta bei Vergil, bei dem er ja (Aen. III 126 f.) die Worte *sparsas per aequor Cycladas* fand.

Bestätigt findet R. seine Beobachtungen über die Inselfahrt durch das, was Leo im Hermes 42 (JB. XXXIV S. 144) über V. 428 ff. der Ciris aufgezeigt hat: nach Tilgung des mit Vergils Ecl. 8, 41 übereinstimmenden V. 430 der Ciris schließen 'zwei für einander entworfene Glieder sich unlöslich zusammen'. Zu den stilistischen Kennzeichen des Zusammenhangs treten bei der Inselfahrt die sachlichen. Die Zusätze aus der Aeneis verraten nicht den seiner eigenen Absichten sich bewußten Meister, sondern den ängstlichen und dabei ungeschickten Nachahmer. 'So kann weder Gallus noch Vergil der Verfasser der Ciris sein'.

Schließlich kommt R. noch in einer Anmerkung auf Drachmanns Beobachtungen im Hermes 43 (oben Nr. 12). Drachmann berücksichtigt viel zu wenig, daß, wer die Ciris nach Vergil ansetzt, nach wie vor in V. 54 ff. einen direkten Hinweis auf Vergil Ecl. 6, 74 suchen muß. Es liegt eine Absicht darin, daß Vergil hier so ausdrücklich als magnus poeta bezeichnet wird. Drachmanns Voraussetzung, daß die von ihm dargestellte Schultechnik der *νεώτεροι* nach Vergils Hauptwerken keine Anhänger mehr gefunden habe, ist geschichtswidrig. Jene römisch-alexandrinische Schule behält immer im Griechischen ihren Rückhalt; Wiederholungen gelungener Ausdrücke, Verse und Versgruppen bleiben in ihr üblich, während ein Meister der klassischen Dichtung wie Vergil nur den eigenen Werken gegenüber fortsetzt, was vor ihm ein Dichterklub an dem gewissermaßen gemeinsamen poetischen Gute geübt hatte. Der dürftig begabte Nachfolger (der nur deshalb von Vergil abzuweichen wagt, weil dieser selbst und zwar zweifelnd — dubiis erroribus: quam fama secuta est — von Homer abgewichen ist, noch dazu einem *malus auctor* folgend) erklärt mit dem stark betonten Lobe, warum er auch aus dem klassischen Meister übernimmt, was sich mit dem Gesamtton der überlieferten Schultechnik noch vertrug.

---

14) Die Ciris.

Die Untersuchung Reitzensteins über die Inselfahrt der Ciris (Rhein. Mus. 1908; s. oben S. 144) verdient unter den Arbeiten, die Skutsch mit der Neubelebung der lange schlummernden Cirisfrage hervorgerufen hat, den Ehrenplatz neben den beiden Abhandlungen Leos (Hermes 1902 S. 14 ff.; 1907 S. 35 ff.). Bei vielen zweifellos wichtigen, ja entscheidenden Stellen hat mich die Interpretation der beiden Meister unbedingt überzeugt; und doch vermag ich bei den Schlüssen, die sich ihnen für die Entstehung unserer Ciris ergeben, mich nicht zu beruhigen. Denn auf der anderen Seite leuchten mir manche Erklärungen, die Skutsch und seine Kampfgenossen geben, durchaus ein, ohne daß mich ihr Ergebnis befriedigen könnte. Nach beiden Seiten hin vermag ich die von Deuticke gefällten Urteile, so hoch ich auch seine Besonnenheit und seine Gelehrsamkeit schätze, nicht immer anzuerkennen.

Es gehört wohl zu der Aufgabe eines überschauenden Berichterstatters, zu fragen: wie kommt es, daß wiederholte und redliche Prüfung so vieler Sachkundiger die gestellte Frage, ob die Ciris 'vor Vergils Auftreten oder nach seinem Tode verfaßt ist' (so hat Leo 1902 S. 32 die Alternative formuliert) und ob im ersten Falle Gallus ihr Verfasser ist, noch nicht gelöst hat? Wie kommt es, daß die Autorschaft Vergils, die Leo 1907 S. 71 als einfach aus-

geschlossen bezeichnete, immer noch nachdrücklich vertreten wird, um die vorhandenen Beziehungen zu erklären?

Die Cirisfrage geht wirklich jeden an, der mit römischen Dichtern sich wissenschaftlich beschäftigt. Vor allem ist sie mit der Vergilforschung durch ein Netz hin und her laufender Fäden verbunden. Auf diese Verbindung beschränkt sich der hier dargebotene Versuch, aus dem Materiale, das andere mit Fleiß und Scharfsinn herangebracht haben, auszuwählen, was sich zu festem Bau eignet, es zusammenzubauen und dabei etwa hervortretende Lücken zu verstopfen.

I.

Die uns vorliegende Ciris ist nicht eine einheitliche Dichtung.

a) Das Bild, das der Verfasser der Verse 1—11 besonders in V. 1 f. und 10 f. von seinen Erfahrungen und Bestrebungen gibt, wird in den Versen 16—20 und ebenso in 44—47 festgehalten; dieses Gesamtbild ist, wie ich meine, unvereinbar mit dem Bilde, das der Dichter der Verse 93—100 von seinen Bestrebungen und Leistungen entwirft (vgl. Skutsch 1906 S. 43: 'das Selbstgefühl, das in dem Ganzen liegt, fühlt jeder. Ob wirklich so sprechen konnte, wem noch kein Lorbeer beschieden gewesen war?').

b) Was der Leser der Verse 48—51 aus ihnen über den Ort der Verwandlung zu erschließen berechtigt ist, stimmt nicht überein mit dem, was der Dichter der Verse 389—519 ausführt (Leo 1902 S. 35; 1907 S. 38 f.).

c) Die in den Versen 52 f. enthaltene Angabe über den Zweck dieser Verwandlung steht im Widerspruch mit der Auffassung des Dichters der Verse 520—532 (Leo 1902 S. 35; 1907 S. 59).

Schon daraus ergibt sich: V. 1—91 (diese hängen untrennbar zusammen) sind anderen Ursprungs als V. 93 ff. (über V. 92 läßt sich zunächst nichts sagen, weil er zur Überleitung geschaffen oder verändert sein kann und weil sein letztes Wort unsicher ist).

II.

Auch V. 93—541 unserer Ciris sind nicht eine einheitliche Dichtung.

a) Die Verse 473 f. 476 sind als Zusatz von fremder Hand erwiesen; wir kennen ihre Herkunft. Der dazwischen stehende Vers 475 mit dem eigenartigen Ausdruck 'incinctam spumanti litore' scheint der Vorlage anzugehören; ebenso V. 477, wenn man sich entschließt, den geographischen und den prosodischen Schnitzer durch Konjektur zu beseitigen, womit man möglicherweise nicht die Überlieferung, sondern den Verfasser korrigiert. Es liegt nahe, zu vermuten, daß durch den Zusatz Worte verdrängt oder ersetzt sind, die den Ort der bevorstehenden Metamorphose, das Scyllaeum saxum, näher bestimmten und dem 'fertur

et incertis iactatur ad omnia ventis' V. 478 ff. einen besseren sachlichen Anschluß boten, etwa durch die Angabe, daß Minos — der ja nicht beabsichtigt, sie nach seiner Heimat mitzuschleifen (certe ego non patiar Creten tantum contingere monstrum Ov. Met. VIII 99 f.) — beim Einbiegen in die südliche Richtung, beim Austritt aus dem nach dieser Schleifung benannten *Σαρωνικὸς κόλπος* Scylla von seinem Schiffe löst, um sie Wind und Wellen preiszugeben: fertur et incertis iactatur ad omnia ventis, donec tale decus formae vexarier undis non tulit coniunx Neptunia. Die Verwandlung erfolgt doch wohl nicht vor den Augen des kretischen Schiffsvolks. Für den Vergleich 'fertur et iactatur cymba velut, magnas sequitur cum parvula classes Afer et hiberno bacchatur in aequore turbo' (V. 479) ist nicht unbedingt notwendig anzunehmen, daß Scylla noch 'suspensa de navibus altis trahitur'; das zeigt ein Vergleich mit den abweichenden Ausdrücken des von unserer Stelle abhängigen Statius (Sil. I 4, 120): immensae veluti conexa carinae cymba minor, cum saevit hiems, pro parte furentes parva receptat aquas et eodem volvitur austro: hier handelt es sich um das am Schlepptau geschleifte Schiffsboot; in der Ciris genügt es, an ein kleines Fahrzeug zu denken, das in der Kiellinie mehrerer großer Kriegsschiffe nachfährt.

b) Ebenso ist V. 430 als ein fremder Zusatz gleicher Herkunft erwiesen (Leo 1902 S. 55; 1907 S. 55 f.). In Vergils 8. Ekloge sind die Worte des 41. Verses 'ut vidi: ut perii, ut me malus abstulit error' durch ihre Beziehung auf V. 38 'te vidi legentem' (V. 39 f. mit den Aussagen 'iam acceperat, iam poteram' sind eine erklärende Parenthese) fest verankert. Was die eigenartige Ausdrucksweise bezeichnen will, der Zusammenfall von *ἰδεῖν* und *μανῆναι*, von *vidisse* und *auferri*, ist in der Ekloge vortrefflich angebracht und Hauptsache; in der Ciris, wo *vidi* unbestimmt bleibt, ist 'decepta isto corpore', der Gegensatz zwischen Erscheinung und Wesen des Minos, der Hauptgedanke der unmittelbar zusammenhängenden Verse 428 f. 431 f.

c) Auf Grund dieser sicheren Ergebnisse und mit Hinweis auf Leos Argumente (1902 S. 44; 1907 S. 52 f.) dürfen wir ohne Bedenken den V. 398 unserer Ciris als einen Zusatz von derselben Hand bezeichnen. Wenn jetzt auf die Worte 'alternas sortiti vivere luces' — die aus *λ* 303 jedem Leser verständlich waren und nur aus grammatischem Grunde noch eines Nomens bedurften — außer der zweiten attributiven Bestimmung 'Iovis suboles' und ihrer hier völlig tautologischen Wiederholung 'Iovis incrementum' noch die Bezeichnung *Tyndaridae* folgt, so ist das derselbe, ebenso bedenkliche wie charakteristische, Stilfehler, den Leo 1902 S. 36 (vgl. 1907 S. 40) bei dem Verfasser der Verse 58 ff. notiert hat. Daß der Fehler nicht etwa in dem *Tyndaridae* des Verses 399 steckt, der bei der herkömmlichen Interpunktion freilich auch einen Anstoß bietet, zeigt nicht nur die jetzt unter-

brochene Beziehung von *sortiti* auf *Tyndaridae*; man betrachte, um V. 398 als stilistischen Störenfried zu erkennen, nur die ganze Stelle ohne ihn und beachte dabei die Sorgfalt, mit der der Dichter jedem genannten Namen ein bezeichnend gewähltes Attribut (aber nur eins!) vorangehen läßt:

complures illam nymphae mirantur in undis;
miratur pater Oceanus et candida Tethys
et cupidas secum rapiens Galatea sorores,
illam etiam iunctis magnum quae piscibus aequor
et glauco bipedum curru metitur equorum
Leucothea parvusque dea cum matre Palaemon,
illam etiam alternas sortiti vivere luces
Tyndaridae: niveos mirantur virginis artus.

d) Durch dasselbe Verfahren, durch Einschub von wenig veränderten Worten Vergils in ein lückenloses Satz- und Gedankengefüge ist auch der unmittelbar folgende Abschnitt der Ciris (V. 400 ff.) erweitert und entstellt worden. Auch hier genügt es im allgemeinen, auf Leos Behandlung der Stelle (1902 S. 45; 1907 S. 53 f.) zu verweisen; doch läßt sich seine Argumentation im einzelnen noch ergänzen und verstärken. Vergil (Aen. II 403 ff.) malt das Bild, wie Cassandra fortgeschleppt wird (trahebatur) vom Heiligtum der Minerva. Indem der Dichter fortfährt 'ad caelum tendens', erwarten wir (wie Aen. I 93) *palmas* oder *manus*; weil er hier nun aber statt dessen *lumina* sagen muß, ist die bestätigende Wiederholung des Wortes natürlich und die Erklärung nötig 'arcebant vincula palmas'; selbstverständlich denkt der Dichter, daß ihr die Hände auf den Rücken gebunden sind (vgl. Hor. C. III 5, 22; Epist. II 1, 191). Mit gutem Rechte sucht die schuldlose Seherin bei den Himmlischen Hilfe. Wie anders stellt sich alles in unserer Ciris! Schon die ersten Worte 'ad caelum' erregen Bedenken. Scylla, die von den Göttern gar nicht mehr Rettung erhofft (V. 405 f.), richtet, nach der einleitenden Apostrophe an die Winde, ihr Klagen und Flehen vielmehr an Minos, der sich auf dem Schiffe befindet (V. 414 f. 421. 425—432. 445—447. 454. 458). Wenn sodann diese Angabe der Richtung auf die Augen Scyllas bezogen wird, so erhebt sich eine neue Schwierigkeit. Wir werden nämlich zu der Vorstellung gedrängt, daß ihre Augen bisher nicht nach oben gerichtet sind, das heißt, daß sie mit dem Rücken nach oben auf dem Wasser treibt. Ist es jemand, der am freien Gebrauch der Arme gehindert ist und nicht ein kräftiger Kunstschwimmer ist, überhaupt möglich, diese Lage zu behalten? Kann, wer in dieser angenommenen Lage 'per mare trahitur', das ihm unablässig ins Gesicht schlagende Wasser überhaupt aushalten und dabei — sprechen? Ich glaube es nicht. Sicher ist jedenfalls, daß nach der Voraussetzung des Dichters von V. 449 Scylla auf dem Rücken liegt. Instinktiv hat sie dabei den Kopf nach vorn geneigt. Von der unnatürlichen

Haltung erschlaffen jetzt die Nackenmuskeln, der Kopf will schwer zurücksinken (wie bei treibenden Leichen, von denen der Dichter seine Anschauung entnommen hat): iam fessae tandem fugiunt de corpore vires et caput inflexa lentum cervice recumbit. Scylla hängt an einem um den Oberleib gewundenen Strick, nicht etwa an den zusammengebundenen Armen (wodurch die Haltung des Kopfes etwas erleichtert würde); denn nicht durch immer mehr einschneidende Stricke (stringenti fune), sondern durch die fest angezogenen Knoten geschieht es, daß ihr die Arme absterben (adductis tabescunt bracchia nodis; aus V. 426 dürfen wir schließen, daß sie gleich als Gefangene gefesselt worden ist). — Wer diese klare und einheitliche Vorstellung gehabt hat, der hat nicht von Scylla geschrieben: ad caelum lumina tendens: es kann kein Zweifel mehr sein, daß uns in der Aeneisstelle das Original, in unserer Ciris die Nachahmung vorliegt; und diesem Schlusse fehlt es nicht an weiterer Bestätigung, zunächst durch den Unterschied in der Wortfolge. Denn nachdem die Begriffe 'ad caelum lumina' gegeben sind, ist der Gebrauch des Verbums tendens ('tollens' in L ist eine den Schriftsteller korrigierende Konjektur) gar nicht anders begreiflich als dadurch, daß Vergils Worte, soweit es anging, abgeschrieben sind; da dessen 'frustra' hier durch 'questu inani' vorweggenommen war, wurde für den ausscheidenden der zur Hand liegende Spondeus zur Ausfüllung des letzten Versfußes verwendet: so geriet *tendens* hinter *lumina* und verlor den Sinn. Nicht besser steht es hier mit dem folgenden Verse. Was soll hier die Bestätigung von lumina und die Begründung des, genau genommen, infolge der Umstellung des Verbs hier gar nicht indizierten Gedankens 'tendens [non palmas sed]', da doch niemand von einem in liegender Haltung durch Wasser geschleiften Körper die Bewegung wird erwarten wollen, die bei einem aufrechten Menschen natürlich und herkömmlich ist. Zu alledem kommt schließlich, daß Satz und Gedanke der Verse 400 f. abgeschlossen und vollständig sind und daß an diese einleitenden Worte der Anfang der Rede sich mit deutlichen Beziehungen unmittelbar anschließt:

has adeo voces atque haec lamenta per auras,
fluctibus in mediis, questu volvebat inani:
'supprimite o paulum turbati flamina venti,
dum queror et divos . . alloquor.

e) Parthenios hat die Verwandlung der Scylla Nisi in einen Vogel in seinen *Μεταμορφώσεις* behandelt (Meineke, Analecta Alexandrina S. 270 f.). Von demselben Gesichtspunkt betrachtet die Sage der Cirisdichter, der auch den wieder belebten Vater in einen Vogel verwandelt werden läßt. So knüpft er schon an den Bericht von dem entscheidenden Beschluß Scyllas im voraus in V. 191—205 einen Ausblick auf die spätere Verwandlung der beiden in haliaeetos und ciris (unter Hinweis auf die verwandte

Sage von den Töchtern des Pandion V. 198 ff.; vgl. V. 410) und auf die fortdauernde Feindseligkeit des Verwandelten gegen die Tochter: Nise pater, .. tum quoque, avis, metuere: dabit tibi filia poenas. Der ausführliche Bericht erfolgt V. 481 ff. Die zur ciris Verwandelte incultum solis in rupibus exigit aevum, rupibus et scopulis et litoribus desertis: nec tamen hoc ipsum poena sine. Denn Juppiter rief den getöteten Vater wieder zum Leben und verwandelte ihn in den Vogel haliaeetos, huic vero miserae .. infesti apposuit odium crudele parentis. Wie sich dieser Haß zu ihrer Pein betätigt, sagen die Verse 533 ff.: namque ut...

535 scorpios alternis clarum fugat Oriona,
sic inter sese tristis haliaeetos iras
et ciris memori servant ad saecula fato.

So bringt der doctus poeta zuguterletzt noch ein glänzendes specimen doctrinae; sein veranschaulichender Vergleich mit dem Schicksal Orions ist kein *ἀμάρτυρον*: *συγκυνηγετῶν οὗτος Ἀρτέμιδι ἐπεχείρησεν αὐτὴν βιάσασθαι· ὀργισθεῖσα δὲ ἡ θεὸς ἀνέδωκεν ἐκ γῆς σκορπίον, ὃς αὐτὸν πλήξας κατὰ τὸν ἀστράγαλον ἀπέκτεινε· Ζεὺς δὲ συμπαθήσας κατηστέρισεν αὐτόν· διὸ τοῦ σκορπίου ἀνατέλλοντος Ὡρίων δύνει· ἡ δὲ ἱστορία παρὰ Εὐφορίωνι* (Meineke, Anal. Al. S. 133); vgl. Arati Phaen. 636—646. So bringt der aitiologische Dichter mit dem Hinweis auf die fortdauernde Feindseligkeit der Vögel sein Werk zum natürlichen Ziel und vollendeten Abschluß: meisterhaft sind die Worte gewählt, in die er seine Dichtung ausklingen läßt.

Davon empfand freilich der uns genugsam bekannte Erweiterer nichts, der mit plumper Hand vier aus seinem Vergil abgeschriebene Verse hinzutat (538—541). Inhaltlich bieten sie nichts anderes, als was der Cirisdichter in seiner Ausdrucksweise soeben durch den Vergleich 'ut scorpios alternis fugat Oriona' an rechter Stelle bezeichnet hat; während der Cirisdichter V. 536 f. von der Feindschaft der Vogelgattungen spricht, bringen die angeschobenen Verse wieder die hier nicht mehr passende Bezeichnung Nisus; dazu verderben sie den schönen Schluß. So störend und überflüssig wie sie hier auftreten, so unanstößig und notwendig sind sie in Vergils Georgika (I 406—409) als Erläuterung des vorhergehenden Verses 405 'pro purpureo poenas dat Scylla capillo'; es kann kein Zweifel sein, daß sie für jene Stelle konzipiert sind. Auch für die Einführung des Seeadlers als Wetterzeichen in Georg. I 405 fallen die Schlußverse unserer Ciris als Vorlage vollständig aus, wie Leo 1907 S. 58—67 nachgewiesen hat. Daß derselbe feinsinnige Interpret 1902 S. 46 f. geschrieben hat, es sei 'eine poetische Verkehrtheit, die vor dem Seeadler fliehende Ciris mit dem beim Aufgange des Skorpion untergehenden Orion zu vergleichen; dadurch verliert das natürlich angeschaute Bild, das als solches in den Georgica eingeführt ist (v. 404. 405), sein Leben', wäre unbegreiflich, wenn sich nicht aus unseren Erörterungen

ergäbe, was seiner damals gemachten subjektiven Bemerkung Wahres zugrunde liegt: das Gefühl von der Unverträglichkeit der in unserer Ciris zusammengeschachtelten Verse 533—535 einer- und 538—541 andererseits. Stellen wir uns auf den Standpunkt des Cirisdichters, so verhalten sich, abgesehen von der Bezeichnung des Meeradlers durch Nisus, die zwei Versgruppen, wie sie jetzt beieinander stehen, ungefähr wie Poesie und Zoologie.

III.

Es sind also im ganzen aus V. 93—541 als spätere, fremde Zutaten auszuscheiden die Verse 398. 430. 538—541. 402—403. 473—474. 476 und vielleicht 477; das heißt: es sind eingeflickt zwei Stellen der Eklogen (4, 49; 8, 41 = zwei Zeilen), eine der Georgika (I 406—409 = vier Zeilen), zwei der Aeneis (II 405 f.; III 73 f. 124—126 = fünf Zeilen).

Es liegt nahe, eine Absicht darin zu vermuten, daß dieser Bearbeiter der Grundlage aus jedem der drei veröffentlichten Werke Vergils etwas aufgenommen hat. Jedenfalls dürfen wir für die Bearbeitung als terminus post quem die Veröffentlichung der Äneide annehmen.

Ebenso nahe liegt von vornherein die Vermutung, daß dieser Ergänzer der Grundlage der Verfasser der Einleitung unserer Ciris (V. 1—91) ist. Diese Vermutung findet schon jetzt mehrfache Bestätigung. Daß der V. 51 des einleitenden Abschnitts von Verg. Ecl. 6, 81 abhängig ist, darf man als ganz sicher erwiesen bezeichnen (Leo 1902 S. 35; 1907 S. 38—40. 59); darnach muß auch V. 59—61 als abhängig von V. 75—77 derselben Ekloge gelten, wofern man nicht etwa eine gleichlautende beiden Stellen gemeinsame Vorlage annehmen wollte: die übereinstimmenden Verse könnten in einer für uns verlorenen Einleitung der Grundlage gestanden haben und daraus wie von Vergil so von dem Cirisbearbeiter übernommen sein. Aber erstens entspricht eine derartige Übernahme nicht dem uns bekannten Verfahren Vergils (Leo 1902 S. 52—54; 1907 S. 57 f.); zweitens ist in der einzigen Abweichung der beiden Stellen (Vergil: a timidos nautas; Ciris: deprensos nautas) der Bearbeiter offenbar wiederum abhängig von Vergil (Georg. IV 421: deprensis . . nautis). Somit ist die Annahme einer gleichlautenden Vorlage abzulehnen; die Verse Cir. 59—61 sind aus Vergil abgeschrieben in derselben Weise, wie es bei den oben nachgewiesenen Zusätzen geschehen ist.

Der Cirisbearbeiter hat aber auch die zweite Stelle, an der sein Meister Vergil die Scylla erwähnte, sich vollständig angeeignet: die am Schlusse unserer Ciris nicht mitanzuhängenden Verse Georg. I 404 f., die daselbst ohne Anstoß sind, sind in der Einleitung für den oben unter I c) (S. 147) gekennzeichneten Vers 52 und, wie daraus sich weiter ergibt, für V. 49 benutzt (Leo 1902 S. 35 f.; 1907 S. 59). Darnach zweifeln wir nicht daran, daß jener

Ergänzer die vorliegende Einleitung verfaßt hat: die uns überlieferte Ciris ist das Elaborat des Bearbeiters. Diese erweiterte Fassung bezeichnen wir im folgenden mit Cir; die von den Zusätzen gereinigte, leider um den Anfang wohl verstümmelte Dichtung nennen wir cir.

IV.

War die unmittelbare Grundlage der Cir ein griechisches Gedicht, wie man allgemein annimmt, oder ein lateinisches? Um diese Frage zu beantworten, stellen wir die Beziehungen zwischen cir und Vergil fest.

a) Der Dichter der cir kennt die zweite Ekloge und bekundet die Kenntnis in der üblichen Weise. Beweis der Anlehnung ist die nur daraus erklärbare Verbindung 'excubias iactare' im Sinne von 'agitare custodiam' (Plaut. Rud. 858); vgl. Leo 1902 S. 38, 1907 S. 43. Angesichts dieser Beweisstelle sind auch die übrigen, wiederholt behandelten Übereinstimmungen zwischen Ecl. 2 und cir nicht als rein zufällig zu erachten, so daß die folgende Gegenüberstellung keines Kommentars bedarf.

Ecl. 2.	cir.
(Corydon haec incondita) montibus et silvis studio iactabat inani 5	(vigilum custodia) excubias foribus studio iactabat inani 208
herbas contundit olentes 11	herbas incendit olentes 370
narcissum (et florem iungit anethi; tum), casia (atque aliis intexens herbis 48 f.	narcissum casiamque 370
(luteola pingit vaccinia) caltha 50	(crocus alterna coniungens lilia) caltha 97
quem fugis, a demens 60	ut patris, a demens 185
me tamen urit amor; quis enim modus adsit amori 68	omnia vicit amor; quid enim non vinceret ille 437

Hier tragen die Anlehnungen der cir den Charakter von Reminiscenzen; ein etwas anderes Verhältnis ergibt sich aus dem folgenden Vergleich:

Ecl. 8.	cir.
(carmine) et mutata suos requierunt flumina cursus 4	(tempore) quo rapidos etiam requiescunt flumina cursus 233
(coniugis Nysae deceptus amore) dum queror et divos, quamquam nil testibus illis profeci, extrema moriens tamen alloquor hora 19 f.	(coniunx dicta tibi 414; decepta 429) dum queror et divos, quamquam nil testibus illis profeci, extrema moriens tamen alloquor hora 405 f.
praeceps aerii specula de montis in undas (deferar) 59	praeceps aerii specula de montis iisses 302
extremum hoc munus morientis habeto 60	extremum hoc munus morientis habeto 267
terna tibi haec primum triplici diversa colore licia circumdo (terque duco): numero deus impare gaudet 73. 75	terque novena ligans triplici diversa colore fila (ter despue, despue ter): numero deus impare gaudet 371. 373

Die Abhängigkeit dieser Stellen der cir von Vergil ist von Leo überzeugend nachgewiesen (1902 S. 39—43. 45; 1907 S. 45—

49. 51), und zwar glauben wir hier bewußte Anspielungen zu erkennen, die auf frische Lektüre der Ekloge zurückweisen. Der Verfasser der cir hat von der dem Polio, wie man annimmt, zu seinem Triumph gewidmeten und überreichten Dichtergabe auch ein Autorenexemplar erhalten; dafür dankt er dem Vergil in der üblichen Form des literarischen Kompliments: und selbstverständlich überreicht er demselben sein Epyllion als Gegengabe. Mit dieser Erklärung des Sachverhalts gewinnen wir, wenn sie sich bestätigt, zunächst einen terminus post quem für die Abfassung der cir. Daß die Grundlage unserer Ciris ein lateinisches Gedicht war, ist jetzt jedenfalls völlig sicher.

b) Die erste, siebente und neunte Ekloge zeigen keine literarischen Beziehungen zur cir. Die übrigen der Eklogen, welche vor der achten gedichtet sind und also dem Dichter der cir bekannt geworden sein konnten, sei es durch Zirkulation in den literarischen Kreisen, sei es durch Rezitation, enthalten vereinzelte Parallelen zur cir, die wir als Reminiscenzen des einen Dichters an den andern auffassen können. Soweit man das tut, muß nach dem festgestellten Abhängigkeitsverhältnis der cir von der späteren achten Ekloge hier ebenfalls dem Vergil die Priorität zukommen. Daß wirklich keine dieser Parallelen jene Feststellung erschüttern kann, ersehe man an der Hand des folgenden Verzeichnisses aus Leos Erörterungen 1902 S. 37[1]). 42; 1907 S. 41f. 51[1]).

Ecl.	cir.
et suave rubens hyacinthus 3, 63	hyacinthi 95; aut suave rubens narcissus 96
concordes stabili fatorum numine parcae 4, 47	concordes stabili firmarant numine parcae 125
pallenti cedit olivae 5, 16	pallentis foliis caput exornarat olivae 148
Daphni, tuum Poenos etiam ingemuisse leones interitum 5, 27	(malus ille puer) ille etiam Poenos domitare leones (docuit) 135

c) Von den beiden Eklogen, die wir noch zu prüfen haben, ist die zehnte, der extremus labor der Sicelides musae, jedenfalls jünger als die achte; und da sie auch unbestreitbare Parallelen zur cir enthält, so haben wir hier einen ersten Prüfstein für die Annahme, durch die wir oben den auffallend starken Anschluß der cir an Ecl. 8 zu erklären versuchten. Soll unsere Annahme richtig sein, so muß bei den folgenden Stellen die cir die Priorität für sich haben können.

cir.	Ecl. 10.
(complures illam nymphae mirantur, miratur Oceanus et Tethys et Galatea), illam etiam (Leucothea parvusque Palaemon), illam etiam (Tyndaridae: mirantur) 394. 397	illum etiam (lauri, etiam flevere myricae, pinifer) illum etiam (Maenalus et fleverunt saxa Lycaei; stant et oves circum, venit et upilio; venere subulci, venit Menalcas: omnes rogant) 13f.
(infelix virgo incultum) solis in rupibus (exigit aevum) 518	(illum) sola sub rupe (iacentem) 14

(dirae testudinis) spelaeum 467	spelaea ferarum 52
(quae virides silvas) lucosque sonantes (incolitis, volucres) 196	(iam mihi per rupes videor) lucosque sonantes (ire) 58
Gnosia neu Partho contendens spicula cornu 299	libet Partho torquere Cydonia cornu spicula 59
omnia vicit amor. quid enim non vinceret ille 437	omnia vincit Amor (et nos cedamus Amori) 69

Das Wort σπήλαιον hat Vergil sonst nicht angewendet; bei dem Dichter der cir ist es nicht auffallend: dieser hat V. 435 νύμφη in der griechischen Bedeutung und V. 178 ψαλτήρια (vgl. Skutsch 1906 S. 95). In der folgenden (vierten) Parallele möchte ich in der cir 'lucos resonantes cantu avium' verstehen; aber auch, wer das Attribut vom Waldesrauschen versteht, wird zugeben müssen, daß es nach 'virides silvas' besser paßt als neben *rupes* und nach dem Gedanken an eine Eberjagd zur Winterszeit in der Ekloge, wo, wer das Wort genau nehmen wollte, an den hallenden Schritt des einsamen Wanderers denken müßte; also hat Vergil den Versschluß übernommen. In der fünften Parallele ist Partho cornu (wie nahe lag das Attribut den Dichtern der Zeit!) beiderseitig konventionell, wie es 'Poenos leones' (oben S. 154) beiderseitig ist für 'wilde' (nicht: nordafrikanische, was auch für cir nicht paßt) Löwen, qualia portenta lubae tellus generat; aber mit *Gnosia* ist cir wie mit *sonantes* entschieden im Vorteil gegen Vergil; vgl. Leo 1902 S. 41 f.; 1907 S. 51[1]).

Von diesen drei Parallelen (Cir. 467. 196. 299) dürfen wir also sagen: sie bestätigen unsere Annahme; von den beiden ersten (wenn man beide anerkennt) (Cir. 394 ff. 518) genügt es zu sagen, daß sie ihr nicht widersprechen. Die letzte Parallele bedarf genauerer Betrachtung.

Scylla hat (V. 414 ff.) den Minos an das erinnert, was er getan hat: sacrato (testibus divis: V. 405) foedere (vgl. V. 187: haec condicio proponitur una) coniunx dicta tibi; dazu an alles, was sie um seinetwillen verschuldet (penates hostibus addixi, flamma delubra petivi) und was er dadurch erreicht hat (te victore). Wie anders ist er ihr erschienen, als er jetzt sich zeigt! Kein Gedanke an all das bewegt ihn; das wahre Wesen des von ihr so Verkannten kommt, alle anderen Regungen erdrückend, zum Durchbruch: iam iam scelus omnia vincit. Solche Schlechtigkeit (scelus bedeutet hier nicht die böse Tat, sondern die Bosheit) hat sie nicht erwartet bei seiner *forma*, die sie mehr reizte und lockte als alle ihr zu Gebote stehenden und nun um seinetwillen preiszugebenden *deliciae*, die sogar den Gedanken an die Strafe der Götter in ihr erstickte. Kein widerstreitendes Motiv hat in ihr aufkommen und sie zurückhalten können: omnia vicit amor d. i. ihre Leidenschaft, die so stark war, daß sie noch größeren Widerstand bezwungen hätte. Das ist (vgl. auch die oben S. 153 als mögliche Anregung angeführte Parallele aus Ecl. 2) der Gedanke der, einen schwachen Versuch von Selbstentschuldigung mit-

enthaltenden Worte 'quid enim non vinceret ille?'. Die Ansicht, sie fügten 'den allgemeinen Satz' zu der persönlichen Einzelerfahrung — eine solche Sentenz im Munde Scyllas wäre hier in der Tat mehr als überflüssig; darin empfand Leo 1902 S. 46 richtig — diese Ansicht (und damit zugleich die von Ribbeck[2] aufgenommene Lesart vincit) wird schon durch das Tempus ausgeschlossen; *vinceret* ist eine durch die Frageform mitveranlaßte potentiale Nüancierung von (nam ille nihil non) vincebat = er war in dem Zustande zu siegen. In Prosa übersetzt heißt der Vers: die Leidenschaft, die mich völlig beherrschte, bezwang alles. Wem die Formulierung des Gedankens nicht zusagen will, der beobachte die Manier unseres Dichters in Satz- und Versbau von 190 'a demens (wenn sie nämlich wußte, was sie damit tat)! — sive illa ignorans (vgl. V. 319 ff.)? heu tamen infelix! quid enim imprudentia prodest'; 334 'si non poteris flectere — sed poteris: quid enim non unica possis' und 513 'nullae illam sedes: quid enim iam sedibus illi'. Kurz, um den Vers und im besonderen den Ausdruck 'omnia vicit' im Zusammenhang der cir zu erklären und abzuleiten, bedarf es wirklich nicht der Annahme einer Anlehnung. Gewiß ist solche Annahme auch für den Vers der Ekloge, deren Gedankenführung Leo so fein und überzeugend nachempfunden hat, nicht notwendig; aber sie erscheint zulässig, wenn man bedenkt, daß der bildliche Ausdruck 'vincit' (dem 'cedamus' sich anschließt = ne pugnemus) hier nicht durch den Zusammenhang der Stelle dargeboten wird; aus V. 61 'tamquam deus ille mitescere discat' und V. 64 'non illum nostri possunt mutare labores' ergibt sich als Vorbereitung des Gedankens 'nos cedamus' ohne weiteres nur 'ille crudelis atque durus est'. Darnach ist unsere Annahme über das zeitliche Verhältnis der beiden Dichtungen auch mit dieser Parallele aufs allerbeste vereinbar.

Die sechste, vor der zehnten verfaßte und der achten zeitlich nahestehende Ekloge erwähnt V. 74 'Scyllam Nisi'; aber was als sekundäre Sagenbildung (fama secuta est, nicht 'fama est'; die von Leo 1907 S. 69 f. und von Norden zu Aen. VI 14 gesammelten Stellen beweisen gerade, daß dies 'secuta est' einzig dasteht und etwas besonderes bedeuten muß) dann V. 75—77 von ihr angegeben wird (und zwar, nach dem Wesen des indikativischen Relativsatzes, als Bemerkung des Dichters, nicht als Stoff des Silenus; diesen bezeichnet der Titel 'Scylla Nisi'), nämlich 'quam— dies ist nicht Objekt von sequi, sondern Subjekt des Aci — succinctam latrantibus monstris Dulichias vexasse rates et nautas canibus lacerasse' das steht in cir nicht. Hinwiederum scheint der folgende, mit aut angeknüpfte V. 78 'ut mutatos Terei narraverit artus', an den sich Philomelas Verwandlung in einen Vogel schließt, eine Parallele zu sein zu V. 198 der cir 'humanos mutatae corporis artus (Dauliades puellae, gaudete: venit gratissima vobis cognatos augens reges numerumque suorum ciris et ipse

pater)'; es kommt dabei in Betracht, daß cir auch V. 101 (Pandioniis vicinae sedibus urbes) und V. 410 (illa ego sum cognato sanguine vobis Scylla: quod o salva liceat te dicere Procne) dieselbe Sage heranzieht. Auch könnte man Ecl. 6, 80 f. 'quo cursu deserta petiverit et quibus ante infelix sua tecta supervolitaverit alis' vergleichen wollen mit cir 510 ff. 'numquam illam post haec oculi videre suorum, nullae illam sedes [acceperunt]; quae simul ut sese velox ad caelum extulit alis, infelix virgo exigit aevum in litoribus desertis'. Aus diesem Tatbestand läßt sich vorläufig nicht entscheiden, ob literarische Beziehung anzunehmen ist und wem in diesem Falle die Priorität zukommt.

d) Indem wir uns dem Verhältnis der cir zu den Georgika zuwenden, erinnern wir uns zunächst jener Stelle, die von Cir so vollständig ausgebeutet ist (I 404—409). Daß Vergil den zwischen noctua und corvi als Wetterzeichen gesetzten Vogel nicht als haliaeetos bezeichnet, sondern von Nisus und Scylla spricht (apparet sublimis in aere Nisus), obwohl dies nicht Benennungen der in ihrem Treiben geschilderten Vögel sind (anders ist es mit den V. 399 erwähnten alcyones); daß er neben dem eigentlichen Wettervogel (apparet = φαίνεται) den als guten Wetterpropheten nicht nachweisbaren Vogel Ciris 'sekundär' eingeführt hat (Leo 1907 S. 63 f.): all dies erklärt sich von selbst bei der Annahme einer Anspielung (vgl. Leo 1907 S. 66) auf eine Behandlung der Sage, wie sie cir enthält. Dazu stimmt es, daß der Vers 405 Vergils an den Wortlaut der Verse 194 und 382 der cir anklingt. Auch die Schilderung Vergils V. 406—409, so lebendig und anschaulich sie klingt, braucht weder auf eigene Naturbeobachtung zurückzugehen (dies um so weniger, als 'man schon im Altertum diesen Sagenvogel — Ciris — nicht zoologisch definieren konnte') noch auf eine gelehrte Quelle, sei es nun die, welche den Seeadler als Wetterzeichen darbot, sei es irgend eine andere; der Dichter der Georgika, der V. 402 f. und 410—414 das Verhalten von noctua und corvi schildert, kann, 'um den Seeadler in einer lebhaften Handlung anschaulich vorzuführen', dieses Bild selbständig gezeichnet haben auf Grund der Andeutungen, welche cir in V. 203 f. 515. 520 und besonders 532—537 enthält; auf diesem Verhältnis der Georgika zu den letzten cir-Versen beruht es dann wiederum, daß Cir die Vergilverse als Ausmalung anhängen und damit täuschen konnte.

Daß überhaupt keine der Stellen, an denen sich Anklänge feststellen oder annehmen lassen, gegen die Priorität der cir spricht, mag wieder eine Gegenüberstellung veranschaulichen.

cir.	Georg.
	I.
arguta (sonant psalteria), plauduntur pectine telae 178 f.	(cantu solata laborem) arguto coniunx percurrit pectine telas 294
(ut nullo) possim cognoscere signo 243	(et certis) poteris cognoscere signis 394

Nise, dabit tibi filia poenas 194; purpureumque (parat rursus tondere) capillum 382	pro purpureo poenas dat Scylla capillo 405
532—537	406—409
	II.
tum qua se medium 499	nam qua se medio 74
pocula Bacchi, gravidos Cereris fetus 230	gravidae fruges et Bacchi umor 143
	III.
foliis caput exornarat olivae 148	foliis ornatus olivae 21
	IV.
gravidos Cereris fetus 230	gravidos cogunt fetus 231
tenuem singultibus aera captat 211	tenuemque magis magis aera carpunt 311
gravidos penso devolvere fusos 446	fusis mollia pensa devolvunt 348 f.
(virides silvas) lucosque sonantes 196	(speluncisque lacus clausos) lucosque sonantes 364
iunctis magnum quae piscibus aequor et glauco bipedum curru metitur equorum Leucothea 394 f.	caeruleus Proteus, magnum qui piscibus aequor et iuncto bipedum curru metitur equorum 388 f.
sese de gurgite extulit alis et multum late dispersit in aequora rorem 516	gens umida ponti exsultans rorem late dispergit amarum 431
verum ubi nulla movet stabilem fallacia Nisum 378	verum ubi nulla fugam reperit fallacia, victus 443
immiti tyranno 420 [Minos]	immitis tyranni 492 [Pluto]

Die Ähnlichkeit der Versschlüsse bei der zweiten Parallele gewinnt an Bedeutung, wenn man erwägt, daß mit Georg. I 393 f. der Abschnitt beginnt, in dem Nisus und Scylla bei Vergil auftreten; angesichts dieser Stellen darf man auch bei den Übereinstimmungen der ersten Parallele (Georg. I 294) an eine Reminiscenz Vergils denken. Demgegenüber sind die Übereinstimmungen, die sich in einzelnen Worten von cir und Georg. II. III finden lassen, unbedeutend; von derselben Art sind die Übereinstimmungen mit Georg. IV 231. 311. Wesentlich anders sind wieder die folgenden Parallelen, von denen sich die bedeutsameren bei Vergil auf dem verhältnismäßig kleinen Raum von 100 Versen zusammenfinden, so daß, wenn die cir älter ist, von lauter Zufälligkeiten nicht die Rede sein kann. Gewiß darf man aus keiner dieser Parallelen die Priorität der cir erweisen wollen; aber ebenso gewiß kann man aus keiner von ihnen die Priorität Vergils erweisen oder auch nur wahrscheinlicher machen. Die zwischen cir und Georg. IV 348. 443. 492 vorhandenen Beziehungen machen für die Prioritätsfrage offenbar nichts aus, ebensowenig die Beziehung zwischen cir und Georg. IV 431; vgl. Skutsch 1906 S. 99—104 und Leo 1907 S. 57[1]). Die versschließenden Worte 'lucos sonantes', die hier von Vergil in demselben Sinne verwendet sind wie in der zehnten Ekloge, passen auch hier nicht ganz so gut wie in der cir (vgl. oben S. 155). Endlich ist auch das Gefährt der Leucothea mindestens ebenso gut geschildert als das des Proteus. Leos Behandlung der beiden Stellen (1902 S. 43 f.; 1907 S. 51 f.) befriedigt schon darum nicht, weil sie darauf hin-

auskommt, daß man beiderseits '*vel* eher erwartet als *et*'. Ja ich glaube, fast noch mehr als dem Dichter der cir tut Leo dem Vergil Unrecht, dessen Priorität er verteidigt. Während in der cir anzunehmen ist, daß Leucothea gefahren kommt, ist im Zusammenhang Vergils der ganze Inhalt des Relativsatzes (trotz V. 390) nicht so recht am Platze (vgl. V. 395. 403. 429—436. 528 f.; Skutsch 1906 S. 80); und diese Inkonvenienz — die sich aus der Absicht literarischer Anspielung noch am ehesten erklären läßt — wäre verdoppelt, wenn Vergil wirklich meinte, was ihm Leo zuschreibt: 'Proteus bei Vergil hat Delphine und einen Seepferdwagen, man kann ihn reiten und fahren sehen'; und wenn Vergil wirklich meinte 'Proteus fährt auf Fischen, d. h. jedesmal auf einem Fisch', so wäre dieser Plural *piscibus* neben 'curru equorum' kaum anders zu erklären als durch sklavische Anlehnung an cir oder eine gleichartige Vorlage. Beide Dichter müssen also ein Gefährt von Seepferden und Fischen meinen. Zugrunde liegt, wie ich glaube, eine griechische dichterische oder bildliche Darstellung des *θίασος* des Poseidon[1]) oder der Amphitrite mit Nereiden, die auf dem Rücken von Delphinen vorausreiten (*Νηρηίδες κύκλῳ* eignen sich für ein Gemälde nicht). Der Dichter der cir (oder seine griechische literarische Quelle), der Tethys schon genannt hat, setzt für Amphitrite, zwischen Galatea nebst Schwestern und den Tyndaridae, Leucothea ein; damit fallen die untergeordneten Vorreiter weg, und die verbleibenden ledigen Fische werden durch einen Strick als Vorspann mit dem Wagen verbunden: iunctis piscibus aequor et glauco bipedum curru metitur equorum, wobei durch '(glauco) bipedum equorum' die Hippokampen umschrieben werden; daß bei künstlerischen Darstellungen, denen der Anlaß fehlt, eine Göttin niederer Ordnung in den Wagen zu setzen, sich solche Verbindung von Hippokampen und Fischen nicht nachweisen läßt, erscheint so auch nicht mehr auffallend. Bei Vergil, der den Namen Proteus einführen und ihn auf zwei Versfüße verteilen mußte, fiel nach 'caeruleus Proteus' zunächst 'iunctis' aus und wurde für das Beiwort 'glauco' eingesetzt, das durch 'caeruleus' überflüssig und unhaltbar geworden war. So ist 'iuncto' zwar 'kühn verbunden' und würde als poetische Figur ungestört wirken können, wenn Vergil nur schriebe 'Proteus qui aequor iuncto bipedum curru metitur equorum', aber mehr auch nicht: einen rechten Zweck hat es bei 'curru equorum', das an sich gleich 'iunctis equis' ist, nicht mehr, — außer daß man es eben nachträglich zum ersten Gliede 'piscibus' hinzudenken muß, wo es bei cir steht und bei Vergil vermißt wird. Kurzum, die Bedenken der Vergilstelle erklären sich am besten durch die An-

---

[1]) Vgl. Plat. Critias 116 d *χρυσᾶ δὲ ἀγάλματα ἐνέστησαν· τὸν μὲν θεὸν ἐφ' ἅρματος ἑστῶτα ἕξ ὑποπτέρων ἵππων ἡνίοχον.. Νηρηίδας δὲ ἐπὶ δελφίνων ἑκατὸν κύκλῳ.*

nahme, daß Vergil eine jedem Kenner der cir unverkennbare Anspielung beabsichtigt. Von hier aus fällt dann wieder Licht auf die übrigen Anklänge des zweiten Teils von Georg. IV an cir, besonders auch auf 'lucos sonantes'.

e) Für die annehmbaren Anspielungen und Anlehnungen, Anklänge und Reminiscenzen der Äneide an cir genügt nunmehr, hoffen wir, im allgemeinen eine Übersicht der Stellen, bei der wir, um die Nachprüfung nicht zu beeinflussen, auch unbedeutende und zweifelhafte Parallelen lieber aufnehmen als auslassen.

cir.	Aen.	cir.	Aen.
435	I 71	214 [5])	VI 290
210 [1])	152	261—3 [6])	404 f.
341	351 f.	280	406
532	361	266	722
487	367	268	760
126	646	269	780
170	654 f.	500 f.	779 f.
343 [9])	691	[178 f.	VII 14]
210 [1])	II 303	120	64
99	385	181 f.	373—7
206—9	567	318 [4])	VIII 575
191	746	279 [7])	IX 211
524 f.	III 20 f.	263 [6])	294
214 [5])	259	247	595
229	354	115	666
451	427	367	X 67
211	514	122	187
470	554	526	619 f.
163	IV 2	228	631
343 [9])	5	263 [6])	824
353—8	43—51	284 [8])	844
364—7	64 f.	257	878
167 [2])	68 f.	268	XI 304
220 f.	90	307	526
164	101	510—8	567—9
127 f. [3])	139	409	XII 29
167 [2])	300 f.	330	39
288	321	279 [7])	321
318 [4])	368	284 [8])	611
349	V 64	210 [1])	618
127 f. [3])	313	315	802
160	501	519	863
318 [4])	625		

Bei keiner der verglichenen Aeneisstellen denken wir daran, mit der Annahme der Posteriorität Vergils, deren Zulässigkeit wir überall zuversichtlich behaupten, den Vorwurf seiner Inferiorität

in Worten oder Gedanken ausdrücken zu wollen; an keiner würde uns zum Verständnis etwas fehlen, wenn wir von cir nichts wüßten und nichts hätten. Ebenso zuversichtlich aber behaupten wir, daß nirgends zum Verständnis der cir die Ableitung aus der Aeneis nötig, daß nirgends die Priorität der cir, deren dichterische Superiorität wir damit nicht aussagen, unannehmbar ist.

Bedeutende Parallelen der beiden Gedichte sind in der Tabelle, die dem von Ribbeck und Baehrens gesammelten, durch Skutschs und Leos eindringende Vergleiche und durch Jahns Fleiß ergänzten Materiale kaum etwas hinzufügt, sicher nicht übersehen; weitere Parallelen, die man vielleicht noch auffinden mag, werden an dem Verhältnis schwerlich etwas ändern. Nach meiner Überzeugung werden nicht mehr so viel wirkliche Parallelen noch gefunden werden können, als aus unserer Tabelle eigentlich gestrichen werden müßten. So haben wir nur um der Vollständigkeit willen Aen. VII 14 aufgenommen, wo nicht erneuter Nachklang aus der cir vorliegt, sondern Aufnahme der auf cir möglicherweise zurückgehenden Fassung von Georg. I 294 (oben S. 157 f.). Ähnlich ist es mit den Stellen, die wir durch die Zeichen [1])—[9]) kenntlich machen; an welcher dieser Stellen ein Nachklang aus cir, an welchen Aufnahme der eigenen Worte Vergils anzunehmen ist, läßt sich schwer feststellen: wir wissen von der Chronologie der Aeneis noch zu wenig Sicheres, zum Teil infolgedessen, daß man manchmal glaubt, die Reihenfolge ganzer Bücher bestimmen zu können, statt bei der Arbeitsweise des Dichters zunächst nur zu versuchen, das zeitliche Verhältnis einzelner Abschnitte und Stellen zu erkennen. Es ist nicht unmöglich, daß bei einem solchen Versuche auch Vergils Verhältnis zur cir als andeutendes oder bestätigendes Moment in Betracht kommt, soweit es sich nicht um Parallelen handelt, bei denen sachliche Beziehung Vergil jederzeit an cir erinnern konnte; wenigstens scheinen mir die Anklänge nicht für alle Bücher der Aeneis gleichartig und gleichmäßig zu sein. Für Untersuchungen in dieser Richtung, und auch für die etwa noch von jemand für wünschenswert gehaltene Gegenprobe unserer Annahme der Abhängigkeit Vergils, wird hoffentlich die folgende, nach den Versen der cir geordnete Tabelle brauchbar sein.

cir.	Aen.											
	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
99		385										
115									666			
120							64					
122										187		
126	646											
127 f.				139	313							
160					501							
163				2								
164				101								

cir.	Aen.											
	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
167				68 f.								
				300 f.								
170	654 f.											
181 f.							373–7					
191		746										
206–9		567										
210	152	303										618
211			514									
214			259			290						
220 f.				90								
228										631		
229			354									
247									595			
257										878		
261–3						404 f.						
263									294	824		
266						722						
268						760					304	
269						780						
279									211			321
280						406						
284										844		611
288				321								
307											526	
315												802
318				368	625			575				
330												39
341	351 f.											
343	691			5								
349					64							
353–8				43–51								
364–7				64 f.								
367										67		
409												29
435	71											
451			427									
470			554									
487	367											
500 f.						779 f.						
510–8											567–9	
519												863
524 f.			20 f.									
526										619 f.		
532	361											

Eine Anspielung von der Art, wie wir sie (oben S. 159) bei Georg. IV 388 beobachteten, findet sich in der Aeneis nicht. Beachtenswert und lehrreich ist es, wie Vergil, in dessen persönlichem Erleben die Frauen keine Rolle gespielt zu haben scheinen, für seine Schilderung der Liebesleidenschaft Didos die des älteren Dichters studiert und sich in Worten und in Motiven an ihn angelehnt hat. Der XI 567 wahrnehmbare Nachklang erscheint um so bemerkenswerter, weil er nicht durch Ähnlichkeit des Gegenstandes veranlaßt ist. Von den andern Stellen, die sich uns als

Reminiscenzen Vergils darbieten, heben wir einige heraus, wo man den parallelen Worten nicht immer gerecht geworden ist. Vergil nimmt III 514, wo Palinurus die Richtung des Windes feststellt und die Stärke des Luftzugs behorcht (omnes explorat ventos atque auribus aera captat), den Schluß des Verses auf, in dem cir schildert, wie die erregte Scylla nach Atem ringt (pressis tenuem singultibus aera captat; vgl. V. 345: crebros insani pectoris ictus); diese Übernahme derselben Worte mit anderer Verwendung im Zusammenhang erinnert an das umgekehrte Verhältnis der beiden Dichtungen bei dem Versschluß 'studio iactabat inani' (oben S. 153). Vergils 'sternitur omne solum telis' IX 666 braucht nicht aus Reminiscenz erklärt zu werden, kann aber sehr wohl ein Nachklang sein, da in der cir die Worte 'Gortynius heros Attica Cretaea sternebat rura sagitta' ganz vortrefflich passen: das einfallende Heer überschwemmt die Landschaft, deren Bauern in die Stadt flüchten, und stürmt dann auf die Stadt zu (infesto ad muros volitantes agmine turmas). Ebenso ist im VI. Buche, das auch sonst lebendige Erinnerung an cir zeigt, das Verhältnis bei Vergils 'ille, vides, qui' VI 760. Denn mit Scyllas hinweisenden Worten 'ille, vides, nostris qui moenibus adsidet hostis' nimmt der Dichter seine Angabe (V. 175) 'volvens in nocte querelas sedibus ex altis.. speculatur amorem castraque prospectat crebris lucentia flammis' auf; im Gegensatz zur Stadt mit den Mauern und Türmen, die Scylla bei Tage aufsucht, bedeutet 'sedes altae' ihre Wohnung in dem hoch, nämlich auf dem Burgberg des Alcathous (V. 105), gelegenen Königsschloß (vgl. V. 512f.). Am Schloßhof, über den 'se ad patrium tendebat semita limen', hat Scylla, wie Telemachos, einen besonderen thalamus (V. 216f.; vgl. V. 512), in dem sie mit Carme schläft; und dieser muß wohl eine fensterartige Licht- und Luftöffnung haben, durch die man die Lagerfeuer unten in der Ebene sehen kann, so daß Scyllas 'vides' nicht unrichtig ist und sicherlich kein Nachklang der Aeneisstelle zu sein braucht.

Damit sind, soviel ich sehe, alle irgendwie erheblichen Bedenken erledigt; unsere Behauptung, daß cir in lateinischer Sprache nach Ecl. 8 und vor Ecl. 10 gedichtet ist, hat auch im Vergleich mit der Aeneis die Probe bestanden.

V.

Wer ist der Dichter dieses im Jahre 715 anzusetzenden Epyllions? Sicherlich muß — wir verwenden Worte, die Leo 1902 S. 32 gebraucht hat — der Dichter, 'dem Vergil wie nur irgend einem Griechen nachgedichtet, dem er seine Verehrung durch ein bis ans Ende fortgesetztes Nachsprechen ausgedrückt' hat, ein Mann von persönlicher und literarischer Bedeutung sein, so daß wir hoffen dürfen, seinen Namen ausfindig zu machen, wenn wir die vorhandenen Indizien zusammenfügen.

a) Der Dichter der cir darf von sich selbst sagen (V. 93—100): magna mihi cupido tribuistis praemia, divae Pierides .. nunc age, divae, praecipue nostro nunc adspirate labori atque novum aeterno praetexite honore volumen (oben S. 147). Sein Werk erinnert durch die Hervorhebung der Metamorphose an Parthenios, durch die Anspielung am Schluß an Euphorion (oben S. 150 f.). Er schätzt und ehrt den Dichter der zweiten und achten Ekloge, die er schon vor ihrer Publikation in dem Buch der Bukolika kennt. Diese Ehrung erwidert Vergil zunächst in der zehnten Ekloge, in die er neben Verse (oder Versteile; vgl. Leo 1902 S. 18 und 53 f. mit Anm. 15) aus den Elegien des Gallus (nur diese kann Servius meines Erachtens meinen) Worte und Wendungen aus der cir als ebenbürtig einflicht (oben S. 155 f.). Dieselbe Ehrung des Dichters der cir hat Vergil durch bedeutende Anklänge und ein förmliches Zitat — das ist bei ihm nicht etwas Gewöhnliches und häufig Begegnendes — wiederholt in dem zweiten Teil von Georg. IV (oben S. 158 f.), also wieder in naher Berührung mit 'laudes Galli'. Wenn nämlich als richtig gelten soll, was Servius zu Ecl. X sagt, so ist als Ersatz der früher das halbe Buch füllenden Ehrung des Dichters und Staatsmanns Gallus (Ribbeck, GdRD II S. 51; vgl. Skutsch 1901 S. 142) die Erzählung von Aristaeus eingetreten (V. 315 ff.), in der eben die ehrenden Anspielungen an den Dichter der cir enthalten sind. Wenn aber gar als richtig gelten soll, was Servius zu Georg. IV sagt, so standen die Anspielungen (V. 348—443) nahe vor dem Abschnitt, der jetzt an Stelle der früheren laudes Galli 'Orphei continet fabulam' (V. 453 ff.). In Wirklichkeit lag die Sache vermutlich etwas anders. Vergleicht man die verschiedenen Notizen

zu Ecl. 10	und	zu Georg. IV
fuit autem amicus Vergilii adeo, ut quartus georgicorum a medio usque ad finem eius laudes teneret: quas postea iubente Augusto in Aristaei fabulam commutavit		sane sciendum ut supra diximus ultimam partem huius libri esse mutatam: nam laudes Galli habuit locus ille qui nunc Orphei continet fabulam, quae inserta est postquam irato Augusto Gallus occisus est

so ergibt sich: man hat weder von dem Umfang noch von dem Platz der laudes Galli Bestimmtes und Sicheres gewußt. Man hat gewußt, daß 'laudes Galli' gestrichen worden sind, und man hat, da die Lücke nirgends klaffte, vermutet, daß in sie etwas dafür eingesetzt worden sei. Die Angabe über Orphei fabula, wonach laudes Galli zwischen V. 452 und 530 gestanden hätten, ist offenbar eine verfehlte Kombination, die mit dem davorstehenden Ausdruck 'ultimam partem esse mutatam' zusammenhängt; umgekehrt ist die Behauptung 'quartus a medio usque ad finem Galli laudes tenuit' offenbar nach Maßgabe der Verszahlen des vorliegenden Textes[1])

[1]) Ähnlich wie die 566 Zeilen von Georg. III sich aus 283 + 283 zusammensetzen (die Schilderung der Seuche ist durch V. 474 ff. mit der

formuliert für die Ansicht 'Aristaei fabula postea inserta est'. Darnach bleibt als zuverlässige Grundlage der Berichte nur übrig, daß der Abschnitt über die künstliche Erzeugung der Bienen (ultima pars, Aristaei fabula) ursprünglich irgend welche laudes Galli enthalten hat. Erhalten ist von diesen, obwohl die Georgika mit ihnen mehrere Jahre vor dem Sturz des Gallus publiziert waren, nichts; auch darum ist die antike Hypothese, sie hätten für sich einen ganzen Abschnitt gebildet, der dann durch einen neugedichteten ersetzt worden sei, weniger wahrscheinlich als die Annahme, daß Gallus als Statthalter bei oder in dem von Ägypten handelnden, die 'Aristaei fabula' einführenden Abschnitt V. 287 ff. (vgl. Deuticke) in ein paar Versen, die sich leicht und spurlos ausscheiden ließen, genannt oder bezeichnet gewesen sei. Die Anstöße, die man am Zusammenhang des Abschnitts genommen hat, beweisen eine bedeutendere Umarbeitung nach der Publikation nicht; zum Teil erklären sie sich anders, zum Teil erledigen sie sich durch Beobachtung der stilistischen Manier, die Vergil in der Aristaei fabula betätigt: diese ist darin ein Ebenbild des Epyllions, auf das sie neben der Ehrung des Gallus als Präfekten durch unverkennbares Zitieren ehrend hingewiesen hat. — In der Äneis bekundet Vergil fortdauernde Erinnerung an cir, aber er zitiert sie nicht mehr.

Wir wissen von den literarischen Persönlichkeiten der Zeit genug, um sagen zu dürfen, daß die Gesamtheit der kennzeichnenden Tatsachen nur eine restlose Aufklärung findet durch die Hypothese: der Verfasser der cir ist der Elegiendichter Cornelius Gallus.

An einer Fundstätte, wo man früher nur oberflächlich gekratzt hatte, hat Franz Skutsch einen herzhaften Spatenstich getan. Das Werk, das er vollständig und verhältnismäßig gut erhalten fand, machte den Eindruck, in Vergils Frühzeit von einem tüchtigen Künstler nach einem alexandrinischen Muster geformt zu sein; wie begreiflich, daß der glückliche Finder in seiner Freude sich durch den ersten Gesamteindruck gefangen nehmen ließ. Bei der Säuberung des Fundes hat sich dem unbefangeneren Blick ergeben, daß der Kopf angesetzt und auch der Leib stellenweise restauriert ist. Aber durch Abbröckelung der Zutaten wird der künstlerische Wert des eigentlichen Werkes nur gehoben, und verbunden mit ihm bleibt der Ruhm des Entdeckers.

---

zweiten Hälfte verknüpft), zerlegen sich die jetzt gezählten 566 Verse von Georg. IV (338 ist trotz Jahns Verteidigung zu streichen, und im ersten Teil scheint 276 eingeschoben zu sein) in 280 + 278 (+ 8; V. 559 ff. sind der Schluß des ganzen Werkes); V. 281—558 behandeln 'Arcadii inventa magistri'. — In Georg. I enthält der Hauptteil 455 Verse (43—497), in Georg. II besteht er aus 456 Versen (1—457; 129 ist unecht, vielleicht auch 433). Streben nach gleichmäßigem Umfang der Hauptteile ist auch sonst bei Vergil nachweisbar; s. JB. XXVII S. 119. 127.

b) Die Anerkennung seines Verdienstes ist am meisten gehemmt und beeinträchtigt worden durch die Unvorsichtigkeiten, zu denen sich Skutsch hinreißen ließ in der Behandlung der sechsten Ekloge, aus der er einen bündigen Beweis seiner Ansicht zu gewinnen vermeinte. Wir haben die Beziehungen zwischen cir und Ecl. VI oben S. 156 f. unentschieden gelassen; jetzt mag unsere Hypothese an der Lösung des Problems, das uns Vergils Gedicht aufgibt, ihre Kraft und ihren Wert beweisen; vermag sie wenigstens zur Lösung beizutragen, so wird damit ihre Wahrscheinlichkeit aufs neue bestätigt sein.

Zur Weihe als Sänger nach Art des Ascraeus senex, der kleinere Gedichte in epischem Maße schuf, haben die Musen den Gallus geführt, der am Musenberg Helikon lustwandelte (errantem V. 64; vgl. Hor. C. III 4, 7): die letzten Worte hat schon Properz II 10, 26 (vgl. Rothstein) mit Recht auf elegische Dichtungen bezogen; daß Gallus die Gedichtbücher, die Lykoris unsterblich gemacht haben, schon abgeschlossen und herausgegeben hatte, liegt darin keineswegs. Vielmehr ist die zehnte Ekloge zu Ehren des Elegikers Gallus gedichtet; ebenso ist seine Anerkennung als Epylliendichters der Kern und Mittelpunkt dessen, was Vergil dem Silen in den Mund legt. Da bei der Weihe das Gedicht von Apolls τέμενος bei Grynium als Aufgabe gestellt wird, ist dies Gedicht sein erstes episches gewesen. Während nunmehr die danach genannten epischen Stoffe ebenfalls als von ihm behandelt gedacht werden können, hat Vergil das bei den vorher genannten durch nichts angedeutet. Der erste von ihnen, die Entstehung der Welt, entspricht und entspringt offenbar der persönlichen Neigung Vergils (Georg. II 475 ff.; vgl. Aen. I 742 ff.). Von selbst schließen sich V. 41 f. an: Schöpfung von Menschen (die zweite, mythologisch interessantere, vertritt den Begriff) und Ausrüstung der Menschheit zur Kulturarbeit (vgl. Georg. I 122 ff.). Es folgt die Zeit des Herkules und Theseus (V. 43—60); es liegt in der gesucht künstlichen Manier, daß die herkömmlichen Hauptpersonen nicht selbst auftreten, sondern nur durch Ausmalung interessanter Details aus den Mythenkomplexen dem gelehrten Leser angedeutet werden. Endlich stehen vor der Weihe des Gallus noch die Verse 61—63, die offenbar ein Paar von Metamorphosen darstellen sollen, die aber weder mit dem vorhergehenden noch mit dem folgenden Abschnitt einen inneren Zusammenhang erkennen lassen, so daß der Zweck der Einführung dieser Mythen zunächst unklar bleibt. In dem ersten Gliede wird nur die eine der verwandelten Personen, und zwar die Frau, bezeichnet; ihre Verwandlung wird nicht erzählt, den ersten Anlaß dieser deutet der Zusatz 'Hesperidum miratam mala' dem Kundigen an. Im zweiten Gliede wird zur Abwechslung der Vorgang der Metamorphose veranschaulicht.

Auf den Abschnitt von Gallus läßt Silen wieder ein Paar von Metamorphosen folgen, die ebenfalls des inneren Zusammenhangs

mit dem, was vorhergeht, zu entbehren scheinen. Im ersten Gliede des Paars wird von dem Stoff Silens (der Relativsatz ist ein mythologisch interessanter Zusatz des Dichters, der eben mit 'quid loquar' hervorgetreten ist; s. oben S. 156) die eine der verwandelten Personen genannt, und durch den Zusatz Nisi (der zugleich die primäre Sagenform deutlich kennzeichnet und dadurch die sekundäre heranzieht) wird der Anlaß der Verwandlung dem Kenner angedeutet; die Verwandlung der Scylla Nisi nach Silens Vortrag wird nicht berichtet. Im zweiten Gliede wird zur Abwechslung wieder die von Silen erzählte Verwandlung der Personen teils angegeben (mutatos Terei artus), teils anschaulich vor Augen geführt (V. 80 f.; V. 79 hat nur den Zweck, die Verbindung der verwandelten Personen herzustellen).

Der Parallelismus der Mythenpaare, die vor und nach der Weihe des römischen Hesiodus und Nachfolgers des Euphorion (s. Servius) stehen, tritt in Inhalt wie in Ausführung so deutlich hervor, daß die Absicht, ihn herzustellen, für eines der Mythenpaare als Einführungsgrund genügt, wenn wir nur für das andere einen besonderen Grund der Anreihung an das Lied vom Gryneischen Apollohain angeben können. Dies ist der Fall. Denn wir brauchen nur von den beiden Möglichkeiten des Urteils über das Verhältnis zwischen cir und Ecl. VI diejenige, welche bei richtiger Auffassung von Vergils Relativsatz V. 74—77 nicht nur einwandfrei ist, sondern offenbar näher liegt, daß nämlich cir vor Ecl. VI verfaßt sein kann, als tatsächlich anzunehmen, um Vergils an das Zitat aus dem divinum carmen (V. 67) des Gallus sich anschließende Verse 74—81 als literarische Anspielung und ehrenden Hinweis auf die eben erhaltene cir desselben Dichters vollkommen zu begreifen. In Anlehnung an V. 200 der cir gesellte er der Scylla die puella Daulias, aber 'weil er sonst zwei Verwandlungen in Vögel hintereinander (Ciris und Philomela) hätte erzählen müssen' (Skutsch 1901 S. 99 nach Merkel), erzählt er nur eine und wählt zur Ausmalung die, welche das lebendige Bild von V. 80 f. darbot; nach dieser Erwägung über Scylla und Dauliades ist das parallele Metamorphosenpaar (Atalanta und Phaethontiades), dessen Anschluß an den vorhergehenden Abschnitt durch Erwähnung der Proetides neben Pasiphae (V. 48) vorbereitet wird, gewählt und geformt worden (V. 61—63). Damit aber Scylla nicht zurücktritt und das Gleichmaß der Glieder (V. 74—77; 78—81) hergestellt wird, fügt Vergil, den Vorzug der mit Scylla Nisi (vgl. μ 124 f.) für den Kundigen gekennzeichneten Sagenversion der cir nicht bestreitend, sondern betonend (fama secuta est), die Variante an, in ehrender Aufnahme der Manier, die Gallus in V. 303—305 und 484 ff. der cir nach seinen alexandrinischen Mustern geübt hatte (vgl. oben S. 165).

Endlich wird man hiernach allerdings vermuten dürfen, daß auch der Inhalt des letzten canit (V. 82 f.) in irgendwelcher Be-

ziehung zu Gallus steht. Aber die Annahme, daß ein besonderes Gedicht des Gallus katalogisiert sei, verliert alle Berechtigung, wenn man beobachtet, wie Vergil eben in V. 78—81 gelegentliche Hinweise der cir zu selbständiger Bedeutung erhoben hat; ebensogut können die daran geschlossenen (V. 82 f.) Meditationen des Phoebus im Lorbeerhain am Eurotas anspielen auf einen Hinweis oder einen Vergleich (vgl. V. 73 ne quis sit lucus quo se plus iactet Apollo), der in dem Epyllion vom Gryneischen Hain angebracht war. Hätten wir dieses, so würden wir auch die Worte 'omnia quae' V. 82 sicherer erklären können; sie scheinen (nach 'quid loquar') zu bedeuten: kurz, allerlei (alle möglichen) Geschichten (epische Stoffe), wie sie einst der Eurotas hörte, singt Silen des weiteren noch. Da omnia vor dem Relativum steht, scheint mir wenigstens die Auffassung 'alles das was' schon sprachlich unhaltbar; dazu kommt, daß bei solcher Auffassung der Anschluß dieses Teils und der Abschluß des ganzen Vortrags des Silen fehlen würde. Nach 'namque canebat' am Anfang von V. 31 hat Vergil die folgenden Teile angeschlossen durch 'hinc (refert)' und 'his (adiungit)' V. 41. 43; sodann, nach der episodischen Ausmalung — die übrigens ebenfalls den Stil der cir nachahmt — das erste Verb aufnehmend, durch 'tum canit' und wieder durch 'tum canit' am Anfang der Verse 61. 64 (die gleichlautende Einführung ist eine Brücke, die den zu V. 74—81 parallel gesetzten Abschnitt V. 61—63 mit V. 64—73 verbinden soll); endlich, zum Schluß eilend, durch 'quid loquar'. Im letzten Abschnitt aber hat er, jenes *canebat* wieder aufnehmend, 'ille canit' abschließend an das Ende des Satzes gestellt, sodaß sein Anschluß in dem vorangestellten und auf 'quid loquar' als dessen Fortsetzung und Abschluß zu beziehenden *omnia* liegen muß.

c) Anlaß und poetische Absicht der 6. Ekloge Vergils ist es also, Huldigung darzubringen und Anerkennung zu bekunden für die neuen Epyllien des befreundeten Dichters und damit dessen Komplimente für Vergil, die wir an der cir noch nachweisen können, zu erwidern; zu dem Zweck werden die Themen des Gallus als gleichartig und ebenbürtig angereiht an eine Kette epischer Stoffe von der Weltschöpfung an; als Mittel, um die Glieder zur Kette zu verbinden, dient der Vortrag Silens. Beziehungen zu einem andern Dichter oder Gönner können wir in V. 13—86 nicht nachweisen; und wenn unsere Analyse und unsere Auffassung der Ekloge richtig sind, so ist auch für V. 13—63 nicht einmal wahrscheinlich, daß Bezugnahmen auf Varus darin enthalten sind. Und doch scheinen die vor der einheitlichen Dichtung zu Ehren des Epylliendichters Gallus überlieferten zwölf Verse Vergils den Zweck zu haben, ebendiese Dichtung dem Varus zu widmen. Was Ribbeck in der GdRD S. 29 aus 'non iniussa cano' herausliest, um solche Widmung zu erklären, wäre an sich wohl möglich; es müßte als Notbehelf genügen, und es könnte

das, wenn nur nicht noch die Worte folgten 'si quis haec leget, te Vare nemus omne canet'; diesen Erfolg von dem folgenden Liede zu erwarten, das ist doch zu viel verlangt. Wie will man es erklären, daß der Dichter, der in Ecl. 4, 1—3 und 10, 1—8 die Fähigkeit bewiesen hat, ein passendes prooemium zu verfassen, hier so unklar und so ungeschickt gewesen sein soll?

Aber stehen wir nicht vor einer Tatsache, die wir hinnehmen müssen? Die Verse, welche die Widmung an Varus enthalten, sind doch einmal V. 1—12 der 6. Ekloge!

Sie sind es in unseren Ausgaben, in denen z. B. auch des Dichters Nachwort zu dem ganzen Werke vom Landbau als V. 559—566 des vierten Buches bezeichnet wird. Statt durch die Verszahlen und Gedichtnummern unser Auge bannen zu lassen, wollen wir es einmal wagen, uns einen antiken Vergili bucolicon liber vorzustellen und in Gedanken aufzurollen. Dabei vergessen wir nicht: die Dichter der augusteischen Zeit haben einzelne Gedichte den Adressaten zugesandt und im Freundeskreis schriftlich oder mündlich weitergegeben, aber publiziert im eigentlichen Sinne haben sie nur ganze Bücher, die sie aus den einzelnen Gedichten ordentlich zusammenstellten; wo wir statt sorgfältiger Wahl und sachgemäßer Ordnung ein Durcheinander finden wie im Buch (III + IV) des corpus Tibullianum oder in den Gedichten catalepton, liegen Veröffentlichungen aus dem Nachlaß vor.

Im bucolicon liber hat Vergil zehn Eklogen veröffentlicht in 'Nachbildung des Corpus der zehn Theokriteischen Idyllien'. Die erste Ekloge ist dazu bestimmt, in bukolischer Einkleidung dem rettenden deus Caesar vom Dichter Dank und Ehre zu entbieten. Es folgen die rein bukolischen Gedichte 'formosum Corydon ardebat Alexim' und 'cuium pecus? an Meliboei?'. Nach diesen Stücken bedarf die an den Konsul Polio gerichtete Ekloge von der 'ultima Cumaei carminis aetas' einer Einleitung und Vorbereitung inbezug auf den Stoff und auf die Person; den ersten Zweck erfüllt ihr prooemium (4, 1—3), den zweiten die Nennung des Polio als Gönner und als Dichter, die in die vorhergehende Ekloge eingelegt ist (3, 84—88). Dann folgt wieder ein rein bukolisches Stück (cur non, Mopse) mit einem auffälligen Rückweis auf das zweite und das dritte Stück (5, 86 f.), der nur den Zweck haben kann, diese Ekloge mit den vorhergehenden zu verbinden und eben dadurch von den folgenden abzusondern. In der Tat beginnt jetzt eine neue 'pagina' (6, 12), die an der Stirn den Namen des Varus trägt. Der Dichter, der zuerst (V. 1 prima; s. Skutsch 1906 S. 128—130) leichte bukolische Lieder gedichtet hat, ist, als er dann heroische Stoffe besingen wollte (*canerem* ist conativ), von Apoll auf das im ersten Teil des Buches (Tityre 1, 1) betretene Gebiet zurückgewiesen worden und wird unter diesen Umständen noch weiter Bukolisches dichten (*meditabor* ist durativ, nicht ingressiv; vgl. 'pergite' V. 13), wozu er von gewisser Seite aufgefordert

worden ist. Wenn trotzdem auch 'haec' einen Leser finden, der von den vorhergehenden Gedichten eingenommen ist, so mag derselbe wissen: dem Varus soll (als Ersatz epischer laudes) Vergils folgende bukolische Poesie zugeeignet sein; solche Bezeichnung der pagina (die Wahl dieses Ausdrucks ist zu beachten) hat den vollsten Beifall des Phoebus. So sollen denn die Musen auf dieser pagina dieselbe Richtung weiter verfolgen (Skutsch 1906 S. 131); der Dichter will fortfahren, 'Syracosio ludere versu', wie in Ecl. 1—5. Es ist nötig, hervorzuheben, daß nicht etwa dasteht: so hebt denn an, den Varus in einem bukolischen Liede zu feiern; wie jenes *ludere*, so kann dieses *pergere* mehrere Gedichte umfassen wollen.

'Mit unverkennbarem Bezuge hat prima Syracosio dignatast ludere versu den Ehrenplatz in der Mitte' sagte Kießling. Betrachten wir die Stelle von jenem prima bis zu diesem 'pergite Pierides' für sich, ohne an das, was im Text folgt, und an das, was über unser Problem gesagt worden ist, zu denken, so läßt sich nicht verkennen: Gedanken und Worte (si quis haec quoque leget; pagina) klingen wie ein prooemium zu einer nicht am Anfang stehenden Abteilung eines bukolischen Buches; sie passen dazu mindestens ebenso gut, wenn nicht besser, wie zum Vorwort eines einzelnen und zunächst nur dem Varus zu überreichenden Gedichtes.

Aber freilich: das ländliche Abenteuer der Hirten Chromis und Mnasyllos (V. 13 – 86), in das die Ehrung des Gallus eingewoben ist, ist untrennbar mit dem pergite am Anfang des 13. Verses und das 'pergite Pierides' ist untrennbar mit den vorangehenden zwölf Versen verkettet und verknüpft; V. 1—86 sind die Frucht einer poetischen Konzeption.

Das sollen sie auch für uns bleiben; wir möchten nur, um den Zwiespalt zu schlichten, die Umstände der Konzeption genauer erwägen. Erstens: Vergil hat sicher dieses Ganze zu einer Zeit konzipiert, wo so viel einzelne Eklogen (im ganzen acht: 2. 3. 5. 7. 1. 9. 4. 8 nach Ribbeck) vorlagen, daß er daran denken konnte und mußte, sie zur Publikation in Buchform zusammenzustellen und zu einem ordentlichen liber zu ergänzen. Daß die Beobachtung des Verfahrens, welches die augusteischen Dichter durchweg bei der Buchkomposition aus kleineren Gedichten geübt haben, auch sonst zum Verständnis ihrer Werke erheblich beizutragen vermag, namentlich bei Properz und bei Horaz, muß ich hier unter Hinweis auf meine früheren Arbeiten als bekannt voraussetzen. Zweitens: ein praeconium, wie es die 6. Ekloge für Gallus als Epyllienverfasser enthält, ist seinem Wesen nach zur Publikation bestimmt, durch die es überhaupt erst seinen Zweck erfüllen kann. Wenn demnach das prooemium samt dem zugleich entstandenen Gedicht von dem Abenteuer der Hirten mit Silen für seine Stelle in dem zweiteiligen Buche (es enthält jetzt 420 +

408 Verse) konzipiert und ausgeführt ist oder wenigstens sein kann, so braucht es nicht zu dem einen Gedicht allein zu gehören. Im Buche Bucolicon hat die pagina quae sibi Vari praescripsit nomen mehr enthalten als die 86 Verse; die Aufforderung 'pergite Pierides' erstreckt sich weiter. Wollte sie der Dichter durchaus auf das Silenabenteuer beschränkt wissen, so hätte er nach V. 86 den Abbruch bekunden müssen in der Weise, wie er es Ecl. 10, 70 ff. getan hat. Aber ohne eine Unterbrechung der Art folgt auf jenes bukolisch eingekleidete praeconium das rein bukolische Stück 'forte sub arguta', weiter finden wir 'pastorum musam' sowie das mit der 1. Ekloge verwandte 'quo te Moeri pedes'. Erst die 10. Ekloge, über der auch in antiken Editionen der Name des Gallus (doch wohl im Dativ) gestanden haben mag, erhält, da Vergil in ihr nicht nur als Dichter von Gallus spricht wie in der sechsten, sondern auch in der Einkleidung als Hirte zu ihm (V. 17), ihren besonderen Prolog und dementsprechend einen Epilog, bei denen eine Nebenabsicht unverkennbar ist; diese beiden Teile sind offenbar ebenfalls in Gedanken und Worten angelegt und abgefaßt in Hinsicht auf den Platz, den die Ekloge als Abschluß des ganzen bucolicon liber bei der unmittelbar bevorstehenden Publikation bekommen sollte. Prüfen wir also die gebotene Möglichkeit, jenes prooemium, das mit der 6. Ekloge entstanden ist, auf die folgenden Nummern des Buches mitbezogen zu denken; die Eklogen 7. 8. 9 lagen ja damals dem Vergil schon vor. Der Empfänger der fraglichen Widmung ist selbstverständlich derselbe Varus, der Ecl. 9, 26—29 genannt wird. Moeris zitiert von Menalcas, quae Varo necdum perfecta canebat: 'Vare, tuum nomen — superet modo Mantua nobis — cantantes sublime ferent ad sidera cycni'. Das 'necdum perfecta', aus dem man übermäßig viel herausgelesen hat, ist nach meiner Ansicht das poetische Mittel, um zu erklären, daß Moeris aus dem angeblichen Lied des Menalcas auf Varus nur ebensoviel Verse zitiert als Lycidas aus dem anderen erlauscht hat; V. 23—25 und 27—29 sind nicht fragmentarische Reste eines nicht veröffentlichten und eines unvollendeten Gedichtes aus früherer Zeit, sondern beide Versgruppen sind für diese Ekloge gedichtet. Bei dem Lied des Menalcas, das die vom Mincius (Georg. II 198 f.) sich erhebenden Schwäne verbreiten sollen, ist offenbar an ein bukolisches Gedicht gedacht; ein solches ist also durch diese Stelle dem Varus in Aussicht gestellt. Daß Varus um Erfüllung der Verheißung gebeten hat, ergibt sich aus Vergils Worten 'non iniussa cano' (6, 9; vgl. Vahlen, Op. acad. I S. 392). Ebendaher wissen wir (6, 3. 6 f.), daß Varus kriegerische Lorbeern geerntet hat. Daß derselbe sich auch dichterisch betätigt hat (wer tat das damals nicht?), schließe ich aus Vergils Worten: nec Phoebo gratior ullast, quam sibi quae Vari praescripsit pagina nomen; einen tragischen Dichter Varus nennt Ovids Katalog Ex Ponto IV 16, 31: cum Varus Gracchusque darent fera dicta tyrannis.

(Varus, wie Heinsius und Merkel im Text schreiben, ist auch nach Korns Apparat viel besser bezeugt als Varius).

Aus den Worten 'non iniussa cano' folgt, daß wir die 7. Ekloge ohne Bedenken zu der dem Varus speziell dedizierten Abteilung des Buches mitrechnen dürfen. In ebendieselbe würde die neunte ohne weiteres passen. Wie aber ist es mit der, welche der Dichter zwischen diese gestellt hat? Dazu müssen wir festzustellen suchen, wer der Ecl. 8, 6—13 angeredete Gönner Vergils sein mag; denn höchst merkwürdiger Weise ist ja an dieser Stelle kein Name genannt. Schon die alten Erklärer haben offenbar keine bestimmte Überlieferung darüber gefunden; 'nec quidquam de his rebus cognitum habuerunt, nisi quod ex ipsis carminibus colligere licuit' (Vahlen, Op. ac. I S. 391 [1])) gilt auch für diese Frage (vgl. W. Kroll, Rhein. Mus. 1909 S. 50 ff.; oben S. 125). Wenn einige, denen die neueren Erklärer meistens folgen, den Polio nennen, so kann diese Weisheit durch Kombination der Worte Vergils '(liceat totum mihi ferre per orbem: das ist das, was für Gallus durch Ecl. 6 und 10 geschehen ist) sola Sophocleo tua carmina digna cothurno' mit denen des Horaz 'grande munus Cecropio repetes cothurno' gewonnen sein; dieselben Erklärer haben ja einem Vergil zugetraut, er habe auf den Schauplatz der Kriegstaten Polios 'cui laurus aeternos honores Delmatico peperit triumpho' hinweisen wollen mit der Angabe, daß der Angeredete von Süden nach Oberitalien kommt und entweder schon am Timavus vorbei oder noch an der illyrischen Küste entlang fährt. Es empfiehlt sich, daß wir selber aus den Worten des Dichters zu gewinnen suchen, was zum Verständnis nötig ist; daß er den Namen des Gönners, den er angeblich gerade preisen und verherrlichen möchte, dem Leser des Buches verschwiegen wissen oder allenfalls von ihm erraten sehen wollte, ist doch vernünftigerweise undenkbar. Die lokalen Angaben V. 6 f. und die Bezeichnung als ein zweiter Sophokles dürften für den zeitgenössischen Leser noch weniger geeignet gewesen sein, ein Individuum mit Sicherheit zu fassen, als für unsere lückenhafte Kenntnis weniger Staatsbeamten und poetischen Dilettanten der Zeit. Auch durfte Vergil erwarten, wenigstens im Altertum Leser zu finden, die sein Buch ordentlich vom Anfang an zum Ende hin durchlasen. Solch Leser kannte freilich Vergils Verhältnis zu Polio, dessen Namen in der 3. und 4. Ekloge nicht verschwiegen ist; aber je genauer er die Worte Vergils aus 3, 84. 86 und 4, 2 f. im Gedächtnis hatte, um so weniger konnte ihm einfallen, daß hier (V. 11—13) dieselbe Persönlichkeit gemeint sei. Außerdem kannte der Leser des Buches Vergils Beziehungen zu Gallus, der hier nicht in Betracht kommen konnte, und — zu Varus. Selbst wenn die äußeren Umstände (sibi Vari praescripsit pagina nomen) ihn nicht jedem Zweifel überhoben haben sollten (vgl. oben S. 171 über Ecl. 10), mußte er also zunächst an Varus denken, von dem dort laudes bellicae und

gratia Phoebi hervorgehoben werden wie hier facta und carmina, zu dem dort gesagt wird 'non iniussa cano' wie hier 'accipe iussis carmina coepta tuis'. Von kriegerischen Erfolgen des Varus wissen wir allerdings sonst nur aus Ecl. 6, 6; aber Vergil hat ja anscheinend auch nichts Besonderes davon zu sagen gewußt. Er weiß, daß der Gönner nach siegreichem Kampf auf der Heimfahrt ist und daß er noch von ihm die einst in Aussicht gestellte Ehrengabe erwartet. So sendet Vergil, der bisher noch kein Gedicht einem Gönner direkt dediziert, aber gerade den Varus schon einmal in höchst ehrenvoller Weise genannt hatte (vgl. V. 11), demselben zur Begrüßung die 'Damonis musam et Alphesiboei' mit der persönlichen Einlage, in der er sich um so verbindlicher und anerkennender ausdrückt, je weiter die Darbringung eines Enkomion hinausgerückt erscheint; der überschwengliche Vergleich seiner carmina mit Sophokles dürfte auf die, wie wir oben (S. 171) sahen, nicht unbezeugte Tragödiendichtung des Varus nicht viel schlechter gepaßt haben als auf die des Polio. Bei dieser ganz privaten und persönlichen Zusendung war die Nennung des Namens im Texte nicht nötig; und auch bei Einreihung der Ekloge in das zu publizierende Buch war nachträgliche Einfügung des Namens wegen der durch 6, 12 bezeugten äußeren Bezeichnung nicht nötig. Der Mangel solches direkten Zeugnisses (das auch 10, 2 f. ausdrücklich vorliegt) ist nicht das einzige, was man anführen kann gegen Heyne-Wagners bei der Beziehung auf Polio unvermeidliche (Vahlen, Op. ac. I S. 392) Konjektur 'quod nomen Pollionis adscriptum non est, forte sic excuses, quod in fronte voluminis illud adscriptum erat'; denn bei der Ratlosigkeit und Uneinigkeit der alten Kommentare müßte man die erste Konjektur durch die zweite stützen, daß die konjizierte Randnote alsbald wieder verloren gegangen sei. Die Überschwenglichkeit der vom Augenblick eingegebenen Worte (6, 6 f. ist in nüchterner Stimmung geschrieben) hat die Erklärer, die von Varus' facta und carmina nichts mehr wußten, auf falsche Fährten geführt; bloße Konjektur, die an unpassendem Orte auf etwas Richtiges gerät, scheint zu sein, was Serv. D zu Ecl. 9, 35 berichtet: nonnulli sane Alfenum Varum volunt, qui licet iuris consultus et successor Servii Sulpicii esset, etiam carmina aliqua composuisse dicitur. — In dem Jahre, in dem Varus consul suffectus gewesen ist, hat Vergil beim Abschluß des Buches ihm als Dank für die Anregung (8, 11 f.; 6, 9) die pagina mit bukolischen Gedichten zugeeignet (ähnlich wie später Horaz das dem Konsul des Publikationsjahres dedizierte Gedicht an einen Ehrenplatz stellte) und hat ihn damit für den endgültigen Ausfall eines epischen Enkomions entschädigt. So begreifen wir Entstehung und Fassung des Proömiums 6, 1—12.

Mag man nun in Übereinstimmung mit dem überlieferten Texte Ecl. 6—9 oder im Vertrauen auf Philargyrius nur Ecl. 6. 7 als pagina Vari ansehen, so viel ist sicher: die Worte 6, 10 f. 'te

nostrae, Vare, myricae, te nemus omne canet' sind nicht eine Inhaltsankündigung; sondern, durch 'si quis leget' auch temporal bestimmt, bekunden sie, daß der zukünftige geneigte Leser nach der Überschrift der pagina die von Varus angeregte Fortsetzung der agrestis musa als dem Varus zugeeignet aufnehmen und ihm verdanken wird. Damit ist unsere Auffassung der 6. Ekloge und ihres Verhältnisses zur cir des Gallus gesichert.

'Ein Epyllion des Cornelius Gallus zu besitzen wäre nichts Kleines; und Vergils literarisches Verhältnis zu Gallus in ein Licht treten zu sehen, wie es damit geschehen würde, wäre etwas Großes'. Das erstrebenswerte Ziel ist erreicht, gegen die Erwartung Leos, und doch nur mit seiner Hilfe: er hat sich nicht damit begnügt, des 'stürmischen' Vorgängers 'Weg und Schritte zu prüfen', sondern ist, auf Hemmnisse hinweisend, von Abwegen zurückrufend, methodisch und energisch seinen eigenen Weg gegangen. Das richtige Ziel hat, scheint es, wieder einmal in der Mitte gelegen.

VI.

Aber wir sind noch nicht ganz am Ende unseres Weges; wir müssen weiter verfolgen, wie die cir zu unserer Cir geworden ist.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Epyllien des Cornelius Gallus im Buchhandel erschienen sind. In weiteren Kreisen hat man ihn nur als Vorgänger der Elegiker Tibull und Properz, als Sänger von Lykoris gekannt. Infolge der damnatio memoriae sind auch diese Bücher verschollen. Von der cir ist ein Exemplar gerettet durch den getreuen Freund, zu dessen Handapparat, wenn ich so sagen darf, es bis zuletzt gehört hat. So hat es vermutlich nach des Dichters plötzlichem Tode die Schicksale seines schriftlichen Nachlasses geteilt. Den hat Varius oder auch Tucca, denen Vergil 'scripta sua sub ea condicione legavit ne quid ederent, quod non a se editum esset' (vgl. oben S. 126), begreiflicherweise doch nicht vernichtet, sondern in Verwahrung genommen. Bei Lebzeiten des einen oder der beiden ist schwerlich daraus etwas an die Öffentlichkeit gekommen; so lange hat sicherlich auch das Exemplar der cir im Schrein mitgeruht. Als nach dem Tode des Verwahrers ein anderes Geschlecht die Schreine öffnete, war es natürlich, daß man das zusammen Verwahrte ohne Unterschied als scripta Vergilii betrachtete und bei der Wertschätzung, die dieser Dichter genoß, die nachgelassenen Werke aus seiner Frühzeit der Nachwelt nicht länger vorenthalten wissen wollte.

Nun war man damals noch nicht so 'wissenschaftlich' und noch nicht so emanzipiert von Stilgefühl und Pietät, um eine Publikation von der Art zu veranstalten oder zu erwarten, in der solche vom Autor zurückgehaltene Sachen heutzutage ans Licht gezerrt zu werden pflegen. Wer, um von dem vermeintlich Vergilischen Gut nichts verloren gehen zu lassen, das Vorgefundene im

Sinne des Autors so zurechtmachte, daß es für sich (denn Zeitschriften hatte man ja nicht!) eine regelrechte Publikation der herkömmlichen Form abgeben konnte, tat es in guter, pietätvoller Absicht und war gewiß nicht darauf gefaßt, von undankbarer Nachwelt Fälscher gescholten zu werden; lag doch ihm, der sich nicht einmal als Herausgeber des fremden Gutes namhaft machen konnte, eigensüchtige Absicht völlig fern.

Von dem, was jetzt als appendix Vergiliana zusammengefaßt wird, dürfen wir meines Erachtens mit Wahrscheinlichkeit drei Stücke auf die Hinterlassenschaft des Verwahrers der scripta Vergils zurückführen: Catalepton, Culex und Ciris. Es war wohl ein Kreis junger Verehrer Vergils, nicht ein einzelner Dichter, der sich des Fundes annahm.

a) Die kleineren Stücke hat man wohl in der Reihe, in der man die Blätter vorfand, zusammengestellt, wenigstens I—XIII (ich numeriere nach der von Baehrens hergestellten, von Ribbeck [3] angenommenen handschriftlichen Reihenfolge), bei denen kein anderer Grund für ihre Plätze ersichtlich ist. Eben diese 13 Stücke können, wie ich behaupte, teils aus Vergils Nachlaß stammen, teils mit demselben zusammen im Schreibpult, sozusagen, des Varius oder des Tucca gelegen haben. In den Kreis, den diese drei Namen bezeichnen, stellen sich selbst I und VII, in denen Tucca und Varius dulcissimus angeredet werden; in denselben dürfen wir IV (an Musa) und XI (an Octavius) stellen (vgl. Ribbecks Proleg. zur Appendix S. 8 f.); II (Corinthiorum amator), VI und XII (an Noctuinus), XIII (lacere me) enthalten nichts, was gegen die Annahme spräche, sie hätten unter den Papieren eines der drei Genannten gelegen. Dabei ist zu bemerken, daß wir auch von II nicht mehr behaupten, als dessen Verfasser vielfach Vergil mit Bestimmtheit bezeichnet wird; aber aus dem bekannten Hinweise Quintilians geht nur soviel sicher hervor, daß damals P. Vergilii Maronis Catalepta schon publiziert waren. Sicher ist von Vergil verfaßt V (Ite hinc inanes) und VIII (Villula quae Sironis eras); wahrscheinlich auch X (Sabinus ille). Von der Elegie zu Ehren des Messala ist mir am wahrscheinlichsten, daß sie unter Vergils Papieren gelegen hat, da gerade für diesen sich gesellschaftliche Verbindung mit Messala aus der Servianischen Notiz zu Aen. VIII 310 erschließen läßt (vgl. oben S. 142). Derselben Herkunft kann III sein, mag es auf Mithradates oder auch auf Alexander den Großen gehen; den Verfasser möchte ich unter den in Rom heimisch gewordenen, mit Gallus oder Vergil verkehrenden Griechen suchen.

Wer sich veranlaßt sah, all diese Stücke als nachgelassene Werke Vergils zu betrachten, durfte sie mit den Worten 'divini elementa poetae et rudis in vario carmine Calliope' bezeichnen, wie wir im Epilog des Herausgebers der Sammlung lesen. Aber die vorhergehenden Worte dieses Epilogs 'vate Syracosio qui dulcior

Hesiodoque maior, Homereo non minor ore fuit, illius haec quoque sunt' machen einen verwunderlichen Eindruck, wenn man von der Lektüre von I—XIII unmittelbar zu jenem Nachwort der Sammlung übergeht. Dazwischen steht, den Übergang vermittelnd und jenen Worten einen Rückhalt bietend, XIV 'Si mihi susceptum fuerit decurrere munus'. Daß dies Gedicht nicht echt ist, hat Buecheler im Rhein. Mus. 1883 S. 523 f. erwiesen. Wir konstatieren das ausdrücklich; denn damit erledigt sich die von Drachmann zur Cirisfrage (s. oben S. 143) aufgestellte Behauptung, die Annahme einer bewußten 'Fälschung' auf den Namen Vergils sei 'ganz unglaublich'. Es kann ja kein Zweifel sein, daß der Leser hier wie in den vorhergehenden Stücken Vergil redend denken soll; die Annahme, Varius oder Tucca rede 'priusquam libros ab amico relictos ederet' und diese Edition sei das *susceptum munus*, scheitert schon an dem Ausdruck *decurrere* (vgl. 'tu ades inceptumque una decurre laborem' Georg. II 39—41). Vergil ist bei den Gelübden nicht gedacht als 'ad finem perducturus Aeneidem', sondern als 'ingressurus muneris modo suscepti cursum', nach Vollendung der Georgika, wo es zum Schluß heißt 'haec canebam, Caesar dum magnus . . viam adfectat Olympo: illo Vergilium me tempore dulcis alebat Parthenope'. Im Gedanken an diese Situation schließt der Verfasser das Gelübde Vergils mit den Worten: adsis o Cytherea: tuus te Caesar Olympo et Surrentini litoris ara vocat. So ergibt sich ein neues Argument gegen die Echtheit: damals konnte Vergil bei seiner ganzen Art unmöglich ein Gelübde tun, dessen Größe bemessen ist nach der Wertschätzung des erschienenen Werkes durch das Publikum. Bei der Absicht, die 'rudis Calliope' als 'divini elementa poetae' darzustellen, die Sammlung von Gedichten der Frühzeit durch einen Ausblick auf das reife Meisterwerk zu heben und zu ergänzen, konnte der Herausgeber, der Verfasser des Epilogs, auf den Gedanken kommen, Vergil gerade am Abschluß der Frühzeit und Beginn der Meisterschaft reden zu lassen; ist es der Herausgeber, der in bester Absicht und, so gut er kann, im Sinne Vergils diesen redend einführt, so ist Konzeption und Fiktion von XIV verständlich. Dazu scheint mir Buechelers Annahme ('cultorem Aeneidis et admiratorem lusisse ista arbitror, qui more scholastico induerit personam Vergili') nicht zu genügen; wer sie aber unserer bestimmteren Vermutung vorzieht, mag mit Buechelers Schlußworten von dem Herausgeber sagen: hoc quoque tanquam Vergili carmen huic libello inseruit locumque ei iure dedit postremum, quoniam cetera omnia prioribus temporibus scripta esse patebat. Fest steht jedenfalls: nach Vergils Tod hat jemand etwas in seinem Sinn und Namen verfaßt; dies ist zusammen mit anderem, was aus der Zeit Vergils erhalten war und ihm zugeschrieben wurde, als Werk Vergils publiziert worden. Wir leiten daraus das Recht ab, ein entsprechendes Verfahren in ähnlichen Fällen anzunehmen.

b) Bei erstmaliger Lektüre des Gedichtes, das uns ohne irgend welchen Zweifel des Altertums an der Echtheit als Culex Publii Vergilii Maronis überliefert ist, darf man glauben, für das Jugendgedicht (V. 8 f.) aus der Benennung des mit den Beiwörtern *venerande* und *sancte* angeredeten *puer* als Octavius das Jahr 44 als terminus ante quem der Abfassung und Herausgabe erschließen zu sollen. Aber die weitere Lektüre (V. 42 ff.) zeigt für die moderne Methode literarischer Kritik mit Sicherheit, daß der Culex weder von Vergil selbst gedichtet ist noch auch aus der Zeit Vergils stammt; denn zu den Mustern, deren Studium sein Verfasser bekundet, gehört auch die Äneide (Leo, Commentarii praefatio p. 15 f.; vgl. auch p. 84 zu V. 275; p. 108 zu V. 406). Kehren wir mit der Erkenntnis, daß vielmehr 19/18 terminus post quem ist, zum Eingang des Gedichtes zurück, so beobachten wir leicht, daß in der ganzen Art, wie von und zu dem puer Octavius gesprochen wird, die Kenntnis von seiner späteren Stellung sich verrät und daß wir aus V. 39—41 den Tod des Augustus als terminus ante quem der Publikation erschließen dürfen.

Der Culex ist sicher unter Vergils Namen erschienen, als ein vom Dichter selbst nicht veröffentlichtes, nachgelassenes Jugendwerk. Das kann bei Lebzeiten des Varius und des Tucca nicht geschehen sein. Auch nach diesem terminus hätte die Publikation schwerlich ohne Zweifel und Widerspruch bleiben können, wenn ihre Echtheit nicht durch die Herkunft völlig gesichert erschien; die Veröffentlichung muß, wie die der Catalepton, aus dem vermeintlichen Nachlaß Vergils erfolgt sein.

Unter den eigentlichen Papieren Vergils, die Varius oder Tucca an sich nahm, kann der Culex noch nicht gelegen haben. Es bestehen also zwei Möglichkeiten. Entweder ist der Culex zu der Zeit, wo die Catalepton erschienen, von einem Mitglied des Kreises, der jene veröffentlichte, gedichtet worden. Allein für eine solche Unterschiebung eines selbständigen Werkes ist kein Anlaß nachweisbar, was bei Catal. XIV der Fall ist (oben S. 176); auch würde man nach Maßgabe der Cir (oben S. 152) vermuten dürfen, daß Vergilisches Gut gröber und reichlicher ausgestreut worden wäre: kurz, dieser Fall ist mehr wie unwahrscheinlich. Oder man fand eben in dem Sammelnachlaß auch den Culex, den Varius oder Tucca als das Werk eines Vergilverehrers zu den Vergilreliquien gelegt hatte. Das scheint wieder undenkbar; denn auch ohne den Namen Vergils ausdrücklich in der Aufschrift zu führen, stellte sich unser Culex jedem Literaturkenner als Jugendwerk des Verfassers von Ecl. 1, 6; Georg. I 25; III 46—48 und von Georg. III 425—439 dar: wie konnten jene Nachlaßpfleger solche Täuschung gutheißen? Und doch ist kein anderer Fundort des Culex annehmbar.

Des Rätsels Lösung ergibt sich, wenn man die schon von Ribbeck GdRD II S. 346 f. empfundene Unebenheit beobachtet,

welche zwischen dem (mit der Widmung an Octavius verbundenen) Hinweis auf den Titel und auf die Behandlung des Themas (V. 1—10. 24—41) einerseits und seiner Ausführung (V. 42 ff.) andererseits besteht.

Der Culex ist nicht, wie man nach dem ganzen Ton von V. 1—7 und besonders nach den Worten von V. 4 f. (omnis et historiae per ludum consonet ordo notitiaeque ducum voces) erwartet, eine Parodie des heroischen Epos, sondern ein — übrigens nach meinem Empfinden jetzt gar zu arg geschmähtes — bukolisches Epyllion, das in alexandrinischer Manier durch Einlagen voll gelehrter Anspielungen verziert und zum Teil überwuchert ist. Was also ist geschehen?

Man fand den Culex, den der Verfasser, ein weder unbegabter noch unselbständiger Vergilverehrer, dem Varius oder Tucca überreicht hatte, im Nachlaß des Betreffenden vor. Nach den Umständen hielt man das Werk für ein Jugendgedicht Vergils, und um es als solches darzustellen und herauszugeben, fügte man im Sinne des jugendlichen Vergil die Widmung an Octavius (V. 1—10. 24—41) hinzu.

Da ich auf Einzelheiten hier nicht eingehen kann, bitte ich den geneigten Leser, die Einleitung des Culex von diesem Gesichtspunkt aus noch einmal für sich zu betrachten.

c) Die cir gehört, wie der eine Teil der später sogenannten Catalepton, zu den Schriftstücken, die nach Vergils Tode als sein Nachlaß in Verwahrung genommen wurden. Wann mag man diese Schätze gehoben haben? Varius, den man nach allem als den ersten und eigentlichen Nachlaßpfleger betrachten möchte, war, als Horaz Epist. II 1, 247 schrieb, 'wohl nicht mehr unter den Lebenden'. Es ist nicht unmöglich, daß schon so wenige Jahre nach Vergils Tode der neue Verwalter des poetischen Archivs an Sichtung des Fundes nicht dachte; aber es ist wenig wahrscheinlich. So darf man vermuten, daß die Masse zunächst noch an Plotius Tucca überging und von ihm eine gewisse Reihe von Jahren verwahrt wurde; die Notiz 'Vario ac simul Tuccae scripta sua sub ea condicione legavit' kann daher stammen, daß man aus den Tatsachen solche testamentarische Eventualbestimmung erschloß.

Als die cir namenlos — das Exemplar stammte nicht aus dem Buchhandel — aufgefunden wurde mit den Catalepton (und dem Culex, wie wir meinen) zusammen, hielt man sie begreiflicherweise auch für ein Jugendwerk Vergils, und zwar, wie es scheint, für ein nicht ganz vollendetes (s. V. 9. 44—47. 92 der Cir.), das man nicht nur für den Gang in die Öffentlichkeit (wie den Culex) mit Einleitung und Widmung auszustatten, sondern auch im Sinne des Dichters mit seinen Worten zu ergänzen habe. Es lag mit einem Gedichte wie cir doch etwas anders als mit dem Culex, der sich mit seinem ländlichen Milieu wie von selbst

vor Vergils Bukolika und Georgika einreihte und eben durch seinen idyllischen Charakter geeignet war, als eine Jugendgabe an den späteren Friedensfürsten aufgefaßt zu werden.

Für den, welcher die Aufgabe übernahm, die cir zur Herausgabe unter Vergils Namen herzurichten, lag es durch die Umstände nahe, zur Erklärung für die eigenartige Jugenddichtung heranzuziehen, was die mitgefundenen kleineren Gedichte von den Verhältnissen des jugendlichen Vergil bekundeten. Tatsächlich bilden Catal. 5. 9 für das Persönliche die Grundlage dessen, was der Bearbeiter als Einleitung hinzugedichtet hat. Aus Catal. 5, 1 (ite hinc inanes rhetorum ampullae) liest er heraus (man wolle bemerken, daß ich auch hier anderweitige Überlieferung nicht heranziehe, weil sie auf antiker Kombination beruhen kann), daß Vergil — wie andere — die rednerische, d. h. staatsmännische Karriere enttäuscht aufgegeben hat (Cir 1f.); desgleichen entnimmt er, der wohl selber in Athen studiert hat (Cir. 28), aus Catal. 5, 8—10 (nos ad beatos vela mittimus portus magni petentes docta dicta Sironis vitamque ab omni vindicabimus cura) mit wörtlicher Auffassung von V. 8, daß der Dichter nunmehr in Athen weilt (Cir. 3 f.; vgl. 21—35) und Philosophie zu studieren beginnt (Cir. 14—17. 36—43). Dieser hat darum im allgemeinen den Musen Valet gesagt (Catal. 5, 11: ite hinc, Camenae) und eine begonnene Dichtung liegen lassen (Cir. 9. 47; vgl. 92 cantus coeptos); aber gelegentlichen Besuch der Musen will er doch nicht abweisen ('meas chartas revisitote' Catal. 5, 14; vgl. 'interdum' Cir. 19 f.), und so vollendet er jetzt doch noch die begonnene poetische Ehrengabe an Messala (Cir. 9—11. 44—17. 92), die V. 47 als *exordia* bezeichnet wird, weil er ihm eigentlich ein erhabeneres Werk 'de natura rerum' (vgl. Georg. II 475—484) widmen möchte (Cir. 12—21. 36—41); ist doch Messala derselbe, der nach Horaz C. III 21, 9 Socraticis madet sermonibus (vgl. auch die wiederholt von uns herangezogene Notiz des Servius zu Aen. VIII 310). Auf den Gedanken, Vergil dies gräzisierende Erstlingsgedicht des Studenten im Cecropius hortulus dem Messala zusenden zu lassen, ist der Bearbeiter wohl dadurch gekommen, daß er in Catal. 9 Vergil in einem entsprechenden Verhältnis zu Messala und diesen selbst als Verfasser von 'carmina cum lingua tum sale Cecropio' bezeichnet fand; mit Rücksicht auf diese 'carmina qualia Trinacriae doctus amat iuvenis' (Catal. 9, 20) wird er Cir. 36 'iuvenum doctissime' angeredet. Außerdem erinnert im einzelnen Cir. 55 (nam verum fateamur) an Catal. 5, 12 (nam fatebimur verum); Cir. 40 f. (carmine nomen nostra tuum senibus loqueretur pagina saeclis) an Catal. 9, 15 f. (carmina saeclis accepta futuris, Pylium vincere digna senem); Cir. 76 (trucem pontum) an Catal. 9, 47.

Um für das Sachliche Kontinuität mit den anderen Werken des Dichters herzustellen, zog der Bearbeiter natürlich heran, was die publizierten Werke als Vergils Anschauung von dem Gegen-

stande darboten (der Bearbeiter des Culex war nicht in derselben Lage, weil über seine eigentliche Geschichte sich sonst nichts fand und auch die Unterweltepisode ohne völlige Umarbeitung, an die man nicht denken konnte, keine Zusätze zuließ). Von der Hauptstelle also (Georg. I 404—409) konnte unser Bearbeiter die vier letzten Verse an den Schluß der cir kleben, so daß es so aussah, als habe Vergil die für seine unveröffentlichte cir gedichteten Sätze später an anderer Stelle wörtlich aufgenommen. Von den verbleibenden zwei Versen (404 f.) brachte er soviel Worte wie möglich (sublimis in aere, pro purpureo poenas. Scylla capillo) in seiner Einleitung unter (V. 49. 52); dazu nahm er V. 50 den Versschluß 'aethera (so ist doch wohl zu lesen; vgl. V. 203—205) penna' aus V. 406. 409. Nach derselben Methode verfuhr er mit der andern Stelle Ecl. 6, 74 ff. Vergils unterscheidende Bezeichnung 'Scylla Nisi' V. 74 nimmt er V. 90 auf, wo nach Leo zu lesen ist: iam Nisi potius liceat notescere Cirin. Für Vergils Charakterisierung der anderen Sagenform durch 'fama secuta' setzt er einen förmlichen Beweis ihrer Unzulässigkeit, offenbar in Rücksicht darauf, daß complures 'magni poetae' illam longe alia perhibent mutatam membra figura Scyllaeum monstro saxum infestare voraci; dabei ist bemerkenswert, daß er Messala gegenüber durch besondere Anrede den Vertretern der anderen Ansicht das Epitheton *magni* zuerkennt. Wer sind diese 'magni poetae', denen im Namen Vergils zu widersprechen unserem Bearbeiter offenbar nicht ganz leicht wird? Der erste ist, denke ich, ein persönlicher Freund Vergils (Rothstein, Einleitung zu Prop. S. XI), der begeisterte Herold seiner drei Werke, der Tarpeia sagen läßt: quid mirum in patrios Scyllam saevisse capillos candidaque in saevos inguina versa canes? (Prop. IIII 4, 39 f.; das Buch ist 'nicht vor dem Jahre 16 v. Chr. veröffentlicht worden'). Ein zweiter: ebenfalls Verehrer Vergils (und Freund des Properz), dazu 'teneris ab annis' Hausfreund bei Messala ('ingenii dux fuit ille mei' sagt er selbst) und wohl der größte unter den damals noch lebenden Dichtern, — Ovid. Er läßt Medea schreiben (Heroid. 12, 123 f.) 'aut nos Scylla rapax canibus misisset edendos: debuit ingratis Scylla nocere viris'; er sagt in den Amores, deren erste Ausgabe nicht vor dem Jahre 15 v. Chr. liegen kann, III 12, 21 f. 'per nos Scylla patri canos furata capillos pube premit rabidos inguinibusque canes'. Die ganz ähnliche Stelle der Liebeskunst (I 331 f.; das Buch ist i. J. 2 oder 1 v. Chr. abgefaßt) kommt hier vielleicht auch noch in Betracht; dagegen Fast. IV 500 (Nisaei, naufraga monstra, canes) schwerlich[1]).

Gegen solche Autoritäten will der Bearbeiter im Sinne Vergils die Verwandlung der Nisostochter in einen Vogel behaupten.

[1]) Daß Ovid die Cir 'für die Scyllageschichte einmal gelesen hat', wie S. Sudhaus (Hermes 1907 S. 476) aus mehreren Parallelen mit Met. VIII schließt, ist ganz gut möglich.

Schon im Gedanken an diesen Gegensatz hat er soeben, absichtlich für Vergils *poenas* den Singular einsetzend, mit Nachdruck betont 'hanc poenam scelerata solvens', wobei er im verzeihlichen Eifer des Gefechts übersieht, daß die Bezeichnung der Verwandlung als *poena* und die der Verwandelten als *scelerata* mit der Darstellung der cir nicht recht übereinstimmt. Er blickt eben außer auf die Bukolikastelle, die er sachlich und wörtlich nach Möglichkeit verarbeiten will, nur noch auf das mythologische Lexikon, das er zur Orientierung aufgeschlagen hat; und daher vermengt er auch mit seiner schüchternen Widerlegung der 'magni poetae' die entrüstete Aneignung der dort gefundenen Polemik gegen 'isti', die 'alias alii finxere puellas quae Scyllae dicantur Homero'; denn das sind nicht die 'magni poetae', sondern Mythographen. Sein Grundgedanke ist: Gegen die (der Identifizierung der Megarischen Scylla mit der Homerischen zugrunde liegende) Ansicht, das *monstrum* Homers sei eine verwandelte *puella*, spricht einerseits das positive Zeugnis Homers (der die göttliche Mutter nennt, von der seine Scylla schon als Scheusal geboren ist), andererseits die Minderwertigkeit (malignitas) dessen, der das Zeugnis mißachtet und dadurch zu unzuverlässigen und irrigen Angaben Anlaß gegeben hat. Mit den in V. 63 gewählten Worten und der folgenden Erläuterung in Gefahr, sich auf den Abweg zu verlieren, ruft er sich mit *sed* V. 66 zurück und baut, indem er die vor ihm liegende Gelehrsamkeit mit den rubrizierenden *sive* nicht ohne Geschick anbringt — wobei eine Manier der cir ganz gut nachgeahmt wird — und die gesamten Rubriken mit V. 89 aufnehmend zusammenfaßt (*clade* ist von jener Scylla aktivisch = *peste* gebraucht), eine anerkennenswerte Periode mit dem Schluß: iam potius liceat Nisi [filiam in] 'cirin' [mutatam carmine meo] notescere atque 'unam ex multis' (= namen- und ruhmlos; der Ausdruck ist wohl mit Rücksicht auf 'alias alii volgo finxere puellas' gewählt) puellis Scyllam non esse.

Die Angabe des Inhalts der sekundären Fama (drei Verse) übernimmt der Bearbeiter ganz wörtlich aus der Ekloge, nur daß er für Vergils 'a timidos nautas' (V. 77) aus Georg. IV 421 'deprensos nautas' einsetzt: vermutlich, weil er richtig empfand, daß die 'ex dolentis persona' bei Vergil (der diese Sagenform eben wegen ihres sympathetischen Interesses seinerseits einschiebt) gut angebrachte Interjektion für ihn selbst als uninteressierten Berichterstatter nicht recht paßte; vielleicht daneben auch, weil nach seinen Worten 'aerumnis Ulixi' (wie ennianisch das klingt!) das Wort *nautas* die Gefährten zu bezeichnen schien, auf die *timidos* weder als eigentliches Eigenschaftswort noch als Ersatz von *timentes* (*δείσαντας*) paßte (*μ* 223 *Σκύλλην δ' οὐκέτ' ἐμυθεόμην* berichtet Odysseus). Die darauf folgenden Worte der Ekloge (V. 78 ff.) hatten in der cir schon ihren Vorklang (s. oben S. 156) bis auf den letzten Vers der Stelle (81), dessen Worte

'sua tecta super volitaverit alis' unser Bearbeiter, wie er nun einmal dabei ist, Vergilische Vorlagen zurückzudatieren, in V. 51 in dem Sinne 'als Vogel durch die Luft geflogen ist' übernimmt, ohne auf die besondere Bedeutung zu achten, die 'sua tecta' an jener Stelle hat. — Außerdem erinnert im einzelnen Cir. 4 (complectitur umbra) an Aen. I 694; Cir. 7 (sidera mundi; ebenfalls Versschluß) an Aen. IX 93; Cir. 16 (longe lateque per orbem) an Aen. VI 378 (longe lateque per urbes); Cir. 29 (ordine pugnae) an Aen. I 456; Cir. 40 f. (nomen nostra tuum loqueretur pagina saeclis) an Ecl. 6, 12 (sibi Vari praescripsit pagina nomen); Cir. 48 (prodigiis exterrita magnis[1]): so nach Baehrens' Vermutung) an Aen. III 307.

Auch Anklänge an cir sind bemerkbar. Vor allem hat der Bearbeiter das Bild 'ut Scylla novos avium coetus viderit conscendens aethera' (V. 48—51) aus cir 195—205 gewonnen; ebenda erinnert 'excisa funditus urbe' (V. 53) an cir 191 (direpta crudeliter urbe) und Cir. 52 f. (der Text von 53 ist unsicher) an cir. 194. Als Gegensatz zu cir. 93 ist wohl Cir. 2 (irrita praemia volgi) gedacht. An die Manier von cir. 303 ff. (alii ferunt; alii quo notior esses) erinnert Cir. 64 f. 90 (notescere); 'infelix virgo' als Versanfang (Cir. 71) an cir. 167. 517. Ebenda ist 'infelix virgo: quid enim commiserat illa' Nachahmung von cir. 190 'infelix: quid enim' sowie von 437 'quid enim non vinceret ille' und 513 'quid enim iam sedibus illi' (vgl. auch 334). — Endlich ist die Verwandtschaft von Cir. 18—20 mit Culex 1. 8—10. 35 f. zu erwähnen.

Nehmen wir das alles zusammen, gedenken wir ferner der Anklänge an Catull und Lucrez, die wir an diesem Orte durchweg unerörtert lassen mußten, rechnen wir eine gewisse Zahl nur für uns nicht nachweisbarer Beziehungen hinzu, vergessen wir auch nicht, welch Stück aus dem Lexikon stammt, so bleibt außer den Erinnerungen von der Alma Mater kaum etwas Selbständiges und Eigenes in der neuen Einleitung übrig. Doch ist dabei zu beachten, daß der Verfasser gar nicht beabsichtigte, Eigenartiges zu bieten; er wollte im Sinne Vergils schreiben.

Von diesem Gesichtspunkt muß man es auch betrachten, daß der Bearbeiter und Herausgeber mit dieser Einleitung und dem Zusatz zum Schluß seine Tätigkeit noch nicht abgeschlossen hat. Die cir, die er vorfand, enthielt mehrere Verse, die vollständig oder so gut wie vollständig in späteren Werken desselben Dichters wiederzukehren schienen (wesentlich anders stand es mit dem

[1]) Überliefert ist 'exterruit amplis'; nachdem die Verbalendung so entstellt war, setzte man das vokalisch anlautende Synonymum ein. Unbegreiflich ist, daß die Herausgeber Scaligers *amoris* in den Text nehmen, obwohl sie sein dazugehöriges *exercita* mit Recht verschmähen. — Gemeint ist die Unheil kündende Entstellung des eigenen Leibes (V. 490 ff.), deren Beginn Scylla mit Entsetzen wahrnimmt. Vgl. Leo 1902 S. 34.

Culex, weshalb sein Bearbeiter auch anders verfahren ist); und zwar waren vier Verse (267. 302. 405 f.) in den Bucolica (8, 19 f. 59 f.) aufgenommen, und zwei Verse (394 f.) schienen in den Georgica (IV 388 f.) wieder aufgenommen zu sein; das Verhältnis der Aufnahmen in den großen Werken war also 4 : 2 : 0. Der Bearbeiter selbst hatte in V. 51. 59—61 vier Verse aus den Eklogen (6, 75—77. 81) übernommen und in V. 49 + 52. 538—541 vier bis fünf Zeilen aus den Georgica (I 404 + 405. 406—409), so daß das Verhältnis jetzt 8 : 7 : 0 war. Die Verschiebung des Verhältnisses war um so bedeutsamer, als die Bucolica dem Jugendgedicht zeitlich viel näher standen und der gänzliche Ausfall von Versen der Aeneis jetzt noch auffälliger erschien. Um ein ordentliches Kontinuitätsverhältnis in der Reihe der späteren Werke desselben Dichters herzustellen, mußten die Verse aus den Eklogen wieder vermehrt und einige Verse aus der Aeneis hinzugetan werden. Das hat der Bearbeiter getan, indem er V. 398. 430 (Ekl. 4, 49; 8, 41) und V. 402 f. 474. 473 + 476 (Aen. II 405 f. III 74. 124—126; Anklänge an Aen. I hatte er in V. 4. 29 angebracht) heraussuchte, gewiß mit vieler Mühe, und an leidlich passenden Stellen einschob, so daß jetzt das Verhältnis 10 : 7 : 4 vorliegt. Weniger schlecht, als er es gemacht hat, ließ sich solche Sache schwerlich machen; wir wollen ihn also nicht zu arg schelten und ihm zugute rechnen, daß sein wenig glückliches Verfahren die Quelle unserer Erkenntnis des wahren Sachverhalts ist, daß er zwar nicht, wie er vermeinte, ein Jugendwerk Vergils der Nachwelt überliefert hat, aber daß er unter Vergils Namen ein interessantes und, wenn man es nur unbefangen vom richtigen Gesichtspunkt betrachtet, der Erhaltung würdig erscheinendes, im Altertum wohl schon dem literarkundigen Ovid, jedenfalls dem Macrobius (dessen Liste sogenannte furta Vergils aus der Ciris gar nicht ankreiden konnte) als solches unbekanntes Epyllion des Cornelius Gallus für uns gerettet hat.

Zehlendorf (Berlin). Heinz Belling.

Inhaltsübersicht zu S. 146—183.

Seite

Die Cirisfrage 146

I. Cir. 1—92 147

II. Cir. 93—541.

a) V. 473—477 147
b) V. 430 148
c) V. 398 148
d) V. 402 f. 149
e) V. 538—541 150

Seite

III. Cir und cir 152

IV. Die cir und Vergil.
a) Ecl. 2. 8 153
b) Ecl. 3. 4. 5 154
c) Ecl. 10. 6 154
d) Georg. 157
e) Aen. 160

V. Der Verfasser der cir 163
a) Vergil und cir 164
b) Ecl. 6, 31—84 166
c) Ecl. 6, 1—12 168

VI. Der Nachlaß 'Vergils' 174
a) Catalepton 175
b) Culex 177
c) cir und Cir 178

Berichtigung.

S. 123 Z. 29 von unten lies 6. statt 10.
S. 132 Z. 13 lies QUOD; Z. 14 lies QUOI.

5.

Homer.

Höhere Kritik 1907 und 1908.

Wir beginnen unsere Ausführungen wieder mit der Ithakafrage, die immer neue Versuche zur Lösung anregt, die aber kaum überzeugender sind, als die vorangehenden. Ich werde mich auch diesmal mit einem kurzen Referat begnügen, da sich meine Meinung nicht geändert hat.

I. Die Ithakafrage.

1) Vollgraf, Dulichion—Leukas. N. Jahrb. f. d. klass. Altertum 1907, 9. H. S. 617—629.

Vollgraf glaubt, wie wir es auch immer für wahrscheinlich gehalten haben, daß Leukas eine der vier Inseln sei, von denen Homer ι 21—25 spreche, — und zwar sei es das später verschwundene Dulichion. Es paßt das Größenverhältnis, es paßt auch die Beschreibung Homers von der Fruchtbarkeit der Insel, und es ist dann nicht nötig, einen so auffallenden Namenstausch vorzunehmen, wie ihn Dörpfelds Theorie erfordert. Freilich erklärt V. den Namenstausch (Leukas für Dulichion) nicht, und er muß auch zugeben, daß die Beschreibung ι 24/25 nicht zu seiner Annahme stimme, aber auch auf Ithaka passe sie nicht. Die Odyssee sei eben kein unverfälschtes, von einem Ithakesier des mykenischen Zeitalters verfaßtes Geschichtsbuch (S. 619 und 627). Es sei nicht denkbar, daß ein kleinasiatischer Dichter des VIII. oder VII. Jahrhunderts sich um diese Ortskenntnis bemüht habe. Sie stamme also aus dem alten epischen Vorbilde her, das der Dichter in unkontrollierbarer Weise verwertet, umgedichtet, umgestaltet und erweitert habe. Im übrigen bekämpft V. in Übereinstimmung mit Paulatos verschiedene Angaben Marées über Ithaka und gibt auch Dörpfeld nicht zu, daß die Schilderung von Odysseus' Reich im Schiffskatalog im Gegensatz zu der der Odyssee einen jüngeren geographischen Zustand wiedergebe.

Vollgrafs Vorschlag weist entschieden zurück:

2) Dörpfeld, Vierter Brief über Leukas—Ithaka. Die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1907.

D. betont (S. 20 u. ff.), daß die Lage von Leukas gar nicht der Dulichions, wie Homer sie sich denkt, entspreche, was ja auch V. zugibt, und daß namentlich dazu nicht die enge Verbindung mit Same (bei Homer ι 24 durch τε...τε besonders hervorgehoben) stimme. Auch φ 346, wo Dulichion, Same und Zakynthos im Gegensatz zu Ithaka als „Elis gegenüber liegend" bezeichnet werden, widerspreche dieser Annahme.

Im ersten Teile seines Briefes berichtet der unermüdliche Forscher über die Auffindung einer Gräberstätte, die äußerlich einem τύμβος gleicht, den nach dem Epos die Achäer über den Gräbern errichteten. Die Toten selbst sind in Hockestellung beigesetzt. Dieser Fund scheint D. deshalb wichtig, weil ähnliche Gräber neuerdings in der Burg von Tiryns unter dem mykenischen Palaste, aber über den älteren Ansiedelungen gefunden worden sind. „Sie scheinen dort von den achäischen Bewohnern herzurühren, die die älteste Burg Tiryns erobert und dann später darüber den 'mykenischen' Palast errichtet haben". Diese Gräber in Verbindung mit Vasen und Pfeilspitzen bestärken D. in der Annahme, daß „wir in der Ebene von Nidri die Reste der Homerischen Stadt Ithaka besitzen, jener achäischen Stadt, deren Bewohner, durch die Dorer vertrieben, nach Same übersiedelten und dort eine neue Stadt Ithaka gründeten". Daß es gerade diese Stadt sei, ist damit freilich noch nicht bewiesen. Das könnte erst die Übereinstimmung des Palastes mit der Homerischen Darstellung einigermaßen wahrscheinlich machen. Leider hat aber das Grundwasser gerade die Ausgrabung von den starken Mauerresten eines großen Gebäudes, in dem D. den Palast des Odysseus sieht, unmöglich gemacht. Doch hofft D. durch Anlage eines Kanals des Wassers Herr zu werden. Warten wir also ab, ob dann die Ausgrabung die im letzten Jahresberichte näher bezeichneten Eigentümlichkeiten von dem Palaste des Odysseus zeigen wird.

Zum Schluß (S. 25/26) weist D. noch auf einen wertvollen Fund an einer andern Stelle hin. „Im Frühjahre 1907 ist es mir bei einem neuen Versuche gelungen, die Burg und die Königsgräber von Pylos gerade dort zu entdecken, wo nach Strabon die besten Homerkenner das Pylos des Nestor ansetzten". Während nämlich viele antike und moderne Forscher die Burg des Nestor im Südwesten des Peloponnes in der bekannten messenischen Stadt Pylos erkannten, andere eine zweite antike Stadt Pylos in Elis für das sandige Pylos des Nestor hielten, hat nun D. in Übereinstimmung mit Strabo die Burg des Nestor zwischen den beiden Städten in Triphylien ermittelt und dort ganz ähnliche Gegenstände in den Kuppelgräbern gefunden wie auf Leukas.

So glaubt D. nun einen neuen Beweis zu haben, daß man sich an die geographischen Bestimmungen der Alten nicht zu halten brauche, sondern allein die Homerischen Angaben für die Bestimmung der Örtlichkeit befragen dürfe.

3) J. Thomopoulos, Ἰθάκη καὶ Ὅμηρος. I. Teil: Ἡ Ὁμηρικὴ Ἰθάκη. Athen 1908, P. D. Sakellarios. 262 u. 50 S.

Der Verf. will beweisen, daß Homer die Örtlichkeiten in seinen Gedichten treu nach der Natur, ganz realistisch schildere, und beginnt seine Beweisführung mit Ithaka; in einem zweiten Teile will er die übrigen Örtlichkeiten behandeln, in einem dritten die Homerische Frage. Der Text in dem vorliegenden ersten Bande ist neugriechisch (S. 1—262) und durch 26 größere oder kleinere naturgetreue Abbildungen verschiedener Teile von Ithaka und Leukas verdeutlicht. An diesen Hauptteil schließt sich ein kürzerer, deutsch geschriebener (auch getrennt herausgegebener) Teil an, in welchem er die Hauptpunkte seiner Beweisführung für deutsche Leser bequemer zugänglich macht. Der Verf. ist fest davon überzeugt, daß Homer das heutige Ithaka als Heimat des Odysseus annehme, und sucht zuerst die Bedenken, die man dagegen vorgebracht hat, durch richtige Erklärung der Worte Homers zu zerstreuen. Als Kenner der neugriechischen Sprache glaubt er den Sinn Homerischer Worte besser zu verstehen als alte und moderne Stubengelehrte. Denn „das griechische Volk hat an der Sprache und an den Sitten viel Homerisches und überhaupt Altertümliches beibehalten“ (T. II S. 47). Diese Deutungen weichen freilich so erheblich von der gewöhnlichen Auffassung des Homerischen Ausdrucks ab, daß es den Philologen schwer werden wird, sie anzunehmen. So erklärt er die bekannten Worte ι 21—26: „Ich bewohne Ithaka, das leicht erkennbare (als Insel); zu beiden Seiten von ihr liegen (von der einen Seite) viele Inseln ganz nahe beieinander (die Echinaden) und (von der anderen Seite) Dulichion und Same (Kephallenia samt Same) und das waldige Zakynthos. Sie selbst (Ithaka) innerhalb des Meeres (welches sich von Dulichion, Same und Zakynthos zum Festlande erstreckt) niedrig (nahe am Lande) liegt zu allernördlichst gegen Westen, jene aber (die vielen Inseln, Echinaden) ebenso (d. h. innerhalb desselben Meeres nahe am Lande zu allernördlichst) liegen fern (von Ithaka) gegen die Morgenröte und die Sonne (gegen Osten)“. Wem der Sinn des letzten Teiles des Satzes allzu dunkel ist und der diese Dunkelheit vielleicht dem deutschen Text zuschreibt, dem möge der griechische Text die Sache klarer machen (S. 62): Ἡ Ἰθάκη κεῖται πρὸς ζόφον, ἤτοι πρὸς δυσμὰς τῶν πολλῶν νήσων, τῶν Ἐχινάδων, αἵτινες κεῖνται μακρὰν τῆς Ἰθάκης καὶ πρὸς ἀνατολὰς ... κεῖται δὲ πρὸς δυσμὰς τῶν Ἐχινάδων πανυπερτάτη, ἤτοι πασῶν τῶν λοιπῶν περὶ αὐτὴν ὑπερτάτη, βορειοτάτη.

Ob das Neugriechische eine solche Erklärung Homerischer Worte empfiehlt, weiß ich nicht; Kenner des Altgriechischen werden sie schwerlich billigen. Derart aber sind alle andern Deutungen von Homerischen Worten, die Schwierigkeiten bereiten. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen, will aber zur Sache nur noch bemerken, daß nach dem Verfasser Dulichion und Same eine Insel (Kephallenia) bilden, d. h. daß Same nur ein Teil der größeren Insel ist, daß ferner zwar Dascalio die kleine Insel Asteris ist, die *ἀμφίδυμοι λιμένες* sich aber nicht auf oder an ihr befinden, sondern, wie die windigen Höhen, auf dem in der Nähe befindlichen Gestade von Same (so schon Bérard, aber nicht mit derselben Erklärung wie Th.). Es wird ferner durch die neugriechische Deutung von *ἐπὶ κρατὸς λιμένος* (*ν* 102) = *κεφαλολίμενον* (d. h. in der Schiffersprache „die erste am Hafeneingange durch eine vorspringende Landzunge gebildete Extrabucht") die Vatybucht als der Phorkyshafen erwiesen, endlich durch die Übersetzung *ἐπὶ κρήνην ἀφίκοντο* (*ϱ* 205) = „sie kamen oberhalb der Quelle", d. h. zu einer Stelle, einem Kreuzweg (Stavros), unter dem sich die Quelle und der Altar befanden, wo die Wanderer zu opfern pflegten", die Lage der Stadt und die verschiedenen Quellen untrüglich nach den Angaben des Dichters gefunden. Wir überlassen es Neugriechen, mit diesen Deutungen, die ganz überraschende Ergebnisse liefern, sich abzufinden.

4) E. Engel, Die Streitfrage Ithaka—Leukas. Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1908 Nr. 323 und 335.

Wir finden hier folgende Sätze: „Ich will vorweg mit aller Entschiedenheit aussprechen, daß eine wissenschaftliche Untersuchung dieser Frage ohne Augenscheinkenntnis nicht möglich ist... Ich werde die Notwendigkeit des Augenscheins an einem wichtigen Punkte dieser Frage, an dem Ausdruck Homers für die Lage Ithakas 'niedrig im Meere' und zum Festlande erweisen... Man muß Ithaka aus der Ferne, vom südionischen Meere und vom westlichen Peloponnes gesehen haben, muß um seine Buchten gewandert, auf seinen Abhängen und Berggipfeln herumgeklettert sein, um die Ortsschilderung Homers nachzuprüfen. Und man muß Leukas nicht nur gesehen, sondern durchwandert haben, um sich mit der unerschütterlichen Überzeugung zu erfüllen, daß nicht ein Zug der Ortsbeschreibung Homers mit dieser Wirklichkeit übereinstimmt". „Seine (Dörpfelds) ganze Beweisführung erscheint mir durchaus unwissenschaftlich, die Art seiner Schlußziehung aus unbewiesenen und unbeweisbaren Vermutungen den Grundsätzen des wissenschaftlichen Beweises so durchweg widersprechend, daß ich nicht begreife, wie seine Abhandlungen einen einzigen wahrhaft wissenschaftlich denkenden Anhänger haben finden können". Im einzelnen hält Engel wie Thómopoulos den westlichen Teil von Kephallenia

für das Homerische Dulichion (Dörpfeld selbst muß zugeben, daß es nicht nur damals — zu Strabos Zeiten — auf Kephallenia eine Stadt Dulichion gab, sondern auch jetzt noch ein Dorf und einen Hafen Dolicha gibt), den östlichen für Same. „Der Isthmus, der Dulichion mit Sami verbindet, ist 1300 Meter lang und ganz schmal. Von mehr als einem alten Schriftsteller wird uns berichtet, daß dieser Isthmus häufig von Meer zu Meer überflutet wurde ... Wer will behaupten, daß zu Homers Zeiten, ... der schmale Isthmus zwischen den beiden Inselteilchen nicht völlig überflutet war, so daß es für Homer dort zwei Inseln gab".

Gegen Leukas als Heimat des Odysseus bringt E. außer vielen andern Gründen besonders den vor, daß von Leukas niemals ein Dichter, der die Insel kannte, sagen konnte, es sei *οὐχ ἱππήλατος*. wohl aber von Ithaka (*δ* 589—608): „Als ich am Tage vor dem Besuche des Kaisers Wilhelm in Nidri aus der neuen Stadt Lewkas am Meere entlang nach der Stelle in der Ebene fuhr, wo Dörpfeld die Grundmauern des Königspalastes des Odysseus ergraben haben will, sah ich ringsum so viel Pferde weiden, wie ich außer in der von altersher durch Rossezucht berühmten Ebene Argos und in Thessalien in ganz Griechenland nie gefunden hatte. Nach einer amtlichen Mitteilung des Nomarchen von Lewkas-Ithaka gibt es auf Lewkas gegen 1000 Pferde, während es in ganz Ithaka keine zwanzig gibt. Ich will mit meiner Meinung nicht zurückhalten, daß mir die Grundmauern, die Dörpfeld in Nidri ausgegraben hat, den Eindruck hervorriefen, daß es sich um das Gehöft eines vormykenischen großen Pferdezüchters handelt. Wenn Dörpfeld mit besonderem Nachdruck hervorhebt, 'daß das Königshaus von Ithaka sich in der Ausstattung und auch im Grundriß von den Königspalästen unterschied, die in Tiryns und Mykene wirklich aufgedeckt sind', so erwidere ich: der Grundriß des Gehöftes eines Pferdezüchters in der Ebene von Nidri mit Familienhaus, Knechträumen, Stallungen, Futterspeichern, Geräteschuppen usw. wird sich allerdings nicht unwesentlich von dem Königshaus auf einem Burgberg in Ithaka unterschieden haben".

5) Bethe, Ithaka und Leukas. Rhein. Mus. 1907 S. 326—327.

B. macht darauf aufmerksam, daß in der Alkmaionis, die aus dem 6. Jahrhundert stammt, Leukas bereits seinen Namen trägt. Was aber dem Dichter der Alkmaionis recht sei, sei auch für den „zeitgenössischen" Dichter oder Redaktor der Odyssee billig. Wir glauben nicht an eine so späte Abfassung der Odyssee (s. u.).

6) J. Partsch, Das Alter der Inselnatur von Leukas. Nach des Hauptmann v. Marées neuer Aufnahme beleuchtet. Petermanns Geograph. Mitt. 1907, H. 12, S. 269—278. Mit einer Karte. — Vgl. dazu P. Goeßler, WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 1081—87.

In diesem Aufsatze bekennt sich P., wie wir es auch getan haben, von dem Ergebnis der Untersuchungen Marées überzeugt:

„Der Insel Leukas war eine Selbständigkeit gegenüber dem Festlande gewissermaßen angeboren; aber die Entwickelung der jüngsten Epochen der Erdgeschichte arbeitet auf eine allmähliche Verlandung hin". Es muß deshalb der Kanal, den die Korinther gegraben haben, nicht in der sumpfigen Niederung, sondern im Norden an der Nehrung gesucht werden. Wie diese Tatsache mit den Angaben der Alten in Einklang gebracht werden könne, darüber herrscht zwischen Partsch und Goeßler keine volle Übereinstimmung. Aber dies ist für unsere Frage unwesentlich. Wenn aber Goeßler seine Besprechung mit den Worten schließt: „Wer an die Realität der Ortschilderung in der Odyssee glaubt, für den ist das Problem zugunsten der Insel Leukas entschieden", so kann ich diesen Satz nach dem früher Gesagten nicht unterschreiben. Ganz in Übereinstimmung mit meiner Meinung schließt auch Hennings seine außerordentlich gründliche Besprechung von Marées Arbeit in der Berl. phil. WS. 1908 Sp. 616—621 mit den Worten: „Nach allem hat v. M. das Verdienst, eine ausgezeichnete kartographische Aufnahme von Leukas und Umgebung hergestellt zu haben, aber die Dörpfeldsche Hypothese, daß Ithaka = St. Maura sei, hat er nicht bewiesen". Hennings zeigt in einer ganzen Reihe von Fällen, die auch z. T. Engel hervorgehoben und Paulatos ausführlich erörtert hat, daß Homers Beschreibung Ithakas auf Leukas nicht passe. Dörpfeld beachtet diese Einwürfe nicht.

Hieran möge sich der einzige mir bekannt gewordene Aufsatz über die Troische Ebene schließen:

7) E. Obst, Der Skamander-Xanthus in der Ilias. Klio (Beiträge zur alten Geschichte) 1909, H. 2, S. 220—228.

Obst zeigt in sehr überzeugender Weise, daß in dem Streit Robert—Dörpfeld über die Flüsse (vgl. JB. 1907 S. 284) beide recht und beide unrecht haben, und kommt zu dem Ergebnis: Der Skamander fließt nach Homer im Westen des Schlachtfeldes (Robert) und hat keine Furt, der Xanthus dagegen fließt mitten durch das Schlachtfeld und hat eine Furt; sicher ist das letztere Θ 560, wie allgemein zugegeben wird, aber auch Ω 692—694. „Keineswegs will ich behaupten, daß nun die Skamanderangaben von einem zweiten Dichter herrühren: nur davor möchte ich warnen, das Westbett des Hauptflusses der Ilias (Skamandros) mit dem Ostbett (daselbst Xanthus geheißen) zu identifizieren. Auch will ich nicht entscheiden, ob das eine oder das andere Bett das ältere ist, oder zeitweise vielleicht beide nebeneinander bestanden haben... Aber in Φ wenigstens ist die Gleichsetzung von Skamandros und Xanthos ausgeschlossen". Dies hat O. in sorgfältiger Betrachtung der Feinde, der Waffen des Helden u. a. nachgewiesen. Im Einzelfalle hat zweifellos auch das Bedürfnis der Handlung für den Dichter bei der Schilderung mitgesprochen.

II. Der troische Sagenkreis.

In den letzten Jahren hat man, nicht wenig unterstützt durch die Ausgrabungen, immer eingehendere Untersuchungen über die einzelnen Gestalten der troischen Sage, ihren Ursprung, ihre Wanderungen und Verwandelungen gemacht. Diese Untersuchungen berühren in ihren Ergebnissen auch ganz wesentlich die Homerische Frage, wie schon die Untersuchungen Kirchhoffs über den jüngeren Nostos und die v. Wilamowitz über die Nekyia u. a. gezeigt haben. Läßt sich nämlich mit unanfechtbarer Sicherheit nachweisen, daß eine fest im Gefüge der Handlung der Homerischen Gedichte stehende Person oder Handlung vor einer bestimmten Zeit nicht bestanden haben kann, dann müssen natürlich die Gedichte in ihrem letzten Abschluß nach dieser Zeit fallen. Anders ist es bei gelegentlicher Erwähnung von Tatsachen, die sehr wohl später hinzugefügt sein können.

So behandelt auch in weitgehender Weise die Homerische Frage in seinem mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit geschriebenen Werke

8) Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte. Handbuch der klass. Altertumswiss. 5. Band. Abt. 2. 4 T. 1923 S. 15 *M*. München 1906, Beck'scher Verlag.

Ohne auf Einzelheiten des gewaltigen Stoffs hier einzugehen, will ich nur die Ergebnisse erwähnen, zu denen der Verf. in bezug auf die Entstehung der Homerischen Gedichte kommt. Im Unterschiede zu der ziemlich allgemein herrschenden Ansicht, daß der Kern der Gedichte auch der Form nach äolisch sei, schreibt G. (S. 648): „Selbst die Annahme, daß hexametrische Dichtungen in altaiolischer Mundart existiert haben, ist willkürlich; für die ältere griechische Literatur gilt vielmehr im allgemeinen der Grundsatz, daß die dialektische und die metrische Form eng zusammengehören, und es ist um so unwahrscheinlicher, daß das epische Versmaß eine Ausnahme bildet, da auch die anderen griechischen Stämme seit dem Anfange des VI. Jahrhunderts im heroischen Versmaß fast ausschließlich das Ionische benützen. Hätte es aiolische oder dorische Epen in Hexametern gegeben, so würden die Kyrenaier, die Korinther, die Trachinier sich bei ihren epischen Dichtungen vermutlich ihrer eigenen Mundart bedient haben. Überhaupt ist die Annahme, daß große Teile älterer Dichtungen ganz oder fast unverändert in die erhaltenen Epen Aufnahme fanden, nicht wahrscheinlich, obwohl sie, immer modifiziert, seit zwei Menschenaltern vorherrscht". Ich teile im ganzen G.s Ansicht und habe wiederholt in diesen Jahresberichten auf die Widersprüche und Unebenheiten hingewiesen, zu denen der Versuch führt, aus unseren Epen alte Lieder oder größere Teile auch im Wortlaut auszuscheiden. Es kommt dazu, daß man in neuerer

Zeit den Hexameter als Spruchvers, gegenüber dem gesungenen Kurzvers älterer Zeit, überhaupt als verhältnismäßig jung hinzustellen versucht hat. G. weist mit Recht darauf hin, wie wir es auch öfters getan haben, daß es den Aöden, welche die eigentümliche dichterische Sprache lernen mußten, sicher nicht schwer fallen konnte, einen Hexameter zu bauen, und sie deshalb nicht nötig hatten, um einen Gedanken auszudrücken, ängstlich nach Vorbildern zu suchen und aus fremden Fetzen ihren neuen Sang zu formen. Er schließt die Betrachtung mit den Worten: So erklärt es sich, daß von der gesamten vorionischen Dichtung wohl mancher Mythos, aber nicht ein einziger Vers erhalten ist.

In bezug auf die Datierung der Hauptepen (Ilias und Odyssee) scheint es G. aber sicher, daß man wegen der verschiedenen Sagengestalten, von denen sie Kunde geben, erheblich weiter heruntergehen müsse, als man gewöhnlich tue. Die Angabe Herodots, daß Homer etwa 400 Jahre vor seiner Zeit, d. h. in der Mitte des 9. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung gelebt habe, weist er zurück als „erschlossen gegen ältere Überlieferung". Diese ältere Überlieferung findet er auf folgendem Wege: „Der Dichter des als Prooimion zu rhapsodischen Vorträgen für die delische Festversammlung gedichteten Hymnus auf den delischen Apollo verlangt von den delischen Mädchen, daß sie den Ruhm des blinden, auf Chios lebenden Sängers, dessen Gedichte auch bei der Nachwelt den höchsten Preis haben würden, verkünden (Vs. 172). Jedenfalls lebte der chiische Dichter noch zur Zeit des Hymnos, also nach der Einrichtung der delischen Rhapsodenvorträge durch Peisistratos; und diese Datierung war auch im Altertum keineswegs unbekannt, da als der Dichter des Hymnos eben jener Kynaithos bezeichnet wird, der im Jahre 500 in Syrakus rhapsodische Vorträge einrichtete. Nun zitiert aber Simonides, der noch ein Zeitgenosse jenes Hymnendichters war, einen Vers der Ilias (*Z* 146, fragm. 85) als einen Ausspruch des chiischen Mannes: freilich hat es wahrscheinlich mehr als einen chiischen Epiker gegeben; aber sowohl der Dichter des Hymnos wie Simonides sprechen von einem, den man nur als solchen zu nennen braucht, um verstanden zu werden, und da ist es höchst wahrscheinlich, daß sie denselben Dichter, den Dichter der Ilias meinen, der demnach einem gleichzeitigen Zeugnis zufolge während der Tyrannis des Peisistratos blind und wahrscheinlich nicht minder hoch an Jahren wie an Ehren noch lebte. Eines der bedeutendsten ionischen Epen — wir können fast sicher sagen: die Ilias — ist demnach nicht lange nach 580 gedichtet". Diese Beweisführung ist mir unverständlich; denn weder geht aus den Worten des Simonides hervor, daß der „chiische Mann", der den Ausspruch tat *οἵηπερ φύλλων γενέη κτλ.*, noch lebe, noch kann man aus den Worten des Hymnos etwas anderes schließen, als daß der Sänger, der die Mädchen von Delos auffordert, seiner zu gedenken

und seinen Ruhm weiter zu verkündigen, selbst der Blinde aus Chios ist. Anders sind meines Wissens diese Worte auch noch nicht aufgefaßt worden. Unter keinen Umständen aber läßt sich diese Annahme, die auf so vielen „Wahrscheinlichkeiten" beruht, gegen die bestimmte Angabe Herodots in die Wagschale werfen. Wie auch immer Herodot zu seiner Angabe gekommen ist, das läßt sich mit aller Bestimmtheit behaupten, daß in dem forschungsfreudigen V. Jahrhundert kein halbwegs verständiger Mensch einen Dichter, der nur etwa 100 Jahre vor seiner Zeit gelebt hatte, 400 Jahre zurückverlegen konnte. Aber auch abgesehen von diesem bestimmten äußeren Zeugnis sprechen alle inneren Gründe gegen eine so späte Abfassung der beiden großen Gedichte. Denn nach G. sind nun natürlich die meisten der sogenannten „kyklischen" Epen (Aithiopis, Kyprien, kleine Ilias u. a.) vor Ilias und Odyssee entstanden. Diese Frage ist außerordentlich schwierig; jahrelange Beschäftigung damit hat mich zu der Überzeugung gebracht, daß sie mit den uns jetzt zu Gebote stehenden Mitteln, d. h. vor allem ohne die wörtliche Überlieferung des Textes mindestens eines der Gedichte, nicht klar zu lösen ist. Aber einmal kann man doch etwas auf das Urteil der Alten geben — G. tut es ja auch da, wo die Einheit der Komposition der Gedichte in Betracht kommt —; denn die alten Kritiker hatten noch die Gedichte selbst vor Augen und viel mehr Material zur Zeitbestimmung zur Verfügung; sodann sind auch jetzt noch trotz der außerordentlich dürftigen Überlieferung Gründe ersichtlich, welche für eine spätere Abfassung der kyklischen Gedichte sprechen. Alle Gedichte zeigen, soweit sie Ähnlichkeiten mit den Homerischen haben, eine Vergröberung der Motive und eine Weiterentwickelung der Sage. So bekommt z. B. in der Aithiopis Thersites nicht bloß Schläge wie in der Ilias, sondern er wird erschlagen; so erscheinen im Vordergrunde der Handlung nicht wie in der Ilias Griechen und Troer, sondern Griechen und die Bundesgenossen der Troer, und ausgesucht fremdartige, wie Aithiopen und Amazonen; so entscheidet nicht menschliche Tätigkeit und menschliche Leidenschaft die Handlung, sondern wunderbare Gegenstände (das Palladium, der Bogen des Philoktet, das hölzerne Pferd u. a.). Auch ist der Kulturzustand, soweit die dürftigen Trümmer ein Urteil gestatten, entschieden ein anderer, späterer in den kyklischen als in den Homerischen Gedichten. A. Lang, Homer and his age (vgl. JB. 1907 S. 286 u. f.) weist auf eine Reihe völlig neuer Vorstellungen in den kyklischen Gedichten hin, z. B. die Versetzung des Achilleus nach seinem Tode auf die Inseln der Seligen, die Apotheose der Dioskuren, die Erzählung von Iphigenia, ferner der Tod des Palamedes, der beim Angeln von Odysseus und Diomedes überfallen und getötet wird, ein Zug der ganz unhomerisch und unheldenhaft ist, u. a. Von einem andern Gesichtspunkte hält die kyklischen Gedichte für später Immisch; vgl. JB. 1905 S. 175/76.

Vgl. auch unten M. Croiset. Diesen Gründen kommen doch die wenigen Züge, von denen G. (S. 680—685 in den Anmerkungen) behauptet, daß sie z. B. in der Aithiopis besser paßten als in der Ilias, bei weitem nicht gleich; denn wir wissen ja gar nicht einmal, wie sie dort tatsächlich ausgeführt waren. In einem oder dem anderen Falle, wenn es sich namentlich um kurze Stellen handelt, bleibt natürlich auch die Möglichkeit bestehen, daß der Gedanke aus den kyklischen Gedichten erst später in den fertigen Zusammenhang der Ilias eingefügt sei (vgl. Christ, Eine besondere Art von Interpolationen; JB. 1883 S. 107).

Zu einem ähnlichen Ergebnis wie Gruppe kommt auf Grund ähnlicher Erwägungen

9) J. Vürtheim, De Aiacis origine, cultu, patria. Accedunt commentationes tres: De Amazonibus, de Carneis, de Telegonia. Leyden 1907, Sijthoffs Verlag. 228 S. 8. — Vgl. Lit. Zentralbl. 1908 Sp. 1237/38.

In gewandtem, leicht lesbarem, wenn auch nicht immer klassischem Latein behandelt der Verf. (in dem ersten Aufsatze) die in den letzten Jahren von den Gelehrten wiederholt erörterte Frage nach dem Ursprung des Telamoniers Aias, dessen ursprüngliche Wesensgleichheit mit dem Lokrer Aias schon längst angenommen ist, und er tut dies mit einer Gründlichkeit und einer auf diesem Gebiete schwer zu erreichenden Überzeugungskraft, daß, bis neues Material gefunden wird, hier ein gewisser Abschluß der Frage gegeben ist. Da es unmöglich ist, von dem reichen Inhalt des Aufsatzes auch nur annähernd einen Begriff zu geben, will ich hier nur einige Punkte anführen, die auch für die Beurteilung Homers von Wert sind.

V. geht aus von dem Schol. zu Pind. Isthm. VI 53, das neben dem Namen des Aias auch seine Unverwundbarkeit zu erklären sucht. Bei Homer ist der Held nicht unverwundbar, ja das Gegenteil geht aus verschiedenen Stellen, besonders aus Ψ 821 hervor. Vielleicht aber ist gerade dieser Vers die Veranlassung geworden, daß man glaubte, er sei unverwundbar, bis auf den Nacken. Unverwundbar ist er auch bei den Tragikern nicht, da er sich bei ihnen durch das Schwert den Tod gibt. In der Volkssage aber mag dieser Glaube vorhanden gewesen sein, und Homer, der ihn nirgends verwundet werden läßt, während die übrigen Hauptheiden entweder getötet oder verwundet werden, hat der Volksvorstellung, mag er sie gekannt haben oder nicht, neue Nahrung geboten. Wie der Telamonier, so wird bei Homer auch der Lokrer Aias nirgends durch das Schwert verwundet, sondern er findet seinen Tod im Meere an den Gyräischen Felsen. Beide werden zwar bei Homer deutlich unterschieden — der Telamonier groß, stark, furchtlos, kein Freund vieler Worte, der Lokrer schnellfüßig, von kleiner Gestalt, geschwätzig und prahlerisch —;

aber auffällig ist es, daß, obwohl beide gar nicht verwandt sind, sie doch immer an einer großen Anzahl von Stellen zusammen genannt werden (im Dual *Αἴαντε*). Nicht selten erscheint als dritter mit den beiden zusammen oder nur mit dem Telamonier Teukros, ein Bruder des Telamoniers, wenn auch ein *νόθος*. Auffällig ist, wie der Dichter in den *Ἆθλα* alle drei behandelt und ihren Ruhm herabsetzt (keiner erhält einen ersten Preis, ja der Lokrer wird geradezu lächerlich gemacht; vgl. besonders *Ψ* 483/84 und 775 u. ff.). Nirgends ferner in den Homerischen Gedichten erfreut sich auch nur einer der drei der Unterstützung der Athene, und in der nachhomerischen Dichtung wird nicht nur der Telamonier von Athene arg geschädigt, sondern auch der Lokrer, der durch seinen Frevel an Kassandra sogar über alle Achäer Unglück bringt.

Diese Züge lassen vermuten, daß ursprünglich nur ein Aias in der Sage lebte und dieser erst allmählich unter verschiedenen Gestalten verherrlicht wurde. Seine Heimat war Lokris, das Stammland der Leleger, die sich von hier aus nach Euböa und weiter auf die Inseln ausgebreitet haben. Durch die Herkunft von der Mutter ist er mit den Giganten verwandt, deren Haupteigenschaften (gewaltige Körperkraft, Sinnlichkeit, Trotz und Götterverachtung) sich auf die beiden Aias verteilen. Der Lokrer Aias findet seinen Tod am Mykonischen Vorgebirge, wo die letzten der Giganten vernichtet wurden. Wie die Giganten sich an der Athene zu vergreifen suchten und dadurch ihren tödlichen Haß erregten (*Γιγαντολέτειρα*), so hat ursprünglich Aias wohl auch Athene selbst, nicht bloß ihre Schutzbefohlene, verletzt. Sein Vater war *Ὀιλεύς* oder nach anderer Schreibweise *Ἰλεύς*, ein Name, der uns ebenso auf Ilion führt wie der der Teukrer. Ileus war ein Kultname des Apollo, nach Gruppe der „Sühner", nach Vürtheim, da ein Gott nicht sühnt, sondern durch Sühne besänftigt wird, der „Schützer". Apollo hat Ilion gegründet und, solange er konnte, es auch geschützt. Troja war „die berühmteste opuntische Kolonie", schon aus vorgeschichtlicher Zeit. Nach Troja sind auch Teukrer aus Cilicien zusammen mit Mysiern gekommen, so zwar, daß später der Name Teukrer, den Homer nicht kennt, für Trojaner ganz allgemein gebraucht wird (vgl. Vergil: equo ne credite Teucri). Teukros wie Aias waren also ursprüngliche troische Helden, freilich griechische Kolonisten, die teils direkt aus Lokris, teils auf dem Umwege über das cyprische Salamis hierher gelangt waren. Als dann im 8. und 7. Jahrhundert die Kolonisation von neuem lebhaft in der Troas durch die Lokrer begann und zu heftigen Kämpfen mit der eingeborenen Bevölkerung führte, wurden allmählich in diese Kämpfe alle Völker Griechenlands hineingezogen. In diesen Kämpfen spielte der Telamonier Aias, der seinen Namen beim Vordringen der Lokrer nach dem Saronischen Meerbusen hin nach einer in dieser Gegend verehrten Meergottheit erhalten

hatte, eine hervorragende Rolle als Verteidiger der Griechen. Deshalb gaben die Sänger, glaubt Vürtheim, ihm infolge der Namensgleichheit allmählich den Sohn des Oileus zum Gefährten wie den Teukros zum Halbbruder, da die alten Sagen völlig vergessen waren. Dieses Wunder, aus dem ursprünglichen Feinde einen Genossen und Bruder zu machen, wird mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit, durch Zusammenstellung einer solchen Fülle verstreuter Notizen bei alten Dichtern und Erklärern glaublich zu machen versucht, daß wir die Schrift allen denen, die an derartigen Kombinationen Freude haben, nur auf das angelegentlichste empfehlen können.

Uns haben die Ausführungen nicht zu überzeugen vermocht. Namentlich halten wir es für ausgeschlossen, daß Aias der Telamonier erst so spät in die Sage eingeführt sei. Auch wie eine Verbindung zwischen Teukros und dem Telamonier zustande gekommen ist, so daß beide zu Söhnen Telamons wurden, ist mir nicht klar geworden. Endlich ist eine mich befriedigende Erklärung, wie der Vater des Aias, der ein Meergott gewesen sein soll, zu seinem Namen Telamon gekommen sei, nicht erbracht. Die Erklärung Girards (vgl. JB. 1906 S. 258) „génie du Pilier" wird abgelehnt, da τελαμών nie die „Säule" bedeutet habe; denn auf einer argivischen Weihinschrift wird deutlich zwischen στάλα und τελαμών unterschieden und als Bedeutung „Marmorfeld mit Inschrift" (lat. titulus) festgestellt. Aber was hat diese Bedeutung mit dem Wesen des Vaters des Telamoniers zu tun?

In einem besonderen Kapitel (S. 104—124) untersucht der Verf. noch einmal mit großer Gründlichkeit die Erzählung von dem Opfer der lokrischen Jungfrauen (JB. 1905 S. 144). Er stellt dabei aus der so verschieden lautenden Überlieferung für mich überzeugend fest, daß dies Opfer gebracht worden sei für einen Frevel des Aias an der Stadtgöttin von Ilion schon vor 700; daß es sich dabei stets nur um zwei Jungfrauen gehandelt habe, für die Ersatz zu leisten erst nach dem Tode der einen nötig war (also nicht jährlich). Sie wurden hingebracht unter männlichem Schutze, der listig in die Stadt einzudringen versuchte. Die Sendung wurde 338 eingestellt, aber infolge Zeichen göttlichen Zornes später wieder aufgenommen; doch begnügte man sich von da ab mit einer Jungfrau. Der Brauch geht sehr hoch hinauf (über 700). Denn die Bewohner von Lokri Epizephyrii, einer Kolonie der Lokrer, die gegen 700 gegründet wurde, kannten ihn schon, und andrerseits wird auf dem Kasten des Kypselos, der auch gegen 700 gemacht ist, Kassandras Raub durch Aias schon dargestellt.

Außer diesem Hauptteil handelt der Verf. in einem zweiten Kapitel noch über die Karneen, in einem dritten über die Amazonen und in einem vierten über die Telegonie des Eugammon von Kyrene. Nur der letzte Aufsatz ist für unsere Frage von einiger

Wichtigkeit. Dem Verf. ist, wie es scheint, der Aufsatz von Gercke (JB. 1906 S. 256) entgangen, doch ohne Schaden für die Sache. Denn er sucht in viel überzeugenderer Weise wie G. den Inhalt der Telegonie herzustellen. Der Dichter, der um 570 lebte, hatte die Odyssee vor Augen und gut im Gedächtnisse; denn er führt Andeutungen der Odyssee näher aus. Er verband zwei ganz verschiedene Sagen, von denen die eine Odysseus' Zug nach Thesprotien, die andere seinen Tod durch Telegonos enthielt. Die Thesprotis soll er nach einem Zeugnis des Alexandriners Clemens (Strom. VI 751) vollständig aus einer Dichtung des Musaeus entlehnt haben. Scharfsinnig weist nun V. nach, daß Eugammon diese Thesprotis eingelegt habe zwischen die Rückkehr aus Elis, wo er einen Mann gefunden habe, der das Meer nicht kannte, und seinen Tod durch Telegonos. Den Mann muß er in Elis, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, in Thesprotien gefunden haben. Denn nach der Angabe des Proklos brachte er nach seiner Rückkehr aus Elis die (schon bei Homer λ 132/34 von Tiresias vorgeschriebenen) Opfer dar, die er aber erst darbringen sollte, wenn er jenem Manne begegnet sei. Während aber Homer, mag er nun die Telegonossage gekannt haben oder nicht, dem Odysseus, dem wegmüden Helden, ein friedliches Alter und einen sanften Tod zu Lande (ἐξ ἁλός = aus dem Meere heraus) in Aussicht stellt, hat Eugammon im Anschluß an vorhandene Sagen ihn noch einen Zug nach Thesprotien unternehmen und dann durch seinen Sohn Telegonos fallen lassen. Wenn aber Musaeus, der nur παραλύσεις καὶ τελετὰς καὶ καθαρμοὺς συνέθηκεν, als Verfasser der Thesprotis genannt wird und außerdem durch andere Zeugnisse feststeht, daß Odysseus nach Epirus gekommen ist, so vermutet V. scharfsinnig, daß diese Reise nach Thesprotien nichts anderes sei als eine κατάβασις εἰς Ἅιδου, daß Thesprotien, das westlichste Land von Griechenland, den alten Griechen überhaupt das Reich des Hades gewesen sei; und er führt zur Bestätigung seiner Ansicht verschiedene Stellen aus den alten Schriftstellern an (besonders Plut. vita Themist. c. 31), die diese Ansicht verraten.

Ob Eugammon den Tod des Vaters durch den Sohn erfunden oder der Sage verdankt, wird sich nicht ausmachen lassen. Das Motiv kann ein altes sein — Laios und Ödipus; Hildebrand und Hadruband, obwohl hier eher der Vater den Sohn getötet zu haben scheint —, und nach dem Schol. des Eusthat zu π 118 wußte schon der Dichter der Nosten von einer Heirat des Telemach und der Kirke, des Telegonos, Kirkes Sohn, und der Penelope, mit der er auch die Telegonie schloß.

10) F. Staehlin, Das Hypoplakische Theben. Progr. des K. Wilhelms-Gymnasiums in München 1907. 31 S. gr. 8.

Der Verf. liefert hier eine sehr interessante sagengeschichtliche Untersuchung, die zeigt, wie vorsichtig man bei der Lokalisierung

einzelner Homerischer Sagen sein muß. S. macht es nämlich sehr wahrscheinlich, daß das hypoplakische Theben ursprünglich nicht in der Troas, sondern im Mutterlande, in der nördlichen Phthiotis zu suchen sei. Er verlangt bei Homer in ein Wort zu schreiben *Ὑποπλάκῳ* und *Z* 425 zu übersetzen: (Meine Mutter war Königin) 'in der waldigen Unterebene'. In dem Ausdruck *Ὑποπλάκῳ ὑλήεσσῃ Θήβῃ ὑποπλακίῃ* 'haben wir also zuerst einen Dativ des Ortes, der die ganze Landschaft angibt, und dann einen zweiten Dativ, der die Hauptstadt nennt'. In der Nähe liegt dann auch Argos (*Z* 456/57), nämlich das pelasgische Argos in Thessalien, wo Andromache nach Hektors Prophezeiung einst wird Wasser tragen müssen, und auch die Quellen (Messeis und Hypereia) sind in dieser Gegend zu suchen und finden sich auch wirklich dort an einem von Strabo (IX C. 432) beschriebenen Orte nicht weit von Pharsalos. Es stimmt dazu auch ein Fragment der kleinen Ilias (Kinkel 18) und die Tatsache, daß auch Euripides die Andromache in dieser Gegend nach Trojas Einnahme wohnen läßt. Der Dichter benützte also ein altes Lied, in dem das traurige Ende des einst mächtigen Thebens besungen wurde. Andromache war demnach im Liede zuerst Tochter Eetions, des Königs vom hypoplakischen Theben, und dann erst Gattin Hektors. Durch welche Sagenverschlingung sie mit Hektor verbunden wurde, gibt S. nicht an. Die Zerstörung dieses alten Thebens geht aber sehr hoch hinauf, wie es scheint noch in die Steinzeit; dies zeigen nicht nur die Ausgrabungen, die man (in Dimini) vorgenommen hat, sondern auch die Angabe Homers, daß Eetion mit seinen Waffen bestattet werden soll, was von Homerischer Sitte abweicht. „In der Homerischen Zeit war jedenfalls dieses Theben lange zerstört; die Sage, vom heimatlichen Boden losgelöst und nur noch im Munde der Sänger lebendig, fand im troischen Theben ein neues Local". Wir haben also hier ein neues, sehr ansprechendes Beispiel davon, daß die Sage im Mutterlande wurzelte, und daß dem Dichter der Ilias oder seinen Vorgängern ein Schatz solcher Lieder sicher bekannt war und bei geeigneter Gelegenheit von ihm verwendet wurde.

In Gegensatz zu dieser Auffassung tritt

11) P. Meyer, Die Götterwelt Homers. Progr. Ilfeld 1907. 26 S. 4.

Der Verf. dieser an Gedanken reichen, aus zwei Vorträgen hervorgegangenen Abhandlung, in der die Entwickelung der Homerischen Götter aus roheren religiösen Vorstellungen in glänzender Sprache dargestellt wird, behauptet (S. 11) ganz bestimmt: „Das europäische Griechenland hat an den Homerischen Gedichten keinen Anteil". Die Gedichte sind bei den kleinasiatischen Joniern zwischen ca. 900 und 700 v. Chr. entstanden. Nur für diesen Stamm, diese Gegend, diese Zeit sind also die Homerischen Gedichte beweisend, dort müssen damals die Homerischen Vor-

stellungen geltend gewesen sein. Den Ursprung der Ionier selbst aber denkt er sich auf folgende Weise (S. 18): Ursprünglich wohnten sie in Thessalien, Poseidon, der Hengst, war ihr Gott (vgl. *κυανοχαίτης*). Schon vor der dorischen Wanderung zogen thessalische Stämme nach dem westlichen Peloponnes und nahmen Poseidon mit. Hier entwickelten sie die hohe Kultur, von der die Ausgrabungen Kunde geben. Aber von den Dorern später bedrängt, wandten sich die tapfersten dieser Stämme, während die meisten sich unterwarfen, nach den Inseln des Ägäischen Meeres und Kleinasien. Aus ihnen ging der Stamm der Ionier hervor. Dort erst wurden sie zu Seeleuten, aus Rittern wurden Wikinger, die auf schwarzen Schiffen die Salzflut durchfurchten. Poseidon wird zum Beschützer der Seefahrer und nimmt den Dreizack in die Hand, noch heute das Fanggerät des Fischers am Mittelmeere. „Nur Roß und Wagen konnte er sich nicht abgewöhnen ... man vergleiche damit den fliegenden Holländer, das ist ein echter Seegeist". Aus ihren kühnen Fahrten und listigen Streichen, Belagerungen und Eroberungen einzelner Städte ist sowohl die troische wie die Odysseus-Sage entstanden.

Aber wenn der Stamm der Ionier sich damals erst bildete und natürlich auch seine Sprache erst annahm, woher kommt dann der auffällige Homerische Dialekt, dessen Eigentümlichkeit auch der Verf. anerkennt? Denn er schreibt (S. 4): „Diese Dichter (von Ilias und Odysse) redeten nicht wie ihnen der Schnabel gewachsen war, sondern in einer Sprache, die nirgends gesprochen wurde, ein allmählich entstandenes Kunstprodukt, ein künstliches Gemisch aus mehreren Dialekten, aus alten und jungen Bestandteilen, das nur durch schulmäßigen Betrieb erlernt werden konnte. Sie dichteten nicht in einem Naturrhythmus, sondern in einem schwierigen, komplizierten Versmaße, dessen Entwickelung aus einfachen Tanzmaßen zu einem höchst verzwickten Bau wir jetzt wenigstens schon ahnen". Diese Eigentümlichkeit ist nur erklärlich, wenn ursprünglich der Heldengesang in anderem Dialekt erfolgte. Ob ferner das stürmische Leben der Ionier, wie es sich der Verf. vorstellt, gerade geeignet war, so abgeklärte Auffassungen von Göttern und Menschen zu erzeugen, wie sie auch nach der Darstellung des Verf. bei Homer erscheinen, bleibe dahingestellt. Unangebracht aber scheint mir die Bezeichnung des Dichters als „Banause", der seinen Beruf ausübt nach dem Handwerksspruche: wes Brod ich esse, des Lied ich singe. Dann wären die Gedichte sicher nicht unsterblich geworden.

Hier möge noch Erwähnung finden:

12) G. Murray, The rise of the Greek Epic. Oxford 1907, Clarendon Press. XI u. 283 S. — Vgl. WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 630—634.

Die Schrift hat mir zwar nicht selbst vorgelegen, aber die ausführliche, im ganzen sehr anerkennende Besprechung von Fr. Harder

hebt die Hauptgedanken gut hervor und läßt es angezeigt erscheinen, auch hier das Wichtigste daraus zu erwähnen. Die Entwickelung der griechischen Stämme in ihrer ältesten Zeit stellt M. ähnlich dar, wie sie eben nach Meyer geschildert ist. Aus dieser Geschichte bildete sich die Sage, wobei Murray die auffallende Ansicht aufstellt, ein „traditional book", das nur der Verf. habe lesen und seinem Schüler erklären können, sei der eigentliche Träger der Sage geworden. Der Verfasser habe es aus anderer Überlieferung vervollständigt. Wenn er dazu als Vergleich die arabischen Chroniken und den Pentateuch heranzieht, so trägt er wohl den verschiedenen Zeiten nicht ganz Rechnung. Schwerlich wird es in dieser alten Zeit eine andere als mündliche Überlieferung gegeben haben. Aber er geht nun weiter und glaubt, daß auch die Ilias auf Überlieferung, nicht auf Erdichtung beruhe. Sie sei eines von den vielen „Büchern", die jedes in seiner Art sich bildeten, in wechselseitiger Beeinflussung. Der Dichter begann seinen Sang mit der μῆνις im zehnten Jahre des Krieges. Dieses Motiv erwies sich sehr geeignet (s. u.), zahlreiche Dichtungen einzulegen. Den Ursprung haben diese Gedichte in Griechenland; aber sie nahmen an der Wanderung teil und wurden dadurch vielfach umgestaltet. Geschichtliche Ereignisse der letzten Zeiten (Kämpfe der Äoler um Troja) verbinden sich mit den Sagenmotiven der verschiedenen Stämme. Lesbos ist die erste Heimat des griechischen Epos. Die ältesten Lieder sind in einem äolischen Dialekt gedichtet, der älter ist als das lesbische Äolisch (?). Aus einzelnen Liedern, die ein gewisses Band schon vereinte, schufen äolische Barden das Epos. Von ihnen ging es zu den Ioniern über, die nicht nur ihre Städte ihnen nahmen, sondern auch den Homer. Das ganze Volk liebt und fördert den Gesang, dessen Hauptschönheit die Kraft der Phantasie ist, die für Unebenheiten und Widersprüche reichlich entschädigt. Ein Dichter vereinigte die zerstreuten Lieder zu einem Ganzen, die Widersprüche suchte er abzuschwächen und zu beseitigen (s. u.). Gegen den Homerischen Götterglauben machte die erwachende ionische Geisteswelt Widerspruch geltend. Er drang allmählich nach Griechenland und erfuhr hier durch Aischylos Vertiefung, aber in Ionien verfiel er der Parodie.

13) P. Goeßler, Die kretisch-mykenische Kultur und ihr Verhältnis zu Homer. Preuß. Jahrb. 130 (1907) S. 453—472.

Wenn auch der Hauptinhalt dieses frisch und begeistert geschriebenen Aufsatzes in ein anderes Gebiet gehört, so finden sich darin doch mehrere Gedanken, die auch hier erwähnt werden müssen. Der Verf. denkt sich die Entwickelung der griechischen Stämme ähnlich wie der Verfasser der eben besprochenen Schrift und schließt dann so (S. 472): „Je weniger wir uns für die Beantwortung der Frage: Wie ist die Poesie Homers entstanden?

Wie ist sie möglich geworden? dabei beruhigen, daß die Homerischen Gedichte im besten Falle die mykenische Blütezeit widerspiegeln, in der Hauptsache aber aus den aristokratischen Zuständen der „ionischen Wikinger", ritterlicher Kaufleute und Kolonisatoren des 9. und 8. Jahrhunderts, zu verstehen und zu erklären sei; je vorurteilsloser wir den Maßstab der Realität an die Homerischen Erzählungen anlegen, um so mehr begreifen wir Homer als den, der er ist, nämlich nicht als Beginn, sondern als den Höhepunkt des griechischen Altertums, dem es zugleich zu verdanken ist, daß auf dieses Altertum nach einem kurzen Mittelalter eine um so glänzendere Renaissance gefolgt ist, die von den Ioniern Kleinasiens ausgegangene neue griechische Kunst und Kultur, die Philosophie ... und Naturwissenschaft ..., lauter ideale Güter, durch die wir uns aufs engste mit ihren Schöpfern verbunden fühlen. Indem wir deren bleibende Werte zu erhalten suchen, dienen wir alle ... einem großen Ziele. Dessen hohe Vollendung für die Menschheit ist keinem Dichter so gelungen wie Homer". So spricht ein begeisterter Archäologe. Wie verschieden ist diese Sprache doch von der vieler Philologen, die Homer kleinlich wie einen Schulbuben meistern! Eine andere Bemerkung aber zeigt auch richtiges Verständnis für die Erklärung sachlicher Widersprüche. S. 470 schreibt der Verf.: „Wenn die Mykener die Toten begraben, die Homerischen Helden aber in Troja sie verbrennen, so möchte ich das zwar nicht mit der jetzt behaupteten Identifizierung beider im Sinne einer vereinigten Anbrennung und Bestattung erklären, sondern damit, daß kriegerische Zeiten, deren Respekt vor den feindlichen Toten noch dürftig ausgeprägt ist, zumal in Feindesland als wirksamsten Schutz der Toten die Verbrennung erheischen"; ferner: „Der sprachliche Haupteinwand dagegen, daß die überwiegend ionische Sprache Homers den Übergang der epischen Kunst von den Äolern auf die Ionier voraussetze, erledigt sich durch die durchaus natürliche und von der neuesten Forschung (vgl. v. Wilamowitz, Über die ionische Wanderung. S. B. d. Berl. Akad. 1906, IV S. 59 u. ff.) über die Entstehung der Stämme erst auf kleinasiatischem Boden unterstützte Annahme eines ursprünglichen Gesamtdialekts". Anders urteilt Cauer, Grundfragen[2] S. 178—187 (s. u.).

III. Der Dichter und die Dichtungen.

14) G. Wiemer, Ilias und Odyssee als Quelle der Biographen Homers. Progr. d. K. Gymnasiums zu Schwetz a. W. 1908. 34 S. 8.

Der Verf. setzt in dieser Schrift seine Untersuchungen fort (vgl. JB. 1907 S. 285) und zeigt an gut gewählten Beispielen, wie die einzelnen Länder und Städte dazu gekommen seien, Homer als den ihrigen zu beanspruchen. Es ist überall dasselbe Verfahren: weil Homer einzelne Gegenden oder Bräuche oder Eigen-

tümlichkeiten der Lebensweise eines bestimmten Landes beschreibt, ja oft nur in Gleichnissen berührt, muß er genau ihr Land gekannt haben oder noch richtiger ein Sohn des Landes sein. Aus diesem Grunde ist die vom Verfasser gegebene Zusammenstellung verdienstvoll. Sie beweist, daß nur die Homerischen Gedichte die Quelle aller Überlieferung über Homer sind, soweit nicht ganz freie Erfindung vorliegt.

15) C. Schmid, Homerische Studien II. Homer, der hellenische Nationalist nach den Begriffen der antiken Schulerklärung. Progr. Weiden 1907. 47 S. 8.

16) C. Schmid, Homerische Studien III. Die Ilias und die Kunst des Dramas nach den Begriffen der antiken Schulerklärung. Progr. Weiden 1908. 41 S. 8.

Im allgemeinen erscheinen bei Homer Griechen und Trojaner auf derselben Kulturstufe stehend, und der Dichter verteilt auch Licht und Schatten ziemlich gleich. Aber an einzelnen Stellen unterscheidet er doch scharf zwischen beiden, so namentlich in den beiden bekannten Stellen Γ 2, 5—8 und Δ 428—440, wo er die Troer lärmend, die Achäer schweigsam und geordnet in die Schlacht ziehen läßt. Ferner fällt beim Lesen der Gedichte auf, daß es den Griechen fast immer gelingt, den gefallenen Kämpfer den Händen der Feinde zu entziehen und ihn vor der Beraubung der Waffen oder Mißhandlung zu schützen, während die Troer ihre Toten meistens den Feinden überlassen müssen und beim Versuch der Rettung selbst den Tod finden. Wie eigentümlich der Dichter Hektor gegenüber verfährt, habe ich schon Bedeutung der Widersprüche S. 19 ausgeführt. Schmid weist nun an erster Stelle durch sorgfältige Auswahl aus den Scholien nach, wie die alten Erklärer viel weiter gegangen sind und den Dichter als reinsten Nationalisten hingestellt haben, der ganz parteiisch die Griechen erhebe und die Barbaren herabsetze. Sie geraten in große Verlegenheit und suchen sich durch seltsame Kniffe zu helfen, wenn der Dichter auch die Feinde als edel schildert oder die Götter ihnen freundlicher gesinnt sein läßt als den Griechen. Dieser Nachweis ist sehr lehrreich für die Auffassung der Hellenisten; aber ganz zustimmen kann ich dem Verf. nicht, wenn er in der Schlußbetrachtung schreibt (S. 47): „Jener unter den mancherlei Dichtern, die an dem nationalen Werk der Ilias mitgeholfen haben, jener Dichter, der es allein wert ist, Heros und Prophet seines Volkes zu heißen, hat sich über alles Nationalistische und über alles Nationale hinaus zu jenen ewig freien Höhen emporgeschwungen, wo die rein menschliche Wahrheit thront. Erst im weiteren Rahmen der Dichtung ist so manche Auffassungsweise, ist so manches Bestreben bemerkbar, das gerade in dieser Richtung die hohe Arbeitsweise des Genies verkennt und ihr vom nationalen Standpunkte aus entgegenzutreten

versucht". Ich meine, kein Dichter, auch Homer nicht, kann sein Volkstum ganz verleugnen; die vielen Dichter aber, die an der Ilias nach dem Verf. gearbeitet haben sollen, passen schlecht zu dem einheitlichen Charakter, den die Gedichte nicht nur nach unserer, sondern noch viel mehr nach der Ansicht der alten Erklärer tragen. Das Urteil der Alten muß hierbei schwerer ins Gewicht fallen, weil sie noch in der Lage waren, die Homerischen Gedichte mit anderen zu vergleichen. Nun zeigt aber der Verf. gerade in dem letzten Programm (Stud. III), daß die Alten in Homer das Vorbild und Urbild aller dichterischen Kunst, nicht nur der epischen, sondern auch der dramatischen sahen. Wir finden hier (S. 40) den Satz: „Bei der inneren Kontinuität der Gesänge *Z* und *X* sahen wir die Scholien fast in die Empfindung hineingetrieben, daß hier der Höhepunkt einer technisch in sich geschlossenen Tragödie vorliege ... Im übrigen hat sich ja auch die technische Tragödie dieses hohen Stoffes nicht bemächtigt und konnte sich auch dessen nicht bemächtigen, weil sie gegen den Homer damit unbedingt abgefallen wäre". Und doch soll diese große Tragödie das Erzeugnis vieler Dichter sein?

17) A. Römer, Zur Technik der homerischen Gedichte. Sitzungsber. d. philos.-philol. Kl. d. Königl. Bayer. Akad. d. Wissenschaften 1907, H. III, S. 495—530.

In scharfsinniger Weise behandelt der Verf. ein Kunstgesetz Homerischer Darstellung, das in der Ilias noch mehr als in der Odyssee beobachtet wird, nämlich das Streben des Dichters, Wiederholung des Gesagten zu vermeiden, nicht '*διοσολογεῖν*'. Nun kommen aber tatsächlich, auch abgesehen von den bekannten Botenberichten, eine Reihe solcher kürzerer oder längerer Inhaltsangaben von vorangegangenen ausführlicheren Erzählungen vor. Diese hält der Verf. mit den alten und gar manchen neueren Erklärern für spätere Zusätze von Rhapsoden, die die Zuhörer aufklären (bisweilen auch die folgende Erzählung vorbereiten) wollten. R. rechnet dahin namentlich *A* 366—399, *Σ* 444—456, *ϱ* 96—165, *ψ* 310—343 und die Ankündigung der folgenden Ereignisse *O* 56—77. Gut wird gezeigt, durch welche Mittel der Dichter solche Wiederholungen vermieden hat (vgl. dazu auch meine Ausführungen Bedeutung der Widersprüche S. 26 u. ff.) und welche Anstöße die eben genannten Wiederholungen auch sonst bieten. Immer hat sie der Dichter freilich nicht vermieden; der Verf. selbst weist hin auf die auffällige Wiederholung der *δῶρα* nach so kurzem Zwischenraum (*I* 121—157 = 264—299), für die eine Entschuldigung gesucht wird in der Freude der Alten an Glanz und Reichtum. Aber auch *η* 244—297 wiederholt ziemlich ausführlich den Inhalt der vorangehenden Gesänge, eine Stelle, die R. nicht berührt. *A* 366—392 aber wird gestützt durch die ganz ähnliche Wiederholung und Lage von *Σ* 73—93; vgl. JB. 1902

S. 162). Jedenfalls ist Vorsicht geboten; aber die Beobachtung R.s, zu der eine Reihe anderer in dem vorliegenden Aufsatze kommen, verdient weiter verfolgt zu werden.

18) L. Adam, Über die Unsicherheit literarischen Eigentums bei Griechen und Römern. Düsseldorf 1906, Schaubsche Buchhandlung. 220 S. 8. — Vgl. Berl. phil. WS. 1908 Sp. 247—51 (Mülder); WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 225—27 (Rothe).

Der Titel dürfte leicht irre führen, wenn man hier eine ausführliche Behandlung der angezeigten Frage erwartet. In Wirklichkeit wird über die Unsicherheit literarischen Eigentums bei den Römern auf wenigen Seiten gehandelt (S. 6—12) und bei den Griechen wird auch nur wenig über die andern Schriftsteller außer Homer angegeben (S. 13—48). In bezug auf Homer aber entwickelt der Verf. von neuem seine in den verschiedensten Schriften (vgl. JB. 1880 S. 115 u. ff.; 1891 S. 289/90; 1898 S. 96) aufgestellte Ansicht, daß es einen großen Kyklos gegeben habe, zu dem auch unsere Ilias und Odyssee gehört hätten, die deshalb erheblich verändert (teils gekürzt, teils erweitert) worden seien, um Aufnahme in diesem Riesenwerke zu finden. Er stützt sich immer wieder auf dieselben Notizen der Alten, ohne neuere Schriften ernstlich zu würdigen. Nun ist aber jetzt (vgl. Gercke, Jahrbücher 1906 I. Abt. S. 313; Bethe, Hermes XXVI S. 593 u. ff.) der Beweis erbracht, daß die Hauptquelle für diese Annahme, die Inhaltsangaben des Proklos, nicht auf die Gedichte selbst zurückgehen, sondern auf ein mythologisches Handbuch, das den Stoff von Epen, Tragödien und sogar hellenistischen Dichtungen zu einer möglichst vollkommenen Übersicht des Mythenzyklus vereinigt hat. Es sind daher für den Inhalt der Dichtungen des sogenannten Kyklos die Angaben des Proklos und das Kompendium des Pseudo-Apollodor nur mit großer Vorsicht zu benutzen und erst in zweiter Linie heranzuziehen. Daß aber auch sonst die Wiederherstellung der ursprünglichen Ilias, wie sie der Verf. versucht, wenig wahrscheinlich ist, möge an einem Beispiele gezeigt werden. A. glaubt, daß ursprünglich auf *Λ* 219 folgten *H* 63—72, 290—293, 344—374, 379—393 (ohne 380), 398—407, 412—416 und gibt S. 109/110 den so hergestellten Text im Zusammenhange, das beste Mittel, um klar über eine zusammengestoppelte Versreihe zu urteilen. Danach soll also Hektor nach der Verwundung des Menelaos und seiner Behandlung durch Machaon plötzlich unter Troern und Achäern das Wort nehmen, um sie aufzufordern, von der Schlacht abzulassen (*νῦν μὲν παυσώμεσθα μάχης καὶ δηιοτῆτος H* 290), obwohl diese noch gar nicht ernstlich, wenn alles zwischen *Λ* 219 und *H* 63 gestrichen wird, begonnen hat. Noch auffälliger ist, daß auf diese Worte folgen soll: *Ὣς ἔφαθ', οἱ δ' ἄρα πάντες ἐπήνησαν βασιλῆες.* Wer sind denn diese *βασιλῆες* in diesem Zusammenhange? Bei Homer

sind es die der Griechen, die dem Vorschlage Nestors zustimmen. Hier müßten es die der Griechen und Troer sein. Und die Griechen sollten sich so leicht für befriedigt erklären? Das Stärkste aber ist, daß nach diesem Verse folgen soll: *Τρώων αὖτ' ἀγορὴ γένετ' Ἰλίου ἐν πόλει ἄκρῃ.* Also der Dichter soll mit keinem Worte angeben, wie sich Griechen und Troer getrennt haben, um gleich zu einer Versammlung der Troer in Ilion überzugehen. Und was soll das *αὖτε*? Bei Homer ist diese Versammlung der Troer entgegengesetzt der der Griechen, die unmittelbar vorher geschildert ist. Wir meinen, ein Kritiker, der dem alten, guten Dichter die Herstellung eines solchen Zusammenhangs zuschreibt, darf nicht gehört werden. Wir können also auch auf eine Besprechung anderer, zahlreicher Änderungsvorschläge verzichten.

19) Fr. A. Wolfs Prolegomena zu Homer ins Deutsche übertragen von H. Muchau. Leipzig 1908, Reclam. 262 S. 12. 0,60 *M*.

Es ist ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit, der man im allgemeinen vorwirft, daß sie sich von den humanistischen Studien abwendet, daß es der rührige Reclamsche Verlag für angezeigt hält, Wolfs Prolegomena ins Deutsche übersetzen zu lassen und sie so einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Denn wir glauben es dem Herrn Übersetzer gern, daß er den eigentlichen Philologen noch soviel Kenntnis des Lateinischen zutraut, daß sie die in fließendem Latein geschriebene wichtige Abhandlung leicht lesen können. Die Homerfrage bleibt eben „das Problem der Probleme", das, wie vor hundert Jahren, auch jetzt noch viele Gebildete interessiert. Festgestellt hat es, obwohl er verschiedene Vorgänger gehabt hat, in geradezu klassischer Form Fr. A. Wolf. Deshalb werden für jeden, der sich mit der Frage ernstlich beschäftigen will, diese Prolegomena zuerst zu lesen sein. Aber die große Masse der Gebildeten, die nur oberflächlich die Frage studieren kann, dürfte jetzt durch diese Lektüre irregeführt werden, da viele, ja die meisten Behauptungen Wolfs heute widerlegt sind und sehr viel Neues zur Klärung der Frage hinzugekommen ist. Der Übersetzer hat diesem Übelstand dadurch abzuhelfen gesucht, daß er in einer 58 Seiten langen Einleitung erstens eine, wenn auch sehr knappe Übersicht über die weitere Entwickelung der Frage durch Anführung der Hauptansichten der Gelehrten gegeben hat (zu kurz dabei gekommen sind die neueren Verteidiger der Einheit), zweitens die Ergebnisse der Ausgrabungen und ihre Bedeutung für die Homerische Frage in sehr geschickter Form behandelt hat. Er rühmt namentlich Dörpfeld, dem er auch das kleine Schriftchen widmet. Der Leser bekommt hier einen Begriff von der vorhomerischen Kultur. Namentlich gelungen und lehrreich ist dabei das Kapitel „Die allmähliche Verschmelzung religiöser Lieder und Göttersagen mit Heldengesängen" (S. 40—45), das auch den Laien auf diesem Gebiete einen tiefen Blick in die Ent-

wickelung hellenischen Götterglaubens tun und in Verbindung mit dem Folgenden die allmähliche Entstehung größerer Sagengebilde aus kleineren Anfängen ahnen läßt.

Wir können deshalb das Büchelchen empfehlen und glauben, daß auch mancher junge Philologe es sich des billigen Preises wegen anschaffen wird. Mit Rücksicht auf diese würde eine kurze Kritik einzelner Stellen der Prolegomena am Schluß des Ganzen vorteilhaft sein. — Die Übersetzung ist, soweit ich sie in Stichproben geprüft habe, untadelig; doch würden so lange Sätze wie z. B. im Anfange von c. 5 (S. 72) besser gekürzt, selbst auf Kosten der genauen Wiedergabe.

Der hier in der Einleitung kurz behandelte Stoff findet eine ausführliche Bearbeitung von demselben Verfasser in

20) H. Muchau, Hilfsbuch zu Homer. Bielefeld, Leipzig, Berlin 1907, Velhagen & Klasing. 290 S. kl. 8. geb. 1,80 *M*.

Dieses Hilfsbuch ist bestimmt zum Gebrauch für die Lektüre der deutschen Odyssee und Ilias (Voß, Hubatsch) an Realgymnasien. Aber wir zweifeln nicht, daß auch mancher Primaner an Gymnasien und selbst Studenten in dieser Schrift reichliche Belehrung finden werden. Denn es ist ein fast überreicher Stoff in 12 Kapiteln behandelt, wie schon die bloße Inhaltsangabe zeigt: 1. Die Entstehung der Homerischen Epen; 2. Die Metrik und Poetik Homers; 3. Der Inhalt der Ilias und Odyssee; 4. Die Homerischen Götter und Helden; 5. Charakterbilder Homerischer Helden; 6. Der Zusammenhang der Homerischen Mythologie mit den Heldensagen der nordischen und orientalischen Völker; 7. Das Reich der Natur; 8. Die Kultur des Homerischen Zeitalters; 9. Die Wiederentdeckung Trojas und der Homerischen Königsburgen durch Schliemann und Dörpfeld; 10. Die Bedeutung Homers für die griechische Dichtung und das griechische Volk; 11. Der Einfluß Homers auf die Römische Dichtkunst; 12. Der Einfluß Homers auf die Neuzeit von der Renaissance bis auf Goethe. Der Wert des Buches wird erhöht durch eine Reihe beigegebener Abbildungen und übersichtlicher Tabellen. Uns interessieren hier hauptsächlich nur die Kapitel 1—6. Da ich über die ersten meine Ansicht in der vorangehenden Besprechung ausgeführt habe, will ich hier nur über das 6. Kapitel einige Worte hinzufügen. Der Verfasser, ein genauer Kenner altgermanischen Lebens, sucht auch in dieser Schrift einen Zusammenhang zwischen altgermanischer und griechischer Mythologie herzustellen, erkennt aber auch Übereinstimmung mit semitischen Vorstellungen an und weist in der Übersichtstabelle, die uns S. 112—136 die Homerischen Götter und Helden mit ihren Wohnsitzen und Kultusstätten bringt, nicht selten darauf hin. Nun sind ja gewisse Ähnlichkeiten zwischen Siegfried und Achilleus da und lassen sich in kleineren Aufsätzen behandeln; aber im ganzen ist der mythologische Charakter der griechischen Helden so sehr

geschwunden, daß, wer ihn zu erweisen sucht, wie z. B. Forchhammer, D. Müller, E. Meyer (vgl. JB. 1887 S. 284 u. ff. und 1895 S. 2 u. ff.), mehr unter- als auslegt. Sicherlich haben auf die Gestaltung der Heldensage geschichtliche Ereignisse mehr eingewirkt und zwar die einer erheblich zurückliegenden Zeit; vgl. Steuding, Ursprung und Entwickelung des Heldengesanges, und Wagner, Der Entwickelungsgang der griechischen Heldensage, in unseren Jahresberichten 1898 S. 94/95.

21) G. Finsler, Homer. Aus dem Erläuterungswerk „Aus deutschen Lesebüchern". Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. IV u. 618 S. gr. 8. 6 *M*. — Vgl. O. Schröder, Preuß. Jahrb. 1909 S. 334/35.

Dem Zweck der Sammlung entsprechend, zu der das Buch gehört, ist es dazu bestimmt, „den Lehrern an Mittelschulen, an denen Homer nicht im Original gelehrt wird, dann dem großen Kreis der Gebildeten aller Stände Homer näher zu bringen". Zu diesem Zwecke gibt der Verf. im ersten Abschnitt S. 1—14 den Inhalt der Ilias, S. 15—31 den der Odyssee an und stellt S. 31—32 summarisch den Aufbau der Handlung in beiden Gedichten dar. Daran schließt sich der beste Teil des ganzen Buches (S. 33—175), nämlich eine durch feines Verständnis und tiefe Auffassung dichterischer Kunst ausgezeichnete 'Erklärung ausgewählter Stücke' aus beiden Gedichten. Die Auswahl ist sehr glücklich getroffen; es sind weder Stücke erklärt, über die man beim Lesen der Gedichte schnell hinweggeht, noch solche, die eine Erklärung wegen der einfachen Handlung nicht bedürfen. Nur die Erkennung der beiden Gatten am Ende der Odyssee hätte wohl ein näheres Eingehen verdient, da dieses auf der einen Seite große technische Schwierigkeiten der Komposition bietet und auf der anderen Seite eine besondere Kunst des Dichters verrät, die nicht von jedem ohne weiteres erkannt wird. In einem III. Kapitel „Vorfragen" (S. 176—247) behandelt der Verf. eine Reihe von Fragen, die nach meiner Meinung zu umstritten sind, als daß man, wie es F. tut, bestimmte Ergebnisse in einem Lehrbuch für Leser, die in der großen Mehrzahl zu einer Nachprüfung nicht in der Lage sind, angeben könnte. Es wird hier über die ursprüngliche Lage von Argos, Ithaka, der Örtlichkeiten von Odysseus Irrfahrten, über die geschichtlichen Voraussetzungen des Trojanischen Krieges und der Heldensage, über Homer und die erste Aufzeichnung der Gedichte in einer Weise gesprochen, die ich für ein Lehrbuch nicht angemessen finde. Den Leser in die Streitfragen hineinzuführen und sie doch ganz kurz und einseitig zu behandeln, wie es der Verf. ganz im Banne von U. v. Wilamowitz tut, trägt nicht zur Aufklärung bei, sondern richtet nur Verwirrung an. Besser ist das IV. Kapitel, welches ausführlich „Die Homerische Welt" (S. 248—475) in den verschiedensten Erscheinungsformen behandelt. Die Disposition (1. Natur und Leben, 2. der homerische

Mensch, 3. Gesellschaft und Staat, 4. Religion, 5. Tod und Jenseits, mit vielen Unterabteilungen) ist nicht gerade geschickt, da vieles, was zu 2. gehört, auch in 1., 3., 4. und 5. erwähnt wird und andrerseits 4. und 5. kaum getrennt werden können. Im V. Kapitel spricht der Verf., meiner Ansicht nach zu kurz, über die Homerische Poesie im allgemeinen (S. 476—510), nämlich über die Kunstmittel des Dichters, Erzählungsform, Gleichnisse, Komposition u. a. Der Verf. macht hier eine Fülle richtiger und von tiefem Verständnis für die Dichtungen zeugender Bemerkungen, die eine wertvolle Ergänzung zu den Erläuterungen einzelner Stücke bilden. Zu den Kunstmitteln gehören auch die Gleichnisse, die der Verf. mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit behandelt; wenn diese in der Ilias erheblich zahlreicher sind als in der Odyssee (auf fast 200 in der Ilias kommen nur etwa 40 in der Odyssee), so ist daran nicht allein der geringere Umfang der Odyssee (rund 12000 Verse gegen 15000 der Ilias), sondern auch der Umstand schuld, daß in der Odyssee noch weit häufiger als in der Ilias die Erzählung in erster Person vorkommt, in der Gleichnisse sehr selten sind. Ob die Odyssee „weniger poetisch" ist, wie der Verf. (S. 503) glaubt, das dürfte Geschmacksache sein; leidenschaftlicher ist jedenfalls die Darstellung in der Ilias. Auffällig ist, wie gleichmäßig sonst in beiden Gedichten die Kunstmittel verwendet sind. Ich will nur eins davon erwähnen, das der Verf. hervorhebt und das meines Wissens bisher noch nicht genügend gewürdigt ist: die Homerische Kunst verzichtet auf jede Spannung, die bei modernen Dichtern eine so große Rolle spielt. F. erweist dies an einer Reihe von Beispielen (S. 490) und betont es auch in seinen Erläuterungen. Wenn z. B. Odysseus bei den Phäaken seine Abenteuer erzählt, so wissen seine Zuhörer von Anfang an, daß er allen Gefahren, die ihm drohten, entgangen ist, und können ihre Aufmerksamkeit um so mehr der Einzeldarstellung zuwenden. So wissen wir auch bei Beginn der Ilias nach dem Versprechen des Zeus, daß Achill in der von Thetis gewünschten Weise geehrt werden wird.

Würden sich diese Bemerkungen sofort an die Erläuterung der einzelnen Stücke anschließen und folgte dann unter Anwendung dieser Kunstmittel eine Analyse der beiden Dichtungen im Geiste der Erläuterungen, so hätte jeder Lehrer, der die Homerischen Gedichte seinen Schülern zu erklären hat und ohne Schaden für die Sache auf eingehenderes Studium der 'Homerischen Frage' verzichten will, ein Hilfsmittel in diesem Buche, wie es bisher nicht besteht. Statt dessen endet der Verf. seine Erklärung des Dichters mit einem Kapitel VI „Die Homerkritik", in welchem er auf noch nicht hundert Seiten eine Geschichte der Kritik der beiden Gedichte vom Altertum bis auf unsere Zeit gibt. Jeder, der die ungeheure Literatur über diese Frage kennt, wird sich sagen, und der Verf. sagt es auch selbst (S. 511) bei Beginn der

Ausführung, daß diese Übersicht nicht erschöpfend sein kann. Nimmt doch bei Terret die bloße Aufzählung aller seit Fr. A. Wolf erschienenen Schriften und Aufsätze über Homer — und diese Aufzählung ist auch lange noch nicht vollzählig — fast genau ebensoviel Raum ein. Aber ist F. auch nur seinem Versprechen treu geblieben, nur „die maßgebenden Gesichtspunkte“ kenntlich zu machen? Uns scheint es nicht so. In ermüdender Breite werden die Anstöße, welche die Gedichte der Kritik vom Altertum an bis auf unsere Zeit geboten haben, immer wieder angeführt, während die Gesichtspunkte, welche für die Einheit der Gedichte, für einen wirklichen Dichter, nicht bloßen Ordner oder Flickpoeten sprechen, ungewöhnlich kurz erwähnt werden. Bougot, H. Grimm, O. Jäger, um von andern zu schweigen, werden ganz übergangen, A. Roemers und Blaß' so verdienstvolle Arbeiten werden zusammen auf einer Seite abgetan, und von meinen Arbeiten, in denen ich seit mehr als zwanzig Jahren für die Einheit der Gedichte kämpfe, wird nur der beiden Programmabhandlungen in wenigen Zeilen gedacht, während die Jahresberichte, in denen ich die Widersprüche und Verkehrtheiten der zersetzenden Kritik nachgewiesen habe, ganz unberücksichtigt bleiben. Schlimmer aber als diese ungleiche Behandlung ist für den Zweck des Buches, daß statt einer Analyse der beiden Gedichte, auf die der Verf. immer wieder bei der Literaturangabe hinweist und die wir natürlich als eine Analyse in oben bezeichnetem Sinne erwarten, am Schlusse dieses Abschnitts die Analysen der Odyssee von Kirchhoff (S. 573/75), von Niese (575/77), von U. v. Wilamowitz (577/83), von Seeck (583/86) geboten werden mit dem resignierten Bekenntnis, daß von den gleichen Voraussetzungen aus ganz verschiedene Ergebnisse gewonnen werden können, ja daß ein großer Teil dieser Ergebnisse durch zwei ganz neue Aufsätze von A. Gercke in Frage gestellt werden. Über diese Aufsätze spricht der Verf. bis S. 590, um dann noch kurz A. Roemers Homerische Studien und Blaß' Schrift über die Interpolationen bei Homer zu erwähnen und diese ganze Analyse der Odysse mit folgendem, ganz unglaublichem Widerspruch zu schließen: „Blaß ist von seiten der Homerkritik kurzerhand als rückständig bezeichnet worden[1]). Wahr ist, daß er nicht mehr bewiesen hat, als daß ein unbefangener Leser die Odyssee als Einheit genießen kann. Aber das ist schon sehr viel. Seine eingehende Interpretation zeigt, daß die uns vorliegende Odyssee ihre Komposition einer kundigeren Hand verdankt als einem törichten Bearbeiter und Flickpoeten. Einen Beweis dafür habe ich oben für das 19. Buch angetreten (S. 157). „So wie die Odyssee jetzt vorliegt“, sagt Jacob Burckhardt, „ist sie jedenfalls eine durch viele Wandlungen hindurchgegangene und allmählich ausgereifte Dar-

[1]) Dieses Urteil, so allgemein gefaßt, stimmt nicht zu der Wahrheit.

stellung, die zuletzt vom größten Dichter, und zwar von einem Dichter, in denjenigen Zusammenhang gebracht worden ist, den sie jetzt hat". Das letzte Wort ist nicht zutreffend. Aber wichtig ist bei einem Manne, der die Einheit des Dichters so sehr betont, das Zugeständnis des allmählichen Werdens der Odyssee. Diese kennen zu lernen ist Pflicht der Wissenschaft, und für unsere Erkenntnis hat Wilamowitz dazu den festen Grund gelegt". Ich weiß den Widerspruch, der in den Worten liegt, daß nämlich auf der einen Seite eine „kundigere Hand als ein ... Flickpoet", also doch wohl ein wirklicher Dichter, sie geschaffen haben soll, und daß auf der andern Seite die Ansicht Burgkhardts, der dies behauptet, als nicht zutreffend bezeichnet wird, ebensowenig zu deuten, wie die Verwahrung, daß die Odyssee einem Flickpoeten ihren Ursprung verdanken soll, mit der Behauptung, daß für unsere Erkenntnis der Entstehung der Odyssee v. Wilamowitz „den festen Grund gelegt hat", derselbe v. Wilamowitz, der gerade die Vorstellung von unserer Odyssee als dem Werke eines Flickpoeten begründet hat. Wer hat denn nun eigentlich die Odyssee geschaffen, wenn es weder ein Bearbeiter noch ein Flickpoet noch ein wirklicher Dichter gewesen sein soll? Nicht besser ist die Analyse der Ilias, die er S. 591—603 nach Niese, Robert und v. Wilamowitz gibt, letztere nicht nur nach seiner Griechischen Literaturgeschichte, sondern auch nach einem Briefe an den Verfasser.

Ich berühre hier den schwächsten Punkt in dieser Arbeit, der sie trotz des vielen Guten nach meiner Ansicht untauglich macht für die Kreise, für die sie bestimmt ist. Es ist die für mich unbegreifliche, fast sklavische Abhängigkeit des feinsinnigen Verfassers von dem Urteile des großen Gelehrten, die ihn nicht nur zu Ungerechtigkeiten gegen die Arbeiten anderer verleitet — so wird z. B. in bezug auf die Odyssee v. Wilamowitz ein Verdienst zugesprochen, das doch zweifellos Kirchhoff zukommt —, sondern auch Ansichten als fest begründet hinstellen läßt, die doch nichts weiter sind als eine geistreiche Kombination, die heute aufgestellt, morgen verworfen oder geändert werden kann. Glaubt der Verf. wirklich, Homer durch solche Ansichten den oben bezeichneten Lehrern und dem großen Kreise der Gebildeten näher zu bringen? Das reine Gegenteil ist der Fall. Ich kann hier aus reicher Erfahrung sprechen. Mir selbst und vielen Tausenden ist durch die zersetzende Kritik, deren schlimmstes Vorbild in absprechenden Urteilen gerade v. Wilamowitz ist, Homer fast verekelt worden und v. W. hat ja selbst so bezeichnend über den Erfolg dieser Tätigkeit geschrieben (Unters. S. 381): „Homer ist eine Macht, aber eine überwundene". Lohnt es sich wirklich, an Schulen, an denen Griechisch nicht gelehrt wird, Homer zu erklären, wenn es sich nicht um ein großes Dichterwerk handelt? Aber wird auch nur der Wahrheit damit gedient und das Ver-

ständnis der Gedichte durch solche Ansichten gefördert? Wir bezweifeln es, und wollen hier wenigstens an einem Beispiele den Unterschied unserer Auffassung von der des Verf.s zeigen und dabei es dem Urteil des Lesers überlassen, wer dem Dichter am gerechtesten wird. S. 94 schreibt F. (und S. 597 beruft er sich darauf): „Wilamowitz macht mich darauf aufmerksam, daß wir in der Sendung des Antilochos den Schluß der alten Patroklie vor uns haben, die hier abbricht. Antilochos wird gar nicht mehr erwähnt, er verschwindet ganz eigentümlich. An seine Stelle tritt Thetis, die notwendig wurde, weil es galt, das schöne Gedicht von der Schildbeschreibung, das bisher selbständig gewesen war, der Ilias einzuverleiben. Das konnte nur so geschehen, daß man dichtete, Achilleus habe neue Waffen gebraucht, und daraus mußte weiter folgen, daß seine alte Rüstung verloren gegangen war. In der alten Patroklie war Patroklos in eigenen Waffen ausgezogen, jetzt wurde der Waffentausch erfunden. Das ist durch den Dichter der Ilias geschehen". Was ist, fragen wir zuerst, bei dem Verschwinden des Antilochos „eigentümlich"? Er hat seinen Zweck, Achill die Nachricht von Patroklos' Tode zu überbringen, erfüllt, und der Dichter läßt dann, wie Finsler selbst wiederholt bemerkt (z. B. S. 128 und 494), die Person, ohne ein Wort zu sagen, verschwinden. Hier aber hat er, wie Roemer in der oben angegebenen Schrift (Zur Technik usw. S. 497) so schön zeigt, noch den wichtigen Zweck, dadurch eine Wiederholung der in den beiden vorangehenden Büchern (*Π* und *P*) erzählten Ereignisse zu vermeiden, die offenbar notwendig würde, wenn Achill sich länger mit Antilochos unterhielte; denn er müßte ihn natürlich fragen, wie alles gekommen sei. Eine ganz verständige, ja bewunderswürdige Technik, wie wir sie bei allen großen Dichtern, bei Sophokles ebenso wie bei Schiller und Goethe, finden, macht das Verschwinden des Antilochos nötig, und sehr geschickt leitet der Dichter unsere Aufmerksamkeit von Antilochos zu Thetis über. Aber auch diese wird nicht eingeführt, weil der Dichter das ihm vorliegende Gedicht von der Schildbeschreibung einfügen wollte, sondern gerade umgekehrt. Der Dichter führte die Schildbeschreibung und in Verbindung damit den Waffentausch wiederum aus einem rein technischen Grunde der Komposition ein. Ich habe darüber bereits JB. 1893 S. 137 gesprochen. Da Finsler diese Stelle offenbar nicht gelesen hat, so muß ich hier noch einmal darauf zurückkommen. Hätte Achill seine Waffen, so müßte er jetzt forteilen und Hektor erschlagen. Damit wäre die ganze Entwickelung der Handlung, die jetzt in den Büchern 17—22 enthalten ist, unmöglich, und der an Ereignissen überreiche dritte Schlachttag würde noch durch den Tod Hektors beladen, der bei der Abspannung, in der wir uns alle nach den vielen Kampfszenen finden, keinen großen Eindruck machen würde. Auch käme Achill zu kurz. Jetzt läßt der Dichter in dem wunder-

vollen 18. Buche eine wohltätige Unterbrechung der Kampfszenen eintreten und gönnt dann dem gewaltigen Helden einen vollen Tag, um seine Kraft auszutoben und schließlich den größten Feind der Griechen zu erlegen. Wir sehen darin hohe, schöpferische Kunst und fragen: Was ist wichtiger, Lehrer, die sich unterrichten wollen, und Schüler, die Homer begreifen sollen, auf diese Kunst des Dichters aufmerksam zu machen, oder ihnen zu sagen, daß der Dichter plump ein altes Gedicht beschneidet, um daran durch auffällige Mittel ein anderes, das „ihm vorlag", zu knüpfen? Wir fragen aber auch: Was kommt der Wahrheit, der doch die Wissenschaft dienen soll, näher, ganz unbeweisbare Behauptungen, wie die, daß hier die alte Patroklie endet, als sichere Tatsache vorzutragen, oder das Verständnis für dichterisches Schaffen durch Angabe der Gründe für eine gegebene Darstellung zu wecken und zu fördern?

Und wie wir hier am Ende der Patroklie bewußtes dichterisches Schaffen, nicht das Verfahren eines Flickpoeten sehen, so stellt meiner Ansicht nach F. auch bei dem Beginn der Patroklie (im 11. Buche) die Verhältnisse auf den Kopf, wenn er glaubt, Patroklos sei hier nur eingeführt worden, um die Einfügung des „pylischen Epos" möglich zu machen. Dieses 'pylische Epos' existiert tatsächlich nur in der Phantasie von U. v. Wilamowitz und seiner gläubigen Anhänger. In Wirklichkeit ist Nestors Erzählung in *Λ* nicht ein „Auszug aus einem pylischen Epos", sondern ein Einzellied, ganz wie das Meleagerlied in *I*, die Glaukosepisode in *Z* und das Äneaslied in *Υ* 159 u. ff. Diese Lieder, Proben jener *κλέα ἀνδρῶν*, von denen Achill in *I* singt, zeigen alle jene Eigenschaften, die Heusler von einem Liede fordert (vgl. JB. 1907 S. 305), vom Epos ist keine Spur. Patroklos aber führte der Dichter hier (am Schlusse von *Λ*) nicht ein, um dieses Lied einlegen zu können — das wäre sehr töricht —, sondern aus einem ganz anderen, wieder rein technischen Grunde, nämlich um die Hörer vom Kampfe abzulenken. Denn *Λ* 595 sind die Griechen noch in der Ebene. Ginge der Kampf ohne Unterbrechung weiter, so würden die Troer zugleich mit den Griechen in die Tore der Mauern eindringen, und der großartige Mauerkampf in *M* wäre unmöglich. In einer ähnlichen Lage, am Schlusse von *Φ*, ersinnt der Dichter ein anderes Mittel, um den ungestörten Rückzug der Troer hinter die Mauern Ilions zu erklären; hier (am Schlusse von *Λ*) unterbricht er plötzlich die Kampfesschilderung durch Einführung einer friedlichen Szene und überläßt dem Hörer oder Leser sich vorzustellen, was schwer darzustellen war, nämlich wie der Rückzug der Griechen hinter die Mauer des Lagers sich vollzogen habe. Dieses Kunstmittel verschaffte ihm noch mehrere andere, nicht unwesentliche Vorteile, die ich schon im JB. 1887 S. 299 erwähnt habe. Es wird 1. wieder wie im 18. Buche eine Ruhepause in die ermüdenden

Kampfesszenen eingelegt; 2. wird Achill, der sonst im 11. Buche nicht erwähnt ist, zum Zuschauer der Kämpfe gemacht; 3. wird uns der Held der Patroklie, den wir bisher nur dem Namen nach kennen, vorgestellt und gleichzeitig der Handlung alles Plötzliche und Spannende genommen, genau nach dem Kunstverfahren, das gerade F. so schön (s. o.) geschildert hat. Denn gleich bei den ersten Worten sagt der Dichter, als Patroklos aus dem Zelt herauskommt (*Λ* 604): *κακοῦ δ' ἄρα οἱ πέλεν ἀρχή*, und *Π* 46/47 verstärkt er die Angabe mit den Worten: *ὣς φάτο λισσόμενος μέγα νήπιος· ἦ γὰρ ἔμελλεν οἱ αὐτῷ θάνατόν τε κακὸν καὶ κῆρα λιτέσθαι.* Dieses eine Beispiel möge genügen, um den Unterschied meiner und F.s Auffassung zu zeigen. Ich schließe mit dem Ausdruck des lebhaften Bedauerns, daß der Verf. nicht diesen letzten Teil aus dem Buche ganz weggelassen hat und dafür eine eigene Analyse der beiden Gedichte in dem Geiste der Erläuterungen hinzugefügt hat. Der Stoff selbst dieses Teiles wurde besser in einer selbständigen Schrift ausführlicher behandelt und konnte dann Studenten, welche sich mit der Homerischen Frage gründlicher beschäftigen wollen, ein wertvolles Hilfsmittel sein, das jetzt tatsächlich fehlt. Vielleicht entschließt sich der Verf. zu dieser Arbeit, die ihm bei seiner reichen Literaturkenntnis keine zu große Mühe bereiten dürfte.

22) P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik. Zweite Auflage. Leipzig 1909, Hirzels Verlag. VI u. 552 S. 8. 12 *M*[1]). — Vgl. O. Schröder, Preuß. Jahrb. 1909 S. 334.

Die zweite Auflage dieser bedeutsamen Schrift ist nicht nur stark vermehrt (der Umfang des Buches ist von 20 Bogen auf 34 angewachsen), sondern auch zum großen Teile völlig umgearbeitet. Mit bewundernswertem Fleiß hat der Verf. alle in den letzten 14 Jahren erschienenen Beiträge zur Lösung des „Problems der Probleme", soweit sie ihm zugänglich waren, benutzt und durch genaue Angabe des Titels, des Inhalts und zahlreicher wörtlicher Stellen ein treues Bild von dem Gange der Untersuchung in den seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossenen Jahren gegeben. Es wird das Buch dadurch auch ein wichtiges Hilfsmittel für jeden, dem die Jahresberichte über Homer nicht bequem zur Verfügung stehen, sich in die immer schwieriger werdende Frage einzuarbeiten.

Geändert ist die ursprüngliche Einteilung des Stoffes. Während in der ersten Bearbeitung nur zwei Hauptteile unterschieden wurden: I. Textkritik und Sprachwissenschaft (S. 9—130); II. Analyse des Inhaltes (S. 131—300), und daran ein kurzes

[1]) Das Buch ging mir erst zu, als der Bericht in dem Hauptteil abgeschlossen war (Ende April). Änderungen am Text habe ich nur ganz vereinzelt noch vornehmen können.

Schlußwort sich reihte (S. 311—312), teilt der Verf. jetzt den Stoff in drei „Bücher": I. Textkritik und Sprachwissenschaft (S. 9—188); II. Zur Analyse des Inhaltes (S. 189—360); III. Der Dichter und sein Werk (S. 361—535). Dann folgt ein Schlußwort (S. 536—539), dazu Berichtigungen und Nachträge, ein Verzeichnis der Abkürzungen und ein Register, das in sehr erwünschter Weise die einzelnen genauer besprochenen Stellen angibt. Diese neue Einteilung, über deren Berechtigung man beim ersten Lesen im Zweifel ist, hat den Vorteil, daß verschiedene Punkte, die für die Entscheidung der schwierigen Frage von Wichtigkeit sind, im Zusammenhange besprochen werden können; sie hat aber den Nachteil, daß nun eine zusammenfassende Analyse des Inhaltes der beiden Gedichte, die gerade Cauer zu geben am meisten berufen gewesen wäre, ebenso fehlt, wie in dem ähnlichen Werke von Finsler (s. o.). Und doch muß diese Analyse, da es sich hier nicht um ein Geschichtswerk noch um eine philosophische Schrift, sondern um eine Dichtung handelt, bei der ganz andere Gründe bei der Abfassung mitwirken, den ersten Platz in der Beurteilung der uns vorliegenden Dichtungen einnehmen. C. betont zwar wiederholt, daß die ästhetische Analyse notwendig ergänzt werden müsse durch sprachliche und sachliche Untersuchungen. Aber haben diese wirklich den anfangs von allen erwarteten Erfolg gehabt? Auffällig ist es zunächst, daß die sprachliche Untersuchung (Fick, Bechtel) gerade von den Ergebnissen der kritischen Analyse als Grundlage ausgegangen ist und danach auch einzelne Erscheinungen beurteilt hat (s. u. Bechtel, Vokalkontraktion). Sodann befremden bei sachlichen Unterschieden die großen Widersprüche, die sich in einzelnen Teilen der Gedichte, bei ihrer Verwertung ergeben. So gilt z. B. der Streitwagen als das ursprüngliche Kampfmittel, und er wird in Verbindung gebracht mit dem großen mykenischen Schilde, der eine ältere Stufe des Kampfes darstellen soll als der „ionische" Rundschild. Aber Achilleus, der Held des rossereichen Thessaliens, heißt gerade der „schnellfüßige" und er kämpft nur zu Fuß; ebenso ist Aias, der Telamonier, ein typisches Beispiel für den Gebrauch des riesigen Schildes, — aber er kämpft nie auf dem Wagen; vgl. JB. 1907 S. 287 u. f. und Cauer S. 268—270.

Als ein anderer älterer Gebrauch gilt es ferner, daß den Eltern der Braut Geschenke gegeben, die Braut gleichsam gekauft wird; als ein späterer, daß die Eltern der Tochter Geschenke mitgeben (Mitgift); vgl. dazu Cauer S. 286 u. ff. Ist es nun nicht auffallend, daß gerade in einem Stücke, das zu den allerspätesten der Homerischen Gedichte gerechnet wird, in dem Tanzliede bei den Phäaken (ϑ 266—366), die ältere Sitte erwähnt wird (ϑ 317—320)? Umgekehrt wird Andromache, deren hohes Alter in der Sagenüberlieferung Staehlin (s. o. S. 197) sowohl Cauer wie mir wahrscheinlich gemacht hat, immer *πολύδωρος* = „reich aus-

gestattet" (wenigstens nach der gewöhnlichen Auffassung) genannt. Wo wir auch hinsehen in den Gedichten, finden wir ähnliche Widersprüche. Ja sprachliche und sachliche finden sich häufig dicht nebeneinander, z. B. in dem Zweikampf zwischen Aias und Hektor, in dem Hektor zwar zweifellos auch mit dem 'mykenischen' Schild ausgerüstet gedacht wird (*H* 238), daneben aber den damit nach Reichel und Robert unvereinbaren Panzer trägt; außerdem aber ist gerade dieser Teil sehr reich an jüngeren ionischen Formen (vgl. Bechtel, Vokalkontraktion S. 16/17), ja gerade in dem Verse 238 finden wir die ganz ungewöhnliche Kontraktion *βῶν* aus *βοεήν*. Nun meint Cauer, daß das Ergebnis der Untersuchung um so sicherer werde, wenn zwei oder mehr Gründe zusammentrafen (S. 489 u. f.). Als Beispiel dafür kann gelten die Erwähnung des Tempels und Götterbildes der Athene in *Z*, demselben Buche, in dem auch die einzigen Spuren der Schrift (*σήματα λυγρά*) erwähnt werden. Darauf weist Cauer S. 302/3 hin und bemerkt, daß *Z* zu der Gruppe *E—H* gehört, in denen auch eiserne Waffen (die Pfeilspitze des Pandaros und die eiserne Keule des Areithoos) vorkommen, so daß hier der relativ jüngere Charakter der ganzen Partie besonders klar hervortrete. Aber er fügt selbst hinzu: „Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß in diesen Büchern nicht auch sehr Altes enthalten sein könne oder daß jede der Stellen, an denen ein heiliger Hain oder Bezirk genannt wird [zweifellos die ältere Kultusform], selbst älter sei als sie. Für eins der Beispiele (*Θ* 363) wäre das sogar sicher falsch; denn es steht in dem Liede, das Demodokos bei den Phäaken vorträgt" (vgl. dazu o. S. 214). Ich bin der Ansicht, daß selbst in solchen Fällen die größte Vorsicht geboten ist. Denn in dem Beispiele in *Z* ist doch zu bedenken, daß Troja eben die einzige Stadt ist, die uns der Dichter genauer vorführt, während an andern Stellen Kultusstätten meist außerhalb der Stadt liegen (in heiligen Hainen, auf Bergeshöhen usw.), so daß eine Veranlassung, den Tempel zu erwähnen, für den Dichter nicht vorlag. Und wenn in jenem Demodokosliede sogar auf hundert Verse zwei Zeugnisse hoher Altertümlichkeit vorkommen, obwohl das Lied seinem ganzen Inhalt nach zu den spätesten Teilen der Homerischen Gedichte nach allgemeiner Annahme gerechnet wird, so kann doch irgend ein zwingender Grund aus sachlichen Gründen nicht hergeleitet werden, um einem ganzen Gesange ein besonders hohes oder spätes Alter (oder doch das letztere) zuzusprechen. Es ist dies bei Homer um so weniger möglich, als wir die Zeit, in welcher die Gedichte entstanden sind, mit irgendwelcher Sicherheit nicht bestimmen können. Umgekehrt finden wir in Dichtungen, deren Zeit ganz genau bestimmt ist und die auch einheitlich ausgeführt sind in verhältnismäßig kurzer Zeit, Anschauungen nebeneinander vertreten und „Kulturstufen", die Jahrhunderte auseinander liegen. Eins der auffallendsten Beispiele dieser Art ist

Schillers Jungfrau von Orleans. Die ganze Handlung ist aufgebaut auf dem Wunderglauben des Mittelalters. Der Dichter hat die überlieferten Züge noch erheblich vermehrt (durch den schwarzen Ritter, die Szene im Turm, wo die Jungfrau die Ketten wunderbar zerreißt u. a.). Trotzdem führt der Dichter in diese Handlung eine Gestalt ein, wie sie nur der Rationalismus des 18. Jahrhunderts erzeugen konnte, den Feldherrn Talbot. Man vergleiche nur seine Worte (III 6) „Unsinn, du siegst" usw. mit Voltaires: „Écrasez l'infâme". Die Einführung dieser Gestalt stört, wie vom ersten Augenblick empfunden worden ist (vgl. Viehoff, Schillers Jungfrau von Orleans, Düsseldorf 1841). Dazu kommt, daß im Vorspiel (4. Auftritt) die Jungfrau ausdrücklich sagt, daß Gott selbst, der zu „Moses auf des Horebs Höhen sich niederließ", zu ihr aus „dieses Baumes Zweigen gesprochen habe", während sie in dem eigentlichen Stück, durchaus dem katholischen Glauben des Mittelalters entsprechend, nur von Maria, der hohen Himmelskönigin, spricht, die ihr erschienen sei (I 10, IV 1). Ich zweifele nicht, daß Kritiker heutiger Richtung nach etwa 3000 Jahren sagen werden, daß das Vorspiel das älteste sei, weil hier alttestamentliche Vorstellungen herrschen, und damit vielleicht die Mongomeryszene verbinden werden, weil hier eine Homerische Szene nachgeahmt wird. Erst viele Jahrhunderte später, als der Marienkult ausgebildet war, habe ein anderer Dichter, ohne den Widerspruch zu merken, den Hauptteil gedichtet, und wieder sehr viel später ein Nachkömmling, der „kein innerliches Pietätsverhältsnis zu den Helden der Dichtung" hatte, der Dichtung Personen hinzugefügt wie Talbot, Isabeau u. a. und sie Ansichten und Gedanken aussprechen lassen, unter Benutzung verschiedener Vorlagen, die mit den Vorstellungen der alten Dichtung unvereinbar sind. Würde nun bekannt sein, daß Shakespeare und Voltaire den Stoff schon vor Schiller behandelt hätten, wüßte man aber sonst nichts näheres über diese Dichtungen, dann würde man gewiß die erste Fassung Shakespeare, die zweite Voltaire zuschreiben und Schiller für den größten Stümper halten, der die „Quintessenz" der Gedanken der Vorgänger „nicht einmal nachgefühlt habe". Wir wollen die Vergleichung nicht weiter treiben; ich denke es genügt, sich einmal an einem bestimmten Beispiele klar zu machen, wohin eine Kritik führt, die ohne irgendwelchen sicheren Anhalt ins Ungewisse hinein Vermutungen wagt, weil ältere und jüngere Anschauungen in der Dichtung vorkommen. So nützlich die Untersuchung nach solchen Verschiedenheiten für die Kenntnis der Entwickelung des griechischen Lebens ist, für die eigentliche Komposition der Gedichte hat sie nur sehr geringen Wert. Für diesen Zweck wird eine Analyse der Gedichte, die den Absichten des Dichters nachgeht, mehr erreichen. Diese unter Berücksichtigung aller einschlägigen Fragen zu machen, ist ein dringendes Bedürfnis der Forschung.

Bei der ungeheuren Fülle des behandelten Stoffes ist es natürlich hier unmöglich, auf alle Einzelheiten einzugehen, in denen ich mit dem Verfasser übereinstimme oder nicht. Ich verweise in der Hauptsache auf meine Beurteilung der ersten Auflage JB. 1896 S. 186—191. In den meisten wesentlichen Punkten teile ich durchaus Cauers Auffassung, selbst in der schwierigen, in den letzten Jahren wiederholt anders als von Cauer behandelten Frage nach der Erklärung der Äolismen in den Homerischen Gedichten. C. verteidigt hier (S. 178—187) seine Auffassung gegen Meyer und v. Wilamowitz und erklärt die auffallende Erscheinung doch in natürlicherer Weise als die beiden Gelehrten. Was aber die Hauptfrage anlangt, die uns hier am meisten beschäftigt, so glaubte ich nach dem, was Cauer in der letzten Zeit veröffentlicht hat (vgl. namentlich JB. 1907 S. 325 und die Besprechung von Bechtel, Die Vokalkontraktion s. u.), daß der Verf. jetzt wieder ganz auf dem Standpunkte stehe, den ich in diesen Berichten seit langer Zeit vertrete. Bestärkt wurde ich in dieser Auffassung durch die Überschrift des dritten Buches dieser Grundfragen: Der Dichter und sein Werk, sowie durch eine Reihe feinsinniger Erklärungen einzelner Szenen der Gedichte, die eine dem Dichter nicht gerecht werdende Kritik scharf verurteilt und als Erzeugnis des unverständigen Flickpoeten hingestellt hat. Aber andere Stellen, namentlich des Abschnitts „Jüngste und jüngere Schichten", zeigen, daß Cauer von dem Gedanken einer einheitlichen Komposition weit entfernt ist. Denn es werden hier nicht nur *K*, *Ψ* und *Ω*, sondern auch *M*, *I* und *H* ausgesondert und späteren Dichtern zugeschrieben und die „Genialität des Fortsetzers" betont; ja auch über *B*—*H* urteilt Cauer ähnlich, wenn er S. 508) schreibt: „Den Rahmen, der durch die *μῆνις* gegeben war, hat der Dichter der Gesänge *B*—*H* aufs wirksamste zu füllen gewußt. Nicht geschickter hätte er es machen können, wenn er selbst derjenige gewesen wäre, der auf den Einfall gekommen war, solchen Rahmen zu schaffen". Und wenn im folgenden auch wieder ein gewisses Schwanken eintritt, so beweist doch die wiederholte Bezeichnung „der Dichter dieses Liedes" und die Verteidigung des Ausdrucks von Hedwig Jordan „die Dichter der Ilias", daß C. auch die Entstehung unserer Ilias vielen Dichtern zuschreibt, nur daß er sich im ganzen auf Nieses Standpunkt stellt und die einzelnen Gesänge immer gerade für die bestimmte Stelle gedichtet sein läßt. Diese Auffassung kann ich nicht teilen und ich verstehe auch nicht, wie Cauer dann noch sagen kann: Der Dichter und sein Werk. Es wird dabei eine Entstehung der großen Kunstwerke vorausgesetzt, für die es sonst kein Beispiel gibt, und diese verwechselt mit der Entwickelung der Sage, die durch einzelne Dichter erfolgt. Erwiesen ist durch die gründlichen Untersuchungen Lachmanns, Kirchhoffs, v. Wilamowitz' und vieler anderer Gelehrten — und

diesen Wert erkenne ich gern an —, daß es vor Homer schon eine reich entwickelte Sage und gewiß nicht nur einzelne Lieder, sondern auch größere zusammenhängende Epen gegeben hat. Diese, wie die entwickelte Technik und Sprach- und Versgut, hat Homer natürlich benützt; aber trotzdem gehört das Werk ihm ebenso, wie etwa Sophokles die Elektra, obwohl dieser nicht nur die Sage im allgemeinen, sondern auch einzelne Züge seines großen Vorgängers verwertet hat. Die Benutzung aber ist wie bei Sophokles, so auch bei Homer keine rein mechanische nach Art eines Flickpoeten gewesen. Der sicherste Beweis dafür ist, daß es bisher noch keinem Gelehrten, obwohl doch der Versuch von den allerverschiedensten Seiten aus unternommen ist, gelungen ist, einen größeren zusammenhängenden Abschnitt aus den Gedichten einwandsfrei und überzeugend auszuschälen, und daß die Ansichten, was echt und unecht, spät oder alt sei, so außerordentlich weit auseinandergehen. Und wenn Cauer selbst zugibt, daß die Gesänge, welche er ausscheidet, gut in den Zusammenhang passen, wenn sachliche und sprachliche Unterschiede, wie wir gezeigt haben, nicht maßgebend sein können, ja welches Recht hat er dann, einzelne Gesänge dem Dichter abzusprechen?

Die Sache wird noch verworrener, wenn wir folgende Äußerungen Cauers mit seiner eben dargelegten Ansicht vergleichen: 1. „Mülders Phäakenhypothese mochte hier etwas genauer skizziert werden, weil sie ein lehrreiches Beispiel gerade von der Analyse ist, der ich entgegenzuarbeiten suche“ (S. 480). 2. „Sollen wir dem beistimmen und dieses Prachtstück von Ethopoiie (nämlich die Kyklopie) einem unverständigen Redaktor zuschreiben? Sicher nein ... In der Tat sind es stellenweise gröbere und wildere Züge, die uns daraus anblicken; nur wird es nimmermehr gelingen, Übermalung und Grundlage von einander zu lösen. Denn, der die frischeren Farben aufgetragen hat, war kein Handwerker, sondern ein Künstler“ (S. 520). Man vergleiche damit meine Kritik der Mülderschen Aufsätze JB. 1905 S. 181. 182. 187 und 1906 S. 255, dazu die ähnlichen Charakters von Eitrem, Die Phäakenepisode JB. 1905 S. 190/91, und man wird fast wörtliche Übereinstimmung mit Cauers Urteil finden. Wie kann dann Cauer aber sagen, daß ich Mülder nicht gerecht würde und „fast schon außerhalb der weitergehenden Forschung“ stehe? Freilich in einem Punkte weiche ich völlig von Cauer ab, das ist in der Beurteilung von Mülders Ansicht über die Abhängigkeit Homers von der Elegie und in Verbindung damit in der Auffassung Homers als eines Bänkelsängers, „der adlige Heldenpoesie für das profanum vulgus zurechtgemacht habe“. Hier findet Cauer den Ausdruck zwar auch „stark übertrieben und ohne Not unfreundlich, auch für manche Partien, wie die Presbeia mit ihrer Charakteristik des Peliden, sicher nicht zutreffend“ — aber im Grunde teilt er sie. Ich will hier auf das Thema, dem ich im letzten JB. 1907 S. 295—305

eine längere Besprechung gewidmet habe, nicht noch einmal eingehen, sondern nur die Folgerungen erwähnen, die Cauer daraus zieht. Er schreibt (S. 532): „Fast mit den Augen sehen wir, wie die Ilias noch wird in einer Zeit, in der schon die Elegie wurde". Auf die Elegie werden nun nicht etwa bloß einzelne Verse zurückgeführt, sondern auch „der Plan, der das ganze Gedicht aufgebaut hat — ohne μῆνις ist er ja nicht denkbar" (S. 528). Der Plan aber bildet den „Rahmen" (s. o.), in den nach und nach andere Teile (z. B. *B*—*H*, *K*, *I*, *Θ*, *Ω* s. o.) eingelegt sind, d. h. nach dieser Annahme müßte die ganze Ilias in der Form, wie wir sie haben, erst nach 650 (denn um diese Zeit setzt Cauer mit v. Wilamowitz [S. 530] die Elegien des Tyrtaeus) entstanden sein und zwar, da ein großer Zwischenraum die ältesten Gesänge von *Ω* trennen soll, erheblich später. *Ω* hat aber wieder erst die Odyssee beeinflußt; folglich muß die Odyssee noch viel später, etwa in der Mitte des 6. Jahrhunderts entworfen und ausgeführt sein. Ist das wirklich Cauers Ansicht? Ich glaube bestimmt, nein, und denke, daß nicht die Worte (S. 528): „Das *A* beweist auch dadurch seine späte Entstehung, daß es ein Verfahren voraussetzt, wonach die Beute zusammengehalten und dann verteilt wurde", mit klarer Vorstellung der Sachlage geschrieben sind, sondern die Worte, die damit entschieden im Widerspruch stehen (S. 535 A. 34): „Etwas anders urteilt Mülder (Elegie S. 15), der auch hier (in *N*) nicht eine Erweiterung, sondern ein Stück in dem Plane des einen und eigentlichen Dichters der Ilias zu sehen glaubt. Nach dem, was für *K*, *I*, *Θ*, *Ω* klar zutage liegt (oben S. 501 ff.), kann ich mich dieser Auffassung nicht anschließen". Aber was ist nun, fragen wir ebenso wie oben bei Finsler (S. 210), Cauers wirkliche Ansicht? Der Verfasser der Ilias und Odyssee soll ein wirklicher Dichter sein, der Plan zu dem Werke aber, der als Rahmen das Ganze umfaßt, soll sehr tief, bis in die Zeit der Elegie herabreichen, doch einzelne Gesänge, wie *N*, die man ohne Schaden herausnehmen kann aus dem Rahmen, sollen nicht so spät (also doch wohl nicht nach *A*) entstanden, sondern höchstens „erweitert sein". Ich überlasse es jedem unbefangenen Urteil zu prüfen, was der Wahrheit und Klarheit näher kommt, diese Anhänglichkeit Cauers an Mülder oder meine entschiedene Zurückweisung seiner Ansicht.

Daß übrigens die Abfassung der Homerischen Gedichte nicht so spät erfolgt sein kann, wie man hiernach schließen müßte, behauptet auch

23) M. Croiset, La question homérique au debut du XXe siècle. Rev. d. deux Mondes 1907, Band 41, S. 600—625.

Der Verf. legt hier in einer Besprechung der Arbeiten M. Bréals (vgl. JB. 1907 S. 306/7) und V. Bérards (JB. 1905 S. 155 u. ff.) seine Ansicht über die Entstehung und Ausführung der Ilias und

Odyssee dar, die sich im wesentlichen deckt mit der in seiner Griechischen Literaturgeschichte dargelegten (vgl. JB. 1890 S. 127—129). Er setzt ihre Entstehung aus verschiedenen wichtigen Gründen zwischen 900 und 750. Im Unterschiede zu Mülder betont Croiset, daß die Gedichte die geschichtlichen Verhältnisse nach 750 nicht berücksichtigen und ebensowenig die religiösen Anschauungen; so kennen sie die Entsühnung des Mörders nicht, von der doch schon die Aithiopis wisse (Achills wegen der Ermordung des Thersites); der Ursprung dieses Brauches aber hänge mit der apollinischen Religion zusammen, von der sich Spuren erst seit der Mitte des 8. Jahrhunderts finden.

Auch in bezug auf Bérard urteilt Cr. ähnlich wie wir. Die große Zahl ähnlicher Bildungen von Inseln und Gestaden am Mittelmeer mache es unmöglich, bei einer Schilderung Homers an eine bestimmte Örtlichkeit zu denken, um so mehr, als der Dichter offenbar eine Nachprüfung selbst nicht gewollt habe.

24) A. Ludwich, Homerischer Hymnenbau nebst seinen Nachahmungen bei Kallimachos, Theokrit, Nonnos und anderen. Leipzig 1908, Hirzel. 380 S. 8. — Vgl. Lit. Zentralbl. 1909 Sp. 20/21 (Pr—z).

Der Verf. bespricht in diesem umfangreichen Werk zuerst ausführlich den Hymnus auf Hermes. Er wendet sich entschieden gegen alle bisherigen Versuche, in den übel überlieferten Text Einheit und Zusammenhang zu bringen, und zeigt ganz besonders, daß die „Kontaminationstheorie" weder hier noch bei den Homerischen Gedichten angebracht ist (S. 25): „Wo ich auch hinblickte, zeigten sich mir die Voraussetzungen für die Kontaminationstheorie haltlos und brüchig. Die Theorie spielt bekanntermaßen ganz besonders in der modernen Kritik der beiden großen Homerischen Gesänge eine verhängnisvolle Rolle. Sie ist ohne Zweifel die radikalste aller kritischen Theorien. Erkennt sie doch nicht einmal die Einheit des schöpferischen Künstlers an, geschweige denn die seines Kunstwerkes. Historisch betrachtet, ist nun aber gerade diese jetzt so sehr in Aufnahme gekommene Theorie weit schwächer beglaubigt als alle anderen. Auf dem Gebiete der Poesie fehlt es ihr überhaupt an wirklich zuverlässigen Zeugnissen so gut wie ganz. Kein Wunder. Schon die Idee, die Griechen hätten jemals mit Vorbedacht aus zwei gleichartigen Gedichten, d. h. doch Kunstprodukten, eines zusammengeschweißt, ist und bleibt eine sehr absonderliche, sehr bedenkliche Hypothese ... (denn) sie brandmarkt das kunstverständigste Volk der Welt mit dem Makel unkünstlerischen, barbarischen Treibens: sämtliche Teilnehmer daran sollen von der ausgemacht törichten Sucht befallen gewesen sein, rohe Verklitterungen poetischer Kunstwerke vorzunehmen, und alle späteren Träger der Überlieferung sollen in ihrer urteilslosen Stumpfsinnigkeit regelmäßig die Original-

dichtungen verworfen haben zugunsten jener weit verständnisloser zusammengeklitterten Machwerke". Ich habe öfters ähnliche Gedanken ausgesprochen und freue mich der Übereinstimmung dieses besonnenen Kritikers.

Aber auch die Annahme von Lücken oder von Interpolationen scheint L. unwahrscheinlich, seit er bemerkt hat, daß „die maßgebende Tradition unserer Handschriften dem Hymnus 580 Hexameter gibt: er ist folglich sowohl in 10 zeilige als 4 zeilige Perikopen teilbar". Längst hat man die Bedeutung der Zahl für die ältere griechische Dichtung bemerkt, und zahlreich sind die Versuche, auch einzelne Teile der Homerischen Gesänge in Strophen abzuteilen (vgl. besonders Fick, Die Urmenis, JB. 1902 S. 161). Diese Versuche sind aber bisher wenig überzeugend gewesen, weil die Mittel, solche Strophen herzustellen, zu gewaltsam waren. Wollten doch alle, daß die Strophen der Regel nach auch Sinnesabschluß bildeten, wie dies ja bei sicher überlieferten Strophen in den Chorgesängen der alten Tragödie der Fall ist. L. hält dies nicht für notwendig; nur eine bestimmte Zahl von Perikopen sei nötig gewesen. Aber wenn der Sinnesabschluß am Ende der Perikope die Ausnahme, der Übergang in die andere die Regel bildet, wie es in Ludwigs Herstellung der Fall ist, wie kann man da von zusammenhängenden Versreihen sprechen? L. gibt seiner Annahme eine neue Stütze dadurch, daß die Verszahl durch zwei Zahlen, im Hermeshymnus durch zehn und auch durch vier, sich teilen lasse und daß beide Zahlen für Hermes bedeutsam seien: „Volle 10 Monate lang trägt die Mutter das Kind unter dem Herzen und gebiert es am 4. Tage des Monats (Vs. 17 und 19)", und führt eine Reihe von anderen Belegstellen aus dem Altertum für seine Ansicht an.

Ist demnach die Verszahl 580 durch L.s Entdeckung gesichert, so muß ein anderes Mittel zur Herstellung des Textes verwendet werden, um einen vernünftigen Sinn zu erhalten. Dies sieht L. in der Umstellung von Versen. Nun ist ja bekannt, daß nicht selten ein Vers beim Abschreiben ausfiel, dann am Rande nachgetragen wurde und beim nächsten Abschreiben an falsche Stelle geriet. Aber ist es z. B. glaublich, daß ein Vers zwischen 51/52 ausgefallen und dann zwischen 24/25 geraten sei, wenn er namentlich an beiden Stellen gar nicht in den Sinn paßt? Auf die mannigfachen Änderungen, die L. auch sonst am Texte vornimmt, kann ich hier nicht weiter eingehen; erwähnen aber muß ich noch seine Entdeckung, daß auch der Apollohymnus ungeteilt mit 546 Versen sich in 78 Heptaden und 182 Triaden teilen läßt, zwei Zahlen (7 und 3) die für den Gott „eine intimere Bedeutung" haben. Denn „nach alter Tradition, die schon Hesiod kennt (W. T. 771), war Apollo am 7. Monatstage geboren; dieselbe Zahl bestimmt den formalen Aufbau seines Lobgedichtes ... Damit ist die Heiligkeit der Sieben (die Roscher schon erwiesen) und

zugleich der hieratische Charakter des Apollohymnus erwiesen". Über die generelle Heiligkeit der Drei aber geben die Studien von Usener, Roscher u. a. jeden wünschenswerten Aufschluß. Das Auffallendste aber ist, daß der Verf. auch entdeckt hat, daß der erste Gesang der Ilias nach der Kritik Aristarchs, d. h. nach Ausscheidung der Verse, die Aristarch verwirft, 567 Verse oder 81 Heptaden und 189 Triaden enthält, also auf demselben Zahlenaufbau beruht wie der Apollohymnus. Das bringt Ludwig auf die Vermutung, daß auch das erste Buch der Ilias ein Hymnus auf Apollo sei, von dem ja tatsächlich die ganze Handlung ihren Anfang nimmt. Wir halten mit unserem Urteil zurück, weil nach einem ersten Anlauf, wenn er auch durch verschiedene Beispiele aus verschiedenen Dichtern unterstützt wird, eine so verwickelte Frage, wie die vom Verf. behandelte, unmöglich gelöst werden kann.

Von sprachlicher Seite suchen die Lösung der Homerischen Frage zu fördern

25) F. Bechtel, Die Vokalcontraction bei Homer. Halle a. S. 1908, M. Niemeyer. XI u. 314 S. gr. 8. 10 *M.* — Vgl. P. Cauer, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 57—71.

26) C. Hentze, Der homerische Gebrauch der Partikeln *εἰ*, *εἴκε* und *ἦν* mit dem Conjunctiv. Zeitschrift für vergl. Sprachforschung N. F. 41. Band S. 356—378.

Die Besprechung beider Schriften ihrem Hauptinhalte nach gehört in ein anderes Gebiet dieser Berichte; hier interessieren sie uns nur, so weit sie auch die höhere Kritik berühren. In dieser Beziehung ist zunächst wichtig das Zugeständnis Bechtels (S. XI): „Die Sprache des *A* und der mit ihm gleichstehenden Teile habe ich ursprünglich für rein äolisch gehalten. Heute kann ich das nicht mehr. Meinen Hauptanstoß bildet eine Form, die die Gegner der Fickschen Hypothese ihr in erster Linie hätten entgegenhalten sollen, von der sie aber keinen Gebrauch gemacht haben aus Gründen, die sie ja wissen müssen: die 3. Sg. *ἦεν*. Ich bin nicht erst jetzt auf sie aufmerksam geworden, ich habe vielmehr glaubhaft zu machen versucht, daß sich an der Verschiebung dieser Form aus dem Pluralis in den Singularis auch die Äoler beteiligt haben. Aber die Argumentation hat im Laufe der Jahre bei mir nicht Stich gehalten, und da ich eine bessere nicht an ihre Stelle zu setzen weiß, glaube ich, daß hier überhaupt nichts zu argumentieren sei. Da ich aber zugeben muß, daß mit sprachlichen Formen, die nicht ionisch sein können, aber zweifellos äolisch sind, mindestens eine Form verschmolzen ist, die der ionisch-attischen Dialektgruppe angehört, so komme ich dazu, die Sprache schon jenes ältesten Bestandes als eine Mischung zu bezeichnen. Was Fick zuletzt für die Sprache seines 'Erweiteres' konzediert, daß sie eine leichte Beeinflussung durch die Jas erfahren habe (Beitr. 24. 19), das gilt

schon für die Sprache der ältesten Schicht. Das rein äolische Epos vermögen wir nicht mehr zu erreichen“ (vgl. dazu oben S. 192 die Ansicht Gruppes). Aber sind die Äolismen, zu denen B. mit Recht auch die unkontrahierten Formen rechnet, in den ‘ältesten Teilen’ der Gedichte so stark, wie B. glaubt, und zeigt sich überhaupt ein so erheblicher Unterschied in der Anwendung dieser Formen in den verschiedenen Teilen der Gedichte? Der Verf. verfolgt, um diesen Unterschied nachzuweisen, ein Prinzip, das man vor zwanzig Jahren unbedenklich anwandte und das ich selbst, freilich um das Gegenteil zu beweisen, in der Schrift ‘Bedeutung der Wiederholungen’ befolgt habe. Damals standen wir alle noch mehr oder weniger unter dem Eindruck von Kirchhoffs Untersuchungen über die Odyssee und Christs u. a. über die Ilias. Das höhere Alter des ‘alten Nostos’ oder des ‘ursprünglichen Kerns der Ilias’ galt als erwiesen; und wenn sich in diesen Teilen Anschauungen fanden, die ‘jünger’ zu sein schienen, so waren das natürlich „spätere Zusätze“ eines Interpolators oder des ungeschickten Bearbeiters. Seitdem aber haben immer mehr ins einzelne gehende Untersuchungen, die Inhalt und Form in gleicher Weise berücksichtigen, mehr und mehr die Unmöglichkeit erwiesen, größere, zusammenhängende Abschnitte als älter oder jünger sicher zu bezeichnen. Wenn also Bechtel heute noch die Analyse der Odyssee von v. Wilamowitz und die der Ilias von Robert für maßgebend hält, um danach das Alter größerer Abschnitte zu bestimmen, so ist diese Grundlage ganz unsicher; ja die ganze Methode wird, wie Cauer a. a. O. ganz in Übereinstimmung mit meiner Auffassung behauptet, geradezu falsch und führt trügerische Ergebnisse herbei, wenn der Verf. in den Teilen der Gedichte, die er als erwiesen alt ansieht, kontrahierte Formen wie andere Ionismen durch mehr oder weniger leichte Änderungen des Textes, ohne daß der Sinn oder das Metrum es verlangt, oder durch Ausscheiden einzelner Verse oder Versgruppen zu beseitigen sucht, während er in jüngeren Teilen der Gedichte dieselben Mittel nicht anwendet. Auf wie unsicherem Boden er sich dabei befindet, beweist nichts deutlicher, als daß er *A*, allerdings nach Ausscheidung recht vieler Verse, sicher zu den ältesten Bestandteilen der Ilias rechnet, obwohl dies doch durchaus nicht mehr wie vor zwanzig Jahren allgemeine Meinung ist. Schon im Jahre 1887 (JB. 1887 S. 292/93) habe ich darauf hingewiesen und 1894 in dem Programm ‘Die Bedeutung der Widersprüche’ diesen Gedanken näher begründet, daß der Streit zwischen Achill und Agamemnon nicht der Ausgangspunkt der troischen Sagenentwickelung sein kann, sondern daß die Erfindung nur als „ein Kunstgriff, der eines echten Dichters würdig ist“, erscheint, um durch Entfernung des Hauptheldeu auch den andern Helden Gelegenheit zu geben, sich auszuzeichnen. Deshalb mußten Lieder, die von einzelnen Helden sangen, schon bekannt sein. Zu derselben Ein-

sicht ist dann auch v. Wilamowitz gekommen, wenn er (Nachrichten d. Göttinger Gesellsch. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 1895 S. 231) schreibt: „Die Analyse der Ilias wird erst in die rechte Bahn lenken, wenn sie aufhört, das *A* zum Ausgangspunkte zu nehmen". Cauer hat meiner Ansicht zugestimmt (N. Jahrb. 1902 S. 98) und Gercke, Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik (N. Jahrb. 1901 S. 83 u. ff.) behauptet geradezu: „In der Ilias scheint der Zorn Achills eine relativ junge Erfindung zu sein, der noch nicht alle Teile des Heldenepos angepaßt sind", eine Ansicht, die in Weckleins Studien zur Ilias (vgl. JB. 1905 S. 179) dahin näher bestimmt wird, daß *A*, *I*, *II*—*X* nach der eigentlichen Ilias *B*—*Θ*, *A*—*O* gedichtet sein sollen. Es durfte also Bechtel 1908 in keinem Falle mehr schreiben, daß *A* nach allgemeiner Annahme zu den ältesten Teilen der Ilias gehöre. Noch mehr aber wie diese falsche Grundlage der Untersuchung fällt auf, wie klein die Versreihen hintereinander sind, die nach der Ansicht des Verfassers ältere Formen zeigen und ganz frei von jüngeren sind, so z. B. in *B* nur 1—52 und 382—397, in *A* 517—538, in *Z* 5—11, einzelne Verse um 320 und 343—358, in *N* 795—837 nach Ausscheidung von 817—820. Ganze Bücher wie *E*, *Θ*, *I*, *K*, *M*, *X*, *Ω* scheiden ganz aus. Umfangreichere Teile finden sich außer *A* nur noch in *II*. Daß aber auch *II* an sich nicht sicher zu den ältesten Teilen gehört, behauptet nicht nur Wecklein (s. o.), sondern schon E. Meyer (vgl. JB. 1887 S. 287). Tatsächlich „zerspaltet sie das Epos, dadurch daß sie das Grundmotiv verdoppelt (vgl. auch JB. 1907 S. 310/11). Läßt schon dieser Umstand das Ergebnis unbefriedigend erscheinen, so machen folgende Erwägungen es noch unsicherer. Einmal kann auch ein ganz später Interpolator noch alte Formen in bestimmten Verbindungen allein dem Vers zuliebe beibehalten haben. Wie etwa bei uns in dem Sprichwort: 'Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen', die alte, jetzt nicht mehr gesprochene Form 'sungen' noch unbedenklich weiter gebraucht wird und ebenso des Reimes wegen viele schwache Formen von weiblichen Substantiven (namentlich 'Erden') angewandt werden, so hat auch ein späterer Rhapsode unbedenklich Formeln wie *ὅο κλέος οὔ ποτ' ὀλεῖται* (*B* 325) oder *ὅο κράτος ἔσχε μέγιστον* (*α* 70) übernommen, höchstens dabei unverständliche Formen (z. B. *ὅον*) gebildet, wie etwa unser frommer Liederdichter dem Reime 'Feind' zuliebe 'seind' gebildet hat. Andrerseits aber können, wie wieder gerade die Verjüngung unserer Kirchenlieder zeigt, alte Formen bewußt oder unbewußt von späteren Dichtern und Sängern in neuere Form verändert sein, namentlich dann, wenn die Änderung leicht war. Wenn die prächtigen Worte unseres Paul Gerhard: „Er kommt, er kommt ein König, dem wahrlich alle Feind' auf Erden viel zu wenig zum Widerstande seind" verwässert werden konnten, um eine ungewöhnliche Form zu beseitigen, in: „. . . dem alle Macht und

List der ganzen Welt zu wenig zum Widerstande ist", so kann natürlich auch ein ursprünglich viel schönerer und kräftigerer Gedanke in den Homerischen Gedichten der Form zuliebe geändert worden sein. Aber wer hier das Ursprüngliche sucht, begibt sich auf ein Gebiet, auf dem jede Sicherheit der Forschung und Überzeugung aufhört. Denn wer könnte bei den eben angeführten Worten unseres Dichters nach der Änderung auf die ursprüngliche Form schließen, wenn diese uns nicht überliefert wäre? Wenn also selbst durch Einführung der alten Form und die damit verbundene Änderung des Textes ein guter Sinn hergestellt wird, ist doch die Änderung unsicher, weil wir nicht wissen, ob der Dichter wirklich so gesungen hat; noch weniger überzeugend aber ist die Änderung, wenn der Sinn verschlechtert wird. Dies ist aber von Bechtel, wie Cauer an einigen bezeichnenden Beispielen zeigt, geschehen.

Die Untersuchung der Sprache stößt also hier auf dieselben Schwierigkeiten wie die Untersuchung des Inhalts. Treffend und ganz in Übereinstimmung mit den in diesen Jahresberichten von mir oft ausgesprochenen Gedanken schreibt Cauer (S. 25): „In demselben Maße, wie die Einsicht in den wirklichen Hergang beim Anwachsen des Epos sich vertiefte, schwand die Hoffnung auf ein reinliches Resultat der Zerlegung. Eine Untersuchung, wie die von Mülder über die *Κυκλώπεια*... hilft dazu, daß man einen älteren, einfacheren Verlauf der Ereignisse durchschimmern sieht; aber sie lehrt zugleich, daß es nicht möglich ist, dessen Stücke im einzelnen in klarer Abgrenzung, geschweige denn zu einem Ganzen verbunden, noch herauszuschälen. Denn der, welcher hier Älteres übernommen und zu einem neuen Werke verarbeitet hat, war nicht ein Flickpoet oder Interpolator, sondern der Dichter". Und richtig schließt er: „Die Zeit, die für Sprache und Stil schöpferische Periode des Heldengesanges, liegt Generationen weiter zurück als die Entstehung auch der ältesten Teile unserer Ilias. Wenn wir aus diesen die ursprüngliche epische Mundart in voller Reinheit nicht mehr herstellen können, so wollen wir auch umgekehrt es aufgeben... mit gewaltsamen Änderungen in den Text der auf uns gekommenen Lieder einzugreifen".

Den richtigen Weg methodischer Forschung geht C. Hentze in der o. a. Abhandlung. Er stellt einfach den sprachlichen Tatbestand in den einzelnen Teilen der Homerischen Gedichte fest und gewinnt auch in dieser Abhandlung wie in früheren (vgl. JB. 1907 S. 323) das Ergebnis, daß die Odyssee in sprachlicher Beziehnng einen Fortschritt bedeutet. Im übrigen ist auffallend, wie einzelne Ausdrucksformen auf einzelne Bücher beschränkt bleiben; aber es sind durchaus nicht immer die für gewöhnlich als „älter" geltenden Bücher, welche dieselbe Satzform aufweisen. So stimmt z. B. im Gebrauch von *εἰ* mit dem Konj. *A*, *Λ*, *Π* (also sogenannte alte Lieder) mit den jungen *I*, *K*, *M* überein, während

B, *Γ*, *Z*, *H*, *Θ* ohne Beispiel sind. Noch auffallender ist, daß von den 54 Beispielen, welche „präpositive Kondizionalsätze“ mit *εἴ κε* und dem Konjunktiv zeigen, 26 der Ilias und 28 der Odyssee gehören, diese aber in der Ilias so verteilt sind, daß 20 dem ersten und nur 6 dem zweiten Teile angehören. Wenn hier im zweiten Teile eine erhebliche Abnahme festgestellt ist, so zeigt doch wieder die große Zunahme in der Odyssee, daß auf Zahlen hierbei nicht viel zu geben ist. Auch für die Satzbildung gilt, was eben von den Formen gesagt wurde.

Hierher gehört auch

27) K. Witte, Singular und Plural. Forschungen über Form und Geschichte der griechischen Poesie. Leipzig 1907, B. G. Teubner. VIII u. 270 S. 6 *M*.

Das Buch ist mir nur bekannt geworden durch die ausführliche Besprechung von H. Meltzer in N. Jahrb. f. klass. Altert. 1908 (Bd. 41) S. 576—581. Hier finden wir folgendes vom Verf. ermitteltes Schlußergebnis für „das Homerische Problem“ mitgeteilt: Die Odyssee ist jünger als die Ilias. Die ältesten Teile, die aber doch schon längere Übung der epischen Technik voraussetzen, sind in *Π*, *P*, der jüngste Gesang (nach dem Sing. *θύρη* zu schließen) ist *Ω*, der von den ältesten ebensoweit entfernt ist wie *α* und *χ*, wohl auch *κ*. Viel einheitlicher ist die Odyssee, in der besonders alt erscheinen die Kernstücke von *ι*, *φ*, *ψ*; *ε*, *ζ*, *ϑ*, *λ*, *ν*, *ξ*, *ο*, *π*, *ϱ*, *τ*, *υ*, *ω* stehen etwa auf einer Stufe mit *Z* oder *Ψ*... Für Hesiod zieht Wille aus dem untersuchten Material den Schluß, daß die Hauptmasse seines Wortschatzes älter ist als der in den jüngsten Büchern von Ilias und Odyssee. Da mir das Material im einzelnen nicht vorliegt, muß ich es dahingestellt sein lassen, wie weit dieses Ergebnis begründet ist.

Noch einen andern Weg zur Lösung des schwierigen Problems schlägt ein

28) F. Bölte, Rhapsodische Vortragskunst. Ein Beitrag zur Technik des Homerischen Epos. N. Jahrb. f. d. klass. Altert. 1907, Nr. 8, Abt. I, S. 571—581.

Bölte glaubt, daß man bisher sich gar nicht darum gekümmert habe, was rhapsodische Vortragskunst aus den Worten des Dichters habe machen können. Dies ist richtig; wir wissen, was ein ausgezeichneter Mime aus einem dramatischen Charakter machen kann und was künstlerische Rezitatoren in ein Gedicht hineinlegen. Sollten nicht Rhapsoden ebenfalls manche beim einfachen Lesen eindruckslose Stelle zu großer Wirkung durch die Form des Vortrags oder Minenspiels gebracht haben? B. zeigt an einzelnen Beispielen (*Ω* 649 u. ff.; *X* 8—13, Anfang von *Π* u. a.), wie er sich den Vortrag denkt. So schreibt er über den Anfang

von *Π*: „Man fühlt, wie die Stimmung von Vers zu Vers härter wird. Achill empfindet die Mißbilligung des Freundes über sein Verhalten den Griechen gegenüber und über seinen scherzenden Ton in diesem Augenblick. Und woran merkt er es, daß Patroklos gegen ihn Partei nimmt? An seiner Miene .... Die Entwickelung dieser Szene wurde (also) für den Hörer nur dann verständlich, wenn der Rhapsode durch mimischen Vortrag die zwiespältigen Gefühle, die Achills Brust erfüllten, zum Ausdruck brachte". Vielleicht gibt uns der Verf. noch andere Proben seiner Auffassung.

29) K. Witte, Studien zu Homer. Progr. d. Königl. Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt a. O. 1908. 17 S. 4.

Die Arbeit zerfällt in drei Teile: S. 1—10 spricht der Verf. über die Dolonie, S. 11—13 behandelt er einzelne Interpolationen, S. 13—17 Parallelstellen. In allen drei Teilen handelt der Verf. nach dem Grundsatze, daß alle Verse, die ihm irgendwie auffällig erscheinen, dem Dichter abzusprechen sind; sie erscheinen ihm als unsinniger Zusatz eines Interpolators oder verkehrte Nachahmung einer alten Stelle durch einen jüngeren Dichter. Für den Verf. sind die Ergebnisse meiner Untersuchungen über die Bedeutung der Wiederholungen bei Homer nicht vorhanden, obwohl er sie tatsächlich bestätigt, wenn er in bezug auf *H* 431/32 = *τ* 433/34 schreibt: „Zweifellos ist *νέον* in *τ* besser am Platze als in *H*. Andrerseits macht mich mein Freund M. Calvary darauf aufmerksam, daß *H* 423 sich tadellos an 422 anschließt, während *τ* 434 in der Luft schwebt. Es bleibt also nichts übrig als anzunehmen, daß weder der Dichter von *H* noch der von *τ* die beiden übereinstimmenden Verse gedichtet hat", d. h. sie gehören zu dem reichlich geprägten „Versgut", wie ich es genannt habe, das dem Dichter vorlag, und das er bald mit mehr, bald mit weniger Geschick verwandte. Ähnlich urteilt er S. 7 A. 6 über *α* 65 und *K* 243.

Auch der versuchte Nachweis, daß uns im zehnten Buche ein Einzellied vorliegt, von dem der Anfang und das Ende weggeschnitten ist, während uns in Vs. 299—510 der ursprüngliche Text erhalten sein soll, scheint mir nicht gelungen. In dem ganzen Liede herrscht durchaus ein einheitlicher Ton, und die Unterschiede, die W. heraussucht, reichen sicher nicht aus, um die Verschiedenheit der Verfasser zu beweisen. Es wäre auch geradezu wunderbar, wenn ein Einzellied, das natürlich bestanden haben kann, so gut in die allgemeine Lage sich eingefügt hätte, daß, obwohl am Anfang und Ende eine ganz neue Lage geschaffen wird, der ganze Hauptteil wörtlich beibehalten werden konnte. Vielmehr wird der Dichter, wenn er ein Einzellied benützt hat, dieses in der Mitte genau so verändert haben wie am Anfange und Ende, d. h. er wird wie überall nicht mechanisch verfahren sein wie ein „Flickpoet", sondern durch seine Tätigkeit den überlieferten Stoff

zu seinem Eigentum gemacht haben. Die Frage, wer der Dichter ist, ob auch der der Ilias, läßt der Verf. unbeantwortet.

30) H. Schiller, Beiträge zur Wiederherstellung der Odyssee. Progr. d. Gymn. in Fürth. II. Teil. S. 45—88. — Vgl. dazu die eingehende Besprechung von Hennings, WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 1137—1146.

In diesem zweiten Teile führt der Verf. den im ersten Teile begonnenen Versuch, den jetzigen Zusammenhang der Odyssee als das Werk eines Flickpoeten nachzuweisen, weiter aus. Es ist mir unmöglich, einzelne Stellen, wie im letzten Bericht, zu besprechen, da ich trotz wiederholten Lesens kein Verständnis für diese Wiederherstellung der Odyssee habe gewinnen können; ich muß daher die, welche an einem derartigen geistreichen Spiel Gefallen finden, auf die Schrift selbst verweisen. Wenn ich den Verf. richtig verstanden habe, was nicht leicht ist, so nimmt er an, daß unserer jetzigen Odyssee eine ältere Odyssee (I) vorausging, die nur aus Nostos und Tisis bestand und eine einfache Handlung aufwies. Telemach verließ darin gar nicht Ithaka (dies hat schon Hennings angenommen). Athene hat Telemach wohl auch am Meeresstrande nach der Versammlung (im jetzigen β) getroffen, ihn aber von hier aus „gleich auf den Schweinehof dirigiert", wo er dann den Vater traf. Neben dieser gab es eine Parallelodyssee (II), die bereits die Auslandsreise des Telemach kannte und diese mit der älteren Odyssee in Verbindung brachte und dadurch verschiedene Änderungen der älteren Fassung notwendig machte. Daraus ist von dem Bearbeiter die jetzige „Einheits"-Odyssee hergestellt worden, welche den Telemach längere Zeit abwesend sein läßt. Neues hat dieser „Spätling" nicht mehr hinzugefügt, aber er hat mit Hilfe des überlieferten Versmaterials vielfach eine neue Textform hergestellt. Aber es ist auffällig, daß dann diesem Flickschneider nicht Verse untergelaufen sind, wie sie S. zusammenflickt und dem alten Dichter zutraut, z. B. (S. 52)

ἐξ οἳ σκεύδετε γᾶμον, ἐγὼ δὲ δόλους τολυπεύω

oder gar (S. 57)

ἦ μοι ἔϊ' ἐν μεγάροις μένει αὐτοῦ μήτηρ ἀμύμων

wofür S. 88 vorgeschlagen wird:

... μήτηρ μένει αὐτοῦ ἀμύμων

in welcher Form zwar die metrischen Fehler verschwinden, *αὐτοῦ* aber und *ἀμύμων* eine ungewöhnliche Stellung erhalten. Noch schlimmer ist die Herstellung der Verse (V. 67):

τῖσαι δὴ λαοὺς Λαερτιάδεω Ὀδυσῆος,
οἳ δή οἱ τρίστες μέγαρον κάτα κοιρανέουσι,

als ob alle Mannen des Odysseus und nicht bloß einzelne Freier Penelope bedrängten. Zahlreich sind auch sonst die Ungereimtheiten, die dieser Herstellungsversuch erzeugt, und die immer wieder beweisen, wie leicht es ist, am Dichter etwas zu

tadeln, wieviel schwerer aber, es besser zu machen. Ich kann hier auf diese wie auf die wunderlichen Schlüsse (S. 57. 73. 74), durch die verlangt wird, daß etwas so sein müsse, wie es der Verf. fordert, nicht näher eingehen, auch nicht darauf, daß der Verf. selbst in diesem Teile seine Ansicht wiederholt gegenüber dem ersten Teile ändert (S. 48. 75. 88. 84), was nicht gerade auf Klarheit und Sicherheit der Ergebnisse schließen läßt, nur einen Punkt will ich noch mit einem Worte berühren. S. schreibt (S. 61): „Die Odyssee ist vielleicht die erste Dichtung, in der mit einer Haupthandlung eine umfangreiche Nebenhandlung verknüpft wird ... Ein schaffender Dichter hatte es ja in der Hand, so zu erfinden und zu gestalten, daß Unzuträglichkeiten vermieden werden". Damit bekundet der Verf. eine geringe Kenntnis dichterischer Schaffensweise. Selbst den größten Dichtern, die völlig frei schufen und über eine schon ausgebildete Technik verfügten, ist es in solchem Falle nicht immer gelungen, Unzuträglichkeiten zu vermeiden. Ich verweise hier auf meine Ausführungen in Bed. d. Widersprüche S. 22 u. ff. Hier genügt es wohl, den Verf. an Schiller zu erinnern, der im Tell ja auch bekannten Sagenstoff behandelt hat und dazu eine Nebenhandlung, Rudenz und Berta, frei erfunden hat. Die Einfügung dieser Nebenhandlung in die Haupthandlung macht überall, ganz besonders aber im 4. Akte, unvergleichlich größere Schwierigkeiten, was Zeit, Ort und Zweck anlangt, als jetzt die Verbindung der Telemachie mit der Odyssee, — und doch bleibt der Tell ein Kunstwerk von großer Schönheit und unvergleichlicher Wirkung, obwohl einzelne Kritiker schon zu Schillers Zeit den Dichter deshalb als einen Stümper verschrieen haben, der Unnatürliches verbunden habe, und vielleicht wird nach Jahrtausenden, wenn andere Anschauungen herrschen, der Dichter noch ärger mißhandelt werden als jetzt der Dichter der Odyssee. Kurz, wir halten diesen Versuch des Verf.s, die Odyssee als ein jämmerliches Flickwerk nachzuweisen, für nicht besser als alle vorangegangenen.

31) F. Stürmer, Zur Odyssee α 1—31. Zeitschr. f. österr. Gymn. 1908 S. 865—899.

Der Verf. unterzieht alle Vorwürfe, die von der zersetzenden Kritik gegen den Anfang der Odyssee erhoben sind, einer scharfen Beurteilung und sucht das Verkehrte in dem Tadel zu erweisen. Die Einwürfe sind dadurch entstanden, daß die Gelehrten, u. a. Tiersch, J. Bekker, Kayser, Düntzer, Steinthal, Scotland, Wagner, unbillige Forderungen an ein Proömium stellten und verlangten, daß es gerade so gestaltet sei, wie sie es wünschten, ohne zu bedenken, daß dadurch häufig größere Unebenheiten entständen, als sie jetzt der Text bietet, oder daß sie für den Sinn wichtige Worte, z. B. μάλα πολλά in Vs. 1, außer Acht gelassen hätten, oder endlich die Bedeutung einzelner Wendungen falsch aufgefaßt

hätten. Besonders gelungen scheint mir die Verteidigung der am meisten angezweifelten Verse 7—9. St. schreibt darüber (S. 873): „Ich halte diese Verse für durchaus dem Zwecke des Proömiums angemessen. Sie steigern die Teilnahme des Hörers für den Helden. Er sorgte nicht allein um sein eigenes Leben, sondern auch um die Heimkehr der Gefährten, aber er konnte sie nicht retten. Der Verlust der Gefährten war der Höhepunkt im Leiden des Odysseus. Nun fragt der Hörer unwillkürlich: Wie ging denn das zu, daß er die Gefährten nicht retten konnte? Odysseus war doch *πολύτροπος* im Sinne von „vielgewandt"! War also die Gefahr so groß, daß Odysseus diesmal seine Klugkeit im Stich ließ, oder hatte er es an der nötigen Vorsicht fehlen lassen? Oder — das war das dritte — waren die Gefährten leichtsinnig, so daß sie durch eigene Schuld umkamen? Natürlich mußte der Dichter die stille Frage des Hörers beantworten, und das geschieht durch die Verse 7—9".

32) Adam, Der ursprüngliche und echte Schluß der Odyssee Homers. Beilage des Osterprogramms des Gymnasiums zu Wiesbaden 1908. 123 S. 8.

Ausgehend von dem Gedanken, den er im 1. Kapitel näher zu begründen sucht, daß nämlich Homer der erste Rhapsode und tragische Dichter gewesen sei, die Tragik aber besonders in der Peripetie bestehe, sowohl in bezug auf die ganze Handlung als in ihren Teilen, weist A. darauf hin, daß in der Ilias, soweit sie „echt" sei, unzählige Peripetien vorkommen. Dagegen sei in der Odyssee eine Reihe von Begebenheiten geschildert, die mit einem Glückswechsel nichts zu tun hätten. Diese können deshalb, nach der Ansicht Adams, nicht von Homer stammen, sondern sind Erweiterungen, die ein anderer als der Dichter vornahm. „Dahin gehören vor allem die ganze Telemachie nebst dem Hinterhalt der Freier und zumal das Eingreifen Athenes an solchen Stellen, wo sie jene zur Verspottung und Mißhandlung des Odysseus auffordert" (S. 23). Daß diese Stellen aber nicht ursprünglich zur Odyssee gehörten, sucht nun A. aus den zahlreichen, meist schon von anderen bemerkten Widersprüchen zu beweisen, über die er ausführlich in den folgenden Kapiteln spricht. Wir wollen hier auf die z. T. schon oft behandelten Stellen nicht näher eingehen, sondern uns nur den Schluß der Odyssee selbst ansehen, den er am Ende der Arbeit (S. 61—117) abdruckt. Der Verf. hat den zweiten Teil der Odyssee auf etwa ein Drittel des jetzigen Umfanges (rund 2100 Verse) verkürzt. Wir halten diesen Versuch für das Wertvollste an der ganzen Arbeit, da sich so allein ersehen läßt, ob wirklich es heute noch möglich ist, aus der äußerst verwickelten Handlung des zweiten Teiles der Odyssee eine einfache schlichte Erzählung herzustellen. Die Handlung beginnt mit ν 185 und schließt mit ψ 296. Störend ist, daß der Verf. keine

durchgehende Zählung beigefügt hat, ja auch die einzelnen Verse, außer wo angebliche Zusätze ausgeschieden werden, nicht näher bezeichnet. Ist dieser Versuch, der sich in allen wesentlichen Punkten mit dem früheren des Verfassers in seiner Schrift „Die Odyssee und der epische Cyklus“ (Wiesbaden 1880) deckt, gelungen? Ich glaube nicht, obwohl er vor andern, noch viel willkürlicheren, den Vorzug verdient. Es mögen hier nur einige der wichtigsten Unebenheiten und Widersprüche erwähnt sein. 1. *ν* 376 fordert Athene den Odysseus auf, er solle überlegen, wie er die Hände an die Freier lege; Odysseus erklärt, daß er das nicht könne, sondern die Göttin solle ihm Rat geben. Das tut auch Athene von Vs. 404 an. Adam aber streicht die Antwort des Odysseus (382—403) und läßt trotzdem Athene ihm einen Rat geben, wobei besonders *αὐτὸς δέ* (Vs. 404) völlig unverständlich ist. 2. Odysseus ist von den Phäaken mit den besten Kleidern ausgestattet worden; woher hat er die Lumpen, mit denen er jetzt schon bei Eumaeus (*ξ* 342) erscheint, wenn *ν* 429 u. ff., wie es der Verf. tut, gestrichen werden? Dabei will ich noch gar nicht pressen, daß auch die Anrede *γέρων* (*ξ* 122, 166 u. a.) auf den Odysseus des ersten Teiles der Dichtung nicht paßt. 3. Für ganz unvereinbar mit Homerischer Darstellung halte ich das Auftreten des Telemach, wie es A. im Anfange von *π* aus den Versen 1—10, 41—68 zurechtstutzt. Telemach kommt, es fehlt jede Begrüßung durch Eumaeus, er fragt nur nach dem Fremden und befiehlt diesem (*ρ* 10), nach der Stadt zu gehen. Was soll dann dieser Besuch überhaupt? Telemach kommt auch sonst in der Darstellung sehr schlecht weg. Eine Erkennung zwischen Vater und Sohn findet nicht statt, am Kampfe nimmt er nicht teil, kurz, man sieht nicht, weshalb er eigentlich eingeführt ist. 4. *ρ* 462 u. ff. ist der Schemelwurf des Antinoos unbegründet, wenn die Verse (409—461), in denen Odysseus ihn gereizt hat (453 *οὐκ ἄρα σοί γ' ἐπὶ εἴδεϊ καὶ φρένες ἦσαν*) mit Adam getilgt werden. 5. *τ* 137 ist *οἱ δὲ γάμον σπεύδουσι* unverständlich, wenn die Verse *τ* 130—133, in denen die Freier genannt werden, fehlen. Es kann jetzt nur auf die *ξεινοὶ*, *ἱκέται* oder *κήρυκες*, die Vers 134/35 genannt sind, bezogen werden. 6. Ganz unmöglich ist die Verbindung *φ* 342 und 356. Penelope, die bisher den Versuchen der Freier beigewohnt hat, kann sich nicht ohne irgend eine Begründung plötzlich entfernen, als der Bogen an Odysseus kommt. Bei Homer weist sie Telemach, der in Odysseus' Plan eingeweiht ist, wenn auch spät aus dem Männersaal, weil nun der Kampf beginnen soll. 7. Auch die Erkennungszene, in der A. von *ψ* 91 auf 165 übergeht, ist unnatürlich, da die durchaus nötigen Verse 91—95 und weiter ihre Entschuldigung auf Telemachs Vorwurf (96—103) gestrichen sind; noch härter aber ist am Schluß der Übergang von 239 (*ὣς ἄρα τῇ ἀσπαστὸς ἔην πόσις εἰσοροώσῃ*) auf 296: *ἀσπάσιοι λεχίροιο παλαιοῦ θεσμὸν ἵκοντο.*

Die Herstellung unserer Odyssee schreibt A., wie vor dreißig Jahren (s. o.) dem Rhapsoden Cynaethus zu, von dem uns ein Scholion zu Pindars Nem. II 1 meldet, daß er viele Verse in die Homerischen Gedichte eingefügt und sie um die 69. Ol. zuerst in Syrakus vorgetragen habe. Ihm verdanken sie nicht allein die Verherrlichung der Nestoriden und Neleiden, von denen sich auch die Pisistratiden ableiteten, sondern ganz besonders auch die Athenes, die in der Telemachie wie im zweiten Teile der Odyssee im Mittelpunkte der Handlung steht. Es soll diese neue Dichtung Hipparch trotz des Widerstrebens der Rhapsoden, welche die alte Dichtung vorzogen, nach dem Tode des Pisistratus eingeführt haben. Da auch Hipparch schon 514 durch Privatrache fiel, die Pisistratiden aber und mit ihnen Cynaethus 510 vertrieben wurden, so würden wir ein ziemlich genaues Datum für die Entstehung unserer Odyssee haben, nämlich die Zeit zwischen 527 und 514. Aber ist es wirklich glaublich, daß die Athener, welche die Pisistratiden vertrieben und Harmodios und Aristogeiton, ihre Todfeinde, feierten, die Gedichte in einer Form, die ihren Ruhm verkündigte, beibehalten und alle übrigen Griechen, trotz des ursprünglichen Widerstrebens der Rhapsoden, sie bereitwillig angenommen haben, wenn die alte Form noch wenige Jahre vorher allgemein bekannt war? Das wird wohl niemand für möglich halten. Einzelne Stellen können in Athen zum Ruhme der Stadtgöttin erst eingeschoben sein (z. B. η 79—81), aber mit dem zweiten Teile der Odyssee ist sie schon so verwachsen, daß eine Ausscheidung der Göttin, wie sie Adam versucht, größere Anstöße verursacht, als sie sich jetzt im Texte finden.

Nicht zugänglich gewesen sind mir folgende Abhandlungen und Schriften:

E. G. Parodi, Ulisse e Penelope nelle ultima scene dell' Odissea III. Atene e Roma 1907, Nr. 103/4, S. 216—226.

N. Terzaghi, Il miraggio dell' Odissea. Atene e Roma 1907, Nr. 100, S. 98—115.

T. Tosi, Un nuovo libro su Omero e la questione Omerica. Atene e Roma 1907, Nr. 107/8, S. 321—343.

Gercke, Dialekt und Heimat Homers. Verhandlungen der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg.

J. van Leeuwen, De vergeligkingen der Ilias en Odyssee. Museum XIV. 8. S. 309/10.

G. Perrot, La question homérique. Journal des Savants 1907 S. 577—589 und 657—670.

J. Czérep, Ithakeja. Budapest 1908. — Vgl. WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 317 (Csengeri). C. ist Gegner von Dörpfelds Annahme und ebenso der folgende:

A. E. H. Goekoop, Ithake, la Grande. Athen 1908, Beck und Barth. 38 S. 4. — Vgl. W. Becher, Berl. phil. WS. 1909 Sp. 403/404. Der Verf. sucht das *Ἰθάκη κραναή* der Ilias (Γ 201) auf Kephallenia; das Ithaka der Odyssee sei nur ein Teil davon.

Von den im letzten Jahresbericht behandelten Schriften sind mir nachträglich noch folgende Besprechungen bekannt geworden:

M. Bréal, Pour mieux connaître Homère. Rev. des études grecques 1907, Nr. 87, S. 99; Amer. journ. of Phil. 1907, Nr. 2, S. 208—217; N. phil. Rundschau 1907 S. 457/59 (Kluge); Boll. di fil. XIII 9, S. 193—197 (Fracarolli); Rev. crit. 1907 S. 96—99 (My).

Deecke, De Hectoris et Aiacis certamine. Berl. phil. WS. 1907 Sp. 1409/13 (Mülder); WS. f. klass. Phil. 1907 Sp. 889/93 (Harder).

H. Grimm, Homers Ilias. Korresp. f. Württemb. Gelehrte 1907 S. 389/91 (Nestle); Blätter f. d. GSW. 1907 (44) S. 523.

Kammer, Ästhetischer Kommentar zur Ilias. N. phil. Rundschau 1907 S. 361/62 (Koch); WS. f. klass. Phil. 1907 Sp. 64 (Harder).

A. Lang, Homer. Rev. crit. 1907 S. 144/46; Journal of Hellenic Studies 1907 S. 131.

Paulatos, *Ἡ παιρὶς τοῦ Ὀδυσσέως*. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1907 S. 723—728 (J. Gröschl); Lit. Zentralbl. 1908 Sp. 331 (Drerup); Boll. di fil. class. XIV 7 S. 146/47 (Cesareo); WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 1051/54 (P. Gößler).

Inama, Omero. WS. f. klass. Phil. 1907 Sp. 1417—1420 (Harder); Berl. phil. WS. 1908 Sp. 1041—1044 (Mülder).

Mülder, Homer und die ionische Elegie. WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 201—203 (Sitzler).

Schiller, Beiträge zur Wiederherstellung der Odyssee. WS. f. klass. Phil. 1908 Sp. 485—488 (Hennings); Berl. phil. WS. 1909 Sp. 97—101 (F. Stürmer).

Gröschl, Dörpfelds Leukas-Ithaka-Hypothese. Berl. phil. WS. 1908 Sp. 656 (Hennings).

W. v. Marées, Karten von Leukas. Berl. phil. WS. 1908 Sp. 616—621 (Hennings).

Finsler, Die olympischen Szenen. WS. f. klass. Phil. 1907 Sp. 1193—1197.

Friedenau. C. Rothe.

6.

Herodot.

1) Herodoti historiae, recognovit brevique adnotatione critica instruxit Carolus Hude. Tomus posterior. (Bibliotheca Oxoniensis.) Oxonii 1908. 8. 4 *M*.

Der zweite Band dieser neuen Herodotausgabe, der so rasch dem ersten gefolgt ist, zeigt dieselbe Korrektheit wie jener. Auch hier habe ich, abgesehen von einigen fehlenden Lesezeichen in der adnotatio critica (einmal auch im Texte, VI 69 *θύρησι*, was sich aus der Vorlage, der Teubnerschen Textausgabe, eingeschlichen hat), Druckfehler nicht bemerkt. Zu verbessern wäre noch VII 167 *τοῦτο μέν* (st. *μὲν*) *οἱ θύουσι*, VI 35 die falsche Interpunktion *Φιλαίου τοῦ Αἴαντος παιδός, γενομένου* und VIII 100 *δὲ σοὶ χρή* st. *δέ σοι χρή*, da nur *τοι*, nicht auch *σοί* enklitisch ist. Wenn man von dieser Genauigkeit im Druck auf eine entsprechende Genauigkeit in den neuen Kollationen Hudes schließen darf, ist der Wert dieser neuen Ausgabe kein geringer. Denn zahlreich sind auch in diesem Bande die Verbesserungen, die Steins Adnotatio critica durch Hude erhalten hat. So steht nach Hude in C V 51 *ἐπιτελέση* (St. *ἐπιτελέσαι*), V 92 *αὐτοῦ* (St. *αὐτοί*), VI 19 *αὐτούς* (St. „om. C“) und *νυν* (St. „om. C“), VI 130 *ὀνομάζεται* (St. *οὐνομάζεται*), VII 18 *διεξῆλθε* (St. *διῆλθε*), VII 157 *γενομένη* (St. *γινομένη*), VII 211 *ὁρῶντες* (St. *ὁρέωντες*), VIII 115 *Θρηίκων τῶν* (St. *καὶ τῶν*). Zu VII 173 bemerkt Hude „*ὁπλῖται* Aldus, non C“ und ebenso IX 27 „*πάντων τῶν Ἑλλήνων* Aldus, non C“. Wir lernen ferner, daß V 64 das richtige *Πελαργικῷ* nicht nur in U (bei St. r), sondern auch in V steht. Zu V 104 *ἀπέστησαν γὰρ* führen weder Stein noch Holder noch Gaisford eine andere Lesart an; Hude bemerkt „*ἀπέστησαν μὲν γὰρ* SVU, nescio an recte, cf. Dem. XX 139“. Von R werden noch folgende Lesarten korrigiert: VII 3 *λέγει* sv, non R, VII 49 *δή* R quoque (St. *δεῖ*), VII 52 *χρή* (St. *χρήν*), VII 56 *ἐπεί* (St. *ἐπείτε*), VII 175 *ἤδεσαν* RV (St. *ἤδε ἐοῦσαν*) und *ἑκατέρους* PR (St. *ἑτέρους*), VIII 1 *ταῦτα μὲν δή* R quoque (St. „*δή* om. R“), VIII 24 *στρατόν* om. SV, non R, VIII 65 *κινδυνεύσει* (St. *κινδυνεύσαι*), 125 *ἀνδρῶν* (St. „om. R“), 143 *νῦν δέ* S, non R, IX 67 *οὐδενί* (St. *οὐδέν*), 107 *Σάρδις* (St. *Σάρδεις*). Indem ich andere Korrekturen übergehe, erwähne ich noch folgendes. Zu VI 26 bemerkt Stein zu

τὰ περὶ τὴν Μίλητον „την om. ABCd“ im Widerspruch mit Schweighäuser und Gaisford. Während nun Holder sich hierüber ausschweigt, bemerkt Hude „τήν C solus“. Damit ist die Berechtigung zur Streichung des Artikels noch gesteigert. VI 34 hat das richtige ἐπ' Ἀθηνέων nach Hude A solus, nach Stein haben das falsche ἐπ' Ἀθηναίων BPprdz. VII 46 steht das richtige συνταράσσουσαι nach Stein nur in der Aldina, nach Hude in S. VIII 111 steht das falsche μάλιστα st. μέγιστα nach Stein in PRz, nach Hude nur in P. V 52 steht das richtige ἐσβάλλοντι nach Hude nur in S, während es Stein seinem r zuweist. Endlich noch zwei Stellen, an denen die veränderte Adnotatio critica einen wesentlichen Einfluß auf die Textgestaltung ausüben muß. VI 86 α schreiben Stein und Holder τάδε τὰ σύμβολα ohne Angabe anderer Lesarten; Gaisford merkt an „τά om. S.“, Hude endlich schreibt τάδε [τὰ] σύμβολα mit der Bemerkung „τά om. Rsv“. VI 136 hatten die Ausgaben Μιλτιάδεα(-ην) ἔσχον ἐν στόμαιι; nur Krüger vermutete εἶχον, und diese Vermutung setzte van Herwerden in den Text. Nach Hude ist das aber die Lesart von RSV, die natürlich anzunehmen ist. IX 27 war in den Ausgaben als alleinige Überlieferung παλαιὰ καὶ καινά angegeben; nur Stein hatte καί-καί vermutet. Bei Hude sehen wir, daß in RSV παλαιά τε καὶ καινά überliefert ist.

Meine Wertschätzung von E (Excerpta Parisina) ist auch nach Veröffentlichung dieses Bandes nicht sonderlich gewachsen. Etwa doppelt so oft stimmt E mit ABC überein als mit RSV; wo E allein steht, hat er selten Gutes. Hude ist ihm an folgenden Stellen gefolgt: IX 5 ὥς ⟨οἱ⟩ ἐδόκεε in Übereinstimmung mit den meisten Herausgebern; nur Stein und Holder lassen οἱ weg. Auch V 92 η Περίανδρος δὲ συνεὶς (so E, nach Stein auch d, die übrigen συνιείς) τὸ ποιηθὲν καὶ νόῳ σχών (P¹SVU, ἴσχων ABCE) wird E in συνείς das Richtige haben. Auch ἴσχων lasse ich jetzt fallen, indem ich annehme, daß das ι aus dem vorhergehenden νοωι herübergezogen ist. Ferner schreibt Hude nach E V 92 ζ ἐξήγαγε st. ἐξῆγε und IX 55 πρὸ ποδῶν τοῦ (τόν B, τῶν rell.) Παυσανίεω. An beiden Stellen vermag ich keinen Grund zu finden, weshalb E das Bessere haben soll. Bemerkt sei dabei noch, daß bei ἄγων und seinen Zusammensetzungen das Imperfekt im historischen Stil besonders beliebt ist. Ebensowenig weiß ich, weshalb VIII 61 ἐκέλευε οὕτως (E) der gewöhnlichen Lesart οὕτω ἐκέλευε vorzuziehen ist. Anders steht es mit VII 120 ἐκτριβῆναι (E) st. διατριβῆναι, weil ersteres sonst noch bei Herodot VI 37 (2) und 86 δ nachzuweisen ist, letzteres aber nicht. Aber an jenen Stellen ist ἐκτρ. allein am Platze, weil es die Bedeutung „mit der Wurzel ausrotten“ im eigentlichen und uneigentlichen Sinne hat. An unserer Stelle ist διατριβῆναι einfach gleich ἀπολέσθαι; Krüger und Stein verweisen passend auf Thuk. VIII 78. 87.

Über die Bevorzugung von RSV verweise ich auf meine Anzeige des ersten Bandes (JB. 1908 S. 339). Hier nur ein paar einzelne Fälle. VI 58 schreibt Hude *ἐκ τοῦ κοινοῦ τῶν Σπαρτιητέων*, wo doch AB das so passende, auch der Sprache der Inschriften angemessene *τοῦ Σπ.* hat. Ebenda *γυναῖκες περιεοῦσαι λέβητας* (ABC *λέβητα*) *κροτέουσι*. Für den distributiven Gebrauch des Singulars verweist Krüger auf seine Grammatik (44, 1, 7). VI 129 *ὡς δὲ ἀπὸ δείπνου ἐγένοντο* (ABCE *ἐγίνοντο*); aber V 18 schreibt Hude in derselben Phrase auch *ἐγίνοντο*, wo nur S *ἐγένετο* hat. VII 36 *ἐπετίθεσαν* (ABC *ἐτίθεσαν*). Die folgende Wiederaufnahme des Verbs durch *θέντες* zeigt, daß das Simplex richtig ist. VII 107 *ἐπαίνου* (RSV st. *αἴνου*). Offenbar ist das ungewöhnliche, poetische, an dieser Stelle aber sehr gut passende *αἶνος* durch das gewöhnliche *ἔπαινος* in RSV absichtlich oder unwillkürlich ersetzt worden. Auch braucht Herodot hier wie anderwärts *αἰνέω*. VIII 20 schreibt Hude *οὔτ'—οὐδέν* nach RSV, und doch ist das in ABC stehende *οὔτε τι—οὐδέν* IV 19 in allen Hss. überliefert. Verwunderlicherweise findet VIII 129 das Umgekehrte statt. Hier haben RSV die bei Herodot so beliebte und von Pausanias so oft nachgeahmte Stellung *ἐς τοῦ Ποσειδέωνος τὸν νηόν*, Hude aber zieht die Lesart der andern Hss. *τοῦ Ποσειδέωνος ἐς τὸν νηόν* vor.

Bei Personen- und Völkernamen pflegt Hude gern den Artikel zu setzen, auch wenn nur eine Klasse der Hss. ihn hat, wobei er zwischen den beiden Klassen keinen Unterschied macht, während ich gern in solchen Fällen ihn streiche. Über Personennamen etwas Bestimmtes zu sagen ist schwer; bei Völkernamen möchte ich aber doch die Regel aufstellen, daß nur wenn bestimmte Teile eines Volkes, z. B. die Athener im Felde, gemeint sind, der Artikel stehen muß. Ist dagegen das ganze Volk gemeint, so steht der Artikel gewöhnlich nicht, wie das besonders in der Verbindung mit *πάντες* hervortritt (vgl. JB. 1897 S. 205); natürlich kommen Fälle vor, in denen der Artikel anaphorisch steht. VII 102 habe ich nicht recht daran getan, *πάντας* [*τούς*, om. ABCP] *Ἕλληνας τοὺς περὶ ἐκείνους τοὺς Δωρικοὺς χώρους οἰκημένους* zu schreiben, da nicht die Gesamtheit der Hellenen gemeint ist, sondern nur die mit *τοὺς—οἰκημένους* bezeichneten. IX 85 dagegen wird Hude mit seiner Schreibung *δεηθέντων τῶν Αἰγινητέων* schwerlich recht haben; denn hier ist die ganze Gemeinde gemeint, und der Artikel, der in PRSV fehlt, wird in den übrigen Hss. eine Dittographie aus dem Vorhergehenden *δεηθέντων* sein. Den Schluß bilde eine Stelle, die den unüberbrückbaren Gegensatz in der Textkritik zweier Herausgeber klarlegt. „In hellenischer Zunge" heißt bei Herodot *κατὰ Ἑλλάδα γλῶσσαν* (II 137, 143, 144, IV 110, 192, VI 98) oder *Ἑλλάδι γλώσσῃ* (IV 155), immer ohne Artikel, dagegen mit Artikel *κατὰ τὴν Ἑλλήνων γλῶσσαν* (I 110, II 30, 59, 112 [*κ. τὴν τῶν Ἑ. γ.* ABC], 153, IV 52). Nur

III 26 haben alle Hss. *κατὰ Ἑλλήνων γλῶσσαν* und VIII 110 schwankt die Überlieferung (*κατὰ δὲ* [*τήν* om. RSV] *Ἑλλήνων γλῶσσαν*). Hude läßt den Artikel nicht nur III 26, sondern auch VIII 110 weg, während ich nicht nur VIII 110 den Artikel aus ABC aufgenommen, sondern auch III 26 in dem revidierten Teubnerschen Texte (1905) ergänzt habe.

Eigene Konjekturen enthält dieser Band mehr als der erste, doch stehen sie größtenteils unter dem Texte. Im Texte nur folgende: V 30 [*τῶν Κυκλάδων*] nach van Herwerdens [*τούτων τῶν Κυκλάδων*] und VI 111 *ὁ πολέμαρχος* [*Καλλίμαχος*] (in C steht der Name vor *πολέμαρχος*). Beides sehr wahrscheinlich. V 82 *τῇ* ⟨*τε*⟩ *Ἀθηναίῃ* [*τε* om. SVU] *Πολιάδι* und VI 11 *οὐδεμίαν ὑμέων ἔχω ἐλπίδα μὴ οὐ δώσειν* [*ὑμέας*] *δίκην*. Beides würde ich lieber unter dem Texte sehen. VII 6 *ἔχοντες* ⟨*δ'*⟩ *Ὀνομάκριτον*; leicht möglich, doch liegt im Vorhergehenden gewissermaßen eine Ankündigung. VII 1 *Αἰγύπτιοι* ⟨*οἱ*⟩ *ὑπὸ Καμβύσεω δουλωθέντες*. Der Artikel könnte den Schein erwecken, als ob nur ein Teil der Ägypter gemeint sei. IX 88 *ἐδόκεον ἀντιλογίης τε κυρήσειν καὶ δὴ χρήμασι ἐπεποίθεσαν διώσεσθαι* (*διώσασθαι* RSV, *διωθέεσθαι* rell.) nach dem Vorgange Steins, der *διαδύσεσθαι* vermutete. IX 102 *ἐν ᾧ δὲ* [*οἱ Λακεδαιμόνιοι*] *περιήισαν οὗτοι*. Bei dieser Interpunktion ist *οἱ Λ.* allerdings überflüssig, interpungiert man aber vor *οὗτοι*, so ist alles in Ordnung.

Viel zahlreicher sind die Vorschläge unter dem Texte. V 33 *ἐσπέρχετο* (VS *ἐπέρχετο*): an *ἐπεσπέρχετο*? — 49 *ἀπὸ χρυσοῦ ἀρξαμένοισι* (SVU *ἀρξάμενοι*): an *ἀρξάμενα*? Schon Stein sagt „der Nominativ wäre dem Sinne angemessen". Dazu verweist er auf IX 15, Plat. Alcib. I 104 a, fügt aber dann eine passende Erklärung des Dativs hinzu, „wenn man vom Golde anfängt". — 72 *ἀντισταθείσης* „*ἀντιστατεύσης* conieci", was der Überlieferung näher als *ἀντιταχθείσης* (Naber) und *ἀντιστάσης* (van Herwerden) kommt. — 88 *τοῖσι δὲ Ἀργείοισι καὶ τοῖσι Αἰγινήτῃσι*: an *τοὺς δὲ Ἀργείους καὶ τοὺς Αἰγινήτας*? Unwahrscheinlich; ich würde es vorziehen, mit Krüger und Stein *τόδε ποιῆσαι* zu streichen. — VI 138 *εὖτε ἐπιστάμενοι*: an *γε*? Sehr wahrscheinlich. — VII 36 *τριηρέων τριχοῦ* Petau: *τριηρέων διχοῦ* conieci. — 49 *ὧν οὐδενὸς ἐναντιευμένου*: an *καί*? Kaum nötig. — 52 *ὅτι ἐπὶ τούτοισι*: an *ὅτε*? — 116 am Schluß für *ἀκούων*, wo man gewönlich eine Lücke annimmt, „*ἀνυσθὲν* conieci". — 144 „[*διηκοσίας*] conieci". So in der Nordisk Tidscrift for Fil. 1905 S. 186. Vgl. JB. 1906 S. 321. — 147 [*τοὺς Ἕλληνας*]. Allerdings überflüssig. — 151 *πολλοῖσι* [*τε*, om. ABCP] *ἔτεσι ὕστερον*: an *γε*? — 157 *δυνάμεως τε ἥκεις μεγάλης*: *ἠγέαι*? Das charakteristische *ἥκειν* möchte ich nicht missen, ich ziehe deshalb die Änderung von *μεγάλης* in *μεγάλως* (Reiske) vor. — 215 *ἐπεὶ ἤρεσε*: *ἤκουσε* conieci, nämlich in der Nordisk

Tidscrift for Fil. 1905 S. 186; vgl. JB. 1906 S. 321. — 233 *συμμίσγοντες*: *συμμισγόντων* conieci. Wohl wegen des Subjektswechsels. Daß der Begriff von *συμμίσγοντες* einen größeren Umfang hat als der von *πολλοὶ τῶν βαρβάρων*, spricht nicht gegen die Überlieferung. — VIII 24 *ἀνοήτους*: conieci *ἀνοητάτους*. Das erwartet man freilich, ist es aber darum notwendig? — VIII 39 *τῆς Προνηίης Ἀθηναίης*: an [*Ἀθηναίης*]? c. 37 steht zuerst in allen Hss. *τῆς Πρ. Ἀθ.*, an der zweiten Stelle fehlt in A der Zusatz *Πρ.*, an den beiden folgenden Stellen haben alle Hss. nur *τ. Πρ.*, so daß allerdings der Zusatz an der letzten Stelle auffällig ist. Vielleicht hat Hude auch mit Recht *Ἀθ.* an der zweiten Stelle gestrichen. — VIII 60 *β ὁμοίως αὐτοῦ τε μένων προναυμαχήσεις Πελοποννήσου καὶ πρὸς τῷ Ἰσθμῷ*: *γε* conieci. Nach *ὁμοίως* ist *τε—καί* wie bei *ἅμα* durchaus am Platze. — 77 *ἐς τοιαῦτα μέν*: [*ἐς*] conieci. So schon Stein (1893). — 82 am Schluß ⟨*ἐς*⟩ *τότε*. Ebenso gut könnte man *ἔτι* ergänzen; aber beides ist wohl überflüssig. — 95 *ἐν τῷ θορύβῳ τούτῳ . . γενομένῳ*: an *γινομένῳ*? Ich glaube nicht; Aristides wird nicht gleich beim Beginn der Verwirrung, sondern erst nachdem sie eine vollständige geworden war, die Landung auf Psyttaleia gewagt haben. — VIII 101 *νῦν* [*τε*] Krüger: an *γε*? Man sieht, daß *γε* Hude sehr ans Herz gewachsen ist. — IX 3 *δηλώσειν* (*δηλώσει* R[U]): an *δηλῶσαι*? Das Futurum ist nicht ganz ohne Anstoß. — 58 *οἱ πάντες*: an *ἅπαντες*? Wenn *οἱ πάντες* richtig ist, muß es eine Gesamtheit einem Teil gegenüber bezeichnen, und das kann es. Denn IX 47 haben den Wechsel der Stellung nur die Böoter bemerkt, die dann dem Mardonius davon Mitteilung machen. Andrerseits scheint mir in *διαδράντας* eine Steigerung zum vorhergehenden *μετισταμένους* zu liegen; dann wäre *ἅπαντας* oder *πάντως* am Platze. — 85 *τρόπῳ τοιούτῳ*: an *ὀτεῳῶν*? Sonderbar findet den Ausdruck auch Krüger: „gemeint sein kann nur die Verheimlichung". Er scheidet aber das ganze Kapitel aus. — 90 *εὐπετές* (*ίει* C): an *εὐπετέως*? Das Adverb steht VIII 68 neben *χωρήσει* zu recht, hier wäre, wenn überhaupt, eher noch *εὐπετέα* zu ändern. — 98 *καταπλέωσι*: *παραπλέωσι* conieci. — 105 *τοῦτον δὲ τὸν Ἑρμόλυκον*: an *δή*? An sich gut, aber *δέ* ist hier am Platze, da das Folgende im Gegensatz zum Vorhergehenden ein Mißgeschick des Hermolykos zum Inhalte hat. — 122 *κατελών*: *κατελόντι* conieci. Besser scheint es mir, den Nominativ stehen zu lassen und mit S und dem cod. Palat. 152 *σύ* für *σοί* zu schreiben.

2) Herodotus. The seventh, eighth, and ninth books with introduction, text, apparatus, commentary, appendices, indices, maps by Reginald Walter Macan. Vol. I Part I introduction, book VII (text and commentaries). Part II books VIII and IX (text and commentaries) 831 S. Vol. II appendices, indices, maps 462 S. London 1908, Macmillan.

Der hier vorliegende dritte und letzte Teil dieser großen englischen Herodotausgabe unterscheidet sich von den früheren

(Herodotus I—III von Sayce 1883 und Herodotus IV—VI von Macan 1895) vornehmlich dadurch, daß ein kritischer Apparat zugefügt ist. Doch erhebt er nicht den Anspruch, selbständigen Wert zu besitzen, er ist, wie M. selbst angibt, aus den Angaben bei Stein, van Herwerden, Holder, Dietsch-Kallenberg, Gaisford, Schweighäuser u. a. zusammengestellt. Der Text selbst ist im wesentlichen der der fünften Auflage von Steins kommentierter Ausgabe. An Textesänderungen, die teils im Text wirklich ausgeführt, teils in den Anmerkungen nur vorgeschlagen sind, habe ich folgende anzuführen. VII 4 *ἀποδέξας δὲ βασιλέα Πέρσησι* [*Ξέρξην*] und am Ende *τοὺς ἀπεστεῶτας* [*Αἰγυπτίους*]. Beides ist freilich entbehrlich, aber das reicht doch nicht aus, um die Athetese zu rechtfertigen. — 8 zu *ἐπισταμένοισι εὖ οὐκ ἄν τις λέγοι* vermutet Stein nach ähnlichen Stellen *εὖ* ⟨*ὑμῖν*⟩ und Tournier [*οὐκ*] *ἄν*. Daraus kombiniert M. *εὖ ὑμῖν ἄν*. — 10 *ἀδελφεῷ δὲ ἐμῷ* [*Δαρείῳ*]. In demselben Kapitel ist von Stein *τῶν γεφυρέων τοῦ Ἴστρου*, von Naber nur *τῶν γεφυρέων* gestrichen. Hierzu bemerkt M. „*τοῦ Ἴστρου* tantum delerem, nisi *τοῖσι .. τοῦ Ἴστρου* ut glossema interclusissem". — 11 im Stammbaum des Dareios ⟨*καὶ*⟩ *τοῦ Κύρου* und weiterhin ⟨*τοῦ Κύρου*⟩ vor dem zweiten *τοῦ Τεΐσπεος*, um Übereinstimmung mit der Behistuninschrift herzustellen. Aber trifft hier nicht die Schuld Herodot selbst? — 22 van Herwerden *οἰκεόμενον* [*ὑπο ἀνθρώπων*]; dafür M. *οἰκεόμενον ὑπὸ ἀνθρώπων* ⟨*βαρβάρων* vel *διγλώσσων*⟩ nach Thuk. IV 109. Sehr ansprechend. — 39 *πανοικίῃ* [*αὐτῇ τῇ γυναικί*]. — 54 [*τὸν ἀκινάκην καλέουσι*]. Damit scheint aber die Bemerkung im Kommentar nicht zu stimmen. — 61 [*τιάρας καλεομένους*] *πίλους ἀπαγέας*. — 69 in den Worten *τόξα δὲ παλίντονα εἶχον πρὸς δεξιά, μακρά* wird *μακρά* verdächtigt; daß solch ein Bogen lang sein sollte, scheint M. unwahrscheinlich. Umgekehrt wünscht er dann im folgenden *ὀιστοὺς μακρούς* (so nach Hude nur in CP) in den Anmerkungen, während im Text *μικρούς* aufgenommen ist. Doch vgl. die Anmerkungen bei Stein. — 81 *τελέων δὲ καὶ ἐθνέων ἦσαν ἄλλοι* ⟨*οἱ*⟩ *σημάντορες*. Wichtiger ist die Anmerkung über die poetische Ausdrucksweise. Mit leichter Änderung bekommt man den Hexameter *ἐθνέων καὶ τελέων ἄλλοι σημάντορες ἦσαν*; „Had Hdt. poetic sources in part for his army-list?". — 84 *ἱππεύει δὲ ταῦτα τὰ ἔθνεα* ⟨*πάντα*⟩. — 99 zu Anfang statt *Ἀρτεμισίης δὲ τῆς μάλιστα* mit Unterdrückung des Eigennamens *τῆς δὲ μάλιστα*, weil wenige Zeilen weiter *οὔνομα μὲν δὴ ἦν αὐτῇ Ἀρτεμισίη* steht. M. hat *δή* nicht beachtet; „ihr Name war also". Ebenda am Ende [*ἐς μὲν τοσόνδε ὁ ναυτικὸς στρατὸς εἴρηται*]. — 100 ⟨*ἔθνος*⟩ *παρ' ἔθνος*. — 118 *βασιλεὺς μὲν δὴ* [*Ξέρξης*]. — 120 *πανδημὶ* [*αὐτοὺς καὶ γυναῖκας*] oder *αὐτούς τε* zu schreiben. Letzteres scheint mir wahrscheinlich. — 121 zwischen *ἐπωνομίην ἔχει* und *ταύτῃ* eine Lücke, die etwa mit

den Worten *αὐτὸς δὲ διὰ (τῆς) μεσογαίης τὴν ὁδὸν ἔμελλε ποιέεσθαι (ἐποιέετο)* auszufüllen sei. Da müßte dann doch auch noch ein *μέν* vorher angebracht werden. — 135 *καὶ τάδε πρὸς τούτοισι [τὰ ἔπεα]*. — 137 *Ἁλιέας [τοὺς ἐκ Τίρυνθος]*, weil es unwahrscheinlich sei, daß die Spartaner die Tirynthier in Halieis angegriffen hätten. — 158 *ἁπάσῃ τῇ [Ἑλλήνων] στρατιῇ*. Die Begründung ist mir unverständlich. — 165 zu *Ἀμίλκαν τὸν Ἄννωνος* „an *Μάγωνα*?" nach Justin 19, 1. Wohl weniger ein Fehler der Überlieferung als Herodots oder seiner Quelle. — 167 am Schluß nach *θύουσι* eine Lücke; das Folgende hält M. für verderbt. — 170 *Σμικύθου* st. *Μικύθου*. — 181 *Ἀσωπίδης* st. *Ἀσωνίδης*. — 191 zu dem viel besprochenen *γόησι* wird bemerkt „mihi quidem aut *γόησι* aut *οἱ Μάγοι* ut glossema tollenda videntur". — 192 *πάντα τὰ γενόμενα [περὶ τὴν ναυηγίην]*. — 197 *[τὰ περὶ τὸ ἱρὸν τοῦ Ἀαφυστίου Διός]*. Schwerlich. — VIII 20 „totum caput suspectum habeo". Abgesehen davon, daß es, wie Schweighäuser zuerst hervorgehoben hat, eigentlich nach c. 4 stehen sollte, bringt M. gegen die Echtheit nichts von Bedeutung vor. Denn die ungeschickte Konstruktion am Ende, wo zehn Dative hintereinander in vier verschiedenen Konstruktionen stehen, reicht doch zur Athetese nicht aus, und der Anstoß, den M. an den Worten *οὔτε τι ἐξεκομίσαντο οὐδὲν οὔτε προσεσάξαντο* nimmt („*οὐδέν* delendum vid. nisi *τι* potius omiseris aut saltem post *προσεσάξαντο* transposueris") ist nicht berechtigt; vgl. Krüger zu IV 19. — 25 *Λακεδαιμονίους [καὶ Θεσπιέας]* mit der Bemerkung „if be not a gloss, it is explained by the next words. Or should it follow *ὁρῶντες*?" — 27 *ἄλλο τι εἶναι [τέρας]*. Doch läßt M. auch die bekannte Exegese bei *ἄλλος* zu. — 36 *ὁ δὲ θεὸς [σφεας] οὐκ ἔα κινέειν*. Weshalb? — 59 *ὁ Κορίνθιος στρατηγὸς [Ἀδείμαντος ὁ Ὠκύτου]*. Es sieht allerdings wie eine Wiederholung aus c. 5 aus. — 74 im Text schreibt M. nach Lobeck *περὶ τοῦ παντὸς ἤδη [δρόμου] θέοντες*, in der adnot. crit. „an *δρόμον*?". Aber so steht nach Eustathius längst in verschiedenen Ausgaben, nur fehlt in einigen von diesen der auch bei Eustathius überlieferte Artikel *τόν* vor *περί*. — 85 *[οἱ δ' εὐεργέται βασιλέος ὀροσάγγαι καλέονται περσιστί]* und 98 *[τοῦτο τὸ δράμημα τῶν ἵππων καλέουσι Πέρσαι ἀγγαρήιον]*. Diese Sätze haben nach M. das Aussehen von Randglossen, andrerseits aber dienen sie ihm als Beweismittel für die frühere Abfassung der letzten Bücher. — 121 *αὐτόσε* (st. *αὐτοῦ*) *[ἐς Σαλαμῖνα]*. Nach meiner Meinung ist *αὐτόσε* so wenig ionisch (bei Herodot nur III 124 in ABCP, die andern Hss. haben *αὐτὸς ἀπιέναι*) wie *ἐκεῖσε*. — IX 11 *[ξείνους γὰρ ἐκάλεον τοὺς βαρβάρους]* als Glossem, das aus c. 55 eingeführt sei. Besser wird man dort *λέγων τοὺς βαρβάρους* mit Werfer tilgen. — 51 *Ἀσωπὶς [Ὠρώπη]*. Möglich. — 97 *[ἐπ' ἀμφότερα ἐπιλεγόμενοι γὰρ παρεσκευάζοντο]*. Andere streichen nach Krügers Vorgang auch

das vorhergehende *καὶ ὡς νικήσοντες* mit. — 101 [*μηνός τε τοῦ αὐτοῦ*] „is a very frigid addition" zu *τῆς αὐτῆς ἡμέρης*. — 121 [*καὶ κατὰ τὸ ἔτος τοῦτο οὐδὲν ἐπὶ πλέον τούτων ἐγένετο*]. Nach M. trennt dieser Satz die Anekdote am Schluß des ganzen Werkes, in der Artembares eine Rolle spielt, in ungehöriger Weise von der Geschichte des Artayktes, des Enkels jenes Artembares. Außerdem stört er ihm den herrlichen Abschluß, „the splendid climax", der in der Weihung der Brückentaue *ἐς τὰ ἱερά* liege. Nur fragt man sich da vergeblich, wer diesen der Form nach echt Herodoteischen Satz eingeschoben haben soll. Die Wendung „inserted by some one with the history of the Pentekontaëteris before him" dürfte wohl wenigen als Antwort genügen. Daß dieser Satz auf eine Fortsetzuug, wenn auch geringen Umfangs, hinweist, ist zuletzt noch von Lipsius (Schluß des Herodotischen Werkes. Leipziger Studien zur klass. Phil. 1902; vgl. JB. 1904 S. 244) betont worden.

Doch nicht in der Textkritik, auch nicht in der grammatischen Erklärung der Sprache Herodots, die nur ganz vereinzelt vorkommt, liegt der Schwerpunkt dieser Ausgabe, sondern in der sachlichen Erklärung des Kommentars, die in Verbindung mit der umfangreichen Einleitung und den zahlreichen Beilagen alle Streitfragen aus der Geschichte der Jahre 480 und 479 in fast erschöpfender Weise behandelt. Die beinahe 100 Seiten lange Einleitung zerfällt in 12 Paragraphen: 1. Die Einheit der letzten drei Bücher Herodots. 2. Die Rechtfertigung der bestehenden Unterabteilungen. 3—5. Charakteristik und Analyse der drei Bücher. 6. Ist Herodots Werk vollendet? 7. und 8. Über die frühere Abfassung der drei letzten Bücher. 9. Anzeichen der successiven Redaktion. 10. Quellen. 11. Fehler und Vorzüge des Herodot als Historiker. 12. Beurteilungen Herodots. Bemerkt sei dazu folgendes. M. hält fest an der schon in der Ausgabe der Bücher IV—VI aufgestellten Behauptung, Herodot habe sein Werk in drei Teile (I—III, IV—VI, VII—IX) geteilt. Auch hier findet er, wie früher zwischen B. III und IV, zwischen VI und VII sprachlich einen Bruch, während er zwischen VII und VIII und ebenso zwischen VIII und IX einen solchen nicht entdecken kann. Richtig ist, daß in VIII und IX ein *δέ* am Anfang einem *μέν* am Ende des vorhergehenden Buches entspricht; doch gilt dies für die beiden ersten Bücher nur, wenn man VII 239 als unecht ausschließt. Wenn nun dem *δέ* am Anfang von VII kein solches *μέν* am Ende von VI vorausgeht, so ist darauf ein so großes Gewicht nicht zu legen, da VI mit Exkursen schließt, die mit der Geschichte der Perserkriege nichts zu tun haben. Im übrigen verweise ich auf das, was ich JB. 1897 S. 168 über den angeblichen Bruch zwischen III und IV und zwischen VI und VII gesagt habe. Aus dem Generalplan des Werkes schließt M. nun auch auf die Vollendung desselben. Eine Weiterführung über Sestos

hinaus hätte den dritten Teil zu sehr anschwellen lassen und dadurch die Symmetrie gestört. Aus demselben Grunde konnte auch nach M. Herodot die Ἀσσύριοι λόγοι nicht auf B. III folgen lassen. Was er sonst noch gegen eine beabsichtigte Fortsetzung in die Pentekontaetie hinein vorbringt, ist meist treffend, wenn auch nicht gerade neu. Störend ist nur der oben besprochene Satz IX 121 καὶ κατὰ τὸ ἔτος τοῦτο κτλ., den er deshalb als unecht ausschließt. Wer sich dieser Athetese nicht anschließen mag, andrerseits aber eine Fortsetzung in die Pentekontaetie hinein nicht zugeben kann, wird wohl mit Lipsius und v. Wilamowitz als beabsichtigten Schluß die Gründung des attischen Seebundes annehmen müssen.

Auch die Behauptung, die Bücher VII—IX seien zuerst abgefaßt, ist nicht neu. Sie ist vornehmlich von A. Bauer (Die Entstehung des Herodotischen Geschichtswerkes. Wien 1878) verfochten, aber von A. Kirchhoff (Die Entstehungszeit des Herodotischen Geschichtswerkes, 2. Aufl. Berlin 1878) entschieden abgelehnt. M.s Gründe für die frühere Abfassung der letzten Bücher berühren sich natürlich vielfach mit denen Bauers, bringen aber doch auch manches Neue. Zu festen, sicheren Ergebnissen kann man bei solchen Untersuchungen natürlich überhaupt nicht kommen, und so wird ja wohl auch M. nicht glauben, Unumstößliches aufgestellt zu haben. Nach seiner Ansicht ist die erste Niederschrift der Geschichte vom Xerxeszuge für athenische Hörer berechnet und etwas nach der Schlacht bei Tanagra, auf die sich die letzte Anspielung aus der Geschichte der Pentekontaetie bezieht, erfolgt. Aus der Zeit des Aufenthaltes in Griechenland stammen dann die hellenischen Logoi, während die skythischen schon in erster Linie auf ein westliches Publikum berechnet sind. In Thurii hat er die drei letzten Bücher einer Revision unterzogen. Das wäre dann die zweite vermehrte Ausgabe, die außer dem Xerxeszuge die ältere Geschichte der griechischen Staaten und die ältere Geschichte des persischen Reiches, den Zug des Dareios, den ionischen Aufstand und Marathon enthielt. Der Besuch Ägyptens fällt nach dem Aufenthalt im Westen, vielleicht in die Rückreise von Thurii nach Athen, die vermutlich über Kyrene ging. Die letzte Bearbeitung fügte die ägyptischen und libyschen Logoi und die Anspielungen auf den Peloponnesischen Krieg ein, ist aber nicht ganz zum Abschluß gekommen.

Vol. II enthält neun Beilagen: 1. Quellen und Zeugnisse über die Perserkriege außer Herodot. 2. und 3. Die persischen und griechischen Vorbereitungen. 4. Allgemeine kriegsgeschichtliche Betrachtungen über den Xerxeszug; Thessalien. 5. Artemision-Thermopylä. 6. Salamis. 7. Von Salamis nach Sestos. 8. Platää. 9. Chronologie des Krieges. Dazu kommen fünf Indices und sechs Karten (Marschroute des Xerxes und Mykale, Thessalien, Thermopylä, Salamis, Platää, Mittelgriechenland). Die erste, 120 Seiten

lange Beilage handelt von allen möglichen Schriftstellern, in denen sich Beziehungen zu Herodot und den Perserkriegen finden, bis herab auf die Byzantiner. Da aber als Quellenschriftsteller zu den Perserkriegen eigentlich nur Diodor (Ephoros) und Plutarch in Betracht kommen, so handelt es sich bei den meisten nur darum zu zeigen, welchen Standpunkt sie den Perserkriegen und auch Herodot gegenüber einnehmen. Also etwas Ähnliches wie eine Schrift mit dem Titel „Die Befreiungskriege von 1813—1815 in der deutschen Literatur des XIX. Jahrhunderts". So interessant nun auch gerade diese Beilage ist, muß ich es mir doch versagen, näher darauf einzugehen. Auch aus den folgenden Beilagen kann ich nur wenige Punkte herausgreifen. Die Angaben über die Stärke der persischen Flotte scheinen M. annehmbarer als die über das Landheer. Aus der Stärke von Hydarnes' Corps (10 000 M.) berechnet M., da es noch 29 andere Korpsbefehlshaber gab, für das ganze persische Heer eine Stärke von 300 000 Mann. Das ist die Stärke von Mardonios' Heer bei Herodot, ist aber ursprünglich die des ganzen Heeres. Dazu kommt noch die Reiterei in Stärke von 60 000 (statt 80 000 bei Herodot). Diese Zahlen werden bei Delbrück und Genossen wenig Billigung finden, kommen aber doch vielleicht der Wahrheit näher als ihre Berechnungen, die die Sache auf den Kopf stellen und die Übermacht auf Seiten der Griechen suchen. Die Stellung in Thessalien wurde wegen der Haltung der Thessaler aufgegeben. Leonidas' Truppen waren nur stark genug, Thermopylä[1]) selbst zu verteidigen. Da die Straße von Trachis nach Phokis gar nicht besetzt war, so rechnete man auf einen Sieg der Flotte, der den Weitermarsch des Königs in Frage stellen sollte. Der Kampf und Tod des Leonidas hatte nur den Zweck, den Rückzug der übrigen zu decken. Die nächste Verteidigungsstelle des Landheeres hätte in Verbindung mit der Flotte bei Salamis am Kithäron sein sollen; Salamis und Platää gehören eigentlich zusammen. Aber die Mutlosigkeit infolge der Niederlage in den Thermopylen bestimmte die Spartaner zu der Stellung auf dem Isthmus.

In betreff der Stellung der Perser bei Salamis steht M. Goodwin am nächsten. Mit ihm hält er die Umzingelung der Griechen in der Bucht für unmöglich. Nach dem persischen Kriegsrat wurden Psyttaleia und die südlichen Ausgänge aus der Bucht besetzt, zugleich aber auch der Sund bei Megara. Letzteres

[1]) Trotz der trefflichen topographischen Schilderung Herodots hält M. Autopsie für ausgeschlossen, weil Herodot sich die Küste von Norden nach Süden verlaufend vorstellt. Diese falsche Orientierung halte ich nicht für ausschlaggebend. Man denke nur an die falsche Vorstellung von der Richtung der Pyrenäen und damit der Lage Spaniens bei Strabo. Legt man nun gar Macans eigene Karte, nach der das alte Meeresufer beim phokischen Wall eine tiefe Einbuchtung zeigt, zugrunde, und läßt Herodot westlich vor diesem Wall stehen, etwa da, wo auf der Karte „the middle gate" eingetragen ist, so hat er in der Tat im Osten das Meer und im Westen das Gebirge.

schließt M. jedoch nicht aus den Worten des Äschylus, sondern in erster Linie aus der Natur der Sache, nebenbei aber auch aus Her. VIII 76. Infolge der Botschaft des Themistokles, nach der er auf Kampfesunlust bei den Griechen, ja bei den Athenern auf Verrat rechnete, ließ sich der König verleiten, aus seiner abwartenden Stellung herauszugehen und die Flotte am nächsten Morgen in die Bucht hineinzuschicken, trotzdem sie sich dabei einem Flankenangriff aussetzte. Dieser trat denn auch ein und entschied die Schlacht. Hierbei ist vor allem hervorzuheben, daß die Botschaft des Themistokles und ihre Wirkung auf den König in das rechte Licht gesetzt ist. Daß mit der Wendung *κυκλούμενοι πρὸς τὴν Σαλαμῖνα* (Her. VIII 76) die Absendung einer Abteilung von Schiffen nach dem Sunde von Megara bezeichnet ist, glaube auch ich; nur meinte ich dem Sinne durch die Änderung von *πρός* in *περί* (JB. 1893 S. 305) etwas nachhelfen zu müssen. Vielleicht auch hat Herodot, wie M. meint, selbst keine klare Vorstellung von dem Manöver gehabt.

Bei Platää schätzt er die Stärke der griechischen Hopliten auf 35—40 000 Mann, die der Leichtbewaffneten und Diener auf ebensoviele; Mardonios gibt er 125 000 Mann und dazu 25 000 (statt 50 000) Griechen und Makedonen. In Herodots Darstellung findet er nicht weniger als zwanzig unmögliche oder doch unwahrscheinliche Punkte. Statt der überlieferten drei Stellungen der Griechen nimmt er vier an: 1. bei Erythrä nach der Entwickelung der Truppen aus dem Passe heraus. Die Griechen waren noch in Kolonne, als ihre Spitze von der persischen Reiterei angegriffen wurde. 2. von Hysiä nach Westen bis zur Insel. Hier verweilten sie längere Zeit, nicht am Asopus, wie Herodot angibt. Diese Stellung gaben sie auf und bezogen 3. eine neue am Asopus, um die Perser zum Angriff zu verleiten. Da die Perser dies nicht taten, war diese Stellung, in der sie von ihrer Basis abgeschnitten waren und von der Reiterei arg bedrängt wurden, unhaltbar. Deshalb wollten sie 4. zur zweiten Stellung zurück. Die Spartaner führten dies auch aus und nahmen in ihrer neuen Stellung die Nachhut unter Amompharetos auf. Das Zentrum floh nicht, sondern begab sich auf Anordnung des Oberfeldherrn teils zum Heraion, teils zum Kithäronpaß, um den Rücken zu decken. Nur die Athener führten ihren Auftrag nicht aus, sondern gelangten statt nach der Insel, die sie besetzen sollten, nach der Ebene, wo sie von den Böotern angegriffen wurden. Zum Glück für die Athener beteiligten sich die Thessaler und Makedonen nicht am Kampfe, während sie selbst von dem einen Teile des Zentrums, der vom Heraion herbeieilte, Unterstützung erhielten. So wurde der Sieg nicht dem Glück oder dem Zufall verdankt, sondern war die Folge eines wohlüberlegten Planes, der den Feind auf ein ungünstiges Gelände lockte, wo er von seiner überlegenen Reiterei keinen Gebrauch machen konnte. In mancher Hinsicht berührt sich diese

Auffassung mit der von Wright (The Campaign of Plataea, New Haven 1904; vgl. JB. 1905 S. 356), ist aber wie diese auch nur eine von den vielen Möglichkeiten.

3) Herodotus. Books VII and VIII. Edited with Introduction and Notes by Charles Forster Smith and Arthur Gordon Laird. 442 S. 8. New York, Cincinnati, Chicago, American book Company.

Der Text dieser Ausgabe ist der im Dialekt nach Fritsch geänderte Teubnersche (Kallenberg). Doch ist die Psilose nicht eingeführt, und auch sonst finden sich manche Abweichungen von Fritsch. Im Kommentar ist in grammatischer Hinsicht Sitzler in der Gothana das Muster gewesen, doch hat er mehr sachliche Erklärung. Die Einleitung endlich ist aus Steins kommentierter Ausgabe entnommen. Der Kommentar zu B. VII ist von Smith, der zu B. VIII von Laird. Von letzterem ist auch ein Abriß der Syntax Herodots, der in geschickter Weise einen Auszug des Wichtigsten aus der Unzahl von Monographien über diesen Gegenstand gibt. Papier, Druck und Einband sind mustergültig. Angezeigt ist die Ausgabe von mir in der Deutschen Literaturzeitung 1909 Sp. 1312.

4) Th. Gomperz, Zu Herodot II 16. Rhein. Mus. 1908 S. 624—625.

G. bringt seine von Hude nicht aufgenommene Konjektur *ἦ γὰρ δή* (st. *οὐ γὰρ δή*) *ὁ Νεῖλος* in Erinnerung. Dabei ergänzt er vorher *χρῆν* nach *προσλογίζεσθαι*, obwohl es doch näher liegt, mit Krüger das in AC vorhandene *δεῖ* in *ἔδει* zu ändern.

5) A. Freifauf, Der Artikel vor Personen- und Götternamen bei Thukydides und Herodot (Commentationes Aenipontanae quas edunt E. Kalinka et A. Zingerle III). Ad Aeni Pontem 1908, Wagner. 67 S. gr. 8. 1,20 *M*.

Eine recht dankenswerte Arbeit, wenn auch vielleicht die Ergebnisse den Erwartungen nicht entsprechen, mit denen der Verf. an sie herangetreten ist. Hier und da fällt auch für die Textkritik etwas ab. Die Personennamen werden nach folgenden Gesichtspunkten behandelt: 1. In Verbindung mit dem Vatersnamen. Dieser folgt fast ausnahmslos mit dem nachgesetzten Artikel des Personennamens wie bei Thukydides (I 7 *Ἀλχαίου τοῦ Ἡρακλέος*). Deshalb wird IX 78 *Λάμπων ὁ Πύθεω* geschrieben gegen ABC, die den Artikel auslassen. Beim Nominativ und Akkusativ fehlt wiederholt der Artikel, wenn noch das Ethnikon, und zwar ebenfalls ohne Artikel, hinzutritt (III 60 *Μεγαρεὺς Εὐπαλῖνος Ναυστρόφου*). Bei einer Anzahl Stellen, an denen der Artikel fehlt, ohne daß das Ethnikon dabeisteht, findet er das Gemeinsame, daß sie keine Doppelgänger bei Herodot haben. Aber schließlich reicht das auch nicht aus; denn ohne jeden Grund steht IX 33

Τεισαμενὸς Ἀντιόχου, obwohl ein Doppelgänger (*Τ. ὁ Θερσάνδρου*) III (soll heißen IV) 147 und VI 52 begegnet. Vor dem Personennamen steht bei nachfolgenden Vatersnamen der Artikel nur ausnahmsweise. III 148 will Verf. in *τῷ Κλεομένει τῷ Ἀναξανδρίδεω* das erste *τῷ* schon deshalb streichen, weil Kleomenes hier zum ersten Male vorkommt. Hierzu paßt gut, daß nach Hude der Artikel in RSV fehlt. Eine Sonderstellung nehmen die Fälle ein, in denen der Genitiv des Vatersnamens eingeschoben ist (III 68 *ὁ Κύρου Σμέρδις*), wodurch meist ein scharfer Gegensatz ausgedrückt wird. Den Zusatz von *υἱός*, den Thukydides nicht meidet, hat Herodot nicht, weshalb Steins Vermutung VII 154 *τοῦ Παταίκου ⟨υἱέος⟩* bekämpft wird, wohl aber setzt er *παῖς* hinzu.

2. Personennamen mit Ethnikon. Geht dies voran, so hat es den Artikel, außer wenn noch der Vatersname hinzutritt (I 41 *τὸν Φρύγα Ἄδρηστον*). Doch auch so bleiben noch drei Ausnahmen (I 168, V 92, VII 226). Nachgestellt hat das Ethnikon gewöhnlich den Artikel, während der Personenname ohne Artikel bleibt. Nur beim Nominativ fehlt er wiederholt, zweimal auch beim Akkusativ. Bei Thukydides hat Verf. den merkwürdigen Unterschied festgestellt, daß *Σπαρτιάτης* stets ohne Artikel steht, *Λακεδαιμόνιος* dagegen ihn stets hat. Bei *Λακεδαιμόνιος* stimmt Herodot damit überein; ebenso bei *Σπαρτιάτης*, doch kommt dies nur einmal vor (VII 226).

3. Personennamen mit *οὗτος*, *ὅδε*, *αὐτός*. Über das Fehlen des Artikels bei *οὗτος* und *ὅδε* bei Herodot habe ich ausführlich JB. 1897 S. 211 ff. gehandelt; diese Abhandlung scheint dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein. Übersehen habe ich eine Stelle, V 113 *Φιλοκύπρου δὲ τούτου*, die zu dem S. 214 Gesagten hinzuzufügen ist. Wiederholen möchte ich hier, daß, wo bei *οὗτος* der Artikel steht, er auch ohne dieses Pronomen stehen würde. Bei *αὐτός* kann Verf. nur feststellen, daß im Genitiv und Dativ und Akkusativ der Artikel in der Regel nicht steht, während er beim Nominativ 11 mal steht und 24 mal fehlt. V 34 (*αὐτῷ τῷ Ἀριστα γόρῃ*) soll *τῷ* durch Dittographie entstanden sein. Möglich, doch steht VII 200 bei dem Genitiv eines Heroennamens, wie wir noch sehen werden, auch der Artikel.

4. Apposition, namentlich *βασιλεύς*. Tritt *βασιλεύς* zum Namen eines Perserkönigs, so haben, wie bei Thukydides, beide Wörter keinen Artikel; meist geht *βασιλεύς* voran. Nur zweimal ist *βασιλεύς* mit dem Artikel nachgesetzt (V 30 und VII 224 *Δαρείου δὲ τοῦ βασιλέος ἀδελφεός*). Die Regel, daß *βασιλεύς* allein ohne Namen für den Perserkönig immer ohne Artikel steht, gilt bei Herodot nicht so streng wie bei Thukydides. Doch sind auch bei ihm die Stellen ohne Artikel in erdrückender Überzahl; in B. IX steht er nie. Steht *βασιλεύς* bei einem nichtpersischen König, so hat es meistens den Artikel. Bei andern Appositionen,

wie *παῖς, θυγάτηρ* u. a. kann der Artikel hinzutreten, er fehlt aber regelmäßig beim Eigennamen; bei *ἀνήρ* steht er nie (I 29 *Σόλων ἀνὴρ Ἀθηναῖος*). Nur zweimal hat der Personenname neben einer Apposition den Artikel, V 49 *ὁ Ἀρισταγόρης ὁ Μιλήτου τύραννος* und III 69 *ἡ ὧν δὴ Φαιδίμη αὕτη ἡ τοῦ Ὀτάνεω θυγάτηρ*. Hier soll er wegen *αὕτη* stehen, V 49 aber ist Verf. geneigt, *ὁ M. τ.* als Randglosse zu betrachten.

5. Personennamen als Attribute. Der eingeschobene Genitiv bei Verwandtschaftsbezeichnungen (I 119 *ὁ Ἁρπάγου παῖς*) hat sehr selten den Artikel; dreimal steht er anaphorisch, I 37, III 69, 88. In andern Fällen kommt er neunmal vor, meistens um einen Gegensatz zu bezeichnen, z. B. III 144 *οἱ τοῦ Μαιανδρίου στασιῶται καὶ αὐτὸς Μαιάνδριος*. Ebenso fehlt gewöhnlich der Artikel, wenn der Genitiv sich an den dem regierenden Nomen nachgesetzten Artikel anschließt (I 7 *τὸ γένος τὸ Κροίσου*). Mit Recht liest Verf. IX 112 *τὴν γυναῖκα τὴν* (so RSV, *τοῦ* ABCP) *Μασίστεω*, und in demselben Kapitel schlägt er gegen die Hss. *τοὺς δορυφόρους τοὺς* (*τοῦ* die Hss.) *Ξέρξεω* vor, wobei nur übersehen ist, daß diese Änderung bereits von Krüger angeregt ist.

6. Präpositionen. Nach diesen tritt der anaphorische Artikel bei Herodot noch seltener ein als bei Thukydides, z. B. ist das Verhältnis bei *μετά* 0 : 11, bei *σύν* 0 : 10, bei *πρός* 11 : 33, bei *παρά* 17 : 52, bei *ὑπό* 1 : 45. Deshalb schreibt Verf. I 30 nach RSV *ὑπὸ Κροίσου*. Aber nach dem vorangehenden *παρὰ Κροῖσον* scheint mir die Anaphora am Platze zu sein. Infolge eines Mißverständnisses ist auch *ὡς* als Präposition mit aufgeführt, III 120 *ὡς Πολυκράτεα*, wo *ὡς* dem vorhergehenden *οὐκ οὕτω* entspricht.

7. Koordination von Personennamen. Sind zwei Namen durch *καί* oder *τε-καί* verbunden, so haben beide den Artikel oder keiner von beiden. Dieselbe Gleichmäßigkeit herrscht, wenn die Ethnika hinzutreten. Die einzige Ausnahme bildet VIII 93 (*Πολύκριτός τε ὁ Αἰγινήτης καὶ Ἀθηναῖοι Εὐμένης τε ὁ Ἀναγυράσιος καὶ Ἀμεινίης Παλληνεύς*. Im richtigen Gefühl streicht hier v. Wilamowitz, was Verf. entgangen ist, *ὁ* vor *Ἀναγ.*; noch besser ist es vielleicht, mit van Herwerden den Artikel vor *Παλληνεύς* zuzusetzen, indem dadurch auch mit dem vorausgehenden *Πολύκριτός τε ὁ Αἰγινήτης* Übereinstimmung erreicht wird.

8. Personennamen als Prädikate. Hier steht der Artikel niemals. Gemeint sind Fälle wie I 155 *Πακτύης γάρ ἐστιν ὁ ἀδικέων*.

9. Die Anaphora des Artikels bei Personennamen. Wo ein Name zum ersten Male oder nach langer Pause zum ersten Male wieder erscheint, hat er keinen Artikel. Wird er aber ein zweites Mal gesetzt, so fehlt der Artikel nur ausnahmsweise, besonders

aber dann nicht, wenn bei der ersten Anführung der Vatersname im Genitiv oder das Ethnikon hinzugesetzt ist oder die Wendung *ὄνομα αὐτῷ ἦν* vorhergeht. Diese Bemerkung ist im allgemeinen richtig und gilt auch für andere Eigennamen. Aber wie steht es dann, wenn derselbe Name noch weiter wiederkehrt? So kehrt z. B. der Name des Krösus, nachdem er I 26 mit *Κροῖσος ὁ Ἀλυάττεω* eingeführt ist, bis c. 45 noch 33 mal wieder, ungerechnet die Vokative *ὦ Κροῖσε*, 13 mal mit dem Artikel, 20 mal ohne diesen, und nur in wenigen Fällen ist zu sagen, weshalb der Artikel steht oder fehlt. Einige besondere Fälle der Anaphora behandelt Verf.; auf zwei muß ich näher eingehen. Er sagt „II 152 *τῷ Ψαμμητίχῳ*, aber 151 *Ψαμμήτιχος* ohne Artikel, weil der Name seit II 30 nicht mehr vorgekommen ist". Aber nach der ersten Nennung c. 151 folgt *Ψαμμήτιχος μέν νυν, ἐκ Ψαμμητίχου, ἐδικαίωσαν Ψαμμήτιχον* und dann erst c. 152 *τὸν δὴ Ψαμμήτιχον τοῦτον, τῷ Ψαμμητίχῳ*, c. 153 *ὁ Ψ.*, c. 154 *ὁ Ψ., ἀπὸ Ψ. βασιλέος, Ψαμμήτιχος μέν νυν*. Es kann also für *τῷ Ψ.* ein besonderer Grund nicht angegeben werden. Ferner „II 107 *τῷ ἐπέτρεψε ὁ Σέσωστρις* (*ὁ* om PRSV). Unmittelbar vorher geht *τοῦτον δὴ τὸν Αἰγύπτιον Σέσωστριν*, also der Name mit Hinzufügung des Ethnikons; in diesem Falle zieht es Herodot unbedenklich vor, bei einer folgenden Erwähnung den Artikel zu setzen. Derselbe Name folgt dann im nächsten Kapitel zweimal, auch wieder mit Artikel". Herodot handelt von Sesostris schon c. 102, wo er mit den Worten *τῷ οὔνομα ἦν Σ.* eingeführt wird. Dann heißt es c. 103 *αὐτὸς ὁ βασιλεὺς Σ.*, 104 *τῆς Σεσώστριος στρατιῆς*, 106 *ὁ Αἰγύπτου βασιλεὺς Σ.*, und dann erst folgen die beiden oben erwähnten Stellen. Also kann in einer solchen langen Reihe der Artikel nach *ἐπέτρεψε* sehr gut wegfallen, wie vorher bei *τῆς Σεσώστριος στρατιῆς*, zumal wenn ein besonderer Grund hinzukommt. Bestimmt hat mich aber, PRSV zu folgen, die Beobachtung, die ich gemacht zu haben glaubte, daß in solchen Relativsätzen nebensächlichen Inhalts der Artikel nur selten stehe. — Warum IV 35 Arge und Opis, die nur hier erwähnt werden, den Artikel haben, weiß ich auch nicht zu erklären.

Der letzte Abschnitt handelt von den Götternamen. Das Wichtigste daraus ist folgendes.

1. Die Namen von Göttern und Heroen werden wie die von Menschen behandelt; nur können sie schon bei der ersten Erwähnung den Artikel haben, weil sie ja immer als bekannt vorausgesetzt werden können.

2. Steht der Name eines Gottes in Verbindung mit einem Begriffe, der sich auf seinen Kult oder seine göttliche Macht bezieht, so steht in der Regel der Artikel.

3. Tritt der Name als attributiver Genitiv zu einem Substantiv, das irgend eine Art von Heiligtum bezeichnet, so hat er

den Artikel, wenn das Apellativum ihn hat; er fehlt aber, wenn er beim Appellativum fehlt (I 19 *τὸν νηὸν τῆς Ἀθηναίης*, 171 *Διὸς Καρίου ἱρόν*). Darum ist er gegen Schäfers Konjektur VI 134 ⟨*τὸ*⟩ *ἕρκος θεσμοφόρου Δήμητρος* und streicht VII 200 (*ἕδραι εἰσὶ Ἀμφικτυόσι καὶ αὐτοῦ τοῦ Ἀμφικτυόνος ἱρόν*) den Artikel vor *Ἀμφικτυόνος*, der leicht aus dem vorhergehenden *αὐτοῦ* entstanden sein könne und der sonst zum Genitiv eines Namens neben *αὐτοῦ* nicht stehe. Und doch halte ich ihn für richtig; es findet eine Art von Anaphora auf das vorhergehende *Ἀμφικτυόσι* statt. Endlich liest Verf. mit Stein VIII 94, wie ich jetzt glaube, mit Recht, *κατὰ* [*τὸ*] *ἱρὸν Ἀθηναίης Σκιράδος*. Es ist ja dies die Lesart der Hss., der Artikel steht außer in der Aldina nur in d.

4. Tritt noch ein Beiname hinzu, so fehlt der Artikel, wenn auch der Name des Gottes ihn nicht hat; hat ihn der Name des Gottes, so wird er vor dem Beinamen wiederholt (I 92 *τῷ Ἀπόλλωνι τῷ Ἰσμηνίῳ*), oder dieser steht attributiv eingeschoben (I 52 *τοῦ Ἰσμηνίου Ἀπόλλωνος*).

6) Willi Brandt, Griechische Temporalpartikeln vornehmlich im ionischen und dorischen Dialekt. Inaugural-Dissertation von Straßburg. Göttingen 1908. 107 S. 8.

Die Abhandlung bringt mehr als der Titel verspricht, insofern als sie auch noch einen Überblick über den Gebrauch der Temporalpartikeln in der Atthis und der *κοινή* gibt, andrerseits aber weniger, da sie für die beiden genannten Dialekte auch nur eine Übersicht liefert. Eine ausführlichere Anzeige von mir ist in den Händen der Schriftleitung der Berliner philologischen Wochenschrift.

7) W. Nestle, Herodots Verhältnis zur Philosophie und Sophistik. Beilage zum Programm des evangelisch-theologischen Seminars in Schöntal 1908. 37 S. 4.

Berührungspunkte mit den älteren Philosophen findet N. an verschiedenen Stellen, aber sie haben mit den Systemen dieser nichts zu tun. „Nur was für die Philosophie Außenwerke sind, was in das naturwissenschaftliche und kulturgeschichtliche Gebiet einschlägt, kurz das empirisch Wahrnehmbare, die auf Erfahrung beruhende *ἱστορίη*, zieht ihn an“ (S. 12). Damit will aber N. nicht gesagt haben, daß Herodot die Werke der Philosophen, z. B. das schwer verständliche des Heraklit, selbst gelesen habe. Am Schluß dieses Abschnittes geht N. auch noch auf die Medizin ein und zeigt hierbei, daß Herodot nicht nur mit Empedokles, sondern auch schon mit den Schriften des Hippokrates bekannt gewesen ist, jedenfalls mit der Schrift *περὶ ἀέρων*, wahrscheinlich auch mit der *περὶ ἱρῆς νούσου* und mit den *ἀφορισμοί* (Wirkung des Landes und Klimas auf die Bewohner, Entstehung der Träume u. a.).

Viel deutlicher sind die Einwirkungen der Sophistik auf Herodot zu erkennen, wie das ja auch schon vielfach ausgesprochen ist. Schon in formaler Hinsicht findet N. dies in den Reden und Gesprächen, die nicht nur dazu da sind, die Erzählung zu beleben, wofür ja Herodot schon im Epos und Drama Vorbilder hatte, sondern das Historische oft nur als Einkleidung für die Besprechung eines abstrakten Themas enthalten. Doch mehr geht N. auf die sachliche Einwirkung der Sophisten ein. Hierbei gelingt es ihm, eine bisher übersehene Übereinstimmung zwischen Her. III 108 und Protagoras bei Plato 321 B, die bis ins Sprachliche geht (*ὀλιγόγονα—ὀλιγογονίαν*), festzustellen. N. hält es für so gut wie gewiß, daß diese Übereinstimmung auf Protagoras Schrift *περὶ τῆς ἐν ἀρχῇ καταστάσεως* zurückgeht. So überzeugend wie in diesem Falle sind nun freilich die zahlreichen anderen von N. bei Herodot gefundenen Anklänge an Schriften von Sophisten nicht, aber einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit muß man ihnen doch gewöhnlich zuerkennen. Das Wesentlichste sei kurz hier angeführt. Anklänge an Gorgias findet N. in den von Feindesmund ausgesprochenen panhellenischen Ideen (VII 9 *β*) und in Darius' Ausspruch über die Berechtigung der Lüge (III 72), der sich für den Bekenner der Avestareligion so wenig schickt. Von Prodikus leitet er die pessimistische Stimmung in den Gesprächen des Krösus mit Solon und des Xerxes mit Artabanus her, nicht von älteren Dichtern, weil er I 32 auch in der Unterscheidung synonymer Ausdrücke (*ὄλβιος—εὐτυχής*) Prodikus' Einfluß sieht. Spuren des Hippias findet er mit Diels in dem Ausdruck *παραθήκη* statt *παρακαταθήκη* (III 73, 86, IX 45) und in der Bemerkung über die Verleumdung (Her. VII 10.*η* = Hipp. fr. 17), mit Dümmler (Proleg. zu Platons Staat S. 34) in der Verwendung des Pindarwortes vom *νόμος βασιλεύς* (Her. III 38). Das Emporkommen des Dejokes bei Herodot (I 96 f.) bilde den Schluß. Daß hier keine wirkliche Geschichte vorliegt, ist längst erkannt; N. gelingt es aber, Beziehungen zu dem sogenannten Anonymus Jamblichi, in dem Blaß Bruchstücke von dem Sophisten Antiphon erkennt, festzustellen, indem in beiden dargestellt wird, wie aus einer vorangegangenen Anarchie Monarchie entstehe.

Ein besonderer Abschnitt ist der so viel behandelten Debatte über die drei Staatsformen (III 80—82), zu der sich Berührungspunkte in der Rede des Mäandrius (III 142) und in der des Sosikles (V 92) finden, gewidmet. Es wird auf die Verwandtschaft der hier vorgetragenen Ideen mit manchen Stellen bei Euripides (besonders Hiket. 420) und in Isokrates' Neokles hingewiesen, die gemeinsame Quelle aber nicht mit Maaß in Protagoras, sondern wieder vornehmlich in Hippias gesucht. Doch wird dabei zugestanden, daß Herodot wie Euripides und Isokrates bei ihrem Gedanken über die Verfassungsformen auch von andern Sophisten Anregung erhalten haben kann.

Der vierte Abschnitt handelt noch kurz von Herodots Interesse für sprachliche Erscheinungen (die vier ionischen Dialekte, die auf s ausgehenden persischen Namen, die Ursprache der Menschheit), für Erfindungen, die teils bestimmten Persönlichkeiten, teils einzelnen Völkern zugewiesen werden (Eisenlöten dem Glaukus, Münzprägung den Lydern), für die *νόμοι* fremder Völker und von seiner rationalistischen Kritik.

8) J. Beloch, Die Schlacht bei Salamis. Klio VIII (1908) S. 477—486.
9) H. Kallenberg, Psyttaleia. Berliner philologische Wochenschrift 1909 Sp. 60—63.

B. hat seine Ansicht über die Schlacht von Salamis vollständig geändert. Während er früher (Gr. Gesch. I 376) sich dahin aussprach, daß die Schlacht beim Eindringen in den Sund sich entwickelte, verlegt er jetzt die Einfahrt der Perser in den Sund in die Nacht vorher, so daß die Griechen im Sunde umzingelt sind und die Schlacht in diesem stattfindet. Störend ist dabei die Insel Psyttaleia, wenn man sie, wie das allgemein bisher geschehen ist, in dem südlich vor den Gewässern von Salamis liegenden Lipsokutali sucht. So kommt er denn dazu, die Gleichung Psyttaleia—Lipsokutali aufzuheben und für Lipsokutali die nördlich von der Stadt Salamis liegende Insel Hagios Georgios einzusetzen. Daß Psyttaleia nach Äschylus *πρόσθε Σαλαμῖνος πόρων* (so liest er statt *τόπων*) liegt, nicht *ἐν Σ. πόροις*, stört ihn nicht. Andrerseits findet er in Strabos Beschreibung (IX 395) eine Bestätigung seiner Ansicht. Dabei sind es vornehmlich zwei Dinge, die auf den Leser Eindruck machen können, die Bemerkung, daß Lipsokutali mit seinen beinahe unnahbaren Ufern für den von Herodot (VIII 76) angegebenen Zweck der Besetzung wenig geeignet erscheint, und der Umstand, daß B. in Lipsokutali eine Stelle für das rätselhafte Keos Herodots und zugleich eine Erklärung für Strabos Worte *ἄλλο νησίον ὅμοιον τῇ Ψυτταλίᾳ καὶ τοῦτο* (*νησίον* = Lipsokutali) gewinnt. Daß aber sonst aus Strabo klar hervorgeht, daß die bisherige Ansicht von der Lage von Psyttaleia die allein richtige ist, glaube ich in meinem kleinen Artikel „Psyttaleia“ in der Berliner philol. Wochenschrift gezeigt zu haben. Die oben angeführten Worte Strabos, die auch sprachlich nicht ohne Anstoß sind, dürften ein fremder Zusatz sein.

10) W. W. Tarn, The Fleet of Xerxes. Journal of Hellenic Studie XXVIII (1908) S. 202—233.

Wiederholt wird die Stärke der persischen Flotte auf 600 Schiffe angegeben (beim Zug gegen die Skythen, bei Lade, bei Marathon). Verf. glaubt, daß auch Xerxes' Flotte diese Stärke gehabt habe, nur mit dem Unterschiede, daß in diesem Falle diese Stärke wirklich erreicht sei, während sie sonst mehr nur auf dem Papier vorhanden gewesen sei. Da nun Herodot bei Doriskus den Persern

1207 Schiffe gibt, aber später 400 + 200 durch Sturm vernichtet werden läßt, so betrachtet er dies als einen Versuch, zwischen den Zahlen 1207 und 600 einen Ausgleich herbeizuführen. Herodot läßt nun aber bis Therma noch 120 Schiffe von den Griechen in Thrazien und von den benachbarten Inseln hinzukommen, eine Zahl, die, wie man ohne weiteres Verf. zugeben kann, viel zu hoch gegriffen ist. Diese Zahl aber benutzt er, um ein kühnes Gebäude aufzuführen. Er hält die Zahl für richtig, nur soll sie die Anzahl der bei Abydus zum Schutz der Brücke zurückgebliebenen und nun nachgekommenen Schiffe bezeichnen. Dabei stört ihn Herodots Angabe, nur die Schiffe von Abydus seien zurückgeblieben, nicht im geringsten. Denn zu dem Zwecke, die Brücke gegen einen Handstreich eines fliegenden Geschwaders zu sichern, wären die Abydener allein zu schwach gewesen, in Wahrheit sei die Flotte von der Äolis und dem Hellespont, der fünfte Teil der ganzen Flotte, zurückgeblieben. Damit hat er nun die Stärke der einzelnen Teile der Flotte gewonnen, $5 \times 120 = 600$. In der Tat sehr kühn. Die fünf einzelnen Flotten stellen 1. Ägypten, 2. Phönizien, 3. Kyprus, Kilikien, Pamphylien und Lykien, 4. Ionien und Karien, 5. Äolis und der Hellespont. Er glaubt die Zahl 120 auch erklären zu können. Sie ist die Stärke der Flotte, zu deren Stellung die Phönizier verpflichtet waren und die den Kern der ganzen Flotte bildete, d. h. zwei Divisionen zu 60 Schiffen. Und dieses Sexagesimalsystem findet er auch bei den Karthagern wieder. In der Tat werden mehrmals karthagische Flotten in Stärke von 60 oder 120 Schiffen erwähnt. Aber auch wo die Zahlen nicht stimmen, weiß sich Verf. zu helfen. So werden Diod. XIX 106 130 Schiffe erwähnt; das sind $2 \times 60 + 2 \times 5$ scouts (Avisos).

Im übrigen sei noch folgendes erwähnt. Die Verluste durch den Sturm werden größtenteils für Fabel erklärt. Doch zugegeben wird der Untergang der Schiffe bei der Umfahrt um Euböa, und zwar sollen dies die Schiffe von der Äolis und vom Hellespont gewesen sein, weil sie nicht weiter erwähnt werden. Indem er zu diesem großen Verlust (120 Schiffe) nun noch kleinere zufügt, berechnet er die bei Artemisium kämpfende persische Flotte auf 450 Schiffe. Den Kampf am dritten Tage hält er für einen vollen Sieg der Perser, weshalb auch Themistokles gegen jeden weiteren Kampf in offenen Gewässern gewesen sei. Für die Stärke der Griechen bei Salamis ist ihm Äschylus' Angabe (310 Schiffe) glaubwürdig. Die Zahl entsteht aus den 325 Schiffen bei Artemision, wenn man 70 Schiffe als Verlust abzieht und dann wieder 55 als Verstärkung hinzuzählt. Hiergegen ist nichts zu sagen, auch dagegen nicht, daß Herodots 380 Schiffe die Gesamtzahl der im Sommer 480 von den Griechen gestellten Schiffe bezeichnet. Die Stärke der Perser bei Salamis berechnet er auf 380, indem er auch hier die Verluste bei Artemisium mit 70 in Rechnung setzt.

Die Vorgänge bei Salamis stellt er sich folgendermaßen vor. Mit dem Aufbruch des Landheeres zum Isthmus geht auch die ägyptische Flotte ab, um im befreundeten Argolis im Rücken der Griechen zu landen. Darüber werden die Peloponnesier auf der Flotte unruhig und wollen abziehen. Nun tritt die Botschaft des Themistokles ein. Ihre Folge ist, daß den Ägyptern auf irgend eine Weise der Befehl zukommt, in den Sund bei Megara einzulaufen und den Griechen den Rückzug abzuschneiden. Die Hauptmasse der Perser geht in der Dämmerung vor, ohne eines ernsten Kampfes gewärtig zu sein. Die Ionier werden von den Ägineten durchbrochen, weshalb diesen auch der Preis der Tapferkeit zuerkannt wird, während die Athener die Phönizier bestehen müssen. Da die übrige persische Flotte nicht erwähnt wird, wird sie wohl in Reserve gestanden haben. So werden auf Seiten der Perser nur 200 Schiffe oder noch weniger am Kampfe teilgenommen haben, d. h. sie waren in der Minderzahl. Denn auch angenommen, daß Adeimantos mit etwa 50 Schiffen gegen die Ägypter sich gewandt habe, so blieben den Griechen doch noch 260 Schiffe gegen die Hauptmacht der Perser. — Da die Besetzung von Psyttaleia nur Sinn hat, wenn die Perser einen ernsten Kampf erwarteten, so glaubt Verf., sie sei erst von der Reserveflotte nach Beginn des Kampfes ins Werk gesetzt worden. Doch mehr noch ist er geneigt, sie für ein Mißverständnis anzusehen. Aristides wird die schiffbrüchigen Mannschaften einiger Schiffe dort erschlagen haben.

11) J. L. Myres, A History of the Pelasgians Theory. Journal of Hellenic Studies XXVII (1907) S. 170—225.

M. stellt an die Spitze seiner Untersuchung, die er, wie er angibt, ohne jedes Vorurteil begonnen hat und deren Resultate ihn selbst überrascht haben, den Satz, daß man bei Homer nur da, wo die substantivische Form *Πελασγοί* gebraucht ist, annehmen darf, daß der Dichter ein bestimmtes Volk, das in seiner Zeit noch existierte oder von dem doch noch eine lebendige Tradition vorhanden war, im Auge habe, während die adjektivische Form *Πελασγικός* nur anzeige, daß ein so bezeichneter Ort oder eine so genannte Person für den Dichter und seine Zuhörer nur etwas bedeutet, das in irgend einer Weise am pelasgischen Charakter teil hat. Also bezeichnet in der Verbindung *Πελασγικὸν Ἄργος* (Il. II 681) und in der Anrufung *Ζεῦ Πελασγικέ* (Il. XVI 233) das Adjektiv etwas Prähistorisches, genauer Präachäisches oder Nicht-achäisches. Dagegen legt M. alles Gewicht auf Il. II 840—843. Hier werden im Troerkatalog die Bundesgenossen in geographischer Ordnung aufgezählt; und da hier die Pelasger zwischen den Kriegern des Asios, die aus der Gegend von Abydos und Sestos stammen, und den Thraziern aufgezählt werden, schließt M., daß sie westlich von Sestos ein Land bewohnten, das etwa dem der späteren Apsinthier entspreche. Die zweite Stelle, an

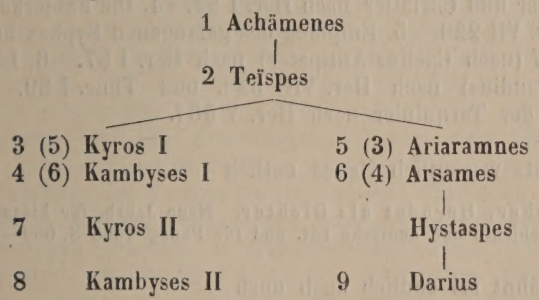
der Pelasger genannt werden, Il. X 428—431, ist ohne Belang, da hier in der Aufzählung der Völker keine geographische Anordnung herrscht. Aus der dritten Stelle endlich, Od. XIX 177, wo Pelasger auf Kreta erwähnt werden, folgert M., daß diese aus derselben Gegend am Hellespont, verdrängt durch Nachbarvölker, nach dieser Insel gekommen seien. Hiermit glaubt nun M. Herodots Angaben gut vereinigen zu können. Die Pelasger in Plakia und Skylake (I 57) östlich von Kyzikos sind aus jenen Sitzen westlich vom Hellespont ausgewandert. Es wird dies in Verbindung gebracht mit den Zügen der thrakischen Bithyner und anderer Stämme aus Europa nach Kleinasien. Ein anderer Zug der Pelasger kam nach Attika, ein anderer verdrängte die Minyer aus Lemnos, Imbros und Samothrake, wieder andere setzten sich in Antandros fest (VII 42). Endlich rechnet er auch die Pelasger bei Kreston hierher, weil sie dieselbe Sprache redeten wie die in Plakia und Skylake, wobei er sich gegen die von E. Meyer angenommene Lesart *Κρότωνα* (d. i. Cortona) bei Dionysius Hal., wie ich meine, mit Recht ausspricht. Wo Herodot sonst noch Pelasger nennt (die eigentlichen Bewohner Attikas, in Dodona und Thessalien, westlich von Sikyon, auf den Kykladen, im peloponnesischen Argos, in Arkadien und in der Kynuria) sind es nur Pelasger in der Theorie, d. h. vorhellenische Bewohner, die mit der Zeit zu Hellenen geworden sind. Auf das, was M. über Thukydides, Hellanikos und Ephoros bemerkt, gehe ich nicht weiter ein, möchte aber noch zweierlei bemerken. Der Grundsatz, von dem M. ausgeht, mit *Πελασγικός* könne bei Homer nicht ein wirklicher Volksstamm bezeichnet werden, ist nur aufgestellt, aber nicht bewiesen. Daß in *Πελασγικὸν Ἄργος* das Adjektiv mehr bezeichnen muß als bloß „pelasgische Art", zeigt doch der Name der Landschaft *Πελασγιῶτις* und der ihrer Bewohner *Πελασγιῶται*. Und so werden die wohl recht haben, die ein wirklich pelasgisches Volk gerade in Thessalien suchen. Zweitens ist die Stelle im Troerkatalog, eine der spätesten Stellen der Ilias, ein schwaches Fundament für das kühne Gebäude. Es ist viel eher anzunehmen, daß der Verfasser dieses Kataloges seine Kenntnis aus älteren Stellen der Ilias, vornehmlich aus der Patroklie, geschöpft hat, als daß er eigene Kenntnisse von den Sitzen der Pelasger gehabt hat. Wo er das großschollige Larisa sucht, das nach der Patroklie weit ab von Troja liegt, gibt er nicht an. Nach M. soll man es in der Nähe des Hellespont ansetzen. Daß eine Stadt mit einem so allgemeinen Namen wie Larisa auch dort gelegen haben kann, ist natürlich nicht ohne weiteres abzuweisen. Andrerseits aber liegt es doch nahe, mit E. Meyer an das thessalische Larisa, zu dem *ἐριβῶλαξ* so trefflich paßt, zu denken. Vielleicht sind alte Kämpfe zwischen den Achäern im Süden Thessaliens mit ihren nördlichen Nachbarn aus der Heimat in die troische Ebene übertragen, ohne daß der Dichter selbst noch davon eine Ahnung hat.

12) W. M. Flinders Petrie, The Structure of Herodotus, Book II. Journal of Hellenic Studies XXVIII (1908) S. 198—199.

Die gestörte Ordnung der ägyptischen Dynastien bei Herodot durch eine Umstellung herzustellen, indem II 124—136 vor II 100—123 gesetzt wird, ist schon, wie ich aus diesem Artikel entnehme, 1898 von B. Apostolides in L'Hellénisme Egyptien vorgeschlagen worden. Die vertauschten Stücke wie auch das darauf folgende fangen mit denselben Worten an, II 100 *μετὰ δὲ τοῦτον καταλέγει*, II 124 *μετὰ δὲ τοῦτον βασιλεύοντα* und II 137 *μετὰ δὲ τοῦτον βασιλεῦσαι*. Verf. sucht nun eine solche Vertauschung noch dadurch glaubhaft zu machen, daß er B. II nach dem Inhalt in 12 Rollen von annähernd gleicher Länge teilt, die 207—236, im Durchschnitt 220 Zeilen (nach Sayces Ausgabe berechnet) enthalten. In Buch I und III findet er Abschnitte von gleicher Länge, in I 14, in III 10 Rollen.

13) C. F. Lehmann-Haupt, Darius und der Achämeniden-Stammbaum. Klio VIII (1908) S. 493—495.

Indem der Ausdruck duritaparnam auf der Darius-Inschrift mit „in zwei Reihen" erklärt wird, werden die acht königlichen Vorfahren in folgender Weise bestimmt:



Ariaramnes und Arsames waren Unterkönige in Persis unter medischer Herrschaft, wie Kyros I und Kambyses I in Anzam nach der babylonischen Cylinderinschrift. Unter Kyros dem Großen gab es keine Unterkönige mehr. Aus dem nicht-arischen Namen Kuraš vermutet Verf., daß Kyros väterlicherseits Iranier, aber mütterlicherseits aus anzanischem, d. h. nicht indogermanischem, auch nicht semitischem Stamme sei, während Darius' Vorfahren reine Arier waren.

14) Franz Helm, Materialien zur Herodotlektüre mit Rücksicht auf verwandte Gebiete und im Sinne des erziehenden Unterrichts. Heidelberg 1908, Carl Winter. XV u. 202 S. 8. 5 *M*, geb. 6 *M*.

Das mit großer Begeisterung für Herodot geschriebene Buch ist durch Zusammenfügung zweier Programmschriften, die den-

selben Titel tragen (Teil I Darmstadt 1900, II Bingen 1903) entstanden. Beide sind von mir JB. 1902 S. 93 und 1904 S. 252 besprochen. Die Zusätze bestehen meistens in Zitaten, besonders aus der französischen Literatur. Hervorheben möchte ich noch einen Zusatz über die sittliche Bedeutung des Studiums der alten Geschichte (S. 92 und 96) und den Hinweis auf die Abbildung des persischen Kriegsrates auf der sogenannten Perservase im Museo nazionale in Neapel. — Erwähnt sei noch die eingehende Würdigung dieser Schrift von W. Nitsche (Deutsche Literaturzeitung 1909 Sp. 598—604), der neben andern Wünschen für eine neue Auflage auch eine größere Hervorhebung des Themistokles für notwendig hält. Beiläufig ergänzt er VII 108 *δεδήλωται ⟨χώρη⟩ ἡ*. Wenn eine Ergänzung notwendig ist, dann doch lieber *γῆ*, das leichter ausfallen konnte.

15) W. Soltau, Die Anfänge der römischen Geschichtschreibung. Leipzig 1909, H. Haessels Verlag. VI u. 273 S. 8. 6 *M*.

In einem Anhang werden die Erzählungen bei römischen Historikern zusammengestellt, die Herodot nachgebildet sind. 1. Romulus und Remus unter den Hirten nach Her. I 116 f. 2. Tarquinius Superbus und Gabii nach Her. V 92 und III 154. 3. Horatier und Curiatier nach Her. I 82. 4. Die Fabierkatastrophe nach Her. VII 228. 5. Empfang des gefangenen Syphax bei Appian Libyka 27 (nach Caelius Antipater) nach Her. I 87. 6. Liv. V 43 f. (nach Claudius) nach Her. VIII 52 f. und Thuc. I 89. 7. Vertreibung der Tarquinier nach Her. V 56 f.

Nichts wesentlich Neues enthält

16) E. Weber, Herodot als Dichter. Neue Jahrb. für klass. Altertum, Geschichte und deutsche Lit. und für Pädag. 1908 S. 669—683.

Erwähnt sei endlich auch noch

17) Felix Jacoby, Über die Entwickelung der griechischen Historiographie und den Plan einer neuen Sammlung der griechischen Historikerfragmente. (Vortrag auf dem internationalen Kongreß für historische Wissenschaft.) Klio IX S. 180—223.

Unter anderem handelt Verf. von der Stellung Herodots in der Geschichte der Historiographie.

Dahlem. H. Kallenberg.

7.

Tacitus.

Über das Jahr 1908/09.

I. Ausgaben und Übersetzungen.

1) Der Rednerdialog des Tacitus. Herausgegeben und erklärt von R. Dienel. Text, Einleitung und Kommentar. Leipzig 1908, B. G. Teubner. IV u. 47, XXVIII u. 107 S. 8. 2 *M*. (Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben XII.)

Dienel ist den Lesern dieser Jahresberichte als Verfasser einer Anzahl von Aufsätzen zum Dialogus längst bekannt geworden. Dem Gepräge dieser Aufsätze entspricht der Charakter der vorliegenden Ausgabe. Im Vorwort wird auf die kulturelle Bedeutung hingewiesen, die der Dialog für die moderne Zeit und die auch in ihr noch miteinander ringenden Gegensätze habe, am Schluß der Einleitung wird 'die Erziehungs-, Bildungs- und Berufsfrage im Dialog' behandelt, im Kommentar wird ein Hauptgewicht gelegt auf die Tendenz des Ganzen sowie auf die Würdigung der von den einzelnen Rednern vertretenen verschiedenen Anschauungen und Auffassungen, insofern sie einander ausschließen oder gegenseitig berühren. Daher tritt neben den zahlreichen, meist wohlgelungenen Übersetzungsvorschlägen die sachliche Erklärung und zwar in erster Reihe die Deutung des Zusammenhangs der Gedanken in den Vordergrund, und demselben Zwecke dienen auch die sehr zahlreichen Zitate aus Cicero und Quintilian.

Der Dialog ist nach Dienels Annahme von Tacitus im J. 97 veröffentlicht worden, wie er namentlich aus den Berührungen mit Plinius und Quintilian schließt; doch sei der Agricola ihm vorangegangen. Über die Frage, wie diese beiden Ansätze sich miteinander vertragen, da doch die Abfassung des Agricola heute allgemein in den Anfang der Regierung des Trajan, d. i. in das Jahr 98, gesetzt wird, äußert sich D. nicht. Die Komposition der Schrift bietet nach seinem Urteil keine Schwierigkeit: man könne nicht behaupten, daß irgend ein Teil des Dialogs nicht zur gründlichen Erörterung des Gegenstandes gehöre; denn der erste Abschnitt (c. 3—13) diene wie der zweite (c. 16—27) der Erledigung je einer notwendigen Vorfrage. Mit großem Eifer end-

lich tritt D. für die Ansicht ein, daß die ganze Partie c. 36—41 dem Maternus gehöre.

Der Text schließt sich im allgemeinen an die 1906 erschienene neue Auflage der Ausgabe Joh. Müllers an; doch sind die Abweichungen, die ein Anhang sorgfältig verzeichnet, zahlreich. Darunter befinden sich die in meinem letzten Bericht besprochenen Konjekturen des Herausgebers selber. Von den übrigen Abweichungen verdient nur eine hervorgehoben zu werden: 19, 1 *Nam quatenus antiquorum admiratores hunc velut terminum antiquitatis constituere solent, 'qui usque ad Cassium', quem reum faciunt, quem primum adfirmant* usw., wie D. nach den Handschriften schreibt. Er ergänzt *fuerunt* zu *qui usque ad Cassium* und bezieht das Relativum, wie es scheint, auf *antiquorum* zurück. Beides is bedenklich, die Satzbildung seltsam und befremdend.

An dem sorgfältigen und reichhaltigen Kommentar ist nur wenig auszusetzen. Irrtümlich wird S. 19 Barea Soranus als Hauptankläger des Paetus Thrasea bezeichnet; unrichtig heißt es S. 21 'die lange romanisierten Provinzen Spanien und Kleinasien'; denn abgesehen davon, daß die Provinz Asia nicht mit 'Kleinasien', einem der modernen Geographie eigenen Begriff, identifiziert werden darf, ist diese Provinz niemals romanisiert worden. Die Bemerkung Dienels verdankt ihren Ursprung einer unglücklichen Zusammenziehung der Note Johns zu c. 10: 'Spanien gehörte zu den ältesten und am meisten romanisierten, Asien zu den gebildetsten Provinzen'. Unter den *liberti* c. 13 sind ausschließlich die liberti principis zu verstehen; daher durfte hier weder an Tiro noch an Livius Andronicus, Terenz oder an andere Freigelassene erinnert werden, die sich in der römischen Literatur einen Namen gemacht haben; denn diese würden ja *libertini* heißen. Der Ausdruck *in morem annalium* c. 22 bezeichnet den Geschichtsstil, wie John richtig sagt, nicht die 'Art der alten Chroniken'; denn *annales* sind nicht altertümliche, dürre Verzeichnisse geschichtlicher Begebenheiten, sondern Geschichtswerke überhaupt. Mucian heißt mit vollem Namen C. Licinius Mucianus; den Namen Crassus führte er nicht (Dienel S. 91); s. die Prosopogr. Imp. R. 'Das *ius Verrinum*', sagt Dienel S. 54, 'ist eine derbe Possenreißerei, die aber, nach Cicero an der bezogenen Stelle, gar nicht von ihm stammte, was auch Quint. VI 3, 4 hervorhebt'. Das sieht so aus, als wäre die Tatsache, daß Cicero der Erfinder jenes dictum ist, zweifelhaft. Auch Quintilian drückt ja keinen Zweifel aus, wenn er sagt, daß Cicero *illa ipsa, quae sunt in Verrem dicta frigidius, aliis assignavit.* Warum er solche von ihm selbst erfundene Äußerungen anderen in den Mund gelegt hat, liegt ja auf der Hand. — Nicht gut übersetzt ist c. 6 *est quoddam ... gaudii pondus et constantia* 'übt einen nachhaltigen Eindruck aus' (besser John: 'hat etwas Nachdrückliches und Nachhaltiges'). Eine *recens cura* ebd. ist nicht eine 'in kürzester Zeit zu leistende

Aufgabe', sondern eine Aufgabe, die den Redner erst seit kurzer Zeit beschäftigt hat. Den Einfall, *levioribus* c. 10 von *lēvis* 'glatt' abzuleiten ('in glatten Niederungen stehen bleibst'), hätte D. lieber unterdrücken sollen. Das Herausfallen aus dem Bilde wird, wie John richtig bemerkt, durch den Anschluß an die übertragene Bedeutung von *summus* entschuldigt. Die Verbindung *viri optimi et temporum nostrorum oratores* c. 14 als gleichbedeutend mit *optimi et viri et t. n. oratores* zu setzen ist gezwungen und unnötig. *Vos ipsi* c. 15 ist nicht 'selbst ihr', sondern 'ihr selbst'; *ne dividatis* c. 17 nicht = ne diviseritis, enthält also kein Verbot, sondern hängt ab von einem, wie so oft, so auch hier zu ergänzenden 'ich sage dies'. *Porro* steht c. 23 nicht anders wie c. 5 in dem Sinne von *atqui* und ist nicht = 'demgemäß'. Ist der Relativsatz *quodque ... debeat* c. 26 'konzessiv'? Vielleicht ist 'konsekutiv' gemeint. Ebd. macht D. einen vergeblichen Versuch zu erweisen, daß die mit *ceteros* bezeichneten Personen nicht identisch sind mit denen, die unter *sequentibus* zu verstehen sind, und c. 36, daß in der Verbindung *accusationes ... reorum* kein Pleonasmus vorliegt. Die Ausdrücke 'unbemakelt' S. 29, 'zu etwas riechen' S. 45 (*odorari*) sind vielleicht Austriacismen. S. 38 schreibe 'konnte Tacitus' statt 'konnten von Tacitus'; S. 26 *in strepitu* st. *in strepitu urbis*, S. 85 *adhibentur* st. *exhibentur*. S. 92 wird *similis eloquentiae condicio* c. 37 erklärt durch similiter res se habet cum el. 'ähnlich ist es mit —', ein seltsames Latein.

Angezeigt WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 573 von Ed. Wolff, aus dessen Ausführungen ich die Deutung der Worte *sui alienique contemptus* c. 29 hervorhebe, durch die die schamlose Possenreißerei gekennzeichnet werde, 'die weder sich noch andere schont'. Auch Zeitschr. f. d. öst. Gymn. 60 S. 411 von R. Bitschofsky.

2) Cornelii Taciti de vita et moribus Iulii Agricolae liber. Ad fidem codicum edidit Edmundus Hedicke. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Gymnasiums zu Freienwalde a. O. Ostern 1909. 20 S. 4.

Eine kritische Ausgabe eines antiken Literaturerzeugnisses als wissenschaftliche Beilage einem Schulprogramm beigegeben ist zwar eine ungewöhnliche Erscheinung, aber eine an sich durchaus nachahmenswerte Leistung, die in dem vorliegenden Falle einen besonderen Wert dadurch erhält, daß Hedicke der erste ist, der eine Rezension des Textes des Agricola auf allen vier heute vorhandenen Handschriften, den beiden altbekannten und den beiden neugefundenen, dem cod. Toletanus und dem cod. Aesinus, aufgebaut hat. Freilich scheint mir nicht in der Rezension selber das Hauptverdienst dieser Arbeit zu bestehen, sondern in dem mit peinlicher Sorgfalt zusammengestellten Apparat, der nur ganz weniger und geringer Ergänzungen und Berichtigungen bedarf. Nachzutragen ist nämlich nur 34, 16 Halm zu *rebellandi*: H (=

Aesinus) m. 2 am Rande *bellandi*, 42, 7 G (= Aesinus) *obscuris*, 42, 10 G *amnuisset*, 45, 16 G *tanquam*. Irrtümlich ist die Angabe 32, 3 *gioriam* (st. *gloriam*) H und 45, 18 *moestitiae* (st. *moestitiam*) AG.

Die Textgestaltung selber verdient kein uneingeschränktes Lob. Daß Hedicke ihr die beiden neu gefundenen Handschriften, insonderheit für den Abschnitt 13, 2—40, 6 die acht alten Blätter des Aesinus, nach den Publikationen von Leuze und Annibaldi zugrunde gelegt hat, ist begreiflich und verständig. Über die durch diese beiden Gelehrten gewonnenen, von Hedicke für seinen Text verwerteten neuen Lesungen brauche ich mich hier nicht zu äußern, da ich dies bereits JB. XXVIII 309 und XXXIII 228 getan habe und auch Lundströms Aufsatz im Eranos vol. VII 'Agricola-texten och de gamla bladen i Jesi-handskriften' JB. XXXIII S. 260 besprochen habe. Es sind nur einige wenige an jenen drei Stellen nicht erwähnte Lesarten hier nachzutragen. 12, 16 schreibt H. mit Benutzung der in den beiden neuen Handschriften am Rande verzeichneten Lesarten *patiens frugum fecundumque*, 29, 12 nach dem Aesinus *civitatium*, 31, 6 nach demselben *et contumelias*, 45, 14 nach dem Aesinus und Toletanus *interfuere*, Lesungen, gegen die sich nichts einwenden läßt. Ob auch *excipit* 39, 3, wie die Mehrzahl der Handschriften hat, nicht zu beanstanden ist, bezweifle ich, da das historische Praesens hier minder passend ist. Ebenso denke ich über *sed Trebellius* 16, 20, wo *sed* doch wohl aus der vorhergehenden Zeile im Aes. und Tol. irrtümlich wiederholt, überdies im Aes. von zweiter Hand getilgt ist. Auch der Plural *minutae hostium spes*, wie H. 17, 2 nach der ersten Hand des Aes. schreibt, ist weniger angemessen als der Singular. Die Form *quaesiit*, welche die beiden neuen Handschriften 9, 16 bieten, hat H. verschmäht, vielleicht mit Recht; vgl. Einar Engström, Eranos VIII S. 77 (JB. XXXIV 377) und Agr. 42, 9. wo H. nach dem Tol. *audivit* schreibt, während die übrigen Handschriften *audiit* bieten. Die Konjektur des Rhenanus 16, 9 *proprius* hat jetzt der Aes. bestätigt, und H. hat recht daran getan, sie aufzunehmen. Aber daß er 24, 13 das einstimmig überlieferte *audivi* mit Heidenhain in *audivit* geändert hat, ist verwunderlich; vgl. über diese verfehlte Konjektur weiter unten.

Mit Unrecht, wie mir scheint, hat H. die überlieferte Lesart bewahrt 14, 7 *ut vetere .... populi Romani consuetudine haberet instrumenta servitutis et reges*, bei der das Subjekt zu *haberet* im dunkeln bleibt, 18, 17 *cuius* st. *a cuius*, wo die Präposition schon wegen des folgenden Ablativs *rebellione totius Britanniae* unentbehrlich ist, 20, 8 *inritamenta* st. *invitamenta*, vgl. JB. XXXIII 262; *ut erat* st. *et erat ut* 22, 15, wo die in *et erat* enthaltene Bestätigung durch *narrabatur* geradezu erfordert wird; 26, 8 *redit* st. *rediit*, 28, 6 *remigante*, was noch niemand erklärt hat, 33, 6

virtute et auspiciis imperii Romani (*virtus imperii Romani* ist ein an sich kaum vorstellbarer Begriff und auch als Mittel des Sieges über die Britannen schwer denkbar); 36, 7 *parva scuta et enormes gladios gerentibus*, Worte, die kurz vorher Gesagtes wiederholen und dem folgenden mit *nam* eingeleiteten Satze in störender Weise vorgreifen. Nach der ersten Hand des Aes. schreibt H. 22, 17 *nihil erat secretum* statt *nihil supererat secretum*, 25, 16 *castellum* st. *castella*, 33, 3 *procursus* st. *procursu*. Auch diese Lesarten erwecken Bedenken. Man erkennt ferner nicht, warum sich H. 42, 19 für die nur im Tol. überlieferte Wortstellung *quibus illicita mirari moris est* entschieden hat. 46, 18 schreibt er nach dem Zeugnis des Decembrio, der *veterum* ausläßt, *nam multos veluti inglorios et ignobiles oblivio obruet*.

Die eigenen Konjekturen Hedickes sind meist nicht gut, z. T. verwegen, was um so mehr befremdet, als er sonst, wie die oben besprochenen Stellen zeigen, einen großen Respekt vor dem Überlieferten hat. 3, 1 ist *at* nicht besser als *set*, worauf doch das überlieferte *et* hinführt, da *animus* vorausgeht; 10, 12 mißfällt Hedickes Fassung *transgressis et inmensum et enorme spatium* schon wegen des doppelten *et*; 11, 11 ist *superstitionumque persuasionem* eine gewaltsame Änderung, 15, 5 *ex quibus* (st. *e quibus*) durch die Lesart des Aes. m. 1 *et quibus* nicht genügend indiziert, 22, 9 die Einklammerung von *crebrae eruptiones* (*craebrae eruptionis*) der Umstellung nicht vorzuziehen (denn wie sollte diese Interpolation entstanden sein?); 24, 1 ist *in oram proximam* dem Sinne nach gefällig, aber paläographisch kühn, freilich nicht kühner als die in meine Ausgabe aufgenommene Vermutung Nipperdeys *in Clotae proxima*, 30, 3 *nam et universi coaluistis servitutis expertes* (die beiden neuen Handschriften haben *nam et u. colitis et serv. exp.*), was den Gedanken herstellt, den ich JB. XXXIII 262 für diese Stelle forderte, aber in der Form nicht recht überzeugt; 30, 14 *iam terminus Britaniae patet. Atqui omne ignotum pro magnifico est. Sed nulla* usw., wo ich *atqui* nicht verstehe; 32, 13 *paucos numero iam*, wo das von H. konjizierte *iam* seinen Ursprung dem Umstande verdankt, daß im Aes. von dem Worte *circum*, das man als aus dem folgenden *circumspectantes* irrtümlich vorweggenommen zu streichen pflegt, die zweite Silbe innerhalb der Zeile steht, während die erste ihr am Rande vorgesetzt ist; 34, 8 *pelli feruntur*, wo doch nicht von dem die Rede ist, was man erzählt, sondern von dem, was man beobachtet; 37, 15 *iam primos*, wo *iam* nicht mehr als ein Notbehelf ist für eine schier unheilbare Korruptel; 38, 5 *miscere in vicem consilia factaque* (st. *consilia aliqua*), die schlechteste, und 41, 14 *cum inertia et formidine et torpore caesorum*, die verwegenste aller Konjekturen Hedickes. 43, 5 *oblitus. Et augebat* widerspricht dem Sprachgebrauch des Tacitus, der ein solches, an der Spitze des Satzes stehendes *augebat* oder *auxit* asyndetisch anfügt (H. II 1, 9 *augebat famam*,

V 10, 10 *augebat iras,* Ann. I 36, 4 *augebat metum,* II 41, 11 *augebat intuentium visus*; H. III 32, 10 *auxit invidiam* und ebenso II 13, 5. III 80, 9, Ann. XIV 22, 7 *auxit rumorem*); 44, 11 *speciosae sane contigerant,* wo *sane* überflüssig ist und die Korruptel unerklärt läßt; 45, 6 *nos Maurici Rusticique iudicium exercuimus,* eine Herstellung, die an Kühnheit der von 41, 14 gleichkommt.

Ich notiere zuletzt noch ein paar Eigentümlichkeiten der Interpunktion und der Orthographie. 18, 2 zieht H. den mit *cum* beginnenden Nebensatz zum folgenden, setzt also nach *verterentur* nur ein Komma; 25, 15 beginnt er mit *oppugnare* einen neuen Satz. Beide Neuerungen sind nicht überzeugend. Auffallend ist die Schreibung *Brittania* neben *Brittanni.* Hedicke ist hierin konstanter als der Aesinus selber. Druckfehler: S. 1, 7 *in* st. *id,* 5, 13 *gloria* st. *gloriae,* 8, 5 *oleum* st. *oleam,* 8, 28 *prorperas* st. *prosperas,* 15, 1 *nortras* st. *nostras.*

3) Tacitus, The Agricola. With introduction and notes by Duane Reed Stuart, professor of classics in Princeton University. New York 1909, the Macmillan company. XXVII u. 111 S. 8.

Über diese amerikanische Ausgabe habe ich WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 836 eingehend berichtet. Sie ist bestimmt, in das Studium des Tacitus einzuführen, zeugt von gesundem Urteil und ist mit großer Sorgfalt hergestellt. Aesinus und Toletanus bilden die Grundlage des Textes, Einleitung und Kommentar bringen alles Wesentliche in präziser Form, ein textkritischer Anhang ist beigefügt. Die Ausstattung ist vorzüglich.

4) C. Cornelii Taciti Cn. Iulii Agricolae Vita, typographicis novis excusa, curante Immone S. Allen. Londinii 1909 apud Kegan Paul, Trench, Trubner et socios. 38 S. 8.

Diese Ausgabe will weder der Textkritik noch der Interpretation dienen; ihr Ziel ist lediglich ein typographischer. Der Herausgeber kennzeichnet nämlich die Mehrzahl der langen Vokale durch einen Accent; ferner setzt er an zahlreichen Stellen innerhalb der Sätze einen Punkt, der das Auge auf den 'verus verborum ordo, qui alioquin forte parum sit manifestus' hinweisen soll. So steht z. B. in der Mitte von c. 1 in dem Satze *Ac plerique .... arbitrati sunt* ein solcher Punkt hinter *plerique* und *morum.* Durch diese beiden Mittel, hofft Allen, könne 'lingua Latina aliquanto facilior liquidiorque exhiberi'. — Das Latein der Vorrede ist wunderlich: auf *scio* läßt A. *quod* folgen im Sinne eines acc. c. inf.; mit dem Worte *verbium* (sic) bezeichnet er, wie es scheint, das Prädikat.

5) Tacitus Germanien deutsch von A. Horneffer. Antike Kultur III. Leipzig 1909, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt. 28 S. kl. 8. 0,75 *M.*

Die Übersetzungen der Hornefferschen Sammlung wollen bei möglichster Wahrung der Eigenart und des Wortlauts des Originals

deutsch gut lesbare Bücher sein und denen, die die alten Sprachen gar nicht oder doch nicht so beherrschen, daß sie die antiken Schriftwerke wirklich lesen können, die Kultur des klassischen Altertums und die Schönheiten seiner Literatur nahe bringen.

Damit man von der Art, wie dieses Programm in der vorliegenden Übersetzung der Germania ausgeführt worden ist, ein Bild gewinne, gebe ich ein paar Proben. *Terrent enim trepidantve, prout sonuit acies* 'je nachdem der Gesang durch die Reihen hallt, ist das Entsetzen auf des Feindes oder auf ihrer Seite'. *Deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident* 'und das Wort Götter ist nur eine Umschreibung jenes geheimnisvollen Wesens, das sich allein in der Anbetung offenbart'. *Ubi manu agitur, modestia ac probitas nomina superioris sunt* 'wo die Faust regiert, darf nur der Mächtige sich bescheiden und rechtschaffen nennen'. *Quid enim aliud nobis quam caedem Crassi, amisso et ipse Pacoro, infra Ventidium deiectus Oriens obiecerit?* 'Was hat uns denn der Orient gekostet? Das Leben des Crassus, das aber durch Pakorus' Tod aufgewogen wurde. Dann lag der Orient zu Ventidius' Füßen'.

Einiges ist nicht richtig wiedergegeben. Die Worte 'niemand wird Asien ... verlassen und nach Germanien ziehen' c. 2 würden ein *quis ... petat* voraussetzen, im Texte aber steht *quis peteret.* C. 8 *nec tamquam facerent deas* 'auch nicht um Göttinnen aus ihnen zu machen': der finale Begriff ist dem Urtexte fremd. C. 11 *sacerdotes, quibus tum et coercendi ius est* 'die Priester, die auch hier die Aufsicht führen', als ob Tacitus *etiam tum* geschrieben hätte. C. 13 *principis dignationem etiam adulescentulis adsignant* 'sichern schon dem ganz jungen Manne die Gunst des Häuptlings' statt 'die Würde eines Häuptlings'. Freilich wird der Sinn dieser Stelle verschieden gedeutet.

6) Tacitus, Dialogus Agricola and Germania translated with introduction and Notes by W. Hamilton Fyfe. Oxford at the Clarendon press 1908. VIII u. 141 S. 8.

Nach der Einleitung ist der Dialogus unter Titus geschrieben und veröffentlicht worden, zu der Zeit, wo Tacitus Aedil und (schreibe: 'oder') Tribun war. Von Tacitus' Prokonsulat hat F. nichts erfahren; daher das schiefe Urteil, das in den Worten liegt: 'Thus he had reached the goal of the orator's and politician's ambition (d. i. das Konsulat): he had obtained the highest political distinction and power: and he had discovered its worthlessness. The rest of his life is to be spent in the shadow, and he is now to devote his power of self-expression, acquired with a political object, to the composition of a History of the Empire'.

Der Übersetzung liegt Furneaux' Text zugrunde — die Lesarten des Toletanus und Aesinus im Agricola sind somit nicht verwertet —, ein paar Abweichungen von dieser Norm sind ver-

zeichnet. Soweit mein Urteil reicht, ist die Übersetzung im allgemeinen gewandt und treffend. Als Probe mag der Schluß von Agr. 45 dienen: 'But for myself and for his daughter, besides the untimely loss of a father, our grief was the greater because it was not granted us to sit beside his sick-bed, to cherish his failing strength, to sate our sorrow with a last look and a last embrace. Eagerly, indeed, would we have caught up his last words and instructions, and have planted them deep in our hearts. This is our peculiar sorrow, and our pain that by the misfortune of our long absence he was lost to us four years before his death. Best of fathers! with that most loving wife beside you, doubtless all was fully done that could be in your honour; yet the fewer tears bemourned you there, and ere your eyes closed for ever on the light, something there was for which they longed in vain'.

Mißverständnisse und Ungenauigkeiten sind selten. Unrichtig wiedergegeben sind die Worte *cui percontationi tuae . . . non possumus* Dial. 1: 'To answer your question is no light task. If I were to undertake the burden without trying to satisfy the old standards of eloquence, you would think pourly of my taste: if I tried and failed, my ability would stand condemned', wo der Übersetzer *nostris* in dem Sinne von *meis* gefaßt hat, anstatt es auf das Zeitalter des Verfassers zu beziehen, wozu allein schon der Plural *ingeniis* zwingt.

Zur sachlichen Erläuterung sind kurze Notizen historischen Inhalts beigegeben. Unrichtig wird Dial. 7, 3 unter der *civitas minime favorabilis* das Land Gallien verstanden, dessen Bewohner bis zum J. 48 n. Chr. lediglich als Barbaren angesehen worden seien, die gegen Caesar gekämpft hätten. — Ein Register der Eigennamen beschließt den Band.

Angezeigt Boll. di fil. class. XV S. 151 von V(almaggi), der die Treue der Übersetzung hervorhebt.

7) Cornelii Taciti Annales. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von W. Pfitzner. I. Bändchen. Buch I und II. Fünfte, verbesserte Auflage, besorgt von O. Wackermann. Erste Abteilung: Text. VI u. 71 S. 8. Zweite Abteilung: Kommentar. 95 S. 8. zusammen 1,50 *M*. Gotha 1908, F. A. Perthes (Bibliotheca Gothana).

Der Begründer dieser Ausgabe ist in der Textgestaltung wie in der Interpretation bekanntlich stets seine besonderen Wege gegangen. Seine Eigenart brachte es mit sich, daß ihm von vielen Seiten, am häufigsten und eingehendsten vom Referenten, opponiert wurde. Insonderheit sind die vier ersten Auflagen von Pfitzners Ausgabe der beiden ersten Bücher der Annalen JB. XI 8, XVIII 234, XXIV 282 und XXIX 213 ausführlich besprochen und kritisiert worden. Wie es scheint, ist es die Wirkung dieser Kritiken gewesen, daß die Ausgabe nach und nach etwas von ihrer Eigenart verlor und manche verfehlte Auffassung mit der richtigen ver-

tauscht wurde; aber im ganzen blieb doch der Charakter der Ausgabe durch alle vier Auflagen unverändert, zumal da in die dritte Auflage einige neue von einem Interpreten derselben Richtung dargebotene Verkehrtheiten aufgenommen wurden; s. JB. XXIV 284.

Der neue Herausgeber nun, dem die Bearbeitung der fünften Auflage übertragen worden ist, hat mit anerkennenswertem Verständnis für das, was not tat, den größten Teil der ungereimten Auffassungen und Deutungen Pfitzners beseitigt; insonderheit hat er so gut wie sämtliche in meinem Bericht über die vierte Auflage gerügten Lesarten und Noten Pfitzners mit den von mir empfohlenen vertauscht und auch in vielen andern Fällen, der Autorität Nipperdeys folgend, das Richtige an die Stelle des Falschen gesetzt; s. z. B. I 35, 20 *propius incedentes*, 35, 23 *spatium*, 36, 7 *periculosa severitas*, 41, 6 *et externae fidei*, 46, 3 *invalida et inermia*, 55, 14 *inimici soceri*, 60, 4 *cum quadraginta cohortibus*, 60, 8 *praedictum*, 64, 18 *planities*, 74, 22 *tulit*, 79, 11 *ora*. Ferner hat er an zahllosen Stellen namentlich die sachliche Erklärung, die bisher in der Pfitznerschen Ausgabe vielfach nicht ausreichte, durch Entlehnungen aus Nipperdeys Kommentar vervollständigt.

Andererseits hat er freilich auch manche m. E. verkehrte Erklärungen festgehalten. Ich nenne einige Beispiele aus den Anfangskapiteln: I 2, 6 die Behauptung, daß der historische Infinitiv (*insurgere*) das sofortige Eintreten der Handlung bezeichne, 6, 13, daß in der Verbindung *neque—et* die Negation unserem 'durchaus nicht' entspreche (obwohl W. in andern Fällen ähnliche Bemerkungen Pfitzners über die Kraft von *neque* getilgt hat), 7, 3, daß die Worte *ne laeti* usw. als Selbstaufforderung ('ja nicht zu fröhlich') gefaßt werden könnten, 7, 7, daß in den Worten *ille praetoriarum cohortium praefectus, hic annonae* das letzte Wort ein Dativ sei, wie auch *plebi* in der Verbindung *plebi tribunus* in der Note zu 3, 1 als Dativ bezeichnet wird, 8, 11 der Versuch, ohne Änderung der Worte *ex quis maxime insignes visi* auszukommen, 8, 24 die Bemerkung, *velut* bezeichne 'vielleicht' den Ausdruck *praesidio* als von Tiberius selber gebraucht, 9, 21 die Deutung von *ceteris* (nach *pauca*) als Maskulinum, 12, 10 die Übersetzung 'sondern damit durch sein eigenes Geständnis erwiesen werde'; s. JB. XVIII 234.

Ferner ist zu I 5, 11 zu erinnern, daß *Illyricum* nur Dalmatien, Pannonien und Mösien, nicht auch Rätien und Norikum umfaßt, zu 8, 5, daß die Söhne des Germanicus: Nero, Drusus und Gaius in dieser Reihenfolge zu nennen sind, zu 18 8, daß *properantibus* ebenso wie *orantibus* 29, 5 am einfachsten als Ablativ gefaßt wird, zu 19, 1, daß die Lesart *et usque* zu verwerfen ist, da *usque* nicht 'weiter', sondern 'fort und fort' bedeutet, zu 31, 22, daß *in suum cognomentum adscisci imperatores* nicht heißen kann 'auf ihren Namen hin würden Kaiser berufen, d. h. Germanicus solle Kaiser sein', 50, 3, daß *limes* nicht 'Grenzwall' bedeuten kann;

s. Oxé, Der limes des Tiberius, JB. XXXIII 250, zu 53, 13, daß *contumacia et odiis* nicht Empfindungen des Gracchus bezeichnet (W.: 'in seiner Frechheit und seinem Hasse'), sondern Empfindungen, die er der Iulia eingab, zu 60, 13, daß mit *agmen* wegen der folgenden Worte *igitur cupido Caesarem invadit* das Hauptheer oder vielmehr das Gesamtheer gemeint sein muß (so Pfitzner in der dritten und vierten Auflage), nicht Stertinius' Abteilung, wie W. sagt, zu 63, 10, daß *abscessum* nicht mit *discessum* (W.: 'man ging auseinander') identisch ist, zu 69, 13, daß in den Worten *Caesarem Caligulam appellari* der Ton nicht auf *Caesarem* liegt (W.: 'daß Caligula Caesar genannt werde'), sondern auf *Caligulam* ('daß er Caesar Caligula genannt werde'); denn abgesehen davon, daß der Sohn des Germanicus den Namen Caesar vermöge seiner Geburt trug, wäre bei jener Auffassung *Caligulam* nach *filium ducis* überflüssig, und es entspricht offenbar dem Gedanken des Tiberius, daß er die beiden in ihrem Ursprung einander entgegengesetzten Namen als eine absurde Bezeichnung einer und derselben Person vereinigt. Aus dem zweiten Buche erwähne ich nur, daß Wackermann 26, 14 leider an dem Indikativ *consultum est* festgehalten hat, der, wie er mit Pfitzner glaubt, die Ansicht des Tacitus bezeichne.

Endlich gebe ich zu bedenken, ob es richtig ist, I 8, 30 *scilicet* mit 'gar' zu übersetzen und 41, 4 in den Worten *quid tam triste* (denn so liest man jetzt in der Ausgabe) *triste* als Substantiv zu bezeichnen. Im Lemma zu I 9, 13 ist *ulciscerentur* st. *ulciscerentur* und zu I 18, 6 'jeder (st. jede) ihrer drei Manipel' zu schreiben.

Anerkennende Anzeige dieses und des in dritter Auflage erschienenen zweiten Bändchens, das die Bücher III—VI enthält, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 879 von Ed. Wolff, der eine Reihe von Stellen verzeichnet, wo er eine Nachhilfe oder Erklärung vermißt, und manche Deutungen und Auffassungen bekämpft. Aus seinen Bemerkungen hebe ich hervor: die Deutung von *vacuas* II 46 'sorglos' nach der Analogie von Agr. 37 und den Nachweis von Parallelen zu der Antithese *proeliis—bello* II 88 aus Livius und Lucilius.

8) Anzeigen älterer Ausgaben: Kunze, Die Germanen in der antiken Literatur I (JB. XXXII 274): Rev. de phil. 32 S. 173 von A. Merlin; Annibaldi, L'Agricola e la Germania (JB. XXXIII 228): Arch. f. lat. Lex. u. Gramm. 15 S. 590, Atene e Roma 107/108 S. 377 von Ramorino; Joh. Müller II² (JB. XXXIII 231): Boll. di fil. class. XV S. 81 von L. Valmaggi (an einigen Stellen sei die Überlieferung ohne Not geändert), Ztschr. f. d. öst. Gymn. 1908 S. 953 von J. Golling; Draeger-Heraeus Ann. I. II⁷ (JB. XXXIII 234): Ztschr. f. d. öst. Gymn. 1908 S. 609 von A. Bitschofsky (viele Ergänzungen zu einzelnen Stellen und Be-

richtigungen, durch die B. seine Auffassung geltend macht); Nipperdey-Andresen, Ann. II ^{6} (JB. XXXIV 347): Württ. Korr. XV S. 482 von Dürr, der auch zur zehnten Auflage des ersten Bandes textkritische Bemerkungen bringt, Rev. de l'instr. p. en Belg. 51 S. 388 von P. Faider, Rev. crit. 1909 No. 6 S. 116 von E. T(homas), DLZ. 1908 Sp. 2716, Berl. phil. WS. 1908 Sp. 1397 von Th. Stangl, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 180 von Ed. Wolff, Ztschr. f. d. öst. Gymn. 1909 S. 135 von R. Bitschofsky. Mehrere Rezensenten bedauern das Fehlen eines kritischen Apparats; um so sorgfältiger hätte, bemerkt Thomas, die typographische Bezeichnung einer Änderung sein sollen; so hätte *trado* XI 27 mit einem kursiven *o* gedruckt werden müssen, da die Handschrift *tradam* habe. Thomas hat übersehen, daß in der Handschrift *tradam* von erster Hand in *trado* korrigiert ist; s. WS. f. klass. Phil. 1903 Sp. 1382. Stangl verteidigt *quam si* XIII 6 und *provincias* XIV 29 als rhetorischen Plural, an den ich nicht zu glauben vermag. Zu meiner Vermutung, daß XIV 63 vor *conperta* die Worte *confessione praefecti* ausgefallen seien, bemerkt er, daß, wenn es auch wahrscheinlich sei, daß Nero in seinem Erlaß vom Flottenkommandanten Anicetus als Kronzeugen nicht geschwiegen habe, Tacitus doch nicht nötig gehabt habe, in seinem Auszuge den über den Sachverhalt unterrichteten Leser auf das Geständnis des Anicetus hinzuweisen. Diesem Einwande würde ich weichen, wenn Tacitus nicht die aktenmäßige Feststellung des Behaupteten durch einen besonderen, mit *que* angeknüpften Satz ausgedrückt, d. h. wenn er geschrieben hätte *At Nero abactos partus . . . . sibi conpertum esse edicto memorat.* Wolff erörtert die in den Worten *coetus frequentes egerat* XVI 34 liegenden Schwierigkeiten, die ich nicht verkenne; den Plural wage ich jedoch nicht anzutasten, weil er in der Handschrift durch Korrektur von erster Hand hergestellt ist. Daß ich XII 53 *in aere publico* statt *aere publico* geschrieben habe, hat darin seinen Grund, daß der Umfang der handschriftlichen Lücke zu bedeutend ist, um durch *aere publico* ausgefüllt zu werden. Über die Änderung *in eodem honore* XIII 34 habe ich Th. Opitz, dem sich Wolff anschließt, JB. XIX 201 geantwortet. Zu meiner Konjektur *multa rerum experientia* XIII 6 verweist Wolff passend auf I 4 *non aetate neque rerum experientia.* Die Begründung der Beifügung von *velut* zu *cuneo* XIV 37 ('in einer Art Keil') findet er in der durch das Gelände beengten Aufstellung der Legion, die der Anrede an den Kaiser durch den Vokativ *Nero* statt *Caesar* XVI 22 in der Absicht, die Wiederholung des Wortes *Caesar* zu vermeiden. Bitschofsky bringt zu einer großen Reihe einzelner Stellen Bemerkungen, die sorgfältige Erwägung verdienen, so zu XIV 31 und XVI 18 die Sammlung von Taciteischen Beispielen des Subjektswechsels (mit Unrecht zieht er XVI 15 heran, wo m. E. nicht der eben genannte Sklave, sondern Ostorius selber als Subjekt zu *ut inmotum pugionem*

extolleret zu denken ist), den Hinweis darauf, daß XIV 38 die Annahme einer Lücke hinfällig wird, wenn man übersetzt: 'und die ausnehmend wilden Stämme neigten nur darum langsamer dem Frieden zu, weil' —. Vielleicht findet diese Deutung eine Stütze in Agr. 18 *ac recentis legati animum opperiri* 'und sie warteten nur die Sinnesart des neuen Legaten ab'. Über die Worte *aut crucibus affixi aut flammandi* XV 44, deren Behandlung durch Nipperdey Bitschofsky mißfällt, ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Denn auch mit S. G. Owens Konjektur Class. Rev. 1909 S. 110 *aut flammando* wird nichts gewonnen.

II. Historische Untersuchungen.

9) Philippe Fabia, L'avènement officiel de Tibère. Examen du récit de Tacite Ann. I 11—13. Revue de philologie XXXIII (1909) S. 28—58.

Die mit gewohntem Scharfsinn durchgeführte Prüfung der Kapitel, welche Tacitus dem offiziellen Regierungsantritt des Tiberius gewidmet hat, in Verbindung mit einem Vergleich der entsprechenden Abschnitte bei Dio (57, 2—3) und Sueton (Tib. 24—25) ergibt zwar die Superiorität des Taciteischen Berichts im allgemeinen, enthüllt aber andererseits eine Reihe von Mängeln, die diesem Berichte anhaften. Er bedarf nämlich zunächst mehrerer Ergänzungen, die aus den beiden parallelen Berichten zu entnehmen sind:

1. Zu den Motiven der heuchlerischen Weigerung des Tiberius fügt Dio zwei neue: sein Alter und seine ἀμβλυωπία[1]).

2. Die Erklärung des Tiberius *se, ut non toti rei publicae parem, ita, quaecumque pars sibi mandaretur, eius tutelam suscepturum* (12, 2) gibt Dio in genauerer Form; Tiberius verlangt ein Triumvirat: ἔπειτα δὲ κοινωνούς τέ τινας καὶ συνάρχοντας, οὗτοι γε καὶ

[1]) Ich vermute, daß Tacitus von diesen beiden Argumenten wußte, sie aber nicht ausdrücklich erwähnt hat, weil sie neben dem Hauptargument nicht ins Gewicht fielen. Daß er sie gekannt hat, schließe ich aus *varie* 11, 1 ('mit mannigfachen Gründen' Nipperdey). Halm interpungiert falsch *at ille varie disserebat de magnitudine imperii, sua modestia.* Setzen wir mit Nipperdey ein Komma nach *disserebat*, so haben wir das Hauptargument in den Worten *de magnitudine imperii, sua modestia*, und eine Andeutung der unerheblicheren Motive in *varie*. — Übrigens ist nach Fabia unter *modestia* nicht die 'Überzeugung von seiner Unzulänglichkeit' (so Orelli und Nipperdey), sondern diese selbst, die *mediocritas virium suarum* (so Walther nach Muret) zu verstehen. Um den Gegensatz zwischen *magnitudo* und *modestia* zu veranschaulichen, vergleicht er III 56 *simul modestiae Neronis et suae magnitudini fidebat*: 'Auguste comptait sur la distance que leur prestige respectif mettait entre Tibère et lui'. Ich zweifle, ob diese Auffassung das Richtige trifft. Der Gegensatz zwischen *magnitudo* und *modestia* bleibt an beiden Stellen auch dann korrekt, wenn man das Subjektive aus dem Begriff von *modestia* nicht ausschaltet und III 56 übersetzt 'die Anspruchslosigkeit des Nero'.

παντων καθάπαξ ὥσπερ ἐν ὀλιγαρχίᾳ, ἀλλ' ἐς τρία μέρη νέμων αὐτήν, ἤτει, καὶ τὸ μὲν αὐτὸς ἔχειν ἠξίου, τῶν δὲ ἑτέρων ἄλλοις παρεχώρει. ἦν δὲ ταῦτα ἓν μὲν ἡ τε Ῥώμη καὶ ἡ ἄλλη Ἰταλία, ἕτερον δὲ τὰ στρατόπεδα καὶ ἕτερον οἱ λοιποὶ ὑπήκοοι[1]).

3. An die Erklärung des Tiberius schloß sich nach Tacitus unmittelbar die Frage des Asinius Gallus (12, 4)[2]). Dio schiebt folgendes ein: *ὡς οὖν πολὺς ἐνέκειτο, οἱ μὲν ἄλλοι καὶ ὡς ἀντέλεγον καὶ ἐδέοντο αὐτοῦ πάντων ἄρχειν*[3]).

4. Die Antwort des Tiberius auf die Frage des Gallus ist bei Dio eine andere als bei Tacitus. Fabia meint, Tiberius könne beide Antworten nacheinander gegeben haben.

5. Die Gründe des Hasses des Tiberius gegen Gallus gibt Tacitus in den Worten *tamquam ducta in matrimonium Vipsania, M. Agrippae filia, quae quondam Tiberii uxor fuerat, plus quam civilia agitaret Polionisque Asinii patris ferociam retineret.* Hierzu bemerkt Fabia, die Ausdrucksweise sei nicht ganz logisch; denn Tacitus wolle offenbar sagen: der Ehrgeiz des Gallus erweckte den Verdacht des Tiberius, erstens weil er die Tochter des Agrippa geheiratet, zweitens weil er die ferocia seines Vaters geerbt hatte. Noch auffallender aber sei es, daß, während im Falle des Arruntius ähnliche Gründe, nämlich Gründe politischer Natur, angegeben würden, diesem gegenüber doch nur von einem Verdachte des Kaisers, nicht, wie bei Gallus, von einem Hasse gesprochen werde. Diesen Haß nun erklärt Dio aus der Eifersucht des Tiberius: *καὶ γὰρ τὴν γυναῖκα αὐτοῦ τὴν προτέραν ἐγεγαμήκει . . . ὅθεν περ καὶ πρότερον διὰ μίσους αὐτῷ ἦν.* Somit hätte bei Tacitus *tamquam* sich zunächst nur auf den Gedanken beziehen sollen, den er durch den abl. abs. *ducta in matrimonium Vipsania* dem folgenden unterordnet; die Apposition *M. Agrippae filia* habe ihn von dem, was er ursprünglich zu sagen die Absicht hatte, ab-

---

[1]) Daß Tacitus hier nicht ins Einzelne geht, erklärt sich, wie auch der unter 1. besprochene Fall, aus seiner auch sonst, zumal wenn es sich um Dinge handelt, die für das Ganze minder charakteristisch sind, vielfach beobachteten Abneigung gegen Spezialisierung.

[2]) Tacitus hat die Intervention des Gallus, wie auch die der übrigen Senatoren, nicht motiviert. Das Motiv war nicht, wie Dio sagt, der vom Vater ererbte Freimut, sondern — Fabia hebt dies mit Recht hervor — der eifrige Wunsch des Mannes, der nicht bloß Konsular und Redner von Rang, sondern auch ein Schmeichler war, Tiberius den Übergang zur Annahme der ungeteilten Regierung zu erleichtern und so den notwendigen Abschluß der Verhandlung zu beschleunigen. Fabia vergleicht IV 71, wo er ebenfalls der Verstellung des Kaisers Gewalt anzutun versucht.

[3]) Die Gedanken, die dieser Satz enthält, bringen kein neues Moment in die Verhandlung und konnten von Tacitus wohl übergangen werden, zumal er so einen direkten Anschluß der Frage des Gallus *quam partem rei publicae mandari tibi velis* an die Erklärung des Tiberius *quaecumque pars sibi mandaretur, eius tutelam suscepturum* gewann. Fabia selbst legt dieser Auslassung geringeres Gewicht bei.

gebracht und die Eifersucht des Kaisers aus dem Gesichte verlieren lassen, so daß er nur noch die politische Bedeutung der Heirat sah[1]).

6. Bei allen drei Autoren ist das Bild der einhelligen Schmeichelei des Senats dasselbe. Aber Sueton verzeichnet doch zwei freimütige Äußerungen. Die Zuverlässigkeit dieser Angabe ist um so weniger zu bezweifeln, als Tacitus selber I 74 bezeugt *manebant etiam tum vestigia morientis libertatis.* Tacitus ist, indem er sie unterdrückte, dem Senate nicht gerecht geworden[2]).

Den Auslassungen bei Tacitus schließen sich Ungenauigkeiten an. Die vorgreifende Notiz über das Ende des Arruntius, über das Tacitus selber infolge besserer Information VI 47 anders berichtet (s. Nipperdey zu I 13 *omnes circumventi sunt*); die Version über das Ende der Debatte, worüber wir bei Sueton das Glaubwürdige finden: Tiberius nahm an, wenn auch unter dem Schein, dazu gezwungen zu sein, und nur provisorisch. Bei Tacitus gibt es keine formelle Annahme; Tiberius hört nur auf, Nein zu sagen und sich bitten zu lassen[3]). Einen Anstoß nimmt Fabia ferner mit Recht an den Worten *dixit forte Tiberius* 12, 2, die doch nichts

---

[1]) Tacitus hat, wie mir scheint, die Eifersucht des Tiberius als Ursache seines Hasses gegen Gallus zwar nicht, wie Dio, offen und deutlich bezeichnet, aber doch durch den jener Apposition, die ihn nach Fabia irregeführt hat, erst folgenden Relativsatz *quae quondam Tiberii uxor fuerat* angedeutet. Zuzugeben aber ist, daß er die beiden Motive, das persönliche und das politische, von denen das eine den Haß, das andere den Argwohn des Kaisers begründete, in einer solchen Weise ineinander geschoben hat, daß sie nach dem Maßstab der Ausdrucksweise und des gewählten Abhängigkeitsverhältnisses der Satzglieder als ein Motiv erscheinen.

[2]) Es wäre denkbar, daß Tacitus jene Äußerungen absichtlich und aus guten Gründen unerwähnt gelassen hat, die erste, *aut agat aut desistat,* weil sie *in tumultu* getan und deshalb nur von den zunächst Sitzenden, nicht aber von Tiberius gehört wurde, also den Senator, der das Wort sprach, nicht gefährdete (Fabia selbst sagt pour crier sans grand risque dans le tumulte), die zweite, *ceteros quod polliciti sint tarde praestare, sed ipsum quod praestet tarde polliceri,* weil er an ihrer Echtheit zweifelte. Denn ihre epigrammatisch zugespitzte Form legt in der Tat den Verdacht nahe, daß sie nicht im Drange des Augenblicks geboren und dem Kaiser ins Gesicht geschleudert wurde (*coram exprobaret*), sondern nachträglich erfunden worden ist. Ich möchte daher Fabias Satz le sénat, chez Suétone, est tel qu'il fut en réalité; chez Tacite, il est tel qu'il devait être selon les convenances de l'art nicht unterschreiben.

[3]) Die beiden Versionen sind einander darin ähnlich, daß die eine wie die andere ein Nachgeben des Kaisers bezeugt (Sueton *tandem recepit imperium,* Tacitus *flexit* 'er lenkte ein'), und zwar ein erzwungenes (Sueton *quasi coactus,* Tacitus *fessus*), aber sie weichen in dem einen wichtigen Punkte voneinander ab, daß Tacitus es nicht etwa verschweigt, sondern geradezu leuguet, daß Tiberius seine Bereitwilligkeit offen erklärt habe, während Sueton nicht bloß sagt, daß er die 'Regierung angenommen' habe, sondern auch durch wörtliche Wiedergabe eines Teils seiner Worte bezeugt, daß er eine dahingehende ausdrückliche Erklärung gegeben habe. Daß Sueton im Recht ist, wage ich angesichts des Ausdrucks *ipsius verba sunt haec* nicht zu bezweifeln.

anderes bedeuten können, als daß ihm die nachfolgende Äußerung entschlüpft wäre. Fabia denkt sich den Hergang folgendermaßen. In der Senatssitzung, die der Bestattung des Augustus vorausging, wurden die von dem Verstorbenen niedergeschriebenen *mandata de funere suo* und die Autobiographie verlesen, in der späteren Sitzung das *breviarium imperii* und die politischen Instruktionen. Das letztere bezeugt Tacitus, aber er zeigt nicht deutlich, bis zu welchem Grade die Aufzeichnungen des Augustus die heuchlerische Argumentation des Tiberius stützten, und gar nicht, wie sie ihm einen Übergang zur partiellen Annahme der Regierung schufen. Aus Xiphilin wissen wir, daß die Instruktionen des Augustus sich nicht auf den von Tacitus angeführten Rat beschränkten, sondern neben andern Weisungen auch die enthielten, man solle alle tüchtigen Bürger an den Regierungsgeschäften teilnehmen lassen. Dieser Rat bot dem Tiberius eine Stütze für den Satz *non ad unum omnia deferrent*, legte ihm aber zugleich die Verpflichtung auf, nach seinen Kräften an der gemeinsamen Aufgabe teilzunehmen. Dadurch ergibt sich der bei Tacitus vermißte Übergang zu der Erklärung des Tiberius, daß er bereit sei, einen Teil der Geschäfte zu übernehmen. Vielleicht war dies die Darstellung des zeitgenössischen Autors, der die Quelle des Tacitus war.

Als Unebenheiten in Tacitus' Darstellung notiert Fabia folgendes. Nicht am Anfang von 11, sondern erst 13 (vgl. Nipperdey zu 13 *relationi consulum*) werden wir darüber unterrichtet, daß ein formeller Antrag der Konsuln vorlag, daß Tiberius die Regierung übernehmen solle. Ferner: von den beiden Vorwürfen, die Tacitus c. 11 gegen Tiberius erhebt, passe zwar der der Dunkelheit seiner Worte auf die unmittelbar vorhergehenden Worte, der der Heuchelei aber erstrecke sich auf alles, was er während der Verhandlung sagte, und würde daher besser am Anfang oder am Schlusse des ganzen Berichtes stehen. Endlich vermisse man eine Erklärung der Haltung des Kaisers vor dem Senat. Man finde sie c. 7 an einem insofern unglücklich gewählten Platze, als hier noch von keiner Äußerung des Tiberius im Senate die Rede gewesen ist.

Tacitus' Bericht verrät eine dem Kaiser ungünstige Tendenz. Sie zeigt sich darin, daß er ihn bis zum Schlusse in seiner Verstellung beharren läßt, besonders aber in den beiden an sich überflüssigen Digressionen c. 13, von denen die erste die in voller Bewegung begriffene Verhandlung unterbricht, aber dadurch entschuldigt wird, daß er uns Gallus und Arruntius vorher vorgestellt hat, während die zweite, die er nicht eingeschoben, sondern angehängt hat, insofern mangelhaft motiviert ist, als er Haterius nur durch den vagen Ausdruck *talis viri* charakterisiert. Das Auftreten des Arruntius hätte er wohl kaum erwähnt, wenn er nicht die folgende Digression daran hätte anknüpfen wollen. Der Grund aber, warum er in dieser Digression Arruntius den Vorzug

vor Piso gegeben hat, liegt auf der Hand: daß Piso nicht auf Anstiften des Tiberius gefallen war, wußte man; andererseits hätte die Digression, wenn Piso an Arruntius' Stelle getreten wäre, allein Gallus getroffen, und das schon schwache Band, das sie mit dem Texte verknüpft, wäre noch schwächer geworden. Die zweite Digression, die nicht um des Haterius willen angefügt ist, sondern um Tiberius herabzusetzen, enthält die Worte *neque tamen periculo talis viri mitigatus est*, die angesichts der Tatsache, daß der Kaiser Haterius vor dem Angriff der Prätorianer rettete und ihm auch nach einiger Zeit verzieh, befremden und noch tendenziöser wirken, wenn wir vergleichen, was III 57 über Haterius erzählt wird. Und was Scaurus betrifft, der dem Kaiser die heuchlerische Maske heruntergerissen hatte, so erweckt der Satz *Scaurum, cui implacabilius irascebatur, silentio tramisit* die Erwartung, daß Tiberius die erste Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, ergreifen würde. Nun blieb aber Scaurus 20 Jahre unbehelligt, und sein Fall im J. 34 hatte andere Ursachen.

Die drei Berichte über den offiziellen Regierungsantritt des Tiberius sind voneinander unabhängig. Daß sie auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, ist möglich, weil sie sich gegenseitig ergänzen und ein unauflöslicher Widerspruch sich nicht findet. Tacitus' Bericht stammt nur indirekt aus den acta senatus, direkt aus dem Werke eines Zeitgenossen (II 88), der den acta seine persönlichen Erinnerungen eingefügt hatte, auch Tacitus mehr Vertrauen einflößte als die offizielle Darstellung und dazu das von dieser dargebotene Material bereits erschöpft hatte. Daß Tacitus für das Ganze der Darstellung eine Mehrheit von Quellen gehabt hat, läßt sich aus den Worten *de prioribus consentitur, pro Arruntio quidam Cn. Pisonem tradidere* nicht schließen; denn sie finden sich in einem hors d'œuvre, wozu die Initiative auf ihn selber zurückgehen kann.

Die durch alle Quellen vertretene Anklage der Heuchelei entspricht der Wahrheit: Tiberius war bereits Herrscher, als er sich im Senat der formellen Investitur widersetzte. Aber strenger als die beiden andern urteilt Tacitus über Tiberius. Mit der besonders in den Digressionen hervortretenden Antipathie gegen diesen Kaiser verbindet er einen allgemeinen Pessimismus, der den Senat trifft und auch Augustus nicht schont (*incertum metu an per invidiam*). Seine Protagonisten sind ein vollkommener Tyrann, dessen Antlitz aber seine Empfindungen verrät, und ein idealer Chor von Schmeichlern, die aber Ungeschicklichkeiten begehen. Dem Kampfe des Kaisers gegen die ganze Versammlung folgen vier Einzelkämpfe, welche mit einem letzten Versuche des Chors endigen. Dann hört der ermüdete Kaiser auf, sich zu verteidigen. 'Ist dieser Schluß historisch nicht richtig, so ist er doch literarisch der beste, weil er am besten paßt zu dieser Debatte ohne Loyalität'.

Angezeigt von H. Nohl, WS. f. klass. Phil. 1909 S. 831. Da alle drei Quellen von langem Zaudern des Tiberius reden, so nimmt Nohl an, daß über seinen Regierungsantritt in mehreren Sitzungen verhandelt worden ist; dann würde Tacitus darin Recht haben, daß die Sitzung, von der er redet, ohne Ergebnis blieb, und die Annahme des Imperiums, wie sie uns Sueton berichtet, fiele in eine weit spätere Sitzung. Auch den Vorwurf der Heuchelei möchte Nohl nicht gelten lassen. Es sei dem Senat gegenüber ein Gebot der Klugheit, ja fast eine politische Notwendigkeit gewesen festzustellen, daß das Prinzipat nicht zu entbehren sei und nur Tiberius in Frage kommen könne.

10) Erich Wilisch, Der Kampf um das Schlachtfeld im Teutoburger Walde. Mit 9 Kartenskizzen. Sonderabdruck aus dem 12. Jahrgang der Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Literatur. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. 33 S.

Es gibt wohl keine historische Frage, die so tief in das deutsche Publikum eingedrungen ist und so allgemein das Interesse der Gebildeten erregt hat, wie das Problem der Varusschlacht, das unter vielen anderen die beiden bedeutendsten Historiker des vergangenen Jahrhunderts, Mommsen und Ranke, beschäftigt hat. Das Jubiläumsjahr, in dem wir stehen, wird mit Hilfe der Tagespresse, die von dem Gegenstande längst Besitz ergriffen hat, die Anteilnahme noch steigern. Da kommt Wilischs Aufsatz gerade recht, um die Jüngeren in die Frage einzuführen und ihnen eine orientierende Übersicht über die Varusliteratur zu geben. Er hat diese Aufgabe in bewunderungswerter Weise gelöst. Er beherrscht das umfangreiche, weit zerstreute Material, er hat sich in jede einzelne der zahlreichen Hypothesen hineingedacht und stellt ihr Verhältnis zu den Quellen, den Funden und den topographischen Vorbedingungen mit solcher Klarheit und Objektivität dar, daß die Lektüre seines Aufsatzes nicht bloß denjenigen zu empfehlen ist, denen daran gelegen ist, sich durch eine präzise Zusammenfassung des Wesentlichen über jede einzelne Leistung zu unterrichten und ihre Vorzüge und Schwächen kennen zu lernen, sondern auch denen, die, wie die Leser dieser Jahresberichte, die Literatur des Gegenstandes seit einem Menschenalter verfolgt haben, damit sie jetzt an der Hand der Darlegungen Wilischs und der beigefügten Kartenskizzen die halb versunkenen Bilder vor ihren Augen wiedererstehen sehen.

W. stellt zunächst zusammen, was uns die Quellenschriftsteller an greifbaren Angaben bieten. Er betont, daß Dios Darstellung mit der des Florus, wenn man diese wie Ranke wörtlich nimmt, unvereinbar ist, und daß der Kampf um die Bedeutung Dios, der neben Tacitus die Grundlage der Untersuchung bildet, recht eigentlich in die Varusliteratur einführt. Vier Vorfragen gelte es zu beantworten: Wo wohnten die 'äußersten Brukterer'?

Was bedeutet bei Tacitus 'das erste Lager'? An wie viel Tagen wurde gekämpft? Wo lag Aliso?[1]) Aus der verschiedenen Beantwortung dieser Fragen ergibt sich die Mannigfaltigkeit der Resultate.

In die westfälische Ebene, nach Beckum und Werl führen uns Essellen und Hülsenbeck, welche die erste Gruppe bilden. Essellens Hypothese wird von Wilisch mit guten Gründen abgelehnt. Kürzer bespricht er Hülsenbecks Ansetzung, die südlichste von allen, auf die in neuester Zeit Prein und Nase zurückgegriffen haben. Dann folgen die Detmoldianer in sechs Kombinationen, von denen drei die Katastrophe in eine Zeit setzen, wo Varus den Kamm des Lippeschen Waldes bereits hinter sich gehabt habe (von Südosten nach Nordwesten fortschreitend: F. Wolf, Clostermeier, der mit Sagen und Etymologien aufräumte, Neubourg), während nach den drei andern (A. Wilms, H. Delbrück, P. Höfer, der Dio ausschaltet) der Zug schon am nördlichen Abhang sein Ende erreichte. Unter diesen letzteren Hypothesen tritt in Wilischs Beurteilung die von Wilms aufgestellte insofern hervor, als er einerseits anerkennt, daß die von ihm ausgewählte Gegend westlich des Dorfes Hiddesen und der Grotenburg der Schilderung Dios sehr gut entspricht, andererseits hervorhebt, daß er die Ereignisse zeitlich und besonders örtlich zu stark zusammendrängt. Hierzu tritt als siebenter der Detmoldianer Th. v. Stamford, der die drei zuletzt genannten Hypothesen untereinander kombiniert und eine Schilderung geliefert hat, die man mit Recht als romanhaft bezeichnet. Einen besonderen Platz nimmt Deppe ein, der ein großes, über weite Gebiete Nordwestdeutschlands sich erstreckendes Schlachtfeld annimmt. Dann folgen die Gelehrten, die uns in das Osnabrücker Bergland führen, Justus Möser und vor allem F. Knoke, der durch sein großes Werk über die Kriegszüge des Germanicus und zahlreiche später erschienene Streitschriften zwar, wie Wilisch urteilt, die Forschung gefördert und befruchtet habe, aber nur wenige überzeugt zu haben scheine[2]).

---

[1]) Die dritte dieser Fragen hat eine geringere Bedeutung als die drei übrigen.

[2]) Eine Kritik der Knokeschen Hypothese finde ich bei Wilisch, abgesehen von dem Satze S. 19/20, wo es heißt, daß ein, wenn auch noch so primitiver Weg durch das Gebirge angenommen werden müsse, wenn man nicht den Plan des Varus, in das Herz des aufständischen Stammes zu stoßen, für ganz unsinnig halten solle, nur in der Parenthese S. 24, wo W. sagt, daß über Knokes Umkehr des Varus vor Iburg in den Quellen keinerlei Andeutung enthalten sei. Hierzu ist zu bemerken, daß nach Knokes Darstellung eine Umkehr des Zuges nur für dessen Spitze wahrnehmbar war, während das Gros in der bisher eingehaltenen westlichen Richtung weitermarschierte, ferner hinzuzufügen, daß Knokes Ansetzung vor allen anderen Vermutungen zweierlei voraus hat: 1. daß sie Germanicus ein Moor überschreiten läßt, als er aus der Gegend zwischen Ems und Lippe auf das Schlachtfeld zu rückte, 2. daß sie die Tatsache, daß Germanicus die beiden Lager des Varus in derselben Reihenfolge betrat, in der sie geschlagen worden waren, in der

In die Gegend nördlich des Wiehengebirges versetzt uns die Gruppe, an deren Spitze Mommsen steht. Hier werden von Wilisch die Frage der Herkunft der Barenauer Münzen, die Modifizierung der Ansicht Mommsens über den Zug des Varus durch E. Bartels, die Hypothesen von Müller v. Sondermühlen (Wittefeld), dem sich in der Hauptsache Dahm anschließt, und von Böcker (Damme) besprochen. Gegen Mommsen spreche der Umstand, daß von einer Umkehr des Zuges nichts überliefert ist, besonders aber — und dies gilt ebenso für die übrigen Hypothesen derselben Gruppe — die allzu große Entfernung der Gegend jenseit des Wiehengebirges von dem Gebiete zwischen Ems und Lippe; auch sei die Beweiskraft der Münzfunde durch die Möglichkeit anderer Deutungen und die von Veltmann (und Höfer) erhobenen Einwände abgeschwächt und die militärische Bedeutung der Örtlichkeit von Barenau zweifelhaft geworden. Der letzte in dieser Reihe ist Dünzelmann mit seiner Huntehypothese, die, wie W. sagt, zwar eines Fundamentes nicht entbehrt, aber schon deshalb abzulehnen ist, weil es bei Lemförde keine Berge gibt.

In diese alles Wesentliche zusammenfassende Übersicht hat W. noch eine Reihe von Einzelbetrachtungen eingestreut. Viel beigetragen zu der Verwirrung hätten die Lokalhistoriker, 'die an der Arbeit waren, die berühmte Stätte für ihre Quadratmeile festzulegen', geschadet hätten auch die etymologischen Verirrungen, nicht bloß die der älteren Zeit, und die Versuche F. Wolfs, die Ortsnamen der von ihm gewählten Gegend aus dem Nordischen abzuleiten, sondern auch die neueren Bemühungen um die Auffindung eines Anklangs an den Namen des *saltus Teutoburgiensis* (Teutehof für Detmold, Dütebach für die Osnabrücker Gegend, Dietrichsburg für das Wittefeld). Ferner verzeichnet W. die hauptsächlichsten Ansichten über den Ursprung des Namens Arminius und über das Datum der Schlacht, endlich alles Wesentliche, was in das Gebiet der Alisofrage gehört. Wenn heute Oberaden mit Recht den Anspruch erhebe, als Aliso zu gelten, so dürfe man Haltern als das 'Lippekastell' ansehen.

Zum Schlusse bekennt er, daß er bei den jetzt vorhandenen Hilfsmitteln an die Möglichkeit einer restlosen Lösung des Problems nicht glaube; müsse er aber doch Partei ergreifen, so würde er, allerdings ohne einen bestimmten Paß zu bevorzugen, zu den Detmoldianern gehen. Mit diesem Geständnis ist zu vergleichen, was Wilisch S. 18—19 sagt: 'Für die Detmoldhypothese spricht stark, daß nach ihr das Schlachtfeld wirklich, wie Tacitus verlangt, der Gegend zwischen Ems und Lippe nahe war. Gegen sie ist

ungezwungensten Weise erklärt; denn auch Wilisch folgt S. 24 der Auffassung, 'daß Tacitus in dem ersten, normalen Lager, dann (*dein*) dem zweiten, halb eingestürzten und der Mitte des Feldes eine Reihenfolge nicht nur der Stationen des Varus, sondern auch ihrer Auffindung durch Germanicus hat geben wollen'.

besonders geltend gemacht worden, daß der Marsch durch die genügend bekannten Pässe des Teutoburger Waldes nicht recht zu Dios 'schwer passierbaren Wäldern' und zu dem Plane Armins, den Varus in schwieriges Terrain zu locken, paßt, und daß Sümpfe, die wirklich gefährlich werden konnten, wenigstens jetzt in dieser Gegend fehlen. Auch ist bemerkt worden, daß Germanicus das Schlachtfeld schon auf seinem Frühlingsfeldzug gegen die Chatten (Tac. I 56) bequem hätte besuchen können, da er ihm beim Entsatze des Segestes nicht fern gewesen sein kann'.

Angehängt ist ein Verzeichnis der in der Abhandlung erwähnten Schriften.

11) Friedrich Knoke, Armin der Befreier Deutschlands. Eine quellenmäßige Darstellung. Mit einer Abbildung des Hermanndenkmals und fünf in den Text gedruckten Kartenskizzen. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 80 S. 8. 1,20 *M.*

Die Wirksamkeit des 'Befreiers Germaniens' fällt zwischen die Jahre 9 und 21 n. Chr. Dieser Rahmen umschließt die Ereignisse, die in Knokes Festschrift dargestellt sind. Den ersten Abschnitt bildet die Varusschlacht, den zweiten die Begebenheiten der Jahre 15 und 16, den dritten der Krieg mit Marbod und das Ende des Helden. Wie sich von selbst versteht, ist Knoke der Darstellung gefolgt, die er 1887 in den 'Kriegszügen des Germanikus' niedergelegt und seitdem unermüdlich verfochten und durch neue Nachweise zu stützen gesucht hat. Die Zusätze, die sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre ergeben haben, sind verwertet, ebenso die Modifikationen der ursprünglichen Darstellung, unter denen die Gleichsetzung Alisos mit Oberaden wohl die bedeutendste ist. In der Form schließt sich Knoke vielfach, namentlich in der Wiedergabe der Reden, an den Wortlaut des Tacitus an. Die Abbildung des Hermanndenkmals, das Ernst v. Bandel, wie Knoke sagt, in der Gegend der Heimat des Helden errichtet hat, ist wohlgelungen; die Kartenskizzen veranschaulichen die Gegend zwischen Iburg und dem Habichtswalde, die Stätte der Varusschlacht, ferner die Örtlichkeit der 'Schlacht bei Barenau' im J. 15, die Gegend der Kämpfe des Caecina an den 'langen Brücken' zwischen Mehrholz und Brägel, der Schlacht 'bei Eisbergen' (Idistaviso) und der Schlacht 'bei Leese' (am Angrivarierwalle).

S. 68, wo es heißt, daß die Soldaten nach dem Siege bei Eisbergen Germanicus als Imperator ausriefen, ist statt Germanicus zu setzen Tiberius; S. 53 ist der Dativ 'den Legaten und Tribunen' in den Genitiv zu ändern nach Tac. I 65 *equos ... legatorum tribunorumque.*

Denselben Inhalt hat Knokes Aufsatz in der Leipziger Illustrierten Zeitung Nr. 3450.

12) A. Rehrmann, Arminius der Befreier Deutschlands. Ein Gedenkblatt zum 19. Zentenarium der Varusschlacht im Jahre 9 nach Christus. Essen-Ruhr 1909, Fredebeul & Koenen. 119 S. 8. 0,75 *M.*

Die Ansetzungen, denen der Verfasser dieser gut gemeinten, aber mangelhaft stilisierten und ungeschickt disponierten[1]) Festschrift folgt, sind folgende. Aliso ist sowohl mit dem *castellum Lupiae flumini adpositum* bei Tacitus II 7 als auch mit dem Lager des Tiberius *ad caput Lupiae* identisch und lag an der Einmündung der Alme in die Lippe. Nach dessen Entsatz im J. 16 habe Germanicus das Varianische Schlachtfeld wahrscheinlich zum zweiten Male aufgesucht. Der Altar des Drusus wurde 11 oder 10 v. Chr. auf dem Schlachtfeld von Arbalo errichtet; die pontes longi sind im Lande der Brukterer zwischen Ems und Lippe zu suchen, das Sommerlager des Varus vielleicht bei Varenholz in der Gegend von Rinteln. Der *saltus Teutoburgiensis* ist der Lippesche Wald, die *prima Vari castra* das erste Maschlager an der Werre zwischen Iggenhausen und Lage, wo Varus im September des Jahres 9 n. Chr. am dritten Tage nach dem Aufbruch von der Weser, als er selbst mit Rechtsprechen beschäftigt und die Legionen, die im Lager ihre Waffen abgelegt hatten, 'dienstfrei' (*vacuae* Tac. II 46) waren, von den vermeintlichen Hilfstruppen, die sich inzwischen gesammelt hatten, überfallen wurde. In dem zweiten Lager, einer schwachen Verschanzung auf dem Wege nach dem Dörenpasse, durch den man Aliso zu erreichen gedachte, gab Varus sich den Tod. Germanicus durchzog auf dem Wege nach dem Schlachtfelde den nördlicher gelegenen Örlinghäuser Paß und stieß so zunächst auf das erste Lager des Varus. Das Denkmal auf der Grotenburg steht somit nur 6—7 km in südöstlicher Richtung vom Schlachtfelde entfernt.

Im zweiten Lager kapitulierte Ceionius, die Flüchtlinge wurden von Caedicius, der in Aliso kommandierte, aufgenommen. Die Eingeschlossenen entkamen, Aliso fiel in die Hände der Deutschen. — Der Name Arminius ist römisch, jedoch mit Anklang an den deutschen Namen des Mannes Irminmer gebildet.

Der Hauptgewährsmann des Verfassers ist Höfer, von dessen Schrift 'Die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz', Leipzig 1888 (s. JB. XV 273) er sagt, daß sie 'mit Recht als eine fleißige und kritische Bearbeitung der Varusschlacht bezeichnet werde'; auch Kemmer, der zu der Gefolgschaft Höfers gehört (s. JB. XIX S. 206), wird wiederholt zitiert. Von Höfers Ergebnissen weicht er nur insofern ab, als er das Sommerlager des Varus von dem Lager, in welchem er überfallen wurde, trennt.

---

[1]) Man findet lästige Wiederholungen, wenn man den Abschnitt S. 43—70, der Übersetzungen aus den Quellen enthält, mit der daran angeschlossenen Darstellung der Vorgänge selber vergleicht, und ebenso in den aufeinander folgenden Kapiteln 'Armin und sein Plan' und 'Die Ausführung des Planes'.

Die erste Schlacht des J. 16 nennt er zweimal 'die Schlacht auf der Ebene Idisiaviso', sonst 'bei Idisiaviso', den Legaten von Syrien zur Zeit von Christi Geburt Cyrinus, den Erbauer der pontes longi S. 31 C. Domitius, S. 56 richtig Lucius Domitius. Den Sinn der Worte des Segestes bei Tacitus I 58 *utrum praevaleat quod ex Arminio concepit an quod ex me genita est* gibt er unrichtig wieder durch den Satz 'ob sie mehr dem Gatten oder dem Vater zu gehorchen hat'; und die Worte desselben Segestes *filiam necessitate huc adductam fateor* besagen nicht, 'daß nur der Zwang seine Tochter zu ihm von der Seite Armins geführt habe'. S. 55 liest man als Übersetzung von *accisae iam reliquiae consedisse intellegebantur* 'daß der hier zusammengeschmolzene Rest sich festgesetzt' statt 'hier der' und S. 57 gar: 'und durch dasselbe Verhängnis zum zweiten Male besiegte (Tacitus I 65 *vinctae*) Legionen'.

13) E. Schierholz, Die Örtlichkeit der Varusschlacht. Mit einer Karte und Abbildungen. Zur 1900-Jahr-Feier der Schlacht. Wismar 1909, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. 42 S. 8. 1,20 *M.*

Verf. geht von der Beobachtung aus, daß sich an der nördlichen Seite des Osning von Bielefeld bis Driburg, nördlich bis in die Gegend von Oeynhausen, östlich bis Barntrupp eine große Anzahl von Gehöften findet, deren Namen auf -trupp endigen. Dieses Wort, welches viel älter sei als das in späterer Zeit, als sich geschlossene Siedelungen bildeten, durch Metathesis daraus geschaffene Wort Torp oder Dorf, bezeichne die Streiterscharen, die dazu bestimmt waren, dem von Westen her anrückenden Feinde entgegenzutreten. Ihre dreieckartige Aufstellung — denn das Gebiet der Truppnamen bilde, wie die Übersichtskarte zeigt, ein Dreieck — war ein Meisterstück der Strategie; denn die Römer mochten welchen Paß auch immer wählen, sie mußten stets in die Umklammerung der aufgestellten Streiter geraten. Da es sich um den Schutz der am Osning gelegenen Hauptheiligtümer des Volkes handelte, so währte diese Aufstellung so lange, wie die Einfälle der Römer dauerten. Die Basis des Schlachtendreiecks ist gegen den Osning gerichtet; somit muß die Angabe Dios, daß Varus von der Weser hergekommen sei, unrichtig sein. Sein Sommerlager war vielmehr in Varensell in Westfalen, von wo er in östlicher Richtung auf Horn zu rückte; sein Ziel war Schaumburg-Lippe, der Ort des angeblichen Aufstandes. Nach zweitägigem Kampfe erfolgte die letzte Katastrophe bei der Ortschaft Hakedahl östlich von Detmold, im Herzen der 'Trupps', wo die Römer 'niedergehackt' wurden.

Der Osning, das Gebirge der Asen, ist die Wiege aller teutonischen Völker, die Ruten, d. h. Wurzelerde (vgl. englisch 'root' und 'rote Erde'), der geheiligte Stammboden der Sweben, zu denen die Semnonen, Cherusker, Angrivarier, Brukterer und

Sigambrer gehören. Die Sweben, deren Nachkommen die Sachsen sind, verdanken ihren Namen dem großen Ansehen, in welchem sie bei den übrigen germanischen Stämmen standen (englisch 'sway' Übergewicht); ihre Haartracht bildete das äußere Abzeichen dieses Ansehens. Ihr Ursitz, der Osning, ist der Schauplatz der Ereignisse, von denen die Edda erzählt, hier sind die *secretiora Germaniae*, hier die heiligen Orte, von denen Tacitus in der Germania redet, vor allem der von Tacitus als 'Ocean' bezeichnete See, der Norder- (Nerther-) oder Auerdiek in Lippe-Detmold.

Da fast sämtliche Trupphöfe des genannten Dreiecks innerhalb des heutigen Fürstentums Lippe-Detmold liegen, so ist die Entstehung dieses Fürstentums vielleicht auf eine Landschenkung an Arminius zurückzuführen, die das ganze Aufstellungsgebiet der Streiterscharen umfaßte; die Römer hätten die mit der Errichtung des Kronguts unzufriedenen Landsleute des Arminius gegen diesen aufgehetzt, und die Behauptung des Tacitus, er habe durch einen Anschlag seiner Verwandten das Leben verloren, sei irrig.

Die 'Trupps' müssen aber überhaupt entlang allen römischen Heeresstraßen aufgestellt gewesen sein, um die Bewegungen des Feindes zu überwachen; denn während wir östlich der Weser, wo es keine festen Römerstraßen gab, keine Truppnamen finden, sind sie westlich dieses Flusses nicht bloß in Lippe häufig, z. B. in der Gegend von Beckum, Münster und Osnabrück, auf swebischem Gebiet. An diese Namen knüpfen sich auch die Ereignisse des Jahres 16 n. Chr.; nach ihnen bestimmt sich der Punkt, wo Germanicus die Ems verließ, und der, wo er die Weser erreichte. Schierholz weiß ferner, wo die Unterredung 'zwischen Hermann und Flavius' stattfand, wo 'Cariovalda' fiel, wo 'die Schlacht bei Idistavisus' geschlagen wurde, die in seiner Darstellung S. 13 mit der Schlacht am Angrivarierwalle in eins zusammenfließt.

Es ist Schierholz nicht entgangen, daß sich Truppnamen in großer Menge auch in Schleswig-Holstein, Dänemark und Skandinavien finden. Er sieht sich daher, um seine Hypothese zu retten, zu der Annahme genötigt, daß man sich auch in jenen fernen Ländern zur Verteidigung der Kultusstätten gegen etwaige Angriffe der Römer zur See gerüstet habe.

14) J. Nase, Pfarrer in Birkelbach, Die Ortsbestimmung für Aliso und Teutoburg. Zugleich ein Beitrag zur Burgenkunde. Witten 1909, Märkische Druckerei und Verlagsanstalt. 133 S. 8. 2 *M.*

Der wichtigste der Begriffe, mit denen der Verfasser dieses wunderlichen Buches operiert, ist der der keltisch-germanischen Wasserburg (Wasserfliehburg, Sumpfbefestigung), von den Römern *palus* genannt. Eine solche Wasserburg war vor der römischen Eroberung Aliso (= Oberaden), eine Wasserburg war die Burg des Segestes; die Kämpfe an den pontes longi fanden *vastas inter paludes* (Ann. I 63) statt: 'zwischen wüstgelegenen (d. h. römischer-

seits okkupierten) Wasserburgen'; im J. 15 ließ Germanicus auf seinem Zuge gegen die Chatten den L. Apronius *ad munitiones viarum et fluminum* (Ann. I 56) 'an den Wege- und Flußbefestigungen, d. h. an den germanischen Wasserburgen' zurück. Wasserburgen sind, 'dem keltischen Gebrauch entsprechend, in allen Mündungswinkeln zwischen kleineren und größeren Gewässern zu vermuten', und 'alle von den alten Schriftstellern erzählten Kämpfe der Römer mit den Deutschen sind Kämpfe an den Wasserburgen gewesen' (S. 36). Es war römische Methode, an die feindlichen Wasserburgen Erdburgen heranzulegen, und so entstand an der Lippe entlang und weiterhin ein römisches Burgensystem. Das *castellum Lupiae flumini adpositum* (Ann. II 7) ist die Gegenburg gegen die keltisch-germanische Wasserburg zu Haltern. Tacitus nennt ebenda diese Wasserburgen *aggeres*, während *limites* ein Wort keltischen Ursprungs, die Burggrenzen bezeichnet; der ganze Ausdruck aber *cuncta inter castellum Alisonem et Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita* bezeichnet 'den Abschluß des Eroberungskrieges durch Einsetzung der neuen Landesherrschaft und Landesverwaltung'. Der *saltus Teutoburgiensis* ist nicht ein Waldgebirge; *saltus* ist vielmehr überall bei Tacitus das Wasserburggelände = Bruch oder Burgmark. Man wird daher künftig nicht von der Schlacht im Teutoburger Walde, sondern von der 'Schlacht in der Teutoburger Mark' zu sprechen haben. Der Name Teutoburg hängt mit dem des von Strabo genannten Sugambrers Deudorix zusammen, der wiederum mit dem *dux Marsorum Mallovendus* (Ann. II 25) identisch ist. Danach ist der Ort der Varusschlacht auf sugambrischem Boden zu suchen, und zwar in der Gegend von Werl. Hier, *ad caput Iuliae*, d. h. an der Quelle der Seseke, überwinterte Tiberius 4/5 n. Chr. (Vell. II 105), hier war seitdem beständig das römische Winterquartier, von hier aus zog sich Asprenas an den Rhein zurück, hierher strebte Varus, als er das Sommerlager verlassen hatte, hier stand der Altar des Drusus, hier war das Heiligtum der Tanfana und das der Veleda. Der Schauplatz aber der Kämpfe zwischen Caecina und Arminius war Haltern, die pontes longi sind zwischen Stever und Lippe zu suchen.

Einen großen Teil des Buches füllen etymologische Erörterungen, so im Eingang, wo Verf. über Ursprung und Zusammenhang der Namen Aliso und Seseke handelt und zu seinen Deutungen in umfangreichstem Maße keltische Wortstämme heranzieht, die er in den mannigfachsten Variationen kombiniert, so daß der Leser in diesen Ausführungen förmlich ertrinkt. Darüber zu referieren ist nicht meines Amtes und dürfte auch einem sachkundigeren Berichterstatter schwer fallen, da der Faden der Beweisführung unaufhörlich abreißt. Statt dessen notiere ich zum Schluß ein paar überraschende Übersetzungen aus Tacitus: Ann. XIII 56 *ni causam suam dissociarent* 'wenn sie nicht ihre Staats-

ländereien (in Eigengüter) aufteilten' (S. 74); denn *causa* ist = *ager publicus*, wie denn auch bei Florus unter den *patroni causarum*, an denen die siegreichen Germanen besondere Rache übten, 'die Inhaber der Vorbehalte', d. h. die *procuratores saltuum* zu verstehen sind; und wenn Tacitus Germanicus II 7 *princeps* nennt, so bezieht sich diese Bezeichnung auf die von ihm beanspruchte Herrscherstellung in Germanien, und die ganze Stelle ist zu übersetzen: 'Germanicus hielt zu Ehren seines Vaters, als Landesfürst in eigener Person, mit den Legionen eine Trauerparade ab'. Dieselbe Bedeutung hat *princeps* auch an andern Stellen des Tacitus und bei Velleius II 105, wo es von Tiberius heißt: *ad caput Iuliae fluminis hiberna digrediens princeps locaverat.*

Angezeigt Hist. Zeitschr. 102, 3 S. 658: 'es wird das beste sein, über die sprachlichen und historischen Tüfteleien im buntesten Durcheinander den Schleier des Vergessens, nicht des Vergebens zu breiten'.

Vgl. Knoke, der in einem Vortrage im Historischen Verein zu Osnabrück — s. die 'Mitteilungen' des Vereins Bd. 33 (1908) — über die bisherigen Funde in Haltern und Oberaden, sowie über die aus ihnen gezogenen Schlüsse berichtet, alle Momente, die für die Gleichstellung Oberadens mit Aliso sprechen, sammelt, gegen Dragendorff sein Urteil über die Funde im Habichtswalde verteidigt und endlich die 'organisierte Archäologie des Spatens', die sich der Geschichte gegenüber mit der Rolle einer Hilfswissenschaft zu begnügen habe, in ihre Grenzen zurückweist. Vgl. ferner Huverstuhl, Die Lage des Römerkastells Aliso. Antwerpen 1907, Laporte & Dosse. 6 S., endlich über die Identität von Aliso und Oberaden H. Nöthe, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 775—778.

15) Vincenzo Strazzulla, Il processo di Libone Druso. Rivista di storia antica XII S. 62—75 und 243—258.

Der Aufsatz Strazzullas enthält keinen Beitrag zur Interpretation des Tacitus, sondern gibt einfach wieder, was wir bei Tacitus, Sueton und Dio über den Prozeß des Libo Drusus lesen, und macht keinen Versuch, die mit diesem Prozeß verbundenen Streitfragen in neuer Weise zu lösen. Strazzulla schildert die tyrannische Natur des Tiberius, das unabhängige Urteil des Tacitus über die Menschen und die Ereignisse der Zeit dieses Kaisers, das törichte Unternehmen des Libo Drusus und den Verlauf seines Prozesses. Der Stammbaum des Verschwörers und seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause werden von Strazzulla in derselben Weise dargestellt wie von Mommsen, Eph. epigr. I S. 146 und in der Prosopogr. Imp. Rom. III S. 185. Auch in der Frage, woher er seinen Beinamen Drusus habe, tritt Strazzulla der Konjektur Mommsens bei, welcher vermutete, er könne davon herrühren, daß er von M. Livius Drusus Libo, cos. 15 v. Chr., zum Erben eingesetzt worden sei.

16) D. T. Schoonover, A study of Cn. Domitius Corbulo as found in the 'Annals' of Tacitus (Doktor-Dissertation). Chicago 1909. VII u. 55 S. 8.

Die Dissertation Schoonovers erinnert durch ihre Tendenz an die JB. XXIX 219 ff. besprochene Abhandlung seines Lehrers Hendrickson. Er findet in den über die Taten des Corbulo handelnden Partien der zweiten Hälfte der Annalen alle Kennzeichen des Enkomiums: die Unterordnung der historischen Tatsachen unter die persönliche Charakteristik, rhetorische Übertreibungen und das mangelhafte Interesse für chronologische und topographische Fixierungen, und schließt daraus, daß Tacitus für diese Partien eine enkomiastische Biographie als Quelle benutzt habe. Ich habe diese Hypothese bereits in der WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 515 ausführlich besprochen und insonderheit zu zeigen versucht, daß Tacitus in der Darstellung der Taten Corbulos nicht anders verfahre als in seinen übrigen Kriegsberichten, insbesondere in dem Bericht über die Feldzüge des Germanicus, und daß die Hypothese Schoonovers direkt widerlegt werde durch den Umstand, daß sich in dem Bericht des Tacitus manche dem Andenken des Corbulo ungünstige Urteile finden, die Sch. zum Teil übersehen hat, zum Teil vergeblich hinwegzudeuten versucht, wie er überhaupt in der Interpretation des Tacitustextes nicht immer das Richtige trifft. Der Historiker hatte somit für die Feldzüge des Corbulo keine besondere Quelle; denn auch die Denkwürdigkeiten des Heerführers selber, die er XV 16 zitiert, hat er nur an dieser einen Stelle eingesehen, nicht aber durchweg benutzt, weil er, wie eben jene Stelle zeigt, ihre Zuverlässigkeit bezweifelte.

17) René Waltz, Vie de Sénèque. Paris 1909, Perrin & Cie. 462 S. 8. (Vom Referenten angezeigt WS. f. klass. Phil. 1909 Nr. 40).

Das Werk erzählt im Anschluß an die Quellen, unter denen Tacitus in erster Reihe steht, das Leben des Philosophen Seneca mit besonderer Berücksichtigung seiner Wirksamkeit als Politiker. Zugleich enthält es ein Gemälde seiner Zeit. Die Frage der Quellen des Tacitus wird in dem Buche kaum berührt; zum Verständnis seines Textes bringt es keinen nennenswerten Beitrag.

18) Chr. Hülsen, The burning of Rome under Nero. Amer. journ. of arch. XIII 1 S. 45—48.

Pascal beschuldigte die Christen, Profumo, der ihn widerlegt hat, den Nero. Profumos eigene Konstruktion von Neros Plan ist phantastisch. Hülsen glaubt die Frage der Entstehung des Brandes (Tacitus: *forte an dolo principis, incertum*) durch den Hinweis auf ein einfaches, bisher nicht beobachtetes Faktum lösen zu können. Der Brand begann, wie Tacitus bezeugt, am 19. Juli, 'or perhaps more exactly in the night between the 18. and 19.'. Nun war am 17. Vollmond gewesen. In solchen Sommernächten

bleiben noch heute die Bewohner von Rom lange Zeit wach, um am Tage zu ruhen. Die Zeit wäre also für eine Brandstiftung sehr ungeschickt gewählt gewesen. Also bleibt als Entstehungsursache nur der Zufall übrig. Es ist möglich, daß einige Christen wegen ihres Benehmens während des Brandes und nachher in Verdacht gerieten, auch daß unter denen, welche die Löscharbeiten hinderten, fanatische Christen waren, die in dem Feuer ein Werk der Vorsehung sahen, die die Stadt zerstören wollte, und die Nichtteilnahme der Christen an den Opfern für Vulkan und Juno konnte den Verdacht verstärken. Aber auch Nero konnte in falschen Verdacht geraten, wenn er befahl mit dem Löschen nicht zu rasch zu sein, damit die elenden plebejischen Quartiere untergingen, oder, durch den Anblick des Brandes zur Bewunderung hingerissen und an den Untergang Iliums erinnert, unkluge Äußerungen tat.

19) Bernard W. Henderson, Civil war and rebellion in the Roman empire a. d. 69—70. A companion to the 'Histories' of Tacitus. With maps and illustrations. Macmillan and Co., limited, St. Martins street, London 1908. 360 S. 8.

Hendersons Buch enthält eine kritische, von modernen strategischen Gesichtspunkten ausgehende, in drei Kapitel, die der Natur des Themas entsprechen, gegliederte Geschichte der kriegerischen Ereignisse, welche sich im Vierkaiserjahre und in dem darauf folgenden Jahre teils in Italien, teils am Rhein und an der Mosel abgespielt haben. Seine Vorgänger sind Mommsen (Hermes 1871) und Gerstenecker (München 1882; s. JB. XI 14). Beide haben jedoch nur einen Teil des Themas behandelt; Mommsens Aufsatz ist nach Hendersons Urteil voll von wertvollen Vermutungen, doch allzu kurz; Gerstenecker entbehre der militärischen Einsicht. Hendersons eigene Darstellung beginnt mit dem Tode Neros und schließt mit einer Betrachtung über die Lehren des germanisch-gallischen Aufstandes. Die Örtlichkeiten in der lombardischen Ebene, welche in den beiden ersten Kapiteln eine Rolle spielen, hat er selbst besucht.

Die klare und auf alle Einzelheiten eingehende Darstellung der Ereignisse wird von Anfang bis zu Ende von militärischen Gesichtspunkten beherrscht und häufig durch den Vergleich mit ähnlichen Situationen und Unternehmungen, die in Kriegen der modernen Zeit beobachtet worden sind, sowie durch Zitate aus v. d. Goltz und anderen Lehrbüchern der Kriegskunst und Kriegsgeschichte illustriert. Alle Momente, die in einem Kriege zu der Entscheidung beitragen, werden gewürdigt: die Organisation und Dislokation der Armeen, die Streitkräfte der Parteien, die Stimmung und die Disziplin der Truppen, das Vorleben und der Charakter der leitenden Persönlichkeiten, die Uneinigkeit und die Irrtümer der Führer, ferner die strategischen Pläne, ihre Begründung, ihre

Ziele und Aussichten, sowie die Fehler in ihrer Ausführung und die Erwägungen über Offensive und Defensive, der Unterschied zwischen strategischen und taktischen Erfolgen und Niederlagen, endlich die geographische Lage der Orte, die Berechnung der Entfernungen und die Wahl des Weges, die Bedeutung der Zeit und der Schnelligkeit in den Bewegungen, der Wert der Flotte, der Brücken, der Gebirgspässe, des Nachrichtendienstes, sowie der Reiterei für einen Kampf in der Ebene.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, dem Leser auf Grund der Darstellung Hendersons ein Bild des Verlaufs und Zusammenhanges der Operationen, wenn auch nur im Umriß, vorzuführen; ich begnüge mich mit der Hervorhebung einiger bemerkenswerter Punkte, in denen er eine eigenartige Auffassung vertritt. Dahin gehört zunächst seine Kritik der Gründe, auf die Suetonius Paulinus seinen Rat, den Krieg in die Länge zu ziehen, dem Otho gegenüber stützt (Tac. H. II 32). Suetonius' Behauptung, daß die Vitellianer keine erheblichen Verstärkungen von jenseit der Alpen zu erwarten hätten, eine Behauptung, deren Richtigkeit von H. angefochten wird, entsprach in dem Augenblick, wo sie ausgesprochen wurde, wie mir scheint, den Verhältnissen durchaus; ebenso ist sein Hinweis darauf, daß die Feinde bald in Verpflegungsschwierigkeiten geraten würden, da die transpadanische Ebene allein schon durch den Durchzug des Heeres des Caecina verödet sei (*ipso transitu exercitus vastam*), vollauf berechtigt. Er sagt ja nicht, daß Caecina auf seinem Durchzuge das Land nach Feindesart verwüstet habe — das stünde in der Tat im Widerspruch mit dem im Eingang von II 20 Berichteten — und deshalb ist der Vorschlag Hendersons, *vastam* in *vastatam* zu ändern, verwerflich; auch der Zusatz von *ipso* ('an sich schon') macht ihn unmöglich, insofern dieses Wörtchen das Zugeständnis enthält, daß Caecina auf seinem Marsche durch das Land sich der Zerstörung der vorhandenen Vorräte enthalten habe.

Wichtiger als dies ist es für die Leser der Historien des Tacitus zu erfahren, wie sich Henderson mit den schwierigeren und dunkleren Partien der Kriegsberichte abfindet, die wir bei Tacitus lesen. Große Not hat bekanntlich von jeher den Erklärern die erste Schlacht bei Bedriacum (oder vielmehr bei Cremona; vgl. Heraeus zu II 39, 6) gemacht. Nach Henderson ist der Verlauf der Dinge folgender. Othos an sich vortrefflicher Angriffsplan bestand darin, daß die herannahenden Teile der Donauarmee sich schnell in Bedriacum (= Calvatone, 22 Meilen östlich von Cremona, an der via Postumia), sammeln, die bereits in Bedriacum befindlichen Truppen aber gleichzeitig in derselben westlichen Richtung durch einen kühnen Flankenmarsch in unmittelbarer Nähe des Feindes über Cremona hinaus, während der Feind sich in dieser Stadt noch sicher fühlte, bis an den Zusammenfluß von Adda und Po (sieben Meilen westlich von Cremona)

vorrücken sollten. Diese Stellung beherrschte die einzige Kommunikationslinie des Feindes, den Rückzug deckte Placentia. So gedachte Otho von Westen und Osten her den Feind in Cremona einzuschließen. Dementsprechend setzten sich die Truppen von Bedriacum auf der via Postumia in Bewegung (*non ut ad pugnam, sed ad bellandum profecti* II 40). Nach einem Marsch von vierzehn Meilen bezogen sie ein Nachtlager; sie befanden sich also jetzt acht Meilen von Cremona und waren von ihrem Ziel, dem Zusammenfluß von Adda und Po, noch 15 oder, wie Tacitus sagt, 16 Meilen entfernt, wobei die Differenz von einer Meile auf den Umweg gerechnet werden kann, den man machen mußte, um Cremona nicht zu berühren. Jene Zahl von 14 Meilen aber beruht auf der Änderung von *quartum* II 39 in *quartum decimum*, die, wie H. meint, schon dadurch empfohlen wird, daß sich nach einem Marsche von vier Meilen schwerlich ein Mangel an Wasser hätte fühlbar machen können, und wenn Paulinus und Celsus II 40 sagen, daß der Feind kaum vier Meilen vorzurücken brauche, um den Gegner zu treffen, so scheint dieser Berechnung die Vorstellung zugrunde zu liegen, daß beide Parteien auf der acht Meilen langen Strecke einander auf halbem Wege entgegen rücken würden. Wie der durch einen Numider übersandte Befehl des Otho lautete, ist nicht mit Sicherheit zu eruieren: er kann gefordert haben, man solle den Vormarsch fortsetzen, aber auch, man solle angreifen, nachdem man dem Feinde einmal so nahe gekommen war. Als man am zweiten Tage — von zwei Tagen spricht Tacitus nicht, wohl aber Plutarch — den Marsch wieder aufgenommen hatte, stieß man auf den Feind. Die Schlacht, die Otho durchaus nicht von Anfang an beabsichtigt hatte, ging verloren; der Einschließungsplan Othos scheiterte daran, daß die Führer der Othonianer zu lange an der Hauptstraße hafteten und dadurch Cremona zu nahe kamen. Der Soldat sah, daß Othos Befehl, vorzurücken, zu der Schlacht geführt habe, und schloß, daß Otho von Anfang an die Absicht gehabt habe, angreifen zu lassen; ebenso Tacitus, der zwar den Marsch an die Adda verzeichne, aber den Sinn dieser Unternehmung nicht begriffen habe. — Ob diese Darstellung das Richtige trifft, bleibe dahingestellt: sie ist durch eine Textesänderung bedingt, und der Flankenmarsch, an den Othos Einschließungsplan gebunden war, übertrifft an Waghalsigkeit weitaus den der Deutschen Mitte August 1870, als sie an Metz vorbeizogen, zumal wenn man die numerische Überlegenheit des Gegners in Anschlag bringt.

Ein anderer Punkt, der der Aufklärung bedarf, ist der Marsch des Valens III 40. 41. Tacitus sagt nicht, wo Valens sich befand, als er von der Meuterei der Flotte hörte. Daß er bereits Ariminum passiert hatte und bis in die Nähe von Ravenna vorgedrungen war, schließt Henderson wohl mit Recht daraus, daß ihm geraten wurde, sich *per occultos tramites* nach Hostilia oder Cremona zu

wenden. Demnach können die Worte *cohortes Ariminum praemittit, alam tueri terga iubet* nur eine Bewegung nach rückwärts bezeichnen; nicht ganz klar aber sind die Worte *flexit in Umbriam atque inde Etruriam*, insofern er die Landschaft Umbrien auf diesem Wege entweder gar nicht oder nur auf ganz kurzer Strecke berührt haben kann, um in das Tal des Arno zu gelangen.

Von dem nach Hendersons Urteil bei Tacitus hervortretenden Mangel an Verständnis für strategische Pläne hatten wir soeben bei der Erörterung des Zuges der Othonianer an die Adda ein Beispiel. Überhaupt ist Henderson, der sich den Ausspruch Mommsens von 'dem unmilitärischsten aller Historiker' zu eigen macht, der Meinung, daß Tacitus keinen Blick für strategische Gesichtspunkte habe und vielfach Berichte gebe, die lediglich auf einem 'camp gossip' beruhen. In der auf eine Reihe von Einzelheiten gestützten Begründung dieses Urteils ist Henderson m. E. nicht immer glücklich. So interpretiert er unrichtig den Satz I 70 *ipse* (d. i. Caecina) *paulum cunctatus est, num Raeticis iugis* (d. i. über den Arlberg) *in Noricum flecteret adversus Petronium Urbicum procuratorem, qui concitis auxiliis et interruptis fluminum* (dieser Plural bezeichnet nach H. lediglich den Inn) *pontibus fidus Othoni putabatur. Sed* usw. Tacitus sagt hiermit durchaus nicht, was H. S. 69 ihm unterlegt, daß Caecina geschwankt habe, ob er Noricum oder Italien angreifen solle, sondern nur, daß er eine kurze Weile überlegt habe, ob er nach Italien ziehen solle, ohne vorher einen seinen Rücken und seine linke Flanke bedrohenden Feind unschädlich gemacht zu haben. Denn daß sein Ziel von Anfang an Italien war und blieb, ist allerdings unzweifelhaft. Aus der Aktion des Petronius aber schöpft H. die an sich nicht üble Vermutung (die aber freilich nur eine Vermutung ist), daß Caecina überlegt habe, ob er aus der Nordschweiz, wo er sich befand, über den Arlberg in das Inntal und weiter über den Brenner nach Italien ziehen oder den direkten Weg über den Großen St. Bernhard wählen solle.

Daß die Expedition der Flotte Othos nach dem narbonensischen Gallien in erster Reihe den Zweck hatte, Valens' rechte Flanke zu bedrohen und ihn dadurch auf seinem Zuge über die Westalpen aufzuhalten, ist Henderson zuzugeben. Ob jedoch Tacitus diesen Zweck nicht erkannt hat, ist mir zweifelhaft, obgleich eine dahinzielende Äußerung des Historikers fehlt. Denn wenn er erzählt, daß Valens durch diese Expedition in Schwierigkeiten geriet, die immerhin erheblich waren, obgleich die Unfähigkeit der Flottenführer es zu einem vollen Erfolge nicht kommen ließ, so liegt in dieser Darstellung dessen, was die Unternehmung bewirkte, an sich zugleich eine Andeutung dessen, was sie bezweckte.

Der II 18. 19 erzählte zweitägige Zug des Spurinna von Placentia aus dem Feinde entgegen wurde nach Tacitus durch

eine Insubordination der Leute erzwungen, der der Führer nachgab, um die voreilige Kampfeslust der Soldaten abzukühlen. Henderson verweigert ohne zwingende Gründe diesen Angaben über Anlaß und Zweck des Zuges den Glauben: die Insubordination sei eine Lagererfindung, der Zug sei ein Rekognoszierungszug gewesen. Übrigens scheint er mit der Annahme, daß Spurinna auf diesem Zuge den Po überschritten habe und auf der linken Seite des Flusses in nordwestlicher Richtung vorgegangen sei, recht zu haben; denn zu diesem Wege passen die Worte *si cum exercitu Caecina patentibus campis tam paucas cohortes circumfudisset* besser als zu einem Marsch auf dem rechten Ufer, wie ihn Wolff annimmt. Die Worte *in conspectu Padus* aber, die Heraeus noch heute für korrupt hält, sind in beiden Fällen intakt, da die Windungen des Flusses es begreiflich machen, daß die Truppen, nachdem sie am Morgen den Fluß verlassen haben, ihn am Abend wieder vor sich sehen, während sie ihn im Verlauf des Tages aus den Augen verloren hatten.

Für den Sturm Caecinas auf Placentia gibt Tacitus II 20 nur einen Beweggrund an: das Verlangen nach einem frühzeitigen Erfolge, er verschweigt, wie H. bemerkt, zwei andere, vor allem das Bedürfnis, die Verbindung mit Valens zu sichern, sodann die Absicht, den Feind von Westen nach Osten aufzurollen. Es ist eben nicht die Art des Tacitus, alles zu sagen, was er nach modernem Ermessen hätte sagen können oder müssen: hier hat er sich mit der Hervorhebung des für den Laien augenfälligsten Motivs begnügt.

Das von Tacitus angegebene persönliche Motiv, das Caecina zu dem Angriff bei Castorum (H. unrichtig Locus Castorum [1])) bestimmte, will Henderson nicht gelten lassen und setzt an dessen Stelle die Absicht, die feindliche Armee zu vernichten, ehe die Donauarmee zu ihrer Unterstützung herankäme. Die Möglichkeit, daß beide Motive nebeneinander wirksam waren, ist, wie mir scheint, nicht ausgeschlossen. Zugegeben, daß der Angriff an sich in der Situation begründet war: der Angriffsplan war nach Hendersons eigenem Bekenntnis 'not very brillant, and Caecina might have foreseen that, in time of civil war, it would be promptly betrayed to the other side'. Mehr sagt auch Tacitus nicht durch die Worte *avidius quam consultius*, und doch wird er um ihretwillen von H. des Mangels an Verständnis für die 'essentials of a military situation' beschuldigt. Endlich zeigt ein Vergleich von Hendersons Darstellung des Verlaufs der Schlacht mit dem nichts Wesentliches überspringenden Bericht des Tacitus, daß Hendersons Behauptung, seine Darstellung sei ein Versuch,

---

[1]) Zu dem Ausdruck *locus Castorum vocatur* II 24 vgl. IV 26 *loco Gelduba nomen est* und Ann. I 45 *loco Vetera nomen est*, beidemal ebenfalls in Parenthese.

in den Taciteischen Bericht Sinn hineinzubringen, dem wahren Verhältnis nicht entspricht.

Der Brückenbau Caecinas war nach Tacitus II 34 nur darauf berechnet, den Feind zu täuschen und die eigenen Leute zu beschäftigen. Henderson nimmt an, daß diese Unternehmung ernst gemeint war und den Zweck hatte, den Feind in der Mitte seiner Linie zu durchbrechen und Placentia zu isolieren. Aber Placentia war bereits isoliert, und hätten die Vitellianer den Brückenbau unternommen, um auf das rechte Poufer hinüberzugehen, so wären sie hier mindestens insofern in große Gefahr geraten, als ihnen der von Bedriacum westwärts vordringende Feind die Verbindung mit Vitellius abgeschnitten hätte. Demnach ist die Darstellung, die Tacitus von dem Brückenbau gibt, wohl begründet.

Auch der Umstand, daß Otho, als die Entscheidung bevorstand, nach Brixellum ging, gibt Henderson Anlaß zu einer unberechtigten Kritik des Tacitus. Der Historiker spricht nirgends von einer 'Sorge des Kaisers um seine eigene Sicherheit', er hat nicht die Vorstellung, 'that he ran like a coward' (Henderson S. 107). Was Henderson S. 108 von der Aufgabe des Höchstkommandierenden sagt, der sich nicht an die Spitze eines Teils seiner getrennten Streitkräfte zu stellen, sondern, der persönlichen Gefahr entrückt, eine zentrale Position zu wählen hat, von der aus er alle Teile in Bewegung zu setzen und zu kontrollieren imstande ist, ist gewiß richtig. Aber gerade dies sagt ja Tacitus II 33, wo er bezeugt, daß Otho sich überreden ließ, nach Brixellum zu gehen, *ut dubiis proeliorum exemptus summae rerum se ipsum reservaret.* Auch dafür wurde gesorgt, daß Otho imstande war, von seiner zentralen Stellung aus 'to send troops to any vital and threatened point in the whole area of events'; denn er nahm einen beträchtlichen Teil der Truppen mit sich. Und doch wurde das, was im allgemeinen als Regel gilt, in dem vorliegenden Fall, wie Tacitus sagt, verhängnisvoll, nicht so sehr infolge der Verringerung der Zahl der Kämpfenden, als infolge des persönlichen Verhältnisses zwischen Otho und seinen Soldaten, das so eng war, daß mit der Person des Kaisers zugleich die Aussicht auf einen glücklichen Erfolg verschwand.

Die vorstehend besprochenen Punkte, in denen ich Hendersons Urteil über die Berichterstattung des Tacitus einzuschränken bemüht gewesen bin, sind sämtlich dem ersten Kapitel des Hendersonschen Buches entnommen. In den folgenden beiden Kapiteln, die den Krieg zwischen Vitellius und Vespasian und den gallisch-germanischen Aufstand behandeln, hat er weniger Anlaß zu solcher Kritik gefunden; und wo er sie übt, handelt es sich um nebensächliche Dinge, über die er bei dem Historiker eine präzise Angabe vermißt. Hervorzuheben ist nur der Eifer, mit dem er den Vocula gegen den Tadel des Tacitus *non falso suspectus bellum malle* IV 34 in Schutz nimmt.

Hendersons Buch ist für alle, die sich für Kriegsberichte und insonderheit für den Zusammenhang der Begebenheiten in den ereignisreichen Jahren 69 und 70 n. Chr. interessieren, höchst lesenswert. Wenn er in der Kritik der militärischen Berichterstattung des Tacitus, wie mir scheint, im ersten Kapitel zu weit gegangen ist, so hindert mich doch dieser dissensus nicht, zu bekennen, daß die Klarheit, mit der er militärische Situationen zeichnet, und die Umsicht, die seine Erwägungen beherrscht, für den Leser zugleich belehrend und genußreich sind.

Angezeigt Athenaeum 4219 S. 260, Rev. crit. 1908, 39, S. 245 von M. Besnier, Hist. Zeitschr. 103 S. 334 von A. Bauer, N. phil. Rundsch. 1908 S. 463 von J. Jung (anerkennend; doch seien einige wichtige Inschriften übersehen, auch sei die Anlage des Buches zu weitläufig), Journ. of philol. vol. 31 Nr. 61 S. 123—152 unter dem Titel 'Tacitus as a military historian in the Histories' und Class. Quarterly III 2 S. 137 von E. G. Hardy, The Engl. Hist. Rev. 94 S. 327 von H. St. Jones. Hardy und Jones beanstanden beide Hendersons Darstellung der ersten Schlacht bei Bedriacum; Hardy, der seine Kritik auf alle die Stellen in Hendersons Buch erstreckt, wo dem Tacitus Mangel an strategischem Verständnis vorgeworfen wird, glaubt, ohne Valmaggi (s. JB. XXIII 113) zu erwähnen, die Schwierigkeiten, die Tacitus' Bericht über jene Schlacht bietet, dadurch zu heben, daß er H. II 40 an die Stelle des Flusses *Adua* den Fluß *Adra* (heute Arda) setzt, der sieben Meilen unterhalb Cremonas von Süden her in den Po fällt. Genau genommen freilich sei das Ziel der Othonianer nicht die Mündung des Adra in den Po, sondern ein Punkt gegenüber der Mündung gewesen. Mit dieser Hypothese seien die Distanzangaben be Plutarch in Übereinstimmung.

20) G. Teuber, Beiträge zur Geschichte der Eroberung Britanniens durch die Römer. Dissertation Breslau. Breslauer Studien zur Geschichte. 3. Heft. Breslau 1909. Trewendt & Granier. 88 S. 8. 2,50 *M*.

Verf. bekämpft die Ansicht Rieses, daß bereits Gaius, als er seinen Zug über den Kanal plante, die Aussonderung dreier Legionen der späteren britannischen Armee (der II Aug., XIIII Gem., XX V. V.) vorgenommen und so den Grund zum exercitus Britannicus gelegt habe. Dann gibt er, meist in Übereinstimmung mit Hübner, an, was wir über die Stärke und Zusammensetzung der Invasionsarmee aus Tacitus erschließen können, und bestimmt den Ausgangshafen, die Landungsplätze und die Themseübergänge. Den Verlauf der Invasion und die Eroberung des Flachlandes schildert er auf Grund der inschriftlichen Zeugnisse sehr abweichend von Hübners Darstellung: nach der Eroberung Camulodunums wurde das Heer in Londinium, welches das Centrum des nun entstehenden britannischen Straßennetzes wurde, in drei Teile zerlegt. Die leg. IX Hispana, die aus Pannonien gekommen war,

drang in nördlicher Richtung bis Lindum vor, welches in den ersten Jahren der Verwaltung des Ostorius (um 48) die Garnison dieser Legion wurde und blieb, bis sie — unter Cerialis oder erst unter Agricola — nach York verlegt wurde. Die Legionen XIIII und XX erreichten, nach Nordwesten vordringend, noch in Claudischer Zeit, den oberen Severn. Hier wurde von Ostorius 49 am Zusammenfluß von Tern und Severn der Waffenplatz Viroconium als Doppellager gegründet, und diesen meint Tacitus an der in der Handschrift verstümmelten Stelle XII 31. Von da kam die leg. XX wahrscheinlich um 55, die leg. XIIII um 60 nach Deva. Die leg. II Aug. drang nach Westen vor und errichtete nach der Eroberung der Insel Wight (45) bei Ausbruch des Silurenkrieges unter Ostorius 49 ein Lager in Glevum, später bei Befriedung der Siluren unter Julius Frontinus (um 77) in Isca. Ann. XII 32 sind unter *castra legionum* Glevum und Viroconium zu verstehen, die, beide am Severn gelegen, dazu bestimmt waren, die Siluren niederzuhalten; die *praesidia* aber, die XII 38 genannt werden, sind Kastelle, die den Vorpostendienst regeln sollten und nur Hilfstruppen als Besatzung erhielten. So drang die römische Okkupation vom äußersten Südosten der Insel gleichzeitig nach Norden, Nordwesten und Westen vor. Glevum, Viroconium, Lindum sind von dem Hauptquartier Londinium ungefähr gleich weit entfernt.

Dieser glatten und klaren Darstellung sind ein paar Anhänge beigefügt. Nach gewissen Inschriften aus dem Gebiete der Santonen scheinen die beiden Legionen, mit denen C. Silius die Aeduer bei Autun schlug (Tac. Ann. III 45), die II. und die XIIII. gewesen zu sein; aus CIL. XIV 3602 ist zu schließen, daß während der Empörung des Sacrovir ein Detachement aus Vexillationen sämtlicher niederrheinischen Legionen gebildet und entweder gegen die Turonen oder gegen die Trevirer gesandt worden ist. Das Sommerlager der vier niederrheinischen Legionen im J. 14 (Tac. Ann. I 31) befand sich, wie Nissen gezeigt hat, in der Gegend von Neuß; im Winterlager bei Köln (Tac. Ann. I 37) lagen leg. XX und leg. I zusammen, doch in getrennten Lagern; um 25, als die leg. I nach Bonn verlegt wurde, kam die leg. XX nach Neuß. Hier blieb sie bis zu ihrer Abberufung nach Britannien. Die oberrheinischen Legionen lagen bis zum J. 17 alle vier in Mainz; bald nachher wurden die Standquartiere von Straßburg und Windisch eingerichtet; in dieses kam die leg. II Aug., in jenes die leg. XIII Gem.; die leg. XIIII und XVI blieben in Mainz. Im J. 43 ging die leg. II nach Britannien, die leg. XIII vielleicht nach Pannonien.

21) Luigi Valmaggi, Sulla campagna flavio-vitelliana del 69. Rlio IX S. 252—253.

V. erörtert die Frage, auf welchem Wege die Vitellianer vor der zweiten Schlacht bei Bedriacum (oder richtiger Cremona) von

Hostilia nach Cremona gelangt sind. Tacitus spricht von diesem Marsch H. III 9 *relictis castris, abrupto ponte* (über den Tartarus) *Hostiliam rursus, inde Cremonam pergunt*, ohne den Weg anzugeben, den die Legionen zogen. Man hat längst erkannt, daß sie den kürzesten Weg, der von Hostilia über Mantua und Bedriacum nach Cremona führte, die via Postumia, nicht gewählt haben können. Dies ergibt sich allein schon aus dem Umstande, daß die gesamte Vitellianische Kolonne Bedriacum passiert haben müßte, ohne daß der dort lagernde Feind es merkte; denn Bedriacum hielten die von Verona heranziehenden Flavianer besetzt (III 15) und erst vor Cremona erhielten sie durch Gefangene die für sie überraschende Nachricht: *sex Vitellianas legiones omnemque exercitum, qui Hostiliae egerat, eo ipso die triginta milia passuum emensum . . . in proelium accingi ac iam adfore* (III 21). Die Vitellianer müssen also einen Weg gegangen sein, der auf der rechten Seite des Po nach Cremona führte. Mommsen vermutete, sie seien über Parma auf der via Aemilia nach Cremona gelangt; vgl. Henderson S. 191. Aber die Länge dieses Weges läßt es unbegreiflich erscheinen, daß die Vitellianer früher als die Feinde Cremona erreichten. Valmaggi bringt daher, um einen kürzeren Weg zu gewinnen, eine neue Vermutung, die er an die Angabe des Tacitus knüpft, daß die letzte Etappe der Vitellianer 30 Meilen betrug. Dies ist genau die Entfernung von Brixellum nach Cremona. Somit wäre der Marsch der Vitellianer auf der Linie Hostilia—Mantua—Brixellum—Cremona erfolgt.

22) Inschriften. Die Inschrift des bigarius Menander Bull. d. commiss. arch. comun. di Roma 36 S. 61 erwähnt den *C. Cominius Macer*, den Tacitus Ann. IV 31 *C. Cominius* nennt, und *C. Cornelius Crispus*, der, wie es scheint, mit dem von Tacitus Ann. VI 29. 30 genannten *Cornelius* identisch ist, ferner als Prätoren des J. 15 *P. Cornelius Scipio* (wahrscheinlich *P. Cornelius Lentulus Scipio*, praetor aerarii vor 22, darauf Legat der 9. Hispanica unter Iunius Blaesus im Kriege gegen Tacfarinas: Ann. III 74) und *Q. Pompeius Macer*, den Tacitus Ann. I 72 *Pompeius Macer* nennt. — Eine 1907 außerhalb der Porta Pia in der Nähe von S. Agnese gefundene Inschrift, veröffentlicht von H. L. Wilson, Amer. journ. of phil. 30 S. 158, nennt die *horrea Faeniana*, die unzweifelhaft benannt sind nach *L. Faenius Rufus*, praef. annonae 55 nach Tac. Ann. XIII 22, dann zum praef. praet. befördert zur Freude des Volkes, *quia rem frumentariam sine quaestu tractabat* (XIV 51). Wo in Rom diese *horrea Faeniana* standen, läßt die Inschrift im Dunkeln.

23) Anzeigen älterer Schriften. Bacha, Le génie de Tacite (JB. XXXII 281): Hermes (russ. Ztschr.) 1908 Nr. 9[1]) von

[1]) In derselben Zeitschrift 1908 Nr. 18—20 steht ein Aufsatz von

P. Mitrofanow; Knoke, Neue Beiträge zu einer Geschichte der Römerkriege in Deutschland (JB. XXXIII 247): Monatsschrift für höh. Schulen 1909 S. 116 von F. Cramer, Mitt. hist. Lit. 37 S. 152 von C. Winkelsesser; Noethe, Die Drususfeste Aliso (JB. XXXIV S. 359): Berl. phil. WS. 1908 Sp. 1537 von P. Goeßler ('Aliso, das im J. 16 n. Chr. römisch gewesen ist, kann in Oberaden nicht gesucht werden, so lange der archäologische Erfund daselbst nicht anders lautet'), Röm.-germ. Korr. I S. 65 von G. Kropatscheck (empfiehlt vorsichtiges Abwarten; vgl. ebd. II 1, wo Krop. ähnlich urteilt wie Goeßler); Seyler, Der Römerforschung Irrtümer in der Alisofrage (JB. XXXIV 359): Hist. Zeitschr. 101 S. 431 (ablehnend); Klette, Die Christenkatastrophe (JB. XXXIV 362): Hist. Zeitschr. 101 S. 645 (die sehr sorgfältige Arbeit hebe neue Momente hervor), Lit. Zentralbl. 1908 Sp. 1666 von -tz (Rez. ist in der Auffassung der Worte *qui fatebantur* mit dem Verf. einverstanden und glaubt also auch, daß Tacitus seine Quellen falsch verstanden hat).

III. Sprachgebrauch.

24) C. F. W. Müller, Syntax des Nominativs und Akkusativs im Lateinischen = Historische Grammatik der lateinischen Sprache. Supplement. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. VI u. 174 S. gr. 8. 6 *M*.

In dem Jahresbericht über Tacitus darf dieses lehrreiche, von F. Skutsch herausgegebene Buch des großen Latinisten nicht übergangen werden, da es zeigt, wie weit die bei Tacitus beobachteten bemerkenswerteren Anwendungen des Akkusativs — denn vom Nominativ und Vokativ handeln nur die drei ersten Seiten — schon in den vorangehenden Literaturperioden erscheinen oder in den späteren wiederkehren. Die Mehrzahl der von Müller besprochenen sprachlichen Erscheinungen ist, soweit es sich um Tacitus handelt, bereits von den Kommentatoren, insbesondere von Nipperdey und Heraeus, notiert und mit mehr oder minder zahlreichen Parallelen aus anderen Autoren belegt worden. Diese um ein Erhebliches zu vermehren und den alten Beobachtungen neue hinzuzufügen, dazu bietet die von Müller in knappster Form aufgehäufte erstaunliche Fülle des Materials reiche Gelegenheit. Hier und da finden dabei auch Interpretationsfragen ihre Erledigung.

Aus den Bemerkungen über den Nominativ ist nur eine einzige Stelle des Tacitus hervorzuheben, die Müller unter die Belegstellen des aus dem Zusammenhange zu entnehmenden allgemeinen Subjekts 'man' rechnet: Dial. 5 *quid est tutius quam eam exercere artem, qua semper armatus praesidium . . . ferat*?

Marie Duvernoy über die historische Objektivität des Tacitus. Der leitende Gesichtspunkt ist dieser: die Schriften des Tacitus seien vor allem als Kunstwerke zu betrachten.

Hier wird jedoch Lipsius' Änderung *feras* dadurch empfohlen, daß sogleich *possis* folgt, obwohl hier für *possit* ein bestimmtes Subjekt vorhanden wäre, da *reo et periclitanti* vorausgeht.

Der Akkusativ des Inhalts bezeichnet den Gegenstand, der durch die Handlung des Verbs geschaffen wird. In diesem Abschnitt werden durch zahlreiche Parallelstellen illustriert die Taciteischen Wendungen *multa et clara facinora fecere* XII 31 (vgl. *facere scelus* ohne Zusatz dreimal bei Tacitus), *haec enim verba dixere* XVI 4 'dies waren nämlich die Ausdrücke, die sie gebrauchten' (während *te, Nero, et Thraseam ... civitas loquitur* XVI 22 — vgl. Nipp. zu VI 4 — nicht hierher gehört), *nocentem adclamaverant* Ann. I 44, wo *nocentem* einem 'nocens (est)' entspricht, *movere* nebst Komposita mit einem Akkusativ der hervorgerufenen Bewegung (Nipp. zu I 21), *pace pacta* Ann. V 1, *foedus icerant* XII 62, von Müller S. 27 übergangen (überliefert ist *iecerant*), *vallum fodere* XI 18 (vgl. Nipp.) wie *specus aperire* G. 16, *fossam deprimere* XV 42 (ebenso b. Gall. VIII 40, 3) und *trames aggeratus* I 63; *irritare proelium* und *exitium*, wie Sallust und Livius *irritare bellum, seditionem* (Becher zu Ann. XIII 1). S. 31 bemerkt M., daß, während *vitam vivere* häufig ist, *mortem mori* sich fast nie findet: Tacitus sagt *voluntario exitu cadere, excedere miti obitu.* In dasselbe Gebiet gehören ferner die Ausdrücke *coacta deditio* Ann. IV 51 (vgl. Nipp.), *orbes sinuare* vom Euphrat gesagt VI 37, *variare gyros* G. 6, vielleicht auch *tura balsamaque sudantur* G. 45, *initium inchoant* G. 30 und ähnliche Wendungen, über die Heraeus zu H. I 39, Nipp. zu XIII 10, *rumpere vocem* VI 20 (vgl. Nipp.), *pontem* und *adfinitatem iungere* (anders XIII 45 *adulterio matrimonium iungeretur*), *coniuncto orbe* G. 6 'in geschlossener Kreislinie'.

Eine besondere Gruppe von Akkusativen des Inhalts bilden die Neutra der Pronomina und Adjektiva, welche allgemeine Qualitäts- und Quantitätsangaben des Inhalts der Verbaltätigkeit enthalten und oft auch zu passivischen Verbalformen und zu Adjektiven treten. Als Taciteische Beispiele dieser Art führt M. unter vielen andern an: *tam magna peccare* XI 36, *plura peccantur* XV 21, *multum diversus* Agr. 11, *obviam iit quantum poterat* Ann. IV 6, *immane quantum auctus* H. III 62 (vgl. Heraeus), *quantum hebes* H. II 99 (vgl. Heraeus), *quantulum amnis obstabat* G. 28, *paullulum mollitus* XV 63, *in Blaesum multa foedaque incusavisset* Ann. V 7 (vgl. Nipp.), *vera exprobrari* I 44 'daß die Vorwürfe begründet seien', *illud haud ambigitur* XI 4, *quicquam imbui* H. V 5, *renidere falsum* und *vigere, attolli, prorumpere, gliscere immensum*, worüber Nipp. zu III 26, vgl. *aeternum manere, discordare*[1]),

[1]) Mit Unrecht zieht M. S. 72 hierher *arguitur pleraque* VI 5; denn hier hängt *pleraque* von *dixisse* ab. Ungenau zitiert er S. 81 *circumstrepere haud dissimilia — atrociora* III 36, wo man die richtige Interpunktion bei

praeceps dare (Nipp. zu IV 62), *cetera* und *alia* bei Adjektiven (Nipp. zu III 26)[1]).

Zur Bezeichnung der Differenz setzt Tacitus bei *abesse* und *distare* (neben *multum distare* in übertragenem Sinne) regelmäßig den Ablativ, so *itinere, milibus passuum, spatio,* ebenso bei *differre*: *aliquanto, eo, uno* (aber Agr. 24 *multum differt*), desgleichen zur Bezeichnung des Raumes, über den sich eine Bewegung ausdehnt: XI 20 *trium et viginti milium spatio fossam perduxit,* III 5 *unius diei via obvius,* aber bei *progredi* den Akkusativ der Ausdehnung XIV 5. H. II 40. 57. Zur Bezeichnung der Zeitdauer gebraucht Tacitus *per* einige 50 mal, den Ablativ einige 20 mal, den Akkusativ Ann. II 42 *quinquagesimum annum potiebatur,* II 5 *tertium iam annum* (ähnlich VI 27), III 71 *binoctium,* H. I 70 *paucos dies,* Agr. 9 *minus triennium,* Ann. IV 74 *noctem ac diem,* XIV 15 *dies ac noctes,* sonst *noctu diuque, diu noctuque, per diem noctemque.* Zu den Akkusativen der Zeitdauer bei *natus* 'alt' bemerkt Müller S. 107, daß der Begriff des *nasci* sich auch auf die Entwicklung zum vollen Leben erstrecke, so Tac. Dial. 8 *nascentes eos circumsteterunt.*

Der griechische Akkusativ ist bei Tacitus vertreten durch die Verbindungen *clari genus, nudae brachia ac lacertos, manum aeger, frontem tutus* oder *munitus, frigidus artus, contectus humeros,* besonders auffallend *aram casus suos expressam* H. III 74 (vgl. Heraeus), *bracas indutus* H. II 20, *oblitus faciem* Ann. II 17, *animum voltumque conversi* H. I 85 (nicht H. IV 12 *quam mare Oceanus a fronte, Rhenus amnis tergum ac latera circumluit,* wo die Konstruktion wechselt) und vielleicht H. I 42 [*in*] *poplitem transverberatus,* endlich bei einem intransitiven Verb *praerigere manus* XIII 35.

Objektsakkusative: *adulari* braucht Tacitus transitiv (*vitiis* XII 64 ist Ablativ), *curare* sowohl absolut (XI 22. Agr. 16) wie transitiv (von militärischer wie ziviler Verwaltung), ebenso *pavere, pavescere* und *expavescere* (s. Heraeus zu III 56, 10); *flere* ist in der Prosa erst seit Tacitus transitiv, vgl. *plangere* Agr. 46. Die Formen *pudendus* und *paenitendus* hat auch Tacitus nicht verschmäht; intransitive Verben läßt er in weitester Ausdehnung durch Zusammensetzung mit Präpositionen zu transitiven werden, so *accedere* (Nipp. zu XII 31, Heraeus zu H. II 27), *accurrere* XV 53, wo jedoch, wie Nipp. bemerkt, die Konstruktion durch die enge Verbindung von *accurrerent* mit *trucidarent* gemildert ist, *advehi* (Nipp. zu II 45), *adventare* (Nipp. zu VI 44), *assultare* Ann. I 51 (vgl. Nipp.), nicht *assilire,* welches H. IV 77 absolut steht, von M.

Nipperdey findet: *haud dissimilia alii, et quidam atrociora circumstrepebant,* so daß *haud dissimilia* nicht von *circumstrepebant* abhängt.

[1]) Ann. VI 15 *patre atque avo consularibus, cetera equestri familia* faßt M., vielleicht mit Recht, *cetera* als Ablativ; Nipperdey (zu III 26) als Akkusativ des Neutrums, ebenso das lexicon Taciteum.

irrtümlich S. 133 als transitiv bezeichnet; *adferri* H. III 43, *advolvi genua* (Nipp. zu I 13), nicht *appropinquare*, wohl aber *propinquare* XII 13, s. Nipp.; ferner *circumgredi, circumluere, circumvadere, circumstrepere*, letzteres im Passiv H. II 44; *exire* (*lubricum iuventae* VI 49, vgl. Nipp.), *elabi* (nur bei Tacitus transitiv, s. Nipp. zu I 61), *eluctari* H. III 59 (s. Heraeus), *erumpere Pontum* (Nipp. zu XII 63), *evehi*. *Ingredi* braucht Tacitus wie Curtius nur transitiv, *incedere* er zuerst (*locos, scaenam, fontem, s.* Nipp. zu I 61; *illum incessit cupido* H. II 2 und ähnlich V 23, was Wölfflin von *incessere* ableitet), mit dem Dativ Ann. III 36, ferner *incessere, incidere* (H. III 29), *incurrere* (Nipp. zu I 51), *incursare, inrepere* (Nipp. zu IV 2), *inrumpere* (Nipp. zu II 11), *insidĕre* (Nipp. zu XII 64), *insultare* (IV 59, nicht XII 28, wo *insultaverit* unwahrscheinliche Konjektur ist), *invehi* (Heraeus zu H. II 43), *involare* (Nipp. zu I 49); *interfluere, intervenire* (Nipp. zu III 23); *pervehi, persultare*; *praecellere* (Nipp. zu II 43), *praefestinare* (Ann. V 10, sonst ohne Beispiel), *praefluere, praegredi* = *praetergredi* (Nipp. zu XIV 23), *praeiacere* (Nipp. zu XII 36), *praeire* (Nipp. zu II 83), *praelegere* 'vorbeisegeln', *praeminere, praesidere* (häufiger mit dem Dativ, s. Nipp. zu XII 14), *praevehi* = *praetervehi, praevenire* (*praestare* 'sich auszeichnen' bei Tacitus und Sueton nur absolut); *supergredi* in übertragenem Sinne.

Doppelter Akkusativ: statt *doceri aliquam rem* sagt Cicero *discere*, Tacitus Dial. 32 *ut simplex quiddam et uniforme doceamur* und so auch andere Prosaiker. *Edoctus* hat Tacitus fünfmal mit dem Akkusativ; vgl. *interrogatus causam* H. II 53. *Celare* fehlt bei Tacitus wie bei Sallust, ebenso *reddere* mit doppeltem Akkusativ, das auch Velleius und Florus meiden [1]).

Als elliptische Akkusative zum Ausdruck des Unwillens faßt M. die Worte *egregium patrem, magnum imperatorem, fortem exercitum* Ann. I 59 [2]).

Es folgen die Beispiele des Akkusativs als Satzapposition, worüber Nipp. zu I 27, Heraeus zu H. I 44, die merkwürdige Bildung *virile* und *muliebre secus* (Nipp. zu IV 62, Heraeus zu H. V 13), endlich *id aetatis, idem aetatis*, sogar *id auctoritatis* (XII 18), *id temporis*, das bei Tacitus zweimal die Tageszeit bezeichnet, viermal = *eo tempore* ist.

25) Anton Fischer, Die Stellung der Demonstrativpronomina bei lateinischen Prosaikern. Diss. Tübingen. Tübingen 1908, J. J. Heckenhauer in Komm. X u. 144 S. 8.

Die vorliegende Untersuchung, die Verfassser seinem Lehrer G. Gundermann gewidmet hat, geht von der Tatsache aus, daß

[1]) S. 154 spricht M. über *habere* mit doppeltem Akkusativ. Hier hätte man gern sein Urteil über Nipperdeys Auffassung der Worte Ann. II 44 *Maroboduum regis nomen invisum aput populares, Arminium pro libertate bellantem favor habebat.*

[2]) Doch wohl auch *beatos quondam duces Romanos* XI 20.

wir über die Stellung der attributiven Demonstrativpronomina in der grammatischen Literatur nur dürftige, bisweilen sogar unrichtige Angaben finden. Als Material für seine Beobachtungen haben ihm verhältnismäßig nicht sehr umfangreiche Teile von Cicero (aus den Briefen und aus in Verr.), Livius, Plinius Epist., Tacitus (Ann. I 1—60) und Cassiodor gedient. Zur Ergänzung hat er eine Anzahl von Speziallexika und Indices zu Rate gezogen, das lexicon Taciteum jedoch seltsamerweise nicht verwertet.

Er unterscheidet drei Arten der Anwendung attributiver Demonstrativpronomina, je nachdem sie auf Genanntes zurückweisen oder auf Folgendes hindeuten oder endlich außerhalb des Satzzusammenhanges stehen (wie z. B. *hic* bei Tac. Ann. I 22 *his innocentibus et miserrimis* mit deiktischer Kraft). Aber niemals — und damit verzeichne ich die Hauptergebnisse der Beobachtungen Fischers — ist die Bedeutung des Demonstrativpronomens von Einfluß auf seine Stellung, auch nicht die Stilgattung. Die Stellung wird vielmehr fast ausschließlich durch die Betonung bedingt, und zwar ist die gewöhnliche und regelmäßige Stellung der Pronomina die Voranstellung, sei es, daß sie proklitisch stehen, sei es, daß sie betont sind, während Nachstellung und Zwischenstellung ein stark betontes Nomen voraussetzen. Neben der Betonung möge, meint Fischer, hier und da der Wohllaut maßgebend für die Stellung gewesen sein; doch hat er sich auf diesem Gebiet nicht allzuweit vorgewagt.

Diese Sätze gilt es nun für Tacitus, von dessen Werken Fischer nur den oben angegebenen kleinen Ausschnitt herangezogen hat, mit Hilfe des lexicon Taciteum nachzuprüfen. Ich beschränke mich dabei auf die Pronomina *hic, idem* und *ille*, und lasse *iste, is* und *ipse* beiseite. Zunächst ist für Tacitus die Beobachtung, daß jene drei Pronomina in der großen Mehrzahl der Fälle dem Nomen vorangehen, unzweifelhaft richtig, wie auch die Behauptung, daß die Bedeutung des Pronomens die Stellung nicht beeinflusse, für Tacitus nicht angefochten werden kann. Bei *ille* ist jedoch, wie auch Fischer erkannt hat, die Nichtvoranstellung etwas häufiger als bei *hic* und *idem*, ein Unterschied, der in dem Wesen dieser drei Pronomina und der in ihnen enthaltenen verschieden großen Kraft des Hinweises begründet zu sein scheint. Für *hic* und *idem* sind also die verhältnismäßig seltenen Fälle, wo das Pronomen nachgestellt oder zwischengestellt ist, insofern besonders wichtig, als es festzustellen gilt, ob die Behauptung Fischers, daß in diesen Fällen das dem Pronomen vorangehende Nomen betont sei, stichhaltig ist. In dem Abschnitt Ann. I 1—60 gibt es kein Beispiel des nachgestellten oder zwischengestellten *hic*; bei Tacitus überhaupt sind es etwa 15—20, darunter 7, wenn ich richtig gezählt habe, im Dialogus. Die Zwischenstellung mag in der Tat durch die Betonung des Adjektivs bedingt sein in den Ausdrücken *tunicatus hic populus* Dial. 7, 17, *immensi huius*

aevi 16, 27, *felicis huius principatus* 17, 14, *fecundissimum hoc solum* H. IV 73, 20, *omne hoc tempus* Ann. III 16, 20, und *compages haec* H. IV 74, 18 mag Tacitus geschrieben haben, um das Substantiv hervorzuheben, während H. I 16, 22 *monere diutius neque temporis huius, et impletum est omne consilium, si te bene elegi* ein Gegensatz vorliegt, der den Begriff des Augenblicks zu betonen empfahl. Endlich mag die Stellung *Marcellum hunc Eprium* Dial. 8, 1 (vgl. *Sacerdos iste* [*ille*] *Nicetes* 15, 15) einer Manier entsprungen sein, die keine Begründung fordert. Aber es gibt noch eine Reihe von Fällen des nachgestellten *hic*, wo der Zusammenhang durchaus nicht erkennen läßt, daß das vorangestellte Nomen betont sei. Hierhin rechne ich Dial. 3, 13 *atque ideo maturare libri huius editionem festino, ut dimissa priore cura novae cogitationi toto pectore incumbam*, wo doch infolge des Gegensatzes *huius* und nicht *libri* betont ist, ferner Dial. 5, 11 *litis huius*, H. I 48, 11 *criminis huius reus*, II 101, 2 *belli huiusce*, Germ. 24, 11 *servos condicionis huius*, Ann. XV 41, 11 *principium incendii huius*, wo überall das Nomen ohne Nachdruck steht. Und wenn Fischer S. 84 Ann. I 24, 1 *haec audita*, 'wo *hic* anknüpft an Vorhergehendes', mit *nuntiata ea* I 52, 1 vergleicht, 'wo das Partizip betont im Satzanfang steht', so ist diesen beiden Stellen noch eine dritte anzureihen: IV 52, 14 *audita haec*, und wir fragen uns vergeblich, warum der Schriftsteller in diesen drei gleichartigen Fällen das eine Mal das anknüpfende Pronomen, die beiden andern Male das Partizip hervorgehoben haben mag. Somit wäre für Tacitus festgestellt, daß, wo *hic* nachgestellt ist, das Nomen nicht immer Nachdruck hat.

Für *idem* läßt sich eigentlich kaum ein Fall denken, wo es nicht betont wäre. Und doch hat Tacitus es hier und da nachgestellt. Ann. I 72, 8 *cui nomen apud veteres idem, sed alia in iudicium veniebant* erhält allerdings *nomen* durch den Gegensatz eine starke Betonung, und auch II 17, 17 *virtus seu fraus eadem* sowie VI 30, 14 *neque errorem eundem illi sine fraude, aliis exitio habendum* sollen vielleicht die Substantiva mindestens ebenso stark wie das Pronomen hervorgehoben werden; aber Ann. I 5, 17 *fama eadem*, 33, 8 *et favor et spes eadem*, 36, 2 *ad causam eandem* (drei von Fischer behandelte Stellen) sind nicht, wie Fischer meint, die Substantive betont, sondern die Pronomina als Träger des Begriffs der Identität, und doch sind sie nachgestellt. Fischer sagt, daß I 5, 17 *fama* deshalb voranstehe, weil als Gegensatz der offizielle Bericht gedacht werde. Aber von einem solchen Gegensatz bietet der Zusammenhang keine Andeutung; vielmehr ist der betonte Begriff die durch die Maßregeln der Livia ermöglichte Gleichzeitigkeit beider Nachrichten, durch die man den Tod des Augustus und die Thronbesteigung des Nero erfuhr. Ebenso ist ohne Zweifel das nachgestellte *idem* stärker als das vorangestellte Nomen betont II 31, 10 *adseveratione eadem*, III 42, 9 *e civitate*

eadem, 69, 21 *ordinis eiusdem*, IV 40, 8 *in penatibus isdem*, VI 7, 22 *in casum eundem*, 38, 16 *lege eadem*, XIV 44, 12 *in agris aut domibus isdem*; und wenn wir II 14, 1 *nox eadem*, ebenso XIII 17, 1 und XIV 9, 3 *nocte eadem* mit H. III 10, 27 *eadem nocte* vergleichen, so fällt es schwer, das Prinzip der Betonung als maßgebend für die Verschiedenheit der Wortstellung festzuhalten. Es wird sich also auch nicht ausreichend erweisen, um zu entscheiden, ob Dial. 22, 4 *oratores aetatis eiusdem* oder *eiusdem aetatis oratores* die richtigere Überlieferung ist.

Auch *ille* steht, wie gesagt, bei Tacitus meist voran. Nicht selten ist jedoch die Zwischenstellung nach betontem Adjektiv (so wiederholt nach *magnus, summus, omnis, unus*), besonders im Dialogus. Einmal, so viel ich sehe, nimmt nicht das Adjektiv, sondern das Substantiv den ersten Platz ein: XIV 53, 20 *animus ille modicis contentus*. Bei nachgestelltem *ille* ist das Nomen betont: Ann. XVI 5, 4 *neque aspectum illum tolerare neque labori inhonesto sufficere* (wo ein Gegensatz vorliegt), II 55, 5 *conluviem illam*, IV 61, 6 *canorum illud et profluens*, XIII 43, 23 und Germ. 9, 9 *secretum illud*, wie *ferrum illud* I 43, 1 (Fischer S. 61). Weniger deutlich tritt die Betonung des Nomens, wie mir scheint, hervor Ann. III 30, 5 *domus illa*, XIV 10, 12 *maris illius et litorum*, 61, 14 *arma illa*, XVI 4, 11 *coetum illum*, H. III 84, 6 *opere illo*, Dial. 34, 1 und 27 *iuvenis ille*. Ann. III 65, 5 lesen wir *tempora illa* (wie *temporum illorum scriptores* XII 67, 1, *casus temporum illorum* XIV 64, 13 und *temporibus illis* IV 20, 9), aber VI 7, 14 *illa tempora*, ohne daß ein Unterschied der Betonung von Pronomen und Nomen erkennbar wäre; vgl. XIII 17, 6 *tradunt plerique eorum temporum scriptores* mit V 9, 6 *tradunt temporis eius auctores*.

Unsere Betrachtung schließt mit dem Ergebnis, daß für die Nichtvoranstellung eines attributiven *hic, idem, ille* außer dem von Fischer geltend gemachten Prinzip der Betonung in manchen Fällen noch etwas anderes maßgebend gewesen sein muß. Dieses andere ist wahrscheinlich der für unser Ohr nicht immer faßbare Rhythmus, und vielleicht meint diesen auch Fischer, wo er von dem Wohllaut redet, der neben der Betonung die Stellung beeinflusse. Wir begeben uns mit dieser Auffassung auf ein unsicheres, vielfach ungangbares Gebiet; es fehlt trotzdem nicht an Stellen, wo der Rhythmus als das die Stellung des attributiven Demonstrativpronomens bestimmende Moment deutlich bemerkbar ist, z. B. in den Worten des sterbenden Seneca Ann. XV 64, 17

libare se | liquorem illum | Iovi liberatori,

wo der Rhythmus im Verein mit der Alliteration dem Ausspruch seine Gestalt gegeben zu haben scheint.

Angezeigt WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 211 von Stegmann, Berl. phil. WS. 1909 Sp. 615 von Stangl, Ztschr. f. d. öst. Gymn. 1909 S. 511 von A. Scheindler (‘die sehr reichen Ergebnisse

dieser sorgfältigen Untersuchung räumen mit nicht wenigen Irrtümern unserer Grammatiken gründlich auf').

26) Einar Löfstedt, Vermischte Beiträge zur lateinischen Sprachkunde. Eranos (Acta philologica Suecana) VIII 3.

L. belegt den eigentümlichen Gebrauch des gen. ger. bei Tacitus Ann. XIII 26. XV 5. 21 (*retinendi—vitandi—ostentandi*) mit Beispielen teils aus dem archaischen, teils aus dem Spätlatein. In der von L. Mummius nach der Eroberung von Korinth errichteten Inschrift CIL. I 542, in der es heißt *cogendei dissoluendei tu ut facilia faxseis* stünden die gen. ger. offenbar als Objekte statt der entsprechenden Infinitive oder Verbalsubstantive. Ähnlich CIL. III 9302 *commemora tecum nil stomacandi*, was so viel bedeute wie *commemora tecum nil stomachari* (*nil stomachandum esse*). Deutlichere und zuverlässigere Beispiele finde man bei Victor Vitensis, z. B. Hist. Pers. Vand. III 9 *quod eis nec donandi nec testandi aut capiendi vel ab aliis derelictum penitus subiaceret* ('zukomme'), ganz wie an der am meisten angefochtenen der drei Tacitusstellen XV 21, und II 32 *in qua constipatione secedendi ad naturale officium nulla ratio sinebat loci.* An der ersten dieser beiden Stellen des Victor Vitensis vertritt der gen. ger. einen Subjekts-, an der zweiten einen Objektsinfinitiv. Das letztere trifft ferner zu für Mulomedicina Chironis 392 *ut spiritum reddendi non habeat* und für Venant. Fort. Vita Mart. III 246 *omnia sunt soli qui nulla requirit habendi.* — Derselbe Löfstedt verteidigt in seinen 'Spätlateinischen Studien' (Upsala 1908) die überlieferte Lesart H. I 2 *perdomita Britannia et statim missa* (Halm und Heraeus *omissa*); denn die Kunstpoesie und die von ihr beeinflußte Prosa ziehe das Simplex dem Kompositum vor.

27) J. Golling, Wiener Stud. 30, 2 S. 342

macht darauf aufmerksam, daß Germ. 26 *ideoque magis servatur*, wo als Subjekt *faenus agitare* zu denken ist, *servare* in dem Sinne von *cavere* steht, und vergleicht nicht unpassend Liv. 39, 14, 10 *triumviris capitalibus mandatum est, ut vigilias disponerent per urbem servarentque, ne qui nocturni coetus fierent*, Hor. Sat. II 3, 59 *hic fossa est ingens, hic rupes maxima, serva!* ('paß auf', so auch bei Komikern; vgl. Schütz' Anmerkung zu dieser Stelle). Cicero setzt in demselben Sinne *observare* (Lael. 58; de or. II 229).

28) J. B. Hassny, De interrogationum disiunctivarum apud Tacitum structura. Progr. Tarnopol 1907. 29 S. 8.

Ich habe diese Abhandlung nicht gelesen. Nach den Anzeigen Ztschr. f. d. öst. Gymn. 59 S. 860 von J. Golling und Eos XIV S. 213 von S. Bednarski zu urteilen bringt sie über Olbricht (s. JB. XI 38) hinaus keine Förderung.

29) Ch. N. Smiley, Latinitas and ἑλληνισμός. The influence of the Stoic theory and style as shown in the writings of Dionysius, Quintilian, Pliny the younger, Tacitus, Fronto, A. Gellius and Sext. Empiricus.

Der Rezensent Berl. phil. WS. 1909 Sp. 330 sagt, dieses Buch sei mehr ein Gerüstwerk als ein massiver Bau, aber ausgezeichnet durch Genauigkeit und Belesenheit.

30) Anzeigen älterer Schriften: Kienzle, Die Kopulativpartikeln (JB. XXXIII 258): Berl. phil. WS. 1909 Sp. 106 (das Hauptverdienst der Abhandlung bestehe in dem oft wiederholten Hinweis auf die Bedeutung des Wohlklangs für die Wahl dieser oder jener Kopulativpartikel); Degel, Archaistische Bestandteile der Sprache des Tacitus (JB. XXXIV 369): N. phil. Rundsch. 1908 S. 535 von O. Wackermann.

IV. Textkritik.

31) Fr. Walter, Zu Tacitus. Blätt. f. d. GSW. 1909 S. 535—540.

Mehrere der hier veröffentlichten Konjekturen sind Amendements zu früheren Vorschlägen: Dial. 13 *ii quibus ⟨minus⟩ praestant* (Lipsius *ii quibus ⟨non⟩ praestant*); 26 *frequens his saeculis exclamatio* (L. Müller *frequens saeculo exclamatio*); Ann. XIII 41 *tectis ac ⟨templis⟩ tenus* (Weißenborn *tectis ac ⟨portis⟩ tenus*); XV 38 *victus ⟨usu⟩* (Nipperdey *victus ⟨copia⟩*); H. I 66 *ac sanguinem insuper Caecina hausit* (derselbe Walter früher *ac sanguinis insuper C. h.*). Zwei recht gefällige Vorschläge sind Agr. 44 *nam sicuti ⟨non contigit⟩ durare* usw., und Ann. VI 29 *aliorumque criminum ⟨mole⟩ urgebatur*; in beiden Fällen hat W. die Ausdrucksweise des Tacitus gut getroffen. Der Vorschlag zu Dial. 37 *ut secura elevent* ist nicht neu; s. Gudemans Apparat. Die schwierigen Stellen H. II 21, 6 und Ann. XIV 7, 3 zu heilen, ist W. nicht gelungen. Denn *dum trans portas regerunt*, wie er an der ersteren Stelle schreibt, mißfällt deshalb, weil *trans portas* für den Zusammenhang überflüssig ist, da es hier nur darauf ankommen kann, das Zurückschleudern zu bezeichnen. An der zweiten ergänzt er das unglückliche *expergens*, an dem sich schon so viele versucht haben, zu *exper⟨ientia in⟩gens*; aber in diesem Zusammenhang ist kein Raum für ein Lob des Seneca. H. IV 58, 3 setzt er *hospitium* an die Stelle des überlieferten *hostium*. Ich glaube, daß *hostium* aus Z. 5 irrtümlich vorweggenommen ist; wer es streicht, wird nichts vermissen. Ann. XIV 62 hält W. für den ursprünglichen Wortlaut *locum haud minoris gratiae instare, si et coniugem infensam depelleret*. Allein nicht *instaret*, wie W. meint, hat als überliefert zu gelten, sondern *instare*, das im Med. von erster Hand aus *instaret* korrigiert ist. Keine Korrektur ist im zweiten Mediceus häufiger als diese; in allen Fällen hat der

Schreiber das schließende *t* durch einen Strich getilgt. Das von W. in den Text gebrachte *et* hat also kein handschriftliches Fundament, und auch für den Gedanken ist es durchaus nicht erforderlich.

32) J. S. Sey, Sertum Nabericum collectum a philologis Batavis ad celebrandum diem festum XVI^{um} mensis Iulii anni 1908. Leiden 1908, Brill. p. 371,

will Dial. 10 *ad pugnam* in *ad πυγμήν* ändern. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Tacitus hier ein griechisches Wort sollte gebraucht haben, da ein solches im Dialogus sich überhaupt nicht findet, und Quintilian II 8, 14 sagt von demselben Nicostratus *luctando pugnandoque invictus*.

33) P. T. M. van Gils, ebd. p. 117, liest Agr. 6 *gnarus* [*sub Nerone*] *temporum, quibus inertia certior et pro sapientia fuit*. Die Worte *certior et* sind allerdings an der Stelle, wo sie überliefert sind, von niemandem überzeugend verbessert worden, und wenn man sie dort streicht, so ist an den übrigbleibenden Worten *idem praeturae silentium* nichts zu tadeln; aber sie vor *pro sapientia* einzuschieben, geht deshalb nicht an, weil *certior* nicht in dem Sinne von *tutior* stehen kann, auch der Komparativ sich nur verstehen ließe, wenn man *quam industria* ergänzen könnte; *sub Nerone* aber ist ganz unanstößig. — Derselbe vermutet Ann. I 42 *nos ut non* [*dum*] *eosdem*. Vermutlich hält v. Gils *nondum* für anmaßend im Munde des Germanicus. Aber warum soll er nicht aussprechen, was er von der Zukunft für sich erwartet? Redet er doch auch auf dem Sterbebette von seinen Hoffnungen (*spes meae* I 71).

34) Fr. Heidenhain teilt Ztschr. f. d. GW. 1908 S. 693 die Konjektur eines Schülers zu Agr. 24 mit: *audivit* statt *audivi*. So verschwinde die mißliche Beziehung von *ex eo* auf Agricola statt auf den regulus, ferner der sachliche Anstoß, der darin bestehe, daß Agricola sich nach der gewöhnlichen Lesart einer groben Pflichtvergessenheit beschuldigen würde, wenn er eine so bequeme Gelegenheit, das Reich zugleich zu sichern und zu vergrößern, gesehen und unbenutzt gelassen hat. Endlich seien erst jetzt die Tempora *posse* und *profuturum* passend; denn nach der gewöhnlichen Auffassung müsse man *potuisse* und *profuturum fuisse* verlangen. Die Begründung dieser angeblichen Entdeckung läßt sich Punkt für Punkt widerlegen. Für die 'mißliche' Beziehung des Pronomens, des Demonstrativ- sowohl wie des Relativpronomens, finden sich ähnliche Beispiele bei den besten Autoren; was unsere Schrift betrifft, so genügt es, auf 7, 10 zu verweisen, wo *is* mit Überspringung des zuletzt genannten Domitian auf den vor ihm erwähnten Mucian zurückgeht. Was die 'Pflichtvergessenheit' betrifft, so bleibt dieser Vorwurf, wenn er überhaupt erhoben werden

darf, auch dann bestehen, wenn man *audivit* liest. Er ist aber an sich unberechtigt; denn es lassen sich triftige Gründe denken, weshalb Agricola eine Invasion Irlands nicht unternommen hat, z. B. die Furcht vor der kaiserlichen Eifersucht. Die Tempora ferner passen durchaus zu *audivi*: sie enthalten einen Hinweis auf die Aufgaben, die Agricola seinen Nachfolgern hinterläßt. Durch zwei Erwägungen endlich wird die vorgeschlagene Änderung geradezu widerlegt: erstens paßt *saepe* nicht zu *audivit*, wohl aber zu *audivi*; zweitens ist es nicht glaublich, daß ein irischer Häuptling um die Knechtung nicht bloß Irlands, sondern auch Britanniens so besorgt gewesen ist.

Fossataros Schrift De quibusdam Taciti Agricolae lectionibus (JB. XXXIV 376) wird von J. Golling, Ztschr. f. d. öst. Gymn. 1909 S. 509 ähnlich beurteilt wie vom Referenten.

35) Ph. Fabia bemerkt WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 334, daß Tac. den Tiberius am häufigsten mit diesem Namen, oft als *Caesar*, selten als *Tiberius Caesar*, fünfmal als *Tiberius Nero*, viermal als *Nero* bezeichnet. Von diesen neun Stellen beziehen sich sieben auf die seiner Adoption vorausliegende Zeit, die beiden übrigen (Ann. I 4 *Tiberium Neronem maturum annis* usw., wo ein Übelwollen erkennbar ist, und I 5 *rerum potiri Neronem*) auf den bereits in das Julische Geschlecht adoptierten Tiberius. Aber hier wie dort spricht Tacitus nicht in seinem Namen, sondern aus dem Sinne der Zeitgenossen, von denen auch nach der Adoption der alte Name noch eine Zeit lang festgehalten wurde.

36) E. T. M(errill) vergleicht Class. Phil. IV 2 S. 202 Ann. II 77 *quem iustius arma oppositurum ⟨quam⟩ qui legati auctoritatem ... acceperit*, wo *quam* erst von Lipsius eingeschoben worden ist, mit Plin. Ep. II 12, 4 *quid publice minus aut congruens aut decorum ⟨quam⟩ notatum a senatu in senatu sedere*, wo *quam* ebenfalls in allen Handschriften fehlt; vielleicht gebe es noch mehr Beispiele ähnlicher Auslassung von *quam*. Ich glaube, daß die Überlieferung in beiden Fällen fehlerhaft ist.

37) Rachel E. Wedd, The class. rev. XXIII S. 42 bezieht die Worte *situs gentium* Ann. IV 33 auf die Germania, *varietates proeliorum* auf die Historien, *clari ducum exitus* auf den Agricola des Tacitus, und bemerkt hinsichtlich der Anordnung, daß die Komposition der Historien viel früher angesetzt werden könne, als man gewöhnlich annimmt. — Wenn Tacitus hier auf seine eigenen Werke Bezug nähme, so hätten wir in dem folgenden *nos* einen schiefen Gegensatz; er denkt vielmehr an die älteren Autoren, *qui veteris populi Romani res composuere*, also vor allem an Livius. Auch stimmt jene Gleichung insofern nicht, als *clari ducum exitus* auf den Agricola nicht paßt.

V. Tacitus in der Schule.

38) **Prahl, Der Dialogus de oratoribus des Tacitus im Unterrichte der Prima. Progr. Prenzlau 1909. 13 S. 8.**

Der Dialogus wird, obwohl die amtlichen Lehrpläne ihn empfehlen, in der Praxis, wie die Schulprogramme zeigen, zurückgesetzt. Dies entspreche nicht — so führt Verf. aus — der Bedeutung der Schrift für die Einführung in das Geistes- und Kulturleben des Altertums. Zwar sei es nicht geraten, sie ganz zu lesen, aber um die römische Sittengeschichte kennen zu lernen, biete sich in den Kapiteln 28 und 29 des Dialogus als Ergänzung zu dem, was aus Horaz und der Germania des Tacitus zu entnehmen ist, ein reiches Material, das zum Vergleich mit den üblen Begleiterscheinungen der sozialen Entwicklung in unsern modernen Großstädten lockt. Man könne die Schüler auch mit den Kapiteln 5—13 bekannt machen, in denen uns zwei verschiedene Weltanschauungen entgegentreten, und zur Vervollständigung des Sittenbildes, das sie aus der Lektüre des Dialogs gewonnen haben, Quintilian I 6 heranziehen.

Index

zu den Jahresberichten über Tacitus (mit Ausschluß der Germania) I (1875) bis XXXIII (1907).

Der Index enthält die Namen (und Vornamen) der Verfasser der in den Jahresberichten besprochenen (oder erwähnten) Ausgaben, Schriften und Artikel und verzeichnet unter denselben Namen die anderweitig erschienenen Anzeigen.

Abbatesciani XXVIII 301.
Abbott, F. F., XXIX 252.
Abel VIII 382.
Abraham, F., XIII 73. XV 267. 268.
Adami, R., XXI 180. XXV 303. XXVIII 324.
Albrecht, P., XV 302.
Allard, P., XXIX 238. XXXI 301.
Allen, W. F., VIII 362. 363. 375. XVIII 236.
Altemöller, W., XIII 70. XV 272.
v. Alten, F., XVI 302.
Altenburg, O., XXIII 159. XXX 313. XXXII 275.
Ammon, G., XXVII 338.
Anacker, F., XVI 295.
Andresen, G., II 99. 102. III 89. VII 215. VIII 361. 391. XVIII 215. 283. XIX 193. 224. 243. XX 134. XXIII 120. XXIV 288. XXV 306. XXVI 236. 252. 254. XXVII 337. XXVIII 258. XXX 357. XXXI 329. XXXII 312; s. auch Nipperdey und Orelli.
Andriessen, N. J., XIII 67.
Annibaldi, C., XXIX 251. XXXIII 228.
Anthes, E., XXVII 338.
Anziani, N., XVIII 249.
Appelquist, H., XXVII 293.
Arnold, C. F., XV 270. XVI 324. XVIII 267.
Asbach, J., VII 238. VIII 383. 384. XI 27. XIII 79. 83. XV 251. 266. 271. 272. 273. XVI 324. XXII 169. XXIII 127. XXIV 323. 324. XXXII 291.
Aubert, L., XX 136.
Avé-Lallement, Th., XXII 174. XXIII 152.
Babuder, G., XV 256.
Bacha, E., XXXII 281. XXXIII 247.
Baehr, P., XV 273.
Bährens, E., IV 309. 311. VII 262. VIII 362. XI 1. 44.
Baier, Chr., XX 154.
Baker XI 23.
Balgarnie, H., XXVIII 267. XXIX 215.
Balsamo, A., XXXII 313.
Bang, M., XXXII 301.
Barco, G. B., VIII 393.
Bardt, C., XXI 200.
Bartels XXIX 230. XXX 337. XXXI 318. XXXII 306.
Bases, S., XXIV 319.
Bassi, J., XXVI 235.
Bauer, A., XXIX 237.
Bauer, W., XXXI 297. XXXII 291. XXXIII 246.
Baur XIII 93.
Bayerl, Br., II 94.
Becher, F., XXI 193. XXII 179; s. auch Draeger.
Beck, J. W., XVI 317.
Beckurts, F., VIII 370.
Belger, Chr., VII 236.
Bellezza, P., XVIII 244. XIX 202.
Bellissima, G. B., XXV 304.
Benigni, H., XXVII 326.
Bennett, Ch. E., XXI 172. XX
Bergk, Th., XI 24.
Bersanetti, F., XXXIII 262.
Beurlier XI 1.
Bieligk, E., XI 43.
Binde, O., XIII 94. XV 295.
Binder, J. J., VIII 371.
Binsfeld, J. P., XI 46.
Bintz, J., XIII 89.
Birch, C., XV 299.

Birch, G., XVIII 291.
Birkenmayer XVIII 288.
Blase, H., XXI 185.
Böcker, Fr., XV 272.
Bodewig, H., XXVI 241.
Boetticher, C., XIII 88.
Böger, R., XXV 296. XXVI 248.
Boissier, G., XIII 79. XXII 154. XXVII 298. 303. XXVIII 268. XXIX 226. XXX 334. XXXI 305.
Bömer, A., XXX 336.
Boot, J. C. G., XXIII 152.
Borenius, C. E., XXIX 222. XXX 335.
Bormann, E., XVIII 271.
Bornecque, H., XXVI 251.
Borsari, L., XVI 308.
Bouché-Leclercq XXIX 238.
Bradley, H., XIX 236.
Brady VII 266.
Brant, J., XXI 179. XXII 154.
Bretschneider, C., XXXI 301. XXXII 291. XXXIII 246.
Breysig, A., XIX 213.
Bridges, R., XXII 170.
Brugnola, V., XXXII 290. XXXIII 247.
Bruns, J., XXV 291. XXVI 241.
Buchholz, H., XVIII 284.
Buecheler, F., XXXI 330.
Bunte, B., XXVII 305. XXX 341.
Büsse, J., XV 264. XVI 324.

Cagnat XXXIII 255.
Candian XXV 295.
Cantarelli, L., XVI 320. XXI 203. XXVII 317. XXVIII 288. XXXIII 255.
Casagrandi, V., XV 267.
Chabert, S., XXXI 315.
Chambalu, A., XI 19. XVI 307. XX 141.
Chapot, V., XXX 345.
Christ, A., s. Müller.
Christ, K., XVI 300.
Church u. Brodribb VIII 365.
Ciaceri, A., XXV 300.
Cichorius, C., XXX 361.
Cima, A., XXVII 317. XXXI 299. XXXII 291. XXXIII 247.
Clason, O., I 12.
Clédat XXXII 293.
Clemm, G., VIII 391. XI 42. XIII 111.
Clemm, W., VII 265.
Coen, A., XXVII 322. XXVIII 301.
Columba, G. M., XXVIII 287. 289.
Consoli, S., XXIX 218. XXX 325. XXXI 305. XXXII 290.
Constans, L., XX 171. XXI 185. 205. XXII 174. XXIII 152. XXV 309. XXVI 212. XXVII 296. XXVIII 267. XXIX 214. XXX 362.
Constans u. Girbal XXI 175. XXII 151. XXIII 122. XXIV 281. 286. XXV 285. XXVI 224. XXVII 296. XXVIII 267. XXIX 214.
Conze XXVII 312. XXVIII 297.
Cornelius, E., XV 255.
Cornelissen, J. J., VIII 362. 363. XI 2. XIII 103. 108. 109. 111. XV 295. XVI 316.
Corradi, A., XIX 196.
Cortellini, N., XXIV 318.
Costanzi, V., XXVIII 301.
Cramer, F., XXIX 231. XXX 335.
de Crescenzo, V., XXVII 326. XXVIII 301.
Cristofolini, C., XXV 309.
Cron, H., II 113.
Crusius, O., XXIII 166.
Cuq, E., XV 271.
Czulenski, Th., VIII 393.
Czyczkiewicz, A., XVIII 274. XIX 223. XXIII 150.

Dacbert, H., XIII 77.
Dahm, O., XV 272. XVI 324. XXIII 143. XXIV 318. XXVII 312. XXVIII 297. XXIX 227. XXX 338. 347. XXXII 306.
Darbishire, H. D., XVI 320.
Davies, G. A., XXIII 111. 165. XXIV 288.
Davis, R. F., XIX 194.
Decia, G., XV 228. XXII 181. XXIV 288. XXXI 295. XXXIII 240.
Dederich, A., VII 241. VIII 394.
Delboeuf, J., VII 235. XVI 320.
Delbrück, H., XXVIII 290. XXX 338. 347.
Deppe, A., VIII 375. XVI 300. 301. XVIII 250. 258.
Detlefsen, D., III 91. XV 269.
Dettweiler, P., XV 306.
Devrient, E., XXVII 306. 310. XXX 339.
Dieckmann, W., IV 283.
Dienel, R., XXII 155. 176. XXIII 127. 165. XXIV 299. XXV 295. XXVIII 271. XXIX 226. 254. XXX 325. 357. XXXI 332.
Dietrich, P., XV 263.
v. Domaszewski, A., XVI 305. XVIII 250. 268. 269. 272. XXI 202. XXVIII 289. XXIX 252. XXXI 315. 317. XXXIII 254.

Doublet u. Deschamps XVIII 270.
Draeger, A., I 6. 10. II 89. 102. 113. III 91. IV 296. 306. VII 202. 211. VIII 361. XI 4. 32. 46. XIII 31. 94. XV 247. XVIII 223. XIX 195. XX 138.
Draeger-Becher XXII 140. 181. XXIII 122. XXVI 229. XXVII 297. XXIX 214.
Draeger-Heraeus XXXII 270. XXXIII 234. 240.
Dragendorff XXXIII 250.
Drechsler, F., XV 300.
Dressler, F., XXIV 327. XXV 305.
Dumeril, A., XVIII 266.
Duncker, A., XV 273.
Düntzer, H., VIII 367. 383. XI 25. XVIII 250.
Dünzelmann, E., XVI 297. XVIII 270. XX 159. XXI 184. XXII 162. XXVI 241. XXXI 308. XXXII 306. XXXIII 255.
Dupuy, M. E., VIII 362. 364. XIII 33. 37.
Dürr VIII 376. XI 26.
Duruy, V., XXI 179.
Duvau, L., XVIII 288. XXIV 330.

Edet, G., XXVI 235.
Edler, O., XIX 226. XXVIII 321.
Egelhaaf, K., XV 272.
Egen, A., XI 42. XIX 240.
Ehwald, R., XXVII 338. XXVIII 321.
Eichler, H., XIX 239. XX 181. XXI 205. XXII 180. XXIII 162.
Eisenhuth, H., VII 242.
Elmer, H. C., XXI 198. XXIII 151.
Emery, V. J., XXII 170. XXIV 321.
Ercole, P., XXIII 129. XXV 279. XXVI 238.
Erdmann, O., VII 251.
Eussner, A., III 89. IV 298. 302. 305. XI 32. XIII 110. XV 301.
Exon, Ch., XXVII 338.

Fabia, Ph., XIX 245. XX 140. 141. 152. 182. XXI 178. 183. XXII 154. 169. XXIII 148. XXIV 319. 321. 324. XXV 292. 300. XXVII 300. 328. XXVIII 281. 303. 309. XXIX 235. 243. XXX 328. 329. 332. 334. 342. 349. XXXI 306. 317. 330. XXXII 291. 295. 296. 300. XXXIII 256.
Fabricius, E., XIII 85.
Farel, A., XXXI 314.
Fay, E. W., XXV 309.
Fehleisen, G., VIII 378.
v. Feistmantel, E., VII 236.
Feliciani, N., XXXIII 245.
Ferber, K., XVIII 261.
Ferrara, G., XXVII 326. XXVIII 301. XXX 346. XXXI 318. XXXII 306.
Filow, B., XXXII 305.
Firmanio, A. C., XIII 33.
Fischer, F. W., XX 162. XXI 183. XXII 162. XXIV 324.
Fischer, J., XXV 287.
Fisher, C. D., XXXIII 236; s. auch Furneaux.
Fiske, G. C., XXVII 338.
Foucart, P., XV 281.
Fowler, W. W., XXX 357.
Francken, C. M., XVI 323. XXVI 255.
Franke u. Arens XXIII 116. XXIV 281. XXV 284. XXVI 236. XXXIII 240.
Fricke, W., XVI 301.
Friedländer, L., XXVII 320.
Fröhlich, Fr., XV 285.
Froitzheim, J., I 13. II 101. IV 284.
Fumagalli, C., XV 249. XVIII 220.
Furneaux, H., XI 13. XIII 61. XVIII 240. XIX 202. XX 139. XXIII 114. XXIV 278. 323. XXV 285. 305. XXVI 218. 236. XXVII 296. XXVIII 267.
Furneaux-Pelham-Fisher XXXIII 238.
Fuss XXII 198. XXIV 335.

Gaffiot, F., XXIX 241. XXX 349.
Gamurrini, G., XXVI 247.
Gantrelle, J., III 61. 63. IV 296. 301. VII 234. VIII 350. 352. XV 265.
Gardthausen, V., XXI 179. XXVIII 299. XXXI 306.
Garizio, E., XX 138.
Gatti XVI 308.
Geist, H., XXI 203.
Gemoll, W., XXV 309.
Gentile, J., XV 266.
Georges, K. E., I 24. VIII 392.
Gerber, A., II 102.
Gerber-Greef-John IV 279. VII 220. VIII 387. XI 32. XIII 94. XV 282. XVI 309. XVIII 272. XIX 215. XX 168. XXI 185. XXII 170. XXIV 325. XXVI 248. XXVIII 306. XXIX 239. XXX 349.
Gercke, A., XXIII 130.
Gericke, J., XI 41.
Gerstenecker, J., XI 14.
Gertz, M. C., VIII 394. XV 299.
Giani, R., XXVII 322.
Giesing, Fr., XV 303.

Gilbert, W., XV 261.
Gitlbauer, M., XV 242. XVI 323.
Godley, A. D., XV 229. XVIII 228.
Goelzer, H., XV 228. XXII 151.
Goethe, A., IV 320.
Goldfinger, R., XXXII 305.
Golling, J., XIII 110. XV 265. 299. 301.
Goodhart, H. C., XV 303.
Görres, F., VIII 375.
Greenidge XXVII 338.
Groag, E., XXIV 305. XXV 295. XXVI 241.
Grumme, A., I 13.
Grunauer, E., XI 44.
Grünwald, E., XI 36. XIII 94.
Gsell, S., XV 281. XX 165.
Gudeman, A., XVIII 285. 288. XXI 158. 198. XXII 147. XXIV 286. 303. 330. XXV 277. 301. 309. XXVI 213. 238. 246. 255. XXVII 295. 296. XXVIII 263. 267. XXIX 214. XXX 323.
Gustafsson, F., XXXII 275. XXXIII 240.
Gustarelli, A., XXXII 290.
Güthling, C. E., VII 234. XI 26.

H., G., IV 296.
Haacke, W., VII 264.
Habbe, W., XV 259. XVI 323.
Hachtmann, K., XV 300. XX 178. XXI 199. XXII 178.
Hadley, W. S., XXVI 255.
Hahn, H., VII 252.
Haker, W., XXX 327.
Halm, C., I 16. 24. II 69. VIII 392. XI 1. XIII 94.
Hammelrath u. Stephan XXIX 253. XXX 359.
Hammer, C., III 91.
Hardy, E. G., XVI 317. XXXII 299.
Harrison, E., XXIX 253.
Hartman, J. J., XXI 203. XXIV 321. XXVIII 313. 321. 325. XXIX 246. 248. 250. XXX 350. 352. 353. XXXII 311. XXXIII 245. 263.
Hartmann, H., VII 241. XIX 206.
Haupt, H., XIII 67.
Haverfield, F., XV 300. 303. XIX 236. XXI 199. XXII 177. XXIV 334. XXVI 247.
Hayman, H., XI 23.
Heberdey, R., XXIX 237.
Heller, H. J., XIX 224.
Helm, Fr., VII 250. VIII 392.
Helmke, F., XXX 340.
Helmreich II 114. XIII 111. XV 301. XVIII 291. XIX 239. XXIII 162.
Henderson, B. W., XXVII 318. XXVIII 301. XXIX 235. 238. XXX 342. XXXI 318.
Hendrickson, G. L., XXIX 219. XXX 335. XXXII 313.
Hensell, F. W., IV 288.
Henzen XIII 85.
Heraeus, C., III 50. IV 254. 320. VII 217. VIII 361. XIII 37. 42. XV 250.
Heraeus, W., XIII 107. XV 300. XVIII 275. XXXI 327. 330; s. auch Draeger.
Heraeus-Heraeus XXVI 220. XXVII 296. XXX 315. XXXI 297. XXXII 275.
Herbst, F., VIII 373.
Héron de Villefosse XIII 84. XXV 299.
Herr, L., XX 164.
Herrmann, A., VIII 380.
Hertz, M., IV 319. VII 264.
v. Herwerden, H., XXX 355.
Herzog XXI 204.
Heydenreich, E., XXIII 143.
Hilberg, J., IV 318. XI 26. XV 294.
Hill, G. F., XXIV 319.
Hiller v. Gärtringen, F., XXVIII 289.
Hirschfeld, O., II 113. IV 280. VIII 372. 384. 397. XI 46. XVI 306. 318. 319. XVIII 246. 250. 272. XXIII 129. 148.
Hirzel, R., XXII 157.
Hochart, P., XIII 77. XVI 290. XVIII 248. 249.
Hofbauer, K., XXX 343. XXXI 318.
Höfer, P., XIII 67. XV 273. XVI 324.
Hoff, L., XVIII 259.
Hoffmann, E., II 102. IV 319.
Hoffmann, G., VII 244.
Hoffmann, O., VIII 390.
Hoffmann, R., XXIX 253.
Holbrooke, O., XI 13.
Holub, J., XI 22. XIII 83.
Hopkins, A. G., XX 135. XXI 175. XXII 150.
Horstmann, W., IV 282.
Hübner, E., VIII 381. XI 23. XVI 305. XVIII 269.
Hubo XXI 200.
Hude, C., XX 180. XXI 202.
Huebenthal, C., VIII 389.
Huemer, J., VII 257.
Hula und Szanto XXIV 293.
Hülsen, Chr., XXXI 311.
Hülsenbeck, F., VII 240.
Hussey, G. B., XXXII 308.
Hüter, L., XXIV 325.

Ihm G., XI 42.
Ihm, M., XXI 202. XXVII 316. XXXIII 230.
Ihne, W., XVIII 259. XIX 215. XX 167.
v. Ijsendijk, A., XVI 317.
Imendörfer, B., XXVIII 280. XXIX 227.
Inge, W. R., XVIII 288.
Inschriften VIII 384. 385. XI 30. 31. XIII 84. 85. 86. XV 280. 281. 282. XVI 308. XVIII 270—272. XXIII 149. XXIV 293. XXV 299. XXVI 247. XXVIII 289. XXIX 238. XXX 345. XXXI 311. 315. XXXII 305. XXXIII 252. 254. 255.

Jacob, É., III 55. IV 261. VIII 362. 363. XIII 62.
Jacobi, F., XXII 158.
Jacoby, C., II 114.
Jaeger, J., II 99.
Jansen, J. A. H. G., VII 225.
Joerling, Fr., VII 249.
Joerres, P., XXIV 316.
John, C., XV 223. 295. XIX 189. XXIII 123. XXV 267. XXVI 236. XXVII 295; s. auch Gerber-Greef.
Jones, H. St., XXX 344. XXXII 305.
Jörs, P., XX 163. XXI 183.
Joubin u. Reinach XX 164.
Jülg, J., VIII 383. XI 26.
Jung, J., XIII 70.

Kaiser, W. F., XXIX 215.
Kappel, H., III 82.
Kappelmacher, A., XXXI 316.
Karlowa XV 295.
Kassai, G., VIII 382.
Keller, J., XIII 85.
Keller, O., VIII 395. XIX 235.
Kellner, H., XV 271.
Kemmer, O., XIX 206. XX 168. XXI 183. XXII 162.
Kessler, G., XXXII 282. XXXIII 247.
Kienzle, L., XXXIII 258.
Kießling, A., XIII 108. XVIII 291.
Kitt XIII 89.
Klebs, E., XV 269. XVI 289. XVIII 245.
Klebs u. Dessau XXIV 308.
Kleiber, L., XI 34. XIII 94.
Klein, C., VII 254.
Klein, J., VIII 385.
Klinkenberg XXX 336. XXXII 296.
Klintberg, J. O., IV 291.
Knapp, Ch., XXIX 252. XXXI 324.
Knapp, P., XXVIII 286.
Knaut, K., VII 261. XVIII 217. XIX 196. XXV 311. XXVI 259. XXVIII 262. XXIX 206. XXX 314. 323. XXXI 296. 297.
Knoke, F., XIII 68. XV 272. 273. 274. XVI 302. 310. 324. XVIII 270. 281. XXII 160. XXIII 141. 143. 144. 145. XXIV 311. 312. 313. 314. XXV 295. 296. 297. 304. XXVI 242. 243. 244. XXVII 311. 327. 328. XXVIII 297. 298. 299. XXIX 230. XXX 339. 347. XXXIII 247.
Knös, W., VII 247.
Koch, W., XXX 338.
Köcher, A., XVI 299.
Koepp, F., XXVII 311. XXVIII 297. XXX 336. XXXI 306. XXXII 298. 306. XXXIII 250. 255.
Kolbe, W., XXXI 310.
Könen, C., XXII 159.
Koppers XXVIII 295.
Körber XXXI 315.
Kornemann, E., XXVII 339. XXX 345. XXXIII 252.
Körte, A., XXVI 247.
Kossinna, G., XVIII 259. XIX 209.
Koster, E. B., XXII 179.
Kothe, H., XV 300.
Kovács, G., XXVII 334.
Kraffert XI 47.
Krall VIII 374. XIII 83. XV 272.
Krascheninnikoff, M., XXI 203.
Krause, E., XXVIII 324. XXIX 254.
Krauß, C. H., VIII 362. 364. XI 2. XIII 62. XV 250.
Krauß, L., VIII 369. XI 19.
Kreutzer, J., XVIII 267.
Kritz II 94.
Krozel, J., XXX 324. XXXI 305. 326. XXXII 290.
Krüger, E., XXXI 308.
Krüger, G., IV 321.
Kubik, J., XXIV 335. XXV 312. XXVI 259.
Kübler, B., XXIX 237.
Kucera, E., XI 41.
Kuntze, F., XIII 65. XV 272.
Kunze, A., XX 174. XXI 186.
Kunze, R., XXXII 274. XXXIII 240.

Ladek, F., XXXII 289. XXXIII 247.
Lanckoronski XXXIII 250.
Lane, G. M., XXV 309.
Lange, R., VIII 368. XXIII 115. 164. XXIV 292. XXV 284. XXVI 236; s. auch Weidner.
Lehmann, A., XIII 87.

Lehmann, C. F., XXVIII 301.
Lehmann, K., XV 303.
Lehnerdt, M., XXIV 330. XXVI 254.
Lengsteiner, J., XXXI 299.
Leo, F., XXII 151. XXIII 139. XXIV 286. XXVIII 274.
Leonhard IV 287.
v. Leutsch, E., VIII 394.
Leuze, O., XXVIII 309.
Leveghi, L., XVIII 248.
Levi, D. R., XXX 348.
Lévy, L., XXVIII 289.
Lezius, J., XIII 66
Lichotinski, S., XVIII 280.
Liebenam, W., XVI 305. XVIII 263. 270.
Liesegang, H., XXIV 293.
Linsmayer, A., III 88.
Loiseau, L., XXXI 295. XXXII 275. XXXIII 240.
Longhi, E., XXVII 292. XXVIII 318.
Lorentz, B., VIII 384.
Lorentz, K., XXVIII 299.
Löschhorn, K., XXI 184.
Löwner, H., XIII 64.
Luczakowski, C., XIII 93. XV 272.
Ludewig, A., XVIII 278. XIX 223. XX 177.
Ludwig, H., XXXIII 264.
Lumbroso XV 301.
Lundström, V., XXIV 281. XXXIII 260.

Macke, R., II 102. XV 291. XVI 315. XIX 218. XX 177. XXXI 319. XXXII 308.
Madvig, J. N., I 23. XIII 105.
Maehly, J., I 16. XV 304. XVIII 288.
Magoun, H. W., XXIX 252.
Maguire, T., VII 266. XIII 110. XV 301.
Mancini, C., XIII 79.
Manitius, M., XIII 110. XV 294. XVI 296.
Manoni, A., XXV 295. XXVIII 259. XXIX 214.
Marks, A., XXV 300. XXVIII 303.
Marra, G., XXX 347.
Marx, F., XXIV 308.
Masom u. Fearenside XVIII 231. XXII 151.
Masom u. Plaistowe XVIII 231.
Matthias, Fr., XXIX 237.
Matthias, Th., XIII 68.
Maxa, Fr., XIII 97. XV 297.
Maynial, E., XXVIII 303. XXXI 314.
McEldery, R. K., XXXI 316.
Meiser, C., I 24. II 114. IV 319. XI 44. 46. XIII 99. 110. XVIII 290 XXVI 255; s auch Orelli.
Meister II 114.
Melodia, G., XXIII 152.
Menadier XIII 69.
Menghini, V., XIX 199. XXVI 229. XXVII 296. XXVIII 268.
Mercatanti, E., VII 224.
Merrill, E. T., XXV 309.
du Mesnil, A., XXIII 161.
Meusel, H., XXI 204.
Meyer, E., XIX 204. XX 155. XXI 184. XXII 162.
Meyer, F., XIII 91.
Meyer, M., XVI 306.
Meyer, P., XVIII 265.
Michl, A., XVIII 290.
Mlodnicki, M., XXXIII 246.
Modestow XV 250.
Moll, E., VII 240
Möller, F., XV 303.
Möller, K. A., XXVI 248.
Mommsen, Th., VII 236. XI 31. XIII 69. 70. 81. 84. 85. 86. XV 273. 281. 282. XXX 360.
Moore, F. G., XXX 348.
Morawski, C., XXI 205. XXII 173.
Mordtmann VIII 385. XI 31.
Moritz, E., XXXI 316.
Mowat, R., VII 239. XV 273.
Much, R., XVIII 253.
Müller, A., XXXII 303. 304.
Müller, C. F. W., XXXIII 256.
Müller, H. J., XXVIII 323; s. auch Ostermann.
Müller, J., I 23. II 94. 113. III 67. 91. IV 320. 321. XIII 47. XV 237. XXIII 152. XXIX 209. XXX 323. XXXI 297. XXXIII 231.
Müller-Christ XXII 147. XXIII 121. 165. XXIV 292. XXIX 208. XXX 323. XXXI 296. XXXIII 240.
Müller, K. A., I 24.
Müller, L., I 23.
Müller, P. R., XIX 236. XXI 199.
Münzer, F., XXV 293. XXVI 238. XXVIII 276. XXIX 234. XXXIII 243.
Musotto, G., XXXI 326.

Naber, S. A., XIX 236. XXI 204.
Naudet-Gibon-Nicolas XVIII 243.
Nekrassow, B., XXI 199.
Nemanic, D., VIII 378.
Némethy, G., XIX 240. XX 140. XXV 281. XXVI 220. 238. 255. XXVII 296. XXVIII 268. 322.
Nesbitt VII 257. VIII 365.
Nettleship, H., XVI 318. XVIII 279. 288.

Neubourg, H., XV 273. XVI 324.
Neumann, K. J., XXIV 316.
Niccolini, G., XXXIII 253.
Nieländer, F., XX 175. XXI 186. XXII 174.
Nipperdey, K., I 1. II 90. 113. III 45. 91. IV 261. VII 217.
Nipperdey-Andresen VII 208. VIII 354. XIII 58. XVIII 237. 241. XIX 200. XX 139. XXXI 293. XXXII 275.
Nissen, H., XXII 159.
Nixon XIX 236.
de Nolhac, P., XVIII 249.
Nolte, H., XXX 324.
Norden, E., XXV 287.
Nordhoff u. Westhoff XXII 159. XXV 298.
Nottola, H., XXII 177.
Novák, R., XIII 109. 111. XV 304. XVI 285. XVIII 225. 232. XIX 198. 200. XXIII 152. XXIV 335. XXVIII 260. 321. XXIX 214.
Nowotny, E., XVIII 270.

Oberbreyer, M., III 80. IV 314. 321.
Olbricht, P., XI 38.
Onions, J. H., XV 301.
Opitz, Th., II 113.
Orelli-Andresen IV 278. VIII 346. 361.
Orelli-Meiser XIII 34. XV 229. XVIII 227. XIX 198. XXII 137. 181. XXIII 114.
Ortmann XI 45.
Orzechowski, L., VII 264.
Ostermann-Müller XXXII 314.
Ottolenghi, R., XXXI 301.
Owen, W. B., XXII 177.
Oxé, A., XXXIII 250.

Paetzolt, F., XXXII 309.
Pakosta XVIII 263.
Pallu de Lessert XIII 85.
Palmer VII 266.
Panhoff, Th., XI 36.
Panzer, K., XI 23. XIII 83.
Paribeni, R., XXXII 302.
Parmeggiani, L., XXX 362.
Pascal, C., XXVI 244. XXVII 326. XXVIII 300. 301. XXXIII 253.
Paton, W. R., XXVIII 321.
Patsch, K., XVIII 250. XX 164.
Pauer, Ph., VIII 375. XIII 83.
Paul, L., XXVI 245. XXVIII 304.
Pauly, F., IV 321.
Pauly-Wissowa XXVIII 288.
Peck, T., VIII 386.
Peine, S., XIII 80. XV 272.
Pelham, H. F., XXII 168; s. auch Furneaux.
Pelka, W., XXXIII 243.
Peroutka XVIII 263.
Person, E., XI 14.
Peter, C., IV 265. 271. VII 217. VIII 361.
Peter, H., XXIV 295. XXXIII 242.
Peterlechner, A., VIII 386.
Petersdorff, R., XXIV 317.
Peterson, W., XIX 233. XX 129. 181. XXI 174.
Petzke, P., XV 290. XVI 324.
v. Peucker XXI 182.
Pfannschmidt, V., VIII 362. 365. XIII 62.
Pfitzner, W., IV 297. VII 241. VIII 375. 380. XI 8. 27. XIII 51. 83. XV 250. XVI 318. XVIII 234. 273. XX 164. XXI 183. XXIII 149. XXIV 282. XXV 285. XXVI 236. XXVII 340. XXIX 212.
v. Pflugk-Hartung XV 272.
Pfundtner, O., VIII 394.
Philipp, E., XV 261. XVI 316. XXXI 322.
Philippi, F., XV 302. XXIII 145.
Pichlmayr, F., XVI 307.
Pichon, R., XXIV 280.
Pistner, J., VIII 382.
Pitman, H., XXX 321. XXXII 275.
Plaistowe und Maidment XX 138.
Planck III 78.
Platner, S. B., XVI 316.
Plew, J., XXII 153.
Pleyte XXIII 149.
Polle, F., XV 294.
Polster, L., XXIII 152.
Poulsen, F., XXIV 334.
Prammer, Ig., II 113. IV 320. VII 255. 256. VIII 348. 391. 392. XI 2. XIII 45. 101. XV 247. 250. 293. XVI 288.
Präparation XXXIII 266.
Preger, Th., XXI 204.
Preibisch II 114.
Prein, O., XXXII 296. XXXIII 249. 250.
Prejawa, H., XXIII 145. XXIV 313.
Probst, H., II 114. XVIII 289.
Profumo, A., XXXI 300. XXXII 291. XXXIII 246.
Prohasel, P., XIII 109. 111.
Przygode, O., XXVI 255.
Puhl, M., XI 18. XIII 66.
Purser, L. C., XXV 308. XXVIII 319.

Quill, A. W., XIX 197. XXIII 165. XXIV 288.
Quintarelli, G., XXIII 123.

Radermacher, L., XXIX 252.
Radet XV 281.
Raffay, R., XIII 75. XV 272.
Ramorino, F., XXIV 297. XXV 294. XXVI 240. 241. XXVII 294. 326. XXXI 320. XXXII 314. XXXIII 253.
Ramsay, G. G., XXX 317. XXXI 297.
Ramundo, G. S., XXXIII 246.
v. Ranke, L., XI 29.
Reissinger, K., XXVI 251. XXVIII 309.
Renz, W., XXXII 306. XXXIII 257.
Resl, W., VIII 385.
Reuss, K., IV 293. XXVI 259.
Reuter, A., XV 257.
Ribbeck, O., I 16. IV 308. XIII 108.
de Ricci XXVI 247.
Ridgeway, W., XI 45. XIX 236.
Riedl, R. C., II 94. III 85. IV 287.
Riemann, O., XVI 320.
Riese, A., XVI 303. XVIII 258. 259. 270. XIX 215. XXII 162. 168.
du Rieu XXIII 152.
Ritter, J., XXII 162.
Ritterling, E., XX 178. XXIV 309. XXVIII 299. XXX 344. XXXIII 252.
Rittweger XI 46.
Rodenwaldt, R., III 79.
v. Rohden XV 273.
Röhl, H., II 114. VIII 385.
Rösch, W., XVIII 244.
Rosenstein, J., XIII 70.
Ross VII 228. VIII 382.
Rossi, S., XXX 321. XXXI 297.
Rotter, H., VII 241.
Roviglio, A., XXXII 291.
Rühl, F., VII 239. XXVIII 284. XXXIII 263.

Sabbadini, B., XXVIII 312. XXXI 321.
Sachau, E., VIII 368.
Sandford VII 266.
Sauppe, H., XV 303. XVI 317.
Scarth, H. M., XI 23.
Schaaffhausen XV 275.
Schädel, K., II 113.
Schedlbauer, A., VII 243.
Schemann, L., III 93.
Schenkl, K., IV 321.
Scheuer, F., XVIII 281. XIX 223.
Schierenberg, G. A. B, XV 273. XVI 324.
Schiller, H., IV 280. XI 28. XV 273. XVI 324. XVIII 270.
Schimmelpfeng, G., VIII 382.
Schlichteisen VIII 397.
Schlottmann, H., XVI 297.
Schmalz, J. H., XX 177. XXIII 152.
Schmaus, H., XV 289. XVI 324.
Schmaus, J., XXXII 293. XXXIII 256.
Schmidt, A., XVIII 269.
Schmidt, L., XXX 326.
Schmidt, M., IV 319.
Schmidt, O., XVIII 266.
Schmidt, R., IV 288.
Schmidtmayer, P. R., XVIII 248.
Schneider, J., XI 37. 44.
Schoene, A., XVI 282. 320. XVIII 224. 289. XXV 271. XXVI 238. XXVII 295. XXVIII 267.
Schoenfeld, G., XIII 86.
Schöll, R., XVIII 246.
Schott, W., XXI 180. XXXI 309. XXXII 293. XXXIII 256.
Schöttler, B., XVI 302.
Schrader, K., XV 268. XVIII 252.
Schröder, F., XVIII 290.
Schuchhardt, C., XV 281. XVIII 255. XXVI 242. XXVII 312. 328. XXVIII 296. XXXII 298. XXXIII 250.
Schultz, M., XXV 287.
Schulz, H., XV 265.
Schumacher, K., XVI 308.
Schumacher, L., XV 269.
Schüssler VII 239.
Schütz, H., VIII 393. 395. XI 4
Schwabe XXVII 297.
Schwann, F. J., VIII 366. 367.
Schwenkenbecher XV 256.
Sedlmayer, H. S., VIII 396. XX 174.
Seebeck, J., VIII 388.
Seeck, O., IV 319. XXVII 301. XXIX 225.
Seiler, F., XXII 135. XXIII 111. XXIV 288.
Sepp, B., XXII 154. XXIX 252.
Siebert XXIV 322.
Siebourg, M., XXVIII 285.
Siesebye, O., XXX 356.
Simar, Th., XXXIII 246.
Simioni, L., XXX 324.
Smialek, V., XXIX 238. XXX 344.
Smith, C. L., XVIII 291.
Smolka, H., XXVIII 262. XXIX 214. XXX 323.
v. Sondermühlen, M., XV 273. XVI 324.
Speijer, J. S., XV 300. XVIII 291. XXIV 334.
Spengel, A., XXIX 232. XXX 347.

Spitzer, S., XIX 236.
Spooner, W. A., XVIII 229. XIX 198.
Stadler, O., XXXII 313. XXXIII 263.
Stahr, A., VII 218.
v. Stamford, Th., XIX 202. XX 167. XXI 183. XXII 162.
Stange, E., XXIV 338. XXV 311. XXVI 259. XXVII 344.
Stangl, Th., XIII 108. XV 294. XXI 199. XXXI 327.
Steele, R. B., XIX 222. XXIII 125. XXV 304.
Stegmann, C., XXIV 284. XXV 281. XXX 321. XXXIII 239.
Stegmann, R., XXVIII 294. XXIX 239.
Stein, A., XXVIII 279. XXIX 227. XXX 326. XXXI 305. XXXII 290.
Steiner, P., XXXIII 253.
v. Steinwehr XXV 298.
Stephenson, H. M., XXI 174. XXII 150.
Steuding, C. H., VII 258. XV 295.
Stille, W., VIII 380.
Stitz, A., XI 41. XIII 90.
Stock, F., XXIX 236.
v. Stoltzenberg, R., XIX 213.
Strazzula, V., XXIX 237.
Strobl, A., XXIII 161. XXIV 336. XXV 312. XXVIII 322. XXIX 256. XXX 359. XXXI 332. XXXII 314.
Studemund II 102.
Stuhl, C., XXVII 334.
Sturm, J. A., VII 264.
Summers, W. P., XXXI 295. XXXII 275.
Symonds, V., XXXII 275. XXXIII 240.

Tannery, P., XVIII 249.
Taramelli, A., XIX 209.
Tarver, J. C., XXVIII 290. XXIX 239. XXX 347.
Täubler, E., XXXI 312. XXXII 306.
Thiaucourt, C., XVI 317. XVIII 245.
Thieme, O., XXIV 299. XXV 294.
Thomas, E., XV 295. XXX 323.
Thomas, F. W., XXIV 334.
Thoresen, V., XXI 204.
Tiedke, H., VII 265.
Tieffenbach, R., XVIII 251. XIX 205. XX 167.
Tiron, J., XXVI 240. XXVIII 285.
Townshead XXII 150.
Traube, L., XI 44.
Tschiersch, O., XXIII 145.
Tücking, R., VII 214. VIII 361. 362. 364. XI 14. XVIII 222. XIX 195. XXI 176. XXII 151. XXIII 122. XXIV 292.
Turzewitsch, J., XXXIII 258.
Tuxen, S. L., XXIII 132. XXIV 324. XXV 303. XXVIII 29
Tyrrell, R. Y., VII 267. VII 394.

Uhl, W., XXV 299.
Uhlig, O., XVI 313. XVIII 280. XIX 223.
Ulbrich, H., XIII 62.
Ulbricht, E., III 73.
Unger, G. F., XVIII 289. XXII 178
Uppenkamp, A., XXIX 254. XXX 359
v. Urlichs, L., III 58. IV 302. 305 306. VII 221. VIII 381. XI 23 XIII 82.
Usener, H., I 16.
Ussani, V., XXX 357. XXXI 332. XXXII 274. 289. XXXIII 240. 247.

Vahlen, J., IV 306. VII 259. VIII 393.
Valeton, J., XXV 301.
Valla, F., XVIII 288.
Valmaggi, L., XVI 281. 316. XVIII 224. 280. 289. XIX 197. 223. XXII 174. XXIII 112. 130. 152. XXIV 288. 325. 329. 330. XXV 285. XXVI 241. XXVIII 273. XXIX 226. 242. 252. XXX 345. 357 XXXI 318. 324. 325. XXXII 272 311. XXXIII 240. 264.
Vatasso, M., XXIX 251.
v. Veith VIII 367. XVIII 250.
Veltmann, H., XV 272.
Venturini, L., XXV 299. XXVI 248.
Veress, J., XXVII 338. XXVIII 321.
Vianey, F., XXIII 130.
Viertel, A., VIII 393. XXVII 313. XXVIII 290. XXIX 239. XXX 347.
de la Ville de Mirmont XXX 327. XXXII 313.
Violet, F., XI 19.
v. d. Vliet, J., XXVI 224. XXVI 296. XXIX 214.
Vogel, Fr., VII 267.
Vogel, Th., VIII 386.
Vogt, P., XV 306. XXVIII 293.
de Vries, S., XXVIII 258. XXIX 214.

Wackermann, O., III 84. XXIV 293. XXV 294. XXVI 241.
Wagener, A., IV 314. VIII 358. XXII 154. 180.
Wagener, R., XV 273.
v. Wageningen, J., XVI 320. XXXII 313.
Wallichs XV 283.

Walter, E., I 16.
Walter, F., XIII 108. 109. 110. 111. XV 287. 301. 303. XVI 318. XIX 235.
Walters, W. C. F., XXV 309. XXXI 324.
Waltz, R., XXXI 328.
Wandinger, C., I 13.
Wartenberg, W., XIII 101.
Watkin, W. Th., XIII 82.
Weckerling XXVI 247.
v. d. Weerd, H., XXXIII 254.
Weichardt, C., XXVII 316.
Weichert, A., XXVIII 303.
Weidemann I 13.
Weidgen, J., XI 44.
Weidner, A., VIII 396. XXI 196. XXII 144. 178. XXIII 109. 122. 163. XXIV 288. 292. XXV 284. 285. XXVI 236.
Weidner-Lange XXX 320. XXXI 297. XXXII 275. XXXIII 240.
Weinkauff, F., VIII 387.
Weiss, A., XI 27.
Weissenfels, O., XIX 237.
Weissteiner, A., XVI 315.
Weissweiler, J., XVIII 276.
Werner, P., XXXII 300.
Wetzell, C., IV 291.
Weyman, C., XX 177. XXXIII 257.
Wiesler, J., XV 294.
Wiesner, E., IV 285.
Wilhelm, A., XXI 204.
Willems, J., XXVII 327. XXVIII 302. XXX 347. XXXI 318.
Willenbücher, H., XXIII 138. XXIV 325.
Willrich, H., XXIX 237. XXX 346.
Wilms, A., XXIII 143. 144. 166. XXIV 310. XXV 296. XXVI 248. XXVII 328. XXXI 318.
Wimmerer, R., XXIX 242. XXX 348.
Winkelsesser XXIX 231. XXX 347.
Wirz VII 266.
Wissowa, G., XXXI 322. XXXII 314.
Witt, K., XIII 92.
Wolf, F., XVIII 254. XIX 209. XXIV 312. XXVIII 299.
Wolff, E., VII 245. XV 230. XVI 279. 323. XVIII 216. XIX 193. XXXI 331.
Wolffgramm VIII 379. XIII 79.
Wölfflin, E., VII 267. VIII 361. 391. 397. XI 44. XIII 94. XV 254. XXIII 151. XXVI 240. XXVII 297. 303. XXVIII 275. XXX 349.
Wollner, D., XV 284.
Wormstall VIII 365. XXXIII 249.
Wörner, E., III 91.
Wörpel, G., XXX 357.
Worthington, J. B., XVIII 239.
Wulfmeyer, A., XXVIII 296.
Wunderer, C., XXIV 302.
Wünsch, R., XXV 305.
Wutk, B., XV 258.

Zacher, K., XI 46.
Zangemeister XV 273. XVI 320.
Zeiske, Th., XXV 297.
Zeller XVIII 267.
Ziegler, A., VII 244. VIII 378. XI 26. XIII 73. XV 271.
Zimmermann, E., XXIV 338. XXV 312. XXVI 258. XXVII 344. XXVIII 323.
Zimmermann, M., XVI 292. XVIII 281.
Zippel, G., XI 28. XXII 167.
Zöchbauer, F., XIX 227. XX 180. XXI 186 XXII 179. XXIII 152. 159. XXIX 243. XXX 356. XXXI 332.
Zwanziger, K. H., XIII 80. XV 271.

Berlin. Georg Andresen.

8.

Plato.

1904—1909.

Den letzten Jahresbericht dieser Zeitschrift über die Platoforschung lieferte H. Heller vor einunddreißig Jahren. Er umfaßte die Arbeiten der Jahre 1875 und 1876. Überblickt man die Platoliteratur des seit jener Zeit vergangenen Menschenalters, so wird man leicht gewahr, daß sich die Gesichtspunkte der Forschung in mancher Richtung verschoben haben. Am auffälligsten ist, daß die Zahl der Arbeiten mit rein textlichen Einzelaufgaben immer mehr abgenommen hat, während die Vertiefung der Probleme, die Wesen und Lehre der Dialoge stellen, im Wachsen begriffen ist. Das kann nicht wunder nehmen in unseren Tagen, in denen kein anderer Denker des Altertums so im Mittelpunkt des philosophischen Interesses steht wie Plato. Falkenberg und Stumpf haben erst kürzlich überzeugend auf die nahen Beziehungen der platonischen Güterlehre zu unserer wissenschaftlichen Ethik hingewiesen, und Riehl hob im vorigen Jahre aufs neue hervor, wie tief wir überhaupt im platonischen Denken wurzeln. Man orientiert sich heute mancherorts an Plato, um ihm analog geistige Strömungen zu bekämpfen, die zur wissenschaftlichen Philosophie unserer Zeit einen Gegensatz bilden, wie er im fünften und vierten vorchristlichen Jahrhundert in Griechenland bestand. Endlich, wie sollte der Schöpfer der Zweiweltentheorie den Interessen und Studien des Zeitalters Kants fremd bleiben, dessen Kritizismus dieser Zweiweltentheorie die wissenschaftliche Grundlage geliefert hat! Dieses große, neu erwachte Interesse an Plato, derart erklärt, hat Arbeiten hervorgerufen, die eine größere Einstimmigkeit wenigstens eines Teiles der Resultate erzielt haben, als es die klassischen Werke von Schleiermacher bis Zeller vermocht haben. Sind diese auch in ihrem Werte unvergänglich und für immer die Grundlage, wer möchte heute noch mit jenem den Phaidros an den Anfang der Dialoge setzen und mit diesem die Gesetze aus den echten Schriften ausschließen? Vergleicht man die beiden im denkbar schärfsten Gegensatz zueinander

geschriebenen Werke von Natorp und Raeder, in den Resultaten der Chronologie ergeben sich mehr Übereinstimmungen als Abweichungen. Scheint so die Forschung in den mehr äußerlichen Problemen einer Einigung allmählich näher zu kommen, so stoßen hingegen die Meinungen heute härter als je aufeinander, wo es gilt, den Sinn der Lehre Platos zu deuten. Auch dies illustriert der Vergleich der beiden genannten Gelehrten am deutlichsten. Glauben wir dem einen, so hat Plato seine Ideenlehre so weit entwickelt, daß die Vernunftkritik unmittelbar an sie hätte anknüpfen können, dem anderen scheint, daß Plato seine eigene Ideenlehre abgeschworen, ja Werke gegen sie verfaßt habe. Von zwei kurz nacheinander erschienenen Skizzen über Plato charakterisiert die eine die Ideenlehre als das immer wiederkehrende Prinzip des philosophischen Denkens bis auf den heutigen Tag, die andere nennt das Wort Ideenlehre oder das, was es bedeutet, nicht ein einziges Mal! Und wie im großen, so sind auch im kleinen die Massen der Arbeit im Fluß, anzusehen, aber nur scheinbar, als nie zu versöhnende Gegensätze. Um die Echtheit der Briefe (sämtlicher oder einzelner) wird lebhafter als je gestritten; die Annahmen zweiter Rezensionen der Dialoge erscheint dem einen als Phantom, dem anderen als endliche Lösung der chronologischen Diskordanzen; die sokratische Periode habe nie existiert, so meint Joel; für erfüllt mit rein sokratischem Geiste hält sie Windelband. Lutoslawskis Sprachstatistik, von Wilamowitz und anderen als Mikroskopiermethode verhöhnt, wird von vielen als Universalmittel begrüßt; der schärfste Gegensatz aber ist der methodische der Darstellung der Lehre überhaupt. Das 'System' gilt nichts mehr bei den Neueren, der Schlachtruf heißt 'Entwicklung', nur wenige erkennen, daß beides Ziele der Forschung sind, die nebeneinander bestehen, aber bei Plato wegen seiner schriftstellerischen Eigenart, die das Wissenschaftliche nie rein zur Geltung kommen läßt, beide kaum jemals ganz erreicht werden können.

Soll mit wenigen Worten gesagt werden, nach welchen Richtungen sich die Untersuchungen vermutlich werden erstrecken müssen, um den idealen Zielen näher zu kommen, so ist meine Meinung folgende. Der Blick wird sich tiefer in die Entwicklung der Einzellehren bei Plato versenken müssen, er wird da, wo er eine abgeschlossene Lehre findet, diese nicht nur für sich, sondern als Funktion des platonischen Denkens überhaupt zu betrachten und in anderen Disziplinen Zeugnisse derselben Denkart zu suchen haben. Ich wähle als Beispiel die Lehre von der Weltseele. Ihre Entwicklung ist in sich geschlossen und ihr Inhalt zunächst nur die Beseelung des Kosmos. Sie ist aber mehr als das, eine ganze Seite von Platos Denken, die in ganz anderen Richtungen seiner Philosophie als nur in der Naturphilosophie irgendwie nachweisbar sein kann, sie bedeutet ein eigenartiges Einheits-

streben Platos, das uns analog in der Ethik und Dialektik auffällt, und das ihn von einem bestimmten Zeitpunkt an erfüllt und unwillkürlich in allen Zusammenhängen beeinflußt hat, bis es im Timaeus seinen Abschluß findet. So wird man imstande sein, monographisch die Wege zu beschreiben, auf denen sich die platonische Philosophie ausgebildet hat, zum Nutzen unserer Kenntnis sowohl des Systems als der Gesamtentwicklung.

Wollte man nach einem äußeren Datum suchen, das die letztvergangene Epoche der Platoforschung abschlösse und als Beginn einer neuen geeignet wäre, den Anfang der hier zur Besprechung gelangenden Literatur zu bilden, so wäre es der Zeitpunkt, an dem Eduard Zeller seine letzte Plato gewidmete Arbeit abschloß. Nimmt man Zellers Ansichten über den Wert der Leges aus, die man ja erst in neuester Zeit begann, gründlich zu durchforschen, so muß man sagen: während mehr als sechs Jahrzehnten (1839 bis 1902), in denen Zeller über Plato arbeitete, unterlag sein Verständnis und sein Schaffen für Plato keiner Schwankung. Es muß gerade heute betont werden: in umfassender Darstellung des Ganzen, in vollkommener Beherrschung sämtlicher Probleme, in exakter Verwertung auch der kleinsten Ergebnisse war er der sicherste und maßgebendste Führer. Wer das leugnet, stellt seiner Urteilskraft oder seinem Wissen ein schlechtes Zeugnis aus.

Allein ich muß mich aus praktischen Rücksichten auf das Nächstliegende beschränken und knüpfe daher im allgemeinen an diejenigen Arbeiten an, mit denen der letzte bisher erschienene Platobericht H. Gomperz' im 19. Bande des Archivs f. Gesch. d. Philos. abschließt, der die Literatur der Jahre 1901—1904 enthält.

Der jährliche Bericht wird sich in vier Teile gliedern: I. Leben und Lehre Platos; Echtheit, Chronologie und Komposition der Schriften; II. Sprachliches und Handschriftliches; III. Ausgaben und Übersetzungen; IV. Aufgaben der Platolektüre in der Schule. Von diesen Teilen erscheint diesmal des größeren Zeitraumes wegen nur I und IV.

I. A. Gesamtdarstellungen von Platos Leben, Lehre und Schriften.

1) P. Natorp, Platos Ideenlehre, eine Einführung in den Idealismus. Leipzig 1903, Dürr'sche Buchhandlung. 472 S. 8. 7,50 *M*.

Dieses bedeutendste aller seit einem Menschenalter über Plato geschriebenen Bücher unternimmt es, seinen im Titel ausgesprochenen philosophischen Zweck durch die Begründung einer originalen, der aristotelischen entgegengesetzten, Auffassung der Ideenlehre Platos zu erfüllen. Der Weg dazu ist die Entwicklung der platonischen Lehre, die in engem Anschluß an das Buch im folgenden skizziert wird.

Von der sokratischen Frage nach dem Begriff ist die logische Forschung Platos ausgegangen, und 'auf sie scheint sie in die mutmaßlich früheren Schriften beinahe beschränkt'. Das ist der Charakter der sokratischen Unterredungen, in denen man die Geburt des Begriffs des Logischen miterlebt. Und darin sieht N. ihre unverwelkliche, zum logischen Bewußtsein erziehende Bedeutung. Und das, was in steigender Deutlichkeit in diesen Gesprächen zutage kommt, ist die Einheit des Denkens mit sich selbst. — Eine doppelte Positivität konstatiert N. aus der sokratischen Lehre dieser Gespräche von der Herrschaft des Gesetzes im menschlichen Handeln. Erstens gelangt das Formale des Erkennens zu reiner Ablösung, zweitens, als Ethik angesehen, enthält sie den Hinweis auf das praktische Selbstbewußtsein als den Quell des Wissens. 'Daß gegen die bedingungslose Forderung der Gesetzlichkeit keine Klugheitserwägung aufkommen darf, daß diesem einen alles andre, das „Leben" mit allem, was es bieten mag, auch die Hoffnung eines anderen Lebens, willig zu opfern ist, das tritt in der Apologie und dem zugehörigen kleinen Dialog Krito erhaben genug, und wahrlich nicht bloß rednerisch wirksam, heraus'. Aus der in diesen beiden Dialogen herrschenden sokratischen Art, die Probleme zu sehen, wird nun auch in den nächsten, 'vorzugsweise bei den ethischen Fragen und bei der bestimmten, sokratischen Behandlungsart dieser Fragen stehen bleibenden Schriften, vom Protagoras bis zum Gorgias', Platos eigene Entwicklung deutlich. Er wollte als berufener Nachfolger Sokrates' auftreten, daher lag ihm das Problem der Erziehung, das Tugendproblem, nahe. Sokrates hatte die Einheit der Tugend behauptet und sie Erkenntnis genannt und dennoch ihre Lehrbarkeit verneint. Die gleiche Antithese bildet auch den Kern des (richtig verstandenen) Protagoras. Die Lösung gibt erst der Menon, der ihren Quell im Selbstbewußtsein aufzeigt; der Protagoras, schroff negativ und im ersten Stadium der logischen Forschung, beginnt und endet in Problemen, zugleich aber — denn sein Philosophieren will als unbefriedigt empfunden werden — mit der Entfaltung neuer Fragen, die die nächsten Schriften Schritt für Schritt überwinden. Der Laches stellt die Erkenntnis des einen, für alle Zeiten identischen, unwandelbaren Guten als die Erkenntnis auf, in der die Tugend besteht, beginnt also mit der kritischen Umbildung der Sokratik, die sich im Charmides, dem letzten Dialog vor der endgültigen Beantwortung des Lehrbarkeitsproblemes im Menon, fortsetzt. Durch dessen Lehre vom Wissen als Wiedererinnern, vom Ursprung der Erkenntnis aus einem überzeitlichen Grunde des Bewußtseins wird die 'Negativität der sokratischen Wissenskritik' überwunden. Von diesem an Keimen späterer Entwicklungen so reichen Dialoge läßt N. die große Entwicklung Platos beginnen. Es ist schon die Ideenlehre, 'die in dem berühmten Satz sich birgt, daß das Lernen,

der Gewinn der Erkenntnis, nur ein Schöpfen „aus", ja „in" uns selbst sei. Es ist die große Entdeckung, daß Einsicht, Begriff, Wissenschaft nur im Denken, aus den eigenen Mitteln des Denkens sich zu gestalten vermag, nicht lernbar ist im gewöhnlich gebrauchten Sinne einer Übertragung von außen her in die Seele. Die Art, wie Plato dies am Beispiel des Gewinns einer einfachen geometrischen Erkenntnis darlegt, ist von philosophierenden Mathematikern und mathematisierenden Philosophen aller Zeiten so tief wie schlicht wahr befunden worden. Es verlohnt nachzulesen, was darüber der Reihe nach Proklus, Kepler, Galilei, Leibniz, Kant gesagt haben'. Dem tieferen Blick bleibt nicht verborgen, daß schon in den genannten Dialogen allmählich bei Plato selbst nicht voll bewußt der Begriff der Idee entsteht, der Gorgias bezeichnet bereits in seiner (zum andern Mal gegebenen) positiven Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Tugend diese als Gesetz, Ordnung, Eidos. Wie Platos Wirken jetzt festere Ziele bekommt, so erhält seine Wissenschaft festeren Zusammenhang, ich sage absichtlich System. Die Dialektik ist bereits geschaffen. Es gilt nun, sie als die Grundwissenschaft zu fundamentieren. Wir sind nahe bei Platos 'großer Entdeckung des Logischen, als der erzeugenden Kraft aller Wissenschaft und der reformierenden Kraft des Lebens' angelangt. Der Phaedrus verwendet nun als äußeres Objekt die Redekunst, um für sein wahres Thema, das neue, formal-philosophische Bestreben, Jünger zu werben. Da einerseits sein greifbarer Fortschritt über die bisherigen Schriften die Heraushebung der formalen Philosophie, der Dialektik, als Grundlage unter Ausschluß des materiellen Inhaltes ist, andererseits die Einführung der Ausdrücke Dialektik und Dialektiker als 'ein für allemal gültiger Bezeichnungen des logischen Verfahrens der Synthesis und Analysis' seine Priorität vor den Dialogen beweist, die diese Ausdrücke voraussetzen, so kann er in der Tat das Programm der platonischen Philosophie genannt werden. Als solches darf er noch sein Thema unbewiesen hinstellen. Die Bedeutung des Phädrus ist überragend, und das Mißverstehen dieses Dialoges hat nach N. das Mißverständnis der ganzen Ideenlehre bis heute zur Folge gehabt, als seien die Ideen Dinge und nicht viel mehr Methoden. Nur wer ihm die richtige Stelle zuweist, erkennt, daß das Hinneigen zum Transzendenten der Anfang des Fortschritts zum Transzendentalen ist. Das Transzendente der Eleaten enthielt schon das Transzendentale, Plato hat es entwickelt. Die nächsten Dialoge weisen den Weg. Die Beziehung des Theaetet zu den vorausgehenden Schriften ist, wenn auch in neuerer Zeit immer wieder verkannt, engster Art. Alle früheren Dialoge drängen geradezu auf sein Thema: die Idee der reinen Erkenntnis, hin. Und das Resultat ist ganz der bisher geübten Weise entsprechend negativ. Aber nicht mehr tatsächlich, sondern nur scheinbar. Plato hätte es auf diesem Punkte positiv aussprechen

können, wenn er nicht seiner bisherigen Gewohnheit hätte folgen wollen. Die Bedeutung des Theaetet ist nun diese: der Fortschritt über die früheren Schriften Platos zeigt sich darin, daß zum ersten Male die Untersuchung rein theoretisch geführt wird, ganz gelöst von den Problemen des Sittlichen, mit denen das der Erkenntnis bisher verknüpft war. Der Fortschritt über die Eleaten ist die Abgrenzung des (bisher fast ganz übersehenen) Anteils, den die Sinnlichkeit und das Urteil beim Zustandekommen der Erkenntnis hat. Diese Errungenschaft ist nicht wieder verloren gegangen. Auf ihr fußt (Euthydem und Kratylus als polemische Anhänge zum Theaetet darf ich hier übergehen) zunächst der Phaedo, der Dialog der Logik als Denkkunst. Um nur den Fortschritt zu bezeichnen: er erhebt den Beweis zum Fundament der Ideenlehre und enthält bereits die wesentlichsten Sätze der aristotelischen Theorie der Epideiktik, ja Hauptstücke der Logik überhaupt, wie den Satz des Widerspruchs und implicite auch den Satz vom zureichenden Grunde. Es scheint, daß die Rücksichtnahme auf die Pythagoreer, die Schilderung des Aetna, die Erwähnung der Todesdrohung, der die Philosophen ausgesetzt sind, zu der Annahme berechtige, daß in der Schrift der 'ganz unmittelbare Reflex der italisch-sizilischen Reise' vorliege. Sicherer aber ist, 'daß die beiden Dialoge Theaetet und Phaedo sich genau zusammenschließen zu dem radikalsten und vollständigsten Beweise der Ideenlehre, den wir von Plato besitzen'. Das Gastmahl ist der letzte Dialog vor der großen Systematik der Wissenschaft im Staat. Was aber mußte noch in der Ausbildung der Ideenlehre geschehen, bevor Plato sich zu diesem Schritte entschloß? Das letzte Transzendente, das die Idee noch an sich trug, mußte schwinden, die Immanenz völlig durchgeführt werden: das an sich Schöne ist nicht ein 'unsagbar jenseitiges Ding', es ist ein im fortschreitenden Erkennen erfaßliches, im irdischen Wirken, 'welches nur bestehen kann in der Hineinbildung des Gesetzes in das Leben', sich fruchtbar erweisendes Prinzip. Von den vielen Fragen, die der Staat auch für die Erforschung des Entwicklungsweges Platos stellt, kommt hier nur die in Betracht: um welche Strecke kommen wir in diesem Werke auf der Hauptstraße, die er gewandelt ist, vorwärts? Wie steht es im Staate mit der Ideenlehre? Wir haben hier, indem wir den Inhalt des zehnten Buches von dem der übrigen abtrennen, eine Unterscheidung zu treffen. Während nämlich überall sonst Rekapitulation der früheren Erkenntnisse, Verwertung für die neuen Zwecke und Fortschreiten bis zum Ziel, der Erkenntnis der Funktion der Idee des Guten, geboten wird, scheint Buch X offen alle logischen Erkenntnisse wieder aufzugeben und eine mystische, theistische Ideenlehre zu verkünden. Während der Staat das Gebäude der Dialektik — in der Natorpschen Auffassung — krönt mit der Lehre: die Idee des Guten ist das Prinzip des Logischen

selbst, in dem alles besondere Denksetzung und damit alles besondere Sein als in seinem eigenen letzten Gesetz zuletzt zu begründen ist, behandelt Plato in Buch X gleichsam selbst die Ideen der Dinge. Es ist die bekannte Stelle von Gott als dem Vater der Idee des Bettes, auf die ich ohne nähere Ausführung verweisen kann, um die Riesendifferenz zwischen dieser 'Wissenschaft' und der dargestellten Ideenlehre zu bezeichnen. Es ist klar, daß diese Stelle als ernsthaftes Zeugnis platonischer Meinung geopfert werden muß, wenn von der bisherigen Deduktion etwas Wesentliches übrig bleiben soll. Und so sucht sie auch N. durch die Annahme eines 'schriftstellerischen Spiels' zu erklären. Wir kommen zum Parmenides, in dem Plato seine eigene Lehre dem Eleaten übergibt — zur Vernichtung? Sollte er sie wirklich im höheren Alter zurückgenommen haben? N. stellt mit Recht diesen jetzt vielfach betretenen Ausweg als verboten hin. Aristoteles hätte nicht ganze Bände schreiben können, um eine von ihrem Urheber selbst preisgegebene Lehre anzugreifen. Die Deutung, die N. gibt, ist folgende: Die Einwände des Parmenides treffen die Ideenlehre nicht in ihrer wahren, im Phaedo, Gastmahl und Staat authentisch vorliegenden Gestalt, sondern in einer Verzerrung. Es müssen sich schon damals Entstellungen der Ideenlehre, vielleicht in der Akademie selbst, hervorgewagt haben, denen es galt entgegenzutreten, Mißverständnisse, wie sie z. B. Aristoteles begangen habe. Ist diese Deutung richtig, so hat Plato die Form eines Rätsels zu seiner Rechtfertigung gewählt und zwar eines ohne formelle Lösung. Dazu würde der esoterische Charakter des Gesprächs, das auf N. geradezu den Eindruck einer Seminarstunde vor den zufällig anwesenden Professoren aus Elea macht, passen. Die wirkliche Lösung muß der, der die Methodenbedeutung der Ideen erkannt hat, aus der Untersuchung selbst finden, allen anderen soll sie unauffindbar sein. N. faßt den Sophisten als ein Werk auf, das in sachlicher Hinsicht nicht wesentlich über den Gedankenkreis des Parmenides hinauskommt, in der größeren Strenge des Verfahrens aber und in der reineren Ableitung seiner Positionen seine volle Überlegenheit behauptet als eine Rückkehr zu dem im Phaedo gezeichneten direkt deduktiven Verfahren. Der sachliche Gang der Ableitung war im Parmenides aus zwingenden Gründen, pädagogischen und dialektischen, unterbrochen. 'Der Sophist hält von diesem Verfahren das fest, worin seine gedankenzeugende Kraft eigentlich lag: das genaue Durcharbeiten auch der negativen Wahrheiten, um neue positive zu finden. Nur befolgt er auch darin einen ungleich schlichteren, natürlicheren Gang, und er findet seinen Schwerpunkt in der nachfolgenden ganz direkten Gedankenentwicklung, zu der es im Parmenides gar nicht kam'. Wie der Sophist knüpft auch der Philebus [1])

[1]) Den Staatsmann übergehe ich. Er weist in allen hier in Betracht

in logischer Beziehung an den Parmenides an, im Thema, dem Begriff des Guten, an die ethischen Dialoge der früheren Zeit. 'Die Gleichsetzung des Guten mit der Lust wird in tief eindringender psychologischer Untersuchung widerlegt, die Gleichsetzung mit der Erkenntnis oder Vernunft . . . wird zwar im Kern der Sache nicht preisgegeben, aber so eingeschränkt, daß zugleich der berechtigte Anspruch der gereinigten Lust zu der ihm gebührenden Geltung kommt'. Diese Worte mögen die Stellung des Philebus in Kürze bezeichnen. Betont aber muß werden, daß sich N. zu dem Zugeständnis verstehen muß, es mute nach den entscheidenden Schritten des Phaedo, Parmenides, Sophistes und des Philebus selbst wie eine Art Rückfall an, wenn die alte Entgegensetzung der Wissenschaften des Seins und des Werdens in ihrer Schroffheit im letzten Teile des Dialoges wiederkehrt. 'Man muß demnach wohl gestehen, daß diese ganze Betrachtung (59A—D) aus der Konsequenz des im ersten Teil bewiesenen heraus- und in den Ton und die Gedankenrichtung einer sonst überwundenen Stufe der platonischen Philosophie zurückfällt. Dagegen steht noch die unmittelbar vorausgegangene Darlegung (55—58) mit dem Standpunkt des ersten Teiles in gutem Einklang. Es soll also von dem früher gesagten sachlich gewiß nichts zurückgenommen sein. Es ist nur die alte Stimmung der Abkehr von „dieser Welt", die noch einmal, die streng logische Gedankenentwicklung durchbrechend, den Sieg behauptet'. In betreff des Timaeus und der Gesetze bedarf es nur weniger Worte. Es handelt sich für N. nicht mehr darum, eine Entwicklung der Ideenlehre in diesen Werken zu finden, sondern diese Werke nach dem Sinne zu deuten, den er in früheren Schriften als den der platonischen Lehre letztlich zugrunde liegenden erkannt hat. So wird in der Weltschöpfungslehre des Timaeus keine Abweichung von der Gesetzesbedeutung der Idee und ihrer logischen Geltung erkannt, im Gegenteil, die genetische Form der Darstellung hat den gleichen Inhalt wie die ältere dialektische: alles Gute und Schöne wie alles bestimmte, konkrete Sein und 'Werden zum Sein', desgleichen alle Vernunft, alle Seele, alles Leben insbesondere des Kosmos beruhe auf einem und demselben letzten Prinzip, dem der Bestimmung des Unbestimmten, kurz des Gesetzes. In den Gesetzen kann es sich nur um die Frage handeln: Sind die Grundsätze der platonischen Dialektik stillschweigend vorausgesetzt oder (zeitweilig oder für immer) preisgegeben? Es ist klar, daß der ganze Weg, den N. gegangen ist, auf die erste Annahme münden muß.

Es kam hier nur darauf an, N.s Werk als tief in die Probleme des Platonismus eingreifend und die Entwicklung des Philo-

kommenden Punkten auf andere Dialoge voraus, in erster Linie auf den Parmenides, dann auch auf den Philebus.

sophen genial rekonstruierend zu zeichnen. Trotzdem halte ich die Lösung nicht für gelungen und füge folgende kurze Kritik hinzu. Die Geltung der Ideen für die Wissenschaft hat N. klar erwiesen. Er hat aber durch das Hineinbeziehen des Gegensatzes transzendent-transzendental in einer Schärfe und Fassung, wie ihn die griechische Philosophie eben schlechthin nicht kannte, und durch das völlige Ausschalten auch nur zeitweiligen Hinneigens zur Transcendenz in Plato eine philosophische Entwicklung hineingelegt, die die Philosophie erst im ganzen durchgemacht hat. Und daher stimmt auch die Entwicklung vom Staat an keinesfalls! Der Spott im Staate ist ein Notausgang, das Rätsel im Parmenides ebenfalls, und der Rückfall im Philebus sogar ein verbotener. Und auch in der Entwicklung bis zum Staat ist N. oft genötigt, wegen der anachronistischen Formulierung eines an sich richtigen Grundgedankens die platonischen Auffassungen zu pressen, so daß die Besonderheit der platonischen Philosophie, da diese immer nur mit dem Maßstab des Kritizismus gemessen wird, bisweilen mehr verdunkelt als erhellt wird. Ich sagte, N.s Grundgedanke sei an sich richtig. Auch mir scheint in der Tat, wenn Plato das Ideendenken als ein Erzeugen, die Idee als ein Erzeugtes hinstellt, die Idee danach als gedachtes Gesetz mit Recht bezeichnet zu werden. Aber was berechtigt dazu, dies als die alleinige Bedeutung der Idee zu fassen und für die ganze Entwicklung Platos als einzig maßgebend zu halten? Woher die unablässigen Versuche Platos, neue Benennungen für das Verhältnis von Idee und Erscheinung zu finden? Wenn die Gesetzesbedeutung der Idee Plato so vollkommen klar war, wie N. annimmt, und ihn so unaufhörlich beschäftigte, warum hat sich Plato selbst dann nur im Bilde über sie verbreitet? Und die der N.schen Auffassung schroff entgegenstehenden Zeugnisse des Aristoteles beweisen (zwar nicht so viel wie N.s Gegner wollen, aber) mindestens, daß der 'Kritizismus'[1]) Platos in seiner Lehre nicht jene von N. behauptete zentrale Stellung gehabt habe. Aristoteles kann, wie er viel verschwiegen hat, auch verschwiegen haben, daß die Bedeutung der Ideen im N.schen Sinne eine neben anderen gewesen sei, an die Plato in seiner reichen Entwicklung geglaubt hat, aber nicht, daß es die einzige gewesen sei. Möglich, daß Aristoteles bei seinem völlig von Plato verschiedenen Standpunkt sich gar nicht in dessen Auffassung so weit hat hineindenken können, daß er es zu würdigen wußte, als sich Plato mit der Gesetzesbedeutung der Idee ahnend bis auf die Höhen späterer Jahrhunderte erhob, möglich, daß er von dieser Form der plato-

[1]) Viel wäre gewonnen, wenn N. anstatt der modernen Termini, die doch Lehren und Standpunkte bedeuten, die erst durch ganz andere Gegensätze, als sie in der alten Welt bestanden, geschaffen wurden, solche eingesetzt hätte, die die antiken Keime von den modernen Blüten genauer unterschieden. So wäre die Gefahr vermieden, Plato aus Kant zu erklären.

nischen Ideenlehre gar nichts gewußt hat. — Trotz alledem bleibt bestehen, was ich eingangs über N.s Buch geurteilt habe: ganz abgesehen von der außerordentlichen Förderung so vieler Einzelfragen, ein neues fruchtbares Prinzip ist aufgestellt, dessen übertriebene Anwendung seinem Werte nichts nimmt.

2) H. Raeder, Platons philosophische Entwickelung. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 435 S. 8. 8 *M*.

R. beginnt mit der Übersicht über die Geschichte und den jetzigen Stand der 'platonischen Frage', indem er diese (ihren Umfang verkennend) mit seinem Thema für gleichbedeutend hält. Er skizziert Schleiermachers Verdienst, der zuerst jede einzelne Schrift als ein Ganzes angesehen wissen wollte, der aber die Darstellung der Entwicklung als notwendiges Supplement zur systematischen Darstellung (Tennemann) und damit das System als gegeben auffaßte. Diese Problemstellung bereits schloß die richtige Lösung aus. Schleiermacher 'fragte sich nicht, wie das philosophische System Platons sich in seinem Geiste historisch entwickelt hätte, sondern in welcher Weise Platon, seinen pädagogischen Prinzipien entsprechend, seinen Schülern die voll entwickelte Philosophie habe mitteilen müssen'. Auch bei K. F. Hermann ist die Entwicklung der platonischen Philosophie schließlich nur eine Einleitung zum fertigen System, wenn auch seine Dreiteilung: sokratische, dialektische, konstruktive Dialoge einen bedeutenden Fortschritt bedeutet. Beider Arbeiten aber bilden die Grundlage für alle ferneren Platostudien. Nach kurzer Erwähnung Susemihls wird Ribbings wenig fruchtbare mittlere Stellung zwischen Schleiermacher und Hermann angedeutet und folgendermaßen fortgefahren S. 9: 'An dieser Stelle reihen wir noch einige Worte über die Auffassung Zellers ein, die noch immer durch sein viel benutztes Werk in weiten Kreisen Verbreitung findet'. Dies ist die erste zahlreicher Stellen des Buches, an denen gewisse Antipathien R.s hinter apodiktischen Urteilen versteckt werden [1]). Tatsächlich recht hat R. mit der Angabe, daß es Zeller nicht gelungen ist, die anfangs von ihm sogar für unecht gehaltenen Gesetze in das System hineinzuarbeiten. Überwegs Untersuchungen über die äußeren Zeugnisse und Datierungspunkte führen z. T. zu sicheren Resultaten. 'Besonders verdient es hervorgehoben zu werden, daß er mit guten Gründen behauptete, der Sophist, der Politikus und der Philebus seien nach dem Staate abgefaßt'. Nach richtiger Einschätzung der Methode des durch seine Athetesen verblendeten Schaarschmidt wird dieser die Grotes mit ihrem resignierten Ignoramus gegenübergestellt und eingeräumt, daß seine Behandlung der Dialoge, die ihren Wert nur in der Diskussion, nicht in den Ergebnissen sieht

[1]) Vgl. S. 59, Anm. 2; S. 85, Zeile 13 ff.

und von vornherein sämtliche für echt hält, um von da aus erst zu einer allgemeinen Anschauung von Plato zu kommen, 'einen weit nützlicheren und verständigeren Eindruck macht als die Spekulationen, in denen sich die vorher erwähnten Forscher verloren hatten'. Eine neue Epoche der Platoforschung, die letzte bisher, begann mit Campbells Untersuchungen des platonischen Sprachschatzes, die zunächst die nahen Beziehungen des Sophistes, Politikos, Philebos, Timaios, Kritias und der Gesetze zueinander erwiesen. Zahlreiche Einzeluntersuchungen, durch Campbell und nach ihm durch Dittenberger beeinflußt, folgten in den nächsten Jahren und ersetzten zusammenhängende Arbeit, bis Lutoslawskis ebenso lebhaft begrüßtes wie angefeindetes Buch The origin and growth of Platos logic 1897 'den platonischen Forschungen einen gewaltigen Stoß nach vorwärts gab'. Lutoslawskis chronologische Methode hat zwei Merkmale, des Stils und der Logik[1]) (einschließlich Metaphysik), nach beiden sollen sich die dialektischen Dialoge Hermanns als später abgefaßt erweisen als die konstruktiven'. Das Hauptverdienst Lutoslawskis sieht B. in der scharfen Scheidung zwischen den älteren und jüngeren Schriften. Seine Einwürfe richten sich gegen dreierlei. Erstens 'bleiben große Teile der platonischen Philosophie noch übrig, welche entweder gar nicht behandelt oder doch nur gestreift werden'. Zweitens sei die Hauptthesis, daß Plato die Lehre von der selbständigen Existenz der Ideen in allen seinen späteren Schriften ganz aufgegeben habe, sehr schwach begründet. Drittens wisse er von dem Charakter jedes einzelnen Dialoges als eines besonderen Ganzen nur eine ziemlich unklare Vorstellung zu geben. Mit einer Würdigung der monographischen Methode von Gomperz und Betonung ihres Nachteils, daß die Verbindungslinien zwischen den verschiedenen Dialogen nicht scharf genug gezogen werden (wie viel lassen sich denn überhaupt sicher nachweisen?), schließt R. den historischen Überblick. Treffend fügt er (Forschern wie Grote zur Abwehr) eine Rechtfertigung der chronologischen Untersuchung überhaupt hinzu, S. 18, indem er die Bedeutung der Frage, ob die dialektischen Dialoge den konstruktiven vorangehen oder nachfolgen, für das Verständnis der platonischen Philosophie im ganzen beleuchtet. Sein eigener Standpunkt ist: die philosophische Entwicklung Platos müsse unter gleichmäßiger Rücksichtnahme auf alle besonderen Momente dargestellt werden und könne erst dann als gelungene Darstellung gelten, wenn alle verschiedenen Merkmale nach derselben Richtung deuten. Diesem Prinzip ist Raeder selbst nicht immer gefolgt. Ein Merkmal z. B., das zu den allerwichtigsten

[1]) S. 15: 'Er ging dabei von der Grundvoraussetzung aus, die logischen Fortschritte zeichneten sich besonders dadurch aus, daß sie niemals verloren gehen könnten; demzufolge soll der Grad logischer Vollkommenheit, welcher in den einzelnen Schriften zutage tritt, ein gutes Merkmal ihrer chronologischen Reihenfolge bieten'.

zählt, der schriftstellerische Gesamtcharakter eines Gespräches, ist oft überhaupt nicht ernstlich erwogen, sonst hätte die Jugendlichkeit des Theaetet nicht so verkannt werden können, daß er nach dem Staate angesetzt wurde.

Unter den Gesichtspunkten für die Betrachtung der platonischen Dialoge nimmt die Echtheitsfrage die erste Stelle ein, wird aber nicht erschöpfend untersucht, es werden nur die alten Gründe für die Unechtheit der sechs in dem Werke nicht berücksichtigten Hipparchos, Minos, Anterastae, Alcibiades II, Theages und den wahrscheinlich unechten Alcibiades I angegeben. Zweifelnd verhält sich R. gegen den Klitopho. Die historische Skizze stellt nach Schleiermacher, mit dem die Debatte über die Echtheitsfrage beginnt, und Ast zuerst Socher in ein günstiges Licht, der viele athetierte Dialoge wieder zu Ehren brachte und mit der Verwerfung des Sophistes, Politikos, Parmenides zwar fehlging, aber die große Differenz dieser drei Dialoge zu den anderen Hauptwerken richtig erkannte. Es folgt Überweg mit der ersten systematischen Verwertung der aristotelischen Zitate und Schaarschmidt, der die einzig falsche Folgerung tatsächlich zog, die aus der Übertreibung der Überwegschen Methode gezogen werden konnte. — Die Geschichte der Echtheitsfrage verwendet R. weitblickend auch für die Ansetzung der Zeitfolge: wenn eine gleiche Reihe von Einsprüchen gegen die Echtheit z. B. der Gesetze und von anderen gegen andere Dialoge erhoben wird, so läßt sich schon dadurch eine Wahrscheinlichkeit dafür erzielen, daß diese Dialoge zeitlich einander nahe stehen.

Den sprachlichen und stilistischen Untersuchungen ist das zweite Kapitel der 'Gesichtspunkte' gewidmet. R. vertritt den jetzt von vielen Gelehrten eingenommenen Standpunkt, daß der neuen Theorie der Sprachstatistik weder der wissenschaftliche Charakter ihrer Voraussetzungen abgesprochen noch ihr der alleinige Wert zur Bestimmung einer Chronologie beigemessen werden darf. Ganz einstimmig werde durch die Stilforschungen gezeigt, daß die sechs Dialoge Sophistes, Politikos, Philebos, Timaios, Kritias und Gesetze, die Campbell als die spätesten bezeichnete, in der Tat zusammengehören, daneben müsse es aber auch als erwiesen bezeichnet werden, daß der Staat, der Phaedros, der Theaetet und Parmenides stilistisch der spätesten Gruppe am nächsten stehen, wenn sie auch nicht durch eine sehr tiefe Kluft von der nächst vorhergehenden, dem Symposion und Phaedon, getrennt seien. Über alle früheren Dialoge wisse die Sprachstatistik keine klare Bestimmung zu geben. Neben Campbell werden hauptsächlich Dittenbergers Untersuchungen über die mit μήν gebildeten Partikelverbindungen, ferner Ritters und v. Arnims Arbeiten über die Antwortformeln hervorgehoben. Mit vollem Recht wird Lutoslawskis komplizierte, hauptsächlich die Gesetze als festen Anhalt verwendende Methode abgelehnt, die trotz des

ungeheuren Materials zu keinem neuen (wirklichen) Resultat geführt hat. Auch Natorps Forschungen auf diesem Gebiete — er versuchte durch paarweise Betrachtung den Verwandtschaftsgrad der Dialoge zu fixieren und kam neben anderen abweichenden Resultaten auch zu dem, den Phaedrus und Theaetet später anzusetzen als die früheren Sprachstatistiker. — Von Blass' Beobachtungen ausgehend, daß in den sechs nach Campbell spätesten Dialogen der Hiat sorgfältig vermieden sei, veranstaltete Janell eine genaue durchschnittliche Hiatusstatistik (nach Didotseiten) der meisten platonischen Dialoge, aus der ich nur Anfangs- und Endzahl angebe: 45,97 in den älteren Dialogen, 4,70 in den Gesetzen; im Kritias, Sophistes und Politikos unter 1,00. Mit Recht weist R. eine mechanische Anordnung der Dialoge nach Hiatabnahme ab, vielmehr, wenn das Streben, die Hiate zu meiden, ganz plötzlich entstanden sei, sei es eine natürliche Annahme, daß dieses Streben sich sofort am kräftigsten geäußert habe und später ein wenig abgeschwächt sei, aber im ganzen kann die Erscheinung nicht auf Zufall beruhen. — Der wichtigste unter den 'Gesichtspunkten' ist die dialogische Einkleidung, es ist der, der quantitativ vielleicht am meisten behandelt und dennoch in seiner Tiefe am wenigsten bisher geklärt ist; er betrifft zugleich das Gebiet, das R. am meisten unter den im ersten Teile seines Buches behandelten gefördert hat. Er teilt sämtliche Dialoge in zwei Gruppen, in einfach dramatische und referierende. Unter diesen versteht er alle die, in denen Plato das Gespräch von einem der Teilnehmer oder wenigstens von einer Person, die ihm beigewohnt hatte, im Laufe eines anderen Gespräches referieren läßt — durch diese letzte Maßnahme 'wird es ihm möglich, die Situation zu schildern und die auftretenden Personen deutlicher, als es durch ihre eigenen Worte möglich war, zu charakterisieren, während er selbst kein Wort zu äußern brauchte'. Durch diese Haupteinteilung gelangt er zu folgendem Schema: A. Einfach dramatische Dialoge: 1. Dialoge, in denen zusammenhängende Dialoge überwiegen; 2. Dialoge, in denen dies nicht der Fall ist. B. Referierende Dialoge: 1. Dialoge, in denen das Referat als wirkliches Referat gegeben wird: a) Dialog mit einleitendem Gespräch, das nachher wieder aufgenommen wird und außerdem den Dialog abschließt (Euthydem); b) Dialog mit einleitendem Gespräch, das nachher wieder aufgenommen wird, ohne jedoch den Dialog abzuschließen (Phaedon); c) Dialoge mit einleitendem Gespräch, das nicht wieder aufgenommen wird: α. mit einfach referiertem Hauptgespräch (Protagoras), β. mit zwiefach referiertem Hauptgespräch (Symposion); d) Dialoge ohne einleitendes Gespräch (Monologe): α. mit einfach referiertem Hauptgespräch (Charmides, Lysis, Staat, Anterastae), β. mit dreifach referiertem Hauptgespräch (Parmenides). 2. Dialog, in dem das Referat als einfach dramatischer Dialog gegeben wird: mit einleitendem Gespräch, das

nicht wieder aufgenommen wird, und mit zwiefach referiertem Hauptgespräch (Theaetet). Wieweit dieses interessante Schema zu chronologischen Zwecken wird verwertet werden dürfen, steht dahin. Jedenfalls darf heute nicht mehr die Möglichkeit unbeachtet gelassen werden, daß Plato Dialoge sowohl aus philosophischen wie aus künstlerischen Gründen selbst umgearbeitet habe. R. selbst zieht nur eine wichtige Konsequenz, sie betrifft den Theaetet. 'Obgleich dieser Dialog sich selbst als einen referierenden bezeichnet, ist seine Form dennoch durch und durch die einfach dramatische, und der Referent macht selbst darauf aufmerksam, daß die sonst immer wiederkehrenden Formeln „sagte ich", „sagte er" und ähnliches, die ausdrücklich als lästig bezeichnet werden, dadurch erspart werden'. Hieraus folgert R., daß Plato, als er den Theaetet schrieb, die Wiederholung seiner Formeln selbst als lästig gefühlt haben muß, und es müsse als unwahrscheinlich betrachtet werden, daß er sich später ohne durchaus zwingenden Grund auf dieselbe schwerfällige Darstellungsweise, wenigstens in größerem Umfange, eingelassen habe. Nichts hindere anzunehmen, daß einfach dramatische Dialoge älter als der Theaetet sein können, dagegen sei es wenig wahrscheinlich, daß referierende Dialoge jünger sein sollten. Wenn aber demnach der Theaetet später angesetzt werden müsse als der Staat, so gelte dasselbe vom Sophisten und Politikos, die von Plato selbst als eine Fortsetzung des Theaetet bezeichnet sind.

In den folgenden Abschnitten desselben Teiles charakterisiert R. kurz und ohne den Anspruch, Neues zu bringen, die übrigen formellen Abweichungen der einzelnen Dialoge, die ihn zu denselben Resultaten führen, die von sprachlichen Erwägungen aus bereits gewonnen sind. Nur eine ernsthafte und zeitgemäße Warnung R.s hebe ich mit Billigung besonders hervor. 'Daß der historische und der platonische Sokrates auseinandergehalten werden müssen, gilt heutzutage als eine allgemein anerkannte Wahrheit. Darüber vergißt man aber leicht, daß der platonische Sokrates ebensogut von Platon selbst unterschieden werden muß'. R. selbst gibt Material zu erkennen, wie folgenschwer die Verwechselung Platos und des platonischen Sokrates bereits gewirkt habe. So sind alle Ausleger einig, daß Plato selbst die Erwartung geteilt habe, die er Sokrates am Schlusse des Phaedros aussprechen läßt: Isokrates werde sich in Zukunft zu einem großen Redner oder vielleicht zu einem Philosophen entwickeln, desgleichen habe Krohn die Worte des Sokrates im Staate, 'man müsse dahin gehen, wohin man vom Gang der Rede wie von einem Winde geführt werde', dahin mißverstanden, als ob sie die Art des Denkens Platons bezeichneten.

Die Bestimmung der Zeitfolge durch Beobachtung äußerer Anspielungen, der vierte Teil der 'Gesichtspunkte', eröffnet für die chronologische Forschung keine großen Ausblicke. Das Wenige,

was sich finden läßt, ist meist in seinem Werte für die Chronologie bedeutend überschätzt worden. Namensnennungen wie die des Ismenias sind bedeutungslos, weil die Person zu wenig bekannt ist. Datierungen auf bestimmte Jahre vollends, wie man sie heute oft angegeben findet, entbehren meist jeder sicheren Grundlage. Die Daten aus Platos Leben gehen sehr wenig her und nur termini post quos. Die Beziehungen zu Zeitgenossen — für philosophische Zwecke höchst wichtige Fragen — versagen meist, z. B. ist aus dem Verhältnis Platos zu Isokrates, Aristophanes und Aristoteles chronologisch Neues nicht zu gewinnen. Es bleiben übrig als einziges Feld, das noch ausgenützt werden könnte, die Anachronismen und zwar sowohl die verhältnismäßig sicheres Material gebenden offenen (wenn in den Gesprächen mit Sokrates Ereignisse erwähnt werden, die erst nach seinem Tode eintreten) wie die ganz unsicheren versteckten. Ein Beispiel der ersten Art ist die Erwähnung des διοικισμός der Arkadier im Jahre 385 im Symposion. 'Dieser Anachronismus ist von Platon mit vollem Bewußtsein eingeführt worden; er wird dem Aristophanes in den Mund gelegt mit dem augenscheinlichen Zweck, eine komische Wirkung hervorzubringen'. Die Annahme von Anachronismen der zweiten Art beruht auf der Voraussetzung, 'daß sich hinter der Schilderung des Streites zwischen Sokrates und den Sophisten sowie anderen Gegnern eine Polemik Platons gegen seine eigenen Zeitgenossen berge'. Man weiß, daß sich das Aufsuchen solcher Beziehungen zu einer Art Spiel mit Vexierbildern ausgebildet hat.

Der fünfte und letzte Abschnitt des systematischen Teiles ist der Bestimmung der Zeitfolge durch Betrachtung des philosophischen Inhaltes gewidmet. Nach kritischer Beleuchtung der beiden namentlich im Anschluß an Schleiermacher und Hermann vertretenen Standpunkte, nach deren erstem eine mythische oder bildliche Darstellung philosophischer Wahrheiten bei Plato der direkten immer vorausgehe, und nach deren zweitem die hauptsächlich negativ-kritischen Dialoge im Vergleich mit denen, deren Inhalt vorherrschend positiver Natur sei, als älter anzusehen seien, beantwortet R. die ein drittes Mittel zur Feststellung der zeitlichen Folge involvierende Frage: 'Wenn dasselbe Problem in zwei Dialogen, in dem einen kurz, im anderen weitläufig abgehandelt wird, welcher mag dann wohl der ältere sein?', in der Weise, daß er beide Möglichkeiten als vorliegend bezeichnet: so betrachte Plato im Symposion 202A als entschieden, daß die richtige Meinung zwischen Wissen und Nichtwissen eine mittlere Stelle einnehme, was vorher im Menon in größerer Ausführlichkeit bewiesen worden sei. Umgekehrt werde eine vorausgehende kürzere Darstellung, z. B. die Bestimmungen des Guten im Staate 505 B—C, bisweilen später, in unserem Falle in der weitläufigen, sich durch den ganzen Dialog erstreckenden Behandlung des Pro-

blems im Philebus vertieft. Es bleibt aber übrig, nach einer Methode zu suchen, die es ermöglicht, ein ante und post zu finden, wenn Plato in zwei verschiedenen Dialogen unvereinbare Anschauungen vorträgt ohne jede Bezugnahme auf einander. Hier nimmt R. mit Recht das von Lutoslawski aufgestellte Prinzip an, daß, während auf vielen anderen Gebieten die Ansichten ohne nachweisbare Gesetze wechseln können, jedenfalls die logischen Fortschritte unverlierbar seien, ein Prinzip, das allerdings nur da sicher zum Ziele führt, wenn alle anderen Möglichkeiten (z. B. absichtliche Fehler Platos) ausgeschlossen sind. Wer einer der Hauptthesen Raeders glaubt, daß nämlich der Theaetet ein verhältnismäßig später Dialog sei, wird ihm leicht bei folgendem, nach jenem Prinzip aufgestellten Gedankengang zustimmen. Die Unterscheidung von *αἴσθησις* und *δόξα*, die im Theaetet eine so große Rolle spiele, fehle im Staate gänzlich — 'aus einer Vergleichung zwischen 509 D und 534 A geht nämlich hervor, daß das *ὁρατόν* mit dem *δοξαστόν* gleichbedeutend ist' —, also sei es wahrscheinlich, daß der Theaetet nach dem Staate abgefaßt sei, ebenso nach dem Symposion. 'Während nämlich im Symposion 202 A ohne einen Schatten des Zweifels das Wissen als richtige Meinung, wovon Rechenschaft abgelegt werden könne (*ὀρθὴ δόξα μετὰ λόγου*), definiert wird, ist im Theaetet (von 201 C bis zum Ende) der Widerlegung dieser Definition ein ganzer Abschnitt gewidmet. Wie könnte aber Platon eine von ihm selbst in aller Form widerlegte Definition skrupellos wieder aufstellen, ohne auch nur mit einem Wort der Widerlegung zu gedenken'. Zweifler aber können sich hierbei des Gefühles nicht erwehren, daß der allgemeine Charakter eines Gesprächs ein wichtigeres, alle andern übertreffendes Merkmal sei.

Die einzelnen Dialoge ordnet R. folgendermaßen. Als sokratisch wird eine Reihe von Schriften bezeichnet, die das in der Apologie beschriebene Auftreten des Sokrates 'umständlicher' zeichnen: Jon und Hippias minor, Laches und Charmides, Kriton. Bemerkenswert ist nur die richtige Abweisung der neuerdings versuchten Ansetzung des Kriton nach dem Phaedon mit folgendem scharfsinnigem Argument: 'Denken wir uns den Phaedon zu einer Zeit geschrieben, da die Schriften Platons in der ganzen griechischen Welt gelesen wurden, verstehen wir leicht, daß es für Platon nötig war, seine Leser über Verhältnisse aufzuklären, die den Athenern, die wir uns als Leser des Kriton denken, wohlbekannt waren'. Das Signum der nächsten Gruppe ist: Kritik der sophistischen Geistesrichtung. Es gelte, den Unterschied zwischen den Sophisten und Sokrates dem Bewußtsein der Mit- und Nachwelt einzuprägen. Aus dem Gegensatz Sophisten — Sokrates wird aber in den Dialogen der Gegensatz Sophisten — Plato, derart, daß sogar die Sophisten in den Dialogen für andere Gegner Platos büßen müssen. Hierher gehören Hippias maior,

der, indem er das Schöne durch Heranziehen des Guten zu definieren sucht, einen Schritt auf dem Wege vom Laches und Charmides zum Staat bezeichnet; der Protagoras, der als Zusammenfassung der Ergebnisse des Laches und Charmides — nicht diese als Fortsetzungen jenes — gefaßt wird, und als sein Gegenstück Gorgias mit den ersten Keimen der Ideenlehre. Als sein Grundgedanke wird die durchgeführte Entgegensetzung der wahren, auf Wissen gegründeten Künste, die das Gute zum Ziel haben, und der auf Erfahrung beruhenden Fähigkeiten hingestellt, deren Ziel nur Schein ist. Als nicht zu den Hauptwerken gehörig wird eine dritte Gruppe zusammenbehandelt: Menexenos, Euthyphron, Menon, Euthydem, Kratylus. Der erste wird als Scherz kurz abgetan, der zweite von Protagoras und Gorgias aus orientiert und wirksam bis zum Staat hin erkannt, Menon und Euthydem mit Kratylus durch das mittelbar von Isokrates verursachte Bestreben Platos charakterisiert, seine Philosophie von der der Eristiker scharf zu unterscheiden. Eine innere Einheit wird dieser Gruppe nicht zuerkannt. Der inhaltliche Zusammenhang von Lysis und Symposion, der erwiesen, und der zeitliche[1]), der vermutet wird, erfordert ein Nebeneinander beider. Als positives Ergebnis des Lysis läßt sich trotz der Zweifel, mit denen er endet, aussprechen: 'die Menschen, deren Dasein an sich weder gut noch schlecht ist, stehen dennoch in einem ursprünglichen Verwandtschaftsverhältnis zum Guten, wenn auch im Erdenleben das Bewußtsein davon verdunkelt ist'. Das Gastmahl, das R. für weniger geeignet als irgend eine andere Schrift Platos hält, in eine Entwickelungsdarstellung von Platos Lehre als Glied aufgenommen zu werden, bezeichnet gedanklich seine Stelle durch die fortgeschrittene Erkenntnis für das Relative und durch die von R. 'deutlich' herausgelesene Transcendenz der Idee. Mit der Ideenlehre des Gastmahls stimmt nach R. die des Phaedon vielfach überein, im Grundstandpunkt aber wird eine Änderung der Lebensauffassung Platos erblickt: statt des stufenweisen Hinaufsteigens von der Betrachtung der einzelnen schönen Dinge zur Betrachtung der Idee des Schönen hier ein scharfer Dualismus zwischen Idee überhaupt und Einzelding, kombiniert damit der Gegensatz zwischen Seele und Körper. Diese Kombination ermöglicht den Beweis für die Unsterblichkeit der Seele durch die Ideenlehre. Entgegen vielen maßgebenden modernen Forschern hält R. den Staat im ganzen für ein einheitlich gedachtes und

[1]) S. 154 sagt R., man könne zwar zur Chronologie des Lysis den Umstand betonen, 'daß das hier erreichte Ergebnis ebenso negativ ist wie in den meisten der Jugendschriften. Diese Zeitkriterien sind jedoch wenig entscheidend; auch der viel spätere Theaetet führt zu einem negativen Ergebnis'. Diese Ausführung des Theaetet ist eine petitio principii. In der Tat wird der Theaetet von vielen wegen derselben Eigenschaft zu den Jugendschriften gerechnet.

ausgeführtes Werk. Zwar seien 'die verschiedenen im Dialoge abgehandelten Gegenstände mit großer Freiheit durcheinander geworfen (!), jedoch so, daß das anfangs gesetzte Ziel zuletzt erreicht' werde. Das Verhältnis zwischen den beiden Themata, der *πολιτεία* und dem *δίκαιον* sei so zu bezeichnen, 'daß der Hauptzweck des Staates darin liegt, eine rationelle Grundlage für die gesamte Ethik, die soziale sowie die individuelle, zu geben'. Die große Digression V—VII wird natürlich zugegeben, aber durch einen eigentümlichen Zug der schriftstellerischen Methode Platos, die tiefsten Gedanken scheinbar zufällig hervortreten zu lassen, hinlänglich zu erklären gesucht. Der Staat würde wie der Sophistes ohne die Digressionen ein Torso sein. Desgleichen muß man sich mit der Konstatierung einer Gewohnheit Platos begnügen, daß viele Gegenstände weitläufig erörtert werden, die zu dem formell aufgestellten Thema wenigstens scheinbar keine Beziehung haben[1]). Den Phaedrus nach dem Staate anzusetzen erachtet R. wegen der Bedeutung der Ideenlehre in dem Dialoge für nötig. Sie müsse 'schon ganz fertig' sein, wenn Plato seine eigene philosophische Tätigkeit auf Kosten der der Rhetoren preist, der Staat müsse also schon geschrieben sein. Die Polemik gegen die unphilosophischen Rhetoren wird mit Bonitz als den ganzen Dialog beherrschend angesehen. Daß mit diesen nicht nur Lysias, sondern auch trotz des scheinbaren Lobes Isokrates gemeint seien, wird eingehend begründet[2]). Das charakteristischste an der Raederschen Annahme der Reihenfolge der Dialoge ist die Ansetzung des Theaetet an dieser Stelle. Weit entfernt, ihn für eine kritische Einleitung in die positive Philosophie der konstruktiven Dialoge zu halten, läßt er mit ihm eine Selbstkritik beginnen. 'Für uns zeigt sich zuerst im Theaetet ein Zweifel an der Bedeutung der logischen „Rechenschaftsablegung" (*λόγος*), durch die sich nach der älteren Theorie das Wissen von den richtigen Vorstellungen unterscheiden sollte'. Daß sich mit dem

---

[1]) Eine Hypothese Hirzels 'könnte man wohl berechtigt sein anzunehmen', sagt R. S. 195, ohne den methodischen Fehler in ihr zu merken. Es handelt sich um die Rekapitulation eines Teiles des Staates im Anfang des Timaeus, von der ausgehend Usener und Rohde zu der Annahme gelangten, daß nur die hier berücksichtigten Partien des Staates der ursprünglichen Komposition angehören. Hirzel bestreitet, daß hier ein Zitat des Staates vorliege: Plato fingiere einfach ein Gespräch, in dem ein Teil der im Staate vorgetragenen Gedanken vorgekommen sei. Was berechtigt zu einer solchen Annahme, wenn inhaltlich das Zitat so genau stimmt und andererseits Sonderpublikationen aus großen Werken durch antike Zeugnisse sichergestellt sind?

[2]) Es ist auffallend, daß R., stolz auf die Deutung der Worte des Sokrates über Isokrates, geglaubt hat, den Forschern einschärfen zu müssen, 'es genügt eben nicht, die Parallelstellen mechanisch zusammenzutragen, ohne auf den gesamten Gedankeninhalt der Schriftwerke zu achten', da R. doch nicht der erste ist, der aus den scheinbaren Komplimenten im Phaedrus gegen Isokrates Malicen herausgelesen hat.

Alter ein Wechsel in Platos Anschauungen vollzogen hat, weiß jeder Leser des Timaeus und der Gesetze. Ob es aber mehr als eine Verschiebung der Interessen gewesen sei, ist strittig. Die äußeren Ursachen und die inneren Motive sind unbekannt. Trotzdem wird mit dem 'Zweifel' eine Kritik begonnen, 'die von der Ideenlehre abführte', wobei angegeben wird, daß 'das Resultat sich nicht sofort zeigte und vielleicht auch nicht von Platon selbst vorausgesehen wurde. Nur in einem Sinne kann der Theaetetos als vorbereitend gelten, nämlich den Dialogen gegenüber, in denen Platon später seine neugebildete Philosophie darstellt'. Das ist zwar in erster Linie der Parmenides, dennoch besteht zwischen ihm und dem Theaetet eine 'Kluft' wie zwischen diesem und den späteren Dialogen. Wir sind nach R. mitten in der sich schnell vollziehenden Umbildung der platonischen Philosophie. Die im ersten Teile des Parmenides vorgebrachte direkte Kritik der Ideenlehre wird mit Platos Meinung völlig identifiziert, wobei die Einwürfe ursprünglich als von den Megarikern ausgegangen betrachtet werden. Er habe deren Berechtigung zwar zugegeben, aber im zweiten Teile mit Gegenangriffen beantwortet, daß auch gegen die Einheitslehre dieselben Einwendungen Gültigkeit hätten. Wieder eine Kluft trennt den Sophistes vom vorigen Werke, das angeblich noch weiter von der Ideenlehre abführt. Und wie im Sophistes die Frage stutzig mache, wie die Ideen, wenn sie in der Tat die ihnen früher beigelegten Eigenschaften besitzen, von den Menschen erkannt werden können, so erhebt der ihn fortsetzende Politikus Zweifel daran, 'ob unter den bestehenden Verhältnissen die ideale Staatsordnung durchzuführen sei'. Fast auf neutralem Gebiete befinden wir uns vom Philebus an mit seiner begrifflichen Bestimmung des Guten, die Platos letzte, die Mathematik mit ihren Methoden bevorzugende Periode kennzeichnet. Timaeus und Kritias werden dann als unvollendete Versuche aufgefaßt, die Studien der nächst vorhergehenden Jahre zu einem Abschluß zu bringen, indem die Ideenlehre eine gegen die erhobenen Einwürfe gesicherte Gestalt erhält. Die Gesetze bedeuten natürlich auch für R. das Ende, das Vermächtnis. (Die versuchte Rettung der Epinomis will ich übergehen.) Daß sich nach dieser Chronologie 'in Platos Entwicklungsgang eine volle Kontinuität' zeige, kann wenigstens für die von R. mit dem Theaetet begonnene Periode nicht behauptet werden. Ich sehe aber den Wert des Buches nicht in den Resultaten des chronologischen Versuches, sondern erstens darin, daß überhaupt neue Lichter aufgesetzt sind, und zweitens, daß keine wirklich brauchbare Methode innerhalb der Grenzen, die das Thema dem Verfasser setzte, unbenutzt geblieben ist. Mit anderen Worten: der Fortschritt liegt in der Methode, er ist im systematischen Teile begründet; der chronologische ist zum Teil weit entfernt,

dem dort ausgesprochenen Prinzip von der nötigen Übereinstimmung aller Methoden zu folgen.

3) Walter Pater, Plato und der Platonismus. Vorlesungen, aus dem Englischen übersetzt von Hans Hecht. Jena und Leipzig, 1904, Diederichs. 339 S. 8. 6 *M*.

Die Übersetzung des jetzt auch in Deutschland sehr bekannten Buches hat eine verschiedene Aufnahme gefunden. Die Ursache ist, daß man in Deutschland weit weniger als in England und Frankreich imstande ist, bei der Würdigung einer literarischen Erscheinung seine Gedanken deren Eigenart anzubequemen. Sonst hätten Gelehrte, die Plato als Schriftsteller und Philosophen nahestehen, Paters Buch nicht so kühl ablehnen können, wie es stellenweise vorgekommen ist. Es ist wahr, die Gedanken sind nicht neu, sie erhalten aber sämtlich einen eigenartigen und selbständigen Charakter durch ihre Verarbeitung zum Zweck eines hier tatsächlich als Weltanschauung auftretenden Platonismus; dieser gefaßt als förmliches Gegenstück und als unversöhnlicher Feind des Dogmas (Aristoteles und Spinoza, vgl. S. 218), gefaßt nicht als Theorie, sondern als 'Tendenz . . ., hinsichtlich gewisser Erscheinungen auf eine besondere Art und Weise zu denken, zu fühlen und zu sprechen . . .'. Diesem Standpunkt muß auch insofern Rechnung getragen werden, als man im einzelnen keine Polemik und Rechtfertigungen verlangt oder aus ihrem Fehlen auf Nichtkennen abweichender Theorien schließt. Die Bedeutung des Buches liegt darin, daß es Platos Wesen und Lehre in der Einheit erkannt, einige ihrer Wirkungen in der Geschichte wiedergefunden — und für die Darstellung des Problems einen vornehmen, kraftvollen und überzeugenden (durch die Kunst des Übersetzers auch im Deutschen annähernd originell wirkenden) Stil gefunden hat. Unter den deutschen Platonikern wird A. Riehl der sein, mit dessen Auffassung die Paters die nächste Verwandtschaft hat.

Die drei ersten Kapitel, die Plato und die Lehre von der Bewegung, von der Ruhe, von der Zahl behandeln, halte ich für die gelungensten und wohl am meisten durchgearbeiteten. Heraklit, die Eleaten und Pythagoras repräsentieren hier jene hochbedeutende Periode der Philosophie, die in ihren Gegensätzen schlechthin die möglichen Standpunkte der Weltauffassung primitiv erschöpft. Das fünfte Kapitel, Plato und Sokrates, hält die Mitte zwischen modernstem Ultraskeptizismus in der Kenntnis des Sokrates und seinem konventionellen Gegenteil. Das sechste, Plato und die Sophisten, sucht deren produktive Wirksamkeit als gering, 'den wahren, den dynamischen Sophisten als das athenische Alltagspublikum' hinzustellen, und legt den Grund der in den folgenden Kapiteln vertretenen Ansicht, daß sich in Plato 'mit dem höchsten Grade jonischer Gefühlsfeinheit ein nachdrückliches Streben nach dorischer

Ordnung und Askese verband'. Was in diesem Sinne dorisch heißt, sucht das achte Kapitel 'Lakedämon' darzulegen. Zwischen jenem und diesem sind die Grundüberzeugungen Platos in den beiden Kapiteln 'Der Genius' und 'Die Lehre Platos' enthalten, in denen vielleicht das wertvollste Stück die Charakteristik des Dialoges als literarischen Typus ist (er wird als am nächsten dem Essay verwandt gekennzeichnet). 'Der platonische Dialog ist . . . die literarische Umgestaltug der intimen, selbstgezüchteten sokratischen Methode, kraft deren er nicht nur an andere Wahrheiten austeilte, sondern sie auch für sich selbst gewann. Der Kern dieser Methode, der 'Dialektik' in jeglicher Gestalt, liegt, wie schon der Name sagt, im Dialoge, in der Gepflogenheit, die Wahrheit durch Frage und Antwort, und zwar in erster Linie in sich selbst, zu ergründen. Gerade auf diesem Punkte, auf dem unaufhörlichen Dialoge mit dem eigenen Selbst, beruht die Stärke dieser Methode' (S. 207). Und: 'Die Abhandlung als das Werkzeug einer dogmatischen Philosophie beginnt mit einem Axiom oder einer Definition, der Essay oder der Dialog dagegen als das Werkzeug der Dialektik hört nicht einmal notwendig damit auf; er gleicht dem langen Selbstgespräch, dem dialektischen Vorgang, der möglicherweise das ganze Leben begleitet. Er schafft sozusagen freie Bahn, wenig mehr' (S. 218 f.). Das neunte und zehnte Kapitel sind dem Staat und der Ästhetik Platos gewidmet.

4) Arthur Drews, Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung. Jena 1907, Diederichs Verlag. 339 S. 8. 10 *M*.

Es ist nicht meine Aufgabe, die Faktoren anzugeben, die den Wert dieses ausgezeichneten und kühnen Werkes bestimmen, das in Plotin, im Neuplatonismus, den Höhepunkt der gesamten griechischen Philosophie aufgefunden zu haben meint, jedenfalls aber das Verdienst hat, die Originalität dieses Philosophen über jeden Zweifel zu stellen. Ich kann mich nur an die eine Konsequenz aus jenem Standpunkt halten: daß der Höhepunkt der antiken Spekulation nicht in Plato zu sehen sei. Nach D. nämlich erscheine Platos Philosophie als eine Arbeit des Sisyphus. Er beachte nicht, daß im 'Begriff des Seins', dem Zentrum seiner Lehre, der Genetiv sowohl als Genetivus subiektivus wie obiektivus verstanden werden könne, daß er sowohl die objektive begriffliche Natur des Seins wie ihre subjektive Erkenntnis bedeuten könne. Plato verwechsele demgemäß beständig die metaphysische Bedeutung des Begriffs mit seiner erkenntnistheoretischen. 'So aber vermag Plato weder klarzumachen, wie der metaphysische Begriff oder die Idee, als der vorempirische Bestimmungsgrund des natürlichen Daseins, sich auf dieses beziehen, es gestalten und mit ihm zur Einheit zusammengehen kann, noch gelingt es ihm, den erkenntnistheoretischen Begriff, der als solcher doch von der Erfahrung abgezogen und also später als diese ist, als identisch

mit dem metaphysischen Begriffe nachzuweisen'. Der Grundgedanke dieser Darlegung ist richtig, das Verhältnis zwischen Begriff und platonischer Idee läßt sich nicht als das der Identität erweisen. Aber das Verhältnis zwischen Erkenntnistheorie und Metaphysik wird überhaupt erst befriedigend durch den Kritizismus. Die Gegensätze der gesamten griechischen Philosophie werden erst gelöst im 19. Jahrhundert. — Irrtümlich bei D. ist, daß der erkenntnistheoretische Begriff später sei als die Erfahrung, weil von ihr abgezogen. Es handelt sich hier um die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit, nicht um das zeitliche prius oder posterius.

5) H. v. Arnim, Die europäische Philosophie des Altertums. In 'Die Kultur der Gegenwart', Teil I, Abteilung V. Leipzig u. Berlin 1909, B. G. Teubner. VIII u. 572 S. 12 *M*.

Der Plato gewidmete Abschnitt dieses Bandes ist ein Ruhm für das ganze Werk. Und ein Ruhm für unsere Zeit ist der Anteil, der Plato in diesem großen wissenschaftlichen Denkmal der gegenwärtigen Kultur an deren Werden zugebilligt wird: es ist der Anteil des geistigen Ahnherrn aller idealistischen Philosophie und Religion. Aller Apriorismus in der Erkenntnistheorie, aller Idealismus in der Metaphysik, alle Transzendenz in der Moral gehen von ihm aus und kehren zu ihm zurück. Die ganze Darstellung scheint dem Beweise dieser Überzeugung zu dienen. Und alle, die sich von der summa doctrina der Neueren, bei Plato gebe es kein System, nur Entwicklung (in Wahrheit nichts weniger als Gegensätze), nicht haben beirren lassen, werden mit Befriedigung sehen, daß das Ganze als grandioses Exempel eines Systems alles Große in Platos Philosophie als zusammenhängend erweist. Das ist natürlich nur dann und erst dann möglich, wenn der in die Tiefe gehende Forscherblick zu den letzten Motiven dringt. So ist es ein Baustein zu einem System, wenn S. 153 aus dem Umstand, daß Plato die Idee des Guten der des Seins überordnet, geschlossen wird, daß ihm der axiologische Gesichtspunkt wichtiger ist als der ontologische. Natürlich werden die Schwankungen in Platos Lehre nicht übergangen, aber eine wie geringe Rolle spielt die Frage, ob die Annahme realer Formen von allen Naturdingen auch auf Artefakte ausgedehnt werden müsse (S. 152)! Natürlich wird der Entwicklung (auch der rückläufigen) ihr Wert gelassen, so, wenn mit Recht S. 157 zwei zeitlich auseinander liegende Formen der Ideenlehre unterschieden werden, von denen die spätere die weniger reine ist. Aber philosophisch wertvoll ist das System, und ihm muß die Erforschung der Entwicklung dienen. Bei Plato wie bei allen anderen, beim Staat wie bei den zwei Auflagen der Vernunftkritik. — Der Zusammenhang der polemischen Lehre ergibt sich aus ihrer Fundamentierung S. 148: Plato ging aus von einer Reform des sittlichen Bewußtseins durch Begründung einer wissenschaftlichen

Ethik und Staatslehre. Aber 'die Aufgabe des Menschen und des Staates ließ sich wissenschaftlich nur bestimmen, indem die Natur des Menschen und seine Stellung im Universum untersucht wurde. So mußte die Psychologie und die Ontologie in den Kreis der Betrachtung hineingezogen werden. In der Ontologie aber ließen sich keine gesicherten Ergebnisse gewinnen ohne Erkenntnislehre'. — Es ist reizvoll, S. 150 f. die Ableitung der Ideenlehre aus der dreifachen Wurzel des a priori zu verfolgen, sich durch wiederholte Hinweise belehren zu lassen, wie stark auf das abstrakte Philosophieren Platos seine empirischen Naturstudien gewirkt haben (auch seine Erotik ist auf 'eine rein empirisch-psychologische Betrachtung' gegründet), und sich — außer an vielem anderen — an der freien Auffassung von Platons Schriftstellerei zu erfreuen. Wie manche Hypothesen über die Ursachen des negativen Ausgangs so vieler Dialoge werden durch den schlichten Gedanken restlos erledigt, daß nur 'das dialektische Verfahren im ursprünglichsten Wortverstand' Plato hinderte, 'zu Folgerungen fortzuschreiten, ehe sich der Schüler von der Richtigkeit der Voraussetzungen überzeugt hat'.

6) K. Vorländer, Geschichte der Philosophie. Zweite Auflage. Leipzig 1908, Dürr'sche Buchhandlung. 2 Bände. Band I S. 85—116. 3,60 *M*.

Kaum ist je auf so kleinem Raum so vollständig nach den neuesten Forschungen orientiert über Plato geschrieben worden. Der Standpunkt ist der von Cohen und Natorp begründete, ja er wird von N. bis auf Kants Beurteilung Platos zurückgeführt. Nur eine Lücke ist gelassen, absichtlich. 'Wo die Predigt beginnt, hört die Philosophie auf'. Mit diesen Worten glaubt V. Platos 'Theologie' ausschließen zu können. Ich glaube, mit Unrecht. Aus ähnlichem Grunde müßte die Weltschöpfungslehre des Timaeus in der Darstellung gemieden sein. Platos Lehre erklärt V. in vier Abteilungen: die Begründung des Idealismus, aus der ich besonders die klare und feine Würdigung der erkenntnistheoretischen Bedeutung der Mathematik hervorhebe; die Naturphilosophie, von der die Psychologie nur als ein Teil angesehen wird; die Begründung der Ethik: V. formuliert die Grundfrage der Ethik als Wissenschaft in moderner Weise 'Wie ist Sittlichkeit überhaupt möglich?' analog seiner Formulierung des platonischen Gesamtproblems 'Wie ist Wissenschaft möglich?' und viertens das platonische Staatsideal, daß V. trotz allem hochgespanntem Idealismus doch auf hellenischem Boden gegründet erblickt. Die Darlegung ist rein systematisch; der Versuch einer Entwicklung ist voran nach Annahme von vier Perioden gegeben. Als unecht gelten Theages, Menexenos, Alcibiades I und II, Hippias maior, 'einige kleinere (Jon) und die meisten Briefe' (den siebenten zitiert V. einmal als Quelle); Parmenides, Sophistes und Politikus werden wenigstens dem platonischen Kreise zugeschrieben. Ein

feiner Wink liegt in der Aufnahme der alten Notiz trotz des beschränkten Raumes: daß Plato 'schreibend' gestorben sei, bedeute, daß er noch in der Ausarbeitung seiner Werke begriffen gewesen sei. Auch die (sonst sehr seltene) Erwähnung der alten, auffällige Ähnlichkeit mit der Geschichte Jesu zeigende Sage von Platos Geburt ist dankenswert. Die notwendige Berücksichtigung der Eigenart der platonischen Dialoge als Quelle, da uns die Kenntnis seiner mündlichen, die Philosophie von jedem künstlerischen Schmuck lösenden Vorträge fehlt, gibt der ganzen Darstellung einen ausgezeichneten Charakter von vorsichtiger Bestimmtheit. Geschickt ist die Verwendung der Begriffe von Sein und Dasein als der gedanklichen und der körperlichen οὐσία; wie beide erkenntnistheoretisch streng geschieden werden, so wird doch nachher die innige Verbindung beider in das rechte Licht gesetzt: nur am Dasein läßt sich das Sein aufzeigen.

7) Walter Kinkel, Geschichte der Philosophie als Einleitung in das System der Philosophie. Zweiter Teil: Von Sokrates bis Plato. Gießen 1908, A. Töpelmann. 133 u. 33 S. 8. 3,50 *M*.

Dem Zweck des ganzen Werkes K.s entspricht es, die Bedeutung des Sokrates und Plato für die Philosophie überhaupt darzustellen. Ein Versuch, der selten so geglückt ist wie in diesem Werke. Obgleich der Leser vieles, oft gerade das Wichtigste, unbewiesen hinnehmen muß (z. B. die schlechthinnige Nichttranscendenz der Ideen S. 78) und andere Auffassungen bisweilen zu kurz als bloße 'Mißverständnisse' abgelehnt werden, wird der Gesamteindruck der beiden überragenden Persönlichkeiten nach dieser Darstellung auf jedermann wirken. Das gelungenste von allen Kapiteln scheint mir das erste 'Die Entdeckung des Begriffs und die Induktion' zu sein, dem am nächsten der 'die Stellung Platos zur Mathematik' behandelnde Abschnitt kommt (S. 85—93). Charakteristisch für die Würdigung Platos ist natürlich besonders die Begründung der Dialektik, wie sie K. auffaßt. Er ist mit Cohen überzeugt, daß die Lehre von der Wiedererinnerung die Geburtsstätte des a priori bedeutet. Aber er findet es auch mit allen Mängeln der Kindheit behaftet und macht Plato mit verantwortlich für die mannigfachen Mißdeutungen der Lehre vom Angeborenen (S. 71 f.), der er eine prinzipielle Überlegung mit abweisendem Resultat widmet. Aber er weiß es selbst, daß der Urheber der Lehre von seiner Entgegnung gar nicht getroffen wird: 'indem er den Begriff zur Idee vertiefte und die Idee als Hypothesis erkannte, wahrte er sich vor allen dogmatischen Konsequenzen und, so sollte man wenigstens meinen, auch vor allen Mißverständnissen seiner Lehre von der Erkenntnis'. — Tiefgreifend von Natorp beeinflußt bezeichnet K. den Fortschritt von Sokrates zu Plato geradezu als die Erreichung des kritischen Standpunkts, da es für Plato kein fertiges Sein mehr außer-

halb der Seele gibt: das Objekt des Begriffes entsteht in und mit ihm.

8) A. Mannheimer, Geschichte der Philosophie in übersichtlicher Darstellung. Frankfurt a. M. 1903—1908, Neuer Frankfurter Verlag. 3 Bände. 6,50 *M*.

Diese in drei Bändchen erschienene, für weite Kreise berechnete kurze Darstellung weist Plato nach Lotzes Worten den Rang zu, daß seine Ideenlehre der erste großartige vergebliche und dennoch lange nachwirkende Versuch war, in den Allgemeinbegriffen des Denkens die Natur der Sache zu fassen. Die Begründung der Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit des Sittlichen durch die Ideenlehre weist M. auf die Disposition der Darstellung in Ideenlehre und Ethik hin, auf welche beide Gebiete er sich beschränkt. — Das Verständnis für die Wesensart Platos geht M. nicht ab, und ich glaube, daß sich auch der Ununterrichtete ein ungefähres Bild der platonischen Philosophie durch ihn machen kann. Aber bisweilen mutet die Darstellung doch etwas zu laienhaft an. So wird S. 65, um Platos Lehre als Neubegründung der Werte zu erweisen, gesagt: 'Es war nicht mehr möglich, die Werte von den für immer blamierten Göttern abzuleiten (vgl. die Komödien des Aristophanes), nicht mehr von den Gesetzen der sich auflösenden Stadtstaaten, der zerrütteten Sitte, dem heruntergekommenen Adel'. Die Erwähnung des Aristophanes schließt allein ein dreifaches Mißverständnis ein: sowohl des Verhältnisses Platos wie des Aristophanes zu den Göttern und der beiden Männer untereinander.

9) Chr. Joh. Deter, Abriß der Geschichte der Philosophie. Achte Auflage, überarbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Georg Runge. Berlin 1906, W. Weber. 188 S. 8. 3,20 *M*.

In dem bewährten Hilfsbuch, durch dessen Neuausgabe von der sechsten Auflage an sich Runge ein Verdienst erworben hat, wird Plato ein verhältnismäßig breiter Raum gewährt (S. 27—35). Einer kurzen Lebensskizze folgt die Ordnung der Schriften (sokratische, megarische, pythagoreische) mit Angabe der Abweichungen unter den bekanntesten Theorien. Dann wird die Lehre nach der bekannten Dreiteilung in einer (das Buch überhaupt charakterisierenden) objektiven Darstellung gegeben, die zwar auf größere Zusammenhänge fast ganz verzichtet, aber das Wesentlichste der platonischen Lehren treu wiedergibt. Die Hoffnung des Herausgebers, das Buch möge 'nachträglich zusammenfassende gedächtnismäßige Einprägung erleichtern', ist wohlbegründet.

I. B. Einzelne philosophische Disziplinen.

10) Wilhelm Wundt, Einleitung in die Philosophie. Vierte Auflage. Leipzig 1906, Wilhelm Engelmann. 469 S. 8. geb. 9 *M*.

In vierfacher Hinsicht spielt Plato eine Rolle in diesem Werke. Erstens wird die aus der platonischen Schule stammende Klassifikation der Wissenschaft in Dialektik, Physik und Ethik (S. 40 ff.) behandelt, der ein Prinzip zugrunde liegt, das 'mit merkwürdiger Beharrlichkeit bis in die neueren Zeiten festgehalten wurde'. Es wird die Unvollständigkeit dieser Dreiteilung gezeigt und aus der Art und Form der platonischen Wissenschaft begreiflich gemacht, warum Astronomie nicht von dem sonstigen Inhalt der Physik geschieden wird (in der platonischen Physik standen überhaupt die kosmologischen Fragen im Vordergrund); warum Ethik und Politik ein Gebiet bilden (die individuelle Tugend gewann wesentlich erst durch die Beziehung zum staatlichen Leben ihren Inhalt; warum der Mathematik keine Stelle in dem System angewiesen ist (das Mathematische war ein wesentlicher Bestandteil der Physik, und außerdem erschien die mathematische Methode als eine Anwendung überhaupt). Soviel über Platos Stellung zu dieser 'echt philosophischen Aufgabe'. — Zweitens gibt W. (S. 102—109) eine kleine, aber den Gegenstand richtig beleuchtende Skizze des platonischen Lehrgebäudes als eines Gesamttypus, die natürlich nichts Neues lehrt, aber die richtige Stellung der Ideenlehre zeigt sowohl in der Philosophie ihres Urhebers selbst — er faßt sie als Zentrum, 'zu dem das Vorangehende Vorbereitung, das Folgende nähere Ausführung und Ergänzung bildet' — als auch in der Philosophie der Welt überhaupt, indem er sie 'eine der genialsten und sicherlich die folgenreichste philosophische Schöpfung aller Zeiten nennt'. — Drittens hebt er die Wirksamkeit der platonischen Philosophie (S. 132—135, 143 f., 171) besonders in den ethischen und theosophischen Richtungen des Hellenismus und in der neueren Periode des Wiedererwachens der griechischen Wissenschaft hervor. — Systematisch schließlich verwertet er vor allem Platos erkenntnistheoretische und ethische Leistung, jene als die 'erste vollendetere Gestaltung der aprioristischen Denkweise', diese (zusammen mit der aristotelischen) als eine Annäherung an die Ausbildung einer ethischen Güterlehre, wie sie besonders die neuere Ethik erstrebt, und weiter (im Gegensatz zu Aristoteles) die transcendente Tugendlehre.

11) Gustav Schneider, Platos Philosophie in ihren wesentlichsten Zügen durch ausgewählte Abschnitte aus seinen Schriften dargestellt. Bücher der Weisheit und Schönheit herausgegeben von I. E. Frhr. v. Grotthuß. Stuttgart 1908, Greiner & Pfeiffer. 201 S. 8. geb. 2,50 *M*.

Sch.s Buch ist das Werk eines Mannes, den (nach seinen eigenen Worten) die Platostudien von der Universitätszeit an bis

an die Schwelle des Greisenalters durch das Leben begleitet haben, eines echten Platonikers! Er steht seiner Aufgabe nicht nur als einem Lehrstoff gegenüber, sein Geist nimmt an dem Geschick des Platonismus persönlichsten Anteil. In welchem Maße sich Sch. die Wesensart seines Meisters zu eigen gemacht hat, lehrt schon sein Stil. Er hat so viel Platonisches an sich, daß in gewissen einführenden und zusammenfassenden Kapiteln des Buches selbst für den sachverständigen Leser fast unmerkbar wörtliche, zeilenlange Zitate aus Plato miteinfließen (z. B. S. 30 und 31 aus der Schöpfungsgeschichte des Timaeus). Daher stört auch in der Übersetzung kein Gräzismus, anspruchslos und vornehm redet der Übersetzer wie der Erläuterer.

Die Aufgabe des Buches, 'durch ausgewählte Abschnitte aus den Werken Platos eine zusammenhängende Kenntnis seiner Lehre zu vermitteln', setzt eine bestimmte Auffassung jener Lehre voraus. In einfacher Formulierung findet sie der Leser im Vorwort, konsequent befolgt ist sie im ganzen Buche: der scharfe Gegensatz zur Sophistik einerseits und auf der anderen Seite die Aufnahme der ganzen reichen Weisheit des griechischen Volkes in wissenschaftlicher Verwertung zum Zwecke der Weltanschauung im platonischen System. Die Begriffe aber Platonismus und Sophistik sind von Sch. tatsächlich an ihrer Wurzel gefaßt, so daß er mit ihnen als lebendigen, noch heute wirksamen Faktoren rechnen kann. Es fehlt auch nicht an Hinweisen, welchen Einfluß beide nach der Ansicht des Verfassers auf das moderne Geistesleben ausüben. Den Sachkenner verrät auch die Verwendung moderner philosophischer Termini an passender Stelle. Der Übersetzung gehen S. 5—34 vier Kapitel über die vorsokratische Philosophie der Griechen, die Sophistik, über Sokrates und Plato voraus. Dann folgen aus Protagoras, Gorgias, Staat V—VII, Phaedon, Symposion, Timaeus, Theaetet, Apologie und Kriton die Lehrstücke als Übersetzungen, teilweise gekürzt, mit Einleitungen in folgender Gliederung. Die Sophistik: Die Begeisterung der athenischen Jugend für die Sophisten; das Haus des Kallias; Protagoras' Meinung vom Wesen der Sophistik und das Ziel seines Unterrichtes; eine Probe sophistischer Lehrweise; und die Ethik der Sophisten in drei Abschnitten, nämlich Gorgias' Auffassung von dem Wesen und der Macht der Beredsamkeit, Polos (Macht ist Glück), Kallikles' (schrankenlose Befriedigung der aufs höchste gesteigerten Triebe und Begierden ist Glückseligkeit). — Die sokratisch-platonische Lehre: Die sokratische Welt- und Lebensanschauung der sophistischen gegenübergestellt; die Ideenlehre in vier Kapiteln (die Idee des Guten, die Quelle der Wahrheit und des Seins; die Höhlenbewohner; das a priori der Begriffe oder die angeborenen Ideen; die zur höchsten Erkenntnis und damit zu Gott führende Macht der Liebe); Gott, der Schöpfer der Welt; die Rückkehr der Seele zu Gott; das Schicksal der gottentfremdeten

Seelen; die Grundzüge des platonischen Staatsideals. — Das Menschheitsideal: Lobrede des Alkibiades auf Sokrates; Sokrates vor Gericht; seine Weigerung, aus dem Gefängnis zu fliehen; der Heimgang des Weisen bildet das stimmungsvolle Finale des Ganzen, dessen gerade durch ihre Schlichtheit wirkender Dreiteilung die einzig sachentsprechende, selbstverständliche Steigerung zugrunde liegt.

12) W. Freytag, Die Entwicklung der griechischen Erkenntnistheorie bis Aristoteles. Halle 1905, Niemeyer. 127 S. 8. 3 *M.*

S. 19 bis 81 dieser exakten Schrift sind der platonischen Erkenntnistheorie gewidmet. Deutlich zeigt sich in ihnen, wie Fassung und Lösung der Probleme auch heute noch wissenschaftlich-modern sind: die Wahrnehmungstheorie im Theaetet und im Timaeus; die Lehre jenes sei im Grunde in ihrer dort erhaltenen Gestalt bis in die Neuzeit beibehalten, die Theorie dieses könne geradezu als Vorwegnahme unserer jetzigen physiologischen Psychologie bezeichnet werden. Besonders interessieren auch die Einzelparallelen, die zur modernen Wissenschaft gezogen werden, so S. 33 das Weiterleben von Platos Theorie des *κήρινον ἐκμαγεῖον* in den erkenntnistheoretischen Streitigkeiten der tabula rasa und in der psychologischen Lehre der Gedächtnisspuren. — Die Darstellung der platonischen Erkenntnislehre verzichtet leider auf den von F. nicht als echt anerkannten Parmenides, sie zieht außer den bereits erwähnten Dialogen besonders den Sophistes heran. Als abschließendes Ergebnis darf die scharfe Grenze betrachtet werden, die F. zwischen Ideenlehre und Erkenntnistheorie zieht. Er sieht in der ersten 'genug Antriebe, um die Phantasie eines reich begabten Intellekts zur dichterischen Ergänzung des unfertigen Weltbildes anzuspornen', will sie aber als 'mythische' Theorie unüberbrückbar getrennt wissen von der 'wissenschaftlichen', sowohl durch die Art der Problembehandlung als durch die Form der Darstellung. Die Berechtigung für die Trennung liege in der Tatsache, daß beide Theorien zeitlich nebeneinander herlaufen. Sicherlich ist dieser Standpunkt der einzige, von dem aus z. B. der Timaeus richtig gewürdigt werden kann, und jener Dualismus zwischen Welterkenntnis und Weltanschauung muß auch meines Erachtens mit F. als Plato bis in die letzten Konsequenzen bewußt aufgefaßt werden. Dabei ist aber die Frage noch ganz unbeantwortet, welche objektive Funktion Plato selbst jener 'dichterischen Ergänzung' zuschrieb.

13) M. Wundt, Geschichte der griechischen Ethik. Band I. Leipzig 1908, W. Engelmann. 535 S. 8. 13 *M.*

Der Fortschritt dieser Darstellung gegenüber allen anderen beruht darauf, daß die Geschichte der griechischen Ethik tatsächlich als ein Teil der allgemeinen Entwicklung des griechischen Geistes begriffen ist. Ein unschätzbarer Gewinn für die Plato

gewidmete Forschung: in ihm erscheint 'am Ende der attischen Geschichte die letzte gewaltige Synthese' von ionischer Wissenschaft und 'altüberkommenem Glauben'. Das ist das Thema des in wundervoller Sprache geschriebenen Kapitels über Plato (S. 421—535) mit seinen drei Hauptkapiteln: Der Sokratiker. Der Mystiker. Der Reformator. Ein fein angelegter Kanon der Dialoge und nur andeutungsweise gegebene, aber bestimmtes Urteil verbürgende Rechtfertigungen in philologischen Fragen zeigen die Vertrautheit auch in den Einzelmethoden. Aber das Schöne an dem Buche ist das Ganze. Wie Platos Seelenbegriff (S. 452) als das höchst komplizierte Produkt der mannigfaltigsten Strömungen, als der Mittelpunkt fast der gesamten platonischen Philosophie, als der Brennpunkt aller wertvollen ethischen Bestrebungen der Vergangenheit gekennzeichnet wird, so wirft seine klare Erkenntnis auch über die ganze W.sche Darstellung helles Licht. Mit und an diesem Seelenbegriff erscheint (S. 459) die platonische Idee ausgebildet, auf dem Gebiet der ethischen Begriffe konzipiert und ausgestaltet durch die Ideenlehre. Das Leben im Sinne seiner Ideen zu gestalten, war zeitlebens Platos größtes Streben. Daher ist der größte Raum dem Staate gegeben. 'Nur im Staate vollendet sich der griechische Mensch'. Vorgebildet waren 'die wesentlichen Seiten des platonischen Ideals, aber in ihm ist der griechische Staat vergeistigt; auf der seelischen Seite liegt aller Wert. So hat Plato dem Staate der Wirklichkeit die Seele des neuen, subjektiven Bewußtseins eingehaucht' (S. 515). Einem Werke, dessen Wert auf der Höhe seines Standpunkts beruht, kann man bei der gebotenen Kürze nicht gerecht werden, auch nicht durch Aufzählung noch so vieler Einzelheiten. Doch so viel will ich sagen: das vollständige Werk wird klassisch für den ganzen Gegenstand werden.

14) Otto Apelt, Der Wert des Lebens nach Platon. Abhandlungen der Friesschen Schule. Neue Folge. Göttingen 1907, Vandenhoeck und Ruprecht. 2. Band. S. 3—31. 0,80 *M*.

'Wenn man gewisse Äußerungen', sagt A. im Anfang seiner vortrefflichen Abhandlung von Plato, 'ohne weiteres Glauben beimessen darf', so hat es keinen Philosophen gegeben, der vom Leben so gering gedacht hat wie er. Darauf scheint der Gorgias (vgl. S. 493 A f.) zu deuten, der Phaedon mit seiner Weltflucht, die auch der Theaetet empfiehlt, das Höhlengleichnis in der Republik kann ähnlich ausgelegt werden, und auch 644 D E der Gesetze erniedrigt die Menschen zu Drahtpuppen. Wie aber, wenn derselbe Plato als strenger Verurteiler des Selbstmordes erscheint? Muß ihm nicht das Leben doch ein Gut gewesen sein, wenn er die Dankbarkeit gegen die Eltern für die heiligste Pflicht erklärt? Und warum sonst könnte er die ernstesten Mahnungen zugunsten der Fortpflanzung ergehen lassen? Auch der 'Preis einer irdischen *ἀθανασία*, wie sie in einem bekannten Abschnitt des Gastmahls

als die niedere Seite des Eros geschildert wird, hätte keinen Sinn, wenn dieses Dasein etwas Gleichgiltiges, oder gar etwas Verachtungswürdiges wäre'. Auch Platos energisches Eintreten für die Körperkultur, die A. Veranlassung zu einem interessanten Exkurs über Platos Stellung zur zeitgenössischen Medizin gibt, verbietet, eine wirkliche Lebensverneinung aus dekadenter Schwäche bei ihm anzunehmen. Und schließlich wissen wir ja aus Platos eigenem Munde, daß er etwas vom Leben verlangt, und zwar viel verlangt, daß er das Leben als eine hohe Aufgabe betrachtet und sich zu ihrer Lösung die Kraft zutraut. Und 'mag dies Leben auch vom Ideal noch weit entfernt sein, es hat doch seine bestimmte Beziehung zu ihm. Denn das Höchste und Beste, was das Leben bieten kann, verdankt es eben nichts anderem, als dem Glauben an das Ideal'. Sokrates sagt im Kriton S. 48 B.: 'Nicht dem bloßen Leben kommt der höchste Wert zu, sondern dem gut leben. Gut zu leben aber ist dasselbe wie schön und gerecht zu leben'. Und in den Gesetzen 707 C D heißt es: 'Wir sind keineswegs wie die meisten Menschen der Meinung, daß das bloße Erhaltenwerden und Fortbestehen das Wertvollste für uns ist, sondern daß wir so tugendhaft als möglich werden und es bleiben, solange wir sind'. Plato selbst hat also auf das deutlichste ausgesprochen, unter welchen Bedingungen das Leben hochzuachten sei, und ist mit dieser Bestimmung für die ganze griechische und fernere Ethik bedeutungsvoll geworden. Das herrliche Gleichnis des Gorgias vom 'philosophischen Steuermann', dessen Wirkung A. auch auf Mörike feststellen zu können glaubt, verscheucht die letzte Unklarheit, die über Platos Meinung herrschen könnte. Und auch über die philosophische Begründung des Lebenswertes nach Plato kann kein Zweifel bestehen. 'Sie ist eine doppelte. Trotz der mangelhaften Daseinsform des irdischen Lebens hat der menschliche Geist die Fähigkeit, sich der Gottähnlichkeit zu nähern. Und zweitens, auch die irdische Daseinsform ist 'ein Stück der göttlichen Weltordnung, der wir uns demütig beugen und deren wenn auch uns oft unbegreifliche, höhere Bedeutung wir anerkennen müssen'.

Woher kommt nun aber der Gegensatz der eingangs zitierten Stellen zu dieser einheitlichen, starken, lebenbejahenden Überzeugung Platos? Die Lösung dieser wichtigen Frage gibt A. in folgendem Gedankengang. Die Absage vom Leben klingt uns am bestimmtesten aus dem Phaedon entgegen, so stark, als gelte es, dem Charon als dem Erlöser einen Hymnus zu singen. Hinter der Geheimnistuerei aber stecke hier, wie überall bei Plato, nichts anderes als ein 'Stückchen Schalkhaftigkeit'. Denn das Evangelium des Todes könne zu keiner Zeit für Plato seinen wahren Glauben bedeutet haben. Im Phaedon seien alle Darstellungsmittel aufgewandt, um Trostgründe für den Tod aufzusuchen. Was Logik und Metaphysik nie allein beweisen können, das müsse Sokrates

durch sein Verhalten und seine Überzeugung beweisen. Künstlerisch dränge die ganze Situation auf das Sterbenwollen. 'Es soll damit den weiterhin aufzusetzenden Farbentönen derjenige Grundton untergelegt werden, der dem ganzen Gemälde seine charakteristische einheitliche Stimmung gibt'. Auch für die Zeit der Entstehung des Phaedon könne Leg. 828E als das wahre Glaubensbekenntnis Platos bezeichnet werden: 'Die Vereinigung von Seele und Körper ist in keiner Weise besser als ihre Trennung; das ist mein aufrichtiger Ernst', Worte, die nur besagen, daß der Wert des Lebens nicht höher anzuschlagen sei als der Zustand nach dem Tode. Was es mit der Weltflucht im Phaedon auf sich habe, lehre deutlich der Theaetet 176A: 'Die Flucht ist die möglichste Verähnlichung mit Gott. Die Verähnlichung aber besteht darin, daß man mit klarem Bewußtsein gerecht werde und fromm'. Also nicht das Sterben sei gemeint, sondern die Erlangung wahrer Tugend. 'Es handelt sich also nur um einen bildlichen Ausdruck, und das Kunststück im Phaedon besteht darin, daß Platon das Bild unbemerkt zur Sache werden läßt'. — Das Höhlengleichnis aber schließe die Zufriedenheit mit dem eigenen Leben in keiner Weise aus, diene vielmehr nur dazu, die verhältnismäßige Minderwertigkeit unserer Erkenntnisweise zu veranschaulichen. — Es bleiben noch die Stellen der Gesetze, die die Menschen als 'Spielzeug' in der Hand Gottes bezeichnen. Die Berechtigung dieses Bildes liege erstens in der Einsicht der menschlichen Abhängigkeit von den überlegenen Naturmächten und zweitens 'in einer zutreffenden Vorstellung oder wenigstens Ahnung von dem psychologischen Mechanismus unseres Seelenlebens, dem zufolge die Triebe in unberechenbarer, vom Zufall abhängiger Stärke gegeneinander wirken und der jeweilig stärkste Trieb, ganz analog den materiellen Kräften, den Ausschlag gibt'. Andererseits aber sieht A. den Grund des Bildes noch in einem eigenartigen, tieferen Sinne. Er faßt *παίδια*, das Spiel, im platonischen Sinne als gehobene, religiöse Festesfreude, als weihevolle Feiertagsstimmung. Plato wolle darauf hinaus, diese *παίδια* als den eigentlichen höheren Zweck des Menschenlebens im Gegensatz zu der gemeinen Werktagsstimmung hinzustellen. Dieser Gedanke, dem Leser vielleicht überraschend, solle nicht unvermittelt eingeführt werden; daher die paradoxe Behauptung, die Menschen seien Spielzeuge in der Hand Gottes. Dann seien sie eben recht eigentlich zum Spiele da. So habe Plato seinem Hauptgedanken in halb scherzender, halb ernster Weise die wünschenswerte Vorbereitung gegeben.

15) E. Sigall, Der Wert des Lebens im Lichte der antiken Philosophie. Progr. des k. k. I. Staatsgymnasiums in Czernowitz 1907. 38 S. 8.

Die anziehend geschriebene Arbeit rühmt in dem Kapitel über Plato nach kurzer Darstellung der einschlägigen Lehren diesen

als den genialen Begründer der Lehre, daß unser Leben, wenn auch nicht das höchste Gut, doch als das einzig mögliche Mittel, uns der Idee des Guten immer mehr zu nähern, d. h. als Mittel zu unserer moralischen Vervollkommnung unschätzbaren Wert hat.

16) R. Reitzenstein, Werden und Wesen der Humanität im Altertum. Straßburger Universitätsrede. Straßburg i. E. 1907, J. H. Ed. Heitz. 30 S. 8. 1 *M*.

Das interessante Schriftchen stellt die Frage, woher das Idealbild des Humanismus, der Begriff des echten Menschentums, stamme, und findet, daß dieser Idealbegriff im Kreise des jüngeren Scipio entstanden ist, also auf den Philosophen Panaitios zurückgehen muß. Plato kommt dabei (abgesehen von gelegentlichen Erwähnungen S. 8, 10, 13) nur insofern in Betracht (S. 12), als bei Panaitios 'die erste völlige Aussöhnung des wissenschaftlichen Denkens und des Empfindens der Nation, eine Fortsetzung dessen, was Plato und Aristoteles versucht haben', erscheint. Nach dem Titel der Arbeit konnte man erwarten, daß Plato in ihr eine größere Rolle spiele; R. verfolgt den Begriff der Humanität erst von da an, wo er seinen eigenen Namen hat. Es wäre auch möglich, weiter zurückzugehen und gerade bei Plato zu erkennen, wie 'Menschlichkeit' als ethischer Begriff aus dem doppelten Gegensatze zum Göttlichen und Tierischen entsteht, z. B. im neunten Buche des Staates.

17) V. Mittermann, Die Grundgedanken der griechischen Sozialphilosophie. Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Krems 1907. 32 S. 8.

K. faßt mit Recht die gesamte platonische Staatsphilosophie als Sozialethik auf und weist den volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten durchaus den zweiten Platz zu. Äußerlich trennt er seine Darlegung durch Scheidung in den Inhalt der Republik und der Gesetze. Zeitlich bedingt erweist sich ihm das platonische Denken vor allem in der Lehre von der Mischung der Verfassungsformen; der Einfluß der vorhandenen Staatstypen und der beabsichtigte Gegensatz zu den Sophisten findet nur kurze Erwähnung. Der Vergleich des platonischen und kynischen Kommunismus fällt zugunsten des letzten aus. K.s Kritik wendet sich gegen den Mangel an Wertung des historisch gewordenen, gegen die Lage des dritten Standes in der Republik, gegen die Wirksamkeit der Maßregeln gegen den Egoismus, die Unmöglichkeit der 'Reibungsscheu' (Gomperz) und dadurch des Fortschritts, die Unduldsamkeit gegen Andersgläubige und die Bekämpfung der Individualität. Trotzdem bleibt dem Ganzen sein geschichtlicher Wert, auf ganz verschiedenen Gebieten zeigen sich die Einflüsse: auf Polybius und Monstesquieu in der Teilung der Gewalten, auf Morus und Campanella, auf Augustin, der die wichtigsten Züge seines Gottesstaates aus Plato entnommen hat; Luther und Zwingli haben in

ähnlicher Weise wie Plato gegen das Überhandnehmen der Gewerbetätigkeit geeifert. Von den Gegensätzen zu unseren Theorien fällt besonders der zu der Ableitung aller sozialen Werte aus der Arbeit auf. Auch die Verwirklichung platonischer Gedanken in der Folge, besonders der Neuzeit, wird gestreift: die allgemeine Schulpflicht, die Begründung stehender Heere, die Stellung der Frau, die Wahlpflicht u. a. m. — Zu vermissen ist in der Arbeit die eigentliche Rekonstruktion der platonischen Gedanken und ihr psychologischer und logischer Zusammenhang. Bei der Bemerkung über Platos Auffassung des Staates als Organismus hätte tiefer in diesen Gedanken eingegangen werden können. Vgl. jetzt E. Kaufmann, Der Begriff des Organismus in der Staatslehre des 19. Jahrhunderts, wo gezeigt wird, wie weit die Analogie führt. — S. 18 wird die Frage aufgeworfen, ob der vorsichtige Zweifel, mit dem Sokrates die neuen Lehren vorträgt: *καὶ γὰρ ὡς δυνατὰ λέγεται ἀπιστοῖτ' ἄν, καὶ εἰ ὅτι μάλιστα γένοιτο, ὡς ἄριστ' ἂν εἴη ταῦτα* (450 C) vielleicht ironisch gemeint sei. Man lese dazu die Worte 450 C, 8—451 A, 4, wo derselbe Zweifel, ethisch vertieft, wiederkehrt. Wenn Sokrates seine Tätigkeit, hier *ζητεῖν*, ironisiert, so pflegt er es auf Kosten anderer zu tun; hier sind aber die Mitunterredner gerade die Freunde, auf welche seine Zaghaftigkeit Rücksicht nimmt.

18) Wolfgang Schröder, Platonische Staatserziehung. Programm des Reform-Realgymnasiums zu Geestemünde 1907. 47 S. 4.

Im ersten ('theoretischen') Teil setzt sich Sch. persönlich mit Plato auseinander. Zwar sagt er eingangs selbst: 'Auch Plato ist ein Kind seiner Zeit gewesen und hat mit den Verhältnissen seiner Zeit als gegebenen Faktoren gerechnet'; allein da, wo Platos Meinungen von denen Schröders — und von unseren überhaupt — abweichen, begnügt sich der Verf. mit kurzer, bisweilen motivierter Ablehnung; aber sei es historisch oder psychologisch, fast niemals wird Platos Standpunkt wirklich erklärt. Nur mit ganz wenigen Worten wird ein eleatischer, pythagoreischer und sokratischer Einfluß angedeutet. Und die Gefahr, daß die Ideen in ihrer praktischen Anwendung erstarren möchten, statt zu leben, wird nur gestreift. Der Wert der Arbeit liegt offenbar auf einer ganz anderen Seite als einer solchen, die platonisches Verständnis fördern könnte. Eine große Anzahl alter und neuer, notwendiger und nur lose angereihter Zitate verleiht der Darstellung einen belehrenden Charakter. Auch verleugnet Sch. nicht den Kenner, wo gelegentlich auch strittige Fragen gestreift werden, so erkennt er richtig die Bedeutung der Sophisten für die Geschichte der Pädagogik, die 'für ein geregeltes pädagogisches Vorgehen in der Erziehung Interesse zu erwecken wußten .... dadurch, daß sie eine Menge psychologischer Untersuchungen und Erfahrungen über die Erziehung in den geistigen Handel brachten' (S. 5). Ebenso

charakterisiert er treffend (S. 17) den platonischen Kommunismus als nach Verzicht, nicht Erhöhung irdischen Genusses tendierend. Im einzelnen behandelt Sch. im ersten Teile die Funktion des Wissens in der platonischen Erziehungslehre und beanstandet das Fehlen jeder Berücksichtigung des Naiven, bespricht dann weiter die von Plato gewollte staatliche Überwachung über Poesie und Musik, die dem Talent die Lebensader unterbinde, und wendet sich schließlich gegen die Mißachtung des Familienlebens, die eine Abrichtung zum Staat und Vernachlässigung des subjektiven sittlichen Wertes des zu erziehenden Menschen zur Folge habe. — Der zweite ('praktische') Teil wird Platos Forderungen in der Weise gerecht, daß alle Disziplinen des damaligen Unterrichtsbetriebes mit besonderer Betonung der Stellungnahme Platos zu ihnen durchgegangen werden.

19) Rudolf Ebeling, Mathematik und Philosophie bei Plato. Progr. des Gymnasiums zu Hannöversch Münden 1909. 18 S. 4.

Von dem Standpunkt aus, daß es Aufabe unserer Zeit sei, Platos Philosophie in ihrer Entwicklung aufzurollen gegenüber dem Systematisieren früherer Zeiten, unternimmt es E., ausschließlich von philologischer Seite aus den 'mathematischen Einschlag' in der Philosophie Platos zu verfolgen. Daß dabei ein ganz klares Bild von der Funktion dieser Wissenschaft bei Plato nicht zutage treten kann, hat seinen Grund in dem angegebenen Standpunkt der Arbeit, in dem Negieren jeglicher Systematik; und daß das Resultat nur relativen Wert haben kann, liegt in der angegebenen, ausschließlich philologischen Methode. E. wird zum Dogmatiker, wenn er glaubt, bei Raeder und in Christs 5. Auflage liege tatsächlich die Reihenfolge der platonischen Schriften 'fest', und wenn er behauptet, 'von der Apologie bis zur Epinomis besitzen wir heute eine festgefügte Reihe platonischer Schriften'. Epinomis und Briefe gelten ihm ohne weiteres als echt. — Fast zweihundert gelehrte Anmerkungen begleiten den Text der von den neuesten Forschungen vorwiegend beeinflußten und auf jeden Fall — schon wegen des selten zusammenhängend behandelten Themas — lehrreichen Abhandlung.

E. sieht das mathematische Problem bei Plato entstehen in den beiden Hippias und verfolgt es zunächst noch in seinen Anfängen im Protagoras, Gorgias und Euthyphron. Die Philosophie der Mathematik beginnt im Menon, insofern dort das Problem gestellt wird, im Euthydem wird der Mathematik ihre Stelle unter den Wissenschaften angewiesen. Nachdem der Phaedon vorläufige Klarheit über die (hypothetische) Methode bringt, faßt Plato im Staat 'auch sein mathematisches Denken zusammen', E. beleuchtet es von der metaphysischen und pädagogischen Seite. Es folgt der Theaetet und mit ihm ein neuer Weg des Philosophierens, der Kritizismus. 'Die gesamte Zahl und das gesamte Sein sind

dasselbe. Alles Zusammengesetzte läßt sich arithmetisch zerlegen. Die Zahl ist die Form des Existierenden. Wenn die wissenschaftliche Erkenntnis auf Definitionen — nicht mehr ganz in dem Sinne, wie es die frühere Begriffswissenschaft forderte — beruht, so gibt die Mathematik die besten Beispiele dafür, wie man Definitionen gewinnt, bewiesen an der Theorie der Irrationalität durch Theodoros'. Das Verhältnis von Einheit und Vielheit ist das Thema des Parmenides. Sophistes und Politikos gehen auf der neuen Bahn weiter. Was die Ideenlehre in ihrer früheren Fassung nicht hatte leisten können, bringt der Philebus, der mit dem Timaeus eng zusammengehörig den Menschen als Teil des Alls erkennt. Das naturwissenschaftliche Interesse verdrängt das begriffliche. Zum zweiten Male faßt Plato seine Lehre zusammen, in den Gesetzen, die, wenn überhaupt, nur noch in der Epinomis weiterentwickelt sind.

20) Illmann, Die Philosophie des Protagoras nach der Darstellung Platos. Programm des Gymnasiums zu Friedland 1908. 17 S. 4.

Die vorliegende Abhandlung enthält die Erkenntnistheorie des Protagoras nach der Darstellung des Theaetet. Die Ethik soll in einem späteren Programm behandelt werden. — I.s Stellung zu der Frage, wie weit Plato als Quelle für die protagoreische Lehre anzusehen sei, hält die Mitte zwischen der vor allen von Halbfaß vertretenen Ansicht, Platos Darstellung sei direkte Fälschung und geflissentliche Übertreibung, und der gegenseitigen, besonders von Natorp verteidigten, man müsse Plato die vollständige bona fides zuerkennen. Alles, was Plato ausdrücklich dem Protagoras zuschreibt, hält I. unbedingt für historisch, an Stellen aber, wo der Ursprung nicht direkt oder indirekt erwähnt sei, gibt er zu, könnten wir es mit Folgerungen Platos zu tun haben. Die Stellungnahme rechtfertigt sich jener Hyperkritik gegenüber besonders durch Natorps Hinweis, daß jeder Leser eine Entstellung sofort hätte nachprüfen können, mußte doch Plato mit gegnerischer Kritik rechnen; und der Gegenströmung gegenüber durch den Hinweis auf den literarischen Charakter der Dialoge, der ein historisches Resumé der Meinungen des Protagoras nicht zum Ziel habe. — Eine Prüfung der I.schen Argumente behalte ich mir vor, bis die ganze Schrift vorliegt.

21) M. Hartmann, Darstellung des Unterschiedes zwischen der platonischen Idee und der aristotelischen Entelechie. Progr. des Progymnasiums zu Hattingen 1908. 19 S. 4.

Auf siebzehn Seiten konfrontiert H. Idee und Entelechie, um mit Willmann in ihrem Unterschiede einen Fortschritt, eine notwendige Ergänzung jener durch diese zu konstatieren. Die Arbeit ist ganz populär gehalten und mag sich auch durch die Nach-

weisung der allernächsten Literatur und Angabe der bekanntesten Quellenzitate zu erster Einführung empfehlen, enthält aber nichts Neues.

22) P. Deußen, Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen. I. Band. (1. Abt. 2. Auflage 1906; 2. Abt. 2. Auflage 1907; 3. Abt. 1. Auflage 1908). 39 *M*. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Obwohl dieser erste Band nichts als die Geschichte der indischen Philosophie enthält, ist die Rolle, die Plato in ihm spielt, bedeutend. Die Aufgabe des Werkes ist nämlich zu zeigen, daß die ostasiatische, d. h. der Hauptsache nach die indische Philosophie die einzig wirkliche Parallele zu der westasiatisch-europäischen (griechischen, christlichen und neueren) Philosophie ist, die die Geschichte der Menschheit aufzuweisen habe. Und das ist trotz der völligen Verschiedenheit und Unabhängigkeit der beiden Denkweisen jedenfalls in einem früher ungeahnten Maße der Fall. Das beweist in erster Linie der Vergleich mit der platonischen Philosophie. Das Vorrücken von Prajâpati zu Âtman bedeutet ein Fortschreiten des Denkens vom Mythologischen zum Philosophischen hin, wie es seine Analogie hat im Verhältnis Platos und Parmenides' zu Xenophanes (1. Abt. S. 239); in den Upanishad's hat sich die Philosophie zum ersten Male, bei Plato und Parmenides zum zweiten, bei Kant zum dritten Male zu einem deutlichen Bewußtsein ihrer Aufgabe erhoben: die ganze Welt als Erscheinung nach Prinzipien zu erklären (2. Abt. S. 39—42). Und wie Parmenides und Plato, 'ohne sich damit mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, die Welt, deren Realität sie leugnen, dann doch auch wieder von dem empirischen, uns allen angeborenen Standpunkte aus so betrachten, als wäre sie real, ebenso ist kein Widerspruch darin zu finden', wenn die Upanishadlehrer gelegentlich den Standpunkt des Realismus einnehmen (ebenda S. 144). — Äther, Wind, Feuer, Wasser und Erde sind wie bei Plato und Aristoteles so bei den Indern die Elemente (ebenda S. 171). — Der Mythos im Symposion hat seine genaue Analogie in dem auf Yâjñavalkya zurückgeführten, welcher die Zeugung als das Verlangen der Wiedervereinigung zweier ursprünglich zusammengehöriger, durch Prajâpati als Mann und Weib auseinandergespaltener Hälften desselben Wesens erklärt (ebenda S. 264). — In die indische wie in die platonische Philosophie spielen bedeutungsvoll die alten Vorstellungen von der Seelenwandlung hinein. Wer denkt nicht an Gorgias S. 523 E bei den indischen Worten: 'Wer ins Jenseits hinübergeht, muß seinen Leib wie ein Kleid ablegen und dann ist seine Seele für das durchdringende Auge der Erkenntnis von überallher sichtbar' (3. Abt. S. 102). — Und wie alle Metaphysiker, die ein Ding an sich annehmen, die Frage, warum wir immer nur Erscheinungen und nicht vielmehr die wahre Wesenheit erkennen, ein Hindernis der Erkenntnis annehmen, so auch Plato

und die Inder: die Mâyâ der Inder und die 'Materie' Platos haben dieselbe Funktion und werden erst durch Kant als Komplex subjektiver Faktoren aufgelöst (ebenda S. 625).

Diese Andeutungen mögen ausreichen, um die Dimensionen der Zusammenhänge zu zeigen, in die Plato hier eingereiht wird. Gerade die Unabhängigkeit des indischen und griechischen Denkens gibt dem Zusammenklingen beider den Charakter einer im Wesen der Dinge begründeten, für das Denken notwendigen Harmonie.

I. C. Geschichte des Platonismus.

23) J. Geffken, Sokrates und das alte Christentum. Heidelberg 1908, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. (Vortrag, gehalten in der Aula der Universität Rostock am 13. Januar 1908). 45 S. 8. 0,80 *M*.

Im Gegensatz zu Harnack (Sokrates und die alte Kirche, Gießen 1901), der 'die Würdigung des Sokrates in der griechisch-römischen Literatur nicht beachtet und den Christen eine viel größere Originalität beimißt, als sie ursprünglich gehabt haben', behandelt G. nach kurzer Skizzierung des Bildes und der Wirkung des Sokrates in den ersten christlichen Jahrhunderten die Stellung des Justin, Clemens, Origines, Tertullian, Laktantius, Hieronymus, Johannes Chrysostomus, Isidor von Pelusion und Augustin zu ihm mit besonderer Betonung der polaren Auffassungen des Tertullian und Augustin. Ein Entwicklungsweg ist damit festgelegt, aber kein geradliniger: Sympathie und Abneigung, Verständnis und Ignoranz, christlicher Dünkel und philosophisch-freier Blick gehen auf der langen Straße nebeneinander her, die schließlich bei Augustins völlig adäquatem Verständnis (für Sokrates wie für Plato) endete.

24) K. Krogh-Tonning, Platon als Vorläufer des Christentums. Kempten und München 1906, Kösel'sche Buchhandlung. 116 S. 8.

Der Inhalt des Aufsatzes (No. I der 'Essays' von K.-T.) wird den Studien der meisten Leser dieses Berichtes fern liegen, weil er vom katholisch-dogmatischen Standpunkt aus orientiert ist und nur eine Darstellung derjenigen platonischen Lehren bietet, von denen aus (inhaltliche, nicht etwa historische) Beziehungen zum Christentum gesucht werden können, so daß schließlich Plato als geeignet erscheint, 'die Bahn zu brechen für die Heilsoffenbarung in Christo' . . . '„Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt", das ist freilich ein Wort, das Platon nicht hat sagen können. Aber warum? Weil Gott noch nicht Fleisch geworden war, und weil er keine Offenbarung darüber hatte'. Soweit sich nun auch, wie diese wenigen Worte (aus S. 93) zeigen, K.-T.s platonische Interessen von den unseren entfernen, soll doch nicht unerwähnt bleiben, daß man es hier mit einer Arbeit zu tun hat, die aus direktem Studium Platos erwachsen zu sein scheint.

I. D. Die einzelnen Schriften Platos.

25) O. Apelt, Die beiden Dialoge Hippias. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1907. XIX. Band I. Abt. S. 630—658.

Durch eine einzige scharfe Beobachtung (im wesentlichen) werden hier zwei Schwierigkeiten überwunden und gelöst, die bisher, bis in die neueste Zeit arge Mißverständnisse hervorgerufen haben. Und zwar gelöst auf die schlichteste Weise! Die beiden Schwierigkeiten sind erstens die ‚befremdliche' Tatsache, daß Plato zwei Hippiasdialoge geschrieben haben soll, und zweitens die Anerkennung des größeren Hippias als echt. Der Gegensatz beider Schriften war immer erkannt. Der kleinere Hippias ist durch aristotelisches Zeugnis geschützt; sonst hätte man ihn wahrscheinlich eher mit Recht als den größeren athetiert. So fiel das Verdikt dem größeren zu. Erst A. hat erkannt, daß und wo ganz unverkennbar an den Aufstellungen des kleineren Hippias im größeren Kritik geübt wird, einen wahrscheinlichen Anlaß zu dieser Kritik für Plato aufgezeigt und die Stelle gefunden, wo Plato selbst diesen Sachverhalt andeutet. — Was hat Plato zunächst mit der dialektischen Schrulle, wie A. den kl. H. nennt, in dem sich Sokrates ganz gegen seine Gewohnheit zum Lobredner des abgefeimten Lügners macht, beabsichtigt? Es ist 'die Lehre von der Beherrschung der Gegenteile durch das gleiche Wissen', die Plato benutzte, um 'den eitelsten Vertreter der Sophistik recht drastisch ad absurdum zu führen'. Aber es geht jedem Leser wie A. und wie dem Hippias und dem Sokrates: man scheidet von dem Dialog mit Mißbehagen. — Das Thema des gr. H. ist der Begriff des Schönen. Die Lösung findet sich (mit Benutzung anderer) in der dritten Definition des Sokrates 296 D. 'Plato würde, wenn er genötigt gewesen wäre, ohne seine beliebten Ausbeugungen und neckenden Maskierungen kurz und unverblümt zu sagen, was er meinte, etwa folgendermaßen sich geäußert haben: Das *καλόν* ist das *ὠφέλιμον*, das *ὠφέλιμον* natürlich in meinem Sinne genommen, demzufolge es mit dem *ἀγαθόν* auf dasselbe hinauskommt. Man kann dies *καλόν* auch „wohlanständig" nennen, sofern man bei diesem Wort nicht an den Schein denkt, sondern an die Wirklichkeit (S. 294 D). Und auch wohlgefällig oder angenehm (*ἡδύ*) kann man es nennen, aber nur insoweit, als das *ἡδύ* zugleich *ὠφέλιμον* ist'. — Eben dies Thema *τί ἐστι τὸ καλόν;* ist die Anknüpfung des größeren Hippias an den kleineren, in dem ja Sokrates den Achill als den angeblich schlechteren (also auch häßlicheren) tadelt und den Odysseus lobt als den besser (also auch schöner) handelnden. Der beabsichtigte Zusammenhang beider Dialoge liegt am deutlichsten 365 D ff. und 296 B ff. zutage. Was kann nun Plato veranlaßt haben, der einen Schrift die andere gleichnamige folgen zu lassen? Auch den zeitgenössischen Lesern Platos wird bei der Lektüre

des kl. H. stark genug aufgefallen sein, was uns an ihr in Verwunderung setzt. Der Satz des Sokrates *οὐδεὶς ἑκὼν ἀδικεῖ* schien in sein Gegenteil verkehrt. Was dem kl. H. bei der besonders versteckten Art der Andeutung zu fehlen scheint, ist die Einsicht in das *καλόν*, die *ἐπιστήμη ἐπιστημῶν*. Gerade die bringt der gr. H. Plato hat also wohl auf Bitten besorgter Freunde, es mit der Ironie doch nicht zu toll zu treiben, im gr. H. seine Apologie der Sünde selbst bekämpft. Er tat dies in einer Schrift, deren bloße Titelfigur jedenfalls den unmittelbar Beteiligten sofort den Zusammenhang mit der früheren zeigte. Und auch uns hat durch die 'fingierte Einführung des unbekannten Dritten, der sich ganz unzweideutig als das alter ego des Sokrates entpuppt — er ist, wie es scherzhaft heißt, sein nächster Verwandter und wohnt sogar in demselben Hause 304D —', den Schlüssel in die Hand gegeben. Sokrates führt jenen Doppelgänger mit folgenden Worten ein (286C): Kürzlich hat mich jemand recht in Verlegenheit gebracht, wie ich da einiges im Gespräch als häßlich tadelte, anderes als schön lobte, indem er mich, und zwar recht höhnisch, ungefähr das fragte: 'Aber woher hast du denn deine Weisheit darüber, was schön und häßlich ist? Bist du wohl imstande zu sagen, was das Schöne eigentlich ist?' Treffend nennt A. diesen unbekannten Dritten das gute Gewissen des Sokrates, und die bedenklichen Reden stehen nirgendswo zu lesen als — im kl. H.

26) K. Joel, Zu Platons Laches. Hermes 1906. S. 310—318.

J. benutzt hier eine teilweise Polemik gegen Trubetzkoy, um seine alte These (Sokrates Bd. II), der Laches habe eine kynische Adresse, durch folgende Erwägungen zu stützen. Der Dialog stehe in einer literarischen Debatte und zwar sei er nach Trubetzkoy gegen einen unvollkommenen Sokratiker gerichtet, der unter dem Namen des Nikias auftrete. Es handelt sich um die Bestimmung der *ἀνδρεία*. Müsse nun nicht Plato den Sokratiker kritisieren, den er sonst am meisten kritisiert, und der die *ἀνδρεία* am lautesten im Munde führte, den Kyniker? Zu diesem allgemeinen fügt er sechs spezielle Gründe: Der unter der Maske des Nikias kritisierte Sokratiker verfechte die *ἀνδρεία* als *ἐπιστήμη*, als *μάθημα*. Xen. Symp. π, 12 lasse entnehmen, daß den Antisthenes gerade diese Frage speziell beschäftigt habe. Nach Nikias bestehe die Lehre der *ἀνδρεία* im Wissen der *δεινὰ καὶ μὴ δεινά*. Diese Definition kehrt Xen. Mem. IV 6, 10 weniger scharf wieder, wo sie auf Antisthenes als Quelle zurückzuführen sei. Die gleiche Definition lebt auch in der Stoa fort, die sie auch nur von einem kynischen Vorläufer geerbt haben könne. Auf den Kyniker, der sich in allen Dingen als Kämpfer fühle, weise auch 195A die allgemeinere Fassung der Tapferkeit *ἡ τῶν δεινῶν ἐπιστήμη καὶ ἐν πολέμῳ καὶ ἐν τοῖς ἄλλοις ἅπασιν*. Kynisch

mute auch die *ἀνδρεία ἐν ἡδοναῖς, ἐν λύπαις, ἐν ἐπιθυμίαις, ἐν φόβοις* an 191 D E, an welcher Stelle Sokrates die antisthenische Definition kritisch vorbereite, — eine Aufzählung der stoischen Einleitung der *πάθη*, die für Platos eigene Tapferkeitsbestimmung nichts sage und nur erklärlich werde, wenn man den kynischen Vater der Stoa zitiert annehme. Endlich Platos Widerlegung: es gebe keine Sonderkenntnis der zukünftigen Güter und Übel, sei auch gegen Antisthenes, den Lehrer der *μέλλοντα*, gemünzt. Der Grundgedanke, den Laches als literarische Debatte mit kynischer Adresse aufzufassen, behält eine gewisse Annehmbarkeit — um stringente Beweise kann es sich hier nicht handeln bei unserer Unkenntnis über Antisthenes —, auch wenn man die weiteren Folgerungen J.s, daß der Laches 'als Hintergrund' schon die Ideenlehre und Trichotomie der Seele fordere, wofür in der Tat nichts spricht, ablehnt. Dittenberger (Hermes 41 S. 473) beweist, daß der von J. angenommene Widerspruch zwischen Plutarch und Thukydides in der Behandlung des Themas 'Nikias und die Mantik' nicht besteht. Aus diesem Widerspruche aber hatte J. gefolgert, Plutarch müsse in den von der thukydideischen Darstellung abweichenden Punkten aus Antisthenes geschöpft haben. Diese Deduktion J.s ist also hinfällig, wie er auch selbst (Hermes 42 'Nochmals Platos Laches') zugibt.

27) A. v. Kleemann, Das Problem des platonischen Symposion. Wien 1906, im Selbstverlage des Verfassers. 23 S. 8.

Der Inhalt der Arbeit ist enger als ihr Titel; denn jener beschränkt sich im wesentlichen auf das chronologische Verhältnis des Symposion zu Gorgias und Phaidros. v. K. bestimmt die Reihenfolge so, daß das Gastmahl dem Gorgias folge und dem Phaidros vorangehe. In der Hauptsache bestimmen zwei Argumente den Verf. zu der ersten These. Gegenüber dem Gorgias zeige das Symposion mit seiner ausdrücklichen Anerkennung des Mittleren einen entschiedenen Fortschritt. Ferner unterscheide Plato im Gastmahl neben jener Art der geistigen Zeugung, die sich in den Werken der Künstler und Staatsmänner äußere, noch ein Schaffen auf Grund der Erkenntnis der Idee des Guten und Schönen. (Dem Gorgias das Symposion folgen zu lassen, sei Plato aus persönlichen Gründen veranlaßt worden, die aber allzusehr Gegenstand bloßer Vermutung sind: wie pikante Übertreibungen in dem Klatsch über Sokrates' wahre Stellung zur *ἡδονή*!) Das letzte Wort aber sprach erst der Phaidros; der Grad der Ideenschau im Vorleben bewirke die verschiedenen Talente. Die zeitliche Priorität des Symposion dem Phaidros gegenüber anzunehmen, hindere nicht der größere Wert des Gastmahls. Plato habe im Phaidros seinen Höhepunkt bereits überschritten, was durch die beginnende Mystik gekennzeichnet werde. Es ist zu bedauern, daß v. K. bei dieser subjektiven Wertung des mystischen

Momentes in der Philosophie überhaupt und in der Platos stehen geblieben ist; objektiv gefaßt und verwertet würde es meines Erachtens leicht zum bestimmenden chronologischen Merkmal werden können. — Die angegebene Reihenfolge der drei Dialoge ist bekanntlich vielfach angenommen worden, aber wie kann v. K. z. B. Useners Chronologie des Phaidros übergehen?

Dieser Arbeit hat v. K. in beabsichtigtem Zusammenhang zwei weitere Versuche folgen lassen, um die Reihenfolge der Dialoge während der Blütezeit Platos festzulegen.

28) A. v. Kleemann, Platonische Untersuchungen. II. Menon Archiv f. Geschichte d. Philosophie 1907, XXI. Band S 5—75.

Diese zweite Arbeit behandelt das Verhältnis des Menon zum Protagoras, zum Gorgias und zum Symposion. Die beiden ersten Verhältnisse deutet v. K. nur an. Den Menon als Fortsetzung des Protagoras aufzufassen berechtige nur die Meinung, daß im Protagoras die Untersuchung nicht zu Ende geführt werde, dieser Dialog aber schließe durchaus nicht mit einem Dilemma (gegen Natorp). — Der Gorgias sei älter als der Menon (auch gegen Natorp); in diesem finde Plato jenem gegenüber den Ausweg (S. 53), 'eine rücksichtslose Verurteilung all dessen, was nicht auf die sokratische Einsicht basiert ist, zu vermeiden, ohne die sokratische Grundansicht, daß die echte Tugend auf ἐπιστήμη beruhe, fallen zu lassen'.

Den Hauptgegenstand der Arbeit aber bildet das Verhältnis des Menon zum Symposion, und zwar soll die Ansicht H. Gomperz' (Wiener Studien XXVII S. 193 Anm.), daß der Menon dem Symposion nachzusetzen sei, gestützt, sowie 'der Nachweis eines engen Zusammenhanges zwischen Symposion und Menon' erstrebt werden.

Im Menon wird über die Lehrbarkeit der Tugend nur eine vorläufige, eine hypothetische Entscheidung gegeben. Es wird nämlich von Sokrates ausdrücklich nur als Voraussetzung eine Definition der Tugend angenommen, um überhaupt einen Fortgang des Gespräches zu ermöglichen. Dieser hypothetische Charakter des Dialoges berge nun Schwächen in sich, die nach v. K. nur durch die Annahme könnten gehoben werden, daß der Leser in der hypothetischen Definition eine tatsächliche, in früheren Schriften gegebene wiedererkenne, und dies könne nur die des Symposion sein: die Tugend als Erkenntnis der ἀγαθὸν αὐτό. Die Ursache aber, die für Plato bestanden habe, die alte Definition in hypothetischer Form neu zu verwenden, sei ein sehr wirkungsvoll in Platos philosophische Entwicklung eingreifender, von v. K. auf Antisthenes zurückgeführter Widerspruch gewesen, der sich gegen die Ideenlehre des Symposion erhoben habe. Der Angriff auf die Ideenlehre sei dem Plato zugleich ein Angriff auf das Wesen des Sokratismus, d. h. auf die Lehrbarkeit der Tugend gewesen, und darum sei neuerdings im Menon die Lehrbarkeit

der Tugend zur Diskussion gestellt. — Die beiden Grundgedanken der Schrift sind also, daß erstens als dem Menon zugrunde liegend die Tugenddefinition des Symposion gedacht werden müsse, und zweitens daß jener Dialog eine Verteidigungsschrift für die Lehre dieses sei. Zum Beweise sind allerdings beachtenswerte Beobachtungen verwandt, die meines Erachtens wohl die Wesensverwandtschaft beider Dialoge sicher beleuchten, in ihrer von v. K. hier gegebenen Gestalt aber chronologische Schlüsse nicht zulassen. Das post hoc ist dadurch nicht bewiesen, daß die Tugendauffassung des Menon mit der des Symposion identifiziert wird, besteht doch die Hauptschwierigkeit, die hypothetische Fassung der Definition, im Menon fort. Infolgedessen ist auch für den zweiten Grundgedanken eine feste Basis nicht gegeben, wiewohl es an sich für sicher gelten kann, daß die Thesen des Symposion nicht lange ohne Widerspruch geblieben sind. Um dies Argument aber zu dem gewünschten Zweck zu verwenden, müßte man die Priorität des Symposions erst durch eine Untersuchung des schriftstellerischen Gesamtcharakters der beiden in Frage kommenden Dialoge erweisen, eine Untersuchung, die wahrscheinlich die bisher geltende Ansicht, man müsse das Symposion als das ungleich reifere Werk vergleichsweise später ansetzen, bestätigen würde.

29) A. v. Kleemann, Die Stellung des Euthyphron im corpus Platonicum. Programm des Akademischen Gymnasiums in Wien 1908. 19 S. 8.

Am glücklichsten ist meines Erachtens v. K. in dieser dritten Arbeit gewesen, die gleichwohl die Mängel seiner Forschungsart deutlich aufweist: er arbeitet mit zu geringem Material sowohl aus Plato als aus den Neueren. Daher entsteht einerseits die Gefahr, aus zu wenigen Einzelbeobachtungen zu viel zu schließen, andererseits hätte er seine (richtige) Gesamtauffassung der Schrift durch ältere Arbeiten zu tieferen inhaltlichen Konsequenzen entwickeln können, ja es unterbleiben zuweilen die notwendigsten Verweisungen. So hat z. B. dieselbe Gorgiasstelle, die v. Kleemann S. 17 Z. 1 für den Euthyphron verwendet, bereits v. Wilamowitz in den Philol. Untersuchungen I 219 Anm. herangezogen: 'Den Anlaß zum Euthyphron sehe ich doch wohl richtig in einer allerdings zu übler Kasuistik Anstoß gebenden Stelle des Gorgias 480 D. 507 D, wo Sokrates noch vorschreibt, man müsse seine Verwandten selber anklagen. Vermutlich ward Plato zu der Korrektur durch Polemik veranlaßt'. Ich bemerke, daß diese These auch bereits Widerspruch gefunden hat; vgl. Meiser, Progr. des Neuen Gymn. in Regensburg 1900 (1 S. 13). Solcherlei hätte den Verf. leicht weiter führen können. Auch ist die notwendige Bemerkung unterblieben, daß bereits durch Raeder die Fortsetzung von Gedankenreihen des Euthyphron im Staat bekannt war, was S. 15 hätte gesagt werden müssen. Sehr zustatten wäre der

Arbeit eine Verwertung der besten Monographie über den Dialog von Ernst Wegner in der Festschrift für Friedländer 1895 S. 438—455 gekommen, wo die vollständige Literatur über Euthyphron (seit 1783 an 46 Nummern) angegeben ist. Auch dort ist S. 452 über den Zusammenhang mit Gorgias gehandelt.

Trotzdem trägt die Arbeit zum Verständnis des Dialoges bei, indem sie inhaltliche Verwandtschaften mit anderen platonischen Schriften aufweist oder bestätigt, nur daß auch hier wieder manches ohne zureichenden Grund chronologisch verwertet wird. Der Gedankengang, der die Hauptthese stützen soll, ist folgender. Die Lehre, die den Kernpunkt des Euthyphron ausmacht, daß die Idee des Guten auch über den Göttern stehe, daß die Götter an ihre Verwirklichung in der sichtbaren Welt arbeiten, und daß Frömmigkeit das Bestreben sei, hierin die Götter zu unterstützen, führe in den Gedankenkreis des Symposions, ja, genauer zugesehen, über diesen hinaus. Daß die Götter den Ideen untergeordnet seien, sei eine Konsequenz aus dem Symposion, die hingegen in diesem Gespräch noch nicht gezogen sei und über den Euthyphron zu Staat und Phaidros weise. Richtig und wertvoll ist hieran die nachgewiesene inhaltliche Beziehung der beiden genannten Dialoge. Hingegen ist folgende 'Bestätigung der Priorität des Symposions' hinfällig: Sympos. 201E wird Sokrates von Diotima über den Begriff des Mittleren belehrt auf eine so erstaunte Frage hin, daß v. K. glaubt, hier zuerst müsse dieser Begriff in Platos Worten begegnen, Euthyphron 11E hätte eine derartige Frage im Munde des E. viel besser gepaßt. Es ist wirklich müßig darüber nachzudenken, wieviel Fragen E. überhaupt noch hätte tun können! — Auf den Euthyphron läßt v. K. den Menon folgen, vom Symposion und Euthyphron durch die veränderte Stellung zu den übernatürlichen Fragen getrennt; dort die ewige Dauer der Seele vor und nach dem Leben, im Euthyphron nicht eine Bezugnahme auf das Jenseits trotz der religiösen Natur des Themas. Und im Gastmahl? 'Nur ein stufenweises Emporsteigen zu der höchsten, der individuellen Unsterblichkeit'. Schwerlich wird jemand hier (wie auch sonst) einen Fortschritt vom Gastmahl zum Menon sehen. — Wohlbegründet ist v. K.s Stellung wie zu der Tendenz, so auch zu der Echtheitsfrage des Dialoges, er würde mit dem Euthyphron ein Stück echt platonischen Gutes vermissen. Mit Recht. Aber die Übereinstimmung der Forscher ist doch nicht so groß, wie er angibt. Natorp hat z. B. in der 'Ideenlehre' S. 38 Anm. die alten Zweifel wieder wachgerufen.

30) E. Stoelzel, Die Behandlung des Erkenntnisproblems bei Platon. Eine Analyse des platonischen Theaetet. Halle 1908, M. Niemeyer. 131 S. 8. 4 *M.*

Der Arbeit liegt eine volle Würdigung des Theaetet zugrunde. Nie wieder habe Plato so voraussetzungslos und umfassend in

zusammenhängender Betrachtung die Grundlagen seines Systems begründet und entwickelt. Diese endlich wieder zur Geltung gebrachte Ansicht setzt des Verfassers Arbeit in Gegensatz zu fast allen Theaetetuntersuchungen des letzten Menschenalters, man hielt den Dialog für zu elementar, zetetisch, propädeutisch, negativ, ja Plato sei sich selbst über die Probleme nicht im klaren gewesen, meinte Pfleiderer. In dieser Arbeit liegen nun einmal wirklich positive Ergebnisse vor, Gegenstand und Art der Polemik liegen klar zutage, die tatsächlichen Ansichten Platons sind reinlicher geschieden als meist zuvor. Soweit sich diese Vorzüge der Arbeit auf Einzelheiten beziehen, ist ein Referieren wegen des großen Aufwandes an Material nicht tunlich. Am wirksamsten wendet sich S. gegen die irrige These der Selbstkritik im Theaetet und die damit verbundene Annahme eines Gegensatzes zwischen diesem Dialoge und dem Staate (Raeder). Es gelingt ihm diese Richtigstellung vornehmlich durch die vorsichtige Art, mit der Form und dem Gegenstand des Wissens zu operieren. Der Theaetet ist auch nicht eine bloße Gelegenheitsschrift auf bestimmte Angriffe hin (Joel). 'Er ist eine Werbeschrift, die bis aufs kleinste in ihrer protreptischen Wirkung von Plato berechnet ist'. Dieser Charakter ließe sich auch noch durch Äußeres, die Persönlichkeit des Theaetet z. B., mehr erhärten, auch der Schluß charakterisiert Sokrates' Verhältnis zur studierenden Jugend. Die Negativität wird sicher richtig zum Teil aus den Schwierigkeiten erklärt, die einer Wertdefinition des Wissens immer im Wege stehen und eine Umschreibung statt der Definition empfehlen. So hat auch wohl Sokrates gedacht, als dessen allein wahrer Nachfolger Plato im Theaetet gelten wollte, wie S. mit guten Gründen behauptet. Hier könnte neben S. 150 auch S. 143 mit den Worten des Sokrates über die Kyrenaier herangezogen werden. Die Warnung, Plato ohne weiteres als den Fortsetzer des Sokrates anzusehen, ist heute besonders zeitgemäß. Hervorheben möchte ich auch, daß S. die Vermutung Chiapellis und Schoenes, es habe zwei Redaktionen des Theaetet gegeben, durch die Nachricht des Anonymus bei Diels-Schubart cal. 3, 28 für zu größerer Wahrscheinlichkeit erhoben zu halten scheint. Der Exkurs über die Maieutik wird nach Joels absprechendem Urteil wieder als Rechtfertigung einer verkannten Eigentümlichkeit des Meisters in sein Recht eingesetzt. Der Theaetet führt überhaupt in einige der letzten Tiefen des sokratischen Problemes ein, wie es Plato aufgefaßt wissen wollte (vgl. S. 154 u. 174), und das dort Vorgetragene über die Aufgabe des Dialogs (vgl. besonders S. 150 ff. und als Gegenstück, wie ich es auffasse, S. 166) ist noch bei weitem nicht ausgeschöpft.

Die eigentliche Antwort Platos auf die Frage nach dem Wesen der Erkenntnis sieht S. in der zweiten Definition angedeutet, mit Abweisung der Versuche, in der dritten einen Fortschritt zu finden. 'Wie in der Komposition eines Dramas liegt der Höhe-

punkt in der Mitte, ohne daß bis zum letzten Wort die Spannung im geringsten nachließe'. Für diesen Aufbau ist aber nicht die äußerliche Disposition, sondern der logische Gedankengang maßgebend.

31) H. Diels und W. Schubart, Anonymer Kommentar zu Platons Theaetet nebst drei Bruchstücken philosophischen Inhalts, unter Mitwirkung von I. L. Heiberg bearbeitet. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. XL, 62 S. 8. 5 *M*.

Die Edition bildet das zweite Heft der von der Generalverwaltung der Kgl. Museen zu Berlin herausgegebenen 'Berliner Klassikertexte'; sie ist mit zwei Lichtdrucktafeln, die Teile der Papyrusstreifen ausgezeichnet wiedergeben, geschmückt.

Der Theaetetpapyrus, der zu demselben Funde gehört wie die Scholien des Didymus, stammt aus den Trümmern eines Hauses in Eschmunên und ist 1901 in Kairo angekauft. Er stellt nach Schubarts Zeugnis ein schönes Beispiel eines für den Handel bestimmten Buches dar. Aus der Schrift des Textes und der Korrekturen ist zu schließen, daß es im zweiten Jahrhundert n. Chr., 'eher im Anfang als gegen Ende', geschrieben ist. Da der Kommentar die Lemmata vollständig gibt, so ist dadurch ein großer Teil des Platotextes erhalten, dessen Zustand beweist, 'daß der Text der Plato-Hss. am Anfange unserer Zeitrechnung im großen und ganzen genau so aussah wie der unsere'. Daß die schweren Fehler früh eingedrungen sind, beweist Diels an zwei Stellen (152 DE und 153 D). 'Unter den übrigen neuen Varianten sind die meisten belanglos oder gar falsch, einige auch bloße Schreibversehen, wie die Paraphrase zeigt. Nur fünf verdienen Aufnahme in den Text' (S. XXI). Wichtig sind die zahlreichen Übereinstimmungen des Papyrustextes mit Burnets Hs. W. Der Kommentar, der einen engen Zusammenhang mit Albinos zeigt, nach Diels jedenfalls ein Erzeugnis der Gaiischen Schule, bietet inhaltlich nichts Wertvolles außer einer Notiz, die im Kommentar S. 4, 3, 28 ff. steht und über die Diels folgendes sagt: 'Selbst die aus erlesener Pinakeserudition stammende Mitteilung von dem „unechten" Prooemium des Dialogs, dessen Anfangsworte und Umfang er — der Kommentator — kennt[1]), sind ihm nicht aus den altalexandrinischen Quellen, sondern aus zweiter oder dritter Hand (wahrscheinlich Thrasyllos oder Derkyllides) zugekommen. Wie eine ferne Sage schlägt es an sein Ohr, und was diese Notiz für die Kenntnis von Platons Schriftstellerei bedeutet, hat er nicht geahnt'. Näheres über den Wert, der ihr nach Diels bedeutsamer Andeutung wohl zukomme, wäre bei der Aktualität der Frage über die doppelten Rezensionen willkommen gewesen

[1]) *φέρεται δὲ καὶ ἄλλο προοίμιον ὑπόψ[υ]χρον σχεδὸν τῶν ἴσων στίχων. οὐ ἀρχή· ἀρά γε, ὦ παῖ, φέρεις τὸν περὶ Θεαιτήτου λόγον;* nach der Rekonstruktion der Herausgeber.

zu erfahren, steht aber nirgends zu lesen. Von den Stücken des Anhangs bietet No. I einen 1902 gefundenen kleinen Papyrusstreifen, der Reste eines philosophischen Traktates aus Phaedrus 265 CD enthält, No. II einen solchen mit Auszug aus Platos Gesetzen 832 E ff.—834 B. 835 E.

32) Otto Apelt, Zu Platons Gesetzen. Programm des Gymnasium Carolo-Alexandrinum in Jena 1907. 18 S. 8.

Der Hauptinhalt der Schrift: eine Anzahl Einzelerklärungen und Textverbesserungen, kann hier im einzelnen nicht besprochen werden. Der Name Apelt erlegt jedem, der über die Leges arbeitet, die Pflicht auf, die annähernd fünfzig Vorschläge des Verf., von denen meines Erachtens viele schlechthin überzeugend sind, auf das ernsthafteste zu erwägen. Von allgemeiner Bedeutung aber sind die Worte, die A. vorausschickt. Er erblickt in den vielen Nachlässigkeiten des Stils Spuren von Platons eigener 'ungeglätteter ursprünglicher Niederschrift. Der Zustand, in dem wir es — die Gesetze — besitzen, läßt an vielen Anzeichen erkennen, daß, falls Platon selbst noch das Werk veröffentlicht hat, der etwaige Herausgeber aus eigenen Mitteln verschwindend wenig hinzugetan hat. Durchweg verrät sich die eigene Hand Platons. Gerade die zahlreichen Unebenheiten, Wiederholungen, Wiederaufnahmen des fallen gelassenen Fadens sind die besten Zeugen für die Ursprünglichkeit des Werkes, auch seiner äußeren Gestaltung nach. Ein Redaktor im eigentlichen Sinne hätte sachlich Zusammengehöriges besser zusammengerückt, kleine Wiedersprüche ausgeglichen, ungenaue Verweisungen berichtigt, vor allem auch im einzelnen, namentlich im Satzbau geglättet. Das hat unser Herausgeber, wenn ein solcher anzunehmen, nicht getan. Und wir können ihm dafür im Grunde nur dankbar sein, da er uns dadurch verstattet hat, ein Werk Platons gewissermaßen in statu nascendi, ihn selbst wie noch mitten in der Arbeit begriffen, kennen zu lernen'. Plato lasse die Rede strömen, wie es bei mündlicher Mitteilung geschehe. Die Konsequenzen, die sich A. aus dieser Auffassung ergeben, zieht er in vorliegender Arbeit nur in der Richtung der Textkritik; man habe bisweilen ändern zu müssen geglaubt, 'wo es sich um bloße Umbeugungen und Umschaltungen in der Konstruktion handle, wie sie in mündlicher Rede und in der Niederschrift bei erster Konzeption vorkommen'. Es ist aber klar, daß sich unter Voraussetzung der Richtigkeit der mitgeteilten Ansicht Apelts die — man muß nach dem neuesten Stand der Dinge sagen — einzigartige Bedeutung der Gesetze für die Kenntnis des ursprünglichen Stilcharakters Platos ergäbe.

33) Rudolf Adam, Über die Echtheit der platonischen Briefe. Progr. des Falk-Realgymnasiums zu Berlin 1906. 29 S. 8.

Während A. sich über die anderen Briefe nur kurz und zusammenfassend äußert, erläutert er ausführlich den von ihm für

allein echt gehaltenen siebenten Brief. Platos Angaben über seine Reisen nach Syrakus 'könnten unter sich und mit denen anderer Gewährsmänner nicht so genau übereinstimmen, wenn sie nicht der Bericht eigener Erlebnisse wären. Was die behauptete Unrichtigkeit der Angaben über das Lebensalter Dions und seines Neffen Hipparinos betreffe, so sei erstens ein Irrtum Platos nicht ausgeschlossen, zweitens verbiete die Möglichkeit einiger anderer Datierungen eine Atethese aus diesem Grunde. Wie den chronologischen Fragen, so steht A. auch den inhaltlichen gegenüber, die Ergebnisse seiner Forschung beweisen höchstens, daß der Verf. des Briefes wie chronologisch, so auch sachlich gut Bescheid wußte. (Es braucht ja auch gar nicht bezweifelt zu werden, daß zum Teil gut platonische Ansichten wiedergegeben werden, die sogar — mit Vorsicht — ausgenützt werden dürfen, wie z. B. die über Platos schriftstellerischen Absichten. Gewisse Ähnlichkeiten der Briefe dürfen vielleicht als Entlehnungen aus echten Platobriefen gedeutet werden.) Aber A. hat nicht bedacht, daß es auf mehr ankommt. 'Läge uns ein abgeleiteter Bericht vor, so müßten sich doch irgendwo innere Widersprüche nachweisen lassen'. Wieso, wird nicht deutlich. Und was die Utopien anlangt, gerade sie sind für A. 'eine Eigentümlichkeit des unverbesserlichen Ideologen Plato'. Man sieht, die Beweisführung geht im Zirkel. — Eine kurze Statistik über Sprachgebrauch und Stilcharakter sucht zu zeigen, 'daß sich die Epinomis und die übrigen Briefe bei aller Sorgfalt und Geschicklichkeit der Nachahmer doch erheblich von den echten Schriften unterscheiden', während der Sprachgebrauch des 7. Briefes dem der Leges näher kommt als dem der Epinomis oder der übrigen Briefe. — Die Nachahmung in unechten Briefen würde nicht, wie A. meint, positiv für den siebenten Brief sprechen, sondern nur für seine relativ frühe Geltung als echt.

34) Joannes Bertheau, De Platonis epistula septima. Diss. Philol. Halenses, Vol. XVII, Pars 2. Halle 1907, M. Niemeyer.

Die 115 Seiten lange Abhandlung ist für den, der sich Cobets Ansicht über den 7. Brief, Platonis ipsius esse hanc epistolam et argumentum et stilus clamant, anschließt, eine willkommene, fleißige Sammlung aller Argumente, die dafür sprechen, daß der Brief platonisch sein kann. Man kann sagen, die Arbeit erbringt den Beweis, daß das Gegenteil sich nicht beweisen lassen kann. Mehr hat B. nicht zu erbringen vermocht. Und daß das bei dieser heißumstrittenen Frage nicht genügt, liegt auf der Hand. In gewisser Weise allerdings bedeutet die Arbeit doch noch mehr: daß mit den alten Methoden die Frage überhaupt nicht gelöst werden kann. Es ist noch bei keinem Briefe ein Anhaltspunkt gefunden worden, weder außen noch innen, von dem aus eine überzeugende Deduktion geführt werden könnte. Natürlich kommt

es auf die prinzipielle Stellungnahme an, ob Echtheit oder Unechtheit anzunehmen sei, bis das Gegenteil erwiesen ist. Noch immer steht die Mehrzahl der Forscher auf dem zweiten Standpunkt, B. indessen kommt dem ersten sehr nahe.

Die im einzelnen sehr exakt gearbeitete, F. Blaß gewidmete Dissertation beginnt mit einer orientierenden Geschichte der ganzen Frage, dann wird der Gesamttext des Briefes mit Fußnoten abgedruckt, die, sprachliche und inhaltliche Beobachtungen sowie Textkritik und außerordentlich zahlreiche Parallelen, endlich Polemik (besonders gegen Karsten) enthaltend, den Stoff zu den vier zusammenfassenden Kapiteln bieten: 1) De oratione et sententiis. Was hier über Wortschatz und Wortwahl, über Stileigenheiten und damit zusammenhängende Denkcharakteristika gesagt wird, über die durch die Briefform erklärliche Nachlässigkeit und die aus Platos Altersschriften bekannte Verbosität, ist wertvolles Material, rein subjektiv ist aber der Eindruck, den B. von des Verfassers Stellung zu Dionys gewonnen hat. Er bewundert das gerechte Maß im Urteil über den Tyrannen, ja seine Dankbarkeit dem Feinde gegenüber. Er würde von einem Verteidiger oder Schüler Platos (geschweige denn von einem Fälscher) andere Worte erwarten. 2) Das Kapitel de eis, ad quos missa est epistula, polemisiert gegen die Auffassung, als hätten wir es mit einer 'Broschüre in Briefform' zu tun und sucht die Ansicht zu stützen, es sei trotz der außerordentlichen Länge ein wirklicher, von Sizilien aus erbetener Brief, und fünferlei lasse sich feststellen: Siculi sunt, Dionis partes secuti, atque hac una Dionis amicitia cum Platone coniuncti. Cum ipsos non noverit, Plato non perquam confidit eorum constantiae eosque admonendos et confirmandos esse iudicat. De rebus Atheniensibus admodum pauca eis sunt cognita. Res Syracusis gestas ipsi viderunt et bene noverunt. Rerum gestarum causas vero et parvas illas res, velut Platonis et Dionysii colloquia, non pariter compererunt. 3) Das nächste Kapitel, de epistulae voluntate atque proposito, tritt der Meinung entgegen, in dem Briefe sei eine Verteidigung Platos gewollt gegen die, die in ihm den Ursprung alles Unglücks in Sizilien sahen. Die Absicht des Ganzen habe vielmehr Plato 324AB: (*Δίωνι*) *ἦν ἔσχε τότε δόξαν, ταύτην καὶ διετέλεσεν ἔχων, Συρακοσίους οἴεσθαι δεῖν ἐλευθέρους εἶναι κατὰ νόμους τοὺς ἀρίστους οἰκοῦντας ... τίς δ' ἦν ὁ τρόπος τῆς γενέσεως αὐτῆς, οὐκ ἀπάξιον ἀκοῦσαι νέῳ καὶ μὴ νέῳ, πειράσομαι δ' ἐξ ἀρχῆς αὐτὴν ἐγὼ πρὸς ὑμᾶς διεξελθεῖν· ἔχει γὰρ καιρὸν τὰ νῦν.* Und diese Absicht habe er konsequent durchgeführt. 4) Das Kapitel de epistulae auctore weist die Möglichkeit, der Brief sei ein rhetorisches Übungsstück ohne besondere Absicht, kurz mit der Begründung ab, daß bei dem unleugbaren color Platonicus die absichtliche Nachahmung Platos auf der Hand liege. Desgleichen halte die mehrfach in letzter Zeit geäußerte Ansicht nicht stand, man müsse die philo-

sophische Digression wegen der Lobeserhebung in ihr auf die platonische Lehre aus dem Briefe ausscheiden und nur den Rest Plato zuerkennen. Platos Sorge um das Wohl der Philosophie und auch seine Manier in anderen Teilen des Briefes wie in den Gesetzen scheinen B. jeden Anstoß zu beseitigen. Einen Fälscher anzunehmen hindere folgende Erwägung: erstens spreche dagegen die heutige Schreibweise, zweitens sei die Überfülle platonischen Eigentums in dem vorhandenen Maße nicht erklärlich; man müsse geradezu einen Künstler annehmen. Schließlich versucht B. — stets ein bedenkliches Verfahren — anzudeuten, wie es der Verfasser (dessen Absicht ja aber unbekannt ist) hätte machen müssen, wenn er nicht Plato gewesen wäre.

IV. Die Platolektüre in der Schule.

35) Rethwisch' Jahresberichte über das höhere Schulwesen. 1904—1907.

In den letzten vier Bänden des Werkes werden folgende Dialoge als zur Schullektüre verwendet oder vorgeschlagen genannt: Beide Hippias, Meno, Theaetet, Apologia, Euthydem, Euthyphron, Gorgias, Krito, Laches, Phaedo, Politeia, Protagoras, Symposion, Gesetze, Phaidros, Menexenos. Ich begnüge mich, dies erste Mal die Mannigfaltigkeit der Vorschläge zu verzeichnen und auf die in einem der nächsten Berichte folgende zusammenhängende Betrachtung dieser ganzen didaktischen Frage hinzuweisen.

36) Ludwig Martens, Die Platolektüre im Gymnasium. Elberfeld 1906, Kommissions-Verlag A. Martini & Grüttefien. 65 S. 8. 0,80 *M.*

Wenn Pater in großem Maßstabe deutlich vor Augen führt, zu welchem 'Platonismus' sich die akademischen Platonstudien verdichten können, so ist M.' Schrift ein analoger Beweis für die Höhe des geistigen Niveaus, die vollkommene Beherrschung der Probleme und herzliche Liebe zur Sache im gymnasialen Platounterricht erreichen lassen. Selbstverständlich wird auch manches Alte wieder mitgeteilt, daneben aber des Originalen so viel, daß ich sogar M.s eigene Worte S. 5, sein Thema bringe es mit sich, 'daß die Erörterung wissenschaftlicher Probleme ausgeschlossen ist', für widerlegt durch ihn selbst halte. Oder ist es keine Wissenschaft, in Goetheschen Figuren nach den Äußerungen des Daimonion zu suchen und sie zu finden (S. 19), oder die philosophische Natur des Dialogs wirkungsvoll durch Vergleich des Sokrates mit modernen Liebhabern des Gesprächs wie Diderot charakterisiert wird (S. 12)? Auch die zum Schluß ausgesprochene Hoffnung M.', 'was unseren Schülern aus Plato zugänglich gemacht worden ist, . . . im wesentlichen mitgeteilt zu haben', erschöpft nicht die Bedeutung der Schrift, die zunächst allerdings als ein 'Erinnerungsheft' für die Elberfelder

Schüler des Verfassers gedacht ist, und der ich auch von diesem schönen subjektiven Wert nichts nehmen will, sie darf aber darüber hinaus Anspruch erheben, für jeden Platolehrer ein Memento zu sein: welchen komplexen Wert nach Inhalt und Wirkung dieser Unterricht besitzt, ein Wert, der sich bis auf das Gesamtverhalten der Persönlichkeit zu Philosophie, Leben und Staat erstreckt.

Von den Dialogen im einzelnen werden besprochen: Gorgias, Kriton, Laches, Euthyphron, Apologie und Phaidon. — Unberechtigt einem Herodot und Thukydides gegenüer ist das Verlangen M.', jenen ganz auf dem Gymnasium auszulassen und diesen zu beschränken.

37) H. F. Müller, Platon im humanistischen Gymnasium. Zeitschr. f. d. Gymnasialw. LXI, 1907, S. 591—602.

M. wünscht, v. Wilamowitz folgend, 'daß von Platon etwas Ganzes und Großes im Gymnasium gelesen werde'. Er stimmt Natorp zu: 'Die Einführung in Plato ist die Erziehung zur Philosophie; erwächst doch bei ihm zuerst ihr ganzer Begriff'. Er setzt für die Unterprima Apologie und Kriton, für die Oberprima Phaedon und Protagoras oder Gorgias fest, will aber das Symposion unter Umständen nicht ausschließen. Von Apologie, Kriton und Protagoras gibt M. dann ausgeführte Dispositionen, offenbar nur zur allerersten Orientierung. — Natorp, auf dessen 'Ideenlehre' er in der Besprechung der Apologie fußt, gibt er in zweierlei Richtung nicht recht (S. 601 f.): N. lese aus der Apologie mit Unrecht heraus, 'daß man dem Guten „auch die Hoffnung eines anderen Lebens" opfern müsse'. Ferner gegen N.s Behauptung (Ideenlehre S. 9): 'Deutlich schimmert durch die platonische Darstellung der überempirische Charakter des Sittlichen durch. Und darin liegt endlich der Zusammenhang der sokratischen Ethik mit einer höchst gereinigten, ausschließlich auf sittlichen Grund gestellten Religion' wendet M. ein: 'Wenn durch die platonische Darstellung der überempirische Charakter des Sittlichen deutlich hervorschimmert, wird dann die Religion ausschließlich auf sittlichen Grund gestellt und nicht vielmehr die Sittlichkeit auf religiösen Grund?'

Was den ersten Einwurf anlangt, so ist natürlich auf die Theologie am Schlusse der Apologie für diesen Zweck kein Wert zu legen; Sokrates schlägt die Richter dort mit ihren eigenen Waffen, denen des traditionellen Glaubens, zu dem Sokrates das im Euthyphron deutlich aufgezeigte Verhältnis hat. An allen übrigen in Betracht kommenden Stellen der Apologie ist aber unmittelbar zu lesen, daß ein Wissen über das Leben nach dem Tode nicht existiere (29 A 6), daß es nur Gott zukomme (42 A 5). Wohlberechnet ist auch die Ironie 35 A f: *οἴουςπερ ἐγὼ πολλάκις ἑώρακά τινας, ὅταν κρίνωνται, δοκοῦντας μέν τι εἶναι, θαυμάσια δὲ ἐργαζομένους, ὡς δεινόν τι οἰομένους πείσεσθαι εἰ ἀποθανοῦνται,*

ὥσπερ ἀθανάτων ἐσομένων ἂν ὑμεῖς αὐτοὺς μὴ ἀποκτείνητε. Ja es ist nicht zu verkennen, daß Sokrates von seinem Glauben zu sprechen absichtlich vermeidet und nirgends weniger als an der soeben zitierten Stelle, eben weil sein ethisches Wollen durchaus autonomer Natur ist. Deshalb sind Stellen wie 28 B 7 *ἀλλ' οὐκ ἐκεῖνο μόνον σκοπεῖν ὅταν πράττῃ, πότερον δίκαια ἢ ἄδικα πράττει, καὶ ἀνδρὸς ἀγαθοῦ ἔργα ἢ κακοῦ* und 32 D 2 *τοῦ δὲ μηδὲν ἄδικον μηδ' ἀνόσιον ἐργάζεσθαι, τούτου δὲ τὸ πᾶν μέλει* ganz wörtlich und mit stärkster Betonung des *μόνον* und *πᾶν* aufzufassen. Wenn M. also 'je länger desto bestimmter den Eindruck hat, daß Sokrates für seine Person an die Unsterblichkeit der Seele glaubt und auf ein anderes Leben hofft', so ist dies ein Eindruck, den (ebensowenig wie den gegenteiligen) die Worte des Sokrates nach der Absicht des Autors hervorrufen sollten. Wo es sich um sittliche Maximen handelt, da tritt alles andere zurück. So des Sokrates Meinung. Also auch die religiösen Gesichtspunkte. So schließt Natorp folgerichtig. — Müllers zweiter Einwurf scheint mir darauf zurückzugehen, daß im Überempirischen notwendig das Religiöse prävalieren müsse. Vielleicht denkt M. auch an 41 D 1: *οὐκ ἔστιν ἀνδρὶ ἀγαθῷ κακὸν οὐδὲν οὔτε ζῶντι οὔτε τελευτήσαντι, οὐδὲ ἀμελεῖται ὑπὸ θεῶν τὰ τούτου πράγματα.* Allein diese Worte geben nichts her, um über den Zusammenhang zwischen sittlicher Tat und göttlichem Beistand etwas zu ergründen, das die Religion auf ethische oder die Ethik auf religiöse Grundlage stellte.

38) H. Gillischweski, Können wir Platons Gesetze in den Kanon unserer Gymnasiallektüre aufnehmen? Zeitschr. f. d. Gymnasialw. LXI, 1907, S. 614—625.

G. vermißt in Weißenfels' zweibändiger Auswahl aus den griechischen Philosophen (Teubner 1906) die Berücksichtigung der Gesetze Platons und versucht, ihre Berechtigung als Schullektüre zu erweisen, ihren möglichen Umfang als solche ungefähr zu bestimmen und ihre Beziehungen zu anderen Schuldialogen Platos sowie auch Anknüpfungspunkte an Lehrinhalte anderer Gegenstände aufzuzeigen. Dabei schließt er sich im Gesamturteil über das Werk Constantin Ritter (Platos Gesetze, 2 Bände. 1896, B. G. Teubner) an, der die Vortrefflichkeit des platonischen Werkes im allgemeinen für Gebildete bewiesen habe. Sein Vorschlag zielt auf Buch 1, Buch 3, Buch 4, Buch 5 Kap. 1—6, 'das *προοίμιον* im weitesten Sinne des Wortes'.

Im Buch 1 kommt es G. vornehmlich auf den Begriff der *παιδεία* im weiteren Sinne an (12. Kapitel). Er verknüpft den Inhalt der platonischen Lehre unmittelbar mit aktuellen Problemen unserer Zeit und charakterisiert Form und Inhalt des Textes mit dem Erfolge, daß unverdorbenem und weitblickendem Urteil Platos 'ganze Art der Auseinandersetzung so dezent' erscheinen

muß, 'daß eine unangenehme Nebenwirkung auch bei jugendlichen Lesern völlig ausgeschlossen' ist.

Im Buch 3 belebe das Interesse ungemein der Umstand, 'daß wir hier geschichtsphilosophische Studien haben, deren Art, Ursache und Wirkung, Grund und Folge aufzuklären und daraus allgemeine Normen herzuleiten, in ihrer einfachen Größe nicht ohne Eindruck bleiben kann und die zu einem Vergleiche mit der Einleitung des Thukydideischen Werkes geradezu einladet'. Zu 700 A—701 D wird nach Steinhart mit Recht darauf hingewiesen, daß die platonische Auffassung und Behandlung der Geschichte erst von Herder wieder aufgenommen sei.

Für Buch 4 und 5 gibt der Verf. der mit Liebe zur Sache geschriebenen Arbeit leider nur die alten lateinischen Argumenta.

39) H. Gaumitz, Präparation zu Platons Kriton. Dritte Auflage. Hannover 1907, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. 20 S. 8. 0,55 *M*.

Die neue Auflage dieser bekannten und bewährten Schülerpräparation enthält einige neue Zusätze.

40) H. Gaumitz, Präparation zu Platons Protagoras. Zweite Auflage. Ebenda 1907. 45 S. 8. 0,80 *M*.

In der zweiten Auflage ist 'auch von Kap. 26 bis 31 statt des Inhaltes die vollständige Präparation gegeben, einiges wurde gestrichen oder gekürzt, vieles gebessert und weniges hinzugefügt'. Das Büchlein gibt so viel Hilfen für die grammatische Vorbereitung, daß eine fast mühelose Präparation erreicht und freier Raum für die inhaltliche Verarbeitung im Unterricht geschaffen ist.

Friedenau bei Berlin. Ernst Hoffmann.

Druck von W. Pormetter, Berlin.

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

Ciceros Reden, von F. Luterbacher 88
Hannibals Alpenweg, von K. Lehmann 21
Herodot, von H. Kallenberg 234
Homer, höhere Kritik, von C. Rothe 185
Horatius, von H. Röhl 46
Livius, von H. J. Müller 1
Tacitus, von G. Andresen 257
Plato, von M. Hoffmann 314
Vergil, von P. Deuticke (†) 123
Vergil, von H. Belling 125

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN.

SECHSUNDDREISZIGSTER JAHRGANG.

BERLIN.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1910.

Inhalt.

Caesar, von H. Meusel 20
Ciceros Reden, von F. Luterbacher 215
Homer, höhere Kritik, von C. Rothe 347
Horatius, von H. Röhl 76
Livius, von H. J. Müller 1
Plato, von E. Hoffmann 288
Tacitus, von G. Andresen 250
Vergil, von H. Belling 145

1.

Livius.

Von den in meinen früheren Jahresberichten angezeigten Livius-Ausgaben und auf Livius' Geschichtswerk bezüglichen Schriften sind einige nachträglich besprochen worden. Ich stelle zusammen, was mir bekannt geworden ist.

Livius, Buch 1, 2, 21, 22, 7. Auflage von A. Zingerle (J. Miller, Württ. Korrespondenzblatt XV S. 346). — Livius, Buch 1 und 2 von W. Heraeus (Beckh, Württ. Korrespondenzblatt XV S. 345). — Livius, Buch 21—24, 30, 2. Auflage von Zingerle—Albrecht (J. Miller, Württ. Korrespondenzblatt XV S. 346). — Livius, Buch 23, 2. Auflage von F. Luterbacher (J. Miller, Württ. Korrespondenzblatt XV S. 346). — Livius, Buch 39 und 40, Textausgabe von Weißenborn-W. Heraeus (E. T., Rev. crit. XX S. 398 f.) — Livius, Buch 39 und 40 von Weißenborn-H. J. Müller (E. Wolff, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 908—913); P. Lejay, Rev. crit. 1909 S. 167—168). — Hodermann, Livius in deutscher Heeressprache (E. Wolff, DLZ. 1909 Sp. 1186—1188; F. Cremer, Monatschrift f. höh. Sch. 1909 S. 607). — Lehmann, Hannibals Alpenweg (Fr. Reuss, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 1054—1058).

I. Ausgaben.

1) Livi ab urbe condita libri. W. Weißenborns erklärende Ausgabe. Neu bearbeitet von H. J. Müller. Neunter Band, zweites Heft. Buch 41 und 42. Dritte Auflage. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. III u. 220 S. 8. 2,80 *M*.

In dieser dritten Auflage, die ich zum ersten Male bearbeitet habe (die zweite erschien 1876), habe ich alles unter Berücksichtigung der neuen Literatur geprüft und zum Teil anders gestaltet. Von den neuen Lesarten erwähne ich diejenigen, in denen ich von der Ausgabe Zingerles (1899. 1901) abgewichen bin, und gebe hier und da etwas zu ihrer Begründung, weise aber besonders auf die Vermutungen R. Novàks hin, die dieser Gelehrte mir für die neue Auflage zur Verfügung gestellt hat.

41, 2, 1 *castra Romana sunt mota* nach R. Novák, der an der Zerreißung der zusammengehörigen Wörter mit Recht Anstoß nahm; es ist dies die gewöhnliche, stehende Wortfolge, — 2, 2 habe ich *eorum* hinter *eos*, unmittelbar vor den Relativsatz, der zu ihm gehört, eingeschoben; Wesenberg fügte es vor *eos* ein.

— 2, 8 habe ich ⟨*quidam*⟩ *armati* geschrieben, was vor *armati* ⟨*alii*⟩, wie Wßb. liest, den Vorzug verdient, weil kein zweites *alii* folgt und weil auch im Folgenden *inermes* hinter *maior pars* steht; R. Novák vermutet: *armati* ⟨*aliquot*⟩. Vgl. 31, 37, 2; 37, 20, 5. Ebendort ist im Text zu lesen: *maior*. — 2, 9 habe ich die überlieferte La. *tertiae* beibehalten; es war wohl ein Teil der dritten Legion zurückgeblieben, ungewiß, zu welchem Zweck. Aber *ab legione sua* kann nicht richtigsein, es wird *de* (Wßb.; oder *e* Mg.) *legione sua* gelesen werden müssen. — 3, 1 kann *est* nicht gehalten werden, es müßte *erat* oder *esse* heißen; ich habe es gestrichen; vgl. § 4; 42, 60, 2. — 3, 6 *equitibus*, abhängig von *imperant*, wie in der Ausgabe des Curio am Rande von einem Anonymus verbessert ist; *equites* als Subjekt des folgenden Satzes gibt eine harte Konstruktion; vgl. 2, 60, 1. — 3, 10 lies im Text: *esse*. —4, 2 *quo* ⟨*id*⟩ *celrius*, wie es auch 1, 5 und 2,8 heißt. Das *id* steht hier offenbar besser als hinter *celerius* (Wßb.). — 4, 3 vielleicht *et* ⟨*ex*⟩ *parte*. — 5, 1 vielleicht *Gavilii*. — 6, 2 ⟨*A.*⟩ *Licinius* nach Sigonius wegen der Übereinstimmung mit dem folgenden Namen; doch ist der ergänzte Vorname nicht sicher; s. 43, 3, 1. 16, 3. 26, 2. — 6, 4 *edisserendas* mit Gr.; denn Liv. konstruiert *disserere* mit *de* und verbindet es auch mit dem Akk. des Neutrums eines Pronomens oder Adjektivs; diesem müßte *res* gleichgestellt werden, wenn *disserendas* richtig wäre; vgl. 24, 52, 3. — 6, 9 *fuisse* ohne *se*; s. Wßb. zu 41, 10, 7 und 45, 34, 7. — 7, 1 ich vermute, daß ⟨*Ti.*⟩ *Sempronius* zu schreiben ist; vielleicht ist das *Ti.* hinter *argenti* das fälschlich hierher verschlagene Praenomen. — 7, 8 habe ich an zweiter Stelle *id bellum* beibehalten; es ist einmal überliefert und doch ohne Anstoß. — 7, 10 *effusosque* nach J. Perizonius, was der gewöhnliche Ausdruck ist. — 8, 1 *L. Mummius* nach Sigonius. — 8, 10 die Form *quibusquibus* ist zu beanstanden, am einfachsten wird mit Wßb. *quibusvis* geschrieben oder mit R. Novák *quibuslibet*. — 8, 10 schlägt B. Kübler folgende Ergänzung vor: *et quibus stirps* (so schreibe auch ich für *stirpes* mit Wßb.) *deesset, quam relinquerent, ut* ⟨*legi parerent, liberos adoptabant et ita*⟩ *cives Romani fiebant*. — 8, 12 habe ich die Ergänzung Marquardts gewählt: *id ratum ne esset*. — 9, 2 vermute ich: *quibus deducere ex navalibus vellet*. — 9, 11 glaube ich, daß nicht nur *qui*, sondern *si qui* ausgefallen ist. — 10, 1. 10, 2 usw. habe ich die Formen des Akk. Plur. auf *is* gewählt (*finis, cernentis* usw.). — 10, 2 ist im Text *indignatio* zu lesen; statt ⟨*esse*⟩ vermutet R. Novák ⟨*fore*⟩. — 10, 6 habe ich *ingessisset*⟨*que*⟩ mit Modius geschrieben. — 10, 7 lies im Text *nuncupato*. — 11, 1 *oppugn*⟨*are coeper*⟩*ant* mit Wßb. — 11, 4 R. Novák streicht *abscisae aquae* (*abscisaquae* die Hs.). — 11, 6 ⟨*indic*⟩*ium ubi* nach Wßb. hinter *capti* eingefügt obwohl diese Verbindung (*indicium . . accepit*) sonst bei Liv. nicht begegnet R. Novák vermutet: *sig*⟨*num*⟩ *ubi*. — 12, 9 da die Hs. *passim*

populantiquae hat, ist es einfacher, mit R. Novák *populantique passim* umzustellen; diese Stellung des Adverbs ist gewöhnlicher (stehend außer 9, 45, 16; 28, 11, 13). — 13, 2 *locutum* habe ich beibehalten, da dieses Prodigium nicht ausschließlich bei Kühen vorkommt; s. 35, 21, 4; Plin. 8, 183. — 13, 2 ⟨*a*⟩ *pecore* nach M. Hertz; in lokalem Sinne wird die Präposition nicht fortgelassen. — 14, 1 die überlieferten Worte können wohl durch Einfügung von *cum is* hinter *currum* gestützt werden. — 14, 3 hat die Verbindung *ex hostibus eripere* etwas Anstößiges, Liv. verbindet *eripere ex* nicht mit Personenbezeichnungen; der gewöhnliche Ausdruck ist, wie Kreyßig gesehen hat, *ex hostibus recipere*; vgl. 16, 8; 36, 55, 2. — 15, 1 *redit* (statt *rediit*, wie die Hs. hier und an vielen anderen Stellen hat), in Übereinstimmung mit dem Gebrauche des Schriftstellers; ebenso 27, 4. 28, 9; 42, 28, 1. 45, 8. 62, 15. 63, 12. 67, 7. — 15, 1 *diffluxisse* nach J. Perizonius. — 15, 2 R. Novák vermutet: *inenarrabili* ⟨*foedi*⟩*tate*. — 15, 5 ⟨*Q.*⟩ *Petillio* wegen der Konformität mit *Cn. Cornelio* nach J. Gronov. — 15, 11 lies *quinque* im Text. — 16, 2 *instaurari Latinas* mit Vahlen und *instaurandae* mit Drak.; R. Novák vermutet: *instaurari Latinas placuit Lanuvinosque, quorum opera instauratio esset, hostias praebere*. — 16, 9 *esse* nach *populi Romani* eingefügt mit Mg. — 17, 6 *is iam* mit Grynaeus; die Hs. hat *iis etiam*, woraus R. Novák *is et* ⟨*ipse*⟩ *iam* herstellt. — 18, 1 habe ich das hs. *murosque* in *murisque* verwandelt und *sunt* vor *amplexi* eingefügt; vgl. 38, 18, 15. 19, 5. — 18, 8 da die Hs. *uitio* hat, habe ich die Vermutung ausgesprochen, daß vielleicht *vitio*⟨*se*⟩ zu schreiben sei. — 18, 8 habe ich nach eigener Konjektur geschrieben: *quod extra templum sortem in sitellam* ⟨*deiecisset et sitella*⟩ *in templum lata foris ipse* ⟨*mansisset, cum in templo eum esse*⟩ *oporteret*, ein Versuch, der unsicher ist, aber sich wohl neben den andern Herstellungsweisen sehen lassen kann. Der Sinn der Stelle scheint richtig wiedergegeben zu sein. — 18, 14 für *est* (*se* die Hs.) vermutet R. Novák: *ferunt*. — 19, 1 *Friniates* nach Cluver; es scheinen dieselben gemeint zu sein wie 39, 2, 9. — 19, 6 *habere . . esset* mit J. Gronov, was mir notwendig zu sein scheint. — 19, 8 zu beachten ist die Vermutung von R. Novák, welcher ⟨*fore rati,*⟩ *ut Thraces . . abirent* schreibt. — Ebenda vermutet R. Novák: *pars* ⟨*ut*⟩ *devio*. — 20, 1 ⟨*Romano*⟩ *more* nach Muret. — 20, 2 R. Novák vermutet: *nec sibi* ⟨*placeret*⟩. — 20, 3 *aut lusus* ⟨*res*⟩ ergänzt R. Novák. — 20, 4 *insan*⟨*ire cred*⟩*ebant* habe ich geschrieben. — 20, 8 vermutet R. Novák ⟨*documentum*⟩ *potest esse*. — 20, 9 *Delum* nach W Heraeus (*delom* die Hs.). — 20, 10 habe ich *reliquo*⟨*que*⟩ *apparatu ludo*⟨*rum*⟩ geschrieben, während R. Novák ⟨*et*⟩ *reliquorum sui moris* ⟨*celebratorum sollertia*⟩ *et copia Graecorum artificum* liest. — 20, 12 *etiam familiare* nach Madvig. — 21, 4 ist das überlieferte *cum* schon Duker verdächtig erschienen, ich habe dafür *sunt* geschrieben; vgl. 42, 35, 4. — 21, 7 vermutet

R. Novák *volturiis*, weil dieses Wort fast stehend so vom Schriftsteller gebraucht ist, wenigstens in den späteren Büchern. — 21, 9 habe ich mit Drak. *in locum ⟨Caepionis, ** in locum⟩ Tuditani* geschrieben. — 21, 13 *⟨fl⟩avis* nach Wßb.; dies entwickelt sich leichter aus *auis* als *aureis* (Fr. 2) oder *albis* (R. Novák). — 22, 5 R. Novák vermutet *oraculum*. — 22, 6 *Phiotidem* mit der Hs.; ebenso 42, 67, 9. — 22, 6 *eorum, per quorum fines* nach Madvig. — *ciuitatum* nach Fr. 1. — *iturus erat* nach der Hs. — *⟨etiam per* (oder *in*) *alias⟩ aut legatos* vermutet R. Novák. — 23, 2 R. Novák schreibt *iis* für *suis*. — 23, 6 *interdixissemus manereque id decretum ⟨sciremus, quo erat cautum⟩ scilicet* nach eigener Vermutung; R. Novák ergänzt *⟨postea iussimus⟩*. — 23, 11 ergänzt R. Novák: *⟨belli gerendi cum⟩ populo Romano*. — 23, 12 *in Dardaniam misit* nach R. Novák; es ist nur die Präposition *in* umgestellt. — 23, 12 R. Novák vermutet: *habet*. — 23, 18 habe ich *Macedones* geschrieben in der Meinung, daß sich diese Form ebenso leicht aus *macedonos* (V) entwickele wie *Macedonas* (Fr. 1). — 24, 5 lies im Text *accommodare*. — 24, 6 *venisse ad regem Persea* nach Wesenberg, weil so an der ersten Stelle, wo diese Worte fälschlich vorausgenommen sind, geschrieben steht. — *eos* streicht R. Novák. — 24, 11 *obliterans*; vgl. W. Heraeus, WS. f klass. Phil. 1907 Sp. 520. — 24, 12 *mortem ⟨obliterent⟩* nach Wßb.; vgl. 21, 29, 7; 26, 41, 8; 39, 20, 11. — 24, 14 *idque erat* mit W. Hartel; vielleicht genügt *id erat*. — 24, 15 *valeant et nunc* mit Fr. 1, doch kann auch an *valeant, ad ⟨id⟩ nunc* gelesen werden; R. Novák vermutet *valeant ac ⟨rata sint⟩ nunc*. — 24, 16 habe ich mit Vahlen geschrieben: *finium ⟨nostrorum⟩ nos quoque ⟨finibus⟩ regni*, nur daß ich *finibus* statt *terminis*, wie er vorgeschlagen hat, eingesetzt habe; R. Novák vermutet: *finium nostrorum nos quoque eius regno*. — 25, 8 *scribere* nach Fr. 1; in dem hs. *res scribere* ist eine fehlerhafte Wiederholung des vorhergehenden *res* zu erkennen oder auch eine Interpolation. — 26, 4 R. Novák vermutet außer *simul* auch *ubi sic*. — 26, 4 ist die hs. La. *secuti* verschrieben, ich habe mich für das einfache *ubi* mit Büttner entschieden, ohne die Entstehung des *secuti* erklären zu können. — 27, 6 *ferreas per quas* nach Wesenberg. — 27, 9 *et intra eandem* nach J. Perizonius. — 27, 11 ist vielleicht *populique Romani* zu lesen. — 28, 5 mit der Hs. *C. Matienus*. — 28, 9 streicht *Iovi* R. Novák. — 28, 10 *atque* statt *autque* nach Fr. 1. — 28, 11 *magni tum* nach Walch.

42, 1, 1 habe ich hinter den beiden Namen *consules* nach A. Luchs eingeschoben; vgl. 32, 8, 1. — 1, 12 *ira* nach Schelius für *iniuria*; im Anhang muß es heißen: *ira*] Schelius; *iniuria* V, *tum ira* Wßb. — 2, 2 *regem* habe ich vor *ad arma* eingeschoben. — 2, 7 *eo* (sc. *anno*) nach F. Schmidt. — *ita sacrificatum ⟨supplicatum⟩que* nach eigener Vermutung; R. Novák schlägt vor: *ita ⟨faciendum senatus censuit⟩ sacrificatumque*. — 3, 7 vermutet R. Novák: *id censorem . . creatum ⟨fecisse⟩*? — 3, 8 habe ich

id eum ⟨*in templis deorum*⟩ *immortalium facere* geschrieben, indem ich *demolientem* für ein Glossem halte. — 3, 11 habe ich *pertinebant* mit Wesenberg geschrieben (*pertinent* die Hs.) — 4, 3 *factum est* schreibt R. Novák. — 4, 4 *Parrum* mit der Hs.; vgl. 39. 55, 8. — 4, 5 R. Novák vermutet *suis seditionibusque*. — 5, 4 ist vielleicht *et Apellem* zu lesen unter der Annahme, daß das *et* hinter *ob id* verschlagen sei, wo es die Hs. hat; R. Novák ändert dies *et* in *dein*. — Die Worte *post patris mortem* sind vielleicht zu streichen. — 5, 6 *quia non obiecti esse* nach WBb.; vgl. 2, 61, 4; 34, 9, 4; 36, 5, 5; 38, 33, 11. — 5, 7 *ex contagione* nach Döring (*ea contagione* die Hs.); vgl. 5, 6, 11. — 5, 10 *eodemque* nach Fr. 1 (das überflüssige *in* ist aus dem Vorgehenden wiederholt). — R. Novák vermutet *compositae* ⟨*et*⟩. — ⟨*M.*⟩ *Marcellus* nach Madvig. — 5, 12 *Corinthus, ut ibi* nach Kreyßig. — 6, 1 *traiecit* ⟨*atque ibi Aegium adiit*⟩ vermutet R. Novák. — 6, 5 *C. Lutatius* nach Sigonius. — 6, 6 lies im Text *Apollonius* und *praestaret*. — 6, 8 *afferre* nach Fr. 1. — Auch habe ich *regi* gestrichen. — ⟨*in*⟩ *nullo* nach Wesenberg; vgl. 45, 24, 7; WBb. zu 31, 12, 2. — 7, 4 vielleicht ist *instruxerunt* zu schreiben. — 7, 10 ⟨*nec Romanis*⟩ *incruenta* nach R. Novák (vgl. 7, 8, 7; 27, 14, 14; 30, 18, 14), doch mit dem Bemerken, daß ⟨*nec*⟩ vielleicht genügt; vgl. 42, 66, 10. — 8, 6 *infestis* statt *iustis* nach R. Novák. — 8, 7 *reddi, eaque omnia primo quoque* eingeschoben nach Madvig, *omnia* nach W. Heraeus; vgl. 39, 3, 3; 43, 8, 7. — 9, 2 *extemplo ad* mit der Hs. — 9, 5 *tandem* vermutet für *tamen* R. Novák. — 11, 1 vielleicht *malim*; vgl. 8, 18, 2; 21, 46, 10. — 11, 5 *haec volutantem* vermutet R. Novák. — *hereditarium*, wie die Hs. hat; vgl. Curt. 6, 3, 2. — *iam pridem alere* nach H. A. Koch. — 11, 9 schreibe *accessisse*. — 12, 3 *auctoritate* ⟨*esse*⟩ nach M. Hertz vgl. 4, 6, 5. — 12, 6 R. Novák vermutet: *templo* ohne *in*. — *eo rem* nach Fr. 1; R. Novák vermutet *eo*. — 13, 9 R. Novák vermutet: *sibi obnoxia*. — 13, 12 *uti* statt *utei*, was R. Novák lieber in *ut* ändern möchte; im Text ist *ei* zu streichen. — 14, 6 vermutet R. Novák: *legatio Rhodiorum erat hac* ⟨*causa missa et cum ea*⟩ *Satyrus princeps*. — 14, 6 habe ich nach Vahlen *crimina* eingeschoben und 14, 9 *nec Asiae* eingefügt nach W. Hartel unter Abänderung des *neque* in *nec*. — 14, 10 habe ich *maiorem* mit der Hs. fortgelassen; R. Novák fügt es vor *fecit* ein. — Ebenda habe ich mit Fr. 1 *donaque quam* geschrieben. — 15, 3 vermutet R. Novák, daß entweder *eius* für *regis* zu lesen oder dieses Wort zu streichen sei. — 16, 5 *ut non inconsulte* nach K. Heusinger. — 16, 9 vermutet R. Novák ⟨*ea*⟩ *et tacita habere*; im Text ist *et pati* zu streichen. — 16, 9 ⟨*im*⟩*maturam* nach WBb.; vgl. 2, 40, 9. — 17, 1 vermutet R. Novák [*regis eius*] ⟨*missus*⟩ *erat*. — 17, 3 R. Novák vermutet bloß *hospitio* (ohne das *quoque* der Hs.). — 18, 6 habe ich nach Crévier *scribere* eingefügt. — 19, 4 *educendum* habe ich nach der Hs. beibehalten. — 19, 6 R. Novák vermutet:

instructas ⟨*praebendas*⟩ *locaret.* — *habitare regie* nach einem Anonymus bei Drechsler. — *Maedis Odomantisque* nach Madvig. — *et Astis* habe ich für das hs. *et satis* geschrieben (es sind nur zwei Buchstaben umgestellt). — 20, 2 *patres et haruspices referre* nach der Hs. — 21, 2 *litteris* ohne *eius* nach R. Novák. — 23, 4 *pellant* nach Dusánek. — 23, 5 *pati non posse* nach R. Novák. — *missos esse* nach der Hs.; vielleicht ist *missos esse* ⟨*se*⟩ zu lesen, weil *qui* leicht von anderen Gesandten verstanden werden kann; vgl. 26, 4. — 23, 7 habe ich nach eig. Verm. geschrieben: *ipsum nulla . . arbitria acturum;* R. Novák vermutet *ipsum nullam . . arbitrio* ⟨*divisionem agri*⟩ *facturum.* — 23, 10 am Ende habe ich *invidiam conciliaverunt* eingeschoben nach R. Novák; vgl. 39, 53, 6. — 24, 10 *conservata*, wie die Hs. hat; vgl. 38, 11, 2. — 25, 13 habe ich *aut* ⟨*abeuntibus aut*⟩ *manentibus* geschrieben; s. 4. 10, 3; 7, 35, 8; 10, 19, 11; vgl. 8, 38, 4; 40, 10, 4. — R. Novák vermutet: *aut manentibus ibi quicquam hospitaliter aut* ⟨*abeuntibus*⟩ *benigne.* — 26, 6 *qui, ut adirent* nach Madvig; R. Novák will nur *qui* lesen (vgl. 23, 7, 11). — 26, 7 habe ich *Eumenem Aeginae* geschrieben nach eigener Vermutung. — 26, 9 *non ante dari* nach Wßb. — 28, 6 *iure* nach der Hs.; R. Novák aber vermutet *iuri*, wie er auch 31, 13, 5 *aeri* lesen will; vgl. 22, 35, 5. — 29, 1 R. Novák vermutet ⟨*et*⟩ *civitates quaeque.* — 29, 2 R. Novák vermutet ⟨*in Persea*⟩ *stimulabat* und im Folgenden *eius*, wie die Hs. hat, wofür nach Jacobs *regis* geschrieben ist. — 29, 6 R. Novák vermutet: *quod bellum* ⟨*cum decretum esset* oder *cum instaret*⟩. — 29, 9 *suas quoque res . . mansuras esse* nach Wesenberg, *quoque* verdächtigt R. Novák; im Text ist *mansuras* zu schreiben. — *movendum* ⟨*fore*⟩ nach R. Novák. — 29, 12 *clam* nach Gertz für das *eiad* der Hs., was R. Novák lieber streichen möchte. — 30, 1 vermutet R. Novák: *populisque plebs ubique . . deterioribus se* ⟨*adiunxe*⟩*rat ad.* — 30, 4 R. Novák vermutet: *quia Persea . .* ⟨*secuta*⟩ *erat.* — 30, 6 *utrosque . . altera* nach Wesenberg. — 30, 9 *propagationem finium* nach Wßb.; doch kann auch *propagationem imperii* oder *propagationem finium imperii* ausgefallen sein. — 31, 2 *id praecipuum* nach Gronov; vgl. § 4; 27, 10, 13. — 31, 9 *L. Canuleius Dives Hispaniam* nach Fr. 1 ergänzt, doch *Dives* hinzugefügt nach Wesenberg. — 32, 1 *magna* streicht R. Novák. — *optaturum* nach A. Rubens für das hs. *oppugnatorum*; vgl. 6, 25, 5. — 32, 3 *vellet* nach der Hs. — 32, 5 R. Novák vermutet, daß zu schreiben sei: ⟨*sors fuit, ut*⟩ *prima . . traicerentur, secunda et quarta* [*ut*] *. . remanerent.* — 32, 7 habe ich *scribebant* geschrieben, während R. Novák ⟨*scribebant, non eligerent,*⟩ *sed* vermutet. — 33, 3 R. Novák vermutet: *quos,* ⟨*cum*⟩ *militarent.* — 33, 5 *deinde* ⟨*ne*⟩ *in* nach Wßb.; vielleicht *dein ne in.* — 34, 1 lies *fertur*; 34, 6 *voluntarios*; 34, 7 *acriorem*; 34, 8 *a* ohne Punkt; 34, 15 *defensuri*; 36, 2 *introducti.* — 36, 7 *mandatum, ut intra undecimum* nach Wesenberg. — 37, 2 *quem si aliquem*

mit der Hs., *eum si aliquem* vermutet R. Novák. — R. Novák streicht *cum*. — 37, 6 *ipsius* streicht R. Novák. — 37, 8 *fremitum . . movebant* nach F. Fügner; s. 30, 37, 8; 32, 20, 7. — 37, 8 *essent* hinter *Elii* eingefügt nach R. Novák. — 38, 1 *ad Gitana* nach Krascheninnikov; s. Polyb. 27, 14, 5. — 38, 2 *et Lycisco* nach der Hs. — 38, 7 *hac mutua* nach Wßb., vielleicht ist jedoch *qua mutua* zu lesen. — 39, 1 *recepit* nach ed. Parisina 1573. — 39, 3 *venerant cura* nach Wßb., *inerat ⟨et studium⟩, cura insita mortalibus, videndi* vermutet R. Novák — 39, 4 *aliquid ⟨hi⟩* nach Fr. 1. — 39, 5 *tum Marcius ⟨risum⟩ cunctantibus movit* nach R. Novák, der freilich *⟨dein risum⟩ etiam Marcius cunctantibus movit* lesen will; vgl. 45, 39, 17. — *maiorem* nach Fr. 1. — 40. 3 *medici cum* nach der Hs., doch ist vielleicht *medicus* zu lesen. — 40, 4 habe ich die Lücke ergänzt nach Sigonius, doch *ipsum tamen* geschrieben. — 40, 5 habe ich *⟨te⟩ laetatum* geschrieben. — 41, 2 habe ich *⟨certe non⟩ ea, quae fateri erubescam* geschrieben; R. Novák vermutet: *ne⟨dum⟩ quae fateri erubescam. — negare ⟨satis⟩ sit* nach Hearne. — 41, 9 *regi et quae* mit der Hs., doch ist vielleicht *regi, et qui* zu lesen (mit folgendem *habeam*). — 42, 8 *castigatione hac* mit der Hs.; R. Novák streicht *hac*. — 42, 9 lies *frustra*. — 43, 1 R. Novák vermutet: *et dicentem cum adsensu Marcius ⟨audiit et tacenti⟩ auctor fuit*. — R. Novák vermutet: *experienda ⟨esse⟩*. — *censuissent ⟨amici regis⟩* nach Wßb.; R. Novák vermutet: *⟨rex etiam⟩ censuisset*. — 43, 2 lies *aliud*; außerdem habe ich *gravate ut eam* geschrieben. — 43, 6 habe ich *Chaeronia* geschrieben; s. Wßb. zu 35, 46, 3. — 43, 7 lies *multitudine*, außerdem habe ich *decretum Thebis ⟨fecit⟩, ne Boeotarchae* nach Fr. 1 geschrieben, nur daß ich *fecit* hinter, nicht vor *Thebis* eingesetzt habe. — 43, 9 vermutet R. Novák: *causam ⟨factae⟩*. — 43, 10 habe ich *ea ⟨ex⟩* geschrieben; ebendort ist *tamen* im Text zu streichen. — 44, 1 *suo quique proprio* nach der Hs. — 44, 5 R. Novák vermutet: *his ⟨et universis et⟩ separatim*. — 44, 6 habe ich *Peloponnesum* ohne Präposition geschrieben (s. meine Bemerkung zu 36, 42, 4), doch kann diese auch in der Lücke gestanden haben. — 45, 1 vermutet R. Novák, daß *circum⟨iectasque⟩* zu schreiben sei; ich habe an *circum⟨iacentesque⟩* gedacht. — 45, 5 lies *quem nuper*. — 46, 1 habe ich *et Rhodum ⟨litteras⟩* ohne Annahme einer Lücke geschrieben. — 47, 3 R. Novák vermutet: *aecum ⟨tempus⟩ futurum*. — 47, 9 *nova ac nimis ⟨. . minus⟩* nach M. Hertz; R. Novák vermutet: *nova minus* (oder *nova ac nimis*) *callida minus* oder *nova ac nimis ⟨callida non⟩*. — 47, 10 *in Thessaliam* nach F. Fügner, wenn das hs. *in thessalia* nicht zu streichen ist. — 48, 6 *quinqueremi* nach Wesenberg. — 49, 2 *agitur; praecipue* nach R. Novák (über das Fehlen der Adversativpartikel s. 42, 60, 2. 66, 1; Wßb. zu 30, 29, 4), doch vermutet er gleichzeitig *agitur, praecipue ⟨vero⟩*. — R. Novák vermutet:

consulem ⟨*homines*⟩. — 50, 1 *praeciderunt* nach Wesenberg. — 51, 3 *struxit* mit der Hs.; s. 1, 23, 6; 24, 7, 4; vgl. 7, 4. — 51, 5 *expleverunt* nach der Hs. — 51, 7 *Asclepiodotus* in Abänderung des Hartelschen Vorschlages. — *par ferme* nach R. Novák. — 52, 2 lies *militiae.* — 52, 6 habe ich *patrem* ⟨*et*⟩ *se* geschrieben. — 52, 8 *fallaci dein* nach Bekker. — 52, 12 R. Novák vermutet: *sub omnibus*; vgl. 42, 50, 5. — 53, 1 R. Novák vermutet: *tum vero* ⟨*ad finem*⟩ *ea vociferatio.* — *iter parare* nach Cobet (vgl. Nep. Alc. 10, 3; Claudian in Eutrop. 2, 97); R. Novák vermutet: *ad iter* ⟨*se com*⟩*parare.* — 53, 4 lies *missilium.* — 53, 6 *descendit ad Azorum, Pythoum, Dolichen; Tripolim vocant incolentes* nach WBb. und Madvig. — 54, 3 *sufficiebat* nach Madvig; s. 21, 8, 4; 29, 17, 17. — 54, 4 lies *quarto die.* — 54, 6 *movit* nach der Hs. — 56, 1 *Maleum* nach der Hs.; vgl. WBb. zu 31, 44, 1. — 56, 5 vielleicht ist *obsidio urbis* zu lesen. — 56, 6 vielleicht ist ⟨*admo*⟩*dum quinque* zu lesen. — 56, 10 *animadvertisset* ** *praedamque* nach Madvig; vielleicht ist der *praedam quidem*, wie die Hs. hat, entsprechende Satz nach *militibus* (s. 36, 19, 10; 42, 66, 1) ausgefallen. R. Novák vermutet: *militibus*, ⟨*captivo svero sub corona vendidit*⟩. — 57, 7 habe ich *Mysi et Cretenses* geschrieben: R. Novák vermutet: *Mysi atque Cretenses.* — 57, 8 *quanta esset vis hostium; duos inde* nach Madvig. — 57, 10 *si primo in* nach der Hs. — R. Novák vermutet: *dimicarent, pugnaturos esse.* — 57, 12 R. Novák vermutet *ubicumque* für *ubiubi*, das aber bei den Komikern nicht selten begegnet. — 58, 1 *communi*⟨*vit*⟩ nach R. Novák. — 58, 2 lies *omnem.* — 58, 9 *sacraeque alae equitum* nach F. Schmidt; vgl. 44, 42, 2. — 59, 6 *multos fugientium* nach der Hs. — 59, 7 *adiuvissent, debellatum esse clamaret* nach Madvig; R. Novák; *tum victor . . si adiuvisset,* ⟨*pedestrem quoque exercitum vicisset et*⟩ *debellatum esset. opportune . . — adhortanti* nach der Hs.; R. Novák vermutet: *ad hortandum* ⟨*in pugnam*⟩. — 59, 8 *fluctuante* nach Fr. 1. — R. Novák vermutet: ⟨*dubitationem exemit; nam*⟩ *postquam. — ad regem accurrit* nach der Hs. — 60, 2 R. Novák vermutet: *laeti* ⟨*erant, sed*⟩*ante alios.* — *rumpiis superfixa* nach Drakenborch. — 60,9 *et ceteros*, doch streicht R. Novák das *et.* — 61, 3 *ampla laetaque* nach WBb.; doch vermutet R. Novák: ⟨*magna*⟩ *amplaque.* — 62, 3 *evectus* nach der Hs.; vgl. 2, 50, 5. — 62, 8 *ut plurium adsensu conprabata est* nach R. Novák; die ergänzte Konjunktion ist im Texte vor *plurium* zu stellen. — 2 11 *moderari animis* nach M. Hertz. — 62, 15 lies *de-sperato.* — 63, 1 R. Novák vermutet: ⟨*regis*⟩ *experti*; vielleicht ⟨*Persei*⟩ *experti.* — 63, 5 R. Novák vermutet: *cum* ⟨*oppugnatio*⟩ *operibus lentior esset.* — 63, 8 *repente fusus est imber* nach R. Novák; s. 6, 8, 7. 32, 6. — 64, 2 *desecantes* nach Harant. — 64, 3 *tererent* nach Harant. — *profectus* nach der Hs., doch vermute ich, daß ⟨*est*⟩ *profectus* zu schreiben ist; R. Novák schlägt vor: *profectus, ut . . falleret, nequiquam* ⟨*ad castra venit; nam*⟩ *primae.* — 64, 5 *omissa spe*

oppugnationis nach Madvig. — 64, 8 vielleicht ist *post meridiem* zu lesen. — 64, 9 *Perseus* nach Held eingeschoben, doch vermutet R. Novák, daß dies oder *rex* hinter *in tumulis* ausgefallen sei. — 64, 9 *qui postquam* nach Fr. 1; R. Novák vermutet *postquam* ⟨*vero*⟩. — 65, 14 ⟨*et*⟩ *Attalus* nach Madvig. — 66, 6 *phalanx trepido* nach R. Novák; vgl. 1, 48, 1; 23, 17, 11; 31, 24, 6. — 66, 7 ⟨*dum*⟩ *utcumque* nach Gronov; s. 10, 36, 2. — 66, 7 ⟨*in*⟩ *praeceps* nach W. Heraeus; vgl. 5, 47, 5; 27, 19, 10. 27, 11. — 67, 2 l. *iussum*. — 67, 4 *Autlesbim* nach der Hs. — 67, 9 *Pthiotim*; s. zu 41, 22, 6. — 67, 12 *et* ⟨*ad*⟩ *horum preces* nach WBb.; R. Novák vermutet: *ad horum preces*.

Im Kommentar setze 41, 4, 2 hinter 's. 1, 5' einen Punkt; 6, 9 ist in 'näml. se' das *se* kursiv zu drucken; 18, 8 zu *quod extra* ist am Ende hinter 'müssen' das Zeichen der Anführung (') zu setzen; zu 19, 8 ist hinzuzufügen: *devio*]*; 42, 18, 6 schreibe 2 Z. vom Schluß: 'ergänzen oder *decreti*'; zu 23, 5 *missos esse* füge hinzu: '*missos sese* ⟨oder *missos esse se*⟩ zu lesen'; 30, 7 l. *sentientes*; 41, 9 (S. 133) Z. 7 l. 'im Folgenden'; 40, 2 füge am Schluß hinzu: *consulem*]*; 64, 5 Z. 2 l. 'Vor *oppugnationis* hat die Hs.'

Im kritischen Anhang zu 41, 8, 10 (S. 188, Z. 3 vom Schluß) l. *deesset*; zu 9, 9 *socii* l. 'Vgl.'; 17, 1 l. 'Fr. 1'; zu 22, 6 *pthiotidem* füge hinzu: '*eptiotae* B 36, 15, 7'; 42, 4, 3 l. *ea* st. *eo*; 5, 6 l. *obiecti* st. *abiecti*; 11, 2 l. *existimabant*; 34, 15 ist zu lesen: '*appellatione*] WBb.; *appellationem uos* V, *appellationis vobis* Fr. 1, *appellatione vostrum* Mg.'; 39, 3 l. 'vermutet er *inerat*'; 51, 5 l. *expleverant*; 55, 9 l. *equitum* st. *equitem*; 62, 9 l. *conprobata*; 64, 7 l. 'Fr. 1' st. 'R. Novák'.

Nicht vorgelegen hat mir:

Livius Book IX edited by W. B. Anderson. Vgl. Athenaeum Nr. 4273 S. 326.

II. Beiträge zur Kritik und Erklärung.

a. Abhandlungen.

2) Adolf M. A. Schmidt, Beiträge zur Livianischen Lexikographie, VII. Teil: *super* und *supra*. Separat-Abdruck aus dem Jahresberichte des nö. Landes-, Real- und Ober-Gymnasiums am Schlusse des Schuljahres 1908—1909 zu St. Pölten. 21 S. 8.

Die Abhandlung beschränkt sich auf *super*, da wegen Platzmangels *supra* zurückgelegt werden mußte. Dies wird 1910 erscheinen und dann auch die Parallele zwischen beiden Partikeln enthalten.

Die Untersuchung über *super*, die dem Verf. viel Mühe bereitete, da er die ganze ältere Literatur durchsehen mußte, bietet

nicht viel Neues; doch ließ sich manches genauer feststellen und das Vorkommen in der Darstellung des Livius präziser fassen, als es in den summarischen Angaben gewöhnlich der Fall ist.

I. Adverb. 1. Örtlich gebraucht Liv. *super* nicht. Dafür tritt *insuper* ein, dessen Sprachgebrauch ausführlich dargelegt wird, nur bei Kompositis mit *in*, mit dem Zusatz *alius* (in früheren Büchern), mit *etiam* und *quoque* (in späteren Büchern). Singulär ist *insuper quam* 23, 7, 3. Statt *desuper* gebraucht Liv. *superne*. — 2. Übertragen außer einer fraglichen Stelle im 4. Buche (4, 58, 13) und in der Wendung *satis superque* und im Komparativ *satius* (bei *esse* und *videri*). Neu aber ist *superquam quod* 22, 3, 14; 27, 20, 10.

In dem Abschnitt „Form" (S. 5) hätte auch angeführt werden können 1, 32, 8 *finis superscandit* (vgl. 7, 36, 2), wie Br. Keil das überlieferte *suprascandit* richtig emendiert hat; Komposita mit *supra* sind gar nicht vorhanden.

II. Präposition. Mit dem Akkusativ ist es häufiger als mit dem Ablativ: 1. Örtlich öfter auf die Frage wo? als zur Bezeichnung der Richtung. — 2. Übertragen a. über ein Maß hinaus (fraglich); b. zur Bezeichnung der Reihenfolge (additiv; häufig); c. steigernd bezeichnet es den Vorrang nur an 3 Stellen, die alle drei verbessert werden). — Mit dem Ablativ nur übertragen in Verbindung mit *res*. Dies dürfte Liv. nicht der Volkssprache, sondern der Quelle oder dem Amtsstil entnommen haben. — Jedenfalls ist Liv. der erste Prosaiker, der *super* so oft und in so weitem Umfange verwendete.

Es hat sich dem Verf. die Notwendigkeit ergeben, einer Reihe von Stellen kritisch näher zu treten; es sind dies folgende.

1, 48, 7: *Tullia per patris corpus carpentum egisse fertur* will Schmidt *super patris corpus* schreiben; „denn *per* steht in einer derartigen Verbindung nie bei einem Singular". Er würde *per patris corpus* für eine Singularität des 1. Buches ansehen, wenn es nicht bei Varro LL. 1, 159 hieße: *quod ibi, cum iaceret pater occisus, supra eum carpentum mulio ut ingereret iussit*, wo die „zum Teil wörtliche Übereinstimmung auf Verro als Vorbild hindeutet". „Livius verwendete dann bei seiner Vorliebe für *super* dieses statt *supra*". Daß *per* nie bei einem Singular steht, ist Zufall, und Varros Stelle zeigt doch so geringe Ähnlichkeit mit Livius, daß er diesem wohl schwerlich als Vorbild gedient hat. Außerdem heißt es ganz ähnlich Tac. Ann. 1, 66: *Caecina . . quia per corpus legati eundum erat, clausit portam.*

2, 9, 3 möchte Verf. *nihil quod super cetera emineat* lesen nach 28, 43, 4 und 31, 18, 3 (vgl. 24, 34, 10). Ebenso 26, 25, 11 *senioribus supra sexaginta annos* und 28, 19, 13 *supra animi corporisque vires* (mit ς). Hier dürfte Schmidt beizustimmen sein.

3, 53, 9 liest Mg. *satis superque humili est* in dem Sinne

von *satis superque habet is humilis, qui . . .* Dies ist die La. Mg.s, nicht so, wie S. 8 Anm. 1 angegeben wird.

3, 68, 4 meint der Verf., es sei *acervatarum* hinter *legum aliarum super alias* nach 3, 34, 6 einzufügen, „dessen Ausfall vor *et contionum* leicht erklärlich sei". Es liegt hier kaum eine harte Wendung vor, und die Konzinnität mit dem Vorhergehenden rechtfertigt den Ausdruck: *criminum in principes et legum aliarum super alias.* Außerdem wäre der Ausfall dieses Wortes vor *et contionum* auffallend.

4, 58, 13 heißt es: *quid iam integri esset in corpore loci ad nova vulnera accipienda, quid super sanguinis, quod dari pro re publica posset, rogitantes.* Hier müsse es wohl *super⟨esset⟩* heißen; der Ausdruck sei in der Prosa ganz singulär und in hohem Grade befremdend. Das ist richtig, und Schmidt wird mit seinem Vorschlage wohl das Richtige treffen. Allein im Anfange der 1. Dekade kann ein dichterischer Ausdruck vielleicht entschuldigt und auch zu *super* aus dem Vorhergehenden *esset* ergänzt werden; vgl. Verg. Aen. 3, 489: *o mihi sola mei super Astyanactis imago!*, wo Ludwig anmerkt: '*super* steht im Sinne des Partic. praes. von *superesse*'.

37, 45, 1 will Schmidt *Magnesia, quae super Maeandrum ⟨amnem⟩ est* schreiben, weil hier die Stadt zum ersten Male genannt wird und weil „der Ausfall des Wortes durch die Ähnlichkeit der Wortschlusses von *Maeandrum* leicht erklärlich" sei. Aber in demselben Kapitel § 19 sagt Livius auch *consul in hiberna exercitum Magnesiam ad Maeandrum . . divisit,* und *amnis* wird, wenn auch gewöhnlich, so doch nicht immer hinzugesetzt (38, 13, 6).

44, 17, 7 will Verf. *si ⟨de⟩ qua re* lesen; er führt die handschr. La. *si qua re* und Mg.s Konjektur *qua ⟨de⟩ re* an (wofür eigentlich *si qua ⟨de⟩ re* zu schreiben war, ebenso wie Kreyssigs La. *si qua ⟨in⟩ re*). Es kann aber doch wohl bei *si qua ⟨de⟩ re* sein Bewenden haben; denn *de* konnte vor *re* leichter übersehen werden als hinter *si* oder vor *qua*; 39, 33, 6; 42, 24, 2 ist *qua* reines Relativum. Was die Wortstellung betrifft, so ist z. B. *nulla de re* bei Liv. häufiger als *de nulla re* (sogar *nulla super re* 40, 20, 3).

3) F. Heidenhain, Änderungsvorschläge zu Liv. XXII 1; 13; 14. Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1909 S. 563—564.

Verfasser vermutet, daß die Ausprägung des Gegensatzes statt des schiefen *etiam sese* verlange *etiam ipse se* (22, 1, 4). Eine verhältnismäßig geringfügige Änderung, die den Gegensatz scharf zum Ausdruck bringt. Allein nicht *etiam sese,* sondern *errore etiam* gehört zusammen (s. die Anmerkung von Weißenborn), und damit ist die Stelle recht wohl verständlich. Er war geschützt teils *ipsorum fraude,* teils *errore etiam* infolge der Veränderung in

seiner Kleidung. — 13, 11 will Verf. die Worte *quod unum vinculum fidei est* umstellen, und zwar hinter *moderato regebantur imperio*. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Worte hier passend ständen; allein *quod unum vinculum fidei est* gehört als Parenthese zu *melioribus parere*, nicht zu *abnuebant*, und der Gedanke, daß die Bundesgenossen in der Treue beharren, weil die Römer „die Besseren" sind, denen sie gehorchen wollen, ist nicht befremdlich. Wunderlich wäre es allerdings, wenn die Abneigung gegen die Herrschaft der Besseren als einziges Band der Treue bezeichnet würde. Aber nicht *abnuebant*, sondern *nec abnuebant*, sagt Livius, das = dem affirmativen Begriffe „sie waren gewillt" ist. Auffallend ist *quod unum vinculum fidei est* neben *videlicet quia iusto et moderato regebantur imperio* allerdings, und man könnte geneigt sein, diesen Zusatz zu streichen; aber Livius nimmt den Mund etwas voll und gebraucht die Worte, um das *vinculum fidei* noch einmal mit *melioribus parere* zusammenzustellen. — 14, 13 ändert Verf. *impeditam suomet ipsam* in *inpedita suamet ipsa* und gewinnt so den Gedanken: „Lutatius hat sich nicht gescheut, mit seinen eigenen schwerfälligen Schiffen die besser gerüsteten des Gegners anzugreifen, um nur das Hereinbringen neuer Zufuhren und Mannschaft zu verhindern; und damit ist er als ein leuchtendes Beispiel kühnen Vorgehens hingestellt". Allein es ist nur von der Schnelligkeit die Rede, weil er schon am Tage, nachdem er der feindlichen Flotte ansichtig wurde, den Angriff machte. Sein kühnes Vorgehen wird gegenüber den *segnia consilia* des Fabius hervorgehoben, da die mit allerlei Kriegsmaterial beladene Flotte der Karthager gefährlich werden konnte, wenn nicht schnell zugegriffen wurde. Aber daß seine Schiffe schwerfällig, die der Feinde besser gerüstet waren, steht nicht da. Die feindliche Flotte war „an sich schon" in ihrer Bewegung behindert (*ipsam* ist dem *suamet* zu Liebe hinzugefügt). Auch an dieser dritten Stelle ist demgemäß die handschriftliche La. zu halten.

4) J. Vahlen, Über einige Lücken in der fünften Dekade des Livius. Sitzungsberichte der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. XLIII (1909) S. 1086—1104.

Verf. handelt von Lücken, die in der Handschrift nicht indiciert, sondern das reine Ergebnis der Kritik sind, welche einen Mangel in Sprache oder Gedanken aufdeckt und die Ursache davon in einem Überspringen von Wörtern oder Sätzen zu erkennen glaubt. Aber ob das Anstößige nicht vielmehr auf einem verschriebenen Worte beruht, darüber sind die Kritiker nicht überall einig, und hier heißt es, mit Scharfsinn das Richtige zu suchen. Dies wird an einem Beispiel (42, 65, 8) erläutert, wo Madvigs Versuch (*propellere* für *propter* und nach einem Gedanken Wßb.s *conitebantur* für *conabantur*) abgelehnt und zu der Er-

gänzung von Grynaeus zurückgekehrt wird, (*nam neque conferti ⟨pugnare⟩ propter eos, qui ⟨ascendere undique⟩ in tumulum conabantur, poterant*), wo Vahlen *undique* hinzugesetzt hat, das aus § 7 genommen und wünschenswert ist, um das Abirren des Schreibers von *qui* zu *que* zu erklären. Dies wird mit der dem Verfasser eigenen Gründlichkeit und Genauigkeit dargetan, so daß kein Zweifel möglich ist.

41, 17, 6 sei *senatus* von K. Heusinger sicher ergänzt; im übrigen sei nach Maßgabe anderer Stellen (vgl. 41, 5, 8 und 42, 8, 3) der Gedanke etwa so zu formulieren: *nonis Sextilibus paludatus ⟨in provinciam profectus est litterasque senatui de rebus ab se gestis misit. senatus⟩*. Vielleicht *est profectus*.

42, 59, 7 beweist Verf., daß die Worte *parvo momento si adiuvisset, debellatum esse* nicht Worte des Königs seien. Er ergänzt: *cum victor equestri proelio rex ⟨in castra copias reducere vellet, unus ex amicis adversatus admonuit phalangem esse arcessendum⟩: parvo momento si adiuvisset debellatum esse, et opportune adhortanti supervenit phalanx.* Sehr hübsch und passend[1]).

42, 64, 5 ist das hdschr. *inconste* ein Stein des Anstoßes. Vahlen sagt: „der Schreiber der *cons* schreibt, wenn er *consul* versteht, will auch ein mitten im Wort stehendes *cons* für *consul*, *inconste* also für *inconsulte* oder *inconsultae* genommen wissen". Damit wird erreicht, daß alles, was die Hs. bietet richtig und unversehrt ist. Er ergänzt: ⟨*tum taedarum immemor erat*⟩ *et inconsultae oppugnationis castrorum Perseus et extemplo* usw. So wird an beiden Stellen das *et* gerettet. Eine ausführliche Erörterung zieht alles, was irgend in Frage kommt, alle Bedenken gegen die Wortstellung usw. in den Kreis der Besprechung. Da der Anfang des Satzes, namentlich das Wort *taedarum*, unsicher ist, so gibt V. den Herausgebern den Rat, die Worte ungeändert stehen zu lassen und nur den Verlust am Anfang des Satzes kenntlich zu machen[2]).

44, 1, 8 *et in rebus gerendis proconsul ⟨consuli adiutor fuit; proconsul⟩ enim ad exercitum ⟨remansit tribunus militum⟩*. Sinnreich erdacht; die Ergänzung ist freilich, namentlich an der zweiten Stelle, unsicher.

45, 37, 13 ergänzt: *itaque ⟨apparuisset neque⟩ accusatorem hiscere potuisse et supervacaneam . . fuisse*; völlig einwandfrei. Er

---

[1]) Vielleicht kann der Anlaß zum Ausfall augenfällig gemacht werden, wenn man dasselbe Verb, das im Partizip erscheint, auch vorn festhält und schreibt: ⟨. . ., *unus ex amicis adhortatus eum est, ut phalangem arcesseret*⟩. Der Begriff *adversatus* scheint überflüssig, und nun wäre ein Abirren von *rex* zu *ret* anzunehmen.

[2]) Also genau so wie M. Hertz die Stelle bietet (denn *inconsultae* war auch von Kreyßig gefunden worden).

zitiert zwei Stellen, die er schon früher in diesem Sinne geheilt hat: 41, 23, 6[1]) und 45, 37, 2[2]).

5) b. Zerstreute Beiträge.

2, 44, 8 verlangt E. Wolff, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 909 *tabem* statt *labem* und tritt auch 39, 9, 1 für *tabes* (ς) gegenüber *labes* (M) ein.

40, 6, 1 nimmt E. Wolff. WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 911 an der Wortstellung Anstoß und vermutet: *caput et mediae* (*media*?) *canis praecisae pars ad dexteram . .*

40, 57, 6. „Im Zusammenhange unserer Stelle erscheint mir der Genitiv *regum* weniger angebracht als ein von *imminens* abhängiger Dativ; ich möchte deshalb vermuten, Livius habe *regno* (statt *regŭ*) *imminens* geschrieben." E. Wolff, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 912.

III. Quellen, Historisches usw.

6) W. Soltau, Die Anfänge der römischen Geschichtschreibung. Leipzig 1909, H. Haessel Verlag. VI u. 273 S. 8. 6 *M*. — Vgl. E. Z., Lit. Zentralbl. 1909 Sp. 607—609; H. Nissen, WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 1028—1033.

Der Verfasser sucht die Frage zu beantworten, woher die römischen Geschichtschreiber die Überlieferung über die ältesten Zeiten genommen haben, für die es so ausführliche Quellen gar nicht gegeben haben könne. „Alle lebensvollen und individuellen Züge der älteren römischen Geschichte beruhen auf Dichtung und Erfindung. Nicht Mythus, nicht Volkssage, sondern literarische Erfindung ist alles das, was an geschichtlich erscheinenden Berichten einer gleichzeitigen Geschichtsüberlieferung vorangeht". Und zwar waren es vornehmlich die Römerdramen und die Dichtungen der Epiker, die den Historikern den Stoff darboten (vgl. JB. 1909 S. 16 f.). wie auch die griechische Geschichtschreibung nicht ohne Bedeutung für die römische Annalistik blieb[3]). Sodann waren es die sogenannten Laudationen, durch die geradezu Fälschungen in die Geschichtsdarstellung hineinkamen, indem in ihnen die Erfindungen der Dichtung Aufnahme fanden und rednerische Ausschmückung aller Art ihr Wesen trieben. Dies wird an zahlreichen Beispielen eingehend erörtert.

---

[1]) *manereque id decretum ⟨sciremus, quo caveramus⟩ scilicet* usw.; hier habe ich, um ein Homoioteleuton zu erlangen, *decretum ⟨sciremus, quo erat cautum⟩* geschrieben.

[2]) war zu schreiben: *neque ⟨dixerunt seditiose quicquam neque⟩ fecerunt*; ebenso S. 1101, wo dasselbe Versehen an 6 Beispielen begegnet.

[3]) Die Erzählungen, die Herodot nachgebildet sind, erwähnt H. Kallenberg JB. 1909 S. 256.

Der Inhalt gliedert sich folgendermaßen: 1. Einleitung, 2. die Römerdramen, 3. Ennius' Annalen, 4. der Einfluß der griechischen Historiker auf die römischen Annalisten, 5. Folgerungen aus den Ergebnissen 2.—4., 6. die Laudationen, 7. die zeitgeschichtlichen Memoirenwerke der Griechenzeit und ihr Einfluß auf die Rekonstruktion der Geschichte früherer Epochen, 8. Relativer Wert der Familienarchive für die Feststellung der älteren Geschichte, 9. Überreste offizieller Aufzeichnungen vor Beginn einer gleichzeitigen Stadtchronik, 10. Ältere und jüngere Annalistik, 11. Schlußübersicht: Anhang 1 die nachweisbaren praetextae, Anhang 2 zu den Konsularfesten 245—454, Anhang 3 Herodot bei römischen Historikern. Register.

Soltau geht mit bewundernswertem Scharfsinn zu Werke und liefert ein Werk, dessen Ergebnissen man im allgemeinen Zustimmung nicht versagen wird. Er benutzt die Vorarbeiten und sucht unter Annahme alter, dunkler Familientraditionen die Entwicklung dieser darzustellen. Er verfährt mit großer Entschiedenheit und wendet sich gegen die modernen Forscher, wobei Ettore Pais, wohl mit Unrecht, besonders schlecht fährt.

7) W. Soltau, Die Entstehung der Romuluslegende. Archiv für Religionswissenschaft XII (1906) S. 102—125.

Naevius führte in seiner praetexta, den Alimonia Remi et Romuli, nach dem Vorbilde von Sophokles' Tyro den Römern ein dramatisches Bild ihrer Gründungsgeschichte vor. Diese dichterische Erfindung fand allgemeinen Beifall. Von da ab erzählten der Grieche Diokles wie der Römer Fabius gleich gläubig die Legende von Romulus nach, die Ennius endlich noch durch die Apotheose des Romulus krönte.

8) G. de Sanctis, La légende historique des premiers siècles de Rome I. Journal des savants III S. 126—132.

Verfasser spricht sich dahin aus, daß für die älteste Geschichte Roms die epischen Lieder die Überlieferung gebildet hätten. An den Einfluß griechischer Sagen glaubt er nicht, wohingegen man römische Legenden nicht für Erfindungen der Annalistik halten könne. An die Dichtungen als älteste Form der geschichtlichen Darstellungen dachte zuerst J. Perizonius, Animadversiones historicae (Amsterdam 1685) S. 207.

9) E. Pais, Ricerche storiche e geografiche sull' Italia antica. (Torino 1908) S. 111—114,

handelt von dem Orte, wo die Schlacht der römischen und der tarentinischen Flotte im Jahre 210 v. Chr. stattfand. Überliefert ist bei Liv. 26, 39, 6 *ad Sapriportem*, was die Herausgeber (Wßb., Mg., Luchs) unverändert lassen mit der Bemerkung: „der Ort ist nicht weiter bekannt", und Wßb. warnt davor, ihn mit

Sacriportus (in Latium) zu verwechseln. Pais schreibt *ad Satyri portum* und sucht den Ort östlich von Tarent. Allein die Lage des Ortes scheint westlich davon angesetzt werden zu müssen, wodurch die Änderung, obwohl ein bekannter Name dadurch gewonnen wird, an Glaubwürdigkeit verliert.

10) R. Pichon, L'histoire d'Otacilius dans Tite-Live. Revue des études anciennes X (1909) S. 169—172.

Verf. kritisiert die Geschichtschreibung des Livius und nennt sie „beschränkt". Daß T. Otacilius bei der Konsulwahl des Jahres 211 v. Chr. durchfiel, erklärt P. aus der Antipathie, die die Aristokratie gegen kühne Neuerer hatte. Daher die Rede des T. Manlius Torquatus gegen ihn (26, 22, 5 ff.), der selbst auf die Wahl verzichtete, um den Otacilius mit zu Fall zu bringen.

11) Konrad Lehmann, Zur Geschichte der Barkiden. Klio, Beiträge zur alten Geschichte IX (1909) S. 274—290. — Vgl. Fr. Reuss, WS. f. klass. Phil. 1909 S. 1058 f.

Die Abhandlung enthält eine Ergänzung zu des Verf. Buch 'Die Angriffe der drei Barkiden auf Italien' (s. JB. 1906 S. 28 ff.). Hier war die Behauptung aufgestellt, daß Hannibal über den Kleinen St. Bernhard gegangen, wobei einzelne Tagemärsche von 40 km angenommen wurden. Diese „unmöglichen Marschleistungen" veranlaßten die Kritik, Einspruch zu erheben und in ihnen einen Hauptgrund gegen die St. Bernhard-Theorie zu sehen. Verfasser unternimmt es daher, aus militärischen Handbüchern den Nachweis zu führen, daß, wenn es die Lage erforderte, die Kriegsmärsche ganz außerordentlich ausgedehnt wurden und sich bis zu 40—50 km, ja noch mehr steigerten. Es brauchte für Hannibals Truppen keineswegs eine Unmöglichkeit zu sein, den Alpenweg über den Kleinen St. Bernhard in 15 Tagen zurückzulegen. Sein ganzer Kriegsplan beruhte ja darauf, so schnell wie nur irgend möglich nach der Po-Ebene zu gelangen und durch überraschende Schnelligkeit dem Gegner zuvorzukommen.

Am Schluß (S. 286 ff.) gibt der Verfasser drei Exkurse: 1) Inhaltsangabe von 'Hannibals Alpenweg' (s. JB. 1909 S. 21 ff.); 2) das „erste Hindernis" mit einer kleinen Modifikation des früher darüber Gesagten; 3) die Tagezählung.

12) P. Viereck, Die Festsetzung der Grenze im Frieden des Antiochus. Klio, Beiträge zur alten Geschichte IX (1909) S. 371—375.

Verf. wendet sich gegen Mommsen, welcher RF. II S. 510 ff. die Überlieferung über den Frieden mit Antiochus einer genauen Untersuchung unterzogen hat. Aus dem Zuge des Volso nach Pamphylien und aus seinen Unterhandlungen mit dem Komman-

danten von Perge lasse sich nicht darauf schließen, daß der Kestros (dies sei der von Liv. 38, 15, 7 erwähnte *fluvius Taurus*) als Grenze festgesetzt war. Denn als Volso nach Termessos heranrücke, empfange er die Gesandtschaften aller Städte Pamphyliens und schließe auch mit den Aspendiern, die in dem von Mommsen Antiochus zugesprochenen Teil Pamphyliens wohnen, einen Freundschaftsvertrag. Daß der Kommandant von Perge die Stadt habe räumen müssen, weil es auf dem linken Ufer des Kestros gelegen und dieser Teil Pamphyliens von Antiochus abgetreten worden sei, dessen geschehe mit keinem Worte Erwähnung. Mommsen stütze sich auf den Wortlaut bei Livius; dieser habe aber flüchtig übersetzt, wie sich aus der Stelle bei Polybius ergebe. Außerdem sei der Begriff *cis Taurum montem* ganz feststehend. Zu dem Gebiet, das mit (ἡ Ἀσία) ἡ ἐπὶ τάδε τοῦ Ταύρου bezeichnet werde, gehöre unter anderem auch Phrygien und Lykaonien, überhaupt die Landschaften Kleinasiens, die außerhalb der vom Taurus eingeschlossenen Südküste lägen, was auch mit dem übereinstimme, was Strabo 2, 5, 31, S. 129 über den Taurus und den Begriff τὰ ἐντὸς τοῦ Ταύρου sage. Wie verderbt auch die Worte des Livius seien, so viel gehe aus ihnen sicher hervor, daß mit ihnen eine weitere Grenzlinie, die den Taurus berührte oder von ihm ausging, bezeichnet werden sollte, und diese Linie könne naturgemäß nur eine sein, die, im großen und ganzen von Norden nach Süden laufend, den Machtbereich der Römer von dem des Antiochus geschieden hat. „Da Kappadokien selbständig blieb, mußte die Grenze zwischen Lykaonien und Kappadokien laufen, und damit kam man an den Halys". Aus diesen Erwägungen schreibt er bei Liv. 38, 38, 4 *usque ad Halyn* (*Tanaim* die Hss.) *amnem et* ⟨*ab*⟩ *ea valle* usw. Mit diesen Worten sollte eine Linie bezeichnet werden, die von dem Punkte, wo der Halys sich nach Norden wendet, südlich etwa nach der Grenze von Kilikien und Pisidien verlaufe. Nur Kilikien blieb bei Antiochus, weil es ἐκτὸς τοῦ Ταύρου liege, wie ja deswegen die Ansprüche der Rhodier auf Soli in Kilikien vom römischen Senat zurückgewiesen wurden. Pamphylien wurde von Eumenes und den Römern als diesseit des Taurus liegend in Anspruch genommen. Wenn Antiochus behauptete, es liege wie Kilikien jenseit des Taurus, so faßt er die Gebirgszüge, die Pamphylien halbmondförmig umschließen und im Westen in die Ἱερὰ ἄκρα gegenüber den Chelidonischen Inseln auslaufen, als die westlichen Ausläufer des Taurus, und zwar in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der Geographen. Eumenes aber rechnete als Taurus wohl nur den pisidischen und kilikischen, und dann konnte man freilich von Pamphylien ebenso wie von Lykien sagen, es liege diesseit des Taurus".

Ich hatte mich von der Richtigkeit dieser Ansicht und der entsprechenden Textänderung überzeugt, als der Verf. mir von

ihr Kenntnis gab, und schon vor 4 Jahren mich bei der Neuauflage der betreffenden Bücher ihr angeschlossen.

13) A. Klotz, Zur Literatur der Exempla und zur Epitoma Livii. Hermes XLIV (1909) S. 198—214.

Verf. wendet sich gegen die Dissertation von H. Schendel (Quibus auctoribus Romanis L. Annaeus Seneca in rebus patriis usus sit, Gryphiae 1908) und meint, daß diese es an Genauigkeit in der Vergleichung der Seneca-Stellen mit den Quellen fehlen lasse. Daß die historischen Notizen bei dem Philosophen Seneca auf das große Geschichtswerk des Livius zurückgehen, was Schendel behauptet, sei nicht erwiesen. Die Worte, die mit Livius übereinstimmen, seien durch die Sache selbst gegeben und lange nicht so zahlreich und so beweiskräftig, wie diejenigen, die dagegensprechen. Weit näher berührten sich Seneca und Valerius Maximus, die beide eine Sammlung von exempla benutzt hätten, „die im einzelnen dem Werke des Valerius ähnlich war". Die Vermittelung durch die Epitoma, den Auszug aus dem Livius, der uns in den Periochae und in den späteren Historikern vorliegt, sei gleichfalls ausgeschlossen. Die Sammlung sei in erster Linie zu rekonstruieren aus Seneca und Valerius Maximus, zu denen Pseudo-Frontin, Macrobius und Apuleius hinzuträten und viele andere Schriftsteller Ergänzungen lieferten. Leider wüßten wir von den exempla des Hyginus zu wenig, um ihn als Verfasser dieser Sammlung zu bezeichnen; doch sei die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß gerade die exempla des Hyginus es waren, die für die Folgezeit von maßgebender Bedeutung wurden.

Soweit eine Nachprüfung möglich ist, scheint es allerdings, als wenn auf den Verfasser der Dissertation Ähnlichkeiten im Ausdruck einen zu starken Eindruck gemacht haben. Die Hauptsache bilden freilich die sachlichen Übereinstimmungen, und hier läßt sich aus den Mitteilungen der Periochae und der auf die Epitoma zurückgehenden späteren Schriftsteller ein sicherer Schluß wohl nicht auf die Abhängigkeit von Livius ziehen.

14) G. Veith, Die Eroberung Istriens durch die Römer in den Jahren 178 und 177 v. Chr. Wien 1908, L. W. Seidel & Sohn. 32 S. mit 3 Beilagen. (S.-A. aus „Streffleurs Militärischer Zeitschrift zugleich Organ der militärwissenschaftlichen Vereine" 1908, Band II, Heft 10.) 0,80 *M*.

Verf. behandelt die Eroberung des heutigen Istriens durch die Römer, die uns in einer ziemlich ausführlichen Schilderung bei Livius im Anfang des 41. Buches erhalten ist. Er folgt hierbei der von J. Kromayer inaugurierten Methode, die dieser in den „Antiken Schlachtfeldern" betätigt hat.

Nach einer kurzen Charakterisierung des Kriegsschauplatzes

und Darstellung der Vorgeschichte wird eine Übersetzung der Livianischen Partien gegeben und zunächst festgestellt, daß das erste Lager an das Westufer des damaligen Timavussees in die Ebene zu verlegen, und zweitens der *portus proximus* in der Bucht von Sistiana zu sehen ist, die nur wenige Kilometer von der Grenze gelegen war (beides ebenso bei Weißenborn). Hieraus folgt die Position der Landarmee, die Stellungen und Wege der Histrer, die Einnahme von Nesactium nebst Mutila und Faveria und die mutmaßliche Lage dieser Städte. Gesichert ist nur die von Nesactium; es lag auf einer Anhöhe etwas über 1 km nordöstlich des Dorfes Altura, 11 km nordöstlich von Pola.

15) W. Schnupp, Die Bildungsziele des Gymnasiums und der lateinische Stil. Bl. f. d. Gymnasialschulwesen 1909 S. 14 ff.

Verf. ist für eine Beschränkung auf eine Auswahl der besten Abschnitte (S. 20) und bemerkt S. 21, Anm. 1: „die Lektüre des Livius könnte auf ein Mindestmaß eingeschränkt werden oder ganz wegfallen".

Berlin. H. J. Müller.

2.

Caesar.

Beiträge zur Kritik des Bellum Gallicum.

In den Jahresberichten des Philol. Vereins vom Jahre 1894 habe ich (S. 214—391) die Textgestaltung in meiner kritischen (und Schul-) Ausgabe des Bellum Gallicum zu rechtfertigen begonnen. Meine Absicht, im folgenden Jahre Fortsetzung und Schluß dieser Abhandlung zu liefern, wurde durch verschiedene Umstände bisher vereitelt. Jetzt, wo ich freier über meine Zeit verfügen kann, möchte ich — meinem in der Vorrede zur 2. Auflage meiner Schulausgabe gegebenen Versprechen gemäß — zunächst die vorgenommenen Streichungen zu begründen versuchen.

Eine größere Interpolation liegt nach meiner Überzeugung gleich im ersten Kapitel vor: die §§ 5—7 können nicht von Caesar herrühren. Schon das erste Wort (*eorum*) ist unmöglich: es hat gar keine Beziehung. Gemeint ist natürlich *Gallorum*. Aber dieses Wort läßt sich nicht einsetzen: *Gallorum una pars, quam Gallos obtinere dictum est,* ist undenkbar. Alle Besserungsvorschläge, die gemacht worden sind, haben weder äußere noch innere Wahrscheinlichkeit. Das letztere schon darum nicht, weil Caesar diesen ganzen Abschnitt, wenn er wirklich von ihm stammte, sicherlich nicht an diese Stelle gebracht hätte, sondern nach § 2. Und auch dort könnte er nur stehen, wenn die Worte in § 2 *Gallos ab A. . . . . Sequana dividit* fehlten. Aber diese kurze geographische Bemerkung in § 2 ist jedenfalls echt und reicht für Caesars nächsten Zweck vollständig aus.

Die §§ 5—7 stehen aber nicht nur an einer ganz falschen Stelle, sondern unterbrechen auch den Zusammenhang in störender Weise. Nach der handschriftlichen Überlieferung gibt Caesar zunächst eine kurze Bemerkung über die Dreiteilung des gesamten Galliens und die Grenzen der drei Hauptstämme. Dann kommt eine Bemerkung über die in § 1 zuerst und in § 2 zuletzt erwähnten Belgae und ihre außerordentliche Tapferkeit; im Anschluß daran einige Worte über die Helvetier, die tapfersten des eigentlichen Keltenlandes. Nun folgt in unseren Texten eine nochmalige längere, vielfach unklare und bedenkliche Bemerkung über die Grenzen der drei Hauptteile, und in Kap. 2 wieder etwas über die Helvetier. Solcher Wirrwarr ist Caesar nicht zuzutrauen. Streicht man da-

gegen die drei Paragraphen 5—7, so nimmt die Darstellung einen ganz natürlichen und tadellosen Verlauf. Caesar hat darum die Erwähnung der Helvetier und ihrer hervorragenden Tapferkeit an seine Bemerkung über die Kämpfe der Belger mit den Germanen angeschlossen, weil er so auf die natürlichste Weise zu dem Helvetierkrieg überleitete und seine Leser zugleich auf die nächsten Kriege, die mit den Germanen und mit den Belgern, vorbereitete.

Das Gesagte genügt eigentlich, um die Unechtheit der drei Paragraphen zu erweisen. Aber die Stelle selbst bietet noch mancherlei Anstoß. Sie bringt erstens überflüssige Wiederholungen und nach dem in § 2 Gesagten Selbstverständliches (*continetur Garumna flumine, finibus Belgarum — Belgae ab extremis Galliae finibus oriuntur*). Ferner sind manche Angaben unzureichend: Caesar hätte sicherlich, wenn er überhaupt Völkerschaften aufzählen wollte, deren Gebiet an den Rhein stieß, wenigstens noch die Treverer erwähnt, vielleicht noch einige andere, und nicht bloß die Sequaner und Helvetier. Unvollständig sind auch die Angaben über die Grenzen: bei den eigentlichen Galli und den Aquitani fehlt wenigstens die provincia, bei den Belgae der Ozean. Drittens aber sind die Angaben über die Himmelsgegenden, nach denen die drei Hauptteile Galliens liegen, unhaltbar. Von welchem Standpunkte aus sind denn die Bestimmungen *ad septentriones*, *in septentrionem et orientem solem*, *inter occasum solis et septentriones* gegeben? Man sollte meinen, Caesar, der für seine Römer schrieb, würde sie von Rom aus orientiert haben, und wenn er auch keinen Kompaß besaß und keine so schönen Atlanten, wie wir, so wußte er doch ganz genau, daß von Rom aus alle drei Teile von Gallien nordwestlich lagen. Von Rom aus sind also diese Angaben nicht gemacht. Von wo dann? Von der Provincia aus, sagen die Erklärer. So? wirklich? Aber Caesar hätte unzweifelhaft, wenn sich seine Leser in Gedanken in die Provincia versetzen sollten, dies gesagt. Und was konnte ihn bestimmen, gerade vom Standpunkt der Provinz aus diese Angaben zu machen? Hielt er sich, als er die Worte schrieb, in der Provinz auf? Nein, sondern, wenn er am Ende jedes Kriegsjahres im Winter seine Aufzeichnungen machte, in Oberitalien, oder, wenn er im Winter 52/51 schrieb, in Bibracte und im nächsten Jahr wieder in Oberitalien. Von allen diesen Gegenden aus sind die geographischen Bestimmungen in den §§ 5—7 falsch. — Doch nehmen wir einmal an, er hätte aus irgend einem uns unbekannten und unverständlichen Grunde die Lage des Belger-, Kelten- und Aquitanierlandes von der Provinz aus bestimmen wollen, sind denn dann jene Bemerkungen richtig? Vom Standpunkt der Provinz aus konnte er ja allerdings sagen, Gallien liegt nach Norden; aber er mußte dann dasselbe von Belgien sagen; und von Aquitanien hätte er sicherlich gesagt, es liege nach Westen. Aber was heißt:

von der Provinz aus? Caesar hätte doch von einem bestimmten Punkte aus seine Angaben gemacht, also etwa von Narbo oder meinetwegen von Tolosa aus, und dann sind sie in der Hauptsache falsch. Nur einen einzigen Punkt gibt es, von dem aus man jene Bestimmungen allenfalls gelten lassen könnte: die südwestlichste Ecke der Provinz, in unmittelbarer Nähe der Pyrenäen. Aber sollte wirklich jemand glauben, daß Caesar von dieser Stelle aus seine Angaben gemacht habe?

Nun macht man freilich immer wieder geltend, die Alten hätten ganz falsche Vorstellungen von der geographischen Lage verschiedener Länder, z. B. Britanniens und Spaniens, gehabt. Das ist ja richtig. Aber kann wirklich jemand im Ernste glauben, daß Caesar, der sich so viele Jahre in Gallien aufgehalten und das Land nach den verschiedensten Richtungen durchzogen hat, von diesem Lande so grundverkehrte Anschauungen gehabt habe? Über Gegenden, die die Schriftsteller nicht aus eigener Anschauung kannten, hatten sie oft ganz falsche Ansichten; aber in den Landstrichen, in denen sie sich aufhielten, längere Zeit aufhielten, achteten sie um so mehr auf den Stand der Gestirne, je weniger sie Orientierungsmittel hatten, wie sie uns zu Gebote stehen; und die Himmelsgegenden kannten sie und namentlich Caesar ganz genau.

Endlich sprechen auch sprachliche Gründe gegen die Annahme, daß die drei Paragraphen Caesar zum Verfasser haben. *Belgae ab extremis Galliae finibus oriuntur* ist unklassisch. Vergleichen könnte man höchstens VI 25, 2: (*Hercynia silva*) *oritur ab Helvetiorum finibus*; allein diese Stelle ist ebensowenig cäsarisch wie I 1, 5—7 und stammt vielleicht von demselben sciolus, von dem unsere Stelle verfaßt ist. — Auch *in septentrionem* (§ 6) ist klassisch unmöglich und war so lange unmöglich, als das Sprachgefühl noch nicht erstorben war. Ebensowenig, wie man im Deutschen sagen würde „der Siebenochs", ebensowenig sagte der gebildete Römer *septemtrio*. Erst diejenigen, die die Bedeutung von *trio* nicht mehr kannten oder fühlten, zuerst wohl Provinzialen mit nichtrömischer Muttersprache, gebrauchten *septentrio* im Singular. Nun wäre es ja leicht, in § 6 den Plural herzustellen wie in den §§ 5 und 7, aber geraten ist dies, wie die Sachen liegen, nicht.

Das waren die Gründe, die mich seiner Zeit bestimmt haben, die ganze Stelle als unecht einzuklammern, Gründe, die ich i. J. 1893 in einer Sitzung des Philologischen Vereins entwickelt habe. Ähnliche, z. T. dieselben Bedenken sind schon manchem beim Lesen dieser Stelle aufgestoßen. Als ich z. B. anfing, in jener Sitzung des Phil. Vereins über diese Paragraphen zu sprechen, riefen mir mehrere Mitglieder des Vereins zu: „Interpolation: zu streichen!" (Den Mitgliedern war mitgeteilt worden, über welche Stellen ich sprechen würde.) J. Lange, der schon mehrmals sehr

sorgfältige und scharfsinnige Untersuchungen über Caesar veröffentlicht hat, führt, ohne daß er von meinen Gründen eine Ahnung haben konnte, fast dieselben Gründe an, um die Stelle als interpoliert zu erweisen (Jahrb. f. class. Phil. 1896 S. 706 und Progr. Neumark 1896 S. 17). Auch Bacher, der zuerst (1866) die Stelle für unecht erklärt hat und dessen Abhandlung ich Anfang der achtziger Jahre gelesen, über die ich mir aber leider gar keine Notizen gemacht habe, wird wahrscheinlich ähnliche Bedenken geäußert haben. J. Lange macht an der zitierten Stelle der Jahrb. (S. 706 ff.) noch ein weiteres Bedenken geltend, nämlich die Stellung der Worte *flumen* (*Garumna flumine*) und *montes* (*Pyrenaeos montes*). Caesar stellt nämlich sonst regelmäßig, wenn er ein Appellativum wie *flumen, mons, saltus, oppidum* mit einem Eigennamen verbindet, das Appellativum vor den Eigennamen. Mir war diese Abweichung von seinem sonstigen Sprachgebrauch auch schon aufgefallen; aber da gerade bei *flumen* noch zweimal im B. Gall. und zwar gerade in demselben ersten Kapitel § 2 und II 16, 1, außerdem mehrmals im B. civ. diese auffallende Stellung in allen Hss. sich findet, wollte ich dies Bedenken nicht geltend machen. Sehr bedenklich ist, darin hat J. Lange unbedingt recht, jedenfalls *Pyrenaeos montes* und nicht ohne Bedenken *Garumna flumine*.

Ist nun wirklich die zweite Hälfte des ersten Kapitels unseres B. Gall. ein späterer Zusatz, d. h. eine an unrechter Stelle in den Text geratene Randbemerkung eines alten Lesers, so folgt ganz von selbst, daß auch c. 16, 2 die Worte, die sich auf c. 1, 5 berufen, *quod Gallia sub septentrionibus, ut ante dictum est, posita est*, ein späterer Zusatz sein müssen. Sprachlich ist das ungeschickte *ut ante dictum est, posita est* auffallend und Caesar nicht zuzutrauen.

Darauf, daß gerade geographische Bemerkungen in unserem Caesartext nicht von Caesar herrühren, ist schon öfter, namentlich von H. Schiller, hingewiesen worden. Auch das ganze 10. Kpitel des 4. Buchs ist zweifellos ebenfalls eine in den Text geratene Randbemerkung eines alten Lesers. Dieses Kapitel ist schon öfter, z. B. von Frigell, v. Göler, für unecht erklärt worden. Gründe führt, soviel ich sehe, keiner an.

Auffällig ist zunächst, daß sich durch die Erwähnung eines Flusses, Mosa, Caesar, was er sonst nirgends tut, zu einem längeren Excurs nicht bloß über diesen Fluß, sondern auch, wozu gar kein Anlaß hier vorlag, zu ganz überflüssigen, zum Verständnis seiner Erzählung nicht das geringste beitragenden Bemerkungen über den Rhein sollte haben verführen lassen. Es ist schon öfter bemerkt worden, daß er nur dann eine kurze geographische Bemerkung einflicht, wenn diese zum Verständnis seiner Darstellung wesentlich beiträgt. Daß das ganze Kapitel überflüssig ist, wird jeder zugeben; daraus aber ergibt sich natürlich noch nicht notwendig, daß es auch unecht ist. Caesar könnte ja einmal von

seiner sonstigen Kargheit aus Gründen, die uns unbekannt sind, oder auch ohne besonderen Grund, abgewichen sein.

Aber in dem Texte selbst ist gar zu vieles, was gegen Caesar als Verfasser spricht. Zuvörderst enthalten § 1 und 2, wie sie überliefert sind, Unsinn, und alle Heilungsversuche sind mißglückt. Im einzelnen ist folgendes zu bemerken. Gleich der Anfang stimmt nicht: die Maas entspringt gar nicht auf den Vogesen, sondern auf dem Plateau von Langres, und daß Caesar, der wiederholt auf dem Plateau von Langres gewesen ist und auch die Vogesen kannte, diesen Fehler gemacht haben sollte, ist sehr wenig wahrscheinlich. Allerdings fügt der Verfasser des fraglichen Kapitels zu *monte Vosego* hinzu: *„qui est in finibus Lingonum"*. Aber sollte jemand im Ernste glauben, daß Caesar den mons Vosegus, der auch lautlich genau dem französischen Vosges, dem deutschen Was(i)genwald, Was(a)genstein entspricht, bis ins Gebiet der Lingonen ausgedehnt, oder daß er die mäßigen, durchschnittlich etwa 400 m hohen Erhebungen des Plateaus von Langres mit den etwa 900—1400 m ansteigenden Bergen der Vogesen, die er ja auch aus eigener Anschauung kannte, verwechselt habe?

Dann kommt die Erwähnung der Batavi. Dieses tapfere und berühmte Volk kommt sonst nirgends bei Caesar vor: nach seiner sonstigen Darstellung muß man durchaus annehmen, daß das ganze Gebiet der Maas- und Rheinmündungen den Menapiern gehörte. Wenn nun J. Wormstall (Über die Wanderung der Bataver nach den Niederlanden, Münster 1872) und F. Stolle (Progr. Schlettstadt, 1897) recht haben mit ihrer Behauptung, daß die Bataver erst unter Augustus in dem Rheindelta sich niedergelassen haben — und ich glaube, der Beweis dafür ist ihnen gelungen —, so dürfte damit auch erwiesen sein, daß die unklare und unerklärliche Stelle im Anfang unseres Kapitels (§§ 1 und 2) nicht von Caesar herrührt. F. Stolle freilich hält nur die Worte *parte quadam ex Rheno recepta . . . . . milibus passuum LXXX* für einen späteren Zusatz, den Rest des Kapitels dagegen für echt cäsarisch. Von den beiden ersten Paragraphen bleiben nach ihm als von Caesar herrührend die Worte übrig: *Mosa profluit ex monte Vosego, qui est in finibus Lingonum, et in Rhenum influit.* Mosa soll nach seiner Erklärung nicht die Maas, sondern die Mosel sein, die erst nach Caesars Zeit die kleine Maas (Mosella) genannt worden sei. Das wäre an sich sehr wohl möglich. Aber gegen Stolle sind doch mehrere Bedenken geltend zu machen. Die geographische Bemerkung: „die Mosel entspringt auf den Vogesen" würde ja richtig sein, aber nicht der Zusatz *qui est in finibus Lingonum*: bis zu den Vogesen dehnte sich das Gebiet der Lingones auf keinen Fall aus. Und außerdem hätte Caesar, worauf ich schon bei anderer Gelegenheit hingewiesen habe, unmöglich V 24, 4 und VI 33, 3 mit *Mosa* ohne weiteren Zusatz die Maas

meinen können, wenn er vorher mit diesem Worte immer die Mosel bezeichnet hatte.

Die nun folgenden Paragraphen (3—5) unseres Kapitels hält Stolle, wie gesagt, für echt. Aber auch gegen diese liegen sehr schwere Bedenken vor. Zunächst ist, wie bemerkt, dieser ganze Abschnitt über den Rhein an dieser Stelle ganz zwecklos. Sodann sind die Angaben über die Uferbewohner teils falsch, teils ungenau, teils unzureichend. Falsch ist gleich der Anfang: der Rhein fließe durch das Gebiet der Nantuaten, wie es in der Handschriftenklasse α heißt. Daß Caesar den Oberlauf des Rheins mit dem der Rhone verwechselt habe, wie Mommsen einmal meinte, glaubt niemand und hat Mommsen später schwerlich selber noch geglaubt. Auch die Lesart von β (Nemetum oder Namnetum) ist unhaltbar. Daß am Oberlauf des Rheins einer dieser Stämme in Caesars Zeit gewohnt haben könne, daran ist gar nicht zu denken. Falsch oder wenigstens sehr ungenau ist ferner die Angabe, der Rhein fließe oder sei damals *per fines Helvetiorum, Sequanorum* usw. geflossen; es hätte heißen müssen *praeter(fluit)*. *Per* fines paßte vielleicht für *Tribocorum*. Die Triboci ferner stehen an falscher Stelle. Ob das Gebiet der Mediomatrici damals bis an den Rhein reichte, ist sehr fraglich. Falsch ist auch, wie wir sogleich sehen werden, in dem Folgenden noch einiges. Unzureichend sind die Angaben insofern, als die Rauraci, die doch sicher am Rhein wohnten, übergangen sind. Auch die Nemeter und Vangionen wären wohl neben den Tribokern zu nennen gewesen. — Falsch ist die weitere Angabe: *ubi Oceano appropinquavit, in plures diffluit partes* und am Schluß *multisque capitibus in Oceanum influit*. Der Rhein hatte nicht eine größere Anzahl (*plures*) Mündungen, sondern nur eine, oder, wenn man die Waal-Maasmündung mitrechnet, zwei; cf. Asinius Pollio (bei Strabo IV, 3, 3 p. 193): *φησὶ δὲ καὶ δίστομον εἶναι (τὸν Ῥῆνον), μεμψάμενος τοὺς πλείω λέγοντας*. Und nun gar die folgenden Worte *multis ingentibusque insulis effectis*! Der Rhein (denn nur von diesem ist die Rede) soll viele und ungeheuer große Inseln an seiner Mündung bilden, und ein großer Teil dieser Inseln *a feris barbarisque nationibus incolitur*! Nicht eine einzige Insel bildet er (abgesehen etwa von der durch Rhein und Waal-Maas gebildeten (Bataver-) Insel). Später als Drusus den Kanal nach dem Zuydersee hatte anlegen lassen, die fossa Drusiana (Yssel), hätte man allenfalls von noch einer ingens insula sprechen können, wenn man diesen Kanal für eine Rheinmündung hielt. Durch die Worte *quarum pars magna a feris barbarisque nationibus incolitur* würde Caesar auch nicht bloß der Wahrheit, sondern auch sich selbst widersprochen haben. Denn IV 1, 1 gingen die Usipeter und Tencterer über den Rhein *non longe a mari, quo Rhenus influit*. Von dieser Gegend heißt es IV 4, 2: *quas regiones Menapii incolebant; hi ad utramque ripam fluminis agros, aedificia vicosque habebant*. Wo

bleibt da Platz auch nur für die Bataver, geschweige denn für die (zahlreichen) *ferae barbaraeque nationes*? Und alles das stellt der Verfasser als Caesars eigene Erfahrung, als Tatsache hin, ohne einen Zusatz, „wie man erzählt". Erst zuletzt heißt es: *ex quibus sunt qui piscibus atque ovis avium vivere existimantur.*

Zu all diesen schweren sachlichen Bedenken, die gegen Caesars Autorschaft sprechen, kommen nun noch sprachliche Anstöße. Gleich in § 1 heißt es *parte quadam ex Rheno recepta. Parte ex Rheno*, nicht *parte Rheni*? Welcher verständige Römer drückt sich so aus? — In § 4 teilt sich der Rhein in mehrere Arme, nachdem er viele gewaltige Inseln gebildet hat (*in plures diffluit partes multis ingentibusque insulis effectis*). Sollte er nicht lieber umgekehrt die vermeintlichen Inseln bilden, nachdem er sich in mehrere Arme geteilt hat?! Das ist kein Latein, cäsarisches auf keinen Fall. — Bedenklich ist auch *ex quibus sunt qui*. — Endlich bedeutet *caput fluminis* sonst die Quelle, nicht die Mündung eines Flusses.

K. Thomann (Progr. Zürich 1874 S. 3) sucht die Echtheit des Kapitels dadurch zu erweisen, daß er bemerkt, schon Strabo und Asinius Pollio schienen das Kapitel gelesen zu haben. Denn Strabo zähle als Anwohner des Rheins die gleichen Völker und in der gleichen Reihenfolge auf wie Caesar. Auch spiele er auf die Worte *multis capitibus in Oceanum influit* an mit der Bemerkung, Asinius Pollio tadle diejenigen, welche dem Rhein mehr als zwei Mündungen beilegen. Dem Ausdruck *citatus fertur* entspreche bei Strabo ὀξύς ἐστι. Aber die Übereinstimmung zwischen Strabo und dem vermeintlichen Caesar ist 1) nicht vollständig (denn Strabo weiß nichts von den Nantuaten, fügt auch mit Recht die hier fehlenden Menapier noch hinzu, weiß auch nichts von den Batavi), 2) auch nicht auffallend (denn beide Verfasser bieten nichts weiter als Dinge, die entweder bekannt waren oder die man aus Caesar selbst erschließen oder vermuten konnte; höchstens ist vielleicht die Stellung der Triboci auffallend). Folglich ist es nicht unbedingt notwendig, daß einer von beiden Verfassern von dem andern abhängt. Aber nehmen wir einmal an, es sei der Fall, kann dann nicht ebensogut der Geograph von BG. IV 10 den Strabo vor sich gehabt haben, wie Strabo diesen? Und wenn Asinius Pollio auch gelegentlich gegen Caesar polemisiert, muß er es auch bei seiner obigen Bemerkung über die Rheinmündungen getan haben? Wissen wir denn, daß nicht auch andere Schriftsteller dem Rhein mehr als zwei Mündungen zugeschrieben haben? Der Beweis von der Echtheit des Kapitels ist also nicht gelungen. Hinweisen möchte ich zum Schluß noch auf die große Verschiedenheit der Überlieferung in den beiden Handschriftenklassen.

Ein noch viel umfangreicherer Zusatz zu Caesars Werk liegt vor im 6. Buch. Die vier Kapitel 25—28 können ebenfalls nicht von Caesar herrühren. Caesar verspricht VI 11, 1, er wolle *de*

Galliae Germaniaeque moribus et quo differant hae nationes inter sese proponere. Das tut er dann auch wirklich in c. 11—24. Und c. 25—28? Die gelegentliche, aber in dem Zusammenhang durchaus gerechtfertigte Erwähnung der silva Hercynia veranlaßt den für Geographie und allerlei Merkwürdigkeiten sich interessierenden Besitzer eines Exemplars des Bell. Gall. zu einem dem Geiste und der Art Caesars ganz widerstrebenden, weil überflüssigen und zwecklosen, Exkurs über dieses Waldgebirge und die in ihm lebenden Wundertiere. Und diese sonderbare, höchst sonderbare Abschweifung soll der gerade in geographischen Dingen so wortkarge und selbst die wünschenswertesten und fast notwendigen Aufklärungen uns vorenthaltende und sich stets streng an sein Thema haltende Caesar sich erlaubt haben, wo er über die Sitten der Gallier und Germanen und ihre Verschiedenheiten sprechen wollte?!

Und nun das Einzelne! Was mag sich der Verfasser des 25. Kapitels unter Hercynia silva gedacht haben? Nach seinen Angaben scheint er den Schwarzwald, den schwäbischen und fränkischen Jura mit ihren Ausläufern, den bayrischen und Böhmerwald, das böhmisch-mährische Berg- und Terrassenland und die Karpathen zusammengefaßt zu haben. Die Breite dieses Gebirgszuges (Hercynia, Orkynia, Arkynia bedeutet nach Zeuss „Erhebung, Bergland") beträgt nun nach B. G. VI 25, 1 neun Tagemärsche für einen strammen Wandersmann (*huius Hercyniae silvae . . . latitudo VIIII dierum iter expedito patet*; NB. *patet*, nicht *patere dicitur*! wie denn alle Angaben in diesen 4 Kapiteln ganz bestimmt lauten und als unzweifelhafte Tatsachen hingestellt werden). *Novem dierum iter expedito*, also doch wohl mindestens 2—300 km. An welcher Stelle hat einer von diesen Gebirgszügen diese Breite? Und nun behauptet dieser Caesar, das ganze Gebirge habe diese Breite! — Doch wenn auch Hercynia silva bedeutet: bewaldetes Gebirge, so braucht Caesar das nicht gewußt zu haben, und er kann bei Hercynia silva einfach an ausgedehnte Waldungen gedacht haben. Wenn nun auch Deutschland und die östlich angrenzenden Länder damals mit viel größeren Wäldern bedeckt waren als heutzutage, so soll ein Caesar uns als feststehende Tatsache berichtet haben, auf 150—200 geographische Meilen und mehr sei eine Waldzone von 25—40 Meilen Breite? Und wenn ihm auch von verschiedenen sonst zuverlässigen, glaubwürdigen Männern so etwas als Tatsache berichtet worden wäre, würde er da nicht in Gedanken ein Fragezeichen zu einem solchen Bericht gesetzt und dieses Fragezeichen bei der Wiedergabe eines solchen Berichts in Gestalt eines traditur, fertur, narratur u. ä. zum Ausdruck gebracht haben? Und in oder an solch einem wilden Wald- oder Gebirgsland sollen viele Völkerschaften gewohnt haben: *multarum gentium fines attingit*! Unser Geograph liebt das Viele und Gewaltige; vgl. IV 10, 4 *multis ingentibusque insulis effectis*. Und woher wußte Caesar, daß es in dem da-

maligen Deutschland, von dem er doch eine recht mangelhafte Kunde besaß, keinen Menschen gab, *qui se adisse ad initium eius silvae diceret*? Oder wenn *huius Germaniae* (c. 25, 4) bedeutet „des westlichen, uns Römern bekannten Deutschlands", konnte er wirklich behaupten: *neque quisquam est huius Germaniae, qui . . . dicat*?

Sehen wir uns nun die genaueren Angaben über diese fabelhafte Hercynia silva an, so fällt auf, daß sie anfängt (§ 2) im Gebiet der Helvetier und Nemeter und Rauraker. Der Helvetier? Aber die wohnten ja am linken Rheinufer. Da hat also unser gedankenloser Caesar vergessen, entweder daß er von dem Lande der Germanen, d. h. der rechtsrheinischen Völker sprechen wollte, oder daß er I 2, 3 die Helvetier auf das linksrheinische Gebiet angewiesen hatte. — Weiter die Nemeter und Rauraker. Nach allem, was wir sonst wissen oder aus den Angaben der Schriftsteller erschließen können, wohnten die Nemeter allezeit nördlicher als die Rauraker; nach dem Wortlaut unserer Stelle aber (*oritur ab Helvetiorum et Nemetum et Rauracorum finibus*) müßte man annehmen entweder, daß Caesar keine Ahnung von ihren wirklichen Wohnsitzen gehabt habe, oder daß er nur Namen in ganz willkürlicher Reihenfolge genannt habe, oder daß diese Völkerschaften zu seiner Zeit ihre Wohnsitze einmal für kurze Zeit gegenseitig ausgetauscht haben! Ähnlich wie mit den Nemetes und Rauraci steht es mit den Daci und Anartes. In § 2 müßte es heißen: *pertinet ad fines Anartium et Dacorum*, und nicht *Dacorum et Anartium*.

Zu diesen schweren sachlichen Bedenken und Anstößen kommen nun noch sprachliche. Das erste Wort *huius* zeigt schon, daß die ganze Darlegung über die *Hercynia silva* gemacht ist und gedacht ist als Anmerkung zu c. 24, 2. *Huius* wäre gerechtfertigt, wenn sich c. 25 unmittelbar an c. 24, 2 anschlösse, aber nicht, nachdem in etwa 10 Zeilen von ganz anderen Dingen die Rede war. Der Leser, der c. 25 verfaßte, schrieb die Bemerkung an den Rand zu c. 24, 2. Als diese Randbemerkung später am Ende des Abschnitts über die Sitten der Germanen in den Text geriet, fügte der Schreiber in dem richtigen Gefühl, daß das Wort *huius* keine rechte Beziehung mehr habe, die Worte hinzu: *quae supra demonstrata est*. Daß diese Worte von Caesar herrühren, ist sehr wenig wahrscheinlich. Caesar würde von einer ganz gelegentlichen Erwähnung nicht *demonstrata*, sondern etwa *commemorata* gesagt haben. — Zu Caesars Sprachgebrauch stimmt auch nicht das letzte Wort des ersten Paragraphen (*neque mensuras itinerum*) *noverunt*. Der allgemeine Begriff man wird von Cicero und Caesar nur bei dicunt, tradunt, ferunt durch die 3. Person des Plurals einer Aktivform ausgedrückt, sonst wird stets ein bestimmtes Subjekt genannt. Caesar hätte sicher *Germani* hinzugefügt. — Über *oritur ab Helvetiorum finibus*

als unklassisches Latein ist schon oben zu I 1, 6 gesprochen worden. — *Rectaque fluminis Danuvii regione* soll nach den Erklärern bedeuten: parallel der Donau. Wo findet sich dieser Ausdruck in dieser Bedeutung sonst noch? Nach VII 46, 1 und nach dem sonstigen Sprachgebrauch würde man erwarten, es bedeute: in gerader Richtung auf die Donau zu. — In § 4 soll Caesar sagen: *neque quisquam est . . ., qui se . . . adisse ad initium eius silvae dicat . . . . aut quo ex loco oriatur acceperit,* nachdem er wenige Zeilen vorher gesagt hat: *oritur ab Helvetiorum finibus*! Gemeint ist natürlich *finis* mit dem Worte *initium*. Die Erklärer bemerken zu dieser Stelle: in einem Walde könne das eine Ende so gut wie das andere *initium* heißen. Das ist ganz richtig; aber wenn jemand ein bestimmtes Ende als Anfang bezeichnet hat, so ist für diesen Jemand das andere nicht auch der Anfang, sondern das Ende. Kann wirklich irgend jemand unserem Caesar eine derartige Stümperei zutrauen? — Endlich ist § 5 der Konjunktiv *differant* und *videantur* gerechtfertigt?

Ist nun c. 25 nicht von Caesar, so ist auch das Urteil über die drei folgenden Kapitel gesprochen. Denn diese hängen ja durch den letzten Satz in c. 25 mit dem Vorhergehenden aufs engste zusammen. Aber diese Kapitel selbst enthalten auch sachlich und sprachlich gar mancherlei, was gegen Caesar als Verfasser spricht. Sollte Caesar wirklich, wenn ihm solche Wundermären erzählt worden wären, diese Berichte gläubig hingenommen und als unbezweifelbare Tatsachen, als sein eigenes sicheres Wissen weiter verbreitet haben, ohne durch ein *traditur* oder eine ähnliche Wendung einen leisen Zweifel anzudeuten? Hat er einen Hirsch, ein Renntier mit einem Nashorn verwechselt, oder hat er von dem fabelhaften Einhorn etwas gehört, geglaubt, berichtet, wenn er schreibt: *est bos cervi figura, cuius a media fronte inter aures unum cornu existit*? Ist es einem Caesar zuzutrauen, daß er es ohne Kritik hingenommen und weiter erzählt hätte, wenn ihm berichtet worden wäre: *alces crura sine nodis articulisque habent* und was die folgenden Paragraphen bieten? Diodor (III 27, 2. 3) und Plinius (VIII 39) berichten zwar Ähnliches über gewisse Tiere, aber das sind Raritätensammler, nicht kritisch beanlagte Naturen.

Auch die Sprache enthält manches, was Caesar schwerlich geschrieben hätte. Die Substantivierung *ab eius summo* ist uncaesarisch, *palmae* unklar, und statt *sicut palmae* hätte er wohl eine Wendung gebraucht wie *genus quoddam* (palmarum). — c. 27, 5 *consuetudine* ohne Adjektiv oder Präposition? — c. 28, 4 *adsuescere ad* würde Caesar auch schwerlich geschrieben haben. — Noch einige bedenkliche Wendungen übergehe ich: das Gesagte dürfte genügen.

Noch ein größerer geographisch-ethnographischer Abschnitt hat schon öfter Bedenken erregt: V 12—14. Mit Recht findet

es F. C. Wex in seiner Ausgabe von Tacitus Agricola (Braunschweig 1852) auf S. 245 f. auffallend, daß von Tacitus (Agr. c. 10) unter den Schriftstellern, die über die Gestalt Britanniens geschrieben haben, Caesar nicht erwähnt wird, während er ihn sonst sehr hochschätzt (*summus auctorum divus Iulius*). Es ist danach höchst wahrscheinlich, ja so gut wie sicher, daß Tacitus diese Stelle des B. Gall. nicht gekannt hat, d. h. daß sie nicht in dem Exemplar stand, das dem Tacitus vorlag, oder mit anderen Worten, daß V 12—14 ein späterer Zusatz sind. Daß auch diese drei Kapitel den Zusammenhang in sehr störender und ganz ungerechtfertigter Weise unterbrechen, bemerkt Wex mit Recht. — R. Menge schließt sich Wex an.

Zu den von Wex angeführten Gründen gegen die Echtheit der drei Kapitel läßt sich noch manches hinzufügen. So z. B., daß auch Plinius (Nat. Hist. IV 102) für den Umfang Britanniens sich auf Pytheas, Isidorus und Agrippa beruft, aber kein Wort von Caesar sagt, der doch in c. 13 so genaue Angaben macht. — Ferner berichtet Plinius (N. H. XXII 2), daß die Frauen der Britannier sich den ganzen Körper mit *glastum* bestreichen, so daß sie wie Neger (Aethiopes) aussehen. Bei Caesar V 14, 2 aber heißt es: *Omnes vero se Britanni vitro inficiunt, quod caeruleum efficit colorem, atque hoc horribiliores sunt in pugna aspectu.* Hier ist also von allen Britanniern und in erster Linie von den Männern die Rede. Hätte unsere Caesarstelle schon zu Plinius Zeit in dem Text des B. Gall. gestanden, so hätte Plinius doch wohl auf diesen abweichenden Bericht Caesars hingewiesen. — Sehr bedenklich ist auch der Schluß des Abschnittes (c. 15, 4. 5) über die sonderbare Weiber- oder richtiger wohl Männergemeinschaft. Kein anderer Schriftsteller berichtet etwas derartiges. Sodann ist die *hominum infinita multitudo* (c. 12, 3) recht unwahrscheinlich. Die Behauptung *utuntur . . aere . . . pro nummo* ist für Caesars Zeit unwahrscheinlich, namentlich wenn die folgende Bemerkung *aere utuntur importato* richtig ist.

Auch sprachlich enthält der Abschnitt manches Auffallende. *Belgium* (c. 12, 2) bezeichnet, wenn es von Caesar überhaupt gebraucht worden ist (V 24, 2; 25, 4), nicht das ganze Land der *Belgae*, sondern nur einen bestimmten Teil. — In demselben Paragraphen hat *iis* (oder *his*) *nominibus civitatum* schon längst Anstoß erregt. — 13, 1 *latus tenet* oder *pertinet* klingt nicht caesarisch. — 14, 1. In den Worten *ex his omnibus* hat das *his* keine Beziehung. Von den Bewohnern des Landes, auf welche *his omnibus* gehen soll, ist nur im Anfang von Kap. 12 die Rede, nicht mehr in der zweiten Hälfte dieses Kapitels und in dem ganzen folgenden. Also ist jenes *ex his omnibus* sehr ungeschickt.

Wenn nun auch einzelne der angeführten Bedenken nicht schwerwiegend sind oder sich als unbegründet sollten nachweisen lassen, immerhin bleibt die durch nichts gerechtfertigte Störung

des Zusammenhangs und das Fehlen eines Hinweises auf unsere Stelle bei Tacitus und Plinius bei Gelegenheiten, wo sie nicht unberücksichtigt bleiben durfte und nicht unberücksichtigt geblieben wäre, wenn sie aus Caesars Feder stammte, sehr bedenklich.

Ein nicht so umfangreicher geographischer Zusatz, wie die zuletzt besprochenen, der aber doch auch nicht ganz gering ist, findet sich VI 29, 4. Hier können *profectus per Arduennam silvam, quae est totius Galliae maxima atque ab ripis Rheni finibusque Treverorum ad Nervios pertinet milibusque amplius D in longitudinem patet* aus sprachlichen und sachlichen Gründen nicht von Caesar herrühren. Gleich das erste Wort *profectus* ist unmöglich: nachdem Caesar zum Kriege gegen Ambiorix aufgebrochen war, schickt er den L. Minucius Basilus voraus (*praemittit*) mit dem Bemerken, er komme sogleich nach! Daß das widersinnig ist, hat schon mancher Leser bemerkt, und so ist *profectus* teils getilgt teils in *proficiscens* oder *profecturus* geändert worden. Ganz schön, wenn nur dadurch viel gewonnen wäre! Schreibt man *profecturus*, was eine sehr naheliegende und paläographisch ganz unbedenkliche Änderung (*profect'us*) sein würde, wozu gehören denn die Worte *per Arduennam silvam,* zu *profecturus* oder zu *praemittit*? Doch mag man die Bemerkung *per Ard. silvam e.q.s.* mit dem einen oder mit dem andern verbinden, auf jeden Fall ist sie hier zwecklos, da sie das Verständnis der Operationen in keiner Weise fördert. Aber nicht bloß zwecklos, sondern geradezu störend ist sie an unserer Stelle. Angebracht war eine derartige Bemerkung da, wo der Ardennenwald zum ersten Mal erwähnt wurde, V 3, 4, und dort wird in der Tat eine ähnliche Angabe gemacht. An ihrem Platze wäre sie auch VI 33, 3 gewesen, um die ungeheuren Schwierigkeiten zu veranschaulichen, welche die Verfolgung des Ambiorix bereitete und um das Mißlingen all der gewaltigen Mühen und Anstrengungen zu erklären. Hier ist diese ganze Bemerkung störend, weil der Weg von Neuwied — denn dort ungefähr befand sich Caesar, als er von seinem zweiten Zuge nach Deutschland zurückkam — ins Eburonenland gar nicht über die Ardennen führte, oder wenn man annimmt, daß *Arduenna silva* auch die Eifel umfaßt, doch nur ein kleiner Teil des Eifellandes zu durchziehen war.

Und nun die Angaben über die *Arduenna silva* selbst! Nehmen wir einmal an, daß dieser Ausdruck auch die Eifel und das hohe Venn, ja selbst den Hunsrück mit umfassen sollte und daß er weiter auch die im Westen sich anschließenden Höhen von Artois (die flandrischen Grenzhöhen) in sich schloß, was für eine wahnwitzige Behauptung hätte Caesar ausgesprochen, wenn er gesagt hätte *milibus amplius D in longitudinem patet*! 500 römische Meilen, ungefähr 750 km, sind eine Strecke vom Rhein (von den östlichen Ausläufern der Eifel oder des Hunsrücks) durch Frank-

reich, Belgien, über den Kanal, durch den größten Teil Englands bis nach Wales! Und das soll Caesar geschrieben und geglaubt haben oder seinen Lesern haben aufbinden wollen? Glaubt man wirklich, daß Caesar gar keine Anschauung von Raum, Wegemaßen und Entfernungen gehabt habe, noch dazu von Gegenden, die er wiederholt durchzogen hat?

Nun enthält aber die Angabe über die Arduenna silva auch einen inneren Widerspruch. Wenn sich dieser bewaldete Höhenzug (oder vielleicht nur dieses ausgedehnte Waldgebiet) vom Rhein bis zu dem Nervierland erstreckte, (also nicht einmal bis Calais im Gebiet der Moriner), so ist an eine Längenausdehnung von 500 röm. Meilen erst recht nicht zu denken. Konjekturen, die gemacht worden sind, haben gar keine äußere oder innere Wahrscheinlichkeit. Endlich widerspricht sich Caesar auch selbst, wenn er VI 29, 4 die Worte über die Arduenna silva geschrieben hat. Denn V 3, 4 heißt es über dasselbe Waldgebirge: *quae ingenti magnitudine per medios fines Treverorum a flumine Rheno ad initium Remorum pertinet.* Also hier reicht die silva Arduenna bis zum *initium* (Ostgrenze?) *Remorum*, dort *ad Nervios*! — Daß auch die Stellung Arduenna silva etwas auffallend ist, sei nur beiläufig erwähnt. Mir ist es nicht im geringsten zweifelhaft, daß die Stelle über die Ardennen VI 29, 4 ein späteres Einschiebsel ist. Einige von den angeführten Gründen hat übrigens, wie ich nachträglich sehe, schon Morus vorweggenommen.

Ein späterer Zusatz geographischen Inhalts findet sich noch III 20, 1. Hier bieten die Handschriften folgendes: *cum in Aquitaniam pervenisset, quae pars, ut ante dictum est, et regionum latitudine, et multitudine hominum ex tertia parte Galliae* (oder *Gallia*) *est aestimanda.* Daß Caesar so nicht geschrieben haben kann, sieht jeder Leser sofort, und so hat man denn mit den verschiedensten Mitteln an dem überlieferten Texte herumgedoktort. Man hat *pars* gestrichen, ebenso die Worte *et regionum . . . . multitudine hominum*, hat *ex tertia parte* verändert in *est tertia pars*, ferner *est aestimanda* getilgt oder in *est existimanda* verwandelt. Ich glaube, das Richtige hat Vielhaber vorgeschlagen, der die ganze Stelle *quae pars . . . est aestimanda* streicht. Welche Gründe ihn dazu veranlaßt haben, kann ich augenblicklich nicht feststellen; doch wahrscheinlich sind es ähnliche, wie die, die mich allmählich zu der Überzeugung von der Unechtheit der ganzen Bemerkung gebracht haben. Zunächst sollte man eine Verweisung auf eine frühere Angabe da erwarten, wo Aquitania und der Feldzug des Crassus zum ersten Mal erwähnt wird, d. h. III 11, 3. Zweitens enthält die Stelle, auf die verwiesen wird (I 1, § 1 oder § 7), nichts von dem, was sie nach unserer Stelle enthalten soll. Von *regionum latitudine* und *multitudine hominum* steht kein Sterbenswörtchen in dem ersten Kapitel des ersten Buchs. Außerdem ist die betreffende Bemerkung in jeder Beziehung unrichtig, und Caesar konnte sie gar

nicht aufstellen. Sie muß von jemand herrühren, der Aquitania in dem später üblichen Sinne der Kaiserzeit kannte als das Land, das von den Pyrenäen fast bis zur Loire reichte. Endlich kann die Stelle auch sprachlich nicht von Caesar stammen. Welch kindliches Stammeln: (Aquitania) *quae pars . . . ex tertia parte Gallia(e) est aestimanda*! Bedenklich ist freilich bei Tilgung der ganzen Stelle das zweimalige *cum: Crassus, cum in Aquitaniam pervenisset, cum intellegeret.* Ich habe deshalb geschrieben: *quae, ut ante dictum est, tertia pars Galliae est.*

Auch V 11, 8 können die Worte: *a mari circiter milia passuum LXXX* nach meiner Überzeugung nicht aus Caesars Feder geflossen sein. Wozu können und wozu sollen denn diese Worte gehören? Die meisten Erklärer schweigen vollständig über diese Stelle. Nur Baumstark (Freiburg 1832) sagt: „*milia* Accusativ der *Entfernung*". Dasselbe sagt Doberenz-Dinter mit dem Zusatz: „mit dividit zu verbinden". Walther sagt: „C. gibt nicht die gerade Entfernung der Themse von dem Kanal an, sondern die Länge des Weges, welchen er bis zu diesem Flusse zurückgelegt hat". Fügner bemerkt dazu: „*a mari*, d. h. von der nördlichen Küste". Kelsey schreibt: „*a mari*: from Caesar's landing-place. near Deal. He had no accurate notion about the course of the Thames". Und bei Dosson-Lejay heißt es: „*millia* porte sur *dividit*; cette indication de distance est prise du point de la côte où César débarqua". Das ist alles, was ich in erklärenden Bemerkungen gefunden habe. Ich muß gestehen, daß mir die Sache dadurch nicht klarer geworden ist. Die zuletzt genannten Erklärer meinen wohl: die Entfernung desjenigen Punktes, an dem Caesar die Themse erreichte, betrug ungefähr 80 römische Meilen von dem Landungsplatz Caesars. Das wäre eine verständige und verständliche Angabe und würde uns in die Gegend von Kingston weisen. Aber kann denn dieser Gedanke in den überlieferten Worten liegen? Ich meine, nun und nimmermehr läßt sich aus den Worten unseres Textes: (*Cassivellauni*) *fines a maritimis civitatibus flumen dividit, quod appellatur Tamesis, a mari circiter milia passuum LXXX* durch irgendwelche Interpretationskünste der angegebene Sinn herausdestillieren, und niemals hätte Caesar sich in so unklarer Weise ausgedrückt. Jene Worte würden überhaupt nur dann einen vernünftigen Sinn geben, wenn die Themse im allgemeinen von Norden nach Süden flösse und westlich von ihr das Reich des Cassivellaunus, östlich die Küstenstaaten sich befunden hätten. Aber die Themse fließt bekanntlich im allgemeinen von Westen nach Osten; wie kann sie da in einer Entfernung von 80 Meilen die Seestaaten von dem Reich des Cassivellaunus trennen? Befand sich das letztere nördlich oder südlich von der Themse, so gab es doch auf ihrem anderen Ufer nicht bloß Küstenstaaten, sondern auch Binnenländer und -staaten. Wenn aber Caesar an einer Stelle die Themse erreichte, wo diese

mehrere Meilen weit einen nordsüdlichen Lauf hatte, also z. B. zwischen Oxford und Pangbourne, so wäre es ja allerdings denkbar, daß an dieser Stelle die Themse die Grenze zwischen dem Reich des Cassivellaunus und anderen Staaten gebildet hätte. Aber wären diese anderen Staaten dann lauter Seestaaten gewesen? Ist es ferner denkbar, daß Caesar, der mehrere Tage von seinem Landungsplatz aus bis zu seinem Übergang über die Themse stets dem Lauf der Themse parallel marschiert war, wenige Meilen südlich der Themse, nie etwas gehört haben sollte, daß dieser bedeutende Fluß auf der ganzen Strecke von Westen nach Osten fließe? daß er also gar nicht die Seestaaten von dem Lande des Cassivellaunus trennen konnte? Caesar konnte demnach die fraglichen Worte gar nicht schreiben. Aber er hat sie auch nicht geschrieben. Denn aus V 18, 1 (*Caesar . . . ad flumen Tamesim in fines Cassivellauni exercitum duxit*) ergibt sich, daß die Themse durch das Gebiet des Cassivellaunus floß und nicht dieses Gebiet von den Küstenstaaten trennte. Folglich sind die Worte in V 11, 8 *cuius fines . . . . milia passuum LXXX* unecht. Streicht man diese Worte, so schließt sich auch der folgende Satz: *huic superiore tempore cum reliquis civitatibus continentia bella intercesserant* viel besser und natürlicher an *Cassivellauno* an.

Eine kurze Bemerkung geographischen Inhalts ist noch zu tilgen I 33, 4, wie schon Thomas Bentley gesehen hat: die Worte *praesertim cum Sequanos a provincia nostra Rhodanus divideret.* Bentley bemerkt kurz: „Haec obscura atque inconcinna videntur. ab alia manu apposita putem". Aber er deutet doch wenigstens das eine Bedenken an durch den Zusatz: „Metaphrastes habet *Ῥοδανοῦ μόνον ἀποτέμνοντος Rhodanus solus divideret*". In der Tat müßte mindestens der Begriff „nur die Rhone" ausgedrückt werden; ich hatte früher an *Rhodanus unus* gedacht. Doch auch das würde nicht genügen. Wenn die Germanen ganz Gallien erobert hatten (*cum omnem Galliam occupavissent*), trennte sie nicht bloß die Rhone von der Provinz. Auch würde Caesar schwerlich geschrieben haben: *praesertim cum Sequanos a provincia nostra Rhodanus divideret,* da es sich um die Germanen handelt. Mindestens hätte er zu *Sequanos* die Bemerkung gesetzt: *in quorum finibus Germani consederant.* Endlich schließt sich der folgende Satz: *quibus rebus quam maturrime occurrendum putabat* viel besser an, wenn der störende Zusatz fehlt.

Außer den bisher besprochenen erregen noch einige geographische Bemerkungen in unserem Caesartext Bedenken; doch diesmal will ich nur noch eine besprechen: I 2, 3 und 4, die zuerst von J. Lange (Jahrb. f. klass. Philol. 1896 S. 707 f. und Progr. Neumark 1896 S. 18) für unecht erklärt worden ist. Lange findet es mit Recht auffallend, daß hier das Relativum zweimal (*flumine Rheno, qui* und *flumine Rhodano, qui*) sich an den Eigennamen anschließt, während es sich sonst stets

bei Caesar (10 mal) nach dem Appellativum *flumen* richtet: *flumen Axonam, quod* usw. Er nimmt ferner mit Recht Anstoß daran, daß die Grenzen des Helvetierlandes nur auf drei Seiten angegeben werden, die vierte Seite (die Alpen) vollständig vergessen ist. Endlich macht er auf den auffallenden Widerspruch aufmerksam, in dem unsere Stelle mit c. 1, 4 steht. Dort heißt es von den Helvetiern, daß sie „mit ihren Nachbarn, den Germanen, fast tagtäglich im Streite liegen, indem sie bald ihr eigenes Gebiet verteidigen, bald in deren Land einfallen". Unmöglich konnte Caesar unmittelbar darauf (c. 2, 4) schreiben: *his rebus fiebat, ut et minus late vagarentur et minus facile finitimis bellum inferre possent.* Lange hätte noch hinzufügen können, daß auch noch andere sprachliche Anstöße vorliegen. *His rebus fiebat* ist unberechtigt: es müßte heißen *hac re*; denn es handelt sich nur um die eine Tatsache: *quod undique loci natura Helvetii continentur.* Auch das folgende *qua ex parte* hat schon vielfach berechtigten Anstoß erregt und Änderungsvorschläge veranlaßt. Das Wort *pars* ist überhaupt ein Lieblingsausdruck unseres erklärungssüchtigen Geographen: I 1, 5—7 beginnt gleich: *eorum una pars* und *pars* kommt noch zweimal vor. In c. 2 § 3 und 4 sagt er nach zweimaligem berechtigten *parte* (*una ex parte . . . altera ex parte*) in ganz ungerechtfertigter Weise: *qua ex parte.* III 20, 1 lallt er in kindlicher Weise: *quae pars . . . . ex tertia parte Gallia(e) est aestimanda.* IV 10 gebraucht er dreimal *pars*: § 1 *parte quadam ex Rheno recepta*; § 4 *in plures diffluit partes multis ingentibusque insulis effectis, quarum pars.* V 12—14 findet sich *pars* fünfmal. Ungeschickt ist an unserer Stelle (I 2, 3) auch die Wiederholung derselben Wendung: *qui agrum Helvetium a Germanis dividit* und zwei Zeilen weiter *qui provinciam nostram ab Helvetiis dividit.* Ich meine daher, Lange hat recht, wenn er die beiden Paragraphen streicht.

Einen ähnlichen, ein einzelnes Wort erläuternden Zusatz, wie hier zu *undique*, nur nicht geographischen, sondern historischen Inhalts, finden wir III 7, 1. Hier sind die Worte *superatis Belgis, expulsis Germanis, victis in Alpibus Sedunis* eine ungeschickte, nicht von Caesar herrührende erklärende Randbemerkung zu *omnibus de causis.* An sich wäre natürlich eine erklärende Erläuterung zu diesen Worten recht wohl denkbar; unmöglich aber ist die in unseren Caesartexten stehende. *Superatis Belgis* geht natürlich auf den Inhalt des zweiten Buchs, *expulsis Germanis* auf I 30—54, und *victis . . . Sedunis* auf III 1—6. Caesar würde selbstverständlich die drei Kriege entweder nach der natürlichen Zeitfolge aufgezählt haben (1, 2, 3), oder (allenfalls) umgekehrt (3, 2, 1.). Hier aber haben wir eine durch nichts zu rechtfertigende Ordnung: 2, 1, 3. Das allein würde schon genügen, um zu beweisen, daß die Worte nicht von Caesar geschrieben sein können. Aber sehen wir sie uns trotzdem

doch etwas genauer an. Warum *Sedunis*? Die Veragri, in deren Gebiet der Überfall auf Caesars Kohorten erfolgte, waren mindestens ebenso gefährlich und mußten auf jeden Fall mit erwähnt werden. Außerdem sollte man, wenn nach *omnibus de causis* überhaupt eine spezielle Aufzählung erfolgte, mehr und Besseres erwarten, als hier geboten wird, wenigstens noch die Besiegung der Helvetier und der aremorischen Völkerschaften. Endlich hinken die fraglichen abl. abs. da, wo sie stehen, bedenklich nach.

Ähnliche erklärende Zusätze finden sich in unserem Caesartexte in größerer Zahl. So III 9, 3: *Veneti .... quod quantum in se facinus admisissent intellegebant, legatos, quod nomen ad (apud β) omnes nationes sanctum inviolatumque semper fuisset, retentos ab se et in vincula coniectos, pro magnitudine periculi bellum parare .... instituunt.* Die gesperrt gedruckten Worte sind, wie Mommsen (JB. 20 (1894) S. 203) mit Recht bemerkt, ein müßiger und trivialer Zusatz. Sie sind zur Erklärung der Worte *quantum facinus* von einem Leser an den Rand geschrieben und dann in den Text geraten. Gegen Caesar spricht zwar nicht das Wort *legatos;* denn es wäre ihm sehr wohl zuzutrauen, daß er „militärische Beamte, die in den unterworfenen Gegenden Getreidelieferungen fordern" und die keine wirklichen legati waren, doch mit diesem Namen bezeichnet hätte, „um ihre Verhaftung als ein noch größeres, den Feldzug rechtfertigendes Verbrechen gegen das Völkerrecht darzustellen". Wohl aber spricht gegen ihn 1) daß „von einem Verbum (*intellegebant*) zu gleicher Zeit zwei grundverschiedene Konstruktionen" abhängig gemacht sind, was, wie J. Lange (Progr. Neumark 1896 S. 13) bemerkt, durchaus nicht zu Caesars Schreibweise stimmt; 2) der Konjunktiv *fuisset*: Caesar würde wohl *fuit* geschrieben haben, da er sich gesagt hätte, daß die Veneter und die andern dortigen Völkerschaften schwerlich derartige Erwägungen anstellten; 3) die Worte *et in vincula coniectos*; denn Caesar hat vorher (zweimal) nur von *retinere*, nie von *in vincula conicere* gesprochen; dagegen ist die Neigung zu Steigerungen, zu Übertreibungen, wie wir schon mehrmals gesehen haben und noch öfter sehen werden, eine Eigentümlichkeit des Verfassers vieler Zusätze. Außerdem wirkt das *quantum in se facinus admisissent* kräftiger ohne den nachklappenden Zusatz.

Ähnlich steht es mit V 4, 4: *id factum graviter tulit Indutiomarus, suam gratiam inter suos minui.* Hier sind die Worte *id factum* und die folgenden *suam gratiam inter suos minui* unverträglich. Entweder mufs man daher mit Mommsen (JB. 20, 205) *id factum* streichen oder, wie ich getan habe, den acc. c. inf. Ich halte es für wahrscheinlicher, daß die letzten Worte von fremder Hand zugesetzt sind. Denn *id factum* zu erklären konnte sich ein Leser versucht fühlen; aber wenn der betreffende die

Worte vorgefunden hätte: *graviter tulit Indutiomarus suam gratiam inter suos minui*, konnte er nicht auf den Gedanken kommen, *id factum* zuzusetzen. Außerdem verbindet Caesar *graviter ferre* stets mit einem Objektsakkusativ (*quod dictum, eam rem, ea, eas res*), nie mit einem acc. c. inf. Endlich ist *id factum* inhaltreicher und umfaßt das *suam gr. i. s. minui* in sich.

Ebenso ist V 55, 2; VI 40, 6; VII 48, 1. 19, 2; V 11, 2. 54, 1; VII 65, 5 und 72, 1 eine erklärende Bemerkung in den Text geraten. V 55, 2 heißt es: *neque tamen ulli civitati Germanorum persuaderi potuit, ut Rhenum transiret, cum se bis expertos dicerent, Ariovisti bello et Tencterorum transitu, non esse amplius fortunam temptaturos.* J. Lange (Progr. 1896 S. 20 f.) hat richtig erkannt, daß die Worte *Ariovisti . . . transitu* eine erklärende uncaesarische Randbemerkung sind zu *bis* 1) wegen des ungeschickten Ausdrucks *transitu* statt *fuga* (oder *calamitate*) und 2) wegen der Übergehung der mindestens ebenso wichtigen) Usipeter. (Vgl. oben III 7, 1 die Nennung der Seduni statt der Veragri et Seduni.) Auch gewinne der Satz durch Ausmerzung dieses Einschubs an Übersichtlichkeit und Eleganz.

VI 40, 6 hat Lange (ib. S. 14) ebenfalls die Worte *ut se loco superiore defenderent* als störendes Einschiebsel, Erklärung zu *consilio*, erkannt. Sie stören in der Tat die Konzinnität, und was mit *eo, quod probaverant, consilio* gemeint war, konnte nicht im geringsten zweifelhaft sein. Übrigens würde Caesar auch nicht geschrieben haben *se loco superiore defendere*, sondern *se loci opportunitate defendere.*

Ähnlich, wie hier zu *consilio*, ist VII 48, 1 zu *nuntiis* eine Ergänzung an den Rand geschrieben worden und dann in den Text geraten. *Interim ii*, liest man dort, *qui ad alteram partem oppidi . . . munitionis causa convenerant, primo exaudito clamore, inde etiam crebris nuntiis incitati, oppidum a Romanis teneri, praemissis equitibus magno cursu eo contenderunt.* Pluygers streicht die gekennzeichneten Worte mit Recht. Denn erstens war die Stadt ja gar nicht genommen: die Römer kämpften vor den Mauern der Festung, nur ein paar Leute hatten die Mauern erstiegen; zweitens läßt Caesar von *nuntius* niemals einen acc. c. inf. abhängen, wie denn überhaupt von einem bloßen Substantiv im klassischen Latein sehr selten diese Konstruktion abhängt. Endlich wird durch das Einschiebsel die Darstellung etwas schwerfällig. Der Glossator zeigt auch hier, wie so oft, seine Neigung zum Übertreiben.

Eine ebensolche erklärende Bemerkung, allerdings zu einem ziemlich seltenen Worte, findet sich, wie Paul wahrscheinlich gemacht hat, VII 19, 2. Wir lesen dort: *hoc se colle . . Galli . . continebant generatimque distributi in civitates omnia vada . . . . obtinebant.* Das ungewöhnliche *generatim* sollte jedenfalls durch *in civitates* erklärt werden.

Eine auf Mißverständnis beruhende Erklärung dürfte V 11, 2 vorliegen. V 10, 2 heißt es: *equites a Q. Atrio ad Caesarem venerunt, qui nuntiarent . . . . . prope omnes naves afflictas . . . esse.* Dem entsprechend wird dann berichtet: (Caesar) *ad naves revertitur; eadem fere, quae ex nuntiis cognoverat, coram perspicit.* Hinter *nuntiis* steht aber in β noch *litteris*, in α *litterisque. Litteris* sieht aus, wie eine Erklärung zu *nuntiis*. Nuntius bedeutet bekanntlich ebensowohl Bote wie Nachricht. Dem Schreiber von *litteris* war wahrscheinlich die zweite Bedeutung geläufiger, und da wichtige Nachrichten von Caesar sehr oft *litteris* mitgeteilt werden, setzte er als Erläuterung zu *nuntiis* an den Rand oder über *nuntiis* sein *litteris*. Der Vater von α, der wußte, daß *nuntiis litteris* nicht möglich war, interpolierte dann noch *que*. Zu streichen ist das Einschiebsel auf jeden Fall, wie sich aus c. 10, 2 ergibt. Außerdem ist es ganz undenkbar, daß hier, wo schleunigste Benachrichtigung des Oberfeldherrn nötig war, Atrius sich hingesetzt und mehrere Stunden lang einen ausführlichen Bericht abgefaßt habe, während die Reiter in 1—2 Stunden bei Caesar sein und viel genauer berichten konnten.

Ähnlich dürfte es mit V 54, 1 stehn. *At Caesar*, heißt es dort in unseren Ausgaben, *principibus cuiusque civitatis ad se evocatis alios* (oder *alias*) *territando, cum se scire quae fierent denuntiaret, alios* (*alias*) *cohortando magnam partem Galliae in officio tenuit.* Das ist aber nur eine Konjektur des Aldus; die Handschriften haben etwas ganz anderes. In α heißt es: *cum se scire quae fierent alias cohortando denuntiaret*; in β: *cum sciret deficere, alias cohortando*, also, wie so oft gerade an den unechten Stellen, ein starkes Auseinandergehn der beiden Handschriftenklassen. Die Lesart von β ist unmöglich; die von α ebenfalls, doch ist in α jedenfalls das gemeint gewesen, was Aldus hergestellt hat. Doch ist denn das möglich? Die Worte *cum . . . . denuntiaret* sollten offenbar eine Erläuterung zu *territando* sein. Aber sie stören erstens die Konzinnität (*alios territando, alios cohortando* ist viel schöner), zweitens ist *denuntiaret* hier in uncaesarischer Weise gebraucht. *Denuntiare* bedeutet mit nachfolgendem Akkusativ oder acc. c. inf.: „gebieterisch oder drohend erklären", mit ut „als Gebieter anordnen". Das paßt natürlich hier nicht.

VII 65, 5 sind die überlieferten Worte *a tribunis militum reliquisque, sed et equitibus Romanis atque evocatis equos sumit*, wie man sofort sieht, unmöglich. Mommsen dürfte recht haben, wenn er, wie er mir 1894 schriftlich mitteilte, die Worte *sed et* als entstanden aus *scilicet* ansieht. Da nun eine solche durch *scilicet* eingeleitete Erklärung bei Caesar unmöglich ist und auf eine spätere Entstehungszeit hinweist, so fallen auch die folgenden Worte *equitibus Romanis atque evocatis* als Erklärung von *reliquis*. Auf denselben Gedanken ist auch der vorzügliche Kenner des Lateinischen, Professor M. Cl. Gertz in Kopenhagen, Madvigs

Nachfolger, gekommen: er schreibt in seiner 1896 erschienenen Ausgabe des Bell. Gall.: *reliquisque* [*scilicet equitibus Romanis atque evocatis*] *equos sumit.*

Auch VII 72, 1 ist ein ganzer Satz nichts weiter als eine Erklärung zu dem Worte *derectis.* Caesar schrieb: *fossam pedum XX derectis lateribus duxit.* Der erklärungslustige Leser bemerkte dazu: *ut eius solum tantundem pateret, quantum summa labra distabant.* In der Handschriftenklasse α ist zu *eius* noch zugesetzt *fossae*, statt *summa labra* heißt es dort *summae fossae labra*, und der Indikativ *distabant* ist in den Konjunktiv *distarent* verwandelt. Das Ursprüngliche enthält, wie nicht selten, β. Die Worte *ut . . . distabant* sind durchaus überflüssig: *derectis lateribus* kann ja gar nicht anders verstanden werden.

Ähnliche zur Erklärung beigeschriebene Bemerkungen finden sich noch I 26, 5; II 22, 1; IV 34, 1 und VII 40, 6. An der ersten von diesen Stellen wollte der Schreiber wohl nur, wie an der zuletzt besprochenen den Begriff des *derectus*, so hier den Begriff *continenter* erläutern: *circiter hominum milia CXXX superfuerunt eaque tota nocte continenter ierunt nullam partem noctis itinere intermisso.* Daß die gesperrt gedruckten Worte neben den vorhergehenden nicht bestehen können, sieht ein unbefangener Leser sofort. Nun hat man, auch zur Rechtfertigung unserer Stelle, öfter gesagt, Caesar gebrauche nicht selten, um den ausgesprochenen Gedanken anschaulicher zu machen, mehrere fast gleichbedeutende Wendungen. Das ist richtig, aber doch nur, wenn die Sache dadurch wirklich klarer und anschaulicher wird. Ist das hier der Fall? Nein; der Zusatz enthält gar nichts, was nicht schon in dem vorhergehenden enthalten wäre, und etwas durchaus Nichtssagendes, vollständig Überflüssiges schreibt eben Caesar nicht. Ein Verteidiger unserer Überlieferung schreibt: *tota nocte continenter ierunt; nullam partem noctis itinere intermisso in fines Lingonum die quarto pervenerunt* und erklärt dies so: die Helvetier hätten bei Tage immer geruht und nur Nachtmärsche gemacht. Das ist an sich schon ganz unwahrscheinlich; auch hätte Caesar dies sicherlich klar und bestimmt gesagt; und schließlich müßte es dann doch mindestens heißen: *nullam partem noctium itinere intermisso.*

An der zweiten Stelle (II 22, 1): *instructo exercitu, magis ut loci natura delectusque collis et necessitas temporis, quam ut rei militaris ratio atque ordo postulabat.* Mommsen (l. l. S. 202) erklärt die Worte *delectus collis* für eine Glosse zu *loci natura.* In der Tat ist das letztere nach der vorausgehenden Schilderung (c. 18) vollständig klar und ausreichend. Der schreiblustige Leser bemerkte dazu in seinem Exemplar nach c. 18, 1 (*quem locum nostri castris delegerant*): *delectus collis.* Der Abschreiber setzte dies in den Text und dazu die dann nötige Kopulativpartikel. Durch den Zusatz wird die Symmetrie des Satzes gestört.

Ein Erläuterungsversuch ist auch IV 34, 1 in den Text geraten. *Quibus rebus perturbatis nostris novitate pugnae tempore opportunissimo Caesar auxilium tulit.* Neben *quibus rebus* ist *novitate pugnae* unmöglich, wie längst erkannt ist. Wahrscheinlich liegt auch hier ein — freilich ganz ungenügender — Erklärungsversuch des viel umfassenderen *quibus rebus* vor.

Eine erläuternde Randbemerkung, ähnlich wie II 22, 1 in *delectus collis*, liegt auch, wie Paul (Ztschr. f. d. Gymn. 35, 277 f.) nachgewiesen hat, VII 40, 6 vor. Schon das in α fehlende *et* vor *deditionem significare* erweist diese Worte als Erklärung zu *manus tendere.*

Aber der Besitzer jenes Exemplars, auf das alle unsere Caesarhandschriften schließlich zurückgehn, hatte nicht nur das Bedürfnis zu zeigen, daß er seinen Caesar richtig verstehe, auch nicht bloß zu zeigen, daß er ein über Caesar hinausgehendes geographisches Wissen besitze, sondern auch zu beweisen, daß er Andeutungen militär-technischer und historischer Art wohl verstehe und über solche Dinge gut unterrichtet sei. Das auffallendste Beispiel dieser Art steht II 6, 2. 3. Diese beiden Paragraphen stammen, wie zuerst J. Lange ausgesprochen hat, nicht von Caesar. Er weist mit Recht (Jahrb. f. klass. Phil. 1896 S. 690) darauf hin, daß nach *tanta multitudo* der Plural (*tela*) *conicerent* „für Caesar einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist". Er bemerkt ferner zutreffend (was wohl jeder aufmerksame Leser schon empfunden hat), daß man (nach dem Zusammenhang) erwarten muß: *Belgarum eadem atque Gallorum oppugnatio est haec* statt des überlieferten *Gallorum eadem atque Belgarum o. e. h.* Er weist weiter auf die auffallende, uncaesarische Nebeneinanderstellung von *moenia* und *murus* hin (*ubi circumiecta multitudine hominum totis moenibus undique in murum lapides iaci coepti sunt*), auf die Unhaltbarkeit des hdschr. überlieferten *portas succendunt* und bemerkt, daß durch Beseitigung dieses Einschiebsels die Verbindung der Sätze ein innigeres und festeres Gefüge erhalte. Das genügt schon zum Beweise, daß die beiden Paragraphen nicht von Caesar stammen. Aber es sprechen noch andere Gründe gegen die Echtheit. Zuerst die ungeschickte Stellung der Worte *totis moenibus* (bei Caesar erwartet man *multitudine hominum totis moenibus circumiecta*), ja der Zusatz dieser Worte überhaupt. Ferner muß auch hier das starke Auseinandergehn der beiden Handschriftenklassen stutzig machen. α bietet: *nam cum tanta multitudo lapides ac tela coicerent, in muro consistendi potestas erat nulli*; β: *namque tanta m. l. ac t. coiciebant, ut in muro c. pot. esset nulli.* Absichtliche Änderung liegt hier unzweifelhaft in einer der beiden Klassen vor, und selbstverständlich nimmt man an, daß β der abscheuliche Fälscher ist. Zufällig aber läßt sich hier einmal deutlich nachweisen, daß α absichtlich geändert hat. Der in β überlieferte Text gibt, abgesehen etwa von dem

portas succendunt, einen verständigen Sinn. Die Gallier und Belger, wird da berichtet, pflegten die Stadt, die sie stürmen wollten, mit einer großen Menschenmenge einzuschließen und die Mauern durch einen Steinhagel von Verteidigern zu säubern, dann ein Schilddach zu bilden, so vorzurücken und die Mauer zu untergraben. Das letztere (das Untergraben der Mauer) pflegte dann (*tum*, d. h. *ubi murus defensoribus nudatus erat*) keine Schwierigkeiten zu machen; denn es pflegte eine so große Menge Menschen Steine und Geschosse zu schleudern, daß kein Mensch auf der Mauer standhalten konnte. *Tum* sollte also bedeuten: sodann, darauf. Der Vater von α aber, der jene ganz verständige Bemerkung vorfand, faßte *tum* irrtümlicherweise als damals, in dem vorliegenden Falle, = bei der Belagerung von Bibrax, und suchte nun den folgenden Satz zu dem vorliegenden Fall in Beziehung zu setzen. Das ergibt aber Unsinn. *Tum* kann hier nicht bedeuten damals, jetzt, hier, 1) wegen des Imperfekts: unbedingt nötig wäre dann das Perfekt *factum est* gewesen; 2) wegen des Wortes *tanta: tanta multitudo* gibt nach β einen guten Sinn durch das folgende *ut . . . esset*; es gibt keinen Sinn bei der Lesart von α: es ist im Anfang des Kapitels nicht gesagt, daß der Angriff auf Bibrax mit einer sehr großen Menschenmenge erfolgte; wäre das gesagt worden, dann hätte durch *tanta* darauf zurückgewiesen werden können; 3) weil die folgende Erzählung beweist, daß in dem vorliegenden Fall nicht einmal der Versuch gemacht ist, die Mauer zu untergraben, geschweige denn, daß dies ohne Schwierigkeit gelungen wäre. Also die Lesart von α ist unmöglich, die von β wäre an sich wenigstens möglich. Aber gegen beide ist geltend zu machen, daß sie in störender Weise den Zusammenhang unterbrechen. Was Caesar geschrieben hat, ist tadellos: *Id* (oppidum) *ex itinere magno impetu Belgae oppugnare coeperunt, Aegre eo die sustentatum est. Cum finem oppugnandi nox fecisset, Iccius . . . . nuntios ad eum* (Caesarem) *mittit*. Nach der Schilderung der Belagerungsmethode aber wäre die Fortführung der Erzählung in der überlieferten Weise recht ungeschickt. Besser wäre es schon, wenn der letzte Satz des § 1 (*aegre eo die sustentatum est*) unmittelbar vor § 4 (vor den Worten *cum finem oppugnandi nox fecisset*) stände. Gemeint war ja natürlich auch die ganze Auseinandersetzung über die oppugnatio der Gallier als Erläuterung zu dem Worte *oppugnare* in § 1. Es ist also, wie das bei Glossen öfter geschehen ist (vgl. zu I. 5—7) die Randbemerkung an falscher Stelle in den Text geraten. Ob übrigens die ganze Darlegung sachlich richtig ist oder nur die Vorstellung wiedergibt, die sich der Schreiber gemacht hatte, erscheint mir sehr zweifelhaft.

Sein Wissen zeigen wollte der Glossator auch bei II 20, 1. Hinter *vexillum proponendum* ist die erklärende Bemerkung: *quod*

erat insigne, cum ad arma concurri oporteret schon längst als unecht erkannt worden. Sie ist 1) überflüssig: jeder römische Leser wußte, was vexillum proponere bedeutete; 2) die Symmetrie störend: wie schön und packend ist *vexillum proponendum, ab opere revocandi milites, qui paulo longius . . . processerant, arcessendi, acies instruenda, milites cohortandi, signum dandum*, und wie unerträglich der Zwischensatz des überall seine Bemerkungen machenden hochgelahrten Mannes: 3) sprachlich anstößig: statt des Konjunktivs *oporteret* hätte Caesar *oportebat* geschrieben und *signum* statt *insigne*. Auch die folgenden Worte *signum tuba dandum* rühren schwerlich von Caesar her. Was sollen sie hier neben dem an richtiger Stelle (am Schluß) stehenden *signum dandum*? Das Zeichen zum Angriff wurde eben mit der tuba gegeben. Das wußte wohl jener glückliche Besitzer eines Caesar-Exemplars und schrieb deshalb zu den letzten Worten an den Rand: *signum tuba dandum*! Dies geriet dann an falscher Stelle in den Text.

Unserer Stelle sehr ähnlich ist VII 88, 1, wo die Worte *quo insigni in proeliis uti consuerat* schon von Justus Lipsius dem Caesar abgesprochen sind. Diese Worte, eine Bemerkung zu *eius* (Caesaris) *adventu ex colore vestitus cognito*, klingen, als ob das Tragen des paludamentum eine Besonderheit Caesars gewesen wäre, während doch, wie Lipsius richtig bemerkt, „(cum) id fuerit vulgatissimi moris". Jedes Kind wußte das in Rom. Paul weist noch darauf hin, daß diese Bemerkung sich an *vestitus* anschließe, statt an *colore*, wie man erwarten solle, und über den *color vestitus* nichts beizubringen wisse. Das Wort *insigne* weist auf dieselbe Hand hin, von der der Zusatz in II 20, 1 stammt.

Doch nicht bloß geographisches und militärtechnisches Wissen besaß der Herr, sondern auch geschichtliches. I 40, 5 sagt Caesar in seiner Rede an das Offizierkorps: *factum eius hostis periculum patrum nostrorum memoria;* dann heißt es in unseren Handschriften weiter: *cum Cimbris et Teutonis a C. Mario pulsis non minorem laudem exercitus quam ipse imperator meritus videbatur.* Daß der Indikativ auffällig ist, finden alle Erklärer. Ich meine, er ist nicht nur auffällig, sondern unmöglich. Caesar konnte wohl, wenn er die Rede eines anderen in oratio obliqua wiedergab, seinerseits Bemerkungen im Indikativ einfügen, nimmermehr aber in seine eigene Rede. Der Indikativsatz *cum non minorem laudem . . . . . videbatur* ist also sicher ein fremder Zusatz. Freilich sind die Worte *Cimbris et Teutonis a C. Mario pulsis* nicht wohl zu entbehren, da *eius hostis* und *patrum nostrorum memoria* nicht sofort und ohne weiteres für jeden Hörer (zum größten Teil Centurionen) verständlich war und da auch die Konzinnität wegen des folgenden *factum etiam nuper in Italia servili tumultu* eine genauere Bestimmung erforderte. Ich habe deshalb nach dem Vorgang von Ciacconius mit Umstellung des *cum* geschrieben: *factum eius hostis*

periculum patrum nostrorum memoria Cimbris et Teutonis a C. Mario pulsis [*cum non minorem laudem . . . . meritus videbatur*].

Der Glossator fügte aber auch bisweilen etwas hinzu, was nach seiner Ansicht Caesar übersehen hatte. So VII 55, 2 und 80, 3. An beiden Stellen hat J. Lange (Progr. Neumark 1896 S. 10) das Richtige gesehen. An der ersten Stelle schreibt Caesar: *huc* (nach Noviodunum) *Caesar omnes obsides Galliae, frumentum, pecuniam publicam contulerat; huc magnum numerum equorum . . . . miserat.* Jener aufmerksame Leser vermißte die Erwähnung des schweren Gepäcks und fügte deshalb hinter *pecuniam publicam* die Worte ein: *suorum atque exercitus impedimentorum magnam partem.* Aber Caesar hatte die impedimenta hier absichtlich nicht erwähnt und konnte sie nicht erwähnen, weil sie sich gar nicht in Noviodunum befanden, sondern in Agedincum. Vgl. VII 10, 4: *duabus Agedinci legionibus atque impedimentis totius exercitus relictis.* Daß sie sich auch während der in c. 55 erzählten Ereignisse noch dort befanden, ergibt sich aus 57, 1 (*supplemento . . . relicto Agedinci, ut esset impedimentis praesidio*) und 62, 10 (*revertitur Agedincum, ubi impedimenta totius exercitus relicta erant*). Daß 55, 2 die Worte *suorum atque exercitus impedimentorum magnam partem* wirklich nicht von Caesar geschrieben sind, ergibt sich nach Langes schlagender Beweisführung auch daraus, daß in § 5—8 desselben Kapitels genau berichtet wird, was aus den obsides, dem frumentum, der pecunia und den equi geworden ist, während über das Schicksal der impedimenta kein Wort gesagt wird. Auch auf die Störung der Konzinnität durch das Einschiebsel macht Lange aufmerksam.

VII 80, 3 liegt die Sache ähnlich. Die Überlieferung lautet hier: *Galli inter equites raros sagittarios expeditosque levis armaturae interiecerant.* Lange nimmt Anstoß an der Wendung *expeditos levis armaturae*, da Caesar sonst für die betreffende Truppengattung das bloße *expediti* gebraucht oder *pedites levis armaturae.* Wichtiger aber ist der zweite Grund, den Lange anführt, daß nämlich § 7 wohl gesagt ist (equitibus) *in fugam coniectis sagittarii circumventi interfectique sunt*, aber von der leichten Infanterie nicht die Rede ist. Daß hier nur sagittarii erwähnt waren, wird dadurch noch wahrscheinlicher, daß auch VII 36, 4 Vercingetorix nur sagittarii zwischen den Reitern hat. Der Glossator vermißte jedenfalls das leichte Fußvolk, weil bei Caesar öfter neben der Reiterei (und den Bogenschützen) auch expediti oder levis armaturae milites erwähnt werden. Aber nur bei den Germanen und bei Caesars Reiterei finden sich diese, nicht bei den Galliern.

Interpolationen so schlimmer Art, in denen der Verfasser Caesars Text verbessern oder durch Zusätze verschönern wollte, finden sich noch an verschiedenen Stellen, wie I 38, 1. 39, 4. 47, 2.

An der ersten Stelle lesen wir: *cum* (Caesar) *tridui viam processisset, nuntiatum est ei Ariovistum cum suis omnibus copiis ad occupandum Vesontionem .... contendere triduique viam a suis finibus profecisse* (α: *processisse* β). *Id ne accideret, magnopere sibi praecavendum Caesar existimabat.* H. Kraffert (Progr. Aurich 1881 S. 13) sagt: „Es ist höchst auffallend, daß, nachdem von Caesar gesagt ist, er habe drei Tagereisen zurückgelegt, dasselbe mit den nämlichen Worten beinahe von Ariovist erzählt wird. Dazu kommt, daß *a suis finibus* nach dem Vorhergehenden ganz unverständlich, *proficere* in einer bei Caesar sonst nicht üblichen Weise gebraucht ist. Der ganze Satz *triduique . . . profecisse* scheint mir alle Kennzeichen einer ungeschickten Interpolation an sich zu tragen". Es ist ganz gewiß eine Interpolation. Das zeigt schon der Anfang des nächsten Satzes. *Id ne accideret* soll sich natürlich auf (*ad*) *occupandum Vesontionem* (*contendere*) beziehen, könnte sich aber nach der handschr. Überlieferung nur auf *triduique viam . . . profecisse* beziehen; und das ist wieder sachlich unmöglich. Nur einem ganz ungewandten Stilisten wäre eine solche ungeschickte Darstellung zuzutrauen. Hätte aber Caesar eine Bemerkung dieses Inhalts machen wollen, so hätte er ganz gewiß mindestens ein *ipsum quoque* zugefügt. Daß er ferner genau dieselben Worte (*tridui viam processisse*) wieder gebraucht haben würde, ist nicht zu glauben. Deshalb änderte α *processisse* in das scheinbar elegantere *profecisse*; aber das ist wieder sprachlich, bei Caesar wenigstens, nicht möglich. Endlich, kann man sich bei *a suis finibus* überhaupt etwas denken? Welches war denn Ariovists Gebiet? Nach I 31, 10 das Land der Sequaner. Vesontio war ja aber die Hauptstadt dieses Landes; da wird doch Ariovist hoffentlich nicht erst drei Tagemärsche außerhalb dieses Landes marschiert sein, um nach Vesontio zu kommen. Wenn aber auch mit *suis finibus* ein Teil des Elsaß gemeint wäre, wo wäre Ariovist nach dreitägigem Marsch gewesen? hätte Caesar trotz angestrengter Märsche dann Besançon noch vor ihm erreichen können? — Der Interpolator meinte wohl, Ariovist habe von Caesars Absicht Kunde erhalten und habe sich gleichzeitig mit ihm aufgemacht, habe also auch drei Tage unterwegs sein müssen. Mag ihn nun aber diese oder jene Erwägung zu seiner Bemerkung veranlaßt haben, jedenfalls ist diese ein recht trauriger Zusatz.

In dem nächsten Kapitel (39, 4) sind die Worte *vulgo totis castris testamenta obsignabantur* von Paul als späteres Einschiebsel erkannt. Man lese Pauls Begründung seiner Athetese in der Ztschr. f. d. Gmn. W. 35 S. 287—291. Hier genügt es, zu bemerken, daß dr Satz den Zusammenhang, wie jeder aufmerksame Leser sofort sehn wird, in störendster Weise unterbricht. Nach der Stelle, an der jene Worte in cap. 39 stehen, könnten sie nur auf die *nonnulli* (= pauci) gehen, die im Lager geblieben waren von

den vornehmen jungen Herren. Dazu paßt aber *vulgo totis castris* durchaus nicht. Caesar hätte, wenn der Gedanke von ihm herrührte, sicher gesagt: *atque etiam testamenta obsignabant.*

I 47, 2 sind die Worte *pridie eius diei* mit Recht von Hug und Mommsen beanstandet worden, da sie in Widerspruch stehen mit den Anfangsworten des Kapitels *biduo post.*

Im 2. Buch des B. G. ist c. 11, 4 und 5 nicht in Ordnung. In § 4 ist zunächst ein Widerspruch. Nach dem Anfang (*hi novissimos adorti et multa milia passuum prosecuti magnam multitudinem eorum fugientium conciderunt*) sollte man glauben, daß der Nachtrab des belgischen Heeres nur auf seine Rettung durch die Flucht bedacht gewesen sei und sich ohne Widerstand habe niedermetzeln lassen. Dem widersprechen aber die unmittelbar folgenden Worte: *cum ab extremo agmine, ad quos ventum erat, consisterent fortiterque impetum nostrorum militum sustinerent.* Pauls Vorschlag, *et* hinter *adorti* zu streichen und *ceterorum* statt *eorum* zu schreiben, befriedigt nicht. Caesar kann nicht sagen: sie griffen den Nachtrab an, verfolgten dann und töteten von den übrigen eine große Menge. *Adorti* verlangt durchaus auch eine Bemerkung über den Erfolg dieses Angriffs, also mindestens den Gedanken: und schlugen ihn endlich nach hartnäckigem Kampf in die Flucht. Außerdem bietet der überlieferte Text noch mehrere, zum Teil unlösbare, Schwierigkeiten. Wer sind die *hi* im Anfang von § 4? Doch wohl die equites legionesque. Sind *novissimi* und *extremum agmen* verschieden? Wer sind die *priores*? der Vortrab und der Hauptteil des ganzen Belgerheeres oder nur der vordere Teil der novissimi? Was bedeutet *cum* nach *conciderunt*? Nach den Worten *hi novissimos adorti . . . . conciderunt* müßte man dieses *cum* doch wohl konzessiv fassen. Das paßt aber wieder nicht zu dem folgenden *priores . . . ponerent.* Endlich enthält der überlieferte Text auch noch unleidliche Wiederholungen: *ab extremo agmine ad quos ventum erat* nach *novissimos adorti* und *tantam eorum multitudinem interfecerunt* nach *magnam multitudinem eorum fugientium conciderunt.* Kurz, wohin wir blicken, überall Schwierigkeiten oder Unmöglichkeiten. Ich glaube, Mommsen hat das Rechte getroffen, wenn er vorschlägt, den ersten Satz: *hi novissimos . . . . conciderunt* zu streichen. Diese Worte halte ich zwar nicht für eine böswillige Fälschung, wohl aber für eine an den Rand geschriebene und dann in den Text geratene Inhaltsangabe von § 4—6. — Doch durch Streichung jenes Satzes ist der Text immer noch nicht vollständig geheilt. § 5 bildet einen Gegensatz zu § 4 *priores* zu *ab extremo agmine*; man sollte also ein adversatives *cum* erwarten, und dann müßte es am Schluß heißen: *omnes in fuga sibi praesidium ponebant,* wie ich in der 2. Auflage meiner Schulausgabe geschrieben habe. Freilich ist bei dieser Änderung wieder bedenklich der Konjunktiv nach *quod* (*viderentur* und *continerentur*), der sich wohl rechtfertigen läßt bei *cum . . . ponerent,*

aber schwerlich bei *ponebant*. Mommsen behält *ponerent* bei und streicht das folgende Wort *ita*. Doch auch dadurch ist noch nicht alles in Ordnung gebracht. Die Worte *sine ullo periculo* passen nicht zu dem ersten Teil des Satzes: *cum . . . fortiter impetum nostrorum militum sustinerent*, sondern nur zu dem letzten Teil; man würde also außer *ita* auch noch *sine ullo periculo* streichen müssen. Aber wie ist *cum* zu fassen? adversativ oder kausal? Videant acutiores. Die Besprechung dieser Stelle durch J. Lange (Progr. Neustadt W. Pr. 1898 S. 9—12) ist sehr interessant; leider steht das, was Lange in dem überlieferten Text findet, nicht da, sondern ist hineingedeutet.

V 6, 4 habe ich an den Worten *metu territare* von jeher Anstoß genommen. Hätte Caesar diese Worte geschrieben, hätte er sie sicherlich, wie H. J. Müller (Wochenschr. f. kl. Phil. 1894 S. 566) richtig empfand, hinter *principes Galliae sollicitare* gestellt. Da, wo sie jetzt stehn, sind sie entschieden störend. Streicht man sie, so verläuft alles glatt: (Dumnorix) *principes Galliae sollicitare, sevocare singulos hortarique coepit, ut in continenti remanerent*: [*metu territare*:] *non sine causa fieri, ut Gallia omni nobilitate spoliaretur*; *id esse consilium Caesaris, ut, quos in conspectu Galliae interficere vereretur, hos omnes in Britanniam traductos necaret.* Die fraglichen Worte machen durchaus den Eindruck, als wären sie beigefügt, um noch Stärkeres zu sagen, oder — und das halte ich für das Wahrscheinlichere — als wären sie eine an den Rand geschriebene Inhaltsangabe zu den Worten: *non sine causa. . . necaret*, die dann in den Text geraten ist. Und nun fehlen diese Worte in β. Wir haben demnach wieder in α einen unechten Zusatz, in β den ursprünglichen Text.

Auch in V 31, 5 (*omnia excogitantur, quare nec sine periculo maneatur et languore militum et vigiliis periculum augeatur*) kann ich beim besten Willen trotz hundertmaligen Lesens und Nachdenkens nichts anderes als eine übertreibende Interpolation oder wieder eine Art kritisierender, ungeschickt ausgedrückter Inhaltsangabe eines Lesers finden. Die Worte könnten nach meinem Sprachgefühl bei Caesar nichts anderes besagen als: alle erdenkbaren Gründe werden hervorgesucht, um zu beweisen, daß man nicht ohne Gefahr bleiben könne, und daß anderseits durch das Verzichten auf den Schlaf und durch die Ermattung der Soldaten die Gefahr vermehrt werde. Daß jene Worte aber in dem Zusammenhang, in dem sie vorkommen, einen ganz anderen Sinn haben sollen, ist klar. Sie sollen bedeuten, wie Mommsen es ausdrückt: „es geschieht alles, um den Abmarsch so gefährlich wie möglich zu machen und die Soldaten vor demselben zu ermüden". Das können aber die überlieferten Worte nimmermehr bedeuten, auch dann nicht, wenn wir mit Mommsen *maneatur* in *eatur* ändern. Im einzelnen hat Paul (Ztschr. f. d. G. W. 35 S. 281—83) das Nötige ausgeführt, auch auf die sprachlichen Be-

denken, wie das nur an dieser Stelle des B. Gall. vorkommende *excogitare* und das sonst nirgends von Caesar gebrauchte *languor* hingewiesen. Ich glaube auch mit Paul (und Fleischer), daß die Randbemerkung ursprünglich lautete: *omnia excogitantur, quare non sine periculo maneatur; languore militum et vigiliis periculum augetur.*

V, 16, 3 ist von A. Tittler mit Recht getilgt worden. Welche Gründe ihn bestimmt haben, kann ich jetzt nicht feststellen; aber die Worte stören auf jeden Fall in empfindlicher Weise den Gedankengang. Es handelt sich, wie bei fast allen Kämpfen mit den Britanniern, um einen Kampf mit den britischen Streitwagen. In V 16 werden nun die Schwierigkeiten geschildert, welche sich den Römern bei einem derartigen Kampf entgegenstellten, und zwar in § 1 die Schwierigkeiten, welche das römische Fußvolk hatte, in § 2 die Gefahren, welchen sich die Reiterei aussetzte. Dabei wird berichtet, daß die Feinde gewöhnlich absichtlich zurückwichen und sich dann plötzlich wieder zur Wehr setzten. Nun kommen die wunderlichen Worte: *equestris autem proelii ratio et cedentibus et insequentibus par atque idem periculum inferebat.* Vom equestre proelium ist ja aber soeben die Rede gewesen; was will also der Satz? Nun meint ein Erklärer, Caesar spreche hier von einem Kampf der Reiter mit Reitern. Das würde er aber, da er bisher von den essedarii gesprochen hat, klar und bestimmt gesagt und nicht durch das ganz unklare *equestris proelii ratio* ausgedrückt haben. Außerdem kommt Reiterei bei den Britanniern nur in Verbindung mit den essedarii vor, niemals selbständig. Ferner, wer sind denn die *cedentes* und die *insequentes*? Die Römer, sagt man. Pflegten diese absichtlich zurückzuweichen? Auch hätte Caesar *nostris* zugesetzt. Zudem ist *par atque idem* uncaesarisch: Caesar verstärkt idem überhaupt nicht, nicht einmal durch unus. Und worin bestand das par atque idem periculum? Doch wohl in dem, was unmittelbar vorher gesagt ist, in dem desilire und pedibus contendere. Und war es etwas anderes, so mußte es gesagt werden. Kurz und gut, alles spricht gegen Caesar als Urheber dieser Worte. Nach meiner Überzeugung sind die fraglichen Worte nichts weiter als eine Inhaltsangabe von § 2, oder besser die Notiz einer Tatsache, die dem Verfasser merkwürdig oder merkenswert erschien und die er nun in seiner Sprache ausdrückte. *Cedentibus et insequentibus* meinte er nicht als Dative, sondern als abl. abs., auf die Britannier bezogen.

Ähnlich steht es mit VI 14, 1: *militiae vacationem omniumque rerum habent immunitatem.* Die Worte besagen fast dasselbe, wie die vorhergehenden; sie enthalten eine Inhaltsangabe oder eine Notiz über eine dem Schreiber merkenswerte Tatsache, nur verallgemeinern und übertreiben sie in der dem Glossator und Interpolator eigentümlichen Weise. Daß auch *vacatio* und *immunitas* bei Caesar sonst nicht vorkommen, hebt Paul hervor, der die Worte mit Recht unserem Caesar abspricht.

VI 42, 1 *quod cohortes ex statione et praesidio essent emissae questus.* Die Worte *statione et* habe ich schon in meiner kritischen Ausgabe als unecht bezeichnet (infolge eines Schreibfehlers ist leider *ex statione* gedruckt worden statt *statione et*). Was soll *ex statione*? *Statio* ist entweder der Ort, an dem die Soldaten auf Posten stehn (vor den Toren) oder = custodia, custodiendi munus oder endlich = milites custodiendi causa positi. In Frage könnte hier nur die erste Bedeutung kommen; aber *ex statione* war kein Soldat entlassen, wie c. 37, 3 (*primum impetum cohors in statione sustinet*) und 38, 3 (*consequuntur hunc centuriones eius cohortis, quae in statione erat*) zeigen. Nun behaupten manche Erklärer, *statio* bezeichne den Posten, der jemand anvertraut ist. Aber wo kommt das Wort in klassischer Prosa in dieser übertragenen Bedeutung vor? Ich glaube, die beiden Worte sind zugesetzt, um Caesars Darstellung zu steigern oder zu verschönern.

Über VII 27, 2 habe ich schon JB. 11 S. 202 und 20 S. 326—28 das Nötige gesagt. Der Interpolator wollte Caesars Bericht vervollständigen und schrieb zunächst an den Rand oder zwischen die Zeilen *in occulto,* weil er von dem Gedanken ausging, die Vorbereitungen zu einem plötzlichen Überfall hätten im Geheimen getroffen werden müssen. Ein anderer wollte dieses *in occulto* erklären und bemerkte dazu *intra vineas*, ohne sich zu fragen, ob das überhaupt möglich wäre.

VII 33, 2 dürfte ebenfalls ein solcher Vervollständigungsversuch eines Unbefugten vorliegen. Mommsen schrieb mir darüber: „*de [iure aut de] legibus eorum.* Die schwankende Stellung deutet auf Glosse, und solche Tautologie ist nicht caesarisch. c. 37, 5 ist nicht gleichartig". „Die schwankende Stellung" bezieht sich darauf, daß in β geschrieben ist *de legibus aut iure eorum.* Die Verbindung *ius* (*iura*) *et leges* kommt allerdings öfter vor bei Caesar und ist gerechtfertigt, *ius aut leges* nirgends. Auch ist die Unterscheidung zwischen *ius* und *leges* hier jedenfalls nicht berechtigt, und außerdem spricht Caesar in dem betreffenden Abschnitt (c. 32. 33) nur von *leges* (32, 3 und 33, 2 und 3), nicht von *ius*.

VII 82, 1 sind die Worte *ab munitione* unzweifelhaft ein Glossem. In α lautet der Satz: *dum longius ad munitionem aberant Galli,* in β: *dum longius aberant Galli ab munitione.* Schon die verschiedene Stellung der Worte *ab munitione* deutet auf ein Glossem; auffallend ist der Singular *munitione*; endlich hat kein gebildeter Römer, wie ich anderwärts nachgewiesen habe, die Form *ab* vor *m* gebraucht. Daß die beiden Wörter völlig überflüssig sind, sieht man sofort.

Ein unmöglicher Zusatz liegt m. E. vor V 19, 2 in den Worten *omnibus viis semitisque.* Konnten Streitwagen auf Fußpfaden in den Wäldern fahren? Und *omnibus viis semitisque essedarios ex silvis emittebat*?! Der Interpolator liebt, wie wir schon öfter zu

beobachten Gelegenheit hatten, das Steigern und Übertreiben.

Eine solche Übertreibung liegt, wie wunderbarerweise erst Mommsen (JB. d. Phil. V. 1894 S. 208 f.) erkannt hat, VII 15, 1 vor. „Es handelt sich", heißt es dort, „nur um Verwüstung *hoc spatio, quo pabulandi causa adire posse videantur* (*Romani*), und es ist abenteuerlich, dies gleichzeitig auf ganz Gallien zu erstrecken. Auch was folgt *in omnibus partibus incendia conspiciuntur* führt nur auf das Gebiet der Biturigen." Da es c. 15, 1 heißt: *uno die amplius XX urbes Biturigum incenduntur*, handelt es sich wohl mehr um die Worte (14, 9): *oppida incendi oportere, quae non . . . ab omni sint periculo tuta.* Aber abenteuerlich ist auf jeden Fall die Behauptung, in ganz Gallien seien sofort alle Städte, die nicht starke Festungen waren, niedergebrannt worden. Auch die Sprache verrät den gedankenlos übertreibenden Interpolator. Denn die Worte *hoc idem fit* besagen streng genommen: auch in allen übrigen Staaten werden 20 Städte niedergebrannt. Außerdem schwankt auch hier die Überlieferung in den beiden Handschriftenklassen: in α fehlt *fit*.

Eine Erweiterung und Steigerung liegt auch vor III 17, 2; II 19, 7; I 16, 6.

III 17, 2 lesen wir: *ex quibus* (civitatibus) *exercitum magnasque copias coegerat.* Mommsen (l. l.) klammert *magnasque copias* als unecht ein. Ich meine, mit Recht: neben exercitum ist es unerträglich. Es ist aus der Sucht zu steigern, zu übertreiben, hervorgegangen. Gertz hatte dieselbe Empfindung wie Mommsen, suchte aber auf andere Weise zu helfen. In seiner Ausgabe (1896) schreibt er: *exercitum magnasque ⟨equitum⟩ copias coegerat.* Der Ausfall von *equitum* wäre an sich wohl denkbar; aber ich glaube, die Konjektur ist doch zu verwerfen, da die ganze folgende Erzählung es wahrscheinlich macht, daß Viridovix gar keine Reiterei hatte.

Ein steigernder, übertreibender Zusatz findet sich auch II 19, 7, wie Paul (Z. f. d. GW. 35, 278 ff.) nachgewiesen hat. Die Worte *et iam in manibus nostris* sind sachlich ebenso wie sprachlich unmöglich.

Auch die letzten Worte des 16. Kapitels des ersten Buchs scheinen mir aus der Sucht, das von Caesar einfach und sachgemäß Berichtete zu steigern, hervorgegangen zu sein. Die Erzählung verläuft einfach und natürlich bis zu den Worten *bellum susceperit.* Caesar macht den principes der Häduer schwere Vorwürfe, *graviter eos accusat, quod, cum neque emi neque ex agris sumi possit* (*frumentum*), *tam necessario tempore, tam propinquis hostibus ab iis non sublevetur, praesertim cum magna ex parte eorum precibus adductus bellum susceperit; multo etiam gravius, quod sit destitutus, queritur.* Für ein natürliches Sprachgefühl, meine ich, ist *sit destitutus* dasselbe, wie das vorhergehende *non sublevetur.* Ist das

aber der Fall, dann versteht man *multo etiam gravius* nicht. Um dies zu erklären, hat man zweierlei versucht: ein Teil der Erklärer setzt hinter *sublevetur* eine stärkere Interpunktion und zieht den Kausalsatz *praesertim cum . . . . . susceperit* zum Folgenden. Aber Sätze mit *praesertim cum* begründen bei Caesar stets (und, soweit ich mich erinnere, auch sonst immer) den vorhergehenden, nie den nachfolgenden Gedanken. Andere Erklärer, die dies wußten oder fühlten, erklären, Caesar werfe den Häduern nicht bloß Undankbarkeit, sondern auch Täuschung vor. Ja wo steht denn davon auch nur ein Wort bei Caesar? Soll die Undankbarkeit in den Worten liegen *praesertim cum . . . eorum precibus adductus bellum susceperit*? Dann mußte irgendwie das folgende *destitutus* begründet und gesagt werden, worin die Täuschung, der Betrug bestand, etwa durch den Gedanken: da sie sich feierlich zur Lieferung von Proviant verpflichtet hätten. Und soll andererseits in den Worten *eorum precibus adductus* die Täuschung angedeutet sein, so würde wieder 1) der begründende Satz mit *praesertim cum* vorausgehn, 2) der Begriff der Undankbarkeit nirgends zu entdecken sein. Ich meine also, jener letzte Satz ist nicht zu rechtfertigen und rührt nicht von Caesar her.

V 43, 4 sind die Worte *demigrandi causa* entweder verdorben oder ein läppischer Erklärungsversuch. Die Nervier haben die Hütten des Lagers in Brand geschossen; die Soldaten haben von der Hitze und dem Hagel von feindlichen Geschossen entsetzlich zu leiden, merken, daß all ihr Hab' und Gut ihnen verbrennt. *At*, heißt es da, *tanta militum virtus . . . . fuit, ut, cum . . torrerentur . . . . premerentur . . . . . conflagrare intellegerent, non modo demigrandi causa de vallo decederet nemo, sed paene ne respiceret quidem quisquam.* Daß *demigrandi causa* hier unmöglich ist, bedarf keines Beweises. Ein brauchbarer Verbesserungsvorschlag ist noch nicht gemacht; ich habe daher die Worte als fremden Zusatz eingeklammert. Der betreffende Schreiber wollte wohl sagen: um seinen Posten zu verlassen; aber sein Latein reichte nicht aus, um dies verständig und verständlich auszudrücken.

Auch V 11, 1 halte ich die Worte *atque in itinere resistere* (so α; β: *atque itinere desistere*) für unmöglich. Bedenklich ist von vornherein das Auseinandergehen der beiden Handschriftenklassen. Die Lesart von α kann zweierlei bedeuten, entweder: auf der Stelle, wo sie wären, Halt machen, oder: unterwegs einem etwaigen feindlichen Angriff Widerstand leisten. Die erste Bedeutung, welche die meisten Erklärer jetzt annehmen, ist unmöglich. Denn erstens würde dies Caesar nicht so ausdrücken, sondern etwa *eo loco, quo essent, consistere.* Zweitens würde es auch im Widerspruch stehen mit den unmittelbar vorhergehenden Worten: *Caesar legiones equitatumque revocari (iubet)*; denn wenn sie zurückgerufen werden, sollen sie eben umkehren und

nicht unterwegs stehen bleiben. Drittens setzt die folgende Erzählung voraus, daß die Soldaten nicht unterwegs geblieben, sondern sofort ins Lager zurückgekehrt sind. Viertens wäre es Wahnsinn gewesen, mit 10 Kohorten (c, 9, 1) sich 10 Tage lang (c. 11, 6) zu plagen und die übrigen Truppen (4 Legionen) in einer Entfernung von 4(?) Stunden (c. 9, 2 und 10, 2) ruhig stehen zu lassen; auch ließ sich mit der kleinen Anzahl (10 Kohorten) die Arbeit schwerlich ausführen.

Hätten die Worte *in itinere resistere* die zweite Bedeutung haben sollen „nötigenfalls Widerstand leisten", so hätte Caesar sicherlich einen Bedingungssatz, wie *si ab hostibus impetus fieret*, hinzugefügt. Auch war ein feindlicher Angriff wirklich nicht zu befürchten, da die Feinde auf der Flucht und noch ziemlich weit entfernt waren (10, 2 *cum iam extremi essent in prospectu*).

Die Lesart von β enthält zwar keinen derartigen Widerspruch, auch nichts Widersinniges und keine sprachliche Unmöglichkeit, aber etwas ganz Überflüssiges und nach dem stärkeren und mehr sagenden *revocari* Störendes, mindestens ein ungerechtfertigtes ὕστερον πρότερον. Die Worte *atque (in) itinere resistere (desistere)* sind demnach zu streichen.

Welchen Gedanken oder welcher Gedankenlosigkeit die Worte *ita uti supra se* I 24, 2 ihre Entstehung verdanken, ist schwer zu sagen. Vielleicht sollten sie dem *aciem instruxit* gelten, und der Glossator, der sehr gern auf Früheres verweist, wollte an c. 22, 3 *aciem instruit* erinnern und schrieb *ita uti supra; sed.* Getilgt werden die Worte jetzt wohl in allen Ausgaben. Auch der Anfang von § 3 (*ac totum montem hominibus compleri et interea*) ist nicht zu halten; diese Worte verraten den die Übertreibung liebenden Interpolator.

Auch wie *a Boia* VII 14, 5 entstanden ist, ist schwer zu sagen. Madvigs Vorschlag *ab via*, der vielfach Anklang gefunden hat, ist zu verwerfen, da kein geborener Römer die Form *ab* vor *v* gebraucht hat. Ich habe die Worte gestrichen; doch vielleicht liegt eine größere Verderbnis vor.

Ob I 29, 2 die Worte *quarum omnium rerum* zu streichen oder zu ändern sind, ist fraglich. Richtig sind sie schwerlich

Ebenso können die Worte in VI 34, 3 *quae tamen ex parte res ad salutem exercitus pertinebat* nach meiner Meinung nicht von Caesar herrühren. Worauf geht *quae res*? Nach dem Zusammenhang muß es sich doch wohl auf die Tatsache beziehn, daß große Sorgfalt und Vorsicht nötig war, um nicht einzelne Soldaten in Gefahr kommen zu lassen. Was bedeutet *ex parte* und wozu gehört es? Nicht zu *pertinebat*? Soll der Sinn nicht sein: Dieser Umstand trug teilweise (oder zum großen Teil?) zur Rettung des (ganzen) Heeres bei. Wie ist das aber möglich? Wie kann die Sorgfalt, die auf die Sicherung einzelner Soldaten verwandt werden mußte, zur Rettung des (ganzen) Heeres beitragen,

das, wie soeben bemerkt ist, in keiner Weise gefährdet war? J. Lange (Progr. Neustadt W.-Pr. 1898 S. 13) verbindet *quae ex parte res* „das was irgend einen einzelnen Teil anging"; aber diese Verbindung ist bei Caesar undenkbar; auch würde Caesar sich nie so ungeschickt und unklar ausgedrückt haben. Ja ich glaube, *quae ex parte res* ist gerade so schlechtes Latein, wie es schlechtes Deutsch ist zu sagen: eine teilweise Verbindung oder glasweiser Weinausschank, wenn man das letztere auch in Weinhandlungen angeschrieben findet. Und *quae ex parte res* „dieser teilweise Umstand" ist m. E. auch dem Gedanken nach unmöglich. Außerdem erklärt Lange *singuli milites* immer als „einzelne Abteilungen"; aber das heißt es nicht. Endlich ist der folgende Satz: *nam praedae cupiditas multos longius sevocabat* auf jeden Fall eine Begründung der Worte *in singulis militibus conservandis*, und jener unsinnige Satz (*quae tamen ... pertinebat*) drängt sich in störendster Weise dazwischen, Stellen, in denen ein Begründungssatz nicht auf das Zunächststehende geht oder zu gehen scheint, sind entweder verdorben oder ganz anderer Art.

Noch sind eine Anzahl Stellen zu betrachten, in denen eine Bemerkung in den Text geraten ist, die eine falsche Begründung oder falsche Folgerung enthält.

V 34, 3. 4 lesen wir: *Ambiorix pronuntiari iubet, ut procul tela coniciant neu propius accedant et, quam in partem Romani impetum fecerint, cedant: levitate armorum et cotidiana exercitatione nihil his noceri posse, rursus se ad signa recipientes insequantur.* Die Worte *levitate armorum ..... noceri posse* hat Paul (Ztschr. f. d. GW. 35, 283 f.) als einen ungeschickten, uncaesarischen Begründungsversuch nachgewiesen. Der Befehl des Ambiorix war nach Lage der Dinge selbstverständlich und bedurfte keiner Begründung; diese bezieht sich zudem nur auf den ersten Teil des Befehls, während sie mindestens ebenso nötig für den zweiten (*rursus .... insequantur*) gewesen wäre; im heißen Gefecht konnte der Befehl gar nicht so wortreich ausfallen; die Begründung selbst ist töricht und störend. Ich möchte noch hinzufügen, daß das Einschiebsel auch sprachlich auffallend ist nicht bloß wegen des im klassischen Latein nie so gebrauchten *levitas*, sondern auch wegen des Ablativs *levitate*, für den nach Caesars Sprachgebrauch *propter levitatem* zu erwarten wäre. Endlich, worin bestand denn die *cotidiana exercitatio* der Eburonen? Nach der Stellung des törichten Satzes sollte man meinen, im Zurückweichen; das hatten sie aber bisher nicht gezeigt.

Eine ganz gedankenlose Bemerkung, die wohl auch ein verunglückter Erklärungsversuch ist, findet sich V 44, 10. Man braucht wirklich nur die §§ 6—10 zu lesen, um sofort zu erkennen, daß ein Zusatz wie *illum veruto transfixum arbitrantur* (für den α das sinnlose *illum vero obscurantur occisum* bietet) unmöglich ist.

Der phantasievolle Leser wollte eine Erklärung geben für die ihm auffällig erscheinende Tatsache, daß die ganze feindliche Abteilung sich sofort gegen Varenus wandte. Den Pullo, der aufrecht stand und sich bemühte, seinen Wurfspeer wieder frei zu bekommen, für tot zu halten, lag nicht der geringste Grund vor.

Auch VII 11, 3 haben wir einen mißglückten Motivierungsversuch. Die Worte lauten: *arma conferri, iumenta produci, sescentos obsides dari iubet. Ea qui conficeret, C. Trebonium legatum relinquit; ipse ut quam primum iter faceret (α; conficeret β), Cenabum Carnutum proficiscitur.* Gehören die Worte *ipse ut quam primum iter faceret* zu dem folgenden *Cenabum C. proficiscitur,* wie die meisten Herausgeber annehmen, oder zu dem Vorhergehenden *ea qui conf., C. Treb. leg. relinquit,* wie J. Vahlen will? Das erstere ist lächerlich, zu sagen, der Grund seines Marsches nach Cenabum sei die Absicht gewesen, ut quam primum iter faceret (oder conficeret). Bei der von Vahlen vorgeschlagenen Interpunktion (*ea qui conficeret, C. Trebonium legatum relinquit, ipse ut quam primum iter faceret*) kommt zwar ein vernünftiger Sinn heraus, aber der folgende Satz (*Cenabum Carnutum proficiscitur*) konnte unmöglich so ohne irgend welche Verbindung mit dem Vorhergehenden bleiben; auch ist die Stellung von *ipse* bei Vahlens Vorschlag sehr auffallend. Nach E. Hoffmanns Vorschlag habe ich die störenden Worte getilgt. Gemeint waren sie wohl so, wie Vahlen sie auffaßte.

In demselben Kapitel § 4 habe ich die Worte *tuendi causa* mit Mommsen (JB. 20, 208) gestrichen, der kurz bemerkt: „Die Mannschaft wird in Cenabum gesammelt, nicht um dies, sondern um Vellaunodunum zu verteidigen." Wäre *Cenabi tuendi causa* richtig, so wäre *quod eo mitterent,* weil selbstverständlich, von Caesar nicht hinzugefügt worden. Außerdem ergibt sich aus den vorhergehenden Worten, daß die Carnuten noch gar nichts von der ihrer Stadt drohenden Gefahr ahnen: *qui tum primum allato nuntio de oppugnatione Vellaunoduni, cum longius eam rem ductum iri existimarent, praesidium Cenabi [tuendi causa], quod eo mitterent, comparabant.* Der gelehrte Mann, der die Worte zusetzte, wollte wieder seine Weisheit anbringen, die sich aber wieder als große Torheit herausstellt.

Auch falsche Folgerungen, die er gezogen, hat jener Mann in seinem Exemplar an den Rand geschrieben und ist dadurch die Veranlassung geworden, daß eine Anzahl fremder Zutaten in unsern Text eingedrungen sind. So VII 61, 4 die Worte *atque omnes perturbatos defectione Haeduorum fugam parare,* wie v. Göler richtig erkannt hat. Die Gallier konnten in der Tat nicht glauben, die Römer wollten die Flucht ergreifen, wenn sie hörten, daß diese an mehreren Punkten über die Seine gingen, um ihnen die Schlacht anzubieten. Das bildete sich nur jener schlaue Leser ein, der aus dem in c. 59 Erzählten jene Folgerung zog und an den Rand schrieb.

Einer ähnlichen falschen Annahme verdanken VI 32, 2 die Worte *quaestione captivorum* ihr Dasein, wie zuerst H. J. Müller gesehen hat. Die Segni und Condrusi haben sofort, als Caesar sich näherte, Gesandte geschickt mit der Bitte um Frieden. Es hat gar kein Kampf stattgefunden, es konnten also auch keine Kriegsgefangenen gemacht werden. Auch der auffallende Gebrauch von *quaestio* und die ungewöhnliche Stellung (statt *re quaestione captivorum explorata*) sprechen, wie J. Lange (Jahrb. f. class. Phil. 1895 S. 816) bemerkt, gegen Caesars Autorschaft. Der Schreiber dieser Worte erinnerte sich, daß Caesar oft etwas erkundet durch Befragung der Gefangenen, und so meinte er auch hier, er müsse auf diesem Wege sich Gewißheit verschafft haben.

Eine falsche Annahme liegt auch VII 70, 2 vor in den Worten *ne qua subito irruptio ab hostium peditatu fiat*, deren Unechtheit Paul (Ztschr. f. d. GW. 35, 270 f.) nachgewiesen hat. Nicht um einen Angriff des feindlichen Fußvolkes zu verhindern, sondern um seiner eigenen Reiterei Mut zu machen, hatte Caesar, wie seine Darstellung deutlich zeigt, seine Legionen vor dem Lager in Schlachtordnung aufgestellt. Auch auf das uncaesarische und überhaupt seltene und hier unpassende *irruptio* hat Paul schon aufmerksam gemacht.

Mehrfach findet sich eine überflüssige und störende Zurückweisung auf früher Gesagtes. Wo es nötig ist, erinnert Caesar an Dinge, die er schon erwähnt hat. Aber I 42, 5 hat er es sicher nicht getan, sondern die Worte *cui quam maxime confidebat* rühren, wie Paul (Z. f. d. GW. 35, 262 f.) nachweist, von fremder Hand her. Denn von dem Vertrauen, das er auf die 10. Legion setzte, hat er an passender Stelle (I 40, 15) in einer Weise gesprochen, daß für keinen Leser die fast wörtliche Wiederholung nötig, ja nur erträglich sein konnte. Auch sind jene Worte c. 42, 5 außerordentlich ungeschickt, weil unmittelbar daneben (*ut praesidium quam amicissimum . . . . . haberet*) dasselbe gesagt wird. Endlich ist *quam* (*maxime*) unmöglich.

Auch I 49, 3 liegt eine gedanken- und geschmacklose Wiederholung vor, und die Worte *hic locus ab hoste circiter passus D C, uti dictum est, aberat* sind mit J. Lange (Progr. Neumark 1896 S. 21) zu streichen. Daß Caesar, nachdem er § 1 gesagt hat *circiter passus DC ab his*, drei Zeilen weiter genau dasselbe gesagt haben soll, ist nicht zu glauben, zumal durch diese Wiederholung das Wort *locus* zum fünften mal in sechs Zeilen in den Text kommen würde.

Daß eine nicht von Caesar herrührende Wiederholung in unseren Handschriften (und Ausgaben) auch I 3, 3 vorliegt, wird jetzt von den meisten zugegeben. Der überlieferte Text lautet: *constituerunt — sementes quam maximas facere . . . . . , cum proximis civitatibus pacem et amicitiam confirmare. Ad eas res conficiendas biennium sibi satis esse duxerunt; in tertium annum*

profectionem lege confirmant. Ad eas res conficiendas Orgetorix deligitur. Is sibi legationem ad civitates suscepit. Daß eine derartige Wiederholung nicht „einfach und schmucklos", sondern ungeschickt und geschmacklos ist, wird jeder vorurteilsfreie Leser ohne weiteres zugeben. Schon Gruter hat deshalb das zweite *ad eas res conficiendas* gestrichen (und andere Änderungen vorgeschlagen), und ihm sind viele Herausgeber gefolgt. Mommsen, der natürlich auch die Unmöglichkeit der Wiederholung jener Worte zugibt, will den ersten Satz (*ad eas res conf. biennium sibi satis esse duxerunt*) als entbehrlich streichen. Daß diese Worte aus den folgenden *in tertium annum profectionem lege confirmant* erschlossen und zugefügt sein können, ist zuzugeben. Aber gegen seinen Vorschlag erheben sich doch mehrere Bedenken, die zum Teil schon von H. Schiller (Progr. Fürth 1899 S. 39) geltend gemacht sind. *Confirmare* und *confirmant* folgen dann unmittelbar aufeinander; erwarten sollte man ferner *profectionem in tertium annum lege confirmant* statt der jetzigen Wortstellung; endlich werden dann die Worte, die sich jetzt (§ 2) ganz natürlich an die in § 1 mitgeteilten Beschlüsse anschließen, in unnatürlicher und uncaesarischer Weise davon getrennt. Ich habe deshalb den Text der ersten Auflage in der zweiten beibehalten, ohne mir zu verhehlen, daß damit durchaus nicht eine sichere Herstellung des ursprünglichen Wortlautes erreicht ist.

Wie an der soeben besprochenen Stelle Mommsen annahm, daß aus den Worten *in tertium annum* der Satz *ad eas res conficiendas biennium sibi satis esse duxerunt* erschlossen und von fremder Hand zugefügt sei, so sind auch I 26, 5 die Worte *triduum morati* aus den Worten *die quarto* entnommen. Jedenfalls können die Worte *triduum morati* hinter *die quarto* und vor *triduo intermisso* nicht bestehen.

Ähnlich steht es mit VII 44, 1. Hier sind die Worte *qui ab hostibus tenebatur*, wie R. Sydow (Progr. Berlin, Franz. Gymn. 1898 S. 18 f.) nachgewiesen hat, inhaltlich gleich dem unmittelbar darauf folgenden Relativsatz *qui superioribus diebus vix prae multitudine cerni potuerat*, und *qui ab hostibus tenebatur* steht im Widerspruch mit *nudatum hominibus*.

Ungerechtfertigte Wiederholungen und Verweisungen liegen auch vor I 47, 3; II 1, 1; III 1, 6.

Daß I 47 entweder die Worte *ex suis* in § 3 hinter *legatum* zu tilgen sind oder § 1 das Wort *legatis*, wird ziemlich allgemein zugegeben. Mommsen will beides halten. Er meint, wenn § 3 *ex suis* gestrichen werde, fehle der Anschluß an das Vorhergehende wie an das Folgende. Ich glaube, das beruht auf einem Mißverständnis: Mommsen faßt (nach seiner weiteren Darlegung) das Wort *legatum* in § 3 als „Boten"; aber das ist ausgeschlossen durch die Verbindung *ex suis legatis aliquem* in § 1. Danach konnte *legatum* in § 3 nur einen hohen Offizier bezeichnen.

Legatum ex suis (*legatis*) halte ich mit vielen anderen für unmöglich.

II 1, 1 sind die Worte *in hibernis* zu streichen, darüber sind fast alle Erklärer jetzt einig. Von einem Menschen wird der Ausdruck *in hibernis esse* nicht gebraucht, sondern nur von einem Heere. Caesars Heer aber überwinterte nicht *in citeriore Gallia*, sondern (I 54, 2) im Sequanerlande. Wer diese Worte in II 1, 1 schrieb, hatte den Schluß des ersten Buchs flüchtig gelesen und erinnerte sich nur, daß da von hiberna, von Caesar und von citerior Gallia die Rede war. Ob im Anfang des 2. Buches nicht noch mehr von fremder Hand stammt, soll jetzt nicht untersucht werden.

Auch III 1, 6 handelt es sich um Winterquartiere. Daß hier die in den Handschr. hinter *Gallis* stehenden Worte *ad hiemandum* entweder ganz zu beseitigen oder hinter *cohortibus* zu stellen sind, darüber herrscht schon längst keine Meinungsverschiedenheit mehr. Ich meine, sie sind auszumerzen. In § 4 ist gesagt, (Galba constituit) *cum reliquis eius legionis cohortibus in vico Veragrorum, qui appellatur Octodurus, hiemare.* Daß Caesar gleich darauf (§ 6) nochmals gesagt haben sollte (partem eius vici) *cohortibus ad hiemandum attribuit*, ist sehr unwahrscheinlich. Worte umzustellen ist meistens bedenklich; wenn sie nicht an der richtigen Stelle überliefert sind, so ist das gewöhnlich ein Zeichen, daß sie am Rande gestanden haben; und wenn dies der Fall war, so ist es von vornherein einigermaßen wahrscheinlich, daß sie ein Zusatz von fremder Hand sind.

Das, was schon gesagt und gut gesagt ist, wird noch einmal gesagt und schlecht ausgedrückt VII 37, 7. Caesar hat hier erzählt: *placuit, ut Litaviccus X illis milibus, quae Caesari ad bellum mitterentur, praeficeretur.* Darauf folgen noch die Worte: *atque ea ducenda curaret.* Diese Worte sollen doch wohl dasselbe besagen wie *praeficeretur*: „er sollte an die Spitze treten und die Führung übernehmen." Aber das wäre sehr ungeschickt ausgedrückt; *atque ea duceret* müßte das lauten, und einer solchen Tautologie macht sich Caesar nicht schuldig. *Ea ducenda curaret* würde doch nur dann richtig sein, wenn Litaviccus, so zu sagen, kommandierender General hätte werden, aber die Führung jener 10 000 etwa einem Generalleutnant oder Generalmajor übertragen sollen. Alle bisher gemachten Änderungsvorschläge sind verfehlt, sowohl *eo ducenda* als *traducenda* und *adducenda;* denn Convictolitavis und Litaviccus waren ja darin einig, daß diese Truppen nicht zu Caesar geführt werden sollten. Die Worte *ea ducenda curaret* waren an den Rand geschrieben als Erklärung zu dem der Erklärung wirklich nicht bedürfenden *praeficeretur* und kamen dann mit *atque* in den Text.

Ein offenbarer Widerspruch liegt vor zwischen dem Anfang und dem Ende des vierten Paragraphen von I 27. Im An-

fang heißt es: *dum ea conquiruntur et conferuntur, nocte intermissa circiter hominum milia VI .... prima nocte e castris Helvetiorum egressi ad Rhenum ... contenderunt.* Jene 6000 müssen ja doch entweder *prima nocte* oder *nocte intermissa* aufgebrochen sein. Dittenberger sucht zwar beide Angaben zu vereinigen, indem er erklärt: „*nocte intermissa*: Da inzwischen, *dum ea conferuntur*, die Nacht eingetreten war, unten die spezielle Zeitangabe: *prima nocte-egressi*". Das wäre sehr schön, wenn nur *nocte intermissa* jene Bedeutung haben könnte. Leider bedeutet aber *nocte intermissa, uno die* (*paucis diebus*) *intermisso* (*-sis*), *longo* (*parvo*) *temporis spatio intermisso* stets: nach Verlauf. Sicher haben jene 6000 gleich beim Eintreten der Dunkelheit sich aus dem Staube gemacht. Folglich ist *nocte intermissa* ein Zusatz von fremder Hand. Vielleicht befand sich der Urheber dieses Einschiebsels in demselben Irrtum wie Dittenberger.

Noch zwei Stellen sind zu besprechen: V 34, 2 und VI 13, 4. An der ersten hat man schon seit mehreren hundert Jahren die Unhaltbarkeit der Überlieferung anerkannt und auf die verschiedenste Weise zu helfen gesucht. Zuerst muß man sich darüber klar werden, ob die Worte *erant et virtute et numero pugnandi pares* sich auf die Truppen des Ambiorix oder auf die Römer beziehen sollen. Viele Herausgeber beziehen sie auf die letzteren. Ich glaube aber, das ist unmöglich, mag man auch das folgende Wort *nostri* dazuziehen und dann *hi* einsetzen oder *numero* in *studio* verwandeln oder *pugnandi* tilgen oder in *pugnando* oder in *pugnantium* ändern oder andere Besserungsversuche machen. Denn *numero pares* ist auf jeden Fall falsch, wie die Erzählung deutlich zeigt. Auch würde *numero pares* einen schweren Vorwurf gegen seine eigenen Leute enthalten, deren Tapferkeit er doch wiederholt hervorhebt (c. 34, 2. 35, 5—8. 37, 5). Danach hätte Caesar auch sicher nicht geschrieben: *erant virtute pares nostri*, sondern *superiores*. Die bedenklichen Worte müssen also auf die Eburonen gehen. Aber auch in Beziehung auf diese kann Caesar nicht geschrieben haben *erant virtute pares*; ein solches Zugeständnis wäre überhaupt dem römischen Stolze unmöglich gewesen. Noch weniger konnte er schreiben: *erant numero pares*; er hätte unzweifelhaft *superiores* geschrieben. Nun haben Kraner, Dübner und andere den Satz als zur Rede des Ambiorix gehörend angesehen und *erant* entweder (als Dittographie von *existimarent*) gestrichen oder in *esse* verwandelt. Doch auch das nützt nichts. Das letztere hat keine paläographische Wahrscheinlichkeit, macht auch noch wenigstens eine Änderung notwendig; und bei Tilgung des Verbs hinken die Worte in uncaesarischer Weise nach. Gegen beide Vorschläge ist außerdem zu sagen, daß Ambiorix nicht *pares*, sondern unbedingt *multo superiores* gesagt hätte. Folglich stammen jene Worte überhaupt nicht von Caesar.

An der zweiten Stelle (VI 13, 4) haben erst in neuester Zeit J. Lange (Progr. Neumark 1896 S. 12) und R. Sydow (Progr. des Franz. Gymn. 1898 S. 15—17) das fremde Einschiebsel erkannt. Caesar spricht dort c. 13 und 14 von der Tätigkeit der Druiden 1) als Priester, 2) als Richter, 3) als Lehrer. Die letzte Seite ihres Wirkens wird in c. 14 eingehend behandelt. Um so auffallender ist es, daß c. 13, 4 in den Worten *ad hos magnus adulescentium numerus disciplinae causa concurrit* diese schon vorweg genommen wird. Diese Worte stören den Zusammenhang auch noch aus anderen Gründen. Einmal aus sprachlichen. Statt *disciplinae causa* wäre nach Caesars Sprachgebrauch *discendi causa* zu erwarten (vgl. JB. 1894 S. 330 und R. Sydow S. 17). Ferner sind die Pronomina *hos, hi, eos* anstößig. In § 3 heißt es: *de his duobus generibus alterum est druidum, alterum equitum. Illi rebus divinis intersunt, sacrificia . . . procurant, religiones interpretantur.* Wenn nun die Worte folgen: *ad hos magnus adulescentium numerus disciplinae causa concurrit,* so muß der Leser zunächst glauben, *hos* beziehe sich auf die *equites.* Da aber das Folgende zeigt, daß immer noch von den druides die Rede ist, so schreiben die meisten Herausgeber mit Nipperdey *ad eos.* Weiter ist die Bedeutung des folgenden *hi* und *apud eos* unklar. Viele werden geneigt sein, *hi* auf *adulescentes* und *apud eos* auf die *druides* zu beziehen, während *hi* auf *druides* und *apud eos* auf die nirgends genannten Galli gehen soll. Solcher Unklarheit hätte sich Caesar nicht schuldig gemacht. Der folgende nam-Satz soll ferner sich an *religiones interpretantur magnoque sunt apud eos* (Gallos) *honore* anschließen; das wäre aber durch die sich dazwischen drängende lernbegierige Jugend unmöglich gemacht oder mindestens sehr erschwert. Sydow wird also wohl recht haben, wenn er die Worte *ad hos m. a. n. d. c. concurrit* und *hi* zu streichen vorschlägt.

Übrig ist nun noch III 13, 9, wo α etwas Sinnloses bietet (*accedebat, ut, cum se saevire ventus coepisset vento dedissent, et tempestatem ferrent facilius et*), β etwas Verständiges, nämlich: *accedebat, ut, cum se vento dedissent, tempestatem ferrent facilius et . . .* Die Ausgaben geben gewöhnlich einen aus beiden Hdschr.-Klassen zusammengeschweißten Text: *accedebat, ut, cum saevire ventus coepisset et se vento dedissent, et t. f. f. et.* Mommsen (JB. 1894 S. 203) meint, *cum saevire ventus coepisset* sei der ursprüngliche Text; darüber sei geschrieben gewesen *se vento dedissent.* Von dieser „Glosse" sei *se* und weiterhin *vento dedissent* in den Text eingedrungen, in β sei diese Glosse an Stelle des ursprünglichen Wortlautes getreten. Aber die Worte *se vento dedissent* sehen nicht aus, wie eine Glosse zu *saevire ventus coepisset.* R. Sydow hat es in der Festschrift zu Vahlens 70. Geburtstage S. 252 ff. wahrscheinlich gemacht, daß vielmehr in β das Echte vorliegt und daß der Zusatz in α durch das folgende *tempestatem* veranlaßt

worden ist. Ich möchte zu dem von ihm Gesagten noch hinzufügen, daß gegen *saevire ventus coepisset* auch Caesars Sprachgebrauch spricht. Caesar hat *coepi* mit einem Infinitiv im B. Gall. 55 mal, im B. C. 26 mal gebraucht, aber nur einmal im B. G. und einmal im B. C. ist der Infinitiv von *coepi* getrennt, an allen anderen Stellen steht er unmittelbar vor *coepi*. Wir werden also den Zusatz in α als Interpolation verwerfen müssen.

Es sind nun noch eine Anzahl Stellen zu besprechen, in denen es sich um den Zusatz eines Wortes handelt.

Ein leichtes Versehen des ersten Abschreibers, einfache Dittographie, scheint vorzuliegen I 33, 2. 35, 4; II 21, 1; III 13, 6; IV 6, 3; VII 17, 1. 34, 1. 72, 2. 75, 2.

I 33, 2 ist überliefert: *concilium dimisit. et secundum ea multae res eum hortabantur, quare . . . . . putaret.* Daß die Stelle nicht in Ordnung ist, ist schon von mehreren Seiten erkannt worden. Mommsen (JB. 1894 S. 201) schlägt vor *secum dum ea ⟨reputat⟩*; J. Lange (Progr. Neumark 1896 S. 11) möchte *et secundum ea* streichen. Ich habe vorläufig nur *et* als Wiederholung der letzten Silbe des vorhergehenden Wortes beseitigt, das hier die bei Caesar unmögliche Bedeutung ‚auch' haben würde. Doch ist mir auch schon längst das folgende *secundum ea* bedenklich erschienen.

Durch Dittographie entstanden ist auch wohl das Wörtchen *id* vor *ita* I 35, 4. Denn Caesar pflegt *si ita fecisse(n)t* zu sagen, oder *si id fecisset*, nicht *si id ita fecisset* (V 1, 8 und VI 32, 1). *Id* ist schon von Oudendorp und anderen für unecht erklärt worden.

Auch II 21, 1 dürfte das Wörtchen *in* auf dieselbe Weise entstanden sein. Die Hdschr. haben hier: *Caesar . . . ad cohortandos milites, quam in partem fors obtulit, de(cu)currit.* Man pflegt die Worte *quam in p. f. obtulit* zu erklären als abgekürzt aus und gleichbedeutend mit *in eam partem (decucurrit), quam fors obtulit.* Aber das ist unmöglich. Wäre es wohl denkbar, daß IV 4, 2 Caesar geschrieben hätte: *ad Rhenum, quas in regiones Menapii incolebant, pervenerunt* statt der überlieferten *ad Rh. perv., quas reg. Men. incolebant*? Jene Worte können nur gleichwertig sein den Worten *in eam partem, in quam fors obtulit*, und das ist Unsinn. Auch würde *partem* gleichzeitig eine doppelte Bedeutung haben müssen: *in eam partem, (decucurrit)* würde bedeuten: er eilte nach der Richtung, und *quam (partem)*: welche Abteilung des Heeres (der Zufall ihm in den Weg führte). Sollte *partem* beidemal Heeresteil bezeichnen, müßte es ja heißen: *quam ad partem.* — Das Wörtchen *in* verdankt nicht selten dem Schluß *-m* des vorhergehenden Wortes sein Dasein.

Ebenso ist wohl III 13, 6 das Wörtchen *hae* nach *confectae* durch Wiederholung der letzten Buchstaben entstanden. (Für *hae* findet sich in Hdschr. nicht selten *ae, eae, ee* u. Ä.). Statt des einfachen *hae* hätte Caesar wenigstens *atque hae* geschrieben. In

ganz ähnlicher Weise ist IV 2, 2 in *α his* nach *importatis* entstanden, und VII 34, 1 in *X his* nach *omissis*.

Auch IV 6, 3 dürfte Dittographie anzunehmen sein. *Cognovit*, haben die Hdschr., *missas legationes . . . ad Germanos invitatosque eos, uti ab Rheno discederent, omnia, quaeque postulassent, ab se fore parata.* Die meisten Herausgeber haben die Vermutung des Aldus: *omniaque, quae postulassent, ab se f. parata* in den Text gesetzt. Paläographisch ist dagegen nicht das Geringste einzuwenden. Aber *que* ist nicht berechtigt. Richtig wäre es, wenn noch ein Verb, etwa *confiderent*, folgte.

VII 17, 1 (*castris ad eam partem oppidi positis, quae intermissa a flumine . . aditum . . . angustum habebat*) ist das *a* wahrscheinlich zu streichen. Denn I 38, 5 sagt Caesar *qua flumen intermittit* und VII 70, 1 haben alle Hdschr. *in ea planitie, quam intermissam collibus . . . . . patere supra demonstravimus.* Will man VII 17, 1 die Präposition halten, so muß man VII 70, 1 hinter *intermissam* ein *a* einfügen. (In meiner Textausgabe von 1908 liegt VII 70, 1 ein Versehen vor.)

Daß VII 34, 1 *his* hinter *omissis* zu streichen ist, kann nicht zweifelhaft sein. Nach den Worten: *cohortatus Haeduos, ut controversiarum ac dissensionis obliviscerentur*, könnten die folgenden Worte (*atque*) *omnibus omissis his rebus* (*huic bello servirent*) sich nur auf *controversiae* und *dissensio* beziehen. Es läge also eine unerträgliche Tautologie vor, und außerdem wäre *omnibus his rebus* lächerlich. Möglich ist hier nur *omnibus omissis rebus* „mit Hintansetzung alles anderen."

VII 72, 2 ist *id* hinter *reduxit* zu tilgen, wie schon Kraffert (Progr. Aurich 1881 S. 13) ausgesprochen hat. Gegen *id* spricht der Sprachgebrauch Caesars, der *eo consilio, hoc consilio* stets unmittelbar auf das Verb folgen läßt, wie I 48, 2: *copias traduxit et milibus passuum duobus ultra eum castra fecit eo consilio, ut;* ebenso II 9, 4; V 49, 7; 1, 70, 4; 3, 29, 3. Überdies würde sich der Satz *hoc consilio — ne — possent* nur auf die letzten Worte *reliquas omnes munitiones . . . . . reduxit* beziehen können, wenn *id* davor stände, während er doch auch auf den ersten Satz (*fossam . . . lateribus duxit*) gehen soll.

Daß VII 75. 2 das Wort *Blannoviis* durch Dittographie aus dem vorhergehenden *Brannovicibus* entstanden ist, wird jetzt ziemlich allgemein angenommen.

Einigemal ist durch unberechtigte Wiederholung eines vorhergehenden Wortes der Text verdorben, so I 33, 2; III 23, 4; IV 1, 1; VII 66, 7.

I 33, 2 (*Haeduos — in servitute atque in dicione videbat Germanorum teneri*) steht das zweite *in*, wie ich JB. 1894 S. 317 nachgewiesen habe, nicht in Einklang mit Caesars Sprachgebrauch. Caesar setzt, wie durch etwa 170 Stellen erwiesen ist, die Präposition nur einmal, wenn synonyme oder nahe verwandte Be-

griffe durch eine kopulative Konjunktion verbunden werden. Unsere Stelle ist die einzige Ausnahme. Folglich ist das zweite *in* zu tilgen.

Ähnlich steht es III 23, 4: *quorum adventu magna cum auctoritate et magna cum hominum multitudine bellum gerere conantur.* Auch hier ist die Wiederholung der Präposition unmöglich. Denn erstens hat *cum* in dieser Stellung (zwischen Adjektiv und Substantiv) stets modale Bedeutung „unter" (mindestens 25 mal bei Caesar; vgl. mein Lex. Caes. I S. 758); es müßte also der Text lauten: *cum magna hominum multitudine*; zweitens würde *bellum gerere cum magna hom. multitudine* bedeuten: Krieg führen gegen eine große Menschenmenge. Aber nehmen wir einmal an, es könne *cum* hier soviel sein wie *una cum*, so würde auch das keinen Sinn geben; denn die *magna hominum multitudo* sind ja ihre eigenen Truppen. Der Zusammenhang zeigt, daß hier nur der instrumentale Ablativ *magna hominum multitudine* möglich ist.

IV 1, 1 liegt die Sache genau ebenso. *Usipetes et Tencteri magna cum multitudine hominum flumen Rhenum transierunt* kann nur bedeuten: Die Usipeter u. T. und außer ihnen noch eine große Menge Menschen gingen über den Rhein. Aber die *magna multitudo hominum* sind sie ja selbst!

Daß VII 66, 7 entweder dreimal *ne ad* stehen muß, oder nur einmal, leuchtet sofort ein: *iure iurando confirmari oportere, ne tecto recipiatur, ne ad liberos, (ne) ad parentes, (ne) ad uxorem aditum habeat, qui ...* Nun lassen alle beachtenswerten Hdschr. das *ne* vor *ad uxorem* weg, und ich halte es mit Weidner für wahrscheinlicher, daß in unserem Archetypus nach dem zweimaligen *ne* der Schreiber dieses Wort versehentlich wiederholt, als daß er es an der vierten Stelle ausgelassen hat.

Der umgekehrte Fall, ein Vorwegnehmen eines kommenden Wörtchens (*et*) scheint VI 12, 8 vorzuliegen. Hier habe ich nach Mommsens Vorschlag (JB. 1894 S. 208) in den Worten *ita et novam et repente collectam auctoritatem tenebant* das erste *et* gestrichen. Ein Grund zur Gegenüberstellung von *novam* und *repente collectam* liegt nicht vor; *repente collectam* ist nur eine nähere Ausführung des *novam*.

Wiederholung eines Wortes in anderer Form liegt vor IV 25, 6 und V 25, 5. Überliefert ist an der ersten Stelle: *nostri — ex navi desiluerunt. Hos item ex proximis primis navibus cum conspexissent, subsecuti hostibus appropinquaverunt.* Zu dieser Stelle sind eine ganze Anzahl Verbesserungsvorschläge gemacht. Am einfachsten dürfte es sein, mit Madvig *primi* zu schreiben und mit Mommsen *navibus* zu streichen.

V 25, 5 heißt es: *certior factus est in hiberna perventum locumque hibernis esse munitum.* Das klingt ja, als ob ein Tertianer hätte übersetzen wollen: der Platz für die Winterquartiere. *Hibernis* ist jedenfalls mit Vielhaber zu beseitigen.

Mehr Unheil, als durch solche meist unschuldigen Wiederholungen einer Silbe oder eines Wortes ist durch Erklärungsversuche, die übergeschrieben oder an den Rand geschrieben wurden, in unserem Caesartexte angerichtet worden. Derartige Glosseme haben wir zunächst V 6, 2. 20, 1. 31, 6; auch wohl IV 29, 2.

V 6, 2 lesen wir: *accedebat huc, quod in concilio Haeduorum Dumnorix dixerat, sibi a Caesare regnum civitatis deferri; quod dictum Haedui graviter ferebant neque recusandi aut deprecandi causa legatos ad Caesarem mittere audebant.* Schon Ciacconius bemerkt mit Recht, daß die Haeduer nicht jenes dictum des Dumnorix *graviter ferebant*, sondern die Tatsache oder das, was sie leichtgläubig für eine Tatsache hielten, daß nämlich Dumnorix König werden sollte. Das werden wohl die meisten Leser so aufgefaßt haben; außerdem ergibt es sich aus den folgenden Worten *neque recusandi aut deprecandi causa legatos ad Caesarem mittere audebant.* Folglich ist *dictum* ein verkehrter Erklärungsversuch des allgemeinen *quod*, veranlaßt durch das vorhergehende *dixerat.*

V 20, 1 ist *Galliam* Glosse zu *continentem,* wie ebenfalls schon Ciacconius erkannt hat. Es braucht nur ausgesprochen zu werden, es leuchtet sofort ein: Caesar kann nur geschrieben haben: *ex qua* (civitate) *Mandubracius adulescens Caesaris fidem secutus ad eum in continentem* (aus Britannien) *venerat.* Continens Gallia würde nur möglich sein, wenn es auch ein insularisches Gallien gäbe.

Wie hier der Eigenname *Galliam* nichts weiter ist als eine sehr überflüssige Erklärung zu *continentem*, so ist V 31, 6 *Ambiorige* eine unnötige, störende, den Gedanken schwächende Erklärung zu *homine amicissimo: sic . . proficiscuntur, ut quibus esset persuasum non ab hoste, sed ab homine amicissimo* [*Ambiorige*] *consilium datum.* Mit Recht hat Tittler das Wort gestrichen.

Ähnlich ist wohl auch IV 29, 2 die Entstehung der Worte *longas* und *onerarias* zu erklären. Die Heilung der verdorbenen Stelle ist auf verschiedene Weise versucht worden; am einfachsten aber scheint Mommsens Vorschlag (JB. 1894 S. 205) zu sein, jene beiden Worte als törichten Erklärungsversuch zu *naves* zu streichen. Die Konjektur Vielhabers, die ich in der 1. Auflage in den Text gesetzt hatte, macht größere und unwahrscheinlichere Änderungen des überlieferten Textes notwendig.

Geradeso, wie V 31, 6 ein Eigenname zur Erklärung an den Rand geschrieben war und dann in den Text geraten ist, ist dies der Fall IV 2, 2; VII 20, 12. 63, 4.

IV 2, 2 haben die Hdschr.: *quin etiam iumentis, quibus maxime Galli delectantur quaeque impenso parant pretio, Germani importatis non utuntur.* Subjekt zu *utuntur* kann nur sein *Suebi*, da nur von diesen in den drei ersten Kapiteln des 4. Buches die

Rede ist. Nun wird ja allerdings oft genug statt einer bestimmten gallischen Völkerschaft da, wo ein Mißverständnis nicht möglich ist, *Galli* von Caesar gesetzt, statt einer bestimmten germanischen *Germani*, wie z. B. gleich c. 4, 3 *Germanos* statt *Usipetes et Tencteros*. Aber an unserer Stelle könnte nach dem Worte *Galli* das folgende *Germani* nur auf alle Germanen gehen, und das ist verkehrt. Ob IV 2, 2 noch andere Verderbnisse vorliegen, soll jetzt nicht untersucht werden.

Sinnwidrig, wie hier *Germani*, ist VII 20, 12 das aus *inquit* entnommene Subjekt *Vercingetorix* zwar nicht, aber von Caesar stammt es nach meiner festen Überzeugung nicht. Die Stellung des Wortes: *haec, inquit, a me, Vercingetorix, beneficia habetis*, ist ja im höchsten Grade auffallend, aber doch vielleicht nicht absolut unmöglich, wenn auch V 30, 1 (*vincite, inquit, si ita vultis, Sabinus*), worauf man sich zu berufen pflegt, doch bei weitem nicht so unnatürlich ist, wie die Stellung des *Vercingetorix* an unserer Stelle. Aber überall, wo sich sonst eine auffallende Stellung des Subjekts zu *inquit* findet, ist die Nennung dieses Subjekts zur Vermeidung von Mißverständnissen notwendig. Hier aber ist dieses Subjekt *Vercingetorix* überflüssig, störend und auffallend. Kein Mensch kann bei *inquit* an ein anderes Subjekt als Vercingetorix denken. Caesar hätte also das Wort auf keinen Fall dazugesetzt, am wenigsten an einen so unnatürlichen Platz.

Ebenso überflüssig, wie hier *Vercingetorix*, ist VII 63, 4 die Nennung der *Haedui*. Nur ein ganz ungeschickter Stilist könnte, da *Haedui* zu allen vorhergehenden Verben Subjekt ist, plötzlich ohne Grund dieses selbstverständliche Subjekt noch besonders nennen. Man lese nur einmal die Stelle im Zusammenhang: *Defectione Haeduorum* [*cognita*] *bellum augetur. Legationes in omnes partes circummittunt*[*ur*]*; quantum gratia, auctoritate, pecunia valent, ad sollicitandas civitates utuntur; nacti obsides, quos Caesar apud eos deposuerat, horum supplicio dubitantes territant. Petunt a Vercingetorige Haedui, ut . .* — und man wird sofort fühlen, daß Caesar dieses *Haedui* nicht geschrieben haben kann.

Eigennamen sind auch sonst zu Unrecht in den Text geraten, so I 19, 4 und V 53, 6. An der ersten Stelle heißt es: *simul commonefacit, quae ipso praesente in concilio Gallorum de Dumnorige sint dicta.* Es handelt sich aber, wie c. 16, 5 und die weitere Erzählung deutlich zeigt, nur um ein *concilium Haeduorum*, und bei *Gallorum* würde der Leser zunächst an eine allgemeine Landesversammlung, eine Versammlung der principes aller Stämme denken. Ein Mißverständnis ist, wenn *Gallorum* fehlt, nicht möglich, wohl aber wird es durch den Zusatz hervorgerufen. Hätte Caesar, wie Mommsen meint (JB. 1894 S. 201), hervorheben wollen, daß nicht Römer, sondern Landsleute den Dumnorix also bezichtigt hatten, hätte er sich deutlicher ausgedrückt.

V 53, 6 ist derselbe Genitiv *Gallorum* ebenfalls ein über-

flüssiger und störender Zusatz. *Certior factus est magnas Gallorum copias earum civitatum, quae Aremoricae appellantur, oppugnandi sui causa convenisse* haben die Hdschr. Der Genitiv *Gallorum* ist neben dem andern Genitiv *earum civitatum* nicht bloß ungeschickt, sondern unmöglich: jeder Leser wußte, daß die Aremoricae civitates Gallier waren.

Noch andere Genitive sind in unserem Texte von einer unglücklichen Hand zur Erklärung beigefügt worden, wie I 11, 3; II 15, 4; IV 20, 2; VII 41, 1.

Haedui — legatos ad Caesarem mittunt, heißt es I 11, 2. 3, *rogatum auxilium: ita se omni tempore de populo Romano meritos esse, ut paene in conspectu exercitus nostri agri vastari, liberi eorum in servitutem abduci, oppida expugnari non debuerint.* Statt *eorum* müßte es heißen *sui*, und wenn selbst *eorum* möglich wäre, müßte es wenigstens hinter *agri*, nicht hinter *liberi* stehen; hier stört es auch noch die Symmetrie.

II 15, 4 ist dasselbe Wort schon längst als unmöglich erkannt. (*Nervios*) *nihil pati vini reliquarumque rerum ad luxuriam pertinentium inferri, quod his rebus relanguescere animos eorum et remitti virtutem existimarent* lesen wir dort in den Hdschr. Auf die Nervier bezogen müßte es natürlich *animos suos* heißen. Aber selbstverständlich glauben die Nervier nicht, daß nur ihr Mut und ihre Tapferkeit erschlaffe durch Wein usw., sondern der Gedanke ist ganz allgemein: Mut und Tapferkeit, *animos et virtutem hominum.* Das Pronomen ist also zu tilgen.

Ein törichter Zusatz ist auch der Genitiv *anni* IV 20, 2. *Exigua parte aestatis reliqua Caesar*, heißt es dort, *tamen in Britanniam proficisci contendit — et si tempus anni ad bellum gerendum deficeret, tamen magno sibi usui fore arbitrabatur, si modo insulam adisset, genus hominum perspexisset, loca, portus, aditus cognovisset.* Also trotzdem es schon Spätsommer war, entschließt sich Caesar noch zu einer Fahrt nach Britannien; er meint, wenn es ihm auch an Zeit zum Kriegführen fehlen sollte, würde es doch recht nützlich für ihn sein, aus eigener Anschauung Land und Leute kennen zu lernen. Das ist ein vernünftiger Gedanke; aber „es fehlt ihm an Jahreszeit zum Kriegführen" ist Unsinn, und „die Jahreszeit läßt ihn im Stich zum Kriegführen" würde mindestens sehr ungeschickt sein. Weil im Anfang des Kapitels auf die verhältnismäßig späte Jahreszeit hingewiesen war, dachte der ziemlich gedankenlose Leser, dem wir jenes *anni* verdanken, bei *tempus* an „Jahreszeit".

Wie der Glossator hier zu *tempus* eine nähere Bestimmung hinzufügte, so setzte er auch VII 41, 1 zu dem Zeitbegriff *horis* die unmögliche Bestimmung *noctis*, wie v. Göler (Caesars gallischer Krieg i. d. Jahre 52 n. Chr. S. 40 f. u. 2. Aufl. S. 175) nachgewiesen hat. Caesar erfährt von dem Abfall der Haeduer *media fere nocte* (c. 39, 3), bricht mit vier Legionen und der gesamten

Reiterei *nulla interposita dubitatione* (40, 1), nach v. Göler um 2 Uhr morgens, auf, legt (40, 4) *cupidissimis omnibus* 25 römische Meilen (37½ km) zurück, nach v. Göler in 8⅓ Stunde, gönnt nach Unterwerfung der Häduer seinem Heere drei Stunden Ruhe (41, 1), tritt dann den Rückweg an und kommt vor Sonnenaufgang (etwa 4 Uhr morgens) wieder in seinem Lager an (41, 5). Da er für den Rückmarsch wieder ungefähr dieselbe Zeit braucht, wie für den Hinmarsch, mindestens also 8—9 Stunden, muß dieser spätestens um 7 oder 8 Uhr nachmittags (im Hochsommer) angetreten sein, folglich können die drei Stunden Ruhe, die vorhergingen, nicht in die Nachtzeit gefallen sein. Der Urheber des Wortes *noctis* dachte bei den Worten *ad quietem datis*, geruht werde in der Nacht.

Hinzufügung eines erklärenden Wortes finden wir auch II 24, 4. Daß hier das Wort *nostra(s)* von fremder Hand zugesetzt ist, zeigt schon die verschiedene Stellung (und Beziehung) dieses Wortes in den beiden Hdschr.-Klassen. Nämlich β hat: *cum multitudine hostium castra nostra compleri, legiones premi — vidissent*, α dagegen: *cum multitudine hostium castra compleri, nostras legiones premi — vidissent.* Daß *nostra(s)* mit Nipperdey zu streichen wäre, auch wenn das Wort im Ashburnhamianus nicht fehlte, bedarf keines Wortes weiter.

Mehrmals ist ein synonymer Begriff zugesetzt worden. Manchmal mag dieser zur Erklärung darüber oder an den Rand geschrieben gewesen sein, manchmal mag auch der unberufene Schreiber sich eingebildet haben, daß er Caesars Darstellung dadurch schöner und voller oder rhythmischer gestalte. Der Fall liegt wohl vor III 6, 4; IV 22, 3; V 53, 4; VI 11, 2; VII 28, 1.

III 6, 4 bietet β: *maxime frumenti commeatus inopia permotus . . . . . reverti contendit;* α hat *commeatusque.* Mommsen hat recht, wenn er *commeatusque* streicht mit der Bemerkung: „Die Glosse verrät sich durch das in der zweiten Familie fehlende *que*". Ich möchte hinzufügen, daß Caesar noch sechsmal die Verbindung *frumenti inopia* hat, aber niemals *commeatus inopia*, niemals *frumenti commeatusque inopia.*

Ein synonymer Ausdruck ist auch IV 22, 3 von fremder Hand hinzugefügt. *Navibus circiter LXXX onerariis coactis contractisque* haben hier die Hdschr. *Contractis* kann hier nichts anderes bedeuten als *coactis.* Aber eine derartige Häufung synonymer Begriffe meidet Caesar in seiner absichtlich einfach und schmucklos gehaltenen Darstellung. Nur wo der zweite Begriff den ersten vervollständigt, also etwas bringt, was in dem ersten noch nicht enthalten war, oder wenn der erste Begriff gar zu allgemein ist und durch den zweiten eingeschränkt werden soll, fügt er noch ein scheinbar synonymes Wort hinzu. Das ist aber hier nicht der Fall. Deshalb habe ich mit Ruhnken und verschiedenen Herausgebern *contractisque* gestrichen.

V 53, 4 tilgt J. Lange (Jahrb. f. class. Phil. 1895 S. 754) das Wort *nuntios* (*omnes fere Galliae civitates de bello consultabant, nuntios legationesque in omnes partes dimittebant*), „weil es erstens die Konzinnität recht unangenehm stört, zweitens aber *nuntios* nach den Worten *illo incommodo de Sabini morte perlato* vollkommen müßig ist, endlich weil in Fällen von Verschwörungen der einzelnen Staaten in der Regel von *legationes* allein die Rede ist". Er hätte noch hinzufügen können, daß Caesar sonst *nuntii legationesque* nicht verbindet, außer an einer Stelle (VII 64, 7), wo die Verbindung berechtigt, ja notwendig ist: *nihilo minus clandestinis nuntiis legationibusque Allobroges sollicitat* (private Boten und staatliche Gesandtschaften).

Ein Synonymum ist auch VI 11, 2 in den Text geraten. *In Gallia*, haben hier sämtliche Hdschr. und die meisten Ausgaben, *non solum in omnibus civitatibus atque in omnibus pagis partibusque, sed paene etiam in singulis domibus factiones sunt.* Die schöne Steigerung *in omnibus civitatibus, in omnibus pagis, in singulis domibus* wird durch das dazwischentretende *partibusque* in recht empfindlicher Weise gestört. Außerdem ist der Zusatz auch unlogisch: auch die *civitates, pagi, domus* sind *partes Galliae.* — Daß *pars* zur Erklärung von *pagus* gebraucht wurde, ersieht man aus I 12, 4, wo die eine Familie der β-Klasse schreibt: *omnis civitas Helvetia in quattuor partes vel pagos divisa est*, während die übrigen Hdschr. richtig *in quattuor pagos* haben.

Daß auch VII 28, 1 eine solche erklärende Glosse vorliegt, wird jetzt von den meisten Herausgebern anerkannt. *Hostes — cuneatim constiterunt, hoc animo, ut si qua ex parte obviam contra veniretur, acie instructa depugnarent,* bieten die Hdschr. *Obviam contra venire* dürfte sich schwerlich irgendwo nachweisen lassen. Das einfache *obviam venire* (*ire, proficisci* u. ä.) kommt oft genug vor, sowohl in freundlichem, als auch in feindlichem Sinne, häufiger wohl in freundlichem. Wer *contra* dazuschrieb, wollte andeuten, daß die Worte hier nicht bedeuten „(freundlich) entgegenkommen", sondern „(feindlich) entgegentreten".

Anschließen lassen sich an die eben besprochenen Stellen am besten wohl noch folgende: V 2, 3; VII 86, 4; 53, 1.

V 2, 3 *quo ex portu commodissimum in Britanniam traiectum esse cognoverat, circiter milium passuum XXX transmissum a continenti* scheint das störende *transmissum* nichts weiter als ein erklärendes, an falscher Stelle in den Text geratenes Glossem zu *traiectum* zu sein. Vielleicht erschien dem Glossator *transmissus* eleganter oder war ihm geläufiger als *traiectus.* Wahrscheinlich war es ein Gallier oder ein Britannier, möglicherweise derselbe, von dem V 12—14 herrühren (vgl. V 13, 2).

Auch VII 86, 4 ist wohl das *ex* (*β atque ex*) zu betrachten als entstanden durch ein übergeschriebenes Synonymum. *Loca prae-*

rupta ascensu temptant stand im Archetypus. Über *ascensu* wurde
ex
ex geschrieben: *ascensu*, um anzudeuten, daß *exscensu* gemeint sei, das mehr den tatsächlichen Verhältnissen („Erklettern") entspreche. Undenkbar wäre es aber auch nicht, daß Caesar *e(x)scensu* geschrieben, der Abschreiber zunächst versehentlich das gebräuchlichere *ascensu* gesetzt, seinen Fehler gemerkt und *ex* darüber geschrieben hätte.

VII 53, 1 lesen wir in α: *Hac habita contione et ad extremam orationem confirmatis militibus, ne ... animo permoverentur*; in β: *Hac h. c. et ad extremum oratione conf. m., ne .... p.* Die Lesart von β würde möglich sein, wenn nicht unmittelbar daneben stände *hac habita contione.* Die Lesart von α scheint ein Verbesserungsversuch des in β Stehenden zu sein, ist aber eine Verschlechterung: es müßte heißen *extrema oratione.* Eine Nebeneinanderstellung von *contio* und dem gleichbedeutenden *oratio* ist ebensowenig möglich, wie II 6, 2 die Nebeneinanderstellung von *moenia* und *murus* in den Worten: *ubi circumiecta multitudine hominum totis moenibus undique in murum lapides iaci coepti sunt.* An unserer Stelle ist *oratione* mit Clarke zu streichen. Vielleicht sollte das Wort eine genauere Bestimmung zu *confirmatis* sein; wahrscheinlicher aber war es Glosse zu *contione.*

Ein Verb, entnommen aus einem verwandten Begriff, ist zugesetzt II 5, 4 und VII 79, 4. *Postquam omnes Belgarum copias .... ad se venire vidit neque iam longe abesse ab iis, quos miserat, exploratoribus et ab Remis cognovit* lautet die Überlieferung II 5, 4. *Vidit* könnte hier neben *cognovit* nur bedeuten: „er sah mit eigenen Augen". Daß er sie aber nicht sah, zeigt die Erzählung in c. 5—7 ganz deutlich, ergibt sich auch aus den folgenden Worten *et ab ..... Remis cognovit.* Folglich ist *vidit* mit Recht von Vascosanus gestrichen worden.

In ähnlicher Weise ist VII 79, 4 aus dem Verb *explent* ein *integunt* herausgenommen worden. Caesar konnte nicht wohl schreiben: *proximam fossam cratibus integunt atque aggere explent*, sondern höchstens *aggere explent et cratibus integunt*, denn das *explere* müßte dem *integere* vorangehn. Aber das *cratibus integere* wäre doch überhaupt für ihren Zweck sehr unpraktisch gewesen und geradezu hinderlich. Caesar hat sicher, wie Nitsche (Z. f. d. GW. 48, 778) erkannt hat, geschrieben: *cratibus atque aggere explent.* Das war verständig und zweckmäßig, wenn sie den Graben überschreiten wollten. Geradeso heißt es VII 58, 1 *cratibus atque aggere paludem explere*; VII, 86, 5 *aggere et cratibus fossas explent.*

Wie an mehreren der bisher besprochenen Stellen, so ist auch sonst öfter ein *et* oder *que* zu Unrecht eingefügt worden. Ich habe in meinen Ausgaben dies angenommen I 2, 1; V 23, 4 VI 37, 1; — III 20, 3; V 18, 3; VI 1, 4.

Uber I 2, 1 ist ein Zweifel nicht gut möglich. Die Hdschr. haben: *m. messala et p̃. m̃. pisone consulibus.* Daß kein Römer zwei praenomina hatte, ist bekannt; daß jene Abkürzungen auch nicht bedeuten können Pupio M. Pisone, wie Oudendorp meinte, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Bekannt ist aber auch, daß die Namen der Konsuln asyndetisch neben einander gestellt zu werden pflegten; auch bei Caesar geschieht dies stets: folglich ist nicht nur jenes wunderbare *p̃.* zu streichen, sondern auch das *et.*

Ebenso hat sich ein *et* V 23, 4 eingeschlichen, wie schon vor mehreren hundert Jahren erkannt ist. *Sic accidit,* lesen wir dort § 3, *uti ex tanto navium numero — nulla omnino navis, quae milites portaret, desideraretur, at ex iis, quae inanes ex continenti ad eum remitterentur et prioris commeatus expositis militibus et quas postea Labienus faciendas curaverat . ., perpaucae locum caperent.* Daß das erste *et* hier unmöglich ist, ergibt sich schon aus dem Worte *remitterentur;* denn wäre es richtig, so müßten ja auch die von Labienus erbauten Schiffe nach Britannien zurückgesandt worden sein. Aber die waren noch gar nicht dort gewesen, konnten also auch nicht zurückgesandt werden. Ob an dieser Stelle noch eine größere Interpolation vorliegt, soll jetzt nicht untersucht werden.

Auch VI 37, 1 ist *et* zu streichen. *Hoc ipso tempore et casu Germani equites interveniunt* lautet die hdschr. Überlieferung. Das kann nur bedeuten: *hoc ipso tempore et hoc ipso casu. Hoc ipso tempore* ist sofort aus der Darstellung verständlich; aber *hoc ipso casu* gibt keinen Sinn, da von keinem *casus,* mit dem das in dem folgenden Erzählte verglichen werden könnte, die Rede gewesen ist. *Et* = *etiam* ist bei Caesar unmöglich; *etiam* würde auch nicht einmal einen guten Gedanken ergeben.

Wie *et,* so ist auch *que* öfter mit Unrecht, manchmal vielleicht durch bloße Gedankenlosigkeit des ersten Schreibers oder Abschreibers, in den Text geraten. So III 20, 3. *Sotiates magnis copiis coactis equitatuque, quo plurimum valebant, in itinere agmen nostrum adorti primum equestre proelium commiserunt, deinde equitatu suo pulso . . . subito pedestres copias . . . . . ostenderunt.* Die Worte *equitatuque* können nicht mit *magnis copiis coactis* verbunden werden in dem Sinne von *equitatuque coacto* (s. J. Lange, Jahrb. f. class. Phil. 1895 S. 812 f.), folglich sind sie mit *adorti* zu verbinden. Dann ist aber *que* mit J. Lange (l. l.) und R. Sydow (Progr. 1898 S. 5) zu tilgen. Daß die Verbindung mit *adorti* richtig ist, zeigt das folgende ganz deutlich. Vielleicht ist dies *que* durch Dittographie entstanden aus dem folgenden *quo,* vielleicht auch durch die falsche Verbindung mit dem vorhergehenden *magnis copiis coactis.*

Ebenso ist V 18, 3 *que* hinter *praefixis* mit einem Teil der Hdschr. der α-Klasse fortzulassen. Nach der Lesart der meisten

Hdschr. (*ripa erat acutis sudibus praefixisque munita*) müßte, da *praefixis* Partizip ist, auch *acutis* als Partizip gefaßt werden: das Ufer war durch Pfähle, die zugespitzt und vorn (am Ufer) eingeschlagen worden waren, gesichert. Aber *acutus* ist in der klassischen Latinität nie Partizip, sondern stets Adjektiv.

Auch VI 1, 4 handelt es sich um Streichung eines *que*. *Tribus*, haben dort die Hdschr., *et constitutis et adductis legionibus duplicatoque earum cohortium numero, quas cum Q. Titurio amiserat, ... docuit, quid populi Romani .. opes possent.* Caesar hatte 15 Kohorten durch Schuld des Titurius verloren; jetzt bekam er drei neue Legionen, also 30 Kohorten; also begründen die ersten Ablative *tribus—legionibus* den folgenden Satzteil *duplicato .. numero, quas ... amiserat.* Liest man *duplicatoque*, so liegt die falsche Auffassung nahe, Caesar habe drei neue Legionen und außerdem noch 2×15 Kohorten erhalten. Nun erklärt man natürlich die Worte *duplicatoque .. numero* „und nachdem er dadurch die Zahl .. verdoppelt hatte"; aber das hätte Caesar durch *atque ita duplicato n.* oder durch einen ähnlichen Zusatz ausgedrückt. Nach Streichung des *que* ist ein Mißverständnis nicht mehr möglich.

Aus dem Bestreben, Caesars Darstellung zu vervollständigen, scheint noch eine ganze Anzahl Interpolationen hervorgegangen zu sein. Ein Substantiv ist zugesetzt I 15, 4. Hier hat Paul (Z. f. GW. 32, 164) nach Aldus und anderen *pabulationibus* mit Recht gestrichen. Das Wort ist zwischen den verwandten Begriffen *rapinis populationibusque* störend. Es ist auch nach Lage der Dinge unglaublich, daß Caesar auch nur versucht haben sollte, „den augenblicklich siegreichen Feind an der Beschaffung eines Bedürfnisses zu hindern, auf welches dieser um keinen Preis verzichten konnte", geschweige denn, daß ihm dies gelungen wäre, wie man aus seinen Worten *satis habebat .. hostem rapinis* [*pabulationibus*] *populationibusque prohibere*, doch wohl schließen müßte. Größere Truppenmassen sollten sich nicht auf einen Kampf einlassen (*suos a proelio continebat*); das wäre aber nötig gewesen, da die Helvetier bei der Spärlichkeit des Futters (c. 16, 2 *ne pabuli quidem satis magna copia suppetebat*) größere Abteilungen zur Beschaffung desselben aussenden mußten, also auch Caesar, wenn er diese an der Beschaffung des nötigen Futters hindern wollte. Ob *pabulationibus* durch Dittographie entstanden ist oder einem Ergänzungsversuch sein Dasein verdankt, wird sich schwerlich feststellen lassen.

Ein Adjektiv ist zu genauerer Charakterisierung zugesetzt IV 23, 3. *Ita* (*adeo β*) *montibus angustis mare continebatur, uti ex locis superioribus in litus telum adigi posset.* Was sind *montes angusti*? Nach dem Thesaurus Linguae Latinae gibt es solche in der ganzen römischen Literatur nicht. Sollten es vielleicht „einengende Berge" sein, wie bei Horaz *angusta pauperies*? Aber in diesem Sinne könnte höchstens ein Dichter das Wort ge-

brauchen; auch liegt der Begriff des Einengens schon in der Verbindung *montibus continebatur*. Oder sollten es schmale oder dicht nebeneinander liegende sein? Das alles würde keinen verständigen Sinn ergeben. Eine Umwandlung in das Adverb wäre möglich, empfiehlt sich aber auch nicht, weil der dadurch ausgedrückte Begriff schon in dem Verb steckt. Am besten ist es wohl mit Ciacconius und Mommsen das Wort zu streichen. Mommsen hält das Wort für eine Glosse (*angustis* = *angustiis*) zu *montibus*.

Übrig sind nun noch eine Anzahl Stellen, die mehr vereinzelt dastehen, die sich nicht gut von einem gemeinsamen Gesichtspunkt aus betrachten lassen.

Zweimal ist das Verbum confidere zu Unrecht eingeschoben. VI 40, 2 heißt es: *alii cuneo facto, ut celeriter perrumpant, censent: quoniam tam propinqua sint castra, etsi pars aliqua circumventa ceciderit, at reliquos servari posse confidunt*; *alii, ut in iugo consistant atque eundem omnes ferant casum.* J. Lange streicht *confidunt*. Welche Gründe ihn dazu bestimmt haben, kann ich augenblicklich nicht feststellen. Aber für notwendig halte auch ich die Streichung. Von *censent* hängt zweierlei ab: 1) *ut celeriter perrumpant*, 2) *ut in iugo consistant atque e. o. ferant c.* Dazwischen ist wohl eine Begründung des ersten Vorschlages denkbar (*quoniam tam propinqua sint castra, ... servari posse*), aber nicht ein neuer selbständiger Satz mit *confidunt*. Mindestens müßte vor *quoniam* noch ein *nam* stehen.

Ebenso ist VII 15, 2 ein *confidebant* in unsere Ausgaben eingeschmuggelt worden. Die beiden Handschriftenklassen gehen hier wieder bedenklich auseinander. Gemeinsam haben beide: *In omnibus partibus incendia conspiciuntur*; *quae etsi magno cum dolore omnes ferebant, tamen hoc sibi solacii proponebant.* Nun folgt in α: *explorata victoria celeriter amissa recuperaturos confidebant*, in β: *quod se prope explorata victoria celeriter amissa recuperaturos sperabant.* Die Ausgaben haben gewöhnlich die Worte *quod se prope* aus β, *confidebant* aus α aufgenommen. Ich meine, weder *confidebant* noch *sperabant* stammt von Caesar, und mindestens *quod* ist noch zu streichen. *Hoc solacii* erfordert eine Angabe, worin ihr Trost bestand. Diese Angabe kann aber nicht durch den Satz *quod . . . . . confidebant* gegeben werden, sondern ein acc. c. inf. wird erwartet: *se prope explorata victoria celeriter amissa recuperaturos.* Es ist aber auch möglich, daß α mit der Auslassung der Worte *quod se prope* im Rechte ist und daß Caesar, dem trotzigen Sinne und der durch Vercingetorix erweckten Siegeszuversicht entsprechend geschrieben hat: *hoc sibi solacii proponebant, explorata victoria celeriter* (se) *amissa recuperaturos.*

Wie an den zuletzt besprochenen Stellen ein verbum finitum, so ist an folgenden ein unberechtigtes participium in den Text geraten: II 12, 1; VII 63, 1; I 25, 7; VI 10, 2.

II 12, 1 ist in den Worten *in fines Suessionum .... exercitum duxit et magno itinere confecto ad oppidum Noviodunum contendit* das Partizip *confecto* schon längst als unberechtigter Eindringling erkannt. Rührte es von Caesar her, so müßte *contendit* in *venit* oder *pervenit* verwandelt werden. Denn es läßt sich nicht erweisen, ist auch ganz unwahrscheinlich, daß *contendit* jemals die Bedeutung von *pervenit* gehabt habe, wie behauptet worden ist, am wenigsten bei Caesar. Es ist auch nicht richtig, daß *magno itinere confecto* bedeuten könne „unter Zurücklegung eines starken Marsches = indem er e. st. Marsch zurücklegte", sondern es heißt stets: „nach Zurücklegung".

VII 63, 1 ist *cognita* (*defectione Haeduorum cognita bellum augetur*) erst von W. Nitsche 1894 (Z.f.GW. S. 777) als unecht erkannt worden. Die folgende Erzählung gibt an, was die Häduer selbst tun, um die Römer in eine immer bedenklichere Lage zu bringen: *legationes in omnes partes circummittunt; quantum gratia, auctoritate, pecunia valent, ad sollicitandas civitates utuntur; nacti obsides ..... horum supplicio dubitantes territant; petunt a Vercingetorige, ut ...* Wäre das überlieferte *defectione Haeduorum cognita bellum augetur* richtig, so müßte im Folgenden erzählt sein, daß andere Völkerschaften auf die Nachricht vom Abfall der Häduer sich gegen die Römer erhoben, ähnlich wie VII 59, 2 gesagt ist *defectione Haeduorum cognita Bellovaci — bellum parare coeperunt.* Vielleicht hat, wie Nitsche meint, gerade diese Stelle Veranlassung gegeben, c. 63, 1 das Wort *cognita* einzuschieben; vielleicht meinte aber auch der Interpolator, Caesars Darstellung durch den Zusatz zu verschönern.

Die letztere Absicht hat vielleicht auch I 25, 7 vorgelegen. Hier wird berichtet: (Helvetii) *se recipere coeperunt .... succedentibus nostris Boi et Tulingi, qui ..... novissimis praesidio erant, .. nostros ... aggressi circumvenire et id conspicati Helvetii ..... rursus instare et proelium redintegrare coeperunt.* Nun folgen die Worte *Romani conversa signa bipertito intulerunt: prima et secunda acies, ut victis ac submotis resisteret, tertia, ut venientes sustineret.* Kurz und treffend bemerkt Mommsen (JB. 1894 S. 201): „Bei den ersten beiden Treffen tritt Frontwechsel nicht ein". Übrigens war die Bedenklichkeit des Wortes *conversa* längst erkannt. Vielleicht war es nur zu *tertia* an den Rand geschrieben und geriet dann an eine falsche Stelle.

Auch VI 10, 2 tilgt Mommsen (ib. S. 208) das Partizip *adductos* jedenfalls mit Recht. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß Caesar geschrieben haben soll: *sperans barbaros .. homines inopia cibariorum adductos ad iniquam pugnandi condicionem posse deduci.* Ein Schreiber oder Leser erinnerte sich, daß Caesar den Ablativ *inopia* fast stets mit einem Partizip verbindet, besonders gern mit *adductus*, und setzte dies auch hier ein.

Pronomina sind I 3, 3 und IV 7, 3 zu Unrecht in den

Text geraten. *Is sibi legationem ad civitates suscipit* (I 3, 3) wäre nur denkbar, wenn daneben stände: dem und dem übertrug er andere Ämter; und selbst dann würde es wohl heißen *ipse suscipit.*

IV 7, 3 ist *haec* mit Kraner zu streichen. Nach den Worten *quod Germanorum consuetudo haec sit* hätte ein Satz mit *ut* folgen müssen: ein Infinitiv folgt nie nach *hic.*

An drei Stellen habe ich ein Zahlwort ausgeschieden: II 25, 2; VI 32, 5 und III 12, 1.

II 25, 2 ist das überlieferte *scuto ab novissimis uni militi detracto* unmöglich; *unus a* gibt es im klassischen Latein nicht: *uni* muß fallen. Vielleicht aber ist mit E. Hoffmann *ab novissimis uni* zu streichen.

VI 32, 5 haben die Handschriften: *legionem XIIII. reliquit, unam ex his tribus, quas proxime conscriptas ex Italia traduxerat.* Jene drei neu ausgehobenen Legionen sind seit cap 1. nicht wieder erwähnt, also ist *hic* vor einem Relativsatz nicht gerechtfertigt. Eine Hdschr. hat *iis tribus*; aber *is* findet sich neben einem Zahlwort nirgends bei Caesar. Erwarten sollte man *ex tribus illis*; aber das liegt von der hdschr. Überlieferung zu weit ab. Wahrscheinlich ist also *iis* zu lesen und *tribus* zu streichen. Das Wort ist entweder durch Dittographie (*III*) aus IIS entstanden (die Zahlwörter *II, III* und *IIII* finden sich öfter statt *ii* und *illi*) oder der Schreiber wollte sein aus c. 1 stammendes Wissen zeigen.

Daß III 12, 1 die hdschr. Lesart (*cum ex alto se aestus incitavisset, quod bis accidit semper horarum XII spatio*) unmöglich ist, bedarf keines Beweises. Wie zu ändern ist, ist sehr fraglich. Ich habe als das Einfachste die Streichung von *bis* gewählt.

Eine Präposition ist eingeschwärzt worden VII 20, 2: *tali modo accusatus ad haec respondit.* Die Worte *tali modo accusatus* und *ad haec* enthalten eine unerträgliche Tautologie: *ad* ist zu streichen.

Noch zwei Stellen sind kurz zu besprechen, in denen die Entstehung des Einschiebsels zweifelhaft ist. I 11, 4 steckt in den Worten *eodem tempore Haedui Ambarri, necessarii et consanguinei Haeduorum, Caesarem certiorem faciunt* ein Fehler; aber ob *Haedui*, wie ich nach Ciacconius getan habe, zu streichen oder ⟨*quo*⟩ *Haedui* oder ⟨*atque*⟩ *Haedui* zu schreiben oder ein anderes Heilmittel anzuwenden ist, ist zweifelhaft. Einen Grund für die Einfügung des Wortes vermag ich nicht zu erkennen, also ist es vielleicht richtiger, den Ausfall eines Wortes (*quo* oder *atque*) anzunehmen.

Auch I 30, 2 vermag ich nicht einzusehen, was irgend jemand veranlassen konnte, *terrae* einzuschieben: *eam rem non minus ex usu terrae Galliae quam populi Rom. accidisse*; und doch ist das Wort entschieden nicht von Caesar: *terra Gallia* gibt es nicht.

Es ist ein recht trauriges Bild, das die vorstehenden Betrachtungen vor uns aufrollen: der Text des Bellum Gallicum ist in ganz unglaublich schlechter Weise überliefert, er ist heillos verderbt. Den meisten ist es wahrscheinlich ergangen wie unserem Mommsen, der 1894 (JB. S. 198) schrieb: „Der gute Glaube, in dem ich wenigstens mich bisher befunden habe, daß die gallischen Commentarien uns recht leidlich überliefert seien" — sie haben in demselben guten Glauben gelebt. Ich habe, als ich mich schon Jahre lang eingehender mit Caesar beschäftigt hatte, noch an diesem Glauben festgehalten, habe ihn aber allmählich immer mehr aufgeben müssen.

Wie ist nun diese Verderbnis des Textes zu erklären? Einige Andeutungen habe ich schon im Vorstehenden gelegentlich gemacht. Diejenige Handschrift, auf die alle bisher bekannten Caesar-Handschriften zurückgehen, war ein im Besitz eines Privatmannes befindliches Exemplar, ein zu der Bibliothek irgend eines wohlhabenden Mannes gehörendes Buch. Dieses Exemplar ging im Laufe der ersten drei oder vier Jahrhunderte unserer Zeitrechnung allmählich durch Erbschaft oder Kauf in die Hände verschiedener Besitzer über, und einer von diesen machte sich, geradeso wie wir das oft genug in unseren Büchern tun, am Rande Bemerkungen über Dinge, die ihn interessierten. War dies einmal geschehen, so wirkte dies Beispiel ansteckend auf spätere Besitzer dieses Exemplars. Der eine hatte Interesse für geographische Dinge, ein anderer vielleicht für militärische, ein dritter schrieb hie und da eine kurze Inhaltsangabe an den Rand oder notierte etwas, was ihm besonders merkwürdig oder bemerkenswert erschien. Wieder ein anderer schrieb Erklärungen zu seltenen oder mehrdeutigen Ausdrücken an den Rand oder zwischen die Zeilen, oder ergänzte Dinge, die er vermißte. Ja eine ganze Anzahl unechter Stellen erwecken einen ganz eigentümlichen Verdacht: sie bringen uns auf die Vermutung, daß jenes alte Exemplar auch einmal als Schulbuch benutzt worden sei und daß der Schüler sich manches an den Rand geschrieben habe, wie das ja unsere Jungen auch tun. Wenn z. B. (VI 40, 6) bei den Worten *neque in eo quod probaverant consilio permanere — potuerunt* der Lehrer fragte, was das für ein *consilium* gewesen sei, und vielleicht den Jungen erst auf das Richtige führen mußte, so konnte es geschehen, daß dieser sich an den Rand schrieb: *ut se loco superiore defenderent,* namentlich wenn er befürchtete, daß der Lehrer in der nächsten Stunde ihm dieselbe Frage vorlegen könnte. Denkbar wäre auch, daß der Lehrer mancherlei Erklärungen gegeben und seinen Schüler veranlaßt hätte, den Inhalt des Besprochenen niederzuschreiben.

Daß Inhaltsangaben oft genug am Rande der Handschriften stehen, ist bekannt; daß solche nicht selten in den Text geraten sind, ist nicht minder bekannt. Ein jedem sofort einleuchtendes

Beispiel dieser Art und einen schlagenden Beweis dafür, daß eine am Rande jenes Urexemplars stehende Inhaltsangabe in den Text gekommen ist, haben wir noch I 13, 2. Hier heißt es in unseren Hdschr.: *Is (Divico) ita cum caesare egit. Legati ab helvetiis ad caesarem missi. pacem petitum. cum denuntiatione terroris. si pacem populus romanus cum helvetiis faceret* usw. Diese Inhaltsangabe wurde gedankenlos aus jenem alten Exemplar abgeschrieben sowohl von dem Schreiber, der diejenige Abschrift lieferte, auf welche die Hdschr. der Klasse α zurückgehen, als auch von dem, der die Urquelle der β-Handschriften anfertigte. Nur ein Schreiber merkte, daß jene Inhaltsangabe nicht von Caesar stammen könne und ließ sie weg: der Schreiber desjenigen Codex, aus dem der Thuaneus und der älteste Vindobonensis stammen. Derartige Inhaltsangaben befanden sich noch an verschiedenen Stellen jenes alten Exemplars, waren aber nicht so leicht, nicht sofort als unecht zu erkennen.

Viele von den Zusätzen sind sicher in Gallien entstanden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß jenes Exemplar von Anfang an oder wenigstens lange Zeit im Besitz einer gallischen Familie gewesen ist. Für einen Gallier war es sehr begreiflich, daß er bei dem Lesen der wenigen Worte über die Grenzen der Hauptteile des Landes (I 1, 2) fand, daß diese Angabe doch gar zu dürftig wäre, und sich veranlaßt fühlte, Genaueres (§ 5—7) an den Rand seines Exemplars zu schreiben als Ergänzung zu Caesars Angaben.

So sind denn Zusätze der verschiedensten Art in das Urexemplar gekommen, und es hat sich herausgestellt, daß die ursprüngliche Fassung jener Zusätze oft — ja ich glaube behaupten zu dürfen, meistens — in der β-Klasse erhalten ist, daß α öfter absichtlich geändert hat. Wenn dies nun bei den Randbemerkungen geschehen ist, die der Schreiber von α doch auch für caesarisch gehalten haben muß, da er sie sonst nicht mit abgeschrieben haben würde, ist es da nicht von vornherein so gut wie gewiß, daß er sich auch Eingriffe in den echten Caesartext erlaubt haben wird? Und er hat sich solche erlaubt, wie längst erwiesen ist, gerade so gut, wie der (oder die) Schreiber von β. Nur darf man nicht glauben, daß sie haben fälschen wollen. Sie wollten erklären, verbessern, ergänzen, aber in den meisten Fällen gewiß nur für ihren Privatgebrauch, zu ihrem Privatvergnügen. Das Unglück hat es nun gewollt, daß gerade nur dieses eine Exemplar die Stürme der Völkerwanderung überdauert hat, daß wir nur Nachkommen dieses einen Vaters haben oder wenigstens kennen. Sollte ein günstiges Geschick es einmal fügen, daß ein von diesem unabhängiges Exemplar ans Licht kommt, da wird sich zeigen, daß noch viel mehr, als wir bisher glauben, einer andern Hand als der Caesars sein Dasein verdankt.

Verzeichnis der behandelten Stellen.

	Seite		Seite		Seite		Seite
I 1, 5—7	20 ff.	II 20, 1	41 f.	V 11, 8	33 f.	VII 11, 3. 4	53
2, 1	68	21, 1	59	12—14	29 ff.	14, 5	51
2, 3. 4	34 f.	22, 1	39	16, 3	47	15, 1	49
3, 3	54 f. 72	24, 4	65	18, 3	68 f.	15, 2	70
11, 3	64	25, 2	72	19, 2	48 f.	17, 1	60
11, 4	72	III 1, 6	56	20, 1	62	19, 2	37
15, 4	69	6, 4	65	23, 4	68	20, 2	72
16, 2	23	7, 1	35 f.	25, 5	61	20, 12	63
16, 6	49 f.	9, 3	36	31, 5	46 f.	27, 2	48
19, 4	63	12, 1	72	31, 6	62	28, 1	66
24, 2. 3	51	13, 6	59 f.	34, 2	57	33, 2	48
25, 7	71	13, 9	58 f.	34, 4	52	34, 1	60
26, 5	39. 55	17, 2	49	43, 4	50	37, 7	56
27, 4	56 f.	20, 1	32 f.	44, 10	52 f.	40, 6	40
29, 2	51	20, 3	68	53, 4	66	41, 1	64 f.
30, 2	72	23, 4	61	53, 6	63 f.	44, 1	55
33, 2	59. 60 f.	IV 1, 1	61	54, 1	38	48, 1	37
33, 4	34	2, 2	62 f.	55, 2	37	53, 1	67
35, 4	59	6, 3	60	VI 1, 4	69	55, 2	43
38, 1	44	7, 3	72	10, 2	71	61, 4	53
39, 4	44 f.	10	23 ff.	11, 2	66	63, 1	71
40, 5	42 f.	20, 2	64	12, 8	61	63, 4	63
42, 5	54	22, 3	65	13, 4	58	65, 5	38 f.
47, 2	45	23, 3	69 f.	14, 1	47	66, 7	61
47, 3	55 f.	25, 6	61	25—28	26 ff.	70, 2	54
49, 3	54	29, 2	62	29, 4	31 f.	72, 1	39
II 1, 1	56	34, 1	40	32, 2	54	72, 2	60
5, 4	67	V 2, 3	66	32, 5	72	75, 2	60
6, 2. 3	40 f.	4, 4	36 f.	34, 3	51 f.	79, 4	67
11, 4. 5	45 f.	6, 2	62	37, 1	68	80, 3	43
12, 1	71	6, 5	46	40, 2	70	82, 1	48
15, 4	64	11, 1	50 f.	40, 6	37	86, 4	66 f.
19, 7	49	11, 2	38	42, 1	48	88, 1	42

Fürstenwalde a. d. Spree. H. Meusel.

3.

Horatius.

I. Ausgaben und Kommentare.

1) Freunds Schülerbibliothek. Präparationen zu den griechischen und römischen Schriftstellern. Horaz' Werke, zum Gebrauch für die Schule und den Privatunterricht erklärt und übersetzt. Heft 1: Einleitung. Oden. Buch I, Ode 1—12. Achte Auflage. 92 S. 0,50 *M.* — Heft 2: Oden. Buch I, Ode 13—38. Siebente Auflage. 80 S. 0,50 *M.* — Heft 3: Oden. Buch II. Siebente Auflage. 84 S. 0,50 *M.* — Heft 4, 1. Hälfte: Oden. Buch III, Ode 1—14. Siebente Auflage. 64 S. 0,40 *M.* — Heft 4, 2. Hälfte: Oden. Buch III, Ode 15—30. Siebente Auflage. 59 S. (S. 65—123). 0,40 *M.* — Heft 5: Oden. Buch IV. Sechste Auflage. 73 S. — Sämtlich umgearbeitet und verbessert. Stuttgart (1908). Violet. 8. 0,50 *M.*

Diese Präparation enthält eine Einleitung über Leben und Dichtungen des Horaz, eine Übersicht über die Versmaße und zu jeder Ode einen Kommentar und eine prosaische Übersetzung. Die Beifügung dieser Übersetzung vermag ich, soweit es sich um Benutzung durch Schüler handelt, von meinem pädagogischen Standpunkte aus nicht zu billigen; in den andern Stücken aber weist diese Präparation keinen prinzipiellen Unterschied gegenüber den Hilfen auf, welche in den neueren Schulausgaben dargeboten werden, und ist ihrer Anlage nach wohlgeeignet, jemand bei ernstlicher Benutzung das Verständnis des Textes zu erschließen.

Die Ausführung zeugt von tüchtiger Sachkunde. Aber was man mit Bedauern vermißt, ist die erforderliche Sorgfalt. Einige Anstöße, die sich mir bei Durchsicht eines Teiles dieses Werkes ergaben, will ich verzeichnen, um für eine vermutlich bald folgende neue Auflage die Anregung zu einer Besserung in dieser Hinsicht zu geben.

Heft 1 S. 12. Als Ausgabe der Scholien wird nur die von Hauthal erwähnt; auch die Aufzählung der Horazausgaben schließt mit Dillenburger und Düntzer. — Od. I 1, 7. „*Mobilium* der unveränderlichen". — Od. I 3, 24. *Vada* wird hier nicht gut durch „Untiefen" gegeben. — Od. I 7, 27. „*Nil desperandum* an nichts dürft ihr zweifeln". So im Kommentar; in der Übersetzung richtig. — Od. I 14, 16. „*Debes*, wie das griech. ὄφλῃ: du bist

schuldig". Das zwingt zu falscher Auffassung der griechischen Verbalform. — Od. I 14, 18. „*Nunc*, beim drohenden Ausbruche eines neuen (des aktischen) Krieges", und: „hierdurch wird die Zeit der Abfassung der Ode als das Jahr 32 v. Chr. bestimmt". Das stimmt nicht zu der Angabe Heft 1 S. 6, daß die ersten drei Bücher der Oden in den Jahren 30—24 verfaßt seien. — Od. I 17. 9. „*Haedilia* = Bocksberg". Aber die Lesung *haediliae* ist jetzt sicher. — Od. I 18 a. E. Das zitierte Distichon *οἶνόν τοι πίνειν κτλ.* stammt nicht von Bion, sondern von Theognis her, und durch den Druckfehler *πολίν*, statt *πουλίν*, wird das Metrum zerstört. — Od. I 21, 8. „Das Gebirge *Κράγος* in Lydien", statt Lykien. — Od. I 33, 13. *Ipsum me melior cum peteret Venus*, „während eine edlere Liebe mich anzog". Die Übersetzung verfehlt den Sinn. — Od. I 35, 34. *Quid refugimus* „wovor sind wir zurückgescheucht". Gemeint ist wohl: „zurückgescheut". — Od. I 35, 35. „*Nefasti*, nomin. plur." Aber *nefastus* wird, wie einige Herausgeber mit Recht bemerken, von Personen nicht gebraucht. Man vergleiche zu der Horazstelle auch Isocrat. Paneg. 111: *τί τῶν αἰσχρῶν ἢ δεινῶν οὐ διεξῆλθον;* — Od. I 36, 20. „*Lascivis hederis*, vgl. Epod. 15, 5: *artius atque hederâ procerâ adstringitur ilex*". Aber *procera* ist Nominativ. — Od. II 17 21. „*Utrumque nostrum* (genit. plur.)." Vielmehr Nominat. sing.; vgl. JB. XXI S. 227; XXIV S. 84. — Od. III 2, 8 f. „soll sie seufzen . . . mein fürstlicher Bräutigam", statt: „sollen sie seufzen . . . der fürstliche Bräutigam". — Od. III 2, 28 f. *Fragilem solvat phaselon* „die gebrechliche Barke befestige". — Od. III 3, 31 „*Nepotem*, den Nachkommen des Trojaners Aineias". Romulus ist ja der Juno eigener Enkel durch Mars: *nepotem Marti redonabo.* — Od. III 4, 75 „*Nec peredit* nicht zehrt auf, verzehrt". Es ist Perfekt; zwei Seiten darauf, in der fortlaufenden Übersetzung, steht das Richtige. — Od. III 5, 8. Die Soldaten des Crassus lebten noch nicht „mehr als dreißig Jahre" bei den Parthern, wenn diese Ode (vgl. S. 38) im Jahre 27 gedichtet ist. — Od. III 6, 9. „*Monaeses*, sonst nicht bekannt". Nicht zutreffend. — Od. III 6, 13. „Beinahe hätten sie die mit den Parteikämpfen beschäftigte Stadt der Daker und Äthioper vernichtet". Tilge: „sie".

Druckfehler bezw. orthographische Versehen sind außerordentlich zahlreich. Hier zur Probe ein paar störende. Od. I 3, 24. Ein Zitat aus Ovid: *ora micant Tauri septem radiantia flammis, nativa quas Hyadas Graius ab imbre vocat.* — Od. I 8, 12. „Den Wurfspieß über das Spiel hinauszuschleudern". — Od. I 12, 37. In einem Liviuszitate: *concurrit saepe confertis Hannibali* statt *occurrit saepe cum confertis Hannibali.* — Od. I 13, 13. *Si me satis audias* „wenn du in etwa auf mich hören willst". *Satis* = „in etwas"? — Od. I 18, 8 „Deïdamia, Hippodamia". Nach der sonst befolgten Regel war Deïdameia und Hippodameia zu schreiben. —

Od. I 28, 2. „Pythagoräer", statt Pythagoreer. — Od, I 32, 5. „Mytileneer", statt Mytilenäer. — Od. I 33, 16. „*Curvantis* krümmend, geigend". — Od. II 2, 22. Ein Zitat aus Vergil: „*da moenia fessis et genus et mensuram urbem*". — Od. II 6, 10. Ein Zitat aus Vergil: „*qua niger humectat flamentia culta Galaesus*". — Od. II 16, 27 und Od. II 18, 10. „Bakchilides".

Wir wollen indes diese Besprechung lieber mit Anführung einer Bemerkung schließen, in der der Verfasser nach der Ansicht des Ref. zutreffender urteilt als manche Herausgeber: Od. I 2, 1. „Die in *satis* . . . *grandinis* wiederholten Wortausgänge auf *is* sind als unvermeidliche Zufälligkeiten zu entschuldigen, keineswegs aber gar als beabsichtigte Tonmalereien, 'um den unablässigen und unabsehbaren Zorn des Himmels der Vorstellung näher zu bringen', wie Nauck meint, zu betrachten" (nicht so jetzt bei Nauck-Weißenfels). „Vgl. so Ode I 12, 5: *in umbrosis Heliconis oris*; II 18, 14: *satis beatus unicis Sabinis*; III 7, 7 f: *non sine multis insomnis lacrimis*; ähnlich Verg. Aen. III 136: *conubiis arvisque novis* u. dgl."

2) Die Gedichte des Q. Horatius Flaccus, hrsg. von Gustav Schimmelpfeng. Dritte Auflage, besorgt von Georg Schimmelpfeng. (B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller). Text, mit einer Karte, einem Plane und Namenverzeichnis. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. 321 S. 8. geb. 2 *M*.

Die erste Auflage des Textbandes vom Jahre 1896 ist im JB. XXIII S. 38—40 angezeigt worden; die zweite vom Jahre 1904 hat dem Ref. nicht vorgelegen. So vergleichen wir denn die dritte mit der ersten.

Mit Rücksicht auf die Schüler ist jetzt der Vers Sat. I 5, 105 fortgelassen, was durchaus Billigung verdient. — Die wunderlichen Überschriften über den einzelnen Gedichten sind leider geblieben. Über den Geschmack wollen wir natürlich nicht streiten; aber manche von ihnen sind inhaltlich unzutreffend. Ganz besonders verfehlt ist, wie schon bei der ersten Auflage bemerkt wurde, die Überschrift von Od. II 1: „Von der gewiß spannenden, aber auch trauervollen Geschichte des Bürgerkrieges wende dich wieder zur Muse der Tragödie!" Hier wird der Zweck der ganzen Ode, sowie Horazens persönliche Stellung gegenüber dem Adressaten Pollio völlig verkannt; das Richtige konnte u. a. einfach aus Kießling-Heinze entnommen werden: die Ode ist eine literarische Voranzeige. — Auch den seltsamen Sperrdruck einzelner Wörter und Sätze weist diese neue Auflage in fast unveränderter Form auf.

Der Text ist laut dem Vorworte „unter Benutzung der jüngsten Horazliteratur, besonders auch der kritischen Untersuchungen Vollmers, gründlich revidiert worden". Indessen hat

sich der Herausgeber keineswegs in größerem Umfange an die Vollmersche Ausgabe angeschlossen. Von denjenigen Schreibungen Vollmers, die den vorhergehenden Ausgaben gegenüber auffällig erscheinen, ist nicht allzu vieles in diese dritte Schimmelpfengsche Auflage übergegangen (so, um eines der ersten Beispiele zu nennen, nicht Od. I 8, 2 *hoc deos vere*), und dieses vorsichtige, konservative Verfahren kann man dem Herausgeber einer Schulausgabe nur zum Lobe anrechnen. An wichtigeren Abweichungen der dritten Auflage von der ersten habe ich mir notiert: Od. I 26, 9 *Pimplei;* Od. II, 19, 24 *horribilemque*; Od. III 4, 10 *limina Pulliae*; Od. III 5, 17 *perires*; Od. III 14, 22 *cohibere*; Epod. 1, 5 *sit* (gut); Sat. I 3, 71 *amari*; Sat. I 4, 35 *excutiat, sibi non, non* (gut); Sat. II 5, 90 *ultra 'non', 'etiam' sileas* (gut); Sat. II 7, 19 *ac prior ille*; Epist. I 7, 2 *atque*; Epist. I 17, 21 *vilia, verum es*; Epist. II 3, 23 *quodvis*; Epist. II 3, 49 *rerum: et*; Epist. II 3, 101 *afflent* (vgl. zu diesem Verse JB. XXXIV S. 103; zu den dort angeführten Stellen, an denen der Gegensatz zu *arridere* nicht durch *afflere* ausgedrückt ist, füge ich noch folgende hinzu: Sen. dial. 4, 25: *inde est quod arridemus ridentibus et contristat nos turba maerentium*; Epist. II 3 410 *prosit*; Epist. II 3, 416 *nunc.*

In der Suetonischen Lebensbeschreibung sind gegen Ende die Worte, deren Ausfall Vahlen, Herm. XXXIII S. 245 f., vermutet hatte, eingesetzt worden. Das ist eine Verbesserung.

Es folgt die Frankesche Tabula chronologica, in welcher keine Änderung vorgenommen ist, nur daß jetzt Sat. I 2 und Epod. 8 und 12 weggelassen sind; das Gleiche ist im Index der Gedichtanfänge geschehen.

Das Namenverzeichnis hat durch Verbesserung vieler kleiner Versehen wesentlich an Korrektheit gewonnen. Für die nächste Auflage merken wir noch Folgendes an: „*Aetolae plagae*, ein Landstrich in Ätolien, berühmt durch Meleagers Jagd, Ep. I 18, 46" so schon in der ersten Auflage); aber die *plagae* sind bei Horaz *Aetolis onerata plagis iumenta*) nicht ein Landstrich, sondern Netze. „*Amazona securis*", statt *Amazonia*. „Mucius, Q. Scaevola, ein Rechtsgelehrter, im Jahre 133 Konsul"; der Konsul des Jahres 133 hieß Publius „Oppidius Servilius", statt Servius Oppidius.

II. Übersetzungen.

Vorbemerkung. Bei Abfassung der früheren Jahresberichte sind manche Publikationen, die in Zeitschriften, besonders ausländischen, erschienen waren, dem Referenten unzugänglich gewesen. Der vorliegende Jahresbericht sucht das Versäumte bei dieser zweiten Abteilung und noch mehr bei der dritten nach Möglichkeit nachzuholen.

3) Carlo Lanza, Intorno al carme XVI. ° del V. ° libro delle liriche di Orazio. In den Atti della Accademia Pontaniana, Bd. XXIV (1894) n. 10. 4 S.

L. gibt nach einer kurzen Einleitung eine Übersetzung von Epod. 16, deren Anfang so lautet:

Un' altra età si logora in guerre cittadine!
Per le sue forze stesse Roma già va in rovine!

4) Carlo Lanza, Tre odi di Orazio. In den Atti della Accademia Pontaniana, Bd. XXV (1895) n. 8. 10 S.

In der bei der vorigen Nummer angegebenen Art behandelt Lanza die Oden III 1, III 2, III 6. Als Probe diene der Anfang von III 2:

A sopportar, di cor rimesso, impari
Anco di dura povertà gli stenti
Gagliardo il giovanetto;
Fra perigliosi eventi,
Il cielo a lui sia tetto;
La lancia, che tremendo cavalliero
Egli palleggia, abbatta il Parto altero.

5) Faunus, Ode des Horaz. Verdeutscht von Ernst Eckstein (Buch III Ode 18). In Velhagen und Klasings Monatsheften. Oktober 1898. S. 248 f.

Als Probe diene die letzte Strophe:

Angst und Sorge scheinen gebannt für immer.
Heitres Laub schmückt Tenne und Hof und Zimmer,
Und der Landmann unter den Lindenzweigen
Dreht sich im Reigen.

Dem antiken Metrum hat Eckstein mit großer Geschicklichkeit den modernen Reim gesellt; aber das Vorliegende ist nicht sowohl eine Verdeutschung als eine Umdichtung.

Ähnlich steht es mit der beigefügten Illustration von J. R. Weguelin; oder vielmehr: diese hat mit der Horazischen Situation kaum noch irgend etwas gemein. Dargestellt ist ein stehendes Mädchen, zu dessen Füßen ein Jüngling sitzt, beide sehr leicht bekleidet; in der Ferne bläst Faunus die Hirtenpfeife.

6) A. Steinberger, Übersetzung von Horaz Od. II, 6. In den Blättern für das (bayrische) Gymnasialschulwesen, Bd. XXXV (1899) S. 284.

Übersetzungsproben desselben Verfassers sind in diesen Jahresberichten bereits mehrmals angezeigt: XXVII S. 62 und 64; XXIX S. 34. Nachträglich soll nun auch diese Übersetzung von Od. II 6 erwähnt werden; sie beginnt:

Septimius! Mit mir ja gingst du gerne
Nach Gades zu den Kantabrern, die nicht
Gehorchen wollen, zu den Mauren ferne,
Wo stets die Woge sich am Felsen bricht usw.

Der an einer späteren Stelle begegnende Ausdruck „Konkurrenz machen“ paßt zwar recht wohl in den Ton dieser Übersetzung, aber nicht in den des Horaz.

7) P. E. Pavolini, *Donec gratus eram tibi.* In: Atene e Roma III (1900) n. 21 S. 293 f.

Der Verfasser lenkt die Aufmerksamkeit auf eine von Chézy veröffentlichte Sanskrit-Übersetzung der Ode III 9. Sie beginnt:

yadá te dayito' bhúva*m* na cá' nyo` pi priyo naro
tadá' ha*m* mahá-Yayáter loke dhanyatara*ḥ* çruta*ḥ*
yadá te hṛdaye ná' nyá mat supriyatará' bhavat
tada' ha*m* Çarmis*th*áyá vai sarvatra çṛitará smṛtá.

8) Luïgi Mannucci, Per una traduzione. Im Bollettino di filologia classica VIII (1901) S. 17 f.

Mannucci bespricht eine ganz wunderliche Übersetzung der Satiren und Episteln: I 4080 esametri di Q. Orazio Flacco voltati in soli 3390 endecasillabi dal professore Don Ferdinando Ferrini M. O. (Empoli, Tip. di T. Guainai, 1879). Da sie in diesen Jahresberichten seiner Zeit nicht erwähnt ist, mag sie wenigstens hier verzeichnet werden.

9) Giuseppe Tarnassi, Da Orazio (Od. III 29). In: Atene e Roma VI (1903) n. 49—50. S. 39—41.

Eine italienische Übersetzung von Od. III 29. Der Anfang lautet:

Mecena, prole d'Etruschi principi,
un dolce vino, serbato in anfora
non tocca, e odorato di rosa (?)
un olio estratto pei tuoi capelli
t' aspetta presso di me. Disbrigati.

10) Rösch, Übersetzungen aus Horaz. Im Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs, Bd. XIV (1907). S. 45—49.

Rösch gibt von den Oden III 9, III 21, III 12, I 38, II 14 Übersetzungen in den antiken Metren; indes entsprechen diese Übersetzungen nicht den Anforderungen, die man an eine kleine Musterkollektion stellen möchte. In Versen wie: „als ich dir noch im Herzen lag“, „als ich dir noch allein gefiel“, ist bei der Menge der einsilbigen Wörter das asklepiadeische Metrum nicht zu erkennen. In den alcäischen Elfsilblern ist die Cäsur oft vernachlässigt. Die Zeile: „riesigen Geryon und den Tityos“ enthält

eine falsche Betonung. „Zypreß“ mit nachfolgendem Konsonanten ist unzulässig. Die Wendung: „einen Kastor überstrahlend“ (= *melior Bellerophonte*) ist unhorazisch.

Von Od. II 14 druckt Rösch zum Vergleich mit seiner eigenen antikisierenden Übersetzung eine von einem andern publizierte trochäische, gereimte Übersetzung ab, die er mit Recht schlecht findet. Aber folgt daraus etwas gegen die letztere Übersetzungsmethode als solche?

11) The Odes of Horace. A translation and an exposition by E. B. Garnsey. London 1907. Swan Sonnenschein & Co. 230 S. Gr. 8.

Der Inhalt ist folgender. Introduction, S. 1—72; Life of Horace, by Suetonius, englisch, S. 73 f.; Odes, Übersetzung und Anmerkungen, S. 75—223. Zwei Appendices behandeln Gegenstände, die uns fern liegen: Notes on the Catalecta Vergilii und Notes on Persius.

Zuerst von den Übersetzungen. Sie sind in bequemen Iamben abgefaßt, die Verse von verschiedener Länge, ohne Reim. Z. B. Od. I 32:

> We are required: If idle in the shade with thee
> Aught I have played, to live for this year or for more,
> Now come again, utter a Latin lay,
> O lute of many strings.

Diese Übersetzungen haben dem Ref. einen angenehmen Eindruck gemacht: sie sind ungekünstelt und, soweit ich gesehen habe, zutreffend.

Von ganz anderem Charakter aber sind die Introduction und die Notes. Die Vorrede bereitet den Leser darauf vor, daß er heresies against the canon of traditional criticism zu lesen bekommen werde, und an denen fehlt es denn auch wirklich nicht. Etwas davon verzeichnen wir hier, möglichst mit Garnsey's eigenen Worten; das Buch ganz auszuschöpfen geht nicht an und hat auch keinen Zweck.

Die wunderlichste derartige „Ketzerei“ ist wohl, daß Garnsey in den ersten drei Odenbüchern, deren Herausgabe er ums Jahr 20 setzt, eine Unzahl von Hinweisungen auf den durch seine Katastrophe zu trauriger Berühmtheit gelangten Murena und auf die Folgen dieser Katastrophe findet; ja diese Odensammlung ist geradezu (S. 90) a book treating Murena's career in allegory. So heißt es gleich bei Od. I 1: After this (d. h. nach V. 8) we are brought to the subject of wealth, with expressions that show from what follows that the case of Lucius Licinius Varro Murena is contemplated. From v. 9 to v. 29 we find matter applicable to him. His career (and its effect on the fortunes of Maecenas) is the intimate theme of the work, nowhere openly divulged, but always supplying point and meaning. Zu Od. I 7, 7: This is a

reference to the belief that the olive first grew at Athens, and was supposed to have been brought to Italy by the founder of the Licinian gens. Varro calls it Olea Liciniana. The key of the Ode may really lie here: if Licinius Murena's madness, which brought him into collision with Augustus, arose from his belief in his descent from Greek kings, it is highly probable. Zu Od. I 8: The fact reveals itself on a thorough examination of the bearings of the Three Books that in this Ode we may have an allusion to Murena as a self-indulgent young man, being corrupted by a woman . . . The developments in Murena's character are quite consistent with this beginning which marks an early tendency to luxury. Zu Od. I 11: It should also be noted that Leuconoe is very close in sound to Lyconoe, or wolf-mind, a possible word play not to be missed by the initiated reader making contact with I 9 (see note on Hirpinus, II 11), and also with the preceeding Ode in which property gained by theft is alluded to, and with the references passim to rapacity and fierceness: cf. II 11, I 18, II 10, II 18 etc. Murena was suspected of acquiring dishonestly a large inheritance. Zu Od. I 13: The name Telephus seems here to designate a man whose attractions influence women greatly . . . The man intended may be Murena. Diese Murena-Idee führt selbst zu Textänderungen: zu Od. II 3, 4 vermutet Garnsey *Gillo* statt *Delli*, unter Verwertung der Lesung der ältesten Blandinischen Handschrift *ad Gellium* und mit Bezug auf den bei Juv. Sat. I 40 neben Proculejus genannten Gillo; I believe the original reading to be Gillo, and that II 2 and II 3 are a pair of poems adding point to the story (which here begins in earnest to be unfolded) by illustrating the different dispositions of the brothers, Proculeius and L. Licinius Murena.

Wir verlassen dieses Thema, um noch kurz eine andere Feststellung zu reproduzieren. Zu Od. I 12 *Quem virum aut heroa*: That the defeat of S. Pompeius at Naulochus is the subject of this Ode seems certain; und S. 12: the odes containing references to contemporaneous history are not necessarily to be regarded as having been written at or near the time of happening of those events.

Und nunmehr verweisen wir etwaige Interessenten auf das Buch selbst.

12) K. M. Górski, Dalsze Transkrypcye z Horazego. In der Eos XIII (1907) S. 82 f.

Es sind zwei Übersetzungen von Od. I 14 und III 30 in modernem Metrum mit Reim. Hier die Anfänge:

Od. I 14 Łodzi ojczysta, kędy mkniesz? Na fale
Nowe się puszczasz?! Ocknij się raz w szale!

Od. III 30 Juz postawilem sobie pomnik niespozyty,
Trwalszy nad śpiż i wyższy nad piramid szczyty.

13) Oden des Horaz in modernem Gewande, ausgewählt von Seb. Röckl. Bamberg 1909, Buchner. 87 S. 8. geb. 1,30 *M*.

Die Auswahl umfaßt folgende Gedichte: I 4 (doppelt). 5. 7. 8. 9 (doppelt). 11. 13. 15. 16. 17. 19. 20. 22 (doppelt). 23 (dreifach). 24. 25 (doppelt). 26. 27. 29. 30. 31 (doppelt). 34. 36. 37. 38. II 3. 6. 7. 8. 10 (doppelt). 11. 12. 13. 14 (doppelt). 16. 17. 18. 19. 20. III 2. 6. 7. 9 (vierfach). 10. 12 (doppelt). 13 (doppelt). 15. 19. 21. 23. 26. 28 (doppelt). 29. 30 (doppelt). IV 1. 3. 7. 9. 11. 12. 13. Von Übersetzern und Nachdichtern sind vertreten: Edm. Bartsch (mit 13 Gedichten), Jul. Bartsch (1), Beck (1), Ed. Bürger (Menge) (1), Daumiller (3), Eberl (3), E. Günther (Menge) (1), v. Hoffs (1), Kellerbauer (8), Leisering (1), Meichelt (3), Menge (1), Menrad (1), Proschberger (12), Scheffel (1), Leonh. Schmidt (1), Stadelmann (17), Stegemann (5), Stemplinger (2), Westphal (1).

Es ist ein bunter Kranz, der uns hier dargeboten wird: eine Fülle von verschiedenen Kunstformen und mancherlei Tonarten, unter denen selbst die Travestie vertreten ist. Aber die Auswahl ist mit Geschick und Geschmack getroffen, so daß das Büchlein dem Leser einen schönen Genuß gewährt.

III. Abhandlungen.

Siehe die Vorbemerkung zur vorhergehenden Abteilung.

14) Charles Knapp, A Discussion of Horace, Carmina III 30, 10—14. In den Proceedings of the American Philological Association XXV (1894) S. XXVII—XXX.

Knapp verbindet den Nebensatz *qua* etc. mit *dicar*, so daß Horaz voraussagt, er werde in seinem Heimatlande gepriesen werden; zur Unterstützung dieser Ansicht verweist Knapp auf Martial I 62.

Über denselben Gegenstand hat der Verf. im Jahre 1903 in The Classical Review eine Abhandlung veröffentlicht, die wir in diesen Jahresberichten XXXI S. 83 empfehlend angezeigt haben.

15) Ferdinando Gnesotto, Originalità nelle odi erotiche e convivali di Orazio. In den Atti e Memorie della R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Padova, N. S. XI (1895) S. 153—185.

Gnesotto verficht, namentlich gegen einen Aufsatz von Campe im Philologus 1872, die Behauptung, daß die Nachahmung des Anacreon sich bei Horaz in sehr mäßigen Grenzen gehalten habe und von sklavischer Abhängigkeit nicht die Rede sei. In der Hauptsache wird ihm jeder Verständige Recht geben.

16) Petrus Ercole, Horatiana quaestiuncula. In den Atti del R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti (Tomo LIII), Serie settima, Tomo sesto, Dispensa sesta, S. 730—737. Venezia 1895.

Die behandelte Stelle ist Sat. I 2, 105 ff. Ercole faßt die Worte *leporem . . . nolit* als direkte Rede (dies mit vielen Herausgebern) und gibt dabei dem *ut* konzessiven Sinn wie in dem bekannten Verse *ut desint vires, tamen est laudanda voluntas.* So gelangt er zu folgender Interpretation: „Il cacciatore, se anche (mentre) insegue la lepre in mezzo alle nevi, non vorrebbe (però = *tamen*) toccarne una che trovasse, senz' alcuna sua fatica accovacciata". Così egli (l'adultero) mi va canticchiando; ed aggiunge poi: „tale è il mio amore etc."

Aber das konzessive *ut* bedeutet: „gesetzt daß", „zugegeben daß", und diese Bedeutung paßt an der Horazstelle nicht.

17) Paolo Fossataro, Le odi Romane di Orazio. In den Atti della R. Accademia di archeologia, lettere e belle arti di Napoli. Gelesen am 6. Febr. 1894. Vol. XVII, Parte II, No. 4. 1896. 80 S. 4.

S. 1—52. Im vollen Tone des gehobenen Vortrags handelt Fossataro über den Inhalt, die künstlerische Form, die politische Tendenz (im wesentlichen nach Mommsen) u. dgl. Der Leser freut sich dabei nicht sowohl neuer, sicherer Forschungsresultate als der fesselnden, geschickten Darstellung. Nur zwei Einzelheiten merke ich an: Fossataro findet, daß die Oden paarweis zu einander in engerer Beziehung stehen, und weist in Od. III 3 auf die mehrfach wiederkehrende Dreizahl paralleler Sätze hin.

S. 52—80. Appendici. I. La memoria del Mommsen sulle sei odi Romane. Kritisierende Inhaltsangabe. II. Dati per la cronologia delle odi Romane. Der Verfasser setzt die Römeroden in die Zeit von 29 bis 27. III. Intorno alla quistione dell' unità delle odi Romane. Kritik verschiedener Anschauungen. IV. Le ultime due strofe dell' ode seconda. Fossataro behandelt die Ansichten Früherer über den Zusammenhang dieser Strophen mit dem Vorhergehenden. V. La parlata di Giunone nell' ode 3. Die Einfügung dieser Rede sei nicht gekünstelt.

18) Nicolaus Sabat, De imaginibus atque tropis in Horati carminibus, qui ex proportionis ratione proficiscuntur. In der Eos III (1896) S. 3—48.

Eine Abhandlung desselben Verfassers über die Synekdoche bei Horaz ist schon im JB. XXIII S. 47 angezeigt.

Den Inhalt der vorliegenden Schrift zeigen die Überschriften: I. Deorum hominumque condiciones varias tamquam fontem imaginum metaphoricaeque dictionis in Horatii carminibus esse. II. De comparationibus translationibusque, quae ex animalium indole petuntur. III. De arboribus, plantis, floribus, tralaticiae in Horatii carminibus dictionis materia. IV. De translationibus imaginibusque, quae ex inanimis corporibus petuntur. V. De translationibus imaginibusque,

quae a corporibus caelestibus et rebus in natura conspicuis petuntur.

In dem löblichen Streben nach Vollständigkeit gerät der Verfasser in Gefahr, zuviel zu bieten. Denn da jede Kultursprache von übertragenen Ausdrücken wimmelt, so hat es eigentlich wenig Zweck, all diejenigen derartigen Ausdrücke zu sammeln und zu klassifizieren, die Horaz als fertiges Sprachgut vorfand und wie jeder andere Römer benutzte, z. B. *fugaces anni*, *aversus lucro* usw. Aber es mag freilich schwer sein, bei einer solchen Zusammenstellung die Grenze zu ziehen.

19) Federigo Eusebio, *Luteus, lutum, Pallor luteus.* Im Bollettino di filologia classica IV (1897) S. 36—44 und S. 58—62.

Anläßlich eines von einem andern begangenen Versehens beweist Eusebio mit einem großen Aufwande von lexikalischem Rüstzeug, daß das Horazische *lūteus*, Epod. 10, 16, „gelb" bedeutet.

20) Charles Knapp, Horace, Sat. I 9, 7, *Noris nos.* In den Proceedings of the American Philological Association, XXVIII (1897) S. XXVI f.

Knapp faßt *noris* als Futurum exactum und erkennt hier the use of the future or future-perfect indicative of acts true in the present; demnach übersetzt er: 'you 'll find you know me' or 'I 'll swear you know me'. Daran schließe sich dann *docti sumus* als Begründung: 'you know all men of culture in Rome, and so of course know me'.

Der Verfasser hebt hervor, daß ein ganz ähnlicher Gebrauch des Futurs sich im Deutschen und im schottischen Englisch finde, und allerdings ist derselbe uns Deutschen geläufig genug. Für das Lateinische jedoch wird er bekanntlich von den Grammatikern in Abrede gestellt, und die Stellen, auf die Knapp sich beruft, sind zwar zahlreich, aber gleich die ersten derselben doch etwas andersartig: Liv. XXI 46, 8; VII 1, 1.

21) Charles Knapp, Roman Business Life as seen in Horace. In den Proceedings of the American Philological Association, XXIX (1898) S. XLIV—XLVI, und in The Classical Journal II n. 3 (Jan 1907) S. 111—122.

Der Verfasser hat zusammengestellt, was sich aus Horaz zur Kenntnis und Beurteilung dieses wichtigen Gebietes der römischen Realien entnehmen läßt.

22) Petrus Ercole, Orazio, Epodo IV. Im Bollettino di filologia classica, IV (1898), S. 161 f.

Ercole handelt über die Nachahmung des Anacreon durch Horaz, über die von Horaz gemeinte Person und über den Anlaß der Epode, ohne neue Resultate.

23) Fr. Nicolini, Horatiana. In der Rivista di storia antica e scienze affini, III (1898), fasc. 4, S. 5—14.

Od. II 20, 1 ff. Nicolini modifiziert die bekannte Deutung Porphyrions (*biformem vatem se dicit, quod et lyrica scribat et hexametros*) dahin, daß er meint, Horaz nenne sich *biformis*, weil er sowohl Oden als auch Iamben verfaßt habe.

Epist. II 1, 50—54. Den Sinn dieser Verse gibt der Verfasser so wieder: Ennius, qui tamen non talem se praestitit, qualis is esse debuit, qui Homeri animam in se habere professus sit, iam securus de se esse potest; quem ad modum Naevius crebris hominum sermonibus usurpatur et omnium animis haeret, quamvis nemo ex iis, qui eum laudibus efferunt, poemata eius lectitet: tanta vetustatis religio animos nostrorum aequalium occupat; dabei stehe *et* für *sed*. Ich bemerke dazu, daß auch Krüger im Anhange seiner Ausgabe den Satz über Naevius ohne Fragezeichen liest und *et* in *sed* ändert. Die Hauptschwierigkeit der Stelle besteht darin, eine reinliche und zuverlässige Scheidung dessen, was Horaz als Worte der Kritiker zitiert, und dessen, was er in eigenem Namen spricht, vorzunehmen.

Epist. II 2, 49—62. Nicolini handelt über *audax* V. 51: illud *audax* ad ingenii fiduciam, quae nulla in eo erat, vel si malumus, quod in philosophis potius quam in poetis ad illud tempus versatus esset, spectare videtur. Er verweist auf Porphyrion zu V. 1 dieser Epistel: *tota fere haec epistula sub hac sententia est, carmina se Romae non fiducia ingenii, sed penuria rei familiaris scripsisse.*

24) Pietro Rasi, Ad Horatii C. III 8, 27. In der Berliner Philologischen Wochenschrift, 1898 n. 26 S. 830—832.

Rasi verlangt die asyndetische Lesung: *dona praesentis cape laetus horae, linque severa,* namentlich weil Horaz *ac* nie (*atque* nur sehr selten) an das Versende stelle.

25) N. Fritsch, Die Quelle Bandusia. In der Wochenschrift für klassische Philologie, 1898 n. 45 S. 1238—1246.

Horaz meine nicht die Quelle bei Venusia, sondern die von ihm nach jener benannte Digentiaquelle. Man kann den Gründen des Verfassers gern beipflichten; aber wenn er bemerkt: „Dafür spricht auch die gleiche Silbenzahl und Betonung der Wörter Digentia und Bandusia", so will das bei der verschiedenen Quantität nicht viel besagen.

26) J. B. Kan, Ad Horati Sat. II 5, 103 et 104. In der Berliner Philologischen Wochenschrift, 1898 n. 52 S. 1628—1631.

Kan sucht die Stelle in folgender Weise zu korrigieren:

Sparge subinde, et si paullum poteris, lacrimas: scis
Gaudia prodentem voltum celare.

Die Konjektur hat schon äußerlich wenig Empfehlendes; auch das *scis* macht nicht den Eindruck natürlicher Ungezwungenheit.

27) Alfred E. Thiselton, The first Ode of Horace. In The Academy 1898 No. 1357. S. 506 f.

In dem Hauptstücke dieser Ode, V. 3—34, findet Thiselton zwei Teile: Division I. Pursuits involving effort, with a view to tangible or material objects, which the poet himself has not sought after. Division II. Pursuits which are there own reward, irrespective of success, all of which the poet has followed in his time, and some of which his experience has led him to forsake. Was der Verf. über den objektiven Unterschied der in V. 3—18 und der in V. 19—34 charakterisierten Beschäftigungen bemerkt, ist gewiß richtig. Nicht ganz so zutreffend ist aber das über Horazens subjektives Verhältnis zu diesen Beschäftigungen Gesagte; denn Jäger ist Horaz doch wohl nicht gewesen.

28) H. de la Ville de Mirmont, La date du livre I des épîtres d'Horace. In der Revue des universités du midi, Tome IV (1898) S. 375—383.

Eine knapp und klar geschriebene Abhandlung, die der Beachtung empfohlen zu werden verdient.

Zunächst werden die Daten für die Episteln I 3, I 8, I 9, I 12, I 18 festgestellt, wobei sich ergibt, daß keine von ihnen nach dem Jahre 20 anzusetzen ist; die jüngste ist nach des Verfassers Ansicht I 18, geschrieben à la fin de 734. Da nun die Epistel I 20 zwischen dem 8. Dezember 21 und dem 8. Dezember 20 verfaßt ist, so liegt keinerlei Veranlassung vor, mit O. Ribbeck für einzelne Episteln anzunehmen, daß sie erst bei einer zweiten Ausgabe eingereiht seien. Mit Recht betont der Verfasser: Horace ne dit point qu'il écrit son épître I 20 pendant le consulat de Lollius et de Lepidus.

Darauf werden auch die übrigen Episteln des ersten Buches, soweit es möglich ist, chronologisch fixiert. Dieser Abschnitt gibt uns nur zu wenigen Bemerkungen Anlaß. Die Epistel I 13 würde wohl besser nicht ins Jahr 23, sondern mit Mommsen ins Jahr 24 gesetzt. Und wenn dies richtig ist, also die drei ersten Bücher der Oden im Jahre 24 herausgegeben sind, und wenn, wie man wegen der Gleichheit der Situation in Epist. I 7 und Od. II 6 mit ziemlicher Probabilität vermutet hat, diese beiden Gedichte derselben Zeit angehören: so kann auch die Epistel I 7, die der Verfasser dem Jahre 23 zuschreibt, nicht unter das Jahr 24 hinabdatiert werden.

29) A. A. Burd, The guest of Maecenas. In Hermathena Bd. X, No. XXV (1899), S. 303—311.

Burd verteidigt zu Od. II 20, 6 die alte, schon von Bentley befehdete Auffassung des Wortes *vocare* als einer Einladung zur Mahlzeit. Er meint, that the words 'Superior to Envy' strike the dominating note of this poem, und indem er nun *pauperum sanguis parentum* und *quem vocas* dazunimmt, glaubt er einen beweiskräftigen Parallelismus mit Sat. I 6, 45 ff. gefunden zu haben: *nunc ad me redeo libertino patre natum, quem rodunt omnes libertino patre natum, nunc quia sim tibi, Maecenas, convictor* etc.

Die Einwendungen gegen Burds Deutung sind naheliegend und nicht neu. In Od. II 20 stehen *pauperum sanguis parentum* und *quem vocas* in unmittelbarer Verbindung nicht mit dem Neide, sondern mit der Hoffnung auf Unsterblichkeit, und da will die Einladung zum Essen weder bei kausaler Auffassung noch bei konzessiver (auf eine solche führt die Koordinierung mit *pauperum sanguis parentum* eher hin) einen befriedigenden Sinn ergeben.

30) Carlo Pascal, Tre noterelle oraziane. In den Atti della R. Accademia delle scienze di Torino, XXXIV (1899) S. 549—553.

Sat. I 4, 10. Dieser Stelle entspreche Sat. I 10, 59 ff.; daraus ergebe sich, daß Horaz mit *stans pede in uno* dasselbe gemeint habe wie mit *pedibus senis*, nämlich: rimanendo sempre nello stesso metro. — Das wäre ja also wohl ein witziger Doppelsinn. Einen solchen würde man jedoch hier nur dann anerkennen können, wenn im Gegensatze zu diesem *stans pede in uno* von Polymetrie geredet würde. Aber ein derartiger Gegensatz liegt eben nicht vor. Siehe die daran anknüpfenden, unten zu erwähnenden Artikel von Rasi und Mannucci.

Sat. I 4, 24 f. In den Worten *quod sunt quos genus hoc minime iuvat, utpote pluris culpari dignos*, will Pascal nach Keckes Vorgang *pluris* als Genetivus culpae auffassen. Der Gedanke sei folgender: vi sono tali cui il mio genere di poesia non piace e sono appunti quelli che io biasimo, e che sarebbero degni di un biasimo ben maggiore di quello ch' io loro infliggo. Aber man sieht leicht, daß bei dieser Umschreibung vieles hineingetragen ist, und daß der Begriff „größerer Tadel" überhaupt nicht in den Zusammenhang paßt. Über die sprachliche Möglichkeit von *pluris culpari* äußert sich Pascal nicht.

Sat. I 9, 11 f. Pascal deutet die Worte *cerebri felicem* als testa fina, cervello fino, bell' ingegno, und versteht unter Bolanus den Aufdringlichen. Horaz sagt also spöttisch bei sich: „Was bist du für ein feiner Kopf, Bolanus", mit Bezug auf das öde Geschwätz des Mannes, der sich ihm als ein *doctus* bezeichnet hatte. Diese Auffassung sei zur Erwägung empfohlen. Die bekannte abweichende Erklärung in den Scholien kann kein Hindernis bilden, da sie allem Anscheine nach nur aus der vorliegenden

Horazstelle geschöpft ist. Inhaltlich ist die Scholienerklärung allerdings wohl nicht mit Schütz deshalb zu bemängeln, weil Horaz selbst reizbar und heftig war. Darin konnte eben der Spaß bestehen, daß er hier sein Bedauern darüber aussprach, kein Hitzkopf zu sein, und so seine lesenden Freunde zu dem Zwischenrufe veranlaßte: „Nun, nun, Freundchen, wir wissen recht gut, daß du jähzornig sein kannst!“ Aber, wie gesagt: auch Pascals Deutung scheint beachtenswert.

31) R. Sabbadini, *Molli, Plance, mero.* Im Bollettino di filologia classica V (1899) S. 254.

Zu den beiden Stellen, die zugunsten der Auffassung von *molli*, Od. I 7, 19, als Ablativ angeführt zu werden pflegen (Verg. Georg. I 341 *mollissima vina* und Juv. I 69 *molle Calenum*) fügt Sabbadini noch Stat. Silv. III 5, 102 *non molli Lyaeo.*

32) A. Cima, *Matura virgo* (Nota ad Orazio, Odi III 6, 21 segg.). Im Bollettino di filologia classica V (1899) S. 254—256.

Cima gibt dem Adjektiv *matura* hier den Sinn von precoce, maturata troppo presto, maturata anzi tempo, non ben matura, vgl. Gell. X 11. Aus Horaz beruft er sich für diese Bedeutung auf Od. IV 5, 3, Epist. II 1, 15, Od. II 17, 6; aber man kann sich ohne Mühe davon überzeugen, daß diese Stellen denn doch von anderer Art sind.

33) A. Cima, Orazio, Od. I 3, 22. Im Bollettino di filologia classica V (1899) S. 283 f.

Für die passive Bedeutung von *dissociabilis* (= ἄμικτος) bringt Cima zu den bisher bekannten Parallelstellen noch eine aus Rutilius Namatianns I 383 f. bei: *namque loci querulus curam Judaeus agebat humanis animal dissociale cibis.*

34) Pietro Rasi, Della frase oraziana *stans pede in uno* (Sat. I 4, 10). Im Bollettino di filologia classica VI (1899) S. 40—42.

Rasi polemisiert gegen Pascal (s. o. n. 30). Die Priorität hinsichtlich der von diesem vorgetragenen Deutung gebühre dem Holländer van Heusde. Aber diese Deutung sei abzulehnen. Denn erstens habe Lucilius sich in seinen Satiren auch andrer Metra als des Hexameters bedient. Und zweitens müsse in *stans pede in uno* das im vorhergehenden Verse erwähnte *vitium* liegen; liege dieses nun in der Einförmigkeit des Metrums, so tadle Horaz damit auch sich selbst. Rasi verbleibt bei der üblichen Auffassung, daß der sprichwörtliche Ausdruck eine große Leichtigkeit des Produzierens bezeichne.

35) Aloisius Mannucci, De illo Horatiano *stans pede in uno* (Sat. I 4, 10). Im Bollettino di filologia classica VII (1900) S. 65 f.

Mannucci nimmt sich gegen Rasi (s. o. n. 34) der Pascalschen Interpretation dieser Stelle (s. o. n. 30) an; jedoch muß Ref. gestehen, in Mannuccis Worten nichts, was einer Begründung ähnlich sähe, gefunden zu haben.

36) Petrus Rasi, De locutione illa Horatiana *stans pede in uno* (Sat. I 4, 10) rursus quaeritur. Im Bollettino di filologia classica VII (1900) S. 108—110.

Rasi contra Mannucci (s. o. n. 35). Für die übliche Erklärung falle die Autorität der ältesten Erklärer stark ins Gewicht. Ferner entspreche der Vers Sat. I 10, 59 nicht dem Ausdrucke *stans pede in uno,* sondern dem Verse Sat. I 4, 7.

Darauf hat Mannucci noch einmal in seinen Noterelle filologiche, Empoli 1901, S. 8 ff., erwidert, und schließlich kommt auch Rasi in seiner unten zu besprechenden Publikation vom Jahre 1909 auf diese Streitfrage zurück.

37) Oreste Nazari, Orazio, Od. III 4, str. 1. Im Bollettino di filologia classica VI (1900) S. 183—185.

Nazari faßt die Strophe folgendermaßen auf:

> Discendi dal cielo e intona orsù sulla tibia,
> regina Calliope, un lungo canto,
> sia che tu priferisca accompagnarti al suo suono acuto,
> sia che alle corde della cetra di Febo.

Indessen, wo steht bei Horaz etwas von Begleiten? Und kann im Gegensatz zu *fides citharaque* das einfache *vox acuta,* auch wenn vorher die Flöte erwähnt ist, auf die Flöte gedeutet werden?

38) Emilio Debenedetti, L'epistola I 7 di Orazio. In Atene e Roma III (1900) n. 19—20, S. 217—224.

Die Epistel I 7 sei zu gleicher Zeit und in gleicher Stimmung geschrieben wie Epist. I 8.

39) Ferdinando Gnesotto, Le odi romane di Orazio e la critica di Ugo Jurenka. In den Atti e Memorie della R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Padova, N. S. XVI (1900) S. 103—138.

Zu dieser Abhandlung hat sich Gnesotto durch einen Aufsatz von Jurenka im Philologus 1898 (vgl. JB. XXXI S. 76 ff.) veranlaßt gesehen; denn er möchte den Dichter gegen die herabwürdigende Beurteilung, die er von Jurenka erfahren habe, in Schutz nehmen. Im ganzen, d. h. von einigen Übertreibungen und Mißverständnissen abgesehen, dürfte Jurenkas realistische Anschauung aber doch der Wahrheit näher kommen als Gnesottos Idealismus, und wer nicht schon von vornherein auf des letzteren

Standpunkt steht, wird sich durch seine Proteste nicht umstimmen lassen. In Einzelnem hat Gnesotto freilich recht: so z. B. in der Ablehnung von Jurenkas unmöglicher Auffassung der Konstruktion in Od. III 4. 2 ff. (vgl. JB. a. a. O.).

40) E. Pottier, Sur un vers d'Horace: *proicit ampullas et sesquipedalia verba*, Art poétique 97. In der Revue des études anciennes II (1900) S. 225—232. (Annales de la faculté des lettres de Bordeaux XXII).

Nach Prüfung der in Betracht kommenden Stellen gelangt Pottier zu folgendem Resultate: le sens véritable et original des mots *λήκυθος*, *ληκυθίζειν*, traduits en latin par *ampulla, ampullari*, est celui de phrases sonores, de couplets oratoires, lancés à toute volée et d'une voix vibrante . . . Si Horace a employé ces expressions en y mettant une idée plaisante et un peu satirique, il n'en a certainement pas modifié le sens qui est différent de ce que nous entendons par 'ampoulé'.

41) H. T. Johnstone, Horace, Od. IV 4, and the second Aeneid: some remarkable resemblances. In Hermathena Bd. XI, No. XXVII (1901), S. 343—352.

Dem Verfasser sind Ähnlichkeiten zwischen Od. IV 4 und dem zweiten Buche der Äneis aufgefallen, und er gibt nun eine ziemliche Anzahl solcher Parallelen. Er bemerkt dazu, er habe einige minder wichtige Punkte, die er sich ausnotiert gehabt habe, fortgelassen. Auch der Referent wird seinerseits in der unten folgenden Zusammenstellung noch einzelnes, was ihm gar zu zweifelhaften Wertes schien, mit Stillschweigen übergehen. Und trotzdem wird manchem die nachstehende Zusammenstellung bei Nachprüfung noch weiterer Sichtung bedürftig erscheinen. Es ist eben dem Verfasser ergangen, wie es häufig geht: wer einen Fund gemacht hat und dann weiter sucht, findet mehr, als da ist. Aber daß Johnstone etwas gefunden hat, soll nicht bestritten werden, und man kann ihm gern zustimmen, wenn er es für wahrscheinlich erachtet, that Horace had, shortly before composing this Ode, read that book of the Aeneid; that he had naturally been duly impressed by it; that portions of its substance, its imagery, and even its phraseology had sunk into his mind; that he had then, more or less unconsciously, reproduced them in his own poem; and that this is the true explanation of the striking resemblances.

Nun in kurzer Form das Beweismaterial. Od. IV 4, 54 f. = Aen. II 747. Od. IV 4, 57—60 = Aen. II 626 f. Od. IV 4, 57 (*bipennis* nur hier bei Horaz) = Aen. II 479. Od. IV 4, 59 = Aen. II 664, 358, 527. Od. IV 4, 40 = Aen. II 249. Od. IV 4, 11 (*draco* nur hier bei Horaz) = Aen. II 225. Od. IV 4, 50 = Aen. II 355 f. Od. IV 4, 12 = Aen. II 357. Od. IV 4, 43 f. = Aen. II 417 f. Od. IV 4, 5 = Aen. II 491. Od. IV 4, 43 = Aen. II 304 f.

Od, IV 4, 13 = Aen. II 306. Od. IV 4, 76 = Aen. II 633. Od. IV 4, 14 = Aen. II 722. Zwei dieser Stellen findet man schon bei Keller (1899) verzeichnet, wo zu dieser Ode auch mehrere beachtenswerte Parallelen aus andern Büchern der Äneis und den Eklogen angeführt werden: Od. IV 4, 11 f. = Aen. XI 751 ff. Od. IV 4, 14 = Aen. VII 484. Od. IV 4, 15 = Eklog. 7, 15. Auch Nachahmung einzelner Vergilischer Ausdrücke ist erkannt worden: siehe Kiessling-Heinze zu *ceu* V. 43 und zu *Ausonias* V. 56.

42) Giorgio Pitacco, Ancora delle odi romane d'Orazio. In Atene e Roma IV (1901) n. 28 S. 120—124.

Pitacco ist der Ansicht, die Römeroden seien nicht als Zyklus geschrieben. È probabile che Orazio nell'ordinare con scrupolosa simmetria i tre libri delle odi, trovato che il numero di quelle in metro alcaico superava di gran lunga quello delle altre, abbia qui messo insieme queste sei di charattere più serio, senza che gli fosse balenata l'idea di cantare *carmina non prius audita* per la rigenerazione morale della gioventù romana.

Aber durch die Beziehungen zwischen den Römeroden und den Inschriften des Ehrenschildes wird die obige Anschauung widerlegt.

43) Robert S. Radford, „Remains of Synapheia in Horace and Roman Tragedy. In den Proceedings of the American Philological Association XXXII (1901) S. IX—XII.

Den auf Horaz bezüglichen Abschnitten entnehmen wir Folgendes. Das häufige Vorkommen von *in* und *et* am Schlusse sapphischer und alcäischer Verse weist auf enge Verbindung hin. Der Prozentsatz der kurzen Endsilben in Horazens sapphischen, alcäischen und asklepiadeischen Versen ist unverhältnismäßig klein. Auch über den Hiatus am Versende gibt Radford Zusammenstellungen.

44) L. J. Richardson, On the Form of Horace's Lesser Asklepiads. In den Proceedings of the Philological Association of the Pacific Coast; Anhang in den Proceedings of the American Philological Association, XXXII (1901) S. LXIV f.

Dies ist ein kurzes Referat über die nachher im American Journal of Philology XXII (1901) S. 283—296 erschienene Abhandlung, die bereits im JB. XXIX S. 38 angezeigt ist.

45) W. S. Elden, Notes on the Conditional Sentence in Horace. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXII (1901) S. XCIII—XCV.

Elden stellt die Beispiele zusammen für *si* mit dem Indicativus Perfecti und dann im Hauptsatze Imperativ; ferner *si* mit Indic. Praes. und dann Indic. Fut., usw. Auch über den Gebrauch von *sive*, von *si* = *sin*, von *sic* und *ita* in Wünschen werden Übersichten gegeben.

46) William E. Waters, An Horatian Gloss. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXII (1901) S. XCV f.

Eine Glosse C. G. L. 5, 236, 9 bietet in einem Zitat aus Od. I 20, 10 die Lesung *tum bibis*; mit Benutzung der handschriftlichen Lesung *bibes* findet Waters demnach in der Schlußstrophe diesen Sinn: Then when you have finished your visit, you shall find a better wine on your journey; there are plenty of better quality. Meines Erachtens ist sowohl die Bezeichnung der im Gedichte gar nicht erwähnten Reise durch das bloße *tum* undenkbar, als auch fehlt eine für den Ausdruck des von Waters vermuteten Gedankens unentbehrliche Ortsbezeichnung wie: „an den Produktionsorten"; denn sonst klingt es, als habe Mäcenas bisher keinen Cäkuber und Kalener getrunken. Der letztere Einwand ist derselbe, welcher auch gegen die mit Ausnahme der Lesung gleichartige Auffassung Hoppes (1908; vgl. JB. XXXV S. 75) geltend gemacht werden mußte.

47) E. M. Pease, Note on Horace Sat. I 5, 16 *nauta atque viator.* In den Proceedings of the Philological Association of the Pacific Coast; Anhang in den Proceedings of the American Philological Association XXXII (1901) S. LIII—LIV.

Der Verfasser entscheidet sich dafür, that *viator* was a traveler on the boat, and *nauta* the man on the tow-path, in der Hauptsache gewiß richtig und in Übereinstimmung mit manchen deutschen Herausgebern; nur dürfte es sich doch empfehlen, *viator* kollektiv zu fassen, worüber u. a. Schütz zu vergleichen ist. — Beachtenswert scheint noch die Bemerkung des Verfassers, daß jener *nauta* nicht der einzige Mann zur Bedienung des großen, stark besetzten Bootes gewesen sein kann: it is impossible to think of one man taking care of the helm and attending to the wants of the passengers, not to mention the managing of the mule in the distance, and the difficulty of getting off and on the boat in motion. Auch braucht ja Horaz selbst den Plural, V. 11 f.: *tum pueri nautis, pueris convicia nautae ingerere.*

48) Joannes Kopacz, De Horatii rectae vitae praeceptis. In der Eos VII (1901) S. 154—179.

Der Verfasser hat das gesamte umfängliche Material aus Horaz fleißig gesammelt, übersichtlich geordnet und mit einem verbindenden Texte versehen. In der Gesamtauffassung bekundet er verständiges Urteil.

49) Gabriele Grasso, Il *pauper aquae Daunus* Oraziano. In den Studi di geografia classica e di topografia storica. Ariano 1901. 8. S. 19—31.

Diese Abhandlung, in welcher der Verfasser zu beweisen versucht, daß Daunus der eponyme Heros eines Flusses sei und man diesen Fluß in dem heutigen Carapella wiederzuerkennen habe, ist vorher bereits in der Rivista di filologia e d'istruzione

classica, XXIV (1896) S. 243—253, erschienen und in diesen Jahresberichten XXVII S. 73 f. angezeigt. Bei der zweiten Publikation ist ein Anhang, S. 30 f., hinzugekommen; hier lehnt der Verfasser u. a. mit Recht die Vermutungen ab, welche nachher Cristofolini (vgl. JB. XXVII S. 75) und Ussani (vgl. JB. XXVII S. 77) zu dieser Stelle vorgetragen haben.

50) George Lincoln Hendrickson, Horace and Lucilius: a study of Horace Serm. I 10. In den Studies in honor of Basil L. Gildersleeve. Baltimore 1902. The Johns Hopkins Press. S. 151—168.

Hendrickson behandelt diejenigen auf Horazens Urteil über Lucilius bezüglichen Stellen von Sat. I 10, wo die geläufigen Erklärungen ihm einer Korrektur oder genaueren Fassung bedürftig scheinen. Wir merken einiges daraus an. V. 11. *Tristis* bedeute hier nicht „ernst", sondern „herbe", „rauh", πικρός; vgl. Kiessling-Heinze. — V. 17. *Hoc sunt imitandi,* nämlich mehr in ihrer Beherrschung des *ridiculum* als im Gebrauche des *acre.* Jenes habe aber Lucilius eben nicht getan. — V. 53. *Comis* enthalte außer seinem ironischen Sinne vielleicht ein Wortspiel mit κωμῳδός. — V. 57 f. *Rerum dura natura* = der spröde Charakter des Stoffes (*res* = πράγματα), und zwar namentlich mit Rücksicht auf die von Lucilius gewählte hexametrische Form. — V. 64 ff. Die beiden konzessiven Sätze bezögen sich zurück auf die beiden möglichen Gründe für die Mangelhaftigkeit der Poesie des Lucilius; es entspreche *comis et urbanus* den Worten *illius dura natura,* und *limatior quam rudis et Graecis intacti carminis auctor* den Worten *rerum dura natura.* In Wirklichkeit eines der beiden bezeichneten Zugeständnisse zu machen liege nicht in Horazens Absicht. — V. 72—90. Auch in diesen Versen habe Horaz stets den Gegensatz zu Lucilius im Auge, der ausgesprochenermaßen für ein ganz anderes Lesepublikum schrieb. In Sat. II 1 finde Horaz mehr anerkennende Worte für Lucilius; dies beruhe auf seiner nunmehr gesicherten Stellung und dem Wegfall der Fehde mit den Kritikern.

Exkurs über V. 66 *limatior quam rudis et Graecis intacti carminis auctor,* more finished than was to have been exspected of the pioneer in a form of poetry as yet unhewn and unshaped by the hands of Greek predecessors. Diese alte, neuerdings von vielen verlassene Auffassung verteidigt Hendrickson in grammatischer Hinsicht durch den Hinweis auf ein Beispiel bei Tac. Hist. III 53 und inhaltlich durch die Bemerkung, daß Lucilius eben der Erfinder der von den Griechen nicht kultivierten hexametrischen Satire sei, so daß kein Widerspruch mit Sat. I 4 vorliege.

Nach dem Urteile des Ref. erörtert Hendrickson in dieser Abhandlung das viel behandelte Thema mit ruhiger Verständigkeit und klarem Blicke. Seine Deduktion hat Hand und Fuß, und es ist ihm meines Erachtens gelungen, manches Dunkel zu erhellen.

51) H. T. Johnstone, Notes on passages in the Satires of Horace. In Hermathena Bd. XII, No. XXVIII (1902), S. 29—39.

Sat. I 3, 23 f. Johnstone macht auf das Spiel mit Gleichklang und Bedeutung aufmerksam, das in den Worten *ignoras, ignotum, ignosco* vorliegt.

Sat. II 3, 71 f. In den Worten *malis ridentem alienis* seien zwei Scherze enthalten: 1. unter Anspielung auf *aes alienum* eine Andeutung, daß der Mann auf deine Kosten lacht, 2. unter Bezugnahme auf des Proteus Verwandlungsfähigkeit ein Hinweis auf die Beweglichkeit der Gesichtszüge des Mannes.

Epist. II 3, 80 ff. In dem Verse *hunc socci cepere pedem grandesque cothurni* stecke ein Spaß: die Schuhe wählen sich einen Fuß. Auch in *alternis aptum* und *vincentem strepitum* liege vielleicht eine Fortsetzung solcher Zweideutigkeit vor.

Epist. II 3, 147. *Nec gemino bellum Troianum orditur ab ovo*: vielleicht eine kleine Anspielung auf die Phrase *ab ovo*, wie sie sich in der Verbindung mit *usque ad mala* findet.

Über diese Mutmaßungen eines Nebensinnes sagt der Verfasser selbst: my readers will decide for themselves wether they agree with my view. In der Tat kann man sich der Befürchtung nicht erwehren, daß Johnstone mitunter zu weit geht; aber z. B. das zu Epist. II 3, 80 Bemerkte dürfte doch begründet sein.

Sat. I 3, 66. *Communis sensus* sei „Takt". So auch viele deutsche Übersetzer.

Sat. I 4, 10. Zu *stans pede in uno* gibt J. eine moderne Parallele aus Farrars Life of Christ, App. 3.

Sat. I 4, 126 f. Für den Satz *avidos vicinum funus ut aegros exanimat, mortisque metu sibi parcere cogit,* schlägt J. eine von der herkömmlichen stark abweichende Auffassung vor: *avidos* = miserly, *aegros* = ill from starvation, *sibi parcere* = to make oneself comfortable. Der Dichter rede ebenso wie in Sat. I 1, 70 ff. von Geizigen, die sich durch Entbehrungen zu Grunde richten. Aber diese Interpretation wird verfehlt sein, und man wird dabei bleiben müssen, mit den Scholien und Herausgebern die Stelle — was auch dem Wortlaute nach näher liegt — auf schädliche Eßlust Kranker zu beziehen. Ich habe schon früher einmal darauf hingewiesen, daß die Vorstellung, Kranke müßten zu ihrem eigenen Besten ihre Eßlust bekämpfen, den Alten geläufiger war als uns, und zwei Ovidstellen herangezogen: Rem. am. 228 *et oranti mensa negata mihi*; Ars am. II 335 *neve cibo prohibe* (nämlich der Liebhaber soll der Kranken, um sich einzuschmeicheln, gewähren, was ihr eigentlich versagt werden müßte). Vgl. auch Plat. Lach. 192 E.

Sat. I 10, 65 ff. Über den Sinn dieser vielumstrittenen Stelle äußert sich Johnstone ohne Zuversichtlichkeit so: His polish was, no doubt, finer than that of the times before Grecian influence was felt at all (*Quam rudis et Graecis intacti carminis auctor*); finer than that of the period in which his own time lay, when

that influence was beginning to exert, and was gradually extending, its power ... As for the fact, that *auctor* is in the singular number, that is quite easy to understand as a contemptuous reference to 'a composer of verse' not worth particularizing further, like the *turba* used in speaking of the other class. Vgl. Hendrickson in der vorhergehenden No.

Sat. II 3, 129. Johnstone zieht die Lesung *tuo* vor: wegen der besseren Bezeugung, wegen der Horazischen Stellung des Adjektivs, wegen des Wohlklanges.

Sat. II 3, 299. *Ignoto pendentia tergo* bezieht Johnstone auf die *cauda* von V. 53 und vermutet für beide Stellen eine Anspielung auf eine uns unbekannte Redensart oder Sitte.

Epist. I 1, 44. Die Worte *animi capitisque labore* erklärt der Verfasser so: toil that involves courage and risk of life. Der Sinn wäre ja befriedigend; aber ergibt er sich in ungezwungener Weise aus dem lateinischen Wortlaute?

Epist. I 1, 74 f. In den Worten *quia me vestigia terrent, omnia te adversum spectantia, nulla retrorsum* findet Johnstone diesen Gedanken: Because my individuality would be swallowed up, and for ever lost in the confused and undistinguishable mass of all that had been your courtiers, were your victims, and have become yourself.

52) P. Sandford, Notes on Two Passages of Horace. In Hermathena Bd. XII No. XXVIII (1902) S. 44—47.

Epist. I 1, 59 ff. Sandford ist der Ansicht, daß die Worte der Knaben bis *culpa* reichen. Seine Begründung herzusetzen mangelt uns der Raum; aber ein derartiger Vorschlag würde, wenn er gut wäre, auch ohne weiteres von selbst einleuchten. Dieser Vorschlag aber ist m. E. von vornherein unmöglich: Spielverse solchen moralischen Inhaltes gibt es nicht und gab es nie. Wie das *recte* im Munde der Knaben gemeint war, findet man in vielen Kommentaren zutreffend angegeben.

Sat. I 1, 80 ff. Die Verse 80—83 spreche der Geizige, die Verse 84—87 Horaz, die Verse 88—91 (*At si cognatos* etc.) wieder der Geizige. The above apportioning of the dialogue seems to remove all the serious difficulties (?).

53) Leon J. Richardson, On certain sound properties of the Sapphic Strophe as employed by Horace. In den Transactions of the American Philological Association, XXXIII (1902) S. 38—44.

Richardson liefert detaillierte statistische Angaben namentlich über Cäsur und Diärese, über Pausen des Sinnes, über Elision und Ekthlipsis, über die Strophe als Ganzes. Wir notieren daraus einzelnes. Im elfsilbigen sapphischen Verse stehen lange Worte vorzugsweise in der zweiten Hälfte. Nur ein einziger Vers beginnt mit zwei zweisilbigen Worten. Interpunktion ist im dritten Verse der Strophe etwa nur halb so häufig wie im ersten oder zweiten.

54) Curtis C. Bushnell, The First Four Feet of the Hexameter of Horace's Satires. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXIII (1902) S. LVI—LVIII.

Bushnell handelt über die Verteilung von Daktylen und Spondeen in den ersten vier Füßen. Die häufigste Ordnung ist dsss, die seltenste dddd. Auffällig ist die Wiederholung desselben Schemas sdss in fünf aufeinander folgenden Versen, Sat. II 5, 96—100:

importunus amat laudari: donec „ohe iam"
ad caelum manibus sublatis dixerit, urge:
crescentem tumidis infla sermonibus utrem.
cum te servitio longo curaque levarit,
et certum vigilans „quartae sit partis Ulixes",

wozu sich noch V. 102 *„nusquam est? unde mihi tam fortem tamque fidelem?"* gesellt. Die Spondeen nehmen in Horazens Satiren, wie bei den meisten lateinischen Dichtern, vom ersten bis zum vierten Fuße an Häufigkeit zu.

55) John C. Rolfe, On Hor. Carm. III 6, 21. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXIII (1902) S. LXII—LXIV.

Der Verfasser erwägt in sehr besonnener Weise die Bedeutung von *de tenero ungui*. Er meint, daß bei den von den Nägeln hergenommenen Phrasen mindestens ursprünglich ein deutlicher Unterschied bestand zwischen denjenigen, die „tief innerlich" bedeuteten und kein Adjektiv enthielten, und denjenigen, die „von Jugend auf" bedeuteten und mit dem Adjektiv *ἁπαλός tener* gebildet waren. Das Adjektivum *tener* erwecke den Begriff der Jugendlichkeit; in der Bedeutung to the quick sei *tener* nicht gebraucht worden. *De* komme im Sinne von „von ... an" nicht vor. Für Horaz gelangt er dann zu dem Resultate: My opinion is that Horace has combined two different idioms in *de tenero ungui*, and that the meaning is 'with all her youthful soul'. — Ref. hält diesen kleinen Aufsatz für recht verdienstlich: über die sprachgeschichtliche Entwickelung der einschlägigen Phrasen ist eine ansprechende Vermutung aufgestellt; die gegen eine temporale Auffassung der Horazischen Worte schon von früher her bestehenden Gründe sind durch den Hinweis auf die Bedeutung von *de* um einen neuen vermehrt; das Adjektiv *tener* hat eine annehmbare Erklärung gefunden. — Beiläufig sei bemerkt, daß eine ähnlich klingende Phrase von den Nägeln sich auch in einer modernen Sprache findet: man sagt im Russischen съ молодыхъ ногтей, wörtlich „von jungen Nägeln an" = „von frühester Kindheit an".

56) H. T. Archibald, The Fable in Archilochus, Herodotus, Livy and Horace. In den Proceedings oft he American Philological Association, XXXIII (1902) S. LXXXVIII—XC.

Archibald handelt über den Zweck der Fabeln bei Horaz, über ihren Charakter und die bei der Darstellung angewandten Kunstmittel.

57) Ernest Ensor, Notes on the Odes of Horace. In Hermathena Bd. XII No. XXVIII (1902) S. 105—110.

Od. IV 14, 10 ff. Bei der üblichen Interpunktion *Drusus Genaunos . . . Breunosque . . . deiecit acer plus vice simplici; maior Neronum* etc. findet Ensor die Worte *plus vice simplici* in der ihnen gewöhnlich beigelegten Bedeutung anstößig, da Horaz von einem früheren Siege der Genaunen oder Breunen nichts gesagt habe. Aber mußte er das denn noch besonders tun, wenn *plus vice simplici* „in mehr als einfacher Vergeltung" bedeutet? Und war es nicht durchaus taktvoll, daß er sich in einem solchen Ehrenliede darauf beschränkte, die früheren Niederlagen der Römer nur leise anzudeuten? Vergleiche sein ganz gleichartiges Verfahren hinsichtlich der Vindelicier Od. IV 4, 24. Ensor nun interpungiert: *Drusus . . . deiecit; acer plus vice simplici maior Neronum* etc. Horace means that Drusus did exceeding well, and Tiberius better still. Aber weder durfte Horaz so gröblich gegen den höfischen Ton verstoßen, noch gestattet der Sprachgebrauch, den Textworten *plus vice simplici* einen derartigen Sinn beizulegen.

Od. II 9, 21 f. *Medumque flumen gentibus additum victis minores volvere vertices.* Gegen die gewöhnliche Interpretation wendet Ensor ein: how can a river be said to be added to nations? Aber nennt nicht auch Vergil Aen. VIII 722 ff. Flüsse mitten unter den *victae gentes*? Ensor selbst nimmt *additum gentibus victis* im Sinne von set like a gaoler upon conquered nations. Indes die Vorstellung von dem Flusse, der zum Kerkermeister seiner bisherigen Freunde und Landsleute gemacht und dabei selbst gedemütigt ist, hat nichts Lockendes.

Od. IV 2, 49 ff. Ensor schreibt: *Teque, dum procedit io Triumphe, non semel dicemus io Triumphe civitas omnis.* Mit *te* ist Antonius gemeint; in dem Satze mit *dum* ist *io Triumphe* Subjekt zu *procedit*; Horaz und seine Freunde riefen: *io Triumphe, Antoni.* Horace means that the crowd will hail Antonius also, as well as Caesar, with cries of *io Triumphe.* 'You also, whilst the cry "Ho Triumph" is passing along, we shall address as "Ho Triumph".' Wir begnügen uns, diese Deutung zu verzeichnen.

Od. II 8, 21—24. *Te suis matres metuunt iuvencis,*
Te senes parci miseraeque nuper
Virgines nuptae, tua ne retardet
Aura maritos.

Ensor macht auf die Ähnlichkeit mit Catull. LXI 51—55 aufmerksam:

Te suis tremulus parens
Invocat, tibi virgines
Zonula soluunt sinus.
Te timens cupida novos
Captat aure maritus.

Der Nachweis dieser unleugbaren Ähnlichkeit ist jedenfalls dankenswert. Was die Erklärung derselben anlangt, so denkt Ensor an spöttische Travestie. Wohl kaum mit Recht. Wahrscheinlich lag dem Horaz der Klang der Catullischen Verse unbewußt im Ohre. Zur Unterstützung dieser letzteren Ansicht möchte ich eine andere, meines Wissens sonst noch nicht angemerkte Anlehnung des Horaz an Catull hersetzen; man vergleiche:

Cat. LXIV 103 non ingrata tamen frustra munuscula divis,

Hor. Epist. I 7, 17 non invisa feres pueris munuscula parvis.

Auch erinnere ich daran, wie dem Horaz seine eigenen Redewendungen unvermerkt immer wieder in den Griffel kamen; man sehe darüber die lehrreiche Zusammenstellung von Fritsche, Die Wiederholungen bei Horaz, Güstrow 1903. Besonders interessant ist übrigens bei der von Ensor nachgewiesenen Parallele, daß der dem Horaz vorschwebende Catullische Schluß *aure maritus* ihm für sein eigenes Gedicht den lautlich ähnlichen Schluß *aura maritos* eingab. Das ist genau derselbe psychologische Vorgang, den wir Epist. I 18, 108 beobachten können; dort sind Horazens Worte am Versanfang *quod superest aevi* eine unklare Reminiscenz an einen Versanfang des von ihm so eifrig studierten Lucrez V 206: *quod superest arvi.*

58) V. Brugnola, Quadretti Oraziani. In Atene e Roma V (1902) n. 43—44 S. 633—646.

Brugnola handelt ganz hübsch und verständnisvoll über Horazens Geschicklichkeit in der Kleinmalerei.

59) Carlo Pascal, Un verso di Orazio. (Epod. 16, 52.) Im Bollettino di filologia classica IX (1902) S. 35—37.

Pascal meint, in einer Stelle des Numenios bei Athenaeus VII 305 A:

καὶ δὲ σύ γε μνήσαιο δελείατος, ὅττι παρ' ἄκρα
δήεις αἰγιαλοῖο γεώλοφα· τοὶ μὲν ἴουλοι
κέκληνται, μέλανες, γαιηφάγοι, ἔντερα γαίης,

eine gewisse Ähnlichkeit mit Horazens Vers *neque intumescit alta viperis humus* gefunden zu haben, und vermutet, Horaz habe eine derartige griechische Dichterstelle benutzt. Eine etwas wunderliche Annahme.

60) Philippus Caccialanza, *Mutare, permutare.* Im Bollettino di filologia classica IX (1902) S. 37—39.

Caccialanza führt die Stellen, an denen diese Verba bei Horaz vorkommen, nach den Konstruktionen geordnet vor; zu Od. II 16, 19 verlangt er entweder *quid terras alio calentes sole mutamus patriae?* (eine Nachahmung griechischer Konstruktion) *quis exsul* etc. oder *quid terras alio calentes sole mutamus patria? quis exsul* etc.

Letzteres ist ja bekanntlich eine sehr alte Konjektur. Aber mit Recht ist man dabei geblieben, *patriae* zum Folgenden zu ziehen; vgl. besonders Orelli-Hirschfelder.

61) Paolo Fossataro, Studii di letteratura classica. Napoli 1902, Stab. tipo-stereotipo F. di Gennaro e A. Morano. 196 S. 8.

Mit Ausnahme des letzten Abschnittes (S. 156—196) handelt das ganze Buch über Horaz. Vgl. oben no. 17.

S. 5—72. Le Odi Romane di Orazio. Diese sachkundige und klare Darstellung des Anlasses und Gedankeninhaltes der Römeroden ruht im wesentlichen auf der von Mommsen geschaffenen Grundlage. Aber wenn Fossataro bei der vierten Römerode S. 55 meint, Horaz stelle sich hinsichtlich der Notwendigkeit eines Partherkrieges auf die Seite der öffentlichen Meinung und bringe sich dadurch in einen Gegensatz zu Augustus, so muß dies als unmöglich erachtet werden. Die sechs Römeroden sind nach Fossataros Ansicht, S. 11, durch besondere Beziehungen zu Paaren verbunden; indes dürfte dies mindestens bei 5 und 6 nicht recht erweislich sein. In den Versen Od. III 5, 34—36 und namentlich in den Worten *et Marte Poenos proteret altero* findet Fossataro S. 60 wegen der vielen *r* und *t* einen eisernen Klang, der die ganze stolze Leidenschaftlichkeit des Regulus zum Ausdruck bringe; jedoch kommt ähnliche Häufung solcher Konsonanten auch vor, wo von beabsichtigtem eisernen Klange nicht die Rede sein kann.

S. 73—93. La memoria del Mommsen sulle sei odi Romane. In der Hauptsache schließt sich Fossataro an Mommsen an; in einigen Punkten polemisiert er gegen ihn, und es werden dabei auch die Ansichten von Cauer und von Plüß erwogen.

S. 93—96. Dati per la cronologia delle odi Romane. Der Verfasser stellt die bekannten Anhaltspunkte für die Datierung zusammen, mit dem Resultate: questi dati intanto, per quanto scarsi, convergono tutti al periodo degli anni 29—27 a. C.

S. 96—107. Intorno alla quistione dell' unità delle odi Romane. Die Ansichten von Peerlkamp, Schütz, Lehrs, Ritter, Nauck werden von dem Verfasser mit gesundem Urteil geprüft. Jedoch möchte man annehmen, daß er inzwischen, nachdem die Beziehungen der Römeroden auf den Ehrenschild ermittelt sind (vgl. v. Domaszewski, Rhein. Mus. LIX S. 302 ff.; JB. XXXI S. 98), selbst seine Ansichten etwas modifiziert hat.

S. 107—109. Le ultime due strofe dell' ode seconda. Inbetreff des Zusammenhanges dieser beiden Strophen mit dem übrigen Gedichte übersetzt Fossataro die Auseinandersetzung von Schütz und verweist auf seine eigene Darstellung im ersten Teile, wo er S. 12 gesagt hat: Orazio pensa, con Augusto, che nello spirito della nuova generazione bisogna rieccitare la virtù militare, la virtù civile e il sentimento religioso che s' erano attutiti.

S. 110—113. La parlata di Giunone nell' ode 3a. Die Rede der Juno habe nichts Gezwungenes und schweife nicht vom Thema ab.

S. 114—133. Un' ode d' Orazio e un' ode del Monti. Im Jahre 1784 hat der Dichter Vincenzo Monti an den Luftschiffer Montgolfier eine Ode gerichtet, die sich bis zu einem gewissen Grade an Horazens Ode I 3 anlehnt.

S. 134—142. Note ermeneutiche sull' ode I 3 di Orazio. V. 1. *Sic* faßt Fossataro in dem bei Beschwörungen üblichen Sinne und sucht die dann entstehende Schwierigkeit durch den Hinweis auf die Personifizierung des Schiffes zu heben, welches gleichsam sein eigenes Schicksal habe. Die Sache liege ähnlich, wie wenn man zu einem Boten, dem ein wertvoller Gegenstand anvertraut sei, sage: Fa buon viaggio e caldamente ti raccommando di recar questo intatto. — V. 7. *Reddere* bedeute: portare fino a. In Übereinstimmung mit vielen Herausgebern. — V. 10. *Circa* erklärt Fossataro wie Kießling-Heinze und verweist noch auf Epist. II 3, 132, auf Hom. Il. II 490, Aeschyl. Prom. 242 und auf Porphyrion. Wenn sich nur *triplex* mit dieser Auffassung in befriedigender Weise vereinigen ließe. — V. 22. Nach längerer Erörterung der bisher vorgebrachten Interpretationen entscheidet sich Fossataro für folgende: separò tra loro le terre con l'oceano che doveva, nella divina intenzione, esser con quelle inconciliabile. — V. 26. Fossataro will das Wort *nefas* zwar nicht als Ausruf, aber als eine aus einem Relativsatze verkürzte Apposition zu dem ganzen vorhergehenden Satze ansehen: *gens humana ruit per vetitum* (*quod est*) *nefas*; oder auch so: *gens humana ruit nefarie per vetitum.* Wir werden unten bei Besprechung einer Schrift von Rasi diese Stelle noch einmal zu erwähnen haben, an der in Italien wunderliche Künsteleien verübt werden. — Was die Abfassungszeit der Ode anlangt, so tritt Fossataro der Vermutung von Friedrich entgegen, daß die Ode aus dem Jahre 19 stamme und erst bei einer zweiten Ausgabe der drei ersten Bücher hier eingeschaltet sei. Er stellt eine Anzahl vermeintlicher Mängel zusammen, die es ihm wahrscheinlich machen, daß die Ode der ersten lyrischen Periode des Dichters angehöre; sie müsse sich dann also auf eine vielleicht nur geplante Reise Vergils beziehen.

S. 143—155. Il Gingillino del Giusti e la Satira II 5 di Orazio. Eine Parallele.

Das Buch bringt zwar nicht viel Neues, ist aber verständig geschrieben und liest sich gut.

62) Giosuè Carducci, I primi tre epodi di Orazio. Saggio di versione. In der Nuova Antologia, Vol. CII, Serie IV, 16. Dizembre 1902, S. 577—586.

Wer den berühmten Namen des Dichters der Odi barbare und die Überschrift liest, wird nicht das erwarten, was sogleich

die Eingangsworte besagen: Tradussi in prosa, perchè in rima o ritmicamente non saprei e non vorrei. Carducci gibt hier also von den drei Epoden 7 und 13 und 16 den lateinischen Text und eine italienische Übersetzung in Prosa; beigefügt hat der philologisch gebildete Verfasser jedesmal eine kleine Abhandlung, und da diese für uns wichtiger ist, besprechen wir die Publikation hier in der dritten Abteilung.

Bei der Epode 7 erörtert er das Datum der Abfassung und setzt sie ins Jahr 43. Seine meisten Einwendungen gegen jüngere Datierungen dürften nicht stichhaltig sein; aber richtig scheint, was er gegen die Beziehung auf den aktischen Krieg vorbringt: daß dieser von Horaz und den meisten Römern nicht als ein Bürgerkrieg, sondern als ein auswärtiger angesehen sei. Dann druckt Carducci die Nachahmung dieser Epode von Jean Baptiste Rousseau ab (vgl. Stemplinger, Das Fortleben der Horazischen Lyrik, 1906, S. 445).

Die Epode 13 setzt Carducci mit Ritter ins Jahr 42, veranlaßt zunächst durch Porphyrions Anmerkuug: *hortatur contubernales ut* etc. È un render l'anima a questo epodo l'imaginarlo scritto sul campo di Filippi, dopo la rotta e la morte di Cassio, nell' intervallo dei venti giorni alla definitiva rotta ed eccidio di Bruto, l' autunno inoltrato del 712 (42 a. G. C.): ci sta anche il ricordo del giorno natale d'Orazio, 8 dicembre . . . Le circonstanze rispondono: il campo de' repubblicani era su due colli non lungi da Filippi, a mezzogiorno il mare, a settentrione le grandi foreste del monte Pangeo da cui soffiava l' aquilone di Tracia; e Appiano (Guerra Civile IV 22) parla di una tempesta dopo la prima rotta di Cassio, e Plutarco (Bruto 47) di gran pioggie sopravenute nell' autunno e di un aspettato aspro inverno. Dopo la rotta di Cassio poteva bene il poeta pensare: *deus haec fortasse benigna reducet in sedem vice.* Che se non, cerchiamo ristoro nel vino e nel canto, come il nobile Centauro incuorava al suo grande alunno. Ben sapeva egli che Achille non sarebbe tornato dai campi di Troia. Così forse anche noi giaceremo su questi campi filippensi.

Carduccis Bemerkungen über den Anlaß von Epod. 16 (er setzt sie ins Jahr 40) entfernen sich nicht von der üblichen Auffassung.

63) Vincenzo Ussani, Per un verso di Orazio (Epod. 16, 52). Im Bollettino di filologia classica IX (1903) S. 157—159.

Dieser Artikel ist durch den oben (n. 59) angezeigten Pascalschen veranlaßt worden. Ussani macht auf eine bisher nicht herangezogene Parallelstelle bei Lucan II 397 ff. aufmerksam: *nullo vertice tellus altius intumuit.* Hinsichtlich der Deutung der Horazstelle schließt er sich an Kießling an.

64) Paul Lejay, La date et le but de l'art poétique d'Horace. In der Revue de l'instruction publique en Belgique, Tome XLV (1902) S. 361—386 und Tome XLVI (1903) S. 153—185.

Die Lektüre dieser sehr klar und verständig geschriebenen Abhandlung gewährt großes Vergnügen. Ob es dem Verfasser gelingt, in diesen überaus diffizilen Fragen alle Andersdenkenden zu seiner Ansicht hinüberzuziehen, ist eine Sache für sich; aber jedenfalls hat er einen recht interessanten, beachtenswerten Beitrag zur Debatte geliefert.

Die Arbeit zerfällt in zwei Teile, aus denen wir einige der wichtigsten Sätze herausheben.

I. Les données chronologiques de l'Épître aux Pisons. Keine der literarischen Anspielungen in der Ars poetica liefere uns die gesuchte chronologische Begrenzung (S. 370). — Das vom Rheine Gesagte (V. 18) passe am besten auf die Zeit der Rückkehr des Drusus, im Winter 11/10, wo der Schwarm der Dichter diesen Fluß reichlich oft erwähnen mochte (S. 371). — Der Vers 301 sei später als der Winter 16/15 (S. 375). — Die Verse 63 ff. bezögen sich auf die Zeit nach dem Tode Agrippas i. J. 12 (S. 381). — Porphyrions Zeugnis über die Person des älteren Piso sei unverächtlich; daraus folge aber die Abfassung der Ars poetica in den letzten Lebensjahren des Dichters (S. 384 f.). — So ergebe sich als Zeit des Abschlusses der Ars poetica etwa das Jahr 10.

II. Les idées littéraires d'Horace et le but de l'Épître aux Pisons. Nach einem umfassenden und gründlichen Überblick über Horazens literarischen Entwickelungsgang kommt Lejay (S. 184) zu folgendem Resultate: Tel paraît avoir été le but d'Horace: susciter des poètes dramatiques. L'œuvre de restauration littéraire entreprise sous le règne d'Auguste serait alors complète. Tous les genres auraient été abordés et renouvelés. Nous retrouvons dans ce projet toutes les idées qu'Horace a recueillies et éprouvées sur la littérature au cours de sa vie. Nous retrouvons aussi ce patriotisme littéraire qui le rend si fier d'avoir donné aux Romains un Alcée et un Archiloque.

Auch einige Bemerkungen des Verfassers zu einzelnen Stellen hier kurz zu verzeichnen können wir uns nicht versagen. Epist. II 3, 63 ff. Von bloßen Projekten und Plänen, etwa Cäsars, könne dies nicht gesagt sein; wo noch nichts sei, habe der Tod sein Recht verloren. Auch tue man unrecht, jede dieser Horazischen Angaben auf ein bestimmtes einzelnes Faktum zu beziehen. Vielmehr habe der Dichter drei allgemeine Kategorien von großartigen und doch vergänglichen Unternehmungen hinstellen wollen (S. 377 ff.) — Epist. I 19, 28. In dem Verse *temperat Archilochi musam pede mascula Sappho* bedeute *temperare* soviel wie régler. Sappho et Alcée ont réglé leur muse sur la marche d'Archiloque, c'est-à-dire ne sont pas sortis des types métriques employés par Archiloque, types dactylique et ïambo-trochaïque (S. 166). —

Epist. II 1. Die von Augustus gelesenen sermones quosdam, die Sueton bei Angabe des Anlasses von Epist. II 1 erwähnt, bezieht Lejay nicht mit Kießling auf den Brief an Florus und die Ars poetica, sondern auf das erste Buch der Episteln (S. 167). — Die Abfassung der Episteln II 1 und II 2 verlegt Lejay ungefähr in die Jahre 13 und 12 (S. 170).

65) P. Knapp, Bemerkungen zu Horaz. Im Neuen Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs X (1903) S. 411—416.

Knapp handelt darüber, inwiefern das, was Horaz über seine Neigung zum Landleben mitteilt, für bare Münze zu nehmen sei. Das Resultat der wohldurchdachten Darlegung ist, daß Horaz seiner ganzen Denkweise nach zu dauerndem Aufenthalte auf dem Lande nicht taugte.

66) H. T. Johnstone, Notes on the Epistles of Horace. In Hermathena Bd. XII, No. XXIX (1903) S. 295—308.

Der Verfasser gibt Bemerkungen zu der Ausgabe von Wilkins; wir notieren davon einiges.

Epist I 2, 31. Das Scholion *quia adhibemus sonitum citharae ac lyrae, ut facilius sopiamur,* beweise nichts für die Lesart *somnum.* — Epist. I 7, 29. Das von Keller gegen Bentleys *nitedula* vorgebrachte Argument, daß ein Wiesel einer Maus einen solchen Rat nicht geben könne, sei wertlos. — Epist. II 1, 173 ff. Den Sinn dieser Stelle faßt Johnstone ungefähr so: Plautus zeigt sich in seiner Habsucht nicht besser als Dossennus, eine durch Geldgier ausgezeichnete Spezies von Parasiten. Diese Interpretation der schwierigen Stelle sei zur Beachtung empfohlen. — Epist. II 2, 81 ff. Der Gedankengang ist nach des Verfassers Ansicht folgender: So-and-so (i. e. Horace) selected quiet Athens as a place to devote his mind to books etc.: result — awkward shyness and so on; but now, under my present circumstances, I cannot go back to the quiet so essential to the poet: so you must not exspect Odes from me. — Epist. II 2, 114. *Et versentur adhuc intra penetralia Vestae.* The suggested meaning is that of something held in popular respect and veneration; possibly with a hint that this respect is due rather to tradition than to reason.

67) Ernest Ensor, Notes on the Odes of Horace. In Hermathena Bd. XII, No. XXIX (1903) S. 441—446.

Od. III 4, 9 ff. In V. 9 konjiziert Ensor: *me fabulosae in Volturem ut appuli* oder auch *attuli,* as I betook myself to Voltur outside the threshold of my native Apulia. *Fabulosae* sei mit *nutricis Apuliae* zu verbinden. Die Konjektur müssen wir, wie alle übrigen, die zu dieser Stelle vorgebracht sind, ablehnen. — Od. III 24, 4. Der Verfasser beginnt: it is agreed that *Apulicum*

is wrong; indessen ist dies keineswegs eine auch nur annähernd allgemeine Ansicht. Er vermutet nun: *et mare publices*, was er dann deutet: throw open (for building) the Tyrrhenian sea, let it out to the public to build upon; he may be doing it for his own gain, or as a public benefactor. Aber eine solche parzellierende Tätigkeit würde keinen für diesen Krösus charakteristischen Zug bilden. — Od. III 11, 17 ff. Ensor schlägt vor: *Cerberus, quamvis furiale centum muniunt angues caput, eicitque spiritum taetrum, saniesque manat ore trilingui*, was etwas reichlich viel Änderungen sind. — Od. III 14, 21 ff. Für die Verse *dic et argutae properet Neaerae murreum nodo cohibere crinem* gibt Ensor folgende Auffassung: Each of his orders is nullified by a kind of σχῶμα παρὰ προσδοκίαν. So he shouts: 'Bid also clear-voiced Neaera hasten —'; than he sinks back in idleness, and adds, 'to bind her perfumed hair in a knot.'' Wie die in V. 21 ausgesprochene Forderung durch V. 22 ungültig gemacht sein soll, ist nicht abzusehen; die Weisung, Neaera solle sich schnell frisieren, hat ja überhaupt keinen vernünftigen Sinn ohne die stillschweigende Ergänzung: und sie solle herkommen.

68) Mortimer Lamson Earle, On Horace, Carm. I 3, 1—8. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXIV (1903) S. XXI f.

Earle plädiert für die Einsetzung eines *ut* nach *Vergilium*, eine Konjektur, die, wie er selbst anmerkt, bereits von Döderlein vorgetragen ist. Aber ein zwingender Grund, die Überlieferung für korrupt zu erachten, dürfte schwer beizubringen sein.

69) John C. Rolfe, *De tenero ungui*, Hor. Carm. III 6, 24. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXIV (1903) S. LV—LIX.

Rolfe gibt hier einen Nachtrag zu seiner Abhandlung vom Vorjahre (siehe oben n. 55), indem er noch manches einschlägige Material zur Bedeutung von *de* und *unguis* liefert. Das Resultat bleibt unverändert: Horazens Ausdruck solle bedeuten: with all her youthful soul und sei a combination of *ex unguiculis* and *a tenero ungui* (*unguiculis*).

70) Otto Keller, Comment les scolies non-porphyrioniennes sur Horace ont-elles pris le nom d'Acron? In den Mélanges Boissier. Paris 1903, Albert Fontemoing. gr. 8. S. 311—314.

Keller stellt über die in einigen Handschriften sich findende Bezeichnung als Akronische Scholien folgende Ansicht auf: Le rédacteur de ce groupe a peut-être vécu en Italie au douzième siècle, et sachant que le meilleur commentateur d'Horace s'appellait Acron, il a, certainement pas de bonne foi, mais pour faire mieux respecter son oeuvre, placé à la tête de son livre le nom d'Acron,

commentateur autrefois fort estimé et plein de mérite. C'est ainsi que le *ψευδεπίγραφον* a pris naissance.

Demgegenüber muß aber darauf hingewiesen werden, daß Graffunder im Rhein. Museum LX (1905) es wahrscheinlich zu machen gesucht hat, daß „der Kern unseres Akronischen Kommentars dennoch auf den Helenius Acron zurückgeht" (vgl. JB. XXXII S. 54). Einen anderen Standpunkt nehmen in dieser Frage folgende Schriften ein: 1) Wessner, in Bursians Jahresbericht Bd. CXXXIX S. 170 ff.; 2) A. Langenhorst, De scholiis Horatianis, quae Acronis nomine feruntur, quaestiones selectae. Dissert. Bonn 1908 (dem Ref. zur Zeit nicht zugänglich); 3) Wessner, in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1909 S. 1107 ff.

71) Léon Vernier, Sur un passage de l'épître aux Pisons. In den Mélanges Boissier. Paris 1903, Albert Fontemoing. gr. 8. S. 451—454.

Es handelt sich um die Verse 251 ff. Wir setzen die Hauptstelle der Erörterung unverkürzt her: Horace après avoir parlé de la réforme d'Archiloque (v. 252—254) s'occupe ici de la versification latine. La clef de la phrase, d'un tour compliqué, est l'expression *non ut, sans que.* Quand on dit en français: *Il n'y a pas longtemps qu'il parle sans bégayer,* cela ne signifie pas: *Il parle depuis peu;* mais bien *Depuis peu il ne bégaye plus en parlant.* L'idée maîtresse de la phrase, comme il arrive assez souvent dans Horace, n'est pas exprimée par le verbe principal (cf. v. 266.) Le sens serait donc: „Depuis quelque temps, l'iambe, pour frapper l'oreille d'une cadence plus lente et plus grave, a bien voulu par condescendance continuer à admettre au partage de ses droits de famille le spondée, compagnon sérieux et posé, mais sans pousser la camaraderie jusqu'à lui céder la deuxième ou la quatrième place".

Dies ist, wie der Verfasser selbst sagt, une opinion déjà émise, mais peu défendue. Letzteres wohl mit Recht, da durch die obige Auffassung eine seltsame Lückenhaftigkeit in der Darstellung der Geschichte des iambischen Verses und eine so gekünstelte Konstruktion erzielt werden, daß dergleichen dem Horaz nicht wohl zugetraut werden kann.

72) Bronislavos Kruczkiewicz, Obvia (Hor. Epist. II 1, 69—71). In der Eos IX (1903) S. 153—156.

Kruczkiewicz nimmt bei den Versen *non equidem insector delendave carmina Livi esse reor, memini quae plagosum mihi parvo Orbilium dictare* daran Anstoß, daß Orbilius die Gedichte des Livius Andronicus dem Unterrichte sollte zu Grunde gelegt haben, und versucht, dem Texte einen ganz anderen Sinn abzugewinnen. Die Bedeutung von *dictare* schließe hier nicht den Zweck des Niederschreibens ein (vgl. Epist. I 6, 50); praeterea pronomen *quae*

non ad sola *carmina Livi*, sed ad totam sententiam *delenda esse carmina Livi* referendum esse censeo. Also im Sinne von *quod*. Itaque iam nihil impedire videtur, quominus Orbilium tantum abfuisse, ut lectitandis dictandisque Livi carminibus discipulos suos vexaret, ut potius eadem, utpote vitiosa, delenda esse iterum iterumque censeret, concedere possimus.

Diese Auffassung erscheint in sprachlicher Hinsicht unmöglich, und auch der erzielte Gedanke nimmt sich sehr wunderlich aus: der Lehrer sagt seinen kleinen Schülern immer wieder, ein gewisses altertümliches Schriftwerk verdiene vernichtet zu werden (?).

73) Pietro Rasi, Di un esempio errato di sillessi in latino (Orazio, Od. I 37, 21). Im Bollettino di filologia classica X (1904) S. 228—230.

Rasi legt ganz richtig dar, daß in den Worten *daret ut catenis fatale monstrum. quae generosius perire quaerens* etc. eine Constructio κατὰ σύνεσιν nicht vorliege; *quae*, das hier keinen wirklichen Relativsatz beginne, sondern nur eine relativische Anknüpfung darstelle, beziehe sich auf den im Vorhergehenden enthaltenen Begriff *Cleopatra*; ein *quod* für *quae* sei hier ganz unmöglich. Ebenso übrigens Kießling-Heinze.

74) Domenico Carutti, Una strofa storica di Orazio. In den Atti della R. Accademia delle scienze di Torino, XXXIX (1904) S. 539—549.

Die Strophe, um die es sich handelt, ist Od. II 7, 9 ff. *tecum Philippos et celerem fugam sensi relicta non bene parmula* etc. Carutti gibt eine eingehende historische Darstellung von der Auffassung dieser Strophe und setzt ausführlich die Verhältnisse vor, bei und nach der Schlacht bei Philippi auseinander. Er selbst schließt sich der freundlichen Interpretation Dillenburgers an; *relicta non bene parmula* bedeute einfach: *ab armis discessi, arma posui.*

75) Edward Kennard Rand, Imitation of Ovid in Horace. In den Transactions of the American Philological Association, XXXV (1904) S. 136—147.

Dem Verfasser ist die Ähnlichkeit zwischen Hor. Od. IV 1, 16 *late signa feret militiae tuae* und Ov. Am. II 12, 28 *iussit militiae signa movere suae* (vgl. auch Ov. Am. I 11, 12 *in me militiae signa tuere tuae*) aufgefallen. Nach seinen chronologischen Erwägungen, die freilich wohl nicht jeden Zweifel ausschließen (vgl. als neueste Behandlung dieses Gegenstandes den Aufsatz von Remigio Sabbadini, Per la cronologia delle poesie amorose d'Ovidio, in der Rivista di filologia e d'istruzione classica XXXVII, 1909, S. 166—169), ist der Ovidvers älter als der Horazische, und daher hält

Rand letzteren für eine Nachahmung; Horace takes off his cap to the rising generation, to Ovid (ebenso faßt Kießling-Heinze zu Epod. 16 das Verhältnis des Vergil zu Horaz auf: „Das ist das Kompliment des Meisters für den aufstrebenden Anfänger"), who heads the coming school; why not pay a decent courtesy to a youngster who writes clever poetry and shows his sense by copying some of the good things in one's own verse? — Auch die Übereinstimmung zwischen Hor. Epist. I 8, 3 *si quaeret quid agam, dic multa et pulchra minantem vivere nec recte nec suaviter* und Ov. Am. I 11, 13 *si quaeret quid agam, spe noctis vivere dices,* führt Rand auf Benutzung des Ovidverses durch Horaz zurück. Zu dieser Horazstelle bemerkt L. Müller: „halb annektiert, wie solches bei ihm nicht selten, wenn auch nicht aus eigenem Unvermögen, von Ovid". Dagegen Rand: I believe it is Horace who adapts. The simpler message of Ovid's impassioned lover is expanded into a witty parody, quite in Horace's manner; the Muse plays the part of a go-between, a Nape.

So hübsch auch Rand seine Ansicht zum Teil vorträgt: überzeugend wirkt sie nicht. Sie widerstreitet eben allem, was bisher mit Sicherheit über das Verhältnis der beiden Dichter bekannt ist, und erweckt dadurch ein berechtigtes Mißtrauen. Wie in Ovids Corinna-Gedichten Reminiscenzen an die drei ersten Odenbücher und die Satiren vorkommen (Rand stellt sie S. 141 zusammen: Am. II 8, 9 ff. = Od. II 4; Am. II 13, 19 = Od. III 22, 2; Am. I 12, 13 = Sat. I 8, 1), so wird man auch die Übereinstimmungen, die sich in ihnen mit Hor. Od. IV und Epist. I finden (soweit überhaupt Entlehnung vorliegt, was bei *signa militiae* wohl nicht sicher ist), nicht in entgegengesetzter Weise zu beurteilen haben.

76) Paulus Fossataro, Horatiana. In Carmen III 7, 10 sq. Im Bollettino di filologia classica XI (1904) S. 87—89.

Fossataro ist der Ansicht, daß Horaz mit den Worten *tuis ignibus uri* sich absichtlich eines mehrdeutigen Ausdrucks bedient habe: Illud *tuis ignibus uri* in duo sententiarum genera accipiendum videtur, quorum unum duplex sit: ut simul id significet: 'eodem igne accensa est, qui te incendit (id est, quem tu amas eundem amat)', atque 'accensa est quo tu igne ex iure tuo ardes (id est, tua exstitit aemula)'; simul illud: 'amore in te Gygis discruciatur'. Itaque unum est quasi quoddam amoris incendium quo plures flammas inter se accendant alantque, ardores cruciatusque hac illac invicem gignentes. Das alles soll Horaz in diese wenigen Worte hineingeheimnißt haben? Ich meinerseits habe — was dem Verfasser nicht bekannt geworden zu sein scheint — im Programm des Domgymnasiums zu Halberstadt vom Jahre 1897 die Stelle als verderbt zu erweisen versucht und für *tuis* vermutet: *intumis.* Zum Gedanken verwies ich dabei auf Od. I 13, 8

quam lentis penitus macerer ignibus und zu dem *u* von *intumus* auf Keller, Epileg. Od. I 9, 21 (auch über *optumus*: Epileg. Od. IV 5, 1, Sat. I 3, 130).

77) Karl P. Harrington, Horace as a Nature Poet. In den Proceedings of the American Philological Association, XXXV (1904) S. V—VII.

Horaz hat sich aus den Tagen der Kindheit ein lebhaftes Gefühl für die Natur bewahrt. Nur einige wenige Naturerscheinungen haben einen minder starken Eindruck auf ihn gemacht, als man erwarten möchte.

78) J. Elmore, Note on Horace, Sat. I 6, 126. In den Proceedings of the Philological Association of the Pacific Coast; Anhang in den Proceedings of the American Philological Association, XXXV (1904) S. XCII f.

In den Worten *lusumque trigonem* ist nach Elmore *lusum* Particip und drückt den abstrakten Begriff der Handlung aus: the ball-playing. Man brauche nicht anzunehmen, daß Horaz selbst mitgespielt habe; vielleicht sei er nur Zuschauer gewesen.

In gleichem Sinne hat Elmore ein Jahr darauf über diese Stelle in The Classical Review gehandelt; vgl. JB. XXXIII S. 67.

79) J. E. Church, Old Problems in Horace and Vergil. In den Proceedings of the Philological Association of the Pacific Coast; Anhang in den Proceedings of the American Philological Association, XXXV (1904) S. XCVI.

Über diese Arbeit, die sich, was Horaz anlangt, auf Od. I 3, 1—8 bezieht, liegt in den Proceedings nur eine kurze Notiz vor, aus der hervorgeht, daß Church sich gegen den oben n. 68 erwähnten Artikel von Earle wendet: a reply, based on Bücheler, Carm. Lat. Epigr. 196, 197, 198, 215; Tibullus I 4, 1—3 etc.

80) R. Sciava, La terza satira di Orazio e gli schiavi. In Atene e Roma VII (1904) n. 63 S. 69—82.

Das interessanteste Stück dieser lesenswerten Abhandlung ist die Besprechung der Verse 80—86. Die Versuche, den Sinn derselben nach der humanen Seite abzuschwächen oder die Stelle als Hyperbel oder Ironie zu deuten oder die hier ausgesprochene Gesinnung als die gemeinsame jenes Zeitalters darzustellen, weist Sciava zurück. Es laste auf Horaz der schwere Vorwurf, das Menschtum der Sklaven verkannt zu haben. Sciava stellt aus Horazens Gedichten noch manche für seine Denkweise in diesem Punkte charakteristische Stellen zusammen.

81) Röskens, Zur Erklärung von Hor. carm. I 1. In der Zeitschrift Gymnasium XXIII (1905) S. 155 f.

Zu Od. I 1, 14 verlangt Röskens *impavidus*. Diese Peerlkampsche Konjektur ist längst als durchaus überflüssig und metrisch anstößig (vgl. L. Müller) abgelehnt worden. — Die Disposition der Ode faßt Röskens so auf: 1) Manche Menschen dienen dem Ruhme und der Ehre, 2) manche dem Erwerbe, 3) manche folgen ihrer Neigung und Liebhaberei. Präziser und schärfer scheint mir die von Thiselton (s. oben n. 27) gegebene Formulierung der Disposition.

82) G. Pierleoni, L'arte poetica di Orazio e il de oratore di Cicerone. In Atene e Roma VIII n. 80 (1905) S. 251—260.

Bei einer Vergleichung der beiden Schriften kommt Pierleoni zu dem Resultate, daß, wie Crassus zuerst über die Beredsamkeit und dann über den Redner handelt, so auch Orazio nell' epistola indirizzata ai Pisoni espone le sue idee 1) sui canoni fondamentali della poesia e sulla tecnica del drama, 2) sui requisiti necessari al buon poeta, con intenzione didascalico-parenetica. Interessant ist die Übereinstimmung mit der ziemlich gleichzeitig von E. Norden aufgestellten Disposition; vgl. Jb. XXXII S. 65.

83) Nicola di Lorenzo, *Quamvis* con l'indicativo in Orazio. Im Bollettino di filologia classica XII (1905) S. 13—18.

Der Verfasser stellt die Stellen für *quamvis* mit dem Konjunktiv und ebenso die für *quamvis* mit dem Indikativ zusammen, prüft bei einer jeden den Gedanken und gelangt zu dem Resultate, daß Horaz mit dem Konjunktiv etwas als nur möglich und hypothetisch habe bezeichnen wollen, mit dem Indikativ dagegen als real. Daß dies richtig ist, dürfte keinem Zweifel unterliegen; es muß von vornherein als selbstverständlich angesehen werden, daß der Römer die beiden Modi nicht so ganz promiscue gebrauchte, sondern mit dem Konjunktiv eine andere Empfindung ausdrückte als mit dem Indikativ. Aber nicht jede der Horazstellen von *quamvis* mit dem Indikativ ist von der Art, daß man sagen könnte: hier war der Konjunktiv ausgeschlossen.

84) Augusto Mancini, Sul commento Oraziano del codice della biblioteca pubblica di Lucca N. 1433 (Trattato di origine Alcuiniana). In den Atti del congresso internazionale di scienze storiche (Roma, 1—9. Aprile 1903). Volume II, Roma 1905, S. 243—248.

In seinem Index codicum latinorum publicae bybliothecae Lucensis (in den Studi Italiani di filologica classica, volume ottavo, S. 211 f., Firenze 1900) hatte Mancini eine Handschrift mit folgendem Inhalt verzeichnet: 1) Commentarius in Horatii artem poeticam, in epistulas, in sermones; 2) Expositio Remigii super

Catonem. Dieser Kommentar, welchen Mancini später herauszugeben beabsichtigt, hat Ähnlichkeit mit dem in einer Wiener Handschrift, welchen Zechmeister im Jahre 1877 veröffentlichte. Diese Ähnlichkeit beruht nicht auf Abhängigkeit des einen vom andern, sondern auf Benutzung einer gemeinsamen Quelle. Mancini vermutet, der Luccaer Kommentar sei un trattato dipendente da quello di Alcuino dovuto verisimilmente a Remy d'Auxerre.

85) N. Vianello, Orazio, epod. 16, v. 59. 60. In Bollettino di filologia classica XII (1906) S. 208—210.

Der Umstand, daß Darstellungen von Schiffen in Stein und Bronze mitunter am Vorderteil eine Tiergestalt, u. a. einen Stier, aufweisen, hat den Verfasser auf den verwunderlichen Gedanken gebracht, ob Horaz bei den Worten *non huc Sidonii torserunt cornua nautae* vielleicht ein solches Stierbild gemeint habe.

86) R. Sciava, *Nemo dexterius fortuna est usus* (Hor. Sat. I 9, 45). In Atene e Roma IX n. 90—91 (1906) S. 215—217.

Le parole *Nemo dexterius* ecc. insieme con le precedenti *Paucorum hominum ecc.* sono dette di Mecenate da Orazio, e sottintendono, come permettono appunto le precedenti, *in eligendis amicis*; vale a dire nessuno meglio di Mecenate ha saputo evitare il pericolo delle grandi fortune, quello di essere avvolti e contaminati da un nuvolo di falsi amici. Daß dies mit *fortuna uti* nicht gemeint sein kann, bedarf wohl keiner Ausführung. So passend eine Ergänzung wie *in eligendis amicis* zu *mentis bene sanae* ist, so unzulässig ist sie beim folgenden Satze.

87) Bronislavos Kruczkiewicz, Obvia III. In der Eos XII (1906) S. 108—110.

Der Verfasser handelt über Od. I 6, 1 f. *Vario* sei Dativ, *alite* Ablativus modi oder adverbialer Ablativ, und zwar in der Bedeutung: *omine*. An dem Fehlen eines Adjektivs bei einem derartigen *alite* nimmt er keinen Anstoß; durch den Zusatz des Genetivus obiectivus *Maeonii carminis* entstehe der Sinn: *auspiciis sive omine eodem, quo Homerica carmina scripta sunt.*

Ähnliches ist ja in Anlehnung an die Scholien zu wiederholten Malen vorgebracht worden; so sagt von Neueren Sargeaunt: we must either read *aliti* or separate *alite* from *Vario*, taking it harshly as 'with an omen', as it were under Homeric auspices.

Aber die grammatische Schwierigkeit dürfte dabei weit größer sein, als wenn man *Vario Maeonii carminis alite* zusammenfaßt. Und Kruczkiewicz's sachliches Bedenken, potueritne eo tempore, quo hoc carmen scriptum esse consentaneum est, Varius apte atque commode dici ab Horatio poeta κατ' ἐξοχήν epicus, wird nicht ins Gewicht fallen.

88) T. Nicklin, On Horace Satires I 3, 7. In The Classical Review XXI (1907) S. 14 f.

Nicklin macht darauf aufmerksam, daß die Worte *io Bacchae* ein geeignetes Mittel zur Übung der Stimme bilden, so wie die heutigen Gesanglehrer eine gewisse Folge von Vokalen singen lassen.

89) H. H. Johnson, On Herodas and Horace. In The Classical Review XXI (1907) S. 233.

Aus Horaz werden zwei Stellen behandelt. Od. II 8, 13. Für *ridet hoc, inquam, Venus ipsa* verlangt Johnson: *ridet hoc nequam Venus ipsa.* Dagegen ist zu sagen, daß *inquam* keinen ernstlichen Anstoß erregt, und daß Horaz in einer Ode wohl kaum von einer Göttin das Adjektiv *nequam* gebrauchen durfte.

Epist. II 2, 123. In dem Satze *virtute carentia tollet* bevorzugt Johnson das gut bezeugte *calentia* und übersetzt: will adopt what is instinct with worth. Eine solche Lesung und Auffassung ist schon früher versucht; vgl. die Anmerkung bei Schütz, und über *tollere* Kießling-Heinze. Als einen natürlichen, glatten Ausdruck kann man, meine ich, *virtute calentia tollet* nicht bezeichnen.

90) J. Elmore, Horace Carm. I 34, 14. In Classical Philology II (1907) S. 341.

Elmore will in den Versen *hinc apicem rapax fortuna cum stridore acuto sustulit, hic posuisse gaudet* das *cum* als Konjunktion fassen; zu Gunsten dieser Annahme führt er namentlich an, man brauche dann *sustulit* nicht als gnomisches Perfekt anzusehen.

Es mag sein, daß letztere Erklärung nicht bequem ist; indes zwingt das noch nicht dazu, den Satz für einen Nebensatz zu halten. Kann doch auch das Perfekt hier deshalb stehen, weil die Handlung dieses Hauptsatzes der Handlung des folgenden Hauptsatzes vorhergeht; die Herausgeber verweisen auf Verg. Aen. V 145. Bedenklich ist bei Elmores Interpretation die Zweideutigkeit der Stelle; er beruft sich auf zwei Stellen, wo *cum* vor einem Ablativ Konjunktion ist, Epod. 12, 8 *cum pene soluto* und Sat. II 7, 53 *cum proiectis insignibus*; aber an diesen beiden Stellen ist jedes Mißverständnis ausgeschlossen. Auch wäre eine Anaphora (*hinc . . . hic*) bei Nebensatz und Hauptsatz eigenartig; über diesen Punkt äußert sich Elmore nicht.

91) George Dwight Kellogg, *Simius iste* = Fannius? In Classical Philology II (1907) S. 466 f.).

Der Ausdruck *simius iste*, Sat. I 10, 18, gehe auf sklavische Abhängigkeit und bezeichne den in V. 80 erwähnten Fannius, von dem Ähnliches ausgesagt werde: *ineptus Fannius Hermogenis con-*

viva Tigelli; dafür spreche auch die gleiche Messung von *Fannius* und *simius*. Das ließe sich ja hören; aber bedenklich macht doch das entgegenstehende Zeugnis der Scholien, wonach vielmehr Demetrius mit dem *simius* gemeint sei.

Ferner weist Kellogg darauf hin, daß die von Horaz in einem Verse mit *Hermogenes* und *simius* bezeichneten Personen an den Hermogenes in Platons Kratylos und an den Simmias (Kellogg: Simias) in Platons Phädon erinnern, welche beide bei Platon im Phädon 59 bc und bei Xen. Mem. I 2, 48 dicht zusammen begegnen. Es liege bei Horaz vielleicht eine Anspielung auf irgend einen Scherz vor. Ins Klare wird darüber nicht leicht zu kommen sein.

92) H. Ludwig, Über den Gebrauch der Präposition *a* (*ab*) bei Horaz. Im Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs XIV (1907) S. 229—232.

Ludwig bietet uns für diese Präposition eine Statistik 1) über ihre Formen, 2) über ihre Stellung, 3) über ihren metrischen Gebrauch, 4) über ihre syntaktische Verwendung. Zu wesentlicher Erhöhung des Wertes dieser Zusammenstellungen würde es beigetragen haben, wenn der Verfasser hervorgehoben hätte, worin etwa Horaz von dem allgemeinen Sprachgebrauche abweicht.

Bei No. 3 heißt es: „durch Position lang erscheint *ab* in folgenden Stellen: *ab Iove* Od. I 28, 29, Epist. I 12, 3; *ab labore* Epod. 17, 24, *ab Lamo* Od. III 17, 1". Man vermißt folgende zwei Stellen: *ab dis* Od. III 16, 22 und *ab se* Od. III 5, 43.

93) Moses Stephen Slaughter, Horace, an appreciation. In The Classical Journal III n. 2 (Dez. 1907) S. 45—57.

Eine zutreffende Charakteristik des Dichters und seiner Poesie. Neue Gesichtspunkte wolle man hier nicht suchen; der Wert dieses Aufsatzes liegt in seiner gefälligen, wohl abgerundeten Form, ganz entsprechend dem Anlasse: Presidents address, read at the meeting etc.

94) E. R. Garnsey, Epilegomena on Horace, in the form of a critical letter. London 1907, Swan Sonnenschein & Co. 176 S. 8.

Dieses Buch ist bald nach der oben unter n. 11 angezeigten Schrift desselben Verfassers, The Odes of Horace, a translation and an exposition, erschienen. Hier die Inhaltsangabe: Introductory, S. 1—3; On the interpretation of the Odes, S. 4—16; The Epodes, S. 16—34; The Satires, S. 34—46; The Satyricon of Petronius, S. 46—75; Recent exposition of Horace, S. 76—83; The Epistles, S. 84—127; The Catalecta, S. 127—143; Ovid, Lycaon's banquet, Met. I 141 and ff., S. 144—153; Note on Ode IV 5 and Curtius, De gestis Alexandri Magni X 28, S. 153—154; Concluding Remarks, S. 155—160; Appendix, The Character and Conduct of Augustus and its Relation to the Date of the Three Books, S. 161—170; Index. Der Standpunkt des Verfassers ist derselbe wie

in der ersteren Publikation, auf deren Besprechung wir daher verweisen. Hier nur einiges aus den vorliegenden Nachträgen.

S. 12 f. Mit Asterie, Od. III 7, ist möglicherweise Julia gemeint. — S. 19 f. Alfius (Epod. 2) ist Licinius Murena. — S. 20. Die Verse Epod. 3, 1 f. deuten auf Murenas Handlungsweise hin. — S. 25 f. Varus, Epod. 5, ist Murena; denn Murena war buckelig, which is the primary signification of Varus, though this word was specially applied to a distortion of the legs. — Und so fort, durch das ganze Buch. Wir geben noch einen Passus aus einer späteren Partie, S. 93: The next epistle (nämlich I 5) I again believe to be an address of bitter mockery to the dead Murena — the „Torquatus" whose *torques*, in the shape of a *laqueus* or bowstring, had deprived him of life.

95) G. L. Hendrickson, Horace's propempticon to Virgil. In The Classical Journal III n. 3 (Jan. 1908) S. 100—104.

Bei der Ode I 3 sind schon manche der Ansicht gewesen, es fehle ein rechter Zusammenhang zwischen V. 1—8 und V. 9—40, ja der Inhalt des zweiten Abschnittes sei der Situation wenig angemessen; vgl. als neuesten Vertreter dieser Meinung Prodinger, Wiener Studien XXIX S. 165 ff. (JB. XXXIV S. 137 f.). Dem ersten Bedenken gegenüber zeigt Hendrickson durch Hinweis auf die theoretische Vorschrift (Spengel, Rhet. Graec. III S. 396. 2 und 397. 13) und auf die Praxis (Ovid, Am. II 11, und Statius, Propempticon Maecio Celeri), daß Horazens Ode die beiden üblichen Elemente eines Propemptikons enthält und die Verse 9—40 den sogenannten σχετλιασμός bilden. Was den zweiten Tadel anlangt, so äußert er folgende interessante Ansicht: It is only his solemn injunction for the save delivery of her (d. h. des Schiffes) precious freight which is to be thought of as reaching the ears of those on board. Only then, as the ship fades from sight and is lost in the distance, does he give way to his grief at separation, and utter in reflective soliloquy the thoughts on man's audacity and impiety. Bei Horaz werde allerdings dieser Situationswechsel nicht markiert, wohl aber bei Statius. — Anschließen möchte ich mich dieser Ansicht allerdings nicht. Erstens spricht das Fehlen jeder Andeutung eines Szenenwechsels dagegen. Zweitens würde diese Auffassung nicht zur Rechtfertigung des Horaz dienen, falls er einer solchen überhaupt bedürfte. Denn enthielten die Verse 9—40 etwas, was Horaz taktvoller Weise von dem Ohre Vergils fernhalten mußte, so durfte er es auch nicht nach Abfahrt des Schiffes aussprechen; zu lesen bekam es Vergil ja doch früher oder später.

Nicht unzweckmäßig erscheint es mir, in diesem Zusammenhange nochmals auf die sehr probable Ausführung von Rößner (Programm des Gymnasiums zu Salzwedel 1907 S. 7 f.; vgl. JB. XXXIV

S. 121) hinzuweisen: Horaz spinne in dieser Ode eine seinem Freunde Vergil geläufige Gedankenreihe aus und huldige diesem dadurch in zarter Weise.

96) Robinson Ellis, Horace A. P. 65. In The Journal of Philology XXXI no. 61 (1908) S. 46 f.

Ellis vermutet, daß Horaz sich der Form *plaus* bedient habe, die sich in einigen sehr alten Handschriften (Fronto S. 228, Catull CXV 5) für *palus* finde. Aber die Spuren einer solchen Vulgärform erscheinen doch recht unsicher; Catull hat, wie das Metrum zeigt, diese Form jedenfalls nicht verwendet. Auch würde die Vulgärform in die Sprache der Episteln schlecht hineinpassen; man müßte denn annehmen, Horaz habe seinen kurz vorher ausgesprochenen Grundsatz *licuit semperque licebit signatum praesente nota producere nomen* hier sofort durch eine Probe illustrieren wollen.

97) Mary Emily Case, Horace C. III 18 and 23. In The Classical Journal IV n. 2 (Dez. 1908) S. 65—68.

Die Verfasserin handelt anläßlich dieser beiden Gedichte über Horazens Stellung zu Philosophie und Religion. I am convinced that Horace in these two poems expresses not an affectation of sympathy but a real sympathy with the rustic faith of his neighbors.

98) George Dwight Kellogg, Hor. Sat. I 10 (Ps.-Hor. Introd. vss. 3—4). In The Classical Journal IV n. 5 (März 1909) S. 220 f.

In den Eingangsversen, welche Kellogg für das Werk eines Grammatikers etwa aus der Zeit Suetons zu halten geneigt ist, möchte er unter Benutzung der vielzitierten Stelle aus Sueton (de gramm. 2) folgende Änderungen vornehmen:

Lucili, quam sis mendosus, teste Catone,
defensore tuo, pervincam, qui male factos
emendare parat versus, hoc Laelius ille,
cum Lenaeus adest, longe subtilior illo,
qui etc.

Sinn: Lucilius, how teeming with faults you are, I will prove by the witness of Cato, your champion, who essays to correct your verses. In this respect the well-known Laelius, backed by Lenaeus, is far more discriminating than that other editor. Viel Zustimmung wird diesen Konjekturen wohl kaum beschieden sein.

99) Ernst Schmolling, Hat Horaz den pergamenischen Altar gekannt? Beilage zum Programm des Marienstiftsgymnasiums in Stettin 1909. 24 S. 4.

Die im Titel gestellte Frage beantwortet der Verfasser nach weit ausholender Erörterung bejahend. Von einer Änderung des

Textes in Od. II 19, 24 will er indessen Abstand nehmen; der Löwe, durch dessen Klauen und schreckliches Gebiß Bacchus bei Horaz den Rhōtus zurückschlage, sei der vom Altar her bekannte Löwe der Rhea, die zu Bacchus in freundlicher Beziehung stehe und ihn gern unterstütze; dieser Löwe packe den Rhōtus, der dem mit einem andern Gegner beschäftigten Gotte gefährlich zu werden drohte.

Entgangen zu sein scheint dem Verfasser leider die auf demselben Gebiete sich bewegende kleine Abhandlung von Gottlieb Stier, Erinnerungen an die Zeit unter Brutus (Festschrift des Herzoglichen Francisceums in Zerbst zur Begrüßung der XXXVII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dessau, 1884, S. 20—25), wo auch die Änderung *horribilem* bereits erwogen ist.

100) Karl Meiser, Der Brief des Horaz an Bullatius (I 11). In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1909 n. 13 S. 414.

Unter Berufung auf Mark Aurel IV 3, VI 2, XII 26, V 27 und Epiktet II 23 sucht Meiser zu beweisen, daß der Gedanke der Epistel I 11 stoisch, nicht epikureisch, ist. Daß das Gleichnis von der Herberge uns in einer stoischen Quelle erhalten ist, ist richtig; übrigens findet sich das Zitat aus Epiktet in vielen Ausgaben. Aber die Gesamtanschauung der Epistel kann auch sehr wohl als epikureisch in Anspruch genommen werden; vgl. Merrill, University of California Publications, Classical Philology Vol. I S. 125 f.

101) Otto Kampfhenkel, Horazstudien. Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Friedeberg Nm. 1909. 25 S. 8.

Od. I 14, 3 ff. Diese Stelle will Kampfhenkel so lesen und interpungieren: *Nonne vides, ut nudum remigio latus et malus celeri saucius Africo? antemnaeque gemunt ac sine funibus vix durare carinae possunt imperiosius aequor! non tibi sunt integra lintea, non di, quos iterum pressa voces malo!* Für den Satzbau verweist er auf Sat. II 5, 5 ff. *vides, ut . . . redeam . . . neque . . . est.* Die Einwendungen des Verfassers gegen die übliche Interpunktion dürften allerdings nicht schwer ins Gewicht fallen; aber auch gegen seine eigene obige Auffassung der Stelle wird sich nichts Durchschlagendes vorbringen lassen.

Epist. II 3, 251 ff. Kampfhenkel faßt *non ita pridem* als Satz: „nicht so war es ehedem“. Es wird ihm entgangen sein, daß auf diese, wie Schütz sich mit Recht ausdrückt, sehr wunderliche Aushülfe schon Döring verfallen ist. Im Verlauf dieser schwierigen Stelle interpretiert Kampfhenkel V. 258 f. so: „Hier (an diesen Stellen) erscheint er (der Spondeus!) auch in des Accius gerühmten Versen, freilich nur selten“.

Sat. II 6, 16 ff. Der Verfasser empfiehlt den schon alten Vorschlag, V. 17 hinter V. 19 zu stellen. Ich begrüße es freudig, daß

diese m. E. schlechterdings notwendige Umstellung wieder einmal einen Fürsprecher gefunden hat. Übrigens rührt der Gedanke nicht, wie Kampfhenkel meint, von Kirchner, sondern von Haberfeldt her. Auch ist er nicht etwa „wenig beachtet worden"; erörtert ist er mehrmals und z. T. ausführlich, aber allerdings von manchen nicht nach Verdienst gewürdigt. Acceptiert haben ihn Kirchner, Döderlein, L. Müller, ich, Weidner; Schütz bezeichnet ihn als „sehr glücklich".

Zu Od. III 30, 14 ff. trägt Kampfhenkel einen Einfall vor, den ich mich begnüge zu registrieren: „Würde man den ersten Imperativ *sume* nicht an Melpomene gerichtet denken, sondern allgemein an jeden Menschen, der sich Ruhm und Glanz durch staatliche Verdienste zu erlangen trachtet, so würde der Gedanke ganz klar sein: Nimm dir, behalte für dich den Glanz, den du durch staatliche Verdienste gesucht hast, und (erst jetzt würde sich der Dichter an Melpomene wenden) mir bekränze mein Haupt mit dem Lorbeer, Göttin der Dichtkunst!" Vgl. auch unten No. 103.

Auch Folgendes wird wohl kaum Beifall finden. Die Oden IV 1 und II 9 seien allegorisch. In Od. IV 1 bedeute die Rückkehr zur Liebe für den Dichter die Rückkehr zur lyrischen Muse. In Od. II 9 bezeichne *Mysten ademptum* nicht eine bestimmte Veranlassung, sondern den ständigen, typischen Inhalt der Dichtungsart des Valgius, und der Inhalt der Ode sei: Behandle nicht stets elegische Stoffe; wende dich lieber dem Epos zu!

Vielleicht habe der Apollotempel auf dem Palatin eine Darstellung des Gigantenkampfes enthalten, auf die sich Od. III 4, 42 ff. bezogen hätte. — Bei Od. IV 8, 15 f. sei an ein Gemälde der Schlacht bei Zama zu denken. — Möglicherweise ziele Horaz auch mit Od. IV 14, 17 ff. auf ein Gemälde hin.

Ein letzter Abschnitt enthält Dispositionen zu Oden der beiden ersten Bücher, mit der dem Referenten unsympathischen Tendenz, Zahlensymmetrie nachzuweisen. Für Od. I 12 fällt dabei noch die Vermutung ab, daß die Marcellusstrophe in einer zweiten Ausgabe der Gedichte an die Stelle einer dafür gestrichenen Strophe von den Heroen getreten sei.

102) Gottlieb Leuchtenberger, Die Oden des Horaz für den Schulgebrauch disponiert. Vierte, durchgesehene Auflage. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 50 S. 8. 1 *M*.

Die dritte Auflage dieser Dispositionen vom Jahre 1898 ist im JB. XXIV S. 86 ff. angezeigt. Da dort über die Anlage und Einrichtung dieses Büchleins ausführlich gesprochen ist, die neue Auflage aber nur wenige Änderungen aufweist, so kann hier auf das an jener Stelle Gesagte verwiesen werden. Einige damals von mir monierte Einzelheiten sind jetzt gebessert; seltsamerweise hat sich *Iule* IV 2, statt *Iulle*, erhalten.

Der Umfang des Schriftchens ist der gleiche geblieben; die äußerlich geringere Seitenzahl beruht nur auf der jetzt gesonderten Numerierung der Vorreden.

So mögen diese Dispositionen denn weiter dazu dienen, Interesse und Verständnis für den Dichter bei den Schülern zu fördern.

103) Pietro Rasi, Analecta Horatiana per saturam. Pars prior in den Rendiconti del R. Ist. Lomb. di Scienze e Lettere, Serie II, Vol. XLII, Fasc. VIII S. 288—309. Pars posterior ebendort Fasc. XI S. 427—453. Als besonderes Heft erschienen: Milano 1909, Tipo-Lit. Rebeschini di Turati E. C.

Der schon seit mehreren Jahrzehnten auf dem Gebiete der Horazkritik und Horazerklärung eifrig tätige Verfasser gibt in diesen Analekten eine Zusammenstellung seiner Ansichten über 62 Stellen, wobei sowohl Älteres aus seiner Ausgabe und verstreuten Abhandlungen, meist in modifizierter Form, als auch mancherlei Neues vorgelegt wird. Mit Genugtuung mag den Verf. ein Überblick über die große Arbeitsleistung erfüllen, die er diesem Schriftsteller zugewendet hat. Und diese Arbeit hat für einzelne Stellen Gutes zutage gefördert, das sich hoffentlich in dem weiteren Kampfe ums Dasein sieghaft behaupten wird. Was an solchen Beiträgen vorliegt, genügt vollkommen, um dem Verfasser dauernd eine geachtete Stellung in der Horazliteratur zu sichern, wenn auch seine Nova zu vielen andern Stellen abgelehnt werden müssen. Am Horaz ist schon so unendlich viel gearbeitet worden, daß ein Mann eine großartige Förderung nicht mehr bringen kann. Hier und da gelingt einem noch ein Fund, wie Samuelsson zu Sat. II 5, 91, Meiser zu Sat. I 4, 35 — das ist dann ein großes Ereignis.

Wir berichten über Rasis Analekten mit Auswahl. — Od. I 3, 26. Rasi meint, vielleicht sei *nefas* als Ausruf abzusondern. Dies hat bereits Ussani vorgeschlagen (vgl. JB. XXVII S. 77); aber es sind keine Beispiele für solche Verwendung des *nefas* am Ende des Satzes beigebracht. An der vorliegenden Horazstelle erscheint diese Auffassung gekünstelt und entbehrlich. — Od. I 11, 6 f. *Spatio brevi* sei Ablativus separativus, so daß sich der Sinn ergebe: a tua vita, quae brevis est, aufer (deme, tolle cett.) spem longam. Oder auch Ablativus qualitatis: cum sis aevo brevi. — Od. I 15, 19 f. *Heu* ziehe Ussani mit Recht zu *serus* (auch L. Müller, Rosenberg, Tentori u. a. tuen es); denn per il dio Paride morrà tardi, perchè avra prima il tempo di uccidere il suo glorioso nepote (Ussani). Diese Auffassung möchten wir nicht ohne weiteres von der Hand weisen; denn wenn auch dabei die Beziehung des Zuspät in ein gewisses Dunkel gehüllt bleibt, so kann das auf Rechnung der Sehersprache kommen. Und auch die andern Interpretationen der Stelle befriedigen nicht völlig.

Denn bezieht man mit den meisten *heu* auf den ganzen Satz, so macht das *serus* Schwierigkeit: es wird 1) konzessiv gedeutet (?) oder 2) in englischen Ausgaben als at last, wobei sprachliche Bedenken durch den Hinweis auf Tib. I 9, 4 beschwichtigt werden sollen. — Od. I 37, 2. In *nunc ornare tempus erat* gehöre *nunc* zu *ornare*; Rasi verweist auf eine ähnliche Stelle bei Ovid. Trist. IV 8, 24. — Od. I 37, 14. Er empfiehlt G. Hermanns Konjektur *lymphatam a Mareotico* und führt dafür noch Sall. Jug. 31, 2 an. Siehe aber unten zu Od. IV 14, 17. — Od. II 17, 5. Beachtenswerter als der notwendig mißlingende Versuch, ob sich nicht *a* als Präposition auffassen lasse, ist das Zitat aus Pers. V 22 f. *quantaque nostrae pars tua sit, Cornute, animae.* — Od. III 3, 49. Rasi bemerkt: *irrepertum* dicitur aurum quod cum terra celetur reperiri non possit, nisi data opera quaeratur. Die Notwendigkeit des letzteren Zusatzes zeigt, daß diese Interpretation verfehlt ist; auch *invictus* bezeichnet nicht denjenigen, den man nur besiegen kann, wenn man sich Mühe gibt. — Od. III 4, 43 und 47. Es ist ein dankenswertes Verdienst Rasis, im Boll. di fil. class. IV (1898) S. 280 ff. aus dem Sprachgebrauche nachgewiesen zu haben, daß in dieser Ode zuerst *turbam*, dann *turmas* zu lesen ist. Hier fügt er noch ein wenig Material hinzu. Die falsche Lesung haben aber von den neueren Ausgaben noch manche, so Petschenig, Weidner-Franz, Kießling-Heinze, Haupt-Vahlen. — Od. III 23, 18. Diese Zeile will Rasi als Parenthese mit zu ergänzendem *est* fassen: (hostiă sumptuosă non est blandior). Alles hängt natürlich von dem metrischen Bedenken ab, über das sich nichts Neues sagen läßt. — Od. III 30, 12. Zu *ex humili* ergänzt Rasi *viro, homine* o. dgl. Aber Stellen wie Juv. III 39 *quales ex humili* und V 134 *quantus ex nihilo* dürften doch für das Neutrum sprechen; vgl. Gow. — Od. III 30, 14. Potior videtur interpretatio, si cohortationem illam *sume* cum universe ad lectorem quendam animo fictum tum proprie ad se ipsum pertinere voluisse Horatium statuimus. Ein solcher durch nichts angedeuteter Wechsel der Anrede muß als unmöglich erachtet werden. — Od. IV 2, 18. *Caelestis* könne Nominativus singularis sein. So schon die Akronischen Scholien. Indes die Häufung der Attribute ist unwahrscheinlich. — Od. IV 14, 17. Um die Cäsur herzustellen, ändert Rasi, wie mit G. Hermann Od. I 37, 14, so auch diesen Vers: *in certo agmine Martio.* Jedoch stützen sich die beiden cäsurlosen Verse gegenseitig. — Epod. 5, 35 f. *Mento* will Rasi, statt mit *suspensa*, lieber mit *exstant* verbinden. Sehr möglich, daß er darin recht hat. — Epod. 5, 87. Er betrachtet *magnum fas nefasque* als Apposition zu *venena.* Aber der Sinn befriedigt nicht. Als die beste Interpretation der Überlieferung erscheint mir noch die von Frigell und Maccari: *venena magnum* (= sind etwas Großes); (aber) *fas nefasque* etc. — Epod. 13, 18. Rasi: *ac dulcibus.* So schon Bentley. — Epod. 16, 17 ff. Die Objekte *agros, lares, fana* seien

von *reliquit* abhängig. Indes durch das Asyndeton *profugit reliquit* wird dieser Vorschlag nicht empfohlen, sondern widerlegt. — Sat. I 1, 43. Die kausale Auffassung des *quod* hatte Rasi in seiner Ausgabe vom Jahre 1906 als möglich bezeichnet. (*Quod* può intendersi anche congiunz. causale = *ideo ita ago quod, si comminuas* (*hoc*) *ecc.*), und im gleichen Jahre ist Heinze zu ihr übergegangen. Jetzt begründet Rasi sie von neuem, und sie verdient allerdings alle Beachtung. — Sat. I 4, 10. In der Fehde über *stans pede in uno* (siehe o. n. 30. 34. 35. 36) nimmt Rasi noch einmal das Wort und trägt zum Beweise noch einige ähnliche Wendungen aus anderen Sprachen nach, auch das deutsche 'stehenden Fußes'. — Sat. I 5, 87. Man könne zu *quod versu dicere non est* auch *perfacile* oder *facile* ergänzen. Schwerlich; der Gedanke wird dann zu schwach, namentlich da doch nur die Ergänzung von *perfacile*, nicht von *facile*, in Frage kommt. Übrigens hat Rasi nicht bemerkt, daß er schon in Gow (1901) einen Vorgänger hat: *non est*, sc. *facile*, supplied from *perfacile*. — Sat. I 10, 21. *Qui* könne auch Adverb sein. So schon Bentley. — Sat. II 1, 85. *Opprobriis dignum* dürfe auch gedeutet werden: *ea quae vituperanda sunt.* Kaum; es handelt sich hier immer um Angriffe auf Personen. — Sat. II 3, 30. Als Parallelstelle zitiert Rasi Augustin Enarr. in Ps. LXIII 3. — Sat. II 3, 183. Rasi schlägt vor: *aut aereus.* Man hat sich bisher zu dieser Schreibung nicht entschließen mögen, weil *aereus* bei Horaz nicht vorkommt (dies erwähnt auch Rasi) und *et* dem Sinne besser zu entsprechen scheint als *aut.* — Sat. II 7, 108. Für *illusi* konjiziert Rasi *illisi* (Kirchner führt dies als Lesung einer Handschrift an). Indes wird ersteres von den Herausgebern m. E. befriedigend erklärt, und daß das letztere hinsichtlich der Bedeutung hierher paßt, ist doch nicht zweifellos. — Sat. II 8, 7. Vielleicht sei *captus* Substantiv = der Fang (?). — Epist. I 6, 36. L. Müller wird von Rasi gescholten, weil er zu *fides* auf Epist. I 1, 57 verweist. Rasi übersieht, daß L. Müller den Bedeutungsunterschied ganz richtig hervorhebt. — Epist. I 6, 49. Rasi denkt daran, *fortunatum* auf den vorgenannten Reichen zu beziehen und *praestare* im Sinne von *vincere, superare* zu fassen. Einwendungen liegen nahe. — Epist. I 9, 5. Es sei *se* zu ergänzen, so daß sich folgender Sinn ergebe: *Septimius cum ita se gerat precibus me cogens ut se tibi commendem, nullo alio munere se fungi putat quam familiarissimi mei: esse enim 'amici propioris' ut suo quisque iure utatur mutuae amicitiae fruendae ad aliquod sibi commodum comparandum.* (?) — Epist. I 14, 23. Rasi: *ferat.* So schon N. Fritsch im Jahre 1897 (vgl: JB. XXIV S. 71). — Epist. II 1, 106. Der Verf. will ohne Komma lesen: *maiores audire minori dicere* (= *dicentes, cum dicerent*). Die übliche Lesung mit Komma wird sprachlich und sachlich den Vorzug verdienen.

104) Arthur Platt, On Horace, Serm. II 8, 15. In The Classical Review XXIII (1909) S. 190.

Nach Platt mischte man den Wein mit Seewasser, um einen zu starken Fortschritt der Gährung zu hindern. There can be no doubt therefore, what was wrong with the Chian of Nasidienus; it had gone sour because it had not been properly treated . . . Chian exported to Rome without it (nämlich the sea-water) would infallibly go bad. Aber daß bei Horaz durch die Worte *maris expers* eine schlechte Eigenschaft bezeichnet sei, für diese Annahme bietet der Zusammenhang keinerlei Anhalt. Die Erklärung der Stelle ist wohl durch das Zitat aus Galen, welches man in vielen Ausgaben lesen kann, erledigt.

105) K. Fulda, Anmerkungen zur ersten Ode des ersten Buches des Horaz. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXIII (1909) S. 625—636.

Diese Abhandlung enthält Beiträge zur Interpretation und zur Textkritik.

In der Interpretation befolgt Fulda einen bei dem bedachtsamen Horaz durchaus richtigen und zweckmäßigen Grundsatz, indem er die einzelnen Ausdrücke genau prüft und aus ihnen herauszuschöpfen versucht, was sie nur irgend enthalten können. Wir führen aus seinen Darlegungen diejenigen Punkte an, die uns als die wichtigsten erscheinen. — V. 3—6. Das über den Olympiasieger Gesagte enthalte eine kritische Beleuchtung der Eitelkeit. Gewiß; auch L. Müller spricht von der hier und an anderen Stellen des Gedichtes merkbaren milden Ironie; ähnlich andere. — Zu V. 9. 10 weist Fulda auf die maßlos steigernde Kraft des *quidquid* hin. Vgl. Smith: *quidquid* „all the grain that", suggesting unbounded desire. — V. 11—18. Fulda meint, der Bauer bilde nur eine Nebenfigur zum Kaufmann; nur um des Vergleiches willen herangezogen, stehe er zwischen dem Geizigen und Habgierigen nicht wie eine trennende Schranke da, sondern er bilde eine Brücke, die von dem einen zum andern hinüberleite. Indes der ganze Bau der Ode läßt uns doch an der üblichen Auffassung festhalten, daß auch dieser Typus mit den andern in Reih und Glied steht. Treffend aber hebt Fulda in diesen Versen den Gegensatz zwischen der Weisheit des Bauern und der Torheit des Kaufmanns hervor. — V. 23—25. Mit den Ausdrücken *lituo tubae permixtus sonitus* und *bella matribus detestata* (konzessiv) sei es auf eine Charakteristik des Soldaten abgesehen. — Die Disposition der Verse 3—28 faßt Fulda so auf: 1) die Eitelkeit, die Ehrsucht, der Geiz; 2) neben der Genügsamkeit die Habgier; 3) die auf Behaglichkeit bedachte oder wilde und rauhe Sinnesart. Man vergleiche aber oben bei n. 27 das von Thiselton aufgestellte Einteilungsprinzip. — Auch die Verse 29 und 30 seien in humoristischem Tone gehalten. — V. 30—32. „Mit den Worten 'der Hain

trennt mich vom Volke' spricht Horaz, das Bildliche weggedacht, nur den Gedanken aus, daß sich sein dichterisches Schaffen fern vom Volksgewühl (*populus*) in stiller Zurückgezogenheit abspielt". Ebenso faßt diese Worte Elter (dessen Abhandlung Fulda nur im Auszuge kennt) III S. 58: „als ein Dichter wandelt er für sich weltfremd, nicht gerade weltentrückt, abseits von den anderen Menschen seine eigene Bahn". Dagegen stimmen viele Erklärer der bei Acron und Porphyrion ausgesprochenen Auffassung bei. — V. 36. Das derbe *feriam* bedeute einen Spaß; es liege ein Bild voll drastischer Komik vor: „dann renne ich mit stolz erhobenem Scheitel die Gestirne an". Auch hier berührt sich Fulda wieder mit Elter III S. 59: „den höchsten Freudensprung tun". Gemäßigter drückt sich Smith aus: There is a touch of humour in it, und das scheint mir das Richtige zu sein; drastische Komik in der Einleitung zu einer solchen Odensammlung wäre ein dem Horaz nicht wohl zuzutrauender Mißgriff.

Während von dem, was Fulda zur Erklärung dieser Ode beibringt, einzelnes beifallswert erscheint, vermögen wir seinen kritischen Vorschlägen nicht zuzustimmen. Er möchte in V. 32 *sic* für *si* schreiben und die Verse 27 und 28 als Glossem (?) tilgen, wodurch sich folgendes Schema ergebe: Anrede, 1—2; I. 3—6, 7—10; II. 11—14, 15—18; III. 19—22, 23—26; IV 29—32, 33—36.

106) Tenney Frank, Some classical quotations from the middle ages. In Classical Philology IV (1909) S. 82 f.

Darin bezieht sich auf Horaz die Notiz, daß Thiodrek Munk (Theodoricus Monachus), ein Mönch in Drontheim ums Jahr 1160, die Verse Epod. 1, 1 und Epist. I 2, 69 f. zitiert.

107) Pietro Rasi, Orazio, Epist. II 1, 141. In der Rivista di filologia e d'istruzione classica XXXVII (1909) S. 197—199.

Bezugnehmend auf einen kleinen Aufsatz von Balsamo (Rivista di filol. e d'istr. class. XXXVI S. 586; vgl. JB. XXXV S. 86) konstatiert Rasi: nè io ne altri, ch' io sappia, pensò mai di stabilire l' equazione *finis* = raccolto. Ähnlich Ref. a. a. O. Die Horazstelle gibt zu Erörterungen keinen Anlaß.

108) Romano Sciava, Note Oraziane. In der Rivista di filologia e d' istruzione classica XXXVII (1909) S. 200—205.

Od. II 6, 1—4. Mit Recht lehnt der Verfasser die Auffassung ab, als sollten mit den drei hier genannten Örtlichkeiten die Enden der Welt oder besonders barbarische und ungastliche Gegenden bezeichnet werden. Er selbst meint, wenn ich ihn recht verstehe, Septimius fordere den Dichter auf, mit ihm über das Meer (wobei die Erwähnung der Syrten eine Übertreibung sei)

nach Gades und von dort auf dem Landwege nach Kantabrien zu reisen; daß eine Landung in Afrika in Aussicht genommen sei, könne aus den Textworten nicht entnommen werden. — Aber stimmt dazu die Reihenfolge: *Gades, Cantabrum, Syrtes*? Und ist der Plan einer Landreise quer durch Spanien glaublich? Eine Schwierigkeit liegt ja wohl gar nicht vor: Septimius hatte dem melancholischen Dichter, um ihn von seiner psychischen Krankheit zu befreien, drei verschiedene Reisevorschläge zur Auswahl vorgelegt, von denen die beiden ersten nur auf Luftveränderung und einen Wechsel der Umgebung hinzielten, während bei dem dritten eine anregende Tätigkeit, nämlich ein bißchen Kampagneleben, eine gute Wirkung ausüben sollte.

Epist. II 3, 172. *Spe longus* faßt Sciava folgendermaßen: preoccupato del lontano avvenire, und er fügt hinzu: intendo non tanto che il vecchio si preoccupi dell' avvenire suo proprio, ma specialmente di quello dei figli e dei nepoti, pei quali e non per sè i vecchi sogliono risparmiare.

109) Franz Skutsch, Sechzehnte Epode und vierte Ekloge. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum XII (1909) S. 23—35.

I. Den Sinn der Verse Epod. 16, 13 f. *quaeque carent ventis et solibus ossa Quirini* (*nefas videre*) *dissipabit insolens* macht Skutsch durch treffende Parallelen dahin klar, daß das Wohlergehen, die Existenz der Stadt daran gebunden gewesen sei, daß ihr die Gebeine des ἥρως κτίστης unversehrt erhalten blieben; solche Gebeine seien ἀπόρρητα gewesen und hätten nicht gesehen werden dürfen. Horaz ziele mit seinen Worten auf die Denkmälergruppe am lapis niger.

II. Demnächst handelt Skutsch über das Entlehnungsverhältnis (vgl. Sudhaus, Rhein. Mus. LVI S. 49—51; JB. XXVIII S. 59). Der Horazische Vers *credula nec ravos timeant armenta leones* steht in der Aufzählung der ἀδύνατα, der entsprechende Vergilische *nec magnos metuent armenta leones* in der Schilderung des glückseligen Zustandes. Sehr einleuchtend bemerkt nun Skutsch, daß Horaz, wenn er der Nachahmer war, gar keinen Anlaß hatte, jenen Zug aus der Schilderung der Glückseligkeit in seine ἀδύνατα zu verpflanzen, daß dagegen Vergil, der kein ἀδύνατον in seiner Ekloge hat, als Nachahmer sehr wohl jenen Zug herübergenommen und dabei in einen andern Zusammenhang gebracht haben kann, wo er ihn gut gebrauchen konnte. So sei der Zug in ein Gemälde hineingeraten, dem andre Schriftsteller, die den gleichen Vorwurf behandelt haben, ihn nicht einzufügen pflegten; ja die Erwähnung der Löwen vertrage sich nicht einmal mit dem bei Vergil im übrigen vorliegenden italischen Lokalkolorit. Auch sei der metrische Grund verständlich, warum Vergil Horazens

timeant in *metuent* ändern mußte, während Horaz für Vergils *metuent* einfach hätte *metuant* setzen können. Auf Grund dessen betrachtet Skutsch diese Epode als das früheste sicher datierbare Gedicht Horazens. Vortrefflich sind auch Skutschs weitere Folgerungen: „Wir sehen, wie ihm (Vergil) das Horazische Gedicht imponiert haben muß. Ohne Grund ahmt man doch dergleichen nicht nach, sofort nach Erscheinen zudem (42 Philippi, 40 vierte Ekloge) und in einem Gedichte, das so hohe Töne anschlägt und einem so hohen Herrn zugedacht ist wie die vierte Ekloge. Dabei kann ja gut und gern zugegeben werden, daß die Ekloge eine gewisse Zurechtweisung für Horaz enthielt: er glaubte, die goldene Zeit nur in fernen, phantastischen Landen finden zu können; nun klingt die neue Prophezeiung, zum Teil mit seinen eigenen Worten: 'Nicht draußen! hier bei uns — und schon wird der geboren, der uns all dies unglaubliche Glück bescheren wird'." Man sieht, hier hat alles Hand und Fuß; aber man muß dies und anderes bei Skutsch selbst nachlesen.

Der Skutsch'sche Aufsatz sei als wertvolle Förderung des Verständnisses zur Beachtung bestens empfohlen.

110) Theodor Plüß, Ein Vorschlag zu *Donarem pateras*. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum XII (1909) S. 66—69.

Den Inhalt dieser Ode skizziert Plüß so: „Ich darf dir ein bloßes Gedicht schenken. Dichtung auch in bescheidener Gestalt offenbart und belohnt erst wahrhaft das volle Verdienst eines ausgezeichneten Mannes. Ja durch ihre Offenbarungen belohnt die Dichtung geweihter Sänger das göttliche Verdienst unsterblicher Helden mit einer ruhmreicheren Unsterblichkeit und sogar mit ehren- und segensreichster Himmelsgötterschaft". Dabei fällt am meisten die „Dichtung auch in bescheidener Gestalt" auf; aber Plüß erklärt eben *Calabrae Pierides*: „Die bescheiden italische Muse eines Ennius", eine Interpretation, für die ich keinerlei Berechtigung abzusehen vermag. Auch sonst erregt manches, wenigstens dem Ref., Bedenken. So die Anschauung, daß die augusteische Poesie die völlige Vernichtung Karthagos als Schicksalserfolg des älteren Afrikanus habe auffassen dürfen. Ferner die Deutung des Satzes *eius qui* etc. dahin, daß Scipio aus dem bezwungenen Afrika keinen anderen eigenen Vorteil heimbrachte als einen Namen; das ist nach dem Zusammenhange hier ebenso wenig der Sinn dieses Ausdrucks wie Sat. II 1, 66.

111) Eduard Stemplinger, Lessings 'Rettungen des Horaz'. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte Lessings. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum XII (1909) S. 261—274.

Obwohl nach dem Untertitel das Ziel dieses Aufsatzes Lessing ist, wird doch auch der Horazforschung schöne Förderung zuteil. Da finden wir einen Überblick über die verschiedene Würdigung

des Horaz im Laufe der Jahrhunderte, eine Zusammenstellung der Nachahmungen des Horaz durch Lessing, eine Kritik der gravierenden Suetonstelle usw. Und durchweg beweist Stemplinger auch hier diejenige erstaunliche Beherrschung des einschlägigen Materials, an die uns bei ihm schon seine früheren Publikationen gewöhnt haben; er schöpft aus dem Vollen.

112) A. Goldbacher, Horaz Sat. I 3. In den *Στρωματεῖς*, Grazer Festgabe zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Graz 1909, Selbstverlag des Festausschusses. 8. S. 16—28.

Sat. I 3, 7 f. Goldbacher verteidigt die alte Deutung von *summa vox* = „der höchste Ton", *ima vox* = „der tiefste Ton". Es ist ihm dabei wohl die treffliche Abhandlung von Clement L. Smith (The Classical Review XX 1906 S. 397—401; vgl. JB. XXXIV S. 119 f.) entgangen, die zu demselben — so gut wie zweifellosen — Resultate gelangt; indes ist gerade die Übereinstimmung zweier von einander unabhängiger Untersuchungen erfreulich und wertvoll.

Sat. I 3, 25. Hier bringt Goldbacher die einst von Heindorf aufgestellte, aber leider seitdem unberücksichtigt gebliebene Interpretation von *pervidere* als „überschauen, überblicken" wieder zu Ehren, unter Berufung auf diejenigen Stellen, wo das Objekt im Pluralis steht: Ov. Met. XIV 375, Pont. I 7, 43, Pont. I 8, 34; Plin. Ep. I 8, 8; Quint. X 2, 27.

Sat. I 3, 31 f. *Male* verbindet Goldbacher nicht mit *haeret*, sondern mit *laxus*, welches prädikatives Attribut sei: *laxus in pede calceus haeret* = „der Schuh hängt am Fuße locker". Aber gegen diese Deutung ist von manchen Herausgebern (Döring, Kirchner, L. Müller u. a.) darauf hingewiesen worden, daß *haerere* in solchen Verbindungen überall das Anschließen und Festhalten bezeichnet. Was andrerseits die von Goldbacher bekämpfte Zusammenfassung von *male* mit *haeret* anlangt, so möchte ich bemerken, daß sie durch die Rhythmik des Versschlusses und durch die Wortstellung nicht widerlegt wird; vgl. Od. IV 12, 7 *quod male barbaras | regum est ulta libidines.* Und für *male haerere* läßt sich auch Ov. Met. III 729 f. heranziehen: *frondes autumno frigore tactas iamque male haerentes.*

Sat. I 3, 56 ff. Diese Stelle faßt Goldbacher mit manchen so: „da lebt einer als *probus* unter uns, gleich heißt er ein *multum demissus homo*; dort ist einer *tardus*, wir bezeichnen ihn als *pinguis*". Auf die Wortbedeutungen, die m. E. der anderen Deutung günstiger sind, sowie auf manches andere können wir hier nicht eingehen; auch ist in den Ausgaben darüber hinreichend gehandelt. Nur ein Punkt, den ich nicht erwähnt finde, sei hervorgehoben: wo steht denn bei Horaz „gleich heißt er"? Überall hat Horaz bei diesen Beispielen Verba wie *appellat, balbutit, dicatur, postulat ut videatur, habeatur, numeretur, cognomen damus,*

vocamus, inquimus; sollte er ein einziges Mal das Verb unterdrückt haben und in dramatische Lebendigkeit hineingeraten sein? Und wenn es noch am Ende einer Aufzählung wäre, wo dem Leser der stets wiederkehrende Gedankengang geläufig geworden ist; aber am Anfang der zweiten Gruppe?

113) Walther Gilbert, Zur Auffassung der sechsten Römerode des Horaz. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXIII (1909) S. 235—238.

Das Wichtigste an diesem kleinen Aufsatze ist uns die Auffassung der Disposition des Gedichtes. Gilbert nimmt zwei Teile an: V. 1—16 und V. 17—44. „Den zweiten Teil beginnt Horaz mit einer zweiteiligen Ankündigung: V. 17 f. *fecunda culpae saecula* (d. h. das gottlose Zeitalter) *nuptias primum inquinavere et genus et domos* und V. 19 f. *hoc fonte derivata clades in patriam populumque fluxit* 'diese Entweihung der Ehen ist der Quell, aus dem Kriegsunglück über das Vaterland und das Volk geströmt ist'. Jeden dieser beiden Sätze führt der Dichter wesentlich nur durch Zeichnung je eines Bildes aus (V. 21—32 und V. 33—44)".

Ich fürchte, daß hier der Bau der Ode verkannt ist, obwohl er sich doch gerade durch schematische Regelmäßigkeit auszeichnet. Nach dem Einleitungsgedanken und der Überleitung folgen zwei Hauptteile mit je zwei Unterteilen (vgl. Leuchtenberger): I. Der gegenwärtige schlechte Zustand, a) in der Stellung nach außen hin (V. 9—16), b) in sittlicher Hinsicht (V. 17—32). II. Der frühere gute Zustand, a) in der Stellung nach außen hin (V. 33—36), b) in sittlicher Hinsicht (V. 37—44). Mehr über diesen Gegenstand siehe im JB. XXXI S. 93.

114) Karl Prinz, Anzeige der dritten Auflage der Episteln von Kießling-Heinze. In der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien LX (1909) S. 212—221.

Diese sehr eingehende Anzeige bringt auch manchen eigenen Beitrag von Prinz, wovon wir das Wichtigste hier zu notieren nicht unterlassen möchten. Zu Epist. II 2, 51; *audax* verbindet Prinz zweifellos richtig mit *paupertas*, wozu jetzt auch Heinze neigt, und bringt als Parallelen *metus audax* und *industria audax* aus Statius und Claudian bei. Auf die von Gemoll, Realien III S. 86, aus Horaz zusammengestellten ähnlichen Ausdrücke habe ich im JB. XXXIII S. 52 und XXXV S. 53 hingewiesen. — Zu Epist. II 3, 178. Mit Recht verlangt Prinz, daß *semper* zu *morabimur* gezogen werde. Die von Heinze in dieser Auflage noch beibehaltene Verbindung des *semper* mit *adiunctis et aptis* ist eine jener Kießling'schen Seltsamkeiten, die allmählich wieder aus der Horazinterpretation verschwinden. — Zu Epist. II 3, 205. Auch darin wird man Prinz (und vielen Herausgebern) gegen Kießling-

Heinze zustimmen müssen, daß *nondum* zu *spissa nimis* gehört. Treffend bemerkt er gegen ein Kießling-Heinzesches Bedenken Folgendes: „Horaz will begründen, warum damals die einfache Flöte am Platze war; sie reichte völlig aus für die damaligen Theaterverhältnisse; das Publikum war klein und ein anderes wie heute; so vermochte sie 'die Sitzreihen mit ihrem Blasen zu erfüllen'." Ferner widerlegt er durch Beweise aus dem Sprachgebrauche die bei Kießling-Heinze ausgesprochene Ansicht, daß *flatu* hier eine Steigerung von *adspirare* enthalte.

115) Emil Rosenberg, Zu Horaz I 3. Die Luftschiffahrt und Horaz. In der Wochenschrift für klassische Philologie XXVI (1909) n. 44 S. 1209—1215.

Nur ein Teil dieses Aufsatzes handelt über Horaz. Notiert sei daraus folgende Bemerkung. Mit dem Vers *caelum ipsum petimus stultitia* komme der Dichter sicherlich nicht auf die Luftschiffer zurück, sondern *caelum* gehe auf die „Göttlichkeit", auf das Überirdische, das, unfaßbar, sich die Götter noch vorläufig vorbehalten. Darum habe Horaz vielleicht mit Absicht bei *Daedalus* nicht *aethera*, sondern *aera* gewählt.

116) Agenor Artymowicz, Der Wechsel von *et* und *que* zu Beginn lateinischer dakty ischer Verse von Ennius bis Corippus. In den Wiener Studien XXXI (1909) S. 38—81.

Diese interessante Statistik belehrt arüber, wie die Dichter, wo am Versanfange das Metrum sowohl *et* als auch *que* zuließ, die eine oder die andere Partikel bevorzugt haben. Wir excerpieren das auf Horaz bezügliche Material; übrigens weicht Horaz nicht erheblich von der zu seiner Zeit üblichen Praxis ab. Von den nachfolgenden sechs Fällen beziehen sich die drei ersten auf invertiertes *et*, die drei letzten auf nicht invertiertes.

I. Schema: A. *Fessaque Bistonia.* B. *Liba et Mopsopio.* Bei Horaz begegnet A an folgenden Stellen: Sat. II 6, 104 *multaque de magna*; Epist. I 6, 2 *solaque quae possit*; Epist. I 12, 13 *cultaque, dum peregre*; Epist. I 15, 6 *dictaque cessantem*; Epist. II 1, 11 (in den Wiener Studien steht durch Druckfehler: II 1, 14; aber daß V. 11 gemeint ist, kann nicht zweifelhaft sein, obwohl die Zitate dort ohne Beifügung der Textworte dargeboten werden) *notaque fatali*; Epist. II 1, 153 *poenaque lata, malo*; Epist. II 1, 255 *claustraque custodem*; Epist. II 3, 235 *verbaque, Pisones*; Epist. II 3, 311 *verbaque provisam.* B fehlt.

II. Schema: A. *poculaque inventis* und *tardaque Eleusiniae.* B. *pocula et inventis* und *tarda et Eleusiniae.* A. Sat. I 2, 100 *plurimaque invideant* (jedoch merke ich an, daß *que* für das überlieferte *quae* nur eine von anderen Herausgebern nicht acceptierte Konjektur L. Müllers ist); Sat. I 3, 104 *nominaque invenere*; Sat. II 2, 136 *fortiaque adversis.* B fehlt.

III. Schema: A. *pinguisque ingratae.* B. *pinguis et ingratae* A. fehlt. B. Sat. II 4, 74 *primus et invenior*; Epist. I 15, 35 *vilis et agninae* (das Beispiel gehört nicht mit Sicherheit hierher, da in dem Satze *patinas cenabat omasi vilis et agninae* das Adjektiv *vilis* keineswegs notwendig nur mit *agninae* verbunden werden muß, sondern sehr wohl zunächst auch zu *omasi* gezogen werden kann. Anm. des Ref.)

IV. Schema: Aa. *teque his.* Ab. *iamque ea.* Ba. *et te his.* Bb. *et iam ea.* Aa. Epist. I 14, 19 *meque et* (hier verbietet jedoch, wie der Verfasser anmerkt, der Sinn der Stelle den Gebrauch von *et*). Ab fehlt. Ba fehlt. Bb fehlt.

V. Schema: Aa. *curaeque insidiaeque.* Ab. *septemque una sibi.* Ba. *et bello Iliacas.* Bb. *et maestum illacrimat.* Aa. Epist. I 18, 50 *vitaeque et membris.* Ab fehlt. Ba fehlt. Bb. Epist. II 3, 375 *et crassum unguentum.*

VI. Schema: Aa. *Sacranaeque acies.* Ab. *Sacranamque aciem.* Ba. *et Sacranae acies.* Bb. *et Sacranam aciem.* Aa. Sat. II 7, 54 *Romanoque habitu.* Ab fehlt. Ba fehlt. Bb. Epist. II 3, 406 *et longorum operum.*

117) N. Vianello, Horat. A. P. 75—78. Im Bollettino di filologia classica XV (1909) S. 181—183.

Wir entnehmen der kleinen Abhandlung den folgenden Passus: Per Orazio come per Ovidio l'elegia è *flebilis, levis; odoratos nexa capillos* quando ha da cantare gli amori, colle chiome disciolte quando ha da piangere la morte di persone caramente dilette. Tale fu nella sua origine e tale si mostra con Mimnermo e si mantiene con gli Alessandrini e coi Romani. — Zugrunde liegt die Voraussetzung, daß es sich in V. 76 um Liebesgedichte handelt; aber wohl mit Recht deuten die alten und viele neueren Erklärer die Worte *voti sententia compos* auf Weihinschriften.

118) Carlo Pascal, L'espressione *non bene.* Im Bollettino di filologia classica XV (1909) S. 205—206.

Den Ausdruck *non bene* Od. II 7, 10 erklärt Pascal mit 'per imprudenza, improvvidamente', und beruft sich dabei auf einen Vorgänger, Occioni, der im Jahre 1893 folgende Bemerkung veröffentlichte: Gli storici della battaglia di Filippi convegnono nel dire, che i repubblicani vincitori avevano occupato gli alloggiamenti dei Cesariani e che Cassio si fece uccidere, perchè prese per nemica la cavalleria sua, che accorreva ad annunziargli la lieta novella. La sconfitta sarebbe quindi avvenuta in effetto a un brutto gioco della fortuna. Per tali ragioni io proposi parecchi anni or sono, di spiegare il *non bene* per 'senza ragione, stoltamente.

Einen solchen Gedanken unter der Regierung des Augustus zu äußern konnte dem Dichter nicht in den Sinn kommen, und

daß er so etwas nicht gemeint hat, geht ja auch sogleich aus dem Folgenden (*cum fracta virtus* etc.) hervor.

119) Karl Meiser, Griechische Parallelstellen zu Horaz. In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1909 S. 1581.

Zu Sat. I 6, 122 f. *aut ego lecto aut scripto, quod me tacitum iuvet,* vergleicht Meiser folgende Worte Epiktets in der Schilderung der epikureischen Tagesordnung (III 24, 38 ff.): *εἶτα γράψαι καὶ ἀναγνῶναι ἃ θέλουσιν.* Sehr wohl möglich, daß beides auf eine gemeinsame Quelle zurückgeht. — Sat. I 6, 127 f. *pransus non avide, quantum interpellet inani ventre diem durare,* hat Ähnlichkeit mit Xenoph. Oec. 11, 18. — Von zwei ungleichen Brüdern redet, wie Horaz Epist. II 2, 183 ff., so auch Xenoph. Symp. 4, 35. — Zum Doppeltsehen der Trunkenen (Sat. II 1, 24 f.) zitiert Meiser Philostr. Vit. Apoll. II 36. Eine ganze Kollektion andrer derartiger Stellen findet man bei Kirchner-Teuffel. — Über die Wahrheit der Träume nach Mitternacht (Sat. I 10, 33): Philostr. Vit. Apoll. II 37. — Am wichtigsten aber wäre die letzte Parallele, wenn sie zuträfe: „Im Encheiridion c. 33, 11 gibt Epiktet Vorschriften, wie man sich bei Vorlesungen (*ἀκροάσεις*) zu verhalten habe; Simplicius gibt dazu die Erklärung: *μήτε σύννουν περιττῶς φαίνεσθαι — μήτε σιωπᾶν ὑπὲρ τὸ δέον.* Das letztere entspricht den Worten des Horaz Sat. II 5, 90: *ultra non etiam sileas*". Danach müßte man ja wohl die im Jahre 1899 von Samuelsson gefundene, fast allgemein gebilligte Lesung *ultra 'non' 'etiam' sileas* (vgl. JB. XXVI S. 66) wieder fallen lassen? Aber es ist nicht an dem. Erstens: das Adverb *ultra*, welches M. mit Früheren bei Horaz für vorliegend erachtet, bedeutet eben nach lateinischem Sprachgebrauche nicht „allzu sehr", *ὑπὲρ τὸ δέον, ultra modum, ultra quam licet, ultra quam satis est*, sondern „darüber hinaus" und verlangt eine Ergänzung aus dem Vorhergehenden. Die vorhergehenden Worte aber, *difficilem et morosum offendet garrulus,* bieten zu einer solchen Ergänzung (man hat gewaltsam versucht: *ultra quam ut ne garrulus habearis et offendas*) keine Möglichkeit. Zweitens würde der Satz: „Sei auch nicht zu schweigsam!" nicht recht in den Gedankengang hineinpassen. Denn nach dem theoretischen Lehrsatze (*difficilem et morosum offendet garrulus*) erwartet man eine aus ihm abgeleitete praktische Nutzanwendung, wie sie bei der Samuelssonschen Auffassung wirklich dasteht, und nicht eine Ermahnung, den entgegengesetzten Fehler zu vermeiden; auch das Folgende (*Davus sis comicus atque stes capite obstipo multum similis metuenti*) ist ja eine Nutzanwendung des Satzes *difficilem* etc. Über die Unmöglichkeit der Lesung *ultra non etiam sileas* hat nach anderen zuletzt ausführlich und klar Samuelsson selbst gehandelt, dessen Abhandlung aber vielleicht leider nicht allgemein zugänglich ist. Also: vor übermäßiger Schweigsamkeit wird zwar bei Simplicius der Zuhörer von Vorlesungen, aber nicht bei Horaz der Schmeichler eines mürrischen Reichen gewarnt.

120) R. C. Kukula, Die sechzehnte Epode des Horaz. Im Wiener Eranos zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz 1909, S. 179—188. Wien 1909, Alfred Hölder. gr. 8.

Zuerst gibt der Verf. einen Beitrag zur Interpretation. In V. 35 beziehe sich *haec* nicht auf den Eidschwur, sondern auf die *salsa aequora* V. 34 und bezeichne den Raum oder Weg, über den sich die in *eamus* ausgedrückte Bewegung erstrecke. Also: „Hinaus denn mit uns Unseligen auf die salzige Flut, die uns die süße Heimkehr wehren mag!“

Dann handelt er über die Tendenz dieser Epode. Nach seiner Ansicht ist die Epode sarkastisch gemeint und hat eine apotreptische Tendenz. Horaz mache sich zum ironischen προόμαχος jener utopischen Phantasien; das Gedicht sei ein λόγος, der die Zeitgenossen des Dichters mit deren eigenen Ideen ad absurdum führen sollte. Das vom Dichter gewählte Beispiel der Phokäer sei durch die düsteren Farben, in die seine Schilderung (V. 17—20) mit durchsichtiger Absicht getaucht werde, den Hörer keineswegs zur Nachahmung zu überreden, sondern nur mit Abscheu und Grauen zu erfüllen geeignet gewesen.

Wir begnügen uns ohne Polemik mit dieser kurzen Inhaltsangabe.

121) Fr. Vogel, Horazische Kürze. In den Blättern für das Gymnasialschulwesen XLV (1909) S. 689—695.

Vogel stellt eine Anzahl von Stellen zusammen, wo ein Gegensatz vorliegt, dieser aber von Horaz nur in dem einen Gliede der Antithese ausdrücklich bezeichnet wird: Sat. I 1, 66 f., Epist. I 7, 75, Epist. I 7, 83, Sat. 9, 62 f., Sat. II 6, 6 f., Sat. II 6, 53, Epist. I 1, 100. Für diese durchaus richtige Beobachtung ließen sich mit Leichtigkeit noch viele Stellen beibringen, z. B. als besonders instruktiv Od. III 13, 6 f. und Od. IV 10, 4 f. Das so erkannte „Gesetz des latenten Gegensatzes“ sucht er dann zum Verständnisse einiger anderer Stellen nutzbar zu machen.

Epist. II 3, 342. Zu *Ramnes* sei nach dem genannten Stilgesetze *iuniores* zu ergänzen. Ref. hält allerdings diese Ergänzung hier, wenn *Ramnes* der allgemeinere Begriff ist, für viel schwieriger und härter als an den obigen Stellen. — Sat. II 6, 44. Dem *Thraex* gegenüber habe man eine bestimmte Gladiatorenart zu ergänzen. So auch viele Herausgeber. — Sat. I 6, 38. Zu *Syri Damae* laute der Gegensatz nur *Dionysi*; Horaz habe bei dem zweiten Personennamen das Ethnikon *Graeci* weggelassen, weil er gemeint habe, aus der griechischen Namensform könne jeder Leser selbst das entsprechende Ethnikon sich herausnehmen. Aber diese Begründung wird dadurch widerlegt, daß auch *Dama* eine griechische Namensform ist. — Sat. II 6, 69 f. Zu den Adjektiven *acria* und *modicis* bemerkt Vogel: „Horaz wollte in seine Worte in knappster Form den doppelten Unterschied der Mischung und der

Größe hineinpressen". Dies halte ich für eine erfreuliche Entdeckung, für die man dem Verfasser dankbar sein muß; *acria* und *modicis* stehen einander also gerade so gegenüber wie in den oben von mir zitierten Odenstellen III 13, 6 f. *gelidos* und *rubro*, IV 10, 4 f. *color prior flore puniceae rosae* und *faciem hispidam*. — Auch das hebt Vogel richtig hervor, daß der ganze Bau der Satire II 6 jenes Stilgesetz des latenten Gegensatzes aufweist, indem Horaz dem ungemütlichen Morgen in der Stadt den gemütlichen Abend auf dem Lande gegenüberstellt. Ich möchte noch Od. III 6, 21 ff. zum Vergleiche heranziehen, wo den schlechten Weibern der Neuzeit die braven Männer der alten Zeit gegenübergestellt werden.

Bei einigen weiteren Stellen, welche Vogel erörtert, handelt es sich um andersartige „Horazische Kürze".

Sat. II 6, 16 ff. Die überlieferte Reihenfolge der Verse sucht Vogel zu schützen, indem er zu V. 17 ergänzt: „als eben diese *montes* oder die Tatsache des *se removisse in montes*". Indessen stimmt diese Ergänzung nicht zu der Antwort, die Horaz selbst auf jene Frage gibt: *Matutine pater . . . tu carminis esto principium*. — Beiläufig (Kürze kommt dabei nicht in Frage) spricht Vogel auch gegen eine Umstellung in Epist. II 1, 101 ff. Wenn man (was Vogel nicht erwähnt) den Vers 102 mit A. d'Alès, Revue de philologie XXIV (1900) S. 132—134, richtig versteht, so kann allerdings wohl von einer Umstellung abgesehen werden (gegen JB. XXVIII S. 53 f.). — Die viel umstrittene Stelle Sat. I 9, 43 ff. meint Vogel dadurch zu erledigen, daß er zu *nemo dexterius fortuna est usus* ergänzt: *quam ego*. Wird so alles glatt? Eine Renommage des Schwätzers, daß niemand solche Leute geschickter zu behandeln wisse als er, würde man hier ja gern acceptieren; aber stimmt zu einem solchen Gedanken in ungezwungener Weise *fortuna* und das Perfektum? — Sat. II 1. Vogel streicht in V. 62 *est* und schreibt in V. 64 *detraheret* für *detrahere et*. Wohl ohne Not. — Den Vers Epist. I 4, 11 *et mundus victus non deficiente crumena* will Vogel streichen. Er sei eine lahme Wiederholung des schon in V. 7 Gesagten, mache den kraftvollen Abschluß *gratia, fama, valetudo contingat abunde* unwirksam usw. Aber ich meine, man wird den hübschen, humorvollen Vers lieber dem Horaz als einem Interpolator zutrauen.

122) Karl Schliack, Horaz' Carm. III 2. In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LXIII (1909) S. 706—710.

In dieser Erörterung des Gedankenganges der zweiten Römerode erläutert S. zunächst den Anschluß des Verses 13 an das Vorhergehende in folgender Weise: „Aber auch zu sterben im Kampfe für das Vaterland ist süß und ehrenvoll usw. Der Nachdruck fällt in dem letzten Satze auf das *mori*". Diese Ergänzung des „aber auch" kommt allerdings etwas hart heraus; natürlicher klingt

doch, was man in manchen Ausgaben liest, bei Shorey: and if he dies, why 'how can man die better?' bei Smith: and if such heroic conduct should cost him his life, it is a joyful and glorious privilege. — Den Vers 17, die schwierigste Stelle dieser Ode, faßt S. so auf: „Sie bedarf äußerer Ehren nicht und verschmäht es, sich um solche zu bewerben, die das Volk nach Laune verleiht und nimmt". Aber wie lautet nun dazu der positive Gegensatz? Mit Recht heißt es bei Kießling-Heinze: „Nicht darauf geht H.' Mahnung, daß der wahre *vir* sich von der Bewerbung um die *honores* fern halten solle; eine solche Zumutung konnte er an den vornehmen jungen Römer in den Anfängen des augusteischen Regiments keinesfalls stellen". — Zutreffend merkt S. an, daß, wie V. 1—12 vom Leben des Kämpfers, V. 13—16 vom Sterben im Kampfe handeln, so auch V. 17—20 von der Bewährung der *virtus* im Leben, V. 21—24 von ihrem Lohn im Tode. — *Coetus volgares*, V. 23, deutet S. so: „es ist die, wie die Stoiker sagen, nach dem Tode am Boden haften und schweben bleibende *turba* der Seelen, die nicht als vollendete, reine und geläuterte in das verwandte, reine und lautere Element, den Äther, aufsteigen können, sondern, vom Irdischen beschwert, darniedergehalten werden". Diese Erklärung ist m. E. als ein brauchbarer und billigenswerter Beitrag zum Verständnis dieser Ode zu begrüßen. — Zu V. 6 ff. Damit die *virgo* als alleiniges Subjekt zu *suspiret* empfunden werde (vgl. Kießling-Heinze), empfiehlt S., *prospiciens* als Verbum finitum und *suspiret* als Participium zu übersetzen.

123) J. S. Postgate, Corrections of Horace's Satires Book II. In Hermathena Bd. XV, No. XXXV (1909) S. 416—420.

Sat. II 2, 13. I suggest that under the verse *molliter austerum studio fallente laborem* there stood originally the verse *seu te discus agit, ludo satiatus utrovis,* or one of similar form and meaning, and that the scribe's eye slipped from the *ludo* he was about to copy to the *studio* immediately above, which resembled it, so that he copied the rest of that line twice . . . Next came the 'improver', who, taking his cue from *discus*, substituted for the obviously impossible repetition of *studio fallente laborem* the present ending of the verse. Zuzugeben ist, daß in der Überlieferung ein bisher nicht in befriedigender Weise erledigter Anstoß vorliegt; auch das sei gern anerkannt, daß der von Postgate ergänzte Gedanke sich sehr gefällig in den Zusammenhang einfügt. Nicht recht erklärlich scheint es dagegen, wie der improver gerade auf diesen Ersatz-Halbvers verfiel. Postgates Vermutung mag nunmehr konkurrieren mit der von Peerlkamp: *seu te discus agit studio fallente laborem* (unter Streichung des übrigen) und der von Höger: *seu te discus agit per cedentem aera missus.* — Sat. II 3, 12. *Tanti* with a stop after *educere* would make excellent sense: 'Will you leave virtue and propitiate envy at such a price?' Und in einem Postskriptum:

quanti! 'at how great a cost!' is also possible, and perhaps preferable to *tanti.* Aber die Überlieferung wird mit Recht von den Herausgebern als heil angesehen; auf der andern Seite ließe sich über Postgates excellent sense streiten und auch ein solcher Genetivus pretii scheint bedenklich. — Sat. II 3, 142. Mit Anlehnung an eine Peerlkampsche Konjektur schreibt Postgate: *pauper Opimius argento in posito intus et auro.* Auch hier wird an der Überlieferung nicht zu rütteln sein. — Sat. II 5, 79. Wie Bentley *indignum*, in Klammern, konjizierte, so verlangt Postgate Klammern um das überlieferte *magnum*, 'an important matter', vgl. Sat. I 4, 10. Beides unnötig, letzteres auch gekünstelt. — Zu Sat. II 6, 59 vermutet Postgate *disperit*, was, wenn überhaupt zu ändern wäre, nicht wahrscheinlicher sein würde als mancher andre Vorschlag zu dieser Stelle.

124) Friedrich Aly, Horaz, sein Leben und seine Werke. Zweite, verbesserte Auflage. (Fünfzehntes Heft der von Hugo Hoffmann herausgegebenen Gymnasialbibliothek). Gütersloh 1909, C. Bertelsmann. 59 S. 8.

Die erste Auflage vom Jahre 1893 ist in diesen JB. XXI S. 218 f. von G. Wartenberg angezeigt worden. Die neue ist um 13 Seiten gewachsen.

Das Büchelchen ist dem Ref. außerordentlich sympathisch. Es ist frisch und lebendig geschrieben, von einer erfreulichen Wärme für seinen Gegenstand erfüllt und zeigt durchweg ein ruhiges, besonnenes Urteil. So berührt auch, gegenüber den Verhimmelungen, in denen sich manche andern Autoren ergehen, angenehm die Offenheit, mit welcher Mängel der Horazischen Jugendpoesie zugegeben und einzelne Oden als unserm Geschmacke wenig zusagend bezeichnet werden. Die Primaner werden diese Schrift mit Genuß und Nutzen zur Zusammenfassung und Ergänzung des im Unterrichte Dargebotenen lesen.

Wenige Kleinigkeiten sind mir aufgefallen. Woher weiß der Verfasser S. 11, daß Pompejus Varus den Vornamen Quintus führte? Auf S. 30 heißt es, Horaz habe als Weinmischung bevorzugt „auf einen halben Liter drei Teile Wein und neun Teile Wasser". Zunächst ist die Angabe des Quantums „auf einen halben Liter" neben der folgenden Angabe des Mischungsverhältnisses durch Zwölftel wunderlich und störend. Ferner aber ist das Mischungsverhältnis unrichtig; denn Horaz entscheidet sich ja Od. III 19 mit humoristischer Begründung gerade für neun Zwölftel Wein, verdient also für diese Ode nicht das Lob besonderer Mäßigkeit, das ihm der Verfasser erteilt. Die Ode IV 1 „symbolisch zu verstehen" (S. 47) ist nicht möglich; auf der Suche nach neuen Stoffen für dieses späte Buch ist Horaz auf das Thema der Knabenliebe verfallen, vermutlich ohne daß irgend welche persönlichen Empfindungen zu Grunde lagen.

125) Albert Ruppersberg, Über zwei Horazstellen. Im Philologus LXVIII (1909) S. 523—528.

Od. II 7, 10. Die Worte *relicta non bene parmula* werden von manchen Herausgebern als ein symbolischer Zug aufgefaßt; L. Müller allerdings denkt, unter Berufung auf Ennius Ann. 450, an einen wirklichen Schild. Ruppersberg beweist nun aus folgenden weiteren Stellen, daß die römischen Offiziere wirklich einen Schild trugen: Liv. XXV 16, Caes. Bell. Gall. II 25, Cic. ad fam. X 30, Ammianus Marc. XXI 2; dazu kommen noch bildliche Darstellungen, besonders der Pariser Cameo mit der Verherrlichung des julisch-claudischen Hauses. Dieser Nachweis ist sehr erwünscht und liegt durchaus in der Richtung, in der sich die Horazforschung der letzten Jahrzehnte bewegt: wir lernen Horaz immer mehr als Realisten kennen. Jetzt paßt die Wendung *relicta non bene parmula* so genau, wie horazische Wendungen passen müssen (vgl. Mommsen zu Epist. I 13, 10 im Hermes XV S. 106).

Od. II 18, 40. Ruppersberg nimmt an *non vocatus audit* Anstoß: „wie kann der Tod den Armen hören, wenn er nicht gerufen ist?“ Oxymoron und Parenthese will er nicht gelten lassen, sondern konjiziert lieber *audet* „er gewinnt es über sich“ „es beliebt ihm“ „er hat Lust“. Darüber ist dreierlei zu sagen. Erstens: der überlieferte Ausdruck ist ganz untadelig, ja außerordentlich glücklich. Ich verweise auf die Ausgaben und auf Friedrich S. 13. Zweitens: das Verb *audere* dem Horaztexte in einer für diese Zeit äußerst seltenen, bei Horaz gar nicht begegnenden Bedeutung aufzudrängen ist überaus bedenklich. Drittens: diese Konjektur ist — man möchte fast sagen: selbstverständlich — schon längst gemacht; wenn nicht früher, so jedenfalls von Weidner, Neue Jahrb. für Philol. u. Päd. 1896 S. 134 ff.

126) D. A. Slater, Horace Carm. IV 2, 49. In The Classical Review XXIII (1909) S. 252 f.

Slater hat, wie er angibt, vor einigen Jahren *terque* konjiziert, dann aber gesehen, daß schon im Jahre 1855 Pauly und im Jahre 1895 Howard dasselbe getan haben. Jetzt kommt er auf diese Konjektur zurück und gibt zu ihrer Unterstützung Nachweisungen über die Dreizahl bei religiösen Akten. Er übersetzt nun die Stelle so: and as the Emperor passes on his way, we the assembled people will greet him, every man of us, with the cry of Triumph, uttered not once alone but thrice (*τρίς, οὐχ ἅπαξ μόνον*).

Aber der Ausdruck: „wir wollen dreimal ‘Triumph!’ rufen, nicht bloß einmal“ muß für unmöglich erachtet werden. War es denn das Gewöhnliche, daß man bei solchen Gelegenheiten den Ruf *io Triumphe* nur einmal erschallen ließ? Das meint doch Slater selbst nicht. Oder war zu befürchten, die Bürgerschaft werde diesmal geneigt sein von der üblichen Dreizahl abzugehen

und sich mit einem einmaligen Rufe zu begnügen, so daß vor dieser fehlerhaften Kargheit ausdrücklich gewarnt werden mußte? Slater bemerkt: For the antithesis cf. Ennius, Medea: *Ter sub armis malim vitam cernere quam semel modo parere* (Eur. Medea 250); aber das ist ja völlig andersartig.

Und dennoch hat m. E. die Konjektur sehr viel für sich; man muß nur anders interpretieren, als es Slater tut. Horaz meint: wir wollen den dem religiösen Brauche entsprechenden dreifachen Ruf „Triumph!" immer wieder und wieder ertönen lassen. Also es soll zuerst *Io triumphe, io triumphe, io triumphe!* gerufen werden, dann nach kurzer Pause wieder dreimal usw. Horaz kann sich eben gar nicht genug tun; das stimmt zu dem Charakter der Ode.

127) P. H. D(amsté), Ad Horat. Sat. II 6, 46. In der Mnemosyne XXXVIII (1910) S. 63 f.

Unter Verwerfung von L. Müllers Deutung des Wortes *rimosa* knüpft D. an folgende Äußerung desselben an: „Wie hätte wohl Horaz in dieser zunächst für Mäcenas bestimmten Satire sich als unzuverlässigen Schwätzer hinstellen mögen?", indem er dazu bemerkt: Iusta sane observatio est, nam in promptu est ad *rimosa — in aure* intellegere: *mea* vel: *qualis mea est*, quamquam Horatius nimirum voluit res eiusmodi, quas homini quamvis loquacissimo sine ullo periculo concredere possis, id quod ita demum ei reddideris, si levissima mutatione mecum scripseris: *et quae rimosa bene deponantur in aure.*

Indessen die in L. Müllers rhetorischer Frage steckende Anschauung ist unbegründet. Um dem lästigen Gerede, als sei er ein Intimus Mäcens, entgegenzutreten, konnte Horaz allerdings in dieser Satire, die doch sowohl im ganzen wie namentlich in der hier behandelten Partie auch auf das Lesepublikum berechnet ist, mit scherzender Selbstbeschuldigung sagen: Mäcenas weiß, daß ich ein Schwätzer bin, und vertraut mir darum nichts Wichtiges an. Somit ist auch zu D.s Konjektur kein Anlaß.

128) E. R. Garnsey, Note on Ovid and Horace. In The Classical Review XXIV (1910) S. 5—7.

Ovid ziele in den Versen Trist. II 563 ff. auf Horaz:

Non ego mordaci destrinxi carmine quemquam,
Nec meus ullius crimina versus habet.
Candidus a salibus suffusis felle refugi,
Nulla venenato littera mixta ioco est.
Inter tot populi, tot scriptis, milia nostri,
Quem mea Calliope laeserit, unus ego.

He is thinking of Horace's carmina as things of points and barbs — things suffused with gall, and as far removed as can well be from the modern conception of them. Garnsey findet

hier einen Beweis für seine phantastische Auffassung der Horazischen Gedichte, die wir schon oben bei No. 11 und No. 94 kennen gelernt haben.

129) George W. Mooney, Horace Ep. II 2, 49 sqq. In Hermathena Bd. XV, No. XXXV (1908) S. 161.

Epist. II 2, 52. Mooney verlangt *defit* für *desit*. Aber auch abgesehen von Bedenken gegen das durch Konjektur eingesetzte Wort, ist die Überlieferung unanstößig; Orelli: quod deesse non debeat; Wegehaupt: „was nicht fehlen darf."

130) Hugo Jurenka, Horatiana. Im Wiener Eranos zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz 1909, S. 175—178. Wien 1909, Alfred Hölder. gr. 8.

Od. I 23, 5 ff. Jurenka konjiziert: *nam seu mobilibus veris inhorruit adventu foliis, seu virides rubum dimovere lacertae*; das Subjekt von *inhorruit* sei aus dem folgenden *rubum* zu ergänzen. Das ist ein bedenklicher Haken.

Mehr Zustimmung wird Jurenka wohl mit dem zweiten Teile seiner kleinen Abhandlung finden, wo er einige eigenartige Kießling'sche Erklärungen bekämpft, die Heinze (vielleicht nur vorläufig) noch beibehalten hat. Od. I 2, 17. *Nimium* gehört nach Jurenka zu *querenti*. — Od. I 3, 9 f. Der Verfasser tritt, namentlich wegen *triplex*, für die alte Deutung (*σάκεος πτύχες*) ein. Vgl. in diesem JB. oben n. 61. — Od. I 4, 5. Abzulehnen sei Kießlings Erklärung von *imminente luna*; dieses sei vielmehr = *σελήνης ἐπεχούσης*. Gewiß richtig. — Mit kleinen Anfangsbuchstaben will Jurenka schreiben: *luna* Od. I 4, 5, *pudor* Od. I 6, 9, *musa* Od. I 6, 10. — Od. I 12, 45. Jurenka tritt der Kießling'schen Interpretation von *occulto aevo* entgegen. — Od. I 28, 15. Gegen Kießlings Deutung von *una*. Vgl. JB. XXIX S. 47. — In *temperat*, Od. I 12, 16, in *apricos*, Od. I 26, 7, in *adparatus*, Od. I, 38, 1, in *sedulus*, Od. I 38, 6, suche Kießling gegen den Sprachgebrauch die Bedeutungskraft der Etyma geltend zu machen.

131) J. Vahlen, Varia. Im Hermes XXXXV (1910) S. 306—309.

Zu Od. I 8, 2. Vahlen rechtfertigt gegenüber der bekannten Vollmer'schen Lesung, daß er in der fünften Auflage des Hauptschen Horaz bei der alten Lesung geblieben sei. Über die handschriftliche Grundlage urteilt er, potiora testimonia Vollmero favere, sed tamen ita ut ne altera quidem scriptura omni genere testium destituta sit. So geht er denn zur Vergleichung des inneren Wertes der beiden Lesungen über. Bei der Vollmerschen entsprächen die Worte *dic per omnes deos* dem griechischen Ausdrucke *φέρ' εἰπὲ πρὸς θεῶν*. Aber dann seien die Worte *hoc* und *vere* so gut wie überflüssig; ja, dieser Zusatz verschlechtere den Gedanken. Horaz verbinde die Phrase *per deos* u. dgl. nie unmittel-

bar mit dem Imperativ, sondern setze stets ein Verb des Bittens: Sat. I 7, 33 f. *per magnos, Brute, deos te oro*; Epod. 17, 2 ff. *supplex et oro regna per Proserpinae* etc.; Epist. I 7, 94 f. *quod te per Genium dextramque deosque Penates obsecro et obtestor*; Sat. II 3, 176 *quare per divos oratus uterque Penates*; Sat. II 4, 88 *per amicitiam divosque rogatus.* Die Beweiskraft dieser Stellensammlung wird schwerlich zu bestreiten sein.

In ähnlicher Weise verdiene Epist. II 2, 212 das minder gut bezeugte *levat* vor dem besser bezeugten *iuvat* den Vorzug; das ergebe sich aus Horazens Sprachgebrauch bei der Verwendung beider Verba: Epod. 13, 8 ff. *nunc et Achaemenio perfundi nardo iuvat et fide Cyllenea levare diris pectora sollicitudinibus*; Epod. 11, 17 *fomenta volnus nil malum levantia*; Epist. II 3, 377 *sic animis natum inventumque poema iuvandis*; Epist. I 8, 8 *nil audire velim, nil discere, quod levet aegrum*; Epist. I 16, 9 *si quercus et ilex multa fruge pecus, multa dominum iuvet umbra.*

132) Frank Granger, The Religion of Horace. In The Classical Review XXIV (1910) S. 46—48.

1. Granger setzt in Od. III 1, 8 hinter *moventis* ein Semikolon statt des üblichen Punktes. The translation of our passage, therefore, runs as follows: 'The rule of Jove is such that one man has larger vineyards than another: one man is of nobler descent and higher character, but his fellow has larger estates. It is with an equitable law that Necessity (the will of God) marks out by lot high and low. Every name comes in its turn out of the ballot-box'. The world is ruled, therefore, by one supreme God, who is just to every man. For the variety of human fortune is not inconsistent with this supreme justice. Aber diese Auffassung des Gedankenganges tut dem Texte Gewalt an, dem namentlich der Begriff der Gerechtigkeit fremd ist. Der Verfasser verkennt die klare Disposition dieser Partie: V. 5—8, alle Menschen stehen unter der Gottheit; V. 9—16, alle Menschen stehen unter der Gewalt des Todes.

2. Granger interpungiert in Od. III 23, 17: *immunis, aram si tetigit, manus; non* etc. 'if the hand has touched the altar it is freed from the burden of debt towards heaven'. Für den Sinn von *immunis* beruft er sich auf Cic. Verr. 2. 5. 21, 53. Indes der obige Gedanke ist ja inhaltlich ganz unmöglich.

3. In Epod. 5, 87 f. übersetzt Granger: 'Poisons cannot change the mighty law of right and wrong to suit a human turn'. *Humanam vicem* is an accusative of manner, such as *meam vicem.* Diese Auffassung der Konstruktion ist nicht neu; aber wie soll der obige Sinn herauskommen?

133) Alb. Poutsma, Ad Horatium. In der Mnemosyne XXXVIII (1910) S. 136.

Poutsma bespricht den Vers Sat. II 6, 46; ohne eigentlich

Neues zu bringen'; er meint recte eam quoque dici proditionem, cum mutum aliquod receptaculum per rimas effluere patiatur quod ei creditum sit.

134) J. van Wageningen, *Scriba* (ad Hor. Sat. I 5, 66—67). In der Mnemosyne XXXVIII (1910) S. 210—212.

Der Ausdruck *crassas compedes* in dem Scholion zu Juv. V 3 (bei Kießling-Heinze [3] S. 79) weise darauf hin, daß Sarmentus einst ein flüchtiger Sklave gewesen sei (vgl. Hor. Sat. I 5, 68). Solchen sei ein *F* auf die Stirn gebrannt worden (*inscribere*, oder auch *scribere*). In den Spottversen des Volkes habe die Phrase *scriptum habere* nicht nur bedeuten können: *scriptum facere* (sc. *quaestorium*) oder *scribam esse*, sondern auch *litteram F inscriptam habere* oder „ein *litteratus* sein". So werde der Scherz verständlich. Populus enim parum curans genera vocabulorum (nam dixit *scriptum* n. pro *scriptus* m., ut in sermone vulgari fieri solet), trochaeis illis: *aliud scriptum habet Sarmentus, aliud populus voluerat*, designat Sarmentum potius a se dignum iudicari qui stigmatias quam qui scriba sit. Bei Horaz sei der Sinn: quod (was das betrifft, daß) tu dicis te esse scribam sive te habere scriptum (quaestorium), iam omnes sciunt, quale istud *scriptum* sit: sc. te esse fugitivum atque *inscriptum* et ius dominae (Favoniae, uxoris etiam tum vivi Favonii nilo deterius in te esse factum.

Dabei ist ja manches bedenklich; auch Horaz wäre zu schelten, weil er gerade das Wort *scriptum*, den Angelpunkt des Witzes, nicht beibehalten hätte.

135) H. Röhl, Zu Hor. Sat. II 7, 49 f. (Bisher nicht gedruckt; doch vgl. schon JB. XXXI S. 61).

Ob in den Versen Sat. II 7, 49 f. *quaecumque excepit turgentis verbera caudae clunibus aut agitavit equum lasciva supinum* das Wort *clunibus* zum ersten oder zum zweiten Satze gehört, ist strittig; in der Gegenwart neigt die Majorität der Herausgeber dazu, dieses Wort zum Folgenden zu ziehen. Aber gegen diese Auffassung lassen sich doch einige Bedenken vorbringen; Prüderie ist allerdings bei Besprechung dieser Stelle nicht am Platze.

1. Die Nachstellung von *aut* findet sich in den Satiren und Episteln gar nicht, und auch in den Oden und Epoden nur so, daß *aut* einem Attribute nachgestellt wird und somit jeder Zweifel darüber ausgeschlossen ist, wohin das vorangestellte Wort gehöre: Od. I 21, 7 *nigris aut Erymanthi silvis*, Od. II 12, 24 *plenas aut Arabum domos*, Epod. 1, 34 *discinctus aut perdam nepos*, Epod. 7, 7 *intactus aut Britannus*, Epod. 9, 31 *exercitatas aut petit Syrtes noto*, Epod. 16, 4 *minacis aut Etrusca Porsenae manus*. Manche andern Dichter sind ja darin freier; so z. B. würde, wenn in *clunibus aut agitavit* Umstellung vorläge, mit der Horazstelle Verg. Aen.

VII 298 verglichen werden können: *at, credo, mea numina tandem fessa iacent, odiis aut exsaturata quievi*; nur würde allerdings der Unterschied bestehen, daß bei der Horazstelle die Zugehörigkeit des Ablativs dem Leser zweifelhaft sein müßte, während sie in der Vergilstelle klar und sicher ist. Aber der Horazische Sprachgebrauch macht doch den Eindruck einer solchen Grundsätzlichkeit, daß es unmethodisch wäre, ohne dringende Notwendigkeit eine Ausnahme zu statuieren.

2. In den Versen 49 und 50 scheinen die Herausgeber bei der Lesung *quaecumque excepit turgentis verbera caudae, clunibus aut agitavit equum lasciva supinum* einen Gegensatz zwischen der normalen Form des Geschlechtsgenusses und einer ungewöhnlichen zu finden. Zunächst ein formales Bedenken: läge ein derartiger Gegensatz vor, enthielte also das erste Stück nichts Eigentümliches, nichts von den Genüssen, die die matrona bietet, Abweichendes, so hätte sich Davus wohl nicht mit dem bloßen „oder" begnügt, sondern das Verhältnis durch irgend einen Zusatz verdeutlicht, etwa: „oder wenn ich einmal auf etwas Besonderes Appetit habe", oder sonstwie. Und weiter: wenn man den Gegensatz bei der obigen Lesung sachlich näher ansieht, so erkennt man, daß keine angemessene Disjunktion herauskommt. Denn welches soll der Sinn sein? Erste Annahme: meint Davus, daß die meretricula je nach seinem Wunsche sich sowohl zu passivem als auch zu aktivem Verhalten verstehe? Aber diese Unterscheidung wäre für den Vergleich mit der matrona nicht recht fruchtbar; denn die matrona läßt sich allerdings nur auf passives Verhalten ein, aber nicht auf jede figura desselben, nur cunno, nicht clunibus. Und wenn man darauf keinen Wert legen will: was soll unter jener Voraussetzung das betont vorangestellte *clunibus*? Dieses Wort müßte entweder fehlen oder im ersten Satze einen Gegensatz finden. Oder zweite Annahme: soll eine Unterscheidung zwischen natürlichem und unnatürlichem Geschlechtsgenuß gemacht werden? Aber die Worte *excepit turgentis verbera caudae* schließen, wenn bei ihnen kein Körperteil angegeben ist, ja auch unnatürlichen Geschlechtsgenuß ein. Kurz, man mag sich wenden, wie man will: bei der Interpunktion vor *clunibus* kommt die Disjunktion schief und unlogisch heraus.

3. Die in V. 50 erwähnte Form des Geschlechtsverkehrs, das sogenannte *κελητίζειν*, erfolgte nicht clunibus, sondern cunno. Diese Behauptung bedarf gegenüber der Meinung so vieler namhafter Interpreten des Beweises. Zu ihren Gunsten fällt zunächst der Umstand ins Gewicht, das nirgends (soviel ich weiß) diese Handlung, das *κελητίζειν*, von einer männlichen Person ausgesagt wird, immer nur von Weibern (auch Aristoph. Thesm. 153 ff. spricht nicht dagegen); und doch hätte sie, wenn sie von den Weibern clunibus ausgeübt worden wäre, auch von männlichen Personen ebenso vollzogen werden können, und dies wäre

sicherlich nicht unterblieben. Also wird diese Handlung eben cunno vollzogen sein. — Wenn ich nicht irre, geht dies auch aus Ovid. A. a. III 777 f. hervor, nach dessen Urteil dieses Verfahren nur einem kleinen Weibe möglich ist. Kämen nun dabei die clunes zur Verwendung, so würde sich bei jedem kauernden Weibe, auch bei einem großgewachsenen, die Länge der Oberschenkel mit der der Unterschenkel kompensieren. Wenn es sich aber darum handelt, den cunnus in niedrige Stellung und geeignete Haltung zu bringen, so wird das einem langbeinigen Weibe unmöglich sein. — Auch aus der unten zu erwähnenden, m. E. richtigen Deutung von Hor. Sat. II 7, 64 wird sich dasselbe ergeben. — Eine Art von Leitfaden auf diesem Gebiete des Wissens, mit besonderer Berücksichtigung des Altertums, ist das Buch: Antonii Panormitae Hermaphroditus; primus in Germania edidit et apophoreta adiecit F. C. Forbergius. Dort findet man S. 43 folgendes Epigramm:

Quum mea vult futui, superincubat Ursa Priapo,
Ipse suas partes sustineo, illa meas.
Si iuvat, Ursa, vehi, moveas clunemque femurque
Parcius, aut inguen non tolerabit onus.
Deinde cave reduci repetas ne podice penem;
Quamvis, Ursa, velis, non mea virga volet.

Das futui soll natürlich cunno ausgeführt werden, und der Redende verlangt ausdrücklich, daß die sich hebende und senkende Ursa bei letzterer Bewegung nicht etwa einmal podice statt cunno seinen penis aufsuche. In der Anmerkung wird diese figura Veneris identifiziert mit dem *Hectoreus equus* bei Ovid A. a. III 778 und Mart. XI 104, 14, sowie mit dem Verfahren bei Apul. Met. II S. 32. Die Apophoreta handeln über diese figura, die übrigens in zwei Variationen ausgeführt werden könne, im ersten Kapitel, S. 213—234, de fututione (welche als opus quod fit per mentulam cunno commissam erklärt wird), nicht im zweiten, S. 234—277, de paedicando (i. e. Veneris genus, quod mentula perficit ope culi). Bei der Erörterung dieser figura in Kap. 1 (S. 220 ff.) ist klar, daß bei ihr der cunnus in Frage kommt; vgl. S. 223: voravit tibi rudem mentulam, Rangoni, heluo cunnus; auch S. 224: cette attitude est du goût de beaucoup de gens, et les dames mêmes y trouvent plus de plaisir. On prétend que Priape va plus au fond, et que la belle par ses mouvemens se procure une volupté plus vive et une libation plus abondante. Allerdings darf ich nicht verschweigen, daß in Kap. 1 auf S. 221 die Horazstelle in dieser Form zitiert wird: *sub clara nuda lucerna clunibus agitavit equum lasciva supinum;* eine Erörterung knüpft sich daran nicht an; der Herausgeber scheint unachtsamer Weise, im Widerspruch zu seiner eigenen Darlegung, das Zitat aus einer Ausgabe entnommen zu haben, welche hinter *caudae* interpungierte. Daß die Geschichte von Gnathainion (Athen. XIII 581 d) im zweiten

Kapitel, also in der Auseinandersetzung de paedicando, verwertet wird, erklärt sich daraus, daß der Verfasser nicht wie heutzutage *ἑξῆς καθιππάσθαι δ' ὑπ' αὐτῆς πεντάκις*, sondern *ἑξῆς καθιππάσαι δ' ἐπ' αὐτῆς πεντάκις* las.

Nach alle dem muß, meine ich, die Verbindung von *clunibus* mit dem folgenden Satze als unrichtig erscheinen; zieht man dieses Wort dagegen zum Vorhergehenden, so ist alles glatt und klar. Zwei Dinge gefallen dem Davus an der meretricula: 1) daß er sie *nudam sub clara lucerna* genießen kann, 2) daß er ihr auf zwei absonderliche, interessante Weisen beiwohnen darf, indem sie entweder einen ungewöhnlichen Körperteil darbietet, *excipit turgentis verbera caudae clunibus*, oder die für ein Weib ungewöhnliche Rolle des Tätigen übernimmt, *agitat equum lasciva supinum*. Die Richtigkeit dieser Auffassung können wir dann durch eine bald darauf folgende Stelle des Horaz, V. 63 f., kontrollieren, wo in derselben Reihenfolge das Gegenteil des Obigen über die ehebrecherische matrona ausgesagt wird: *illa tamen* („dennoch", obgleich du dich um ihretwillen in Gefahr begibst; so fassen das *tamen*, meines Erachtens richtig, Schütz, Kießling-Heinze u. a.) *se non habitu mutatve loco peccatve superne*. Also diese *se non mutat habitu*, d. h. sie legt die Kleider nicht ab; Gegensatz *nudam*. Daß dem obigen *sub clara lucerna* hier nichts entspricht, liegt in der Natur der Sache: wenn die matrona sich nicht entkleidet, macht Hell oder Dunkel für die Lustempfindung des fututor keinen nennenswerten Unterschied. Ferner *se non mutat loco*, d. h. sie läßt in Bezug auf die dargebotene Stelle des Körpers keine Abweichung vom Gewöhnlichen eintreten (zu der technischen Bedeutung von *locus* vergleiche außer Lucr. IV 1034. 1266. 1273 usw. noch z. B. Ovid A. a. III 799 *infelix, cui torpet hebes locus ille, puellast*; Priap. 2 *quod virgo prima cupido dat nocte marito, dum timet alterius volnus inepta loci*; siehe auch über das gleichbedeutende griechische *τόπος* Steph. Thes. s. v. S. 2306); Gegensatz: *excipit turgentis verbera caudae clunibus*. Und drittens: *non peccat superne*, was dem obigen *agitat equum lasciva supinum* entspricht. Daß aber der coitus mutato loco und das *superne peccare* durch die sprachliche Verbindung so völlig parallel neben einander gestellt werden, ist wieder ein neuer Beweis dafür, daß das *superne peccare* nicht etwa eine der Unterarten des coitus mutato loco ist.

136) H. Röhl, Zu Hor. Epist. I 17, 22. (Bisher nicht gedruckt).

Meiser hat in den Blättern für das Gymnasialschulwesen XL (1904) S. 696 f. auf die Übereinstimmung zwischen Aristot. Eth. Nicom. IV 14 (1128 a 34) und Hor. Sat. I 4, 34 f. hingewiesen und damit zugleich die Lesung bei Horaz in evidenter Weise gesichert: *καὶ οὔτε ἑαυτοῦ οὔτε τῶν ἄλλων ἀπεχόμενος, εἰ*

γέλωτα ποιήσει = *dummodo risum excutiat, sibi non, non cuiquam parcet amico.* Es ist klar, daß Horaz, dessen Schriften ja auch sonst von eifrigem Studium des Aristoteles Zeugnis ablegen, kurz bevor er die Satire I 4 schrieb, das betreffende Kapitel der Nikomachischen Ethik gelesen hatte und jener Satz des Aristoteles ihm noch wörtlich im Gedächtnis haftete.

Eine ähnliche Reminiscenz scheint mir bei der Epistel I 17 vorzuliegen, wo sie meines Wissens bisher nicht beachtet ist. Wenn Horaz dort V. 21 f. sagt; *tu poscis vilia rerum* (auf die Lesung dieses letzten Wortes kommt es hier nicht an), *dante minor, quamvis fers te nullius egentem*, so finden sich die beiden Ausdrücke *dante minor* und *nullius egentem* in Eth. Nic. IV 8 (1124 b 13 f., 17 f.) wieder: *ἐλάττων γὰρ ὁ παθὼν εὖ τοῦ ποιήσαντος*, und: *μεγαλοψύχου δὲ καὶ τὸ μηδενὸς δεῖσθαι ἢ μόγις.*

Und wenn ich nicht irre, so bringt der Nachweis dieser Reminiscenz auch einen kleinen Nutzen für das Verständnis des Horaztextes. Ob in V. 22 *nullius* Maskulinum oder Neutrum ist, darüber sind die Herausgeber uneins. So entscheiden sich von Neueren für das Maskulinum: Orelli-Mewes, Schütz, Wegehaupt, Wickham, Rasi, Tentori; dagegen für das Neutrum: L. Müller, Kießling-Heinze, Krüger, Brugnola. Für das Neutrum pflegt auf Epist. II 3, 324 *praeter laudem nullius avaris* verwiesen zu werden; indes ergibt sich aus dieser Stelle doch nur, daß bei *nullius egentem* die Auffassung des *nullius* als Neutrum nicht von vornherein als sprachlich unzulässig abzulehnen ist. Für das Maskulinum bin ich in diesen Jahresberichten XXVIII S. 29 eingetreten und setze das dort Gesagte hier noch einmal her: „Was findet denn der Cyniker an Aristipps Verhalten unwürdig? Doch, daß dieser sich von Königen abhängig macht; und demgegenüber rühmt er selbst sich, daß er niemand nötig habe. Also im Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein patronisierender Wohltäter liegt der Unterschied; er kann nicht liegen in dem Vorhandensein großer oder garkeiner Lebensbedürfnisse. Denn darüber, daß auch er etwas zum Leben braucht, kann sich dieser Cyniker garnicht täuschen; er weiß, daß er ohne *olus* nicht leben kann. Aber weil er nur geringe, für die Geber so wertlose Dinge fordert, daß die Geber keinen Anspruch auf Dankbarkeit erheben, und weil er diese geringen Dinge bald von diesem, bald von jenem Manne aus dem Volke sich kann geben lassen, täuscht er sich über das Vorhandensein eines Abhängigkeitsverhältnisses und fühlt sich wie jeder Bettler frei, nicht weil er gar nichts zu bedürfen wähnte, sondern weil er sich von niemand (hier liegt der Irrtum; richtig: von keinem Bestimmten, Einzelnen) abhängig glaubt. In diesem Punkte bedarf der Cyniker der ihm nun in V. 21. 22 zu teil werdenden Belehrung, daß jedes Empfangen ein Sich-Unterordnen in sich schließt. So stehen also in V. 22 *dante*

minor, quamvis fers te nullius egentem die Worte *dante minor* und *nullius egentem* im Gegensatz (vgl. Orelli-Mewes), und *nullius* ist Maskulinum". Aber das hat, wie solche Darlegungen oft, nicht jeden Andersdenkenden überzeugt; wenigstens erwiderte J. Häußner in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1903 S. 1546: „. . . . Nach V. 20 *equus ut me portet, alat rex, officium facio, tu poscis vilia* ist vielmehr ganz deutlich auf die Lebensbedürfnisse abgehoben. Aristipp ordnet sich unter, um gut und vornehm zu leben, während der Cyniker sich zwar der Unabhängigkeit rühmt, aber doch, da es nun einmal keine absolute Bedürfnislosigkeit gibt, um die allergemeinste Notdurft betteln und sich so doch unterordnen muß. Wie bei *vilia poscere* ist auch bei dem ihm entgegengesetzten *nullius egere* nur an Sachliches zu denken". Nunmehr entscheidet, meine ich, die Aristotelesstelle für das Maskulinum; denn daß *μηθενός* Maskulinum ist, kann nach dem Zusammenhange nicht zweifelhaft sein: *μεγαλοψύχου δὲ καὶ τὸ μηθενὸς δεῖσθαι ἢ μόγις, ὑπηρετεῖν δὲ προθύμως, καὶ πρὸς μὲν τοὺς ἐν ἀξιώμασι καὶ εὐτυχίαις μέγαν εἶναι, πρὸς δὲ τοὺς μέσους μέτριον.* Im Sinne des Aristoteles ist übrigens, wie man sieht, *δεῖσθαι* hier nicht sowohl = *egere*, als vielmehr = *rogare*.

Berichtigung.

Auf S. 64 des vorigen JB. habe ich dem Verse Epist. II 2, 75 eine besondere Beweiskraft für die Interpunktion von Versen eines gewissen Baues zugeschrieben. Dies ist ein auf einem Schreibfehler beruhendes Versehen, insofern in diesem Verse nicht *canis fugit*, sondern *fugit canis* überliefert ist. Der Vers hat also vor den demnächst angeführten an Beweiskraft nichts voraus.

Folgende Publikationen haben dem Referenten noch nicht vorgelegen.

Horace, Odes, metrical translated by various authors, selected by S. A. Courtauld. London 1908, Bickers. 292 S. 12.

Horace, Odes et Epodes. T. I er. (Les auteurs latins expliqués d'après une méthode nouvelle par deux traductions françaises, l'une littérale et juxtalinéaire, l'autre correcte et précédée du texte latin avec des arguments et des notes, par une société de professeurs et de latinistes). Traduites par E. Taillefer. Paris 1908, Hachette. 207 S. 16.

A. Langenhorst, De scholiis Horatianis quae Acronis nomine feruntur quaestiones selectae. Dissert. Bonn 1908. 54 S. 8.

A. Bednarowsky, Horatii lyricorum apud Cochanowium vestigia. Programm, Brodach 1908. 42 S.

M. Schuster, De C. Solii Apollinaris Sidonii imitationibus studiisque Horatianis. Wien 1909. 74 S. gr. 8.

Zehlendorf bei Berlin. H. Röhl.

4.

Vergil.

I. Über den Dichter und seine Werke.

1) **Homerischer Hymnenbau nebst seinen Nachahmungen bei Kallimachos, Theokrit, Vergil, Nonnos und anderen, erschlossen durch Arthur Ludwich.** Leipzig 1908, S. Hirzel. XII u. 380 S. 8. 10 ℳ, geb. 12 ℳ. — Vgl. Lit. Zentralblatt 1909 Sp. 20 f. ('ob die Grundidee durchdringt, mag die Folge zeigen' Pr-z); D. Litt.-Ztg. 1909 S. 933 ('gründlich verfehlt' K. Kuiper); C. Rothe im JB. über Homer 1909 S. 220—222.

C. Rothe, dessen Gefälligkeit ich es verdanke, daß ich den Vergilforschern aus diesem Werke des Königsberger Meisters berichten kann (denn der Verlag hat meine Bitte um ein Exemplar abgeschlagen; und die Königl. Bibliothek zu Berlin macht durch die modernen Beschränkungen dem, der außer der Wissenschaft auch ein amtliches Tagewerk betreibt, eingehendes und zusammenhängendes Studium solcher Arbeiten leider schwer oder unmöglich), hat aus dem Inhalt herausgehoben, was für die 'höhere' Homerkritik von Bedeutung ist; mit seinem Urteil über die ganze Frage hält er gegenüber diesem 'ersten Anlauf' noch zurück.

Auch wir haben hier nicht zu prüfen noch gar zu entscheiden, inwieweit Ludwichs Angaben und Ansichten über die griechischen Vorgänger Vergils zutreffend und förderlich sind. Aber, um zu verstehen und zu würdigen, was er über Vergil auf S. 306 ff. vorträgt, müssen wir über Gedankengang und Beweismaterial der ganzen, ebenso energischen wie festgefügten Arbeit einen objektiven Überblick nehmen, in dem wir uns bemühen, nichts zu übergehen, was als Einzelerscheinung oder als Glied der Entwicklung für Vergils Bukolika von Wichtigkeit sein könnte.

Arthur Ludwich, der eine Gesamtausgabe der kleineren Homerischen Gedichte plant, hat an dem Hermes-Hymnus gefunden, daß die beiden Zahlen, die der Dichter selbst gleich im Proömium als bedeutungsvoll hervorhebt[1]), auch zum formalen Aufbau des Lobgesangs benutzt sind, dessen 580 Hexameter sowohl in 58 zehnzeilige als auch in 145 vierzeilige Perikopen (ohne regel-

[1]) V. 11 *τῇ δ' ἤδη δέκατος μὲν οὐρανῷ ἐστήρικτο*, V. 19 *τετράδι τῇ προτέρῃ τῇ μιν τέκε πότνια Μαῖα.*

mäßigen Sinnabschluß) teilbar sind. Diese Gliederung deutet auf einen Zusammenhang mit religiöser Zahlensymbolik; der Hymnus tritt in Beziehung zum Kultus und zur religiösen Lyrik mit ihrer musikalischen und orchestischen Begleitung: die Stropheneinteilung der chorischen Lyrik hat in den Perikopen des hexametrischen Hymnus ihr passendes Seitenstück. 'Nur ein gänzlich Uneingeweihter kann Anstoß an der Tatsache nehmen, daß die alten Hymnendichter sich oft von vornherein lieber auf ein sinnvolles Zahlenschema festlegten als dem blinden Zufall oder gar der Formlosigkeit überließen' (S. 35—42). Ebenso haben in Theokrits Herakliskos (auch Herakles war am vierten Tage als Zehnmonatskind geboren) die Perikopenzahlen 4 und 10 die Bedeutung von heiligen Symbolen (S. 150).

Apollo war am siebenten Monatstage geboren; diese Zahl bestimmt den formalen Aufbau des Homerischen Apollohymnus, der auch hieratischen Charakter trägt; die zweite sakrale Zahl, die dem Aufbau zu Grunde liegt, ist die generell heilige Drei, die für den gefeierten Gott auch spezielle Bedeutung hat: $546 = 78 \times 7$ und $= 182 \times 3$ (S. 159 f.). Derjenige Text von Homers Ilias-Proömium (A), den Aristarch für echt hielt, war ganz ebenso aufgebaut und gegliedert: $567 = 81 \times 7$ und $= 189 \times 3$ (S. 196). — An der Siebenzahl hält Kallimachos für seinen Apollohymnus fest, der, mit Ausschluss von V. 44, aus 4×4 Heptaden besteht (S. 222). — Dieselbe hieratische Zahl wie Apollo hat Pan; der Homerische Hymnus auf ihn besteht aus 7×7 Versen, ist also nur durch eine Zahl gegliedert (S. 242).

Der größere Homerische Aphrodite-Hymnus (V) soll die Vierzahl verherrlichen, welche Liebesglück bedeutet; von seinen 294 Versen sind nämlich die zwei Schlußverse[1]) als eine selbständige Formel rein persönlichen Charakters (ἔπαθμα) hier nicht dem Zahlenorganismus der 73 (11; 31 + 31) Tetraden einverleibt (S. 257).

Der Homerische Selenecyklus (hymn. H. 27—33) enthält drei auf Gottheiten astralen Ursprungs bezügliche Hymnen von je 19 Versen; jeder läßt sich in 4 Tetraden und 1 Triade als Nachgesang zerlegen. Die Gesamtzahl 19 hat, wie sich aus Diodor II 47 ergibt[2]), nicht bloß eine sakrale, sondern zugleich auch siderisch-chronologische Bedeutung; sie erinnert an den neunzehnjährigen Metonischen Cyklus (etwa 432 eingeführt), der das Mond- und Sonnenjahr in Einklang zu bringen versuchte (S. 288). Dieser Cyklus erforderte immer nach Verlauf von je 63 Tagen einen

[1]) χαῖρε, θεά, Κύπροιο ἐυκτιμένης μεδέουσα· σεῦ δ' ἐγὼ ἀρξάμενος μεταβήσομαι ἄλλον ἐς ὕμνον.

[2]) λέγεται δὲ καὶ τὸν θεὸν (Apollon) δι' ἐτῶν ἐννεακαίδεκα καταντᾶν εἰς τὴν νῆσον, ἐν οἷς καὶ αἱ τῶν ἄστρων ἀποκαταστάσεις ἐπὶ τέλος ἄγονται· καὶ διὰ τοῦτο τὸν ἐννεακαιδεκαετῆ χρόνον ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων μέγαν ἐνιαυτὸν ὀνομάζεσθαι.

ἐξαιρέσιμον. Beide Metonische Zahlen hat Aristophanes zur Verspottung des Neuerers in das Projekt des Peithetairos (Aves 451—626) hineingeheimnißt, jedenfalls angeregt durch vorhandene Kunstwerke mit ähnlicher Zahlenmystik (S. 299). Daß die poetische Kunst sich dieser Zahlensymbolik für den symmetrischen Aufbau 'bemächtigt hat, ist noch lange nicht so wunderbar, als die Gleichgiltigkeit, mit der moderne Philologen den massenhaften Zeugnissen dafür lieber auszuweichen pflegen, statt sie als einen gar nicht unwichtigen Kulturfaktor zu begreifen' (S. 301).

Der formgebende Einfluß der Metonischen Zahlen 19 und 63 äußert sich höchst auffällig in den Idyllen Theokrits, so der der kleineren in V und VII: 'ob damit etwa das Lebensalter der beiden jungen Hirten symbolisiert werden sollte', läßt L. dahingestellt (S. 302). Die größere 'hat den Vorzug, die beliebten triadischen und heptadischen Systeme Apollinischer Weihelieder in sich zu vereinigen ($7 \times 9 = 63$), und dies ward vermutlich die Ursache ihres häufigen Gebrauchs. Leicht ließ sich das Zahlensymbol 63 durch Teilung in verschiedene Perikopenreihen gliedern'. So ist Theokr. IV aus $14 + 35 + 14 = 63$ Zeilen zusammengesetzt, wobei die Zahl 63 'keinen ersichtlichen Selbstzweck mehr' hat; sondern 'nur die zusammenhaltende Summe der kleineren Glieder darstellt'; von den 81 Zeilen des XI. Idylls entfallen 18 auf das πρόοιμα, und $(8 \times 7) + 7$ (nämlich V. 80 f. und die ans Ende zu stellenden Verse 72—72) $= 63$ bleiben (S. 304).

Die sicilische Bukolik führt zu den Eklogen Vergils, der auch in der formellen Symmetrie der Anlage dem Theokrit viel verdankt, der 'ihm sogar seine versteckte Zahlensymbolik abzulauschen verstand. Nicht die ältere griechische Hymnenpoesie mit ihren vorwiegend sakralen Formen nahm er sich zum Muster, sondern die mehr profane, hauptsächlich auf Symbolisierung gewisser Zeiträume und 'goldener' Zahlen gerichtete Kunst'. Die beiden Metonischen Zahlen hat Vergil in ganz ähnlicher Art wie Theokrit verwendet, die kleinere in der 5. und 9. Ekloge, die größere in ecl. 1—4. 'Selbst die Zerlegung dieser Zahlen erfolgt bei dem Römer meistens mit derselben künstelnden Sorgfalt und Genauigkeit wie bei dem Griechen' (S. 307).

Aus den Wiederholungen, die in den Hymnen an Götter von Anbeginn gebräuchlich waren und von der jüngeren sakralen und profanen Lyrik aufgenommen wurden, entstand der Schaltvers oder Refrain am Anfange oder am Ende der Strophe. In Anlehnung daran nutzte ihn Theokrit als Perikopenteiler für stichisch gebaute Gedichte, wobei die Anzahl der Schaltverse bedeutsam ist. Denn der Refrain ist bei den alten Bukolikern weder rein musikalisch noch hat er 'unter allen Umständen ehemals eine strophenabschließende oder gar strophenbildende Bedeutung gehabt', wie er sich ja auch mitunter parenthetisch mitten in einen Satz eindrängt (S. 321). Der Epitaphios auf Bion (Mosch. III) ist in zwei

gleiche Abschnitte von je 63 Versen geschieden; alle seine Teile sind durch 7, 'das uralte musische Zahlensymbol', teilbar (S. 338). Die Refraindichtung Vergils (ecl. VIII) ist 'fast völlig nach dem Muster der griechischen Symbolik' (S. 346).

Den arithmetisch genau berechneten Aufbau und die gesamte Zahlenmystik, welche durch die antiken Götterhymnen in die alexandrinische Bukolik hineingekommen sind, hat noch Nonnos gekannt (S. 348). 'Das kann doch nun nicht mehr in Frage gestellt werden, daß die bukolische Poesie bei Griechen und Römern formell von der Zahl und von deren symbolischer Bedeutung regiert wird' (S. 352). Neben den religiösen Beziehungen der Zahlensymbole bestehen weltliche: 'ein enger Zusammenhang besteht zwischen den Buchstabenzahlen jeweilig hervorragender Götter- und Menschennamen einerseits und den arithmetischen Verhältnissen im architektonischen Aufbau von Gedichten anderseits' (S. 357); unter den Beispielen für die Übereinstimmung zwischen der Buchstabenzahl der Namen und der regierenden Perikopenziffer stehen Vergils VII. und X. Ekloge. Eine allgemein giltige symbolische Bedeutung wohnt den zu dichterischen Zwecken dienenden Zahlen nicht inne. Die Zahlensymbolik ist mehr und mehr zur Zahlenmystik ausgeartet (S. 360).

Ludwich sagt gelegentlich von dem Werke eines anderen Gelehrten: von Nutzen war es indessen gewiß, daß auf die versteckten Probleme der fast so unschuldig wie leichte Tändeleien dareinschauenden Idyllen einmal wieder energisch die Aufmerksamkeit hingelenkt wurde. Dasselbe gilt auch von seinem Werke, mindestens in Beziehung auf Vergil; denn ein Problem liegt hier zweifellos vor. Otto Ribbeck hat in der G. d. R. D. II (S. 33 der 1. Aufl.) darüber klar und vorsichtig gesprochen (vergl. S. XXIII seiner Ausgabe 'in usum scholarum'); aber seine Versuche, gleichartige Gliederung durchzuführen, und ebenso die von W. H. Kolster, übten gegen den Text selbst und gegen dessen Überlieferung zu viel Gewalt, um als Lösung anerkannnt werden zu können. Ludwich nimmt auch bei Vergil weder Interpolationen noch Lücken an, ebensowenig Versumstellungen; indem er trotzdem eine formelle Harmonie des Aufbaus fordert und findet, regt er dazu an, die Forschung nach der Komposition der Eklogen auf neuem Wege aufzunehmen, und gibt dafür beachtenswerte Fingerzeige. Auch hier werden wir weder tadeln noch verzagen dürfen, wenn es beim 'ersten Anlauf' nicht gelingt, die so verwickelte Frage zu lösen. Es ist bei dem Standpunkt, den wir hier vertreten, berechtigt, wenn wir von Vergils Bukolika ausgehen und uns auch auf sie beschränken. Unsere eigentliche Aufgabe ist, unabhängig von jeder anderweitigen Kompositionstheorie zunächst einmal festzustellen, was dem unbefangenen Betrachter der einzelnen Eklogen vorliegt[1]).

[1]) Wer danach strebt, die vorliegenden Erscheinungen in einen größeren

I. Von der ersten Ekloge gibt L. auf S. 310 folgendes Schema, das als Beispiel für seine Art dienen mag:

A Vs. 1—10	M 5	10		
	T 5			
B Vs. 11—73	M 8	15		63 Verse
	T 7			
	M 1			
	T 9	13		
	M 4			
	T 6			
	M 13			
	T 5	15		
	M 10			
C Vs. 74—83	M 5	10		
	T 5			

Er merkt dazu an: 'Vs. 26 (M) und 40—45 (T) ergänzen sich zu 7 Versen. Die äußere Gliederung des ganzen Mittelstückes ist: $7 \times 9 = 63$. Den Vorzug aber erhielt, soweit es möglich war, die innere Gliederung nach 3 und 5'. Ich empfinde nach V. 10 und vor V. 74 wohl Einschnitte, aber nicht Abschnitte und sehe mich dadurch veranlaßt, das Kunstwerk ohne Gedanken an die 'größere Metonische Zahl', die in dieser Ekloge, wenn auch 'verhüllt', verwendet sein soll (S. 309), selbständig zu betrachten.

Des Meliboeus Worte V. 1—5 geben die Exposition der aktuellen Situation. Aus diesem Grunde bricht, wie aus der Morgenröte der leuchtende Sonnenball, scheinbar plötzlich und unvermittelt, und doch als natürliches Ergebnis, die Empfindung des Tityrus hervor in dem Bekenntnis 'deus nobis haec otia fecit', dessen überraschendes Stichwort er durch die Aussage 'erit ille mihi semper deus' wiederholend bestätigt und durch 'ille, illius, ille' mit starker Betonung aufnimmt (V. 6—10). Daran schließen des M. Worte 'non invideo, miror' sich unmittelbar an[1]); indem

---

Zusammenhang einzureihen, und nicht dazu neigt, sich durch tyrannische Schlagwörter schnellfertiger Rezensionen verblüffen zu lassen, sei auf das Material hingewiesen, das ich in den 'Studien über die Kompositionskunst in der Aeneide' z. B. auf S. 16. 23. 37. 51. 111f. 162. 164. 211. 227. 241 vorgelegt habe; ferner auf die größeren unter den nicht tetrastichischen Liedern des Horaz ('Studien über die Liederbücher des H.' S. 176 ff.); endlich auf die Dispositionsschemata, durch die ich in der Untersuchung 'Albius Tibullus' (S. 406 s. v.) meine Analysen darzustellen versuche. Was gegen eine von diesen soeben F. Jacoby im Rhein. Mus. 1909 S. 603 äußert, mag der, dem eine wissenschaftliche Frage durch Anwendung von Schlagwörtern und Kraftausdrücken noch nicht für entschieden gilt, mit den ausdrücklichen und klaren Angaben vergleichen, die ich über Zugehörigkeit und Zweck von V. 57 f. der Elegie auf S. 224. 230. 231 des 'A. T.' gemacht habe.

[1]) Auch seine folgenden Worte *undique — quercus* gehören nicht, wie Ludwich will, mit V. 19 ff. zusammen.

er das 'miror' erläutert, deutet er, damit die Exposition ergänzend, hin auf die allgemeine, in seinem typischen Schicksal augenfällige Not der Zeit und des Landes, die durch den Zorn der Götter verhängt zu sein scheint (V. 17: de caelo tactas quercus), so daß es nur scheinbar ein Abbruch der Schilderung (sed), in Wirklichkeit ein durch den Gegensatz (tamen) heraufgeführter, seit den Worten von V. 6 f. in ihm ruhender Gedanke ist, wenn er jetzt nach dem von T. genannten (iste) Gott fragt (V. 11—18).

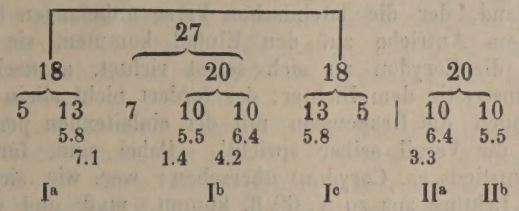
Zum Bescheide auf das damit gestellte Thema holt T. weiter aus. Die Schilderung der durch Vergleich noch vorstellbaren Welthauptstadt (V. 19—25) bildet die Unterlage und Vorbereitung für das *hic* V. 42. 44; solcher Residenz entsprechend mag sich M. 'illum iuvenem' vorstellen (V. 42; auch V. 44 kehrt *ille* wieder). Indes wird des begeisterten T. Redefluß abgebrochen durch des M. Frage nach dem Anlaß, der den ländlichen Hirten in diese Großstadt geführt hat; von V. 26 darf der V. 27 schon um der grammatischen Ergänzung willen nicht abgetrennt werden. Mit der 'causa Romam videndi' zugleich lernen wir die Persönlichkeit des T. näher kennen (V. 26—35); und was wir aus der auf seine Romreise zurückgehenden Bemerkung des M. über seine neue Liebe und über die Anteilnahme der Natur erfahren, läßt ihn uns vollends der in Rom empfangenen Gnade würdig erscheinen. In diesem Kolon (V. 36 ff.) hängen die ersten Worte des T. (V. 40 f.) einerseits durch 'quid facerem' und auch durch 'servitio exire' mit dem Vorhergehenden näher zusammen; andererseits finden an dem *alibi* und auch an dem Ausdruck *divos* die Worte 'hic illum vidi' Anschluß. Mit V. 45 (pascite ut ante boves) ist der Bescheid auf die Frage 'iste deus qui sit (qui tuas errare boves permisit)' abgeschlossen.

Den aus neidloser (V. 11) Mitfreude quellenden Erguß des M. hat der Dichter unverkennbar in zwei mit 'fortunate senex' (V. 46. 51) anhebende Teile zerlegt; den größeren davon hat er ebenso durch 'hic, hinc, hinc' gegliedert. Dem *ergo* des M. entspricht das *ergo* des T. (V. 59). Mit dem Schwur 'nunquam nostro illius labetur pectore voltus' (V. 63) kommt die Gedankenreihe, die mit dem Bekenntnis von V. 6 f. begann, zum harmonischen Abschluß.

In V. 64 ff. klingt eine andere Note als dankbarer Preis des gnädigen Gottes; die geschichtliche Lehre 'en quo discordia cives produxit miseros' gibt jetzt den Grundton an. Der Schmerz, in die Ferne und Fremde zu müssen und die trauliche Heimat vielleicht nie wiederzusehen (V. 64—69), wird noch verbittert durch den Gedanken, die Frucht der eigenen Arbeit in Feld und Garten und Weinberg den rohen Kriegsknechten überlassen zu müssen. Die Bitterkeit steigert sich bis zu der schneidenden Ironie des (ohne jeden Zweifel zum Vorhergehenden zu ziehenden) V. 73 'insere nunc Meliboee piros, pone ordine vites'; die hier aus 'bis

consevimus' zu entnehmende Ergänzung 'quibus hi fruantur' noch auszusprechen, versagt dem Verzweifelten die Stimme (vgl. ecl. 9, 50 'insere piros: carpent tua poma nepotes'; dazu auch den Spruch 'serit arbores quae alteri saeculo prosint'). So nimmt M. schnell Abschied (V. 74—78), und T., seine Stimmung verstehend (tamen), drängt ihn nicht, zu bleiben (V. 79—83).

Das Ergebnis unserer Betrachtung der ersten Ekloge läßt sich so darstellen:



Wir haben aus klaren inneren Gründen die 18 Zeilen der Teile I^a und I^c in Kola von 5 und 13 Zeilen zerlegt. Eine äußere Bestätigung dafür scheint in der Tatsache zu liegen, daß in beiden Teilen dem M. im ganzen 13, dem T. 5 Zeilen zufallen; in dem Herzstück I^b hat M. hinwiederum 5 Zeilen und T. $7 + 9 + 6$ Zeilen, die man vielleicht als $13 + 9$ (nämlich + V. 27 —35) auffassen darf. Im Teil II, der mit der veränderten Grundstimmung auch andere Rhythmen zu bringen scheint (weder 9 noch auch 7 ist mehr Maßzahl) hat T. wieder 5, dagegen M. 15 Zeilen. In der ganzen Ekloge hat demnach T. 37 und M. 46 (also vielleicht $37 + 9$) Zeilen.

Daß wir mit der Abtrennung von II und mit der Abgrenzung von I^a. I^b. I^c den Sinn des Dichters getroffen haben, glauben wir zuversichtlich; unsere Gliederung von I^b halten wir wohl für die am meisten indicierte, aber doch nicht für die einzig mögliche. Sicher also ist (je entschlossener wir waren, Ludwichs Schema abzulehnen, desto mehr hat auch uns dies Ergebnis überrascht), daß der Hauptteil $I^{a.b.c}$, der eine Art Hymnus auf Oktavian in bukolischer Einkleidung ist, aus 7 (nämlich $2 + 3 + 2$) $\times$ 9 Zeilen besteht und die nach Ludwichs Beobachtung merkwürdig oft begegnende Gesamtzahl 63 aufweist. Wir denken nicht daran, sie hier Metonisch zu nennen. Aber da erstens wohl nicht mehr die Rede davon sein kann, daß der Dichter dieser Ekloge die Zeilenzahlen der Abschnitte dem Zufall überlassen habe; da zweitens es sich gerade um C. Julius Caesar Octavianus handelt und 'alte Beziehungen des Julischen Geschlechtes zum Apollokulte'[1]) feststehen (man lese nur, was Sueton c. 94 von Atia und dem Vater Octavius zu erzählen weiß; vgl. Kießling zu Hor. c. I 2, 32): so

[1]) Worte von G. Wissowa (Rel. und Kultus der R.), auf die Ludwich S. 314 zur 4. Ekloge hinweist.

sind wir berechtigt, die vorliegende Tatsache zum Zweck zureichender Erklärung in Zusammenhang zu setzen mit der Eigentümlichkeit der Zahl 63, die Ludwich in den oben S. 147 angeführten Worten festgestellt hat.

II. Von der zweiten Ekloge Vergils sagt Ludwich S. 311: 'Nach Abzug der 5 + 5 Verse, die er auf Einleitung und Schluß verwendete, bleiben für Corydons Liebesklage $7 \times 9 = 63$ übrig, die große Metonische Zahl'; er meint nämlich von V. 69—73: 'niemand, der die lateinischen Verse unbefangen liest, wird aus eigenem Antriebe auf den Einfall kommen, sie als eine Mahnung, die Corydon an sich selbst richtet, anzusehen. Sie gehören unstreitig dem Dichter: das fordert nicht allein ihr Sinn, sondern auch die Responsion mit der einleitenden pentadischen Perikope, die Vergil selber spricht'. Dabei sind, fürchte ich, V. 56 f. (rusticus es, Corydon) übersehen; wer, wie sich gehört, von ihrer Lektüre aus zu V. 69 ff. kommt, muß und wird auch diese als Selbstansprache des endlich zur Besinnung kommenden Corydon auffassen, der V. 6—73 spricht. Also von Responsion (worunter man doch ein innerliches Verhältnis versteht) der 'Schlußpentade' des Corydon mit der Einleitung des Dichters kann vorerst nicht die Rede sein; auch von 'Metonischer' Zahl hätte L. hier überhaupt nicht sprechen sollen. Um festzustellen, ob äußerlicher Parallelismus zwischen V. 1—5 und V. 69—73 anzunehmen ist, können wir nicht umhin, in die Disposition der Worte, die der Dichter den Corydon sprechen läßt, einzudringen, — falls eine Disposition vorhanden ist; denn nach V. 4 sollen es ja 'incondita' sein.

C. sucht erstens, den Alexis zum Mitleid mit seiner Lage zu rühren ('nil nostri miserere' ist das Stichwort des Abschnitts; übrigens wird, wer die rhetorische Steigerung der drei Kola beachtet und das *denique* verständlich machen will, auch hinter *coges* ein Fragezeichen setzen). Wie dieser Abschnitt mit 'o crudelis Alexi', so beginnt mit 'o formonse puer' V. 17 ein neuer Absatz, mit 'ne crede colori' an den Schluß des ersten (tu candidus) anknüpfend. Jetzt beginnt die eigentliche Liebeswerbung durch Hinweis auf die persönlichen Vorzüge (nec qui sim quaeris) des liebenden Hirten: auf seinen äußeren Reichtum, auf seine bukolische Gesangeskunst (vgl. V. 6: mea carmina) und seine, mit Daphnis vergleichbare (nec informis = formosissimus) Gestalt (V. 17—27). Daran schließt sich, mit 'o tantum libeat' nachdrücklich eingeführt, durch *mecum* in V. 28 und 31 gegliedert, die Einladung zu gemeinsamem Genuß der bukolischen Freuden (V. 28—33; die Interpolationstheorie liegt auch für diese Ekloge im Grabe, und gern schleppen wir mehr Steine hinzu). An das zweite Glied (Pan calamos coniungere instituit) anknüpfend (nec te paeniteat calamo trivisse labellum), erfolgt zur Umrahmung des Lockrufs 'mecum' erneute Werbung durch Angebot berufsgemäßer

Gaben des liebenden Panjüngers; voran geht diesmal, sodaß es wieder (wie V. 23—27) mit der Ladung 'mecum' sich unmittelbar berührt, Ideelles und Individuelles: Unterricht im Flötenspiel durch den auch um sein Instrument beneideten ersten Maestro unter den Lebenden; es folgt (praeterea) Materielles: zur Variation gegenüber V. 20—22 diesmal 'duo reperti capreoli', doch auch nicht ohne persönliche, wertsteigernde Note (nec tuta valle reperti). Dabei ein schwacher Versuch, Eigensucht und Eifersucht des Geliebten zu erwecken; alles wieder mal vergebens (quoniam); Schluß 'sordent tibi munera nostra' V. 44, wobei das *nostra* zu beachten ist: was ich dir zu geben habe. Die Werbung ist mißlungen.

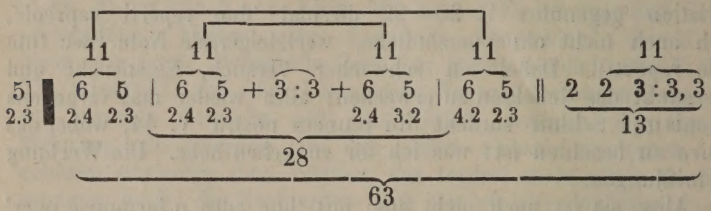
Aber sie ist noch nicht aus; mit 'huc ades o formonse puer' hebt C. noch einmal an (vgl. V. 17), weil — je nun, zunächst weil V. 6—16 noch kein symmetrisches Gegenstück hat; die Existenz von V. 45 ff. ist ein Beweis strophischer Komposition der Ekloge. Aber in der Notlage hat sich die Kunstfertigkeit unseres Meistersingers bewährt. Sein Corydon, bisher als schlichter Hirt erscheinend, der von sich aus, denkt man, nun nichts mehr zu bieten hat (denn auch das Edelobst ist nicht als 'eigenes Gewächs' seines Gehöfts charakterisiert, so daß es nicht Zufall ist, wenn in den zusammenfassenden Worten 'nec munera curat Alexis' V. 56 *nostra* wohl noch gedacht, aber nicht mehr ausgedrückt wird) — er zeigt sich nicht nur in der Wahl anderer Geschenke, sondern auch in der Darstellung der Blumengabe (V. 45—50) und im Arrangement der Fruchtschale (V. 51—55) als Mann von poetischem Geist (vgl. V. 6: mea carmina) und von elegantem Geschmack. Freilich hat er sich damit auf ein fremdes Gebiet begeben, auf dem ein städtischer Rival ihn eher bei Alexis ausstechen könnte; so wird — das ist der innere Zweck des Abschnitts — im Stillen die Wendung des Gedankens vorbereitet, die in V. 56 f. hervortritt.

Mit den Worten 'rusticus es, Corydon' setzt ein neuer Teil ein, der einen ganz anderen Ton anschlägt; den wohlgeordneten Werbungsstanzen folgen die abgebrochenen Schmerzensschreie des am Erfolg Verzweifelnden. Er fühlt, daß er, wie in 'deliratio', sich selbst zu Grunde richtet. Aber nur einen Augenblick bleibt er noch sinnend stehen. Ihm ist, als sähe er den Verblendeten von der alten Heimstätte der Schäferliebe zur Stadt enteilen, wo der Krieger sein Kulturleben führt; als müsse er ihm nacheilen, wie von unwiderstehlichem Naturtrieb gedrängt. Wie er so aus dem Schatten der Buchen (V. 3 f.) aufs Feld hinauskommt, sieht er zu seiner Überraschung (auch *aspice* = ἠνίδε ist Selbstanrede) den *βουλυτός* und die Sonne (vgl. V. 8—13) im Sinken; der Tag vergeht, die Liebe besteht.

Mit den Worten 'a Corydon, Corydon' setzt wieder ein Neues ein: dem Paroxysmus der Leidenschaft folgt die Ernüchterung.

Zwar die halbe Tagesarbeit ist versäumt; doch können die Abendstunden noch nützlich verwendet werden, es liegt nötige Arbeit vor.

Hiernach können wir den Aufbau der zweiten Ekloge so veranschaulichen:



Darin, daß dem großen Hauptteil ein kurzer Abgesang mit veränderter Stimmung folgt (V. 56 ff.), gleicht der Aufbau dem der ersten Ekloge. Aber nicht hierin allein besteht die Disharmonie, die der Dichter mit *incondita* von *haec* aussagt (V. 4). Es kommt hinzu, daß auch V. 69 ff. eine völlig neue Stimmung eintritt. Diese fünf Verse gehören mit zu *haec*; aber sie gehören wirklich nicht zu der aus Liebeswerbung (V. 6—55) und Liebesklage (V. 56—68) zusammengesetzten bukolischen Elegie an Alexis; diese schließt mit dem bezeichnenden Gedanken: nullus modus adest amori. Was folgt, ist poetische Form der Mitteilung: haec ubi locutus pastor Corydon domum ad opus suum rediit iamiam alium Alexim quaesiturus; so steht diese Pentade doch nicht nur in äußerlichem Parallelismus zu V. 1—5. So verbleiben die 63 Verse 6—68 wirklich als ein besonderes Ganzes für sich, und wir haben zu prüfen, ob die durch ihr wiederholtes Auftreten auffällige Zahl hier zufällig herausgekommen ist; tritt doch weder 9 noch 7 als Maßzahl hervor.

Ludwich, der die Zahl auch hier nicht erklärt (denn daß er sie 'die große Metonische Zahl' nennt, ist eben keine zureichende Erklärung), bietet uns doch das Material zum Verständnis dessen, was vorliegt.

Aus dem Hauptteil hebt sich das Mittelstück V. 17—44 ab, die eigentliche Werbung des *βουκόλος* als solchen. Das sind 28 Zeilen, so daß als Maßzahl 7 zu Grunde liegen könnte. In dem Herzstück des Ganzen (V. 28—33) ist nicht zu verkennen, wie der Hirtengott Pan geflissentlich und ausführlich hervorgehoben wird, ohne daß der nächste Zweck Corydons zu einer derartigen Verweilung, wie sie die von Ribbeck zu Unrecht ausgewiesenen Verse 32 f. doch enthalten, ausreichenden Anlaß zu bieten scheint. Wozu vor allem hier die Aetiologie 'Pan primus calamos coniungere plures instituit'?

'Plures' heißt es, um das Neue an der Erfindung hervorzuheben. Es sind sieben; und daran denkt auch Vergil: 'est mihi septem compacta cicutis fistula' betont gleich darauf (V. 36)

Corydon. Nun erklärt sich alles Rätselhafte mit Ludwichs Hilfe; die Sieben ist, wie er S. 241 feststellt, die hieratische Zahl Pans, die dem Homerischen Pan-Hymnus zu Grunde liegt (vgl. was oben S. 146 zu diesem und S. 147 zu Mosch. III angeführt ist). Werfen wir dazu noch einen Blick auf Theokrits, dem Vergil so wohlbekannten Thyrsis, dessen Aufbau mir etwas anders zu sein scheint, als Ludwich S. 317 f. annimmt. Es sind nach der Überlieferung gerade 63 Verse, die seinen ersten Teil ausmachen; darin wird Pan V. 3 (*μετὰ Πᾶνα τὸ δεύτερον ἄθλον ἀποίσῃ* sagt Th.) und V. 16 (*τὸν Πᾶνα δεδοίκαμες* sagt der Aipolos) erwähnt. Des Thyrsis Worte V. 64. 65 stehen als Vorwort für sich; auch Vergil hat, wie wir aus ecl. 10, 9 f. schließen dürfen, V. 66 als Anfang der eigentlichen Nänie auf Daphnis aufgefaßt. Diese selbst aber besteht nach der Überlieferung aus 28 (V. 66—93) + 28 (V. 94—121) und einem Abgesang von 21 Versen (122—142), in dem Daphnis dem *ἄναξ Πὰν* seine Syrinx vermacht, also im ganzen aus 77 Zeilen (11×7); als Schluß des ganzen Gedichts stehen 3 + 7 Verse (143—152) für sich.

Darnach kann kein Zweifel sein, daß für die 28 Zeilen unserer Ekloge 7 die maßgebende Grundzahl und daß die Gesamtzahl 63 (9×7; in der ersten Ekloge dagegen 7×9) auch hier nicht zufällig ist. Dahingestellt bleiben mag, ob es Berechnung oder Zufall ist, daß die Liebesklage des Corydon (V. 56—68) 13 Zeilen ausmacht. Ludwich betrachtet nämlich (S. 318) die Dreizehn als 'ein Symbol unglücklicher Liebe', und in der dort von ihm behandelten Daphnis-Nänie (Theokr. I) entsprechen die deutlich erkennbaren Kola (13 + 13 : 2 = 28) der ersten Hälfte des Hauptteils (s. oben) dieser Auffassung in überraschendem Maße (V. 66—78, mit *Δάφνις ἐτάκετο* beginnend, mit *Δάφνι, τίς τν καταιρύχει; τίνος τόσσον ἔρασαι* schließend; und V. 79—91, mit *τάκεαι* beginnend und schließend, in der Mitte V. 85 *ἃ δύσερώς τις ἄγαν καὶ ἀμήχανός ἐσσι*). Ich persönlich halte, wenn ich die Künstlichkeit des ganzen Schemas unserer Ekloge und ihre Zahlenmystik im Großen bedenke, auch in dieser Einzelheit Berechnung unseres Meistersingers, und zwar eben in Anlehnung an Theokrits Schema, für wahrscheinlich.

Völlig sicher ist, daß die 63 auch hier nicht 'Metonisch' ist. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß durch unsere Analyse des Gedichts Ribbecks Verwerfung von V. 32 f. als ganz verkehrt, wenn auch seiner Zeit nicht unbegreiflich, erwiesen ist und daß V. 39, den auch Kolster verwarf, durch die Symmetrie gesichert wird, ohne solches Schutzes zu bedürfen; denn sein Inhalt schützt ihn zur Genüge ('die Wiederholung legt Gewicht auf die Person des Redenden' sagt Voß treffend, und auch der Gedanke 'es war nur Torheit, daß Amyntas scheel sah' paßt als indirekte Bestätigung und als Ergänzung von V. 35 in den Zusammenhang), und Anlaß seines nun endgiltig beendeten Exils war nur, daß er einem aufgezwungenen Strophenschema sich nicht fügen wollte.

III. Von den 111 Versen der dritten Ekloge, die den distichisch ausgefochtenen Wettstreit des Menalcas und des Damoetas enthält (V. 60—107), sagt Ludwich S. 311 mit Recht, daß sich dieser '48 zeilige Teil scharf von dem übrigen, dem 63 zeiligen abhebt'; ob aber dieser 'aus einer Reihe ungleicher Perikopen besteht' und ob hier die größere Metonische Zahl vorliegt (S. 309), bedarf nach dem, was wir bisher feststellen konnten, der Nachprüfung. Ludwich, der von der dritten Ekloge ebensowenig ein Schema bietet wie von der zweiten, bemerkt nur noch, die Gesamtzahlen der Zeilen des M., des D. und des Palaemon seien alle durch 3 teilbar; auf M. kämen Pentaden, auf D. Tetraden; dann schließt er mit den Worten: 'dem gekränkten D. wurde als Genugtuung die Glückszahl zu Teil'; eine so wackelige und schiefe Stütze der Theorie wäre schlimmer als gar keine, Wir laden Ludwich ein, mit uns den Aufbau des Gedichts und die Zusammensetzung der 63 Verse etwas genauer zu betrachten.

An das, von der aktuellen Situation ausgehende Gezänk des Menalcas[1]) mit Damoetas (V. 1—15) schließt sich der Wortwechsel

---

[1]) Man ahnt, warum der Eifersüchtige (V. 4) dem Daphnis das Geschenk zertrümmerte (V. 13 'perverse Menalca'), nachdem ihn Damoetas mit 'viris tamen' in Beziehung auf seinen Vorwurf 'Aegon Neaeram fovet' zurechtgewiesen und mit dem masculinen Pronomen *qui* an den Pranger gestellt hat. Es macht ihm (V. 66. 70. 74. 83: mihi solus Amyntas) nichts aus, ein Mädchen zu verpfänden (V. 107: Phyllida solus habeto), in deren Kammer er, um des Damoetas 'mitte mihi' in gemeinsamer Verhöhnung ihres bösen und häßlichen Galans Iollas (vgl. ecl. 2, 57) zu überbieten, schon solch Schäferstündchen verlebt haben will, daß die Schöne ihn noch nicht aus den Armen lassen mag und ihm vom Fenster weithin noch nachruft: wir hören das sehnsüchtige 'vale' noch heute verhallen (V. 79), unbeirrt durch die neueren Editoren und Interpreten (wie unersetzlich ist doch der gute Johann Heinrich Voß noch nach über hundert Jahren!), die trotz der parallelen Wendung des Damoetas an Iollas V. 76 (die Wiederholung des Anrufs mit dem Namen verstärkt den höhnischen Klang), nach 'me discedere' (dulci opere peracto; darauf deutet *amo* mit femininem Object ohne weiteres) und neben 'formose' unsere Phyllis dem Iollas Valet sagen lassen, und zwar 'weithin vernehmlich', damit M. nicht 'sich zurückzieht', sondern 'zum Umkehren' vom Wege solches Rückzugs 'veranlaßt werde'! — Damoetas ist mit Amaryllis auseinander (V. 81); von Galatea (vgl. ecl. 1,30) will er schon mal hinter einen Busch gelockt sein (V. 64), aber genossen hat er bis jetzt nur schöne Worte, freilich so viele, daß nur ein Teil davon sich zu erfüllen braucht (V. 73), und seine Liebesgaben sind auch erst in Aussicht genommen (V. 68), so daß er gelegentlich Phyllis haben möchte (V. 76): denn er vergeht vor Brunst (V. 101). Er bezeichnet zwischendurch (V. 68) seine Angebetete mit 'meae Veneri' (und bestimmt ihr daher Tauben), wohl nicht, um sich als einen Anchises darzustellen ὃς βουκολέσχεν βοῦς, sondern um den M. zu übertrumpfen, der, weil er dem Amyntas zur Eberjagd Netze tragen darf (vgl. Tib. IV 3), sich V. 67 so ausgedrückt hat, als ob Diana (vgl. ecl. 7, 29), um ihn zur Jagd abzuholen (V. 5 Tibulls: abducit venandi Delia cura), sein Gehöft regelmäßig besucht; auch mit Phoebus tut er V. 62 intim wie mit einem Hausfreund.

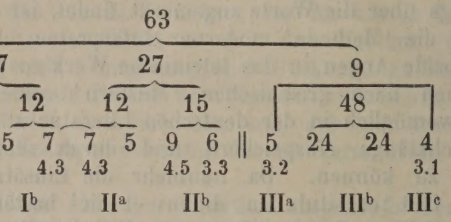
über den angeblichen Sieg des D. über Damon (V. 16—27). Infolge dessen erbietet sich D. zu einem Wettgesang mit M. und beide setzen ein, jener eine Kuh, dieser Becher (V. 28—39). Aber vergebens preist M. die Kunst seines Einsatzes, D. besitzt schon zwei Becher mit denselben Vorzügen und meint, neben seinem Einsatz sei der des Gegners minderwertig; darin findet M. den Versuch einer Kneiferei und erklärt, auf jegliche Bestimmung des Gegners einzugehen. Das ist (vgl. Voß) der im Zusammenhange von selbst sonnenklare und völlig sichere Sinn der Worte 'nunquam effugies; veniam, quocumque vocaris' (V. 49); was man neuerdings über die Worte angemerkt findet, ist ein typisches Beispiel für die 'Methode' moderner Interpreten, die, statt zunächst einmal beide Augen in das lateinische Werk zu graben, gleich mit dem einen nach griechischen 'Mustern' schielen und mit dem andern womöglich in der deutschen Literatur stöbern, um belanglose Nachklänge einspeichern und durch schiefe Überschriften blenden zu können. Da nunmehr die Einsätze gut und gleich sind (V. 109 'et vitula tu dignus et hic' bestätigt, daß auch M. für verpflichtet gilt, dem Gegner im Fall des Sieges den von diesem V. 29 eingesetzten und V. 48 verlangten Preis zu geben), da auch ein Unparteiischer erscheint, sind die Vorbereitungen zum Kampf vollendet (V. 40—54).

Der Wettkampf selbst, den Palaemon V. 55—59 ordnet, erfolgt in zwei gleichmäßigen Gängen von je 6 distichischen Tetraden (V. 60—83; 84—107). Während der erste Teil, vom Proömium abgesehen, mit elegischer Färbung die persönlichen Liebeshändel der beiden zum Gegenstand nimmt, ist der zweite allgemein bukolisch gehalten und wahrt, abgesehen von der Einlage über Gönner und Gegner der ländlichen Muse Vergils (S. 84—91), den ursprünglichen Charakter solcher Improvisationen bukolischer Wettsänger. Der Richter (S. 108 ff.) erklärt sich außer Stande, den Streit um den Vorrang nach diesem Wettkampf durch Entscheidung für einen zu schlichten; beide verdienen den gleichen Preis. Wie er, als ein älterer Mann gedacht (vgl. Voß), vorher eine allgemeine Bemerkung über die günstige Gelegenheit zum Vorhaben der beiden eingeflochten hat (V. 56 f.; vgl. ecl. 5, 1—7; 7, 12 f.; auch 9, 40—2) — er hat, scheint es fast, Lieder auf die jetzt gerade so schöne Natur erwartet —, so schließt er jetzt, die persönlichen Erlebnisse der beiden (V. 64—83. 101; vgl. auch 107) ins allgemein Menschliche erhebend und, an die aus dem Berufsleben bekannten Gefahren (V. 92—103) eine Warnung aus allgemeiner Lebenserfahrung knüpfend, mit einem Spruch (vgl. Voß): 'Hört noch eins (et), ihr jungen Leute: Liebe bringt leicht Leid'. Dann geht er weiter, seiner Arbeit nach (V. 111).

Ich lese also V. 110, indem ich dem ersten (aus Angleichung an das zweite entstandenen) *aut* ein *h* hinzufüge, *et, quisquis amores haud metuet, dulces — aut experietur amaros* und über-

setze: 'wird ihre Freuden erfahren — oder aber auch ihr Leid'. Denn, *vitula* 'verallgemeinert' als 'Preis' zu interpretieren (wie einst Spohn und Jahn und jetzt Deuticke), woran sich 'eine Empfehlung des bukolischen Minnesangs' schließen soll (so schon Jahn; s. Heyne-Wagner S. 122), ist bei richtiger Auffassung von V. 48 f. (s. oben) meines Erachtens unmöglich, und damit wird Leos geistreicher Erklärung von 'aut dulces aut amaros' der Boden entzogen.

Darnach bietet die dritte Ekloge folgendes Bild:



Eine äußere Bestätigung für unsere Zerlegung der 27 Zeilen von I und II in 15 und 12 finden wir (ganz ebenso wie in der I. Ekloge, wo auch dieselbe Umstellung der Kola vorliegt; s. oben S. 151), in der Tatsache, daß in beiden Teilen dem M. im ganzen 15, dem D. im ganzen 12 Zeilen zufallen oder vielmehr, da an Zufall jetzt kaum noch zu denken ist, von Vergil zugewiesen worden sind. Ob es Zufall ist, daß das Kolon von I^b, das die 'fistula (cera iuncta)' zweimal nennt und der einfachen 'stipula' gegenüberstellt (V. 21—27), gerade aus 7 Zeilen zusammengesetzt ist (vgl. die Grundzahl von ecl. 2, 17—44; oben S. 154), mag dahingestellt bleiben; die Grundzahl von I + II ist hier jedenfalls die Neun (wie in der I. Ekloge). Da nun die Kola III^b und III^c nicht nur dadurch zusammengehören, daß P. sie spricht, sondern auch, wie wir sahen, inhaltlich zusammenhängen und verwandt sind (S. 157); da ferner III^a durch die Ausmalung in V. 56 f. und ebenso III^c durch den Zusatz 'et quisquis-amaros' über das Maß des inhaltlich Notwendigen hinaus erweiterter scheinen: so dürfen wir es nach allem, was wir bisher beobachteten, nicht für Zufall halten, daß sie 5 + 4 = 9 Zeilen ausmachen. Somit muß die Tatsache, daß die Ekloge mit Ausschluß von III^b aus 63 (7×9) Zeilen besteht, auf Berechnung unseres Meistersingers zurückgeführt werden; und wir können uns nicht der Aufgabe entziehen, nach einer zureichenden Erklärung der Tatsache zu forschen.

Die Erwägungen, die uns bei ecl. 1, 1—63 und 2, 6—68 an eine 'heilige Zahl' als Maßzahl glauben ließen, versagen hier offenbar völlig. Die Annahme, Vergil habe in der 3. Ekloge wieder dieselbe Zahl genommen wie in der älteren zweiten, würde (auch abgesehen von der verschiedenen Grundzahl) nicht ausreichen;

denn die Eklogen pflegen, wie wir sehen werden, auch im Aufbau charakteristische Eigentümlichkeiten zu zeigen; von einer 'goldenen' Zahl als festgelegtem Maße zu reden, was Ludwich öfter tut (S. 307. 315), bedeutet nicht viel anderes als auf Erklärung des vorliegenden Falles zu verzichten. Das möchten wir nach den Ergebnissen, die wir mit Ludwichs Hilfe bei den vorigen Gedichten fanden, doch nicht ohne weiteres.

Das Rätsel, vor dem wir stehen, ist nicht das einzige, das die Ekloge auch uns aufgibt; sie enthält deren noch drei, und ein Zusammenhang der Fragen ist methodisch nicht ausgeschlossen. Mit zwei von diesen Rätseln ist man, scheint mir, gar zu leicht fertig geworden; ich meine die, welche die Hirten einander aufgeben V. 104—107. Zu V. 106 f. belehren uns die Kommentare, von den ältesten bis zu den neuesten, mit 'inscripti flores' seien Hyacinthen gemeint, mit 'regum' H. und Aias; es sieht wahrhaftig aus, als hätten sie gemeint, damit des Rätsels Verständnis zu verraten. Aber daß Vergil gewollt haben soll, daß für seine Hirten, welche die Hyacinthe und ihre Bedeutung für Apoll kennen (wie zum Überfluß V. 62 f. unserer Ekloge ausdrücklich bezeugen), jene Umschreibung des Namens rätselhaft erscheine, ist doch, ganz gelinde gesagt, gar zu einfältig; und vor allem fragt M., der, wie sein Wetteinsatz V. 107 zeigt, die Antwort für wertvoll und nicht für kinderleicht hält, gar nicht 'qui flores nominibus regum sint inscripti', sondern 'quibus in terris nascantur'. Wenn Servius dazu bemerkt 'captiose *quibus in terris* dixit; hyacinthus enim ubique nascitur flos', so macht er aus dem, was sicher ein geistreiches Spiel sein soll, eine platte Albernheit; und, was noch schlimmer ist, er beachtet nicht, daß Vergil nicht sagt 'ubi inveniuntur' (*ποῦ φύονται*), sondern 'quibus in terris nascuntur' (*ποῦ γῆς ἔφυσαν*): wo geht ihr Werden vor sich? Er denkt also an Lakonien (Amyklae) und an Troas, und er meint, nach dem Plural zu schließen, als Antwort die beiden Ländernamen. Wenn man auf den Numerus weniger Gewicht legen wollte (er könnte allenfalls durch die gleichen Worte der parallelen Frage des D. V. 104 veranlaßt sein), so könnte die Frage auch Entscheidung für das eine oder das andere Land erzielen oder auf der angenommenen Unmöglichkeit einer Entscheidung beruhen.

Die Frage 'quibus in terris'[1]) hat bekanntlich Euphorion erörtert in dem, durch glücklichen Zufall uns weiterhelfenden Fragmente, über das zuletzt Skutsch 1901 (Aus Vergils Frühzeit S. 80) gehandelt hat. Ich schreibe es hier hin, weil mir Vergils 'inscripti' (vgl. auch V. 63) wie ein Nachklang aus der Ferne zu tönen scheint.

---

[1]) Vgl. Kallimachos 1 4 ff: *σὲ μὲν Ἰδαίοισιν ἐν οὔρεσί φασι γενέσθαι, σὲ δ' ἐν Ἀρκαδίῃ.*

πορφυρέη ὑάκινθε, σὲ μὲν μία φῆμις ἀοιδῶν
Ῥοιτείης ἀμάθοισι δεδουπότος Αἰακίδαο
εἴαρος ἀντέλλειν γεγραμμένα κωκύουσαν.

Soviel ist nun sicher: in V. 106 f. steckt eine literarische Anspielung, die auf Euphorions Ὑάκινθος zurückgeht, sei es unmittelbar, sei es vermittelt durch einen cantor Euphorionis; daß Vergil sich nicht scheute, eine solche Anspielung seinen Hirten in den Mund zu legen, wissen wir ja aus V. 84 ff. eben dieser Ekloge. Diese Verse locken zu weiterer Kombination, die zu ihrem Verständnis beizutragen scheint. Denn was Kießling zu Hor. c. II 1, 12 über Vergils Worte 'Polio et ipse facit nova carmina' bemerkt, ist unglaublich; nicht einmal P. selbst konnte das aus dem Ausdruck *nova* herauslesen, geschweige daß überhaupt ein Leser hier bei dem schlichten Worte *carmina* auf dramatische Dichtungen kommen konnte. Besseren Anhalt in Wortlaut und Zusammenhang scheint mir die Hypothese zu haben, daß V. 106 f. auf eine wunderbar neue (V. 86) Dichtung des Polio anspielt, in der die beiden Versionen des Blumenmythus bedeutsam hervortraten, vermutlich im Proömium; daß diese Dichtung nicht bukolisch war, zeigt V. 84 'Polio amat nostram, quamvis est rustica, musam'; es war also vermutlich eine Elegie alexandrinischen Stils. Daß Polio auch erotische Gedichte verfaßt hat, wissen wir ja (Teuffel, GRL [1] § 208, 2 a); die Berechtigung, ihn den cantores Euphorionis einzureihen, bestätigt uns der jüngere Plinius, der ep. V 3 für seine versiculi (Schanz GRL II [1] § 446) als auctores 'quorum non seria modo verum etiam lusus exprimere laudabile est' nach einander nennt 'C. Calvum, Asinium Pollionem, M. Messalam' [1]).

In nüchterne Prosa übersetzt bedeutet also die Rätselfrage des M. für den eingeweihten Zeitgenossen einen ehrenden Hinweis des Dichters und Herausgebers Vergil: Kennst du, Leser meiner Ekloge, auch schon Polios 'Hyacinthus'? Anlaß dieses Kompliments ist ein anerkennendes Urteil des Gönners über ein älteres bukolisches Gedicht Vergils (vermutlich die zweite Ekloge); darauf gehen die Worte Vergils V. 84 f. (Pierides, vitulam lectori pascite vestro) zurück.

Nun verstehen wir, denke ich, den ganzen Abschnitt V. 84 ff. etwas besser [2]); wir begreifen auch, hoffe ich, daß dieses Rätsel,

---

[1]) Von Messala dürften die in Vergils Catal. IX bezeugten Bukolika (vgl. JB. 1909 S. 142) gemeint sein. Plinius' weitere Worte 'inter quos vel praecipue numerandus est P. Vergilius' beziehen sich wahrscheinlich auf die Catal. (JB. 1909 S. 175; vgl. S. 180 Anm.).

[2]) Sinn und Zusammenhang von V. 88—91 hat Voß (S. 143. 145; ich citiere nach der Ausgabe Altona 1797) verstanden, was mir zweifelhaft ist bei Neueren, die, nach Theokrit schielend, bei V. 89 von einem 'beglückenden Aufenthalt', einem 'Dichterparadies' reden, statt die Worte als stoffliche Erläuterung zu 'idem canat quod te nuper incohasse gaudet' aufzufassen im Gegensatz zu den verkehrten Urteilen und Gedichten eines Bavius und Maevius.

das so unbedeutend erschien, den Abschluß bildet. Das Moment, das Vergil zur Konzeption dieser Ekloge begeisterte, war nicht das Bedürfnis, Theokritische Steine mit Fleiß zusammenzubauen; es war vielmehr das Gefühl und Verlangen des Dichters, in seiner Weise dem Polio Dank und Ehre darzubringen (vgl. JB. 1909 S. 168. 164 über ecl. 6. 10).

Der Trumpf, den er den M. zuguterletzt ausspielen läßt, ist um so wirksamer, als er nach dem parallelen Rätsel, das der Aufbau des Ganzen erforderte, überrascht. Denn wenn auch die Aufgabe eines Rätsels an sich der Sitte dieser Hirten entspringt, so werden wir doch nach dem feinen Zusammenhang des ganzen Wettgesangs im Inhalt des ersten Rätsels (V. 104 f.) eine besondere Beziehung zu ländlichem Leben und Treiben (V. 92—103) voraussetzen dürfen; ebenso dürfen wir andererseits vermuten, daß auch in dem ersten Rätsel schon etwas Literarisches steckt. Ganz sicher aber können wir sein, daß die fragenden Worte 'quibus in terris', wo sie zum ersten Mal stehen, vollkommen zutreffend für die Antwort geformt sind. Wenn also wirklich Vergil selbst mit dem Witz von dem Mantuaner Caelius unverständigen Fragern eine Nase gedreht haben sollte (ich gestehe, daß mich trotz aller Zeugennamen der alten Erklärer sein angeblicher Ausdruck 'se grammaticis crucem fixisse' bedenklich macht), so mag das eine ganz nette und für den Menschen Vergil (vgl. catal. 8: Sabinus ille) charakteristische Anekdote sein, aber des Rätsels 'quibus in terris' Lösung ist es nicht. Des Servius 'cuiuslibet loci puteus' steht auf demselben Niveau wie sein 'ubique nascitur' von der Hyazinthe. Aber zwischen diesen verfehlten Deutungen sagt Servius folgendes: alii vero volunt puteum significari, qui est in Syene, parte Aegypti, quem ad hoc nimiae altitudinis philosophi effoderunt, ut probarent locum illum esse solum, quem recto intuitu sol inradiaret: nam VIII Kl. Iul. die, quando in centro suo est sol, lumine suo tam ima illius putei quam summam terram inradiat. sed neutrum horum convenit rustico. Was er berichtet, ist offenbar gute, alte Gelehrsamkeit, die mindestens das Hauptstück der Antwort darbietet; um sein verwunderliches Urteil über Astronomie 'non convenit rustico' zu widerlegen, genügt es, auf V. 40—42 eben unserer Ekloge zu verweisen. Der dort von Menalcas, welcher hier dieses Rätsel des D. lösen soll, genannte und zwar ohne dort erkennbare Absicht des Dichters vor anderen von diesem gewählte Conon, mag er nun Samier sein oder nach Probus (Hagen III 2 S. 330) 'Aegyptius natione', hat als 'Ptolemaeo adsiduus' jene Merkwürdigkeit von Syene (vgl. Pauly-Teuffel RE. VI 2 S. 1528) selbstverständlich gekannt und 'libros de astrologia VII reliquit'; da er 'stellarum ortus comperit atque obitus, ut cedant certis sidera temporibus' (Catull 66, 1—7; vgl. Verg. georg. I 257), ist die Bedeutung seiner Werke für die Landwirtschaft klar. Auf eine seiner Schriften, in

der er den Brunnen von Syene erklärte und dabei entweder den Verlauf des Wendekreises durch andere Landschaften oder anderweitige Brunnen-Observatorien erwähnte, muß also die durch V. 40 vorbereitete und daher lösbare Rätselfrage unmittelbar oder mittelbar zurückgehen.

Damit sind wir an die dritte Frage getreten, die der Dichter uns stellt: quis fuit alter descripsit 'radio totum qui gentibus orbem, tempora quae messor, quae curvus arator haberet? Da die Nennung Conons nicht mehr als willkürlich und zwecklos erscheint, wird man auch bei den folgenden Worten eine Absicht und Zweckmäßigkeit voraussetzen wollen. Aber bei keinem der Namen, auf die man blindlings geraten hat, ist ein Zusammenhang mit dem vorliegenden Gedichte vorhanden; bei keinem (denn Archimedes, dessen Namen 'versu dicere non est', kommt nicht ernstlich in Frage) ist ersichtlich, welchen Grund das Versteckensspiel mit dem Namen haben könnte. Und doch kann es hier nicht Selbstzweck sein, daß M. als vergeßlich charakterisiert wird (anders ist es mit Moeris ecl. 9, 38 ff.); es kann nur Mittel für einen besonderen Zweck des Dichters sein. Die Frage, die formell M. an D. oder auch an sich selbst richtet, ist in Wahrheit ein Rätsel, das Vergil seinem Leser aufgibt; und da die Angaben V. 41 f. auch für den Zeitgenossen zur Lösung nicht ausreichten, muß Vergil doch wohl geglaubt haben, daß sich in seinem Werke sonstwie ein Anhalt finden lasse.

Indem ich diese Aporie mit der anderen, die noch einer Erklärung harrt, kombiniere, finde ich jenen von Vergil zu verlangenden Anhalt in der Gesamtzahl 63 gegeben: der 'alter' ist eben Meton. Daß Meton dasselbe Anrecht, hier verstanden zu werden, hat wie Eudoxos, den man seit Voß zu verstehen pflegt, beweist Columella IX 14 (den Hinweis auf die Stelle verdanke ich Voß, der im Abschnitt von der Bienenpflege sagt: 'nec me fallit Hipparchi ratio quae docet solstitia et aequinoctia non octavis, sed primis partibus signorum confici. verum in hac ruris disciplina sequor nunc Eudoxi et Metonis antiquorumque fastos astrologorum, qui sunt aptati publicis sacrificiis, quia et notior est ista vetus agricolis concepta opinio; nec tamen Hipparchi subtilitas pinguioribus ut aiunt rusticorum libris necessaria est'. Aber ein entscheidender Vorzug Metons vor Eudoxus ist es, daß wir so die rätselhafte Verheimlichung des Namens, die auffällige Ausführlichkeit in der Beschreibung der nicht als Preis verwendeten Becher samt dem Kunstverständnis und der Astronomiekenntnis der Hirten, die hier besonderer Erklärung bedürftige Gesamtzeilenzahl der Rahmendichtung, daß wir, sage ich, all dies in seinem Zusammenhang als Produkt der berechnenden Technik dieses Meistersangs mit einem Schlage begreifen und das Kunstwerk in seiner Art würdigen können: hier haben wir wirklich Ludwichs 'größere Metonische Zahl'.

Wir gingen von der Annahme aus, daß wir den Wettgesang (V. 60—107) aus dem Ganzen herausheben dürften, und betrachteten den verbleibenden Teil; das Ergebnis dieser Betrachtung scheint unser Verfahren zu rechtfertigen. Aber betrachten wir noch einmal das oben S. 158 gegebene Schema der ganzen Dichtung! Je klarer für die Teile I und II die Grundzahl 9 ist, desto bemerkenswerter ist es, daß III^b aus 12 (2×6) Tetraden besteht, wofür man 9×4 Verse erwarten könnte; wie leicht sich so die Maßzahl auch in dem Teil III durchführen ließ, kann man sich veranschaulichen, wenn man aus dem Wettgesang die drei mehr literarischen als bukolischen Tetraden (V. 84—91. 104—107) gestrichen denkt. Ferner dürfen wir nicht vergessen, daß III^b doch keineswegs aus dem Rahmen ganz herausfällt, sondern mit III^a und III^c zusammen den zweiten Hauptteil des Ganzen ausmacht. Dieser ist nun durch die Ausdehnung, welche III^b vom Dichter erhalten hat, 57½ Zeilen groß geworden. Das ist das Dreifache der kleineren Metonischen Zahl. Wer voraussetzungslos das von Ludwich entdeckte Material nachprüft (vgl. oben S. 146) und unseren Versuch, V. 104 f. dieser Ekloge zu verstehen, annimmt, erkennt den sachlichen Zusammenhang, der uns den tatsächlichen Umfang auch des Teils III auf Berechnung und besondere Absicht des Dichters zurückführen läßt.

IV. Von der vierten Ekloge (63 Verse) sagt Ludwich S. 311: 'es ist das einzige Mal, daß Vergil eine der beiden Metonischen Zahlen durch den Umfang des ganzen Gedichtes rein zum Ausdruck gebracht hat'. Denken wir an die Eigenheit der 3. Ekloge, so erscheint die Berechtigung des Namens 'Metonisch' für die vierte fraglich; denken wir an die zweite zurück, so erregt gerade die 'Reinheit' Bedenken: müßten nicht V. 1—3 (und 60—64) hier so gut in Abzug gebracht werden wie dort V. 1—5 (und 69—73)?

Ludwich bietet alsdann den Text nach seiner Perikopentheorie, über die wir, soweit sie Vergil[1]) betrifft, uns hier ein Urteil bilden können. Er rückt die ersten Zeilen der Triaden (V. 1. 4. 7 usw.) etwas ein; nach jeder Heptade läßt er eine Zeile frei; so sehen wir eine Perikope nicht nur mit V. 8. 15. 50 beginnen, sondern auch mit V. 22. 29. 36. 43. 57[2]). Die Struktur, die Vergil bisher erkennen ließ, spricht nicht für eine mechanische Perikopeneinteilung unserer Ekloge.

---

[1]) Wesentlich anders steht es, soviel ich sehe, mit der Annehmbarkeit einer Perikopenabteilung bei den Homerischen Hymnen wegen ihrer Ausdehnung und breiten Darstellung und wegen ihrer ursprünglichen Bestimmung zum musikalisch begleiteten Vortrag (vgl. Ludwich S. 37).

[2]) Wenig glücklich beruft sich Ludwich S. 41 auf Horaz, dessen aus gleichen Versen gebildete Oden nur zum Teil in vierzeilige Strophen zerlegt werden dürfen; s. Anhang 1) und 12) meiner 'Studien über die Liederbücher' (vgl. Wochenschr. f. kl. Phil. 1908 Sp. 1036).

So bedarf es auch hier einer genaueren Analyse. Dabei werden wir Ludwichs gesamte Auffassung des Gedichts und seine Gründe dafür ebenfalls nachprüfen müssen. Der Dichter, meint er, weiß ganz genau, daß der 'modo nascens' sicher ein Knabe wird; 'ein gewöhnliches Kind, wie es Sterbliche zu erzeugen pflegen, ist es mithin jedenfalls nicht'. Für die ganze Welt 'aus dem eisernen ein goldenes Zeitalter zu machen' (V. 8. 6), 'dessen ist einzig und allein ein Götterkind fähig' (vgl. V. 7. 15. 49). Ein Götterknabe, der eben erst (V. 8), im J. 40, geboren wird, 'kann selbstverständlich .. nur ein allegorischer sein'; die Deutung dieser Allegorie gibt der Dichter selbst mit V. 5. Den Beginn dieses 'großen' Zeitencyklus 'personificiert Vergil unter dem Bilde eines Nachkommen oder einer im Wachsen begriffenen Neuschöpfung (V. 49), nämlich eines Knaben, der eben geboren wird und zu der Hoffnung berechtigt, er werde zu segensreichem Jünglings- und Mannesalter heranreifen und dereinst das Leben der Götter (V. 15) in ihrer Gemeinschaft (V. 63) genießen'. Die Gebärerin ist die Zeit (aetas).

Soweit Ludwich, der mehrere der von ihm zitierten Verse offenbar ungenau oder unrichtig auffaßt. Wir möchten, indem wir geflissentlich von allen Parallelen unseres Dichters und von allen Mustern früherer absehen, das Verständnis zu gewinnen suchen, das Polio als erster Empfänger haben konnte, oder wenigstens ein solches, wie es ein Leser des Buches Bukolikon im J. 39 haben konnte; daraus werden wir auf die Absichten des Verfassers, hoffentlich auch auf die Empfindungen des Dichters, einen Rückschluß machen dürfen. Auf dem so genommenen Standpunkt möchten wir eine Reihe von sprachlichen und sachlichen Mißverständnissen vermeiden, die teils durch die Kontinuität der gelehrten Kommentare suggeriert werden, teils auch durch die religiösen Denkformen, die uns die christliche Dogmatik eingeimpft hat, supponiert werden. Es bedarf, scheint mir, zunächst mehr der unbefangenen Feststellung als der gelehrten Erläuterung und Herleitung; wir nehmen dabei nicht ausschließlich auf das vorliegende Buch Rücksicht.

Nach dem Spruch der Sibylle von Cumae ist die vorliegende *aetas* die letzte des bisherigen 'magnus saeclorum ordo'. Der neue *ordo* ist im Werden; aber jene *aetas*, in der er sich vorbereitet, dauert an (vēnit iam = nunc est) als 'regnum Apollineum' (iam regnat Apollo V. 10; vgl. V. 6) von der göttlichen, als 'ferrea' (V. 8) von der menschlichen Seite sich darstellend; die neue Zeit, die als 'Saturnia regna' und 'gens aurea' (V. 6. 9. 11) erscheint, gehört noch der Zukunft an: 'decus hoc aevi inibit' V. 11, 'aspice venturo laetentur ut omnia saeclo' V. 52. Das Neue muß sich während des Alten entwickeln, das alte Wesen muß allmählich vom aufkommenden neuen überwunden werden.

Mit Seheraugen das Neue schauend, erläutert und begründet der Dichter seinen Hauptsatz 'ultima vēnit iam aetas' in den Versen 6—8 (deren Zweck und Bedeutung die herkömmliche Interpunktion verhüllt), und zwar so, daß 'ultima' durch 'ab integro nascitur' und 'ab integro' wieder durch 'iam redit, redeunt; iam nova' erläutert wird. Da zu 'regna' die 'populi regendi' eine notwendige Ergänzung bilden, ist 'nova progenies' selbstverständlich für den antiken Leser die Menschheit der neuen Zeit; weil sie vom Standpunkt der ultima aetas als ein Novum erscheint, das von der göttlichen Weltordnung vorbereitet wird, und weil ihr Auftreten in Parallele steht zu 'redeunt de caelo in terras Virgo et Saturnus', hat der Dichter, den von Lucrez (II 1154) verspotteten[1]) frommen alten Ausdruck von der Herkunft der ersten Menschen mit Wahl aufnehmend und davon, wie christliche Gemüter von dem Ausdruck 'vom Himmel hoch herkommen' fasciniert werden sollten, nichts ahnend, von dieser 'nova progenies' hier gesagt 'iam caelo demittitur', während er nach den Worten 'nascenti puero' und 'ferrea desinet', von dem anderen Gesichtspunkt dieselbe Sache bezeichnend, sagt 'surget gens aurea mundo'.

Bei dem parenthetischen Charakter von V. 5—7 treten die Worte 'tu modo nascenti puero fave, Lucina' um so bedeutender hervor, und zugleich tritt ihr Gedankenzusammenhang mit V. 4 ins Licht: modo, cum ultima illa aetas venit, cum Apollo regnat, nascenti puero[2]). Der Begriff progenies ist es, der den Dichter von jener Vision zur Gegenwart zurückführt; was er dort als gegenwärtig schaute, rückt jetzt in die Zukunft, indem es im Relativsatz auf den einzelnen nascens bezogen wird, quo nascente ferrea gens nasci primum desinet. Das erwartete Kind ist der erste Mensch, der nicht mehr zur ferrea gens gehört, und so ist es der ἀρχηγέτης der nova progenies: ac toto surget gens aurea mundo. Daß der Dichter das noch nicht geborene Kind als puer präsumiert[3]), ist durch die Erwartung, die er an dasselbe knüpft, nicht nur durch den natürlichen Gedanken jedes und besonders des familienbewußten römischen Vaters, veranlaßt und gerechtfertigt. Was erwartet oder verlangt man von dem Dichter eigentlich? Daß er seine hoffnungsfrohe Phantasie durch naturwissenschaftliche

---

[1]) 'haud, ut opinor, enim mortalia saecla superne aurea de caelo demisit funis in arva'.

[2]) Die Erklärer verweisen zu 'tu modo' (als ob *modo* zu *tu* gehörte!) auf Aen. IV 50 'wo auch ein Imperativ folgt'. Dort steht 'tu modo posce deos veniam'; und so sicher wie dort *modo* (modal) zu 'posce veniam' gehört, so sicher gehört es in unserem V. 8 (temporal) zum danebengesetzten *nascenti* und nicht zu dem weit abgetrennten *fave* in V. 10.

[3]) Nach F. Marx (Neue Jahrb. 1898 S. 105) wäre die Ekloge 'kurz nach der Geburt' entstanden.

Überlegung stützt, oder daß er sagt 'nascenti sive puero sive puellae'? Ich will nicht auf Ev. Mt. 1, 21 und Lc. 1, 13. 31 verweisen, weil da eine Ausflucht bleibt; aber was der alte Prophet Jesaja 7, 14 von dem erwarteten Kind seiner Frau sagt, ist eine vollkommene Parallele; außerdem vergleiche man Catull 61, 216 ff. und Aen. IV 328.

Wie der Sohn der ἀρχηγέτης, so soll der Vater ἐπώνυμος der neuen Zeit werden: gerade mit seinem Konsulat wird das freudige Ereignis eintreten, welches das prinzipielle Aufhören der alten Zeit bedeutet (V. 11 f.; hoc = quod puero nascente surget, decus aevi = aurea aetas: 'decus initurum' ist die Zeit und nicht die Person). Da 'te consule' zu den Aussagen 'inibit et incipient' gehört, ist es 'cum tu consul eris'; Polio ist in dem Augenblick, wo der Dichter zu ihm spricht, noch consul designatus: daß er schon als solcher die Geburt eines Sohnes erwartet, stimmt mit dem feststehenden Konsulatsjahr (8 v. Chr.) desselben überein.

Angenommen nun, die politische Lage von 41/40 erlaubte, zu vermuten, daß Vergil V. 8 auf Grund intimer Kenntnis an ein Kind Octavians dachte, und zu glauben, daß er ein Octavian und seine Familie (V. 17. 26. 60—62) angehendes Gedicht gerade dem Polio dedicierte; angenommen ferner, es könne dem Geschmack Vergils entsprochen haben, nach dem Scheitern jener Hoffnung Octavians auf einen Sohn durch Veröffentlichung der mißglückten Huldigung im Buche die peinliche Erinnerung lebendig zu erhalten; alles das als möglich zugegeben, so müßte man doch mit aller Entschiedenheit behaupten: die ehelichen Umstände Polios zu der Zeit widerstreiten jeglicher Beziehung auf ein fremdes Kind[1]). Für den Adressaten der Ekloge, dessen Familienverhältnisse unserem Dichter genau bekannt sein konnten, bestand die Frage, wes Kind gemeint sei, überhaupt nicht: so und nur so erklärt sich vollkommen, daß der Dichter ohne nähere Bestimmung gleich von dem modo nascens puer spricht; aber auch von dem Leser des Buches durfte Vergil voraussetzen, daß er von Polios damals geborenem Sohne wußte und die Worte danach ohne weiteres auf ihn bezog.

Aber ist denn, so höre ich ungeduldig fragen, des Marruciners Asinius Polio natürlicher Sohn 'deum suboles' (V. 49)? Er ist es freilich nicht, aber er wird es nach des Dichters Prophezeiung werden, und er kann es werden durch seine facta und seine virtus (V. 54. 27. 17), so gut wie hac arte Pollux et vagus Hercules enisus arces attigit igneas quos inter Augustus recumbens purpureo bibit ore nectar. Man beachte nur, daß Vergil — bei dem wir nicht nur das Recht, sondern die Pflicht haben, so genau zu sein —

---

[1]) Vgl. F. Marx (Neue Jahrb. 1898 S. 107).

nicht sagt proles (prooles = progenies = Abkomme), sondern suboles: dieses Kompositum bezeichnet den ergänzend einrückenden Nachwuchs; der Angeredete wird in der Götterfamilie, in die er eintritt, gern aufgenommen werden (cara) und ein 'magnum incrementum' ihres Oberhauptes bilden[1]).

Man beachte ferner, daß diese Anrede als 'in caelum ascensurus' sich bei unserem Dichter als Ergebnis anschließt an die Aufforderung (V. 48), seiner Zeit die Bahn der 'magni honores' zu betreten, die den triumphierenden Träger des Imperiums terrarum dominos evehit ad deos. Wir haben in V. 48 f. dieselbe Gedankenverbindung wie in der korrespondierenden Stelle des ersten Hauptteils V. 15—17. Da heißt es zunächst: er wird göttlichen Lebens teilhaftig werden (vgl. V. 63: deus hunc mensa, dea dignata cubili), indem er, der 'heroum laudes' sich zum Muster genommen hat (V. 26 f.), wie diese unter die Götter aufgenommen werden wird (divis permixtos videbit heroas et ab illis videbitur 'divis permixtus' = in heroum divis permixtorum coetum introducetur). Damit ist durch que zur Gedankeneinheit verbunden: pacatum (qui tum pacatus erit; vgl. V. 31—41) reget patriis virtutibus orbem. Das 'regere imperio populos' ist das Amt des consul populi Romani (vgl. Hor. c. I 12, 57: latum reget orbem); ebendahin weist der, wie die Stellung jedem Unbefangenen handgreiflich macht, zu *reget* gehörende Zusatz 'patriis virtutibus'; denn eben (V. 13 f.) ist hingewiesen auf das, was Polio in seiner leitenden Stellung anregen wird. Auch des Vaters Taten wird der Jüngling zum Muster nehmen (V. 26 f.) für seine (V. 54). Freilich ändern sich inzwischen die Zeiten. Polio wird als Konsul den orbis terrarum von den unmittelbar vorliegenden Folgen des bösen Wesens (wenn auch noch nicht von diesem selbst: V. 31 ff.) erlösen, der Sohn wird ihn als solcher 'pacatum' finden (vgl. V. 37 ff.); aber das Amt des Weltregiments wird ihm doch Gelegenheit bieten zu Erweisen männlicher Tüchtigkeit (virtutibus; vgl. V. 27). — 'Tibi succrescat proles quae facta parentis augeat' wünscht Tibull (I 7, 55) seinem Gönner zum Geburtstage.

Wer nach alldem noch für annehmbar hält, daß der Knabe (übrigens auch ein Zehnmonatskind; s. Ludwich S. 149 f.), von dem der römische Dichter in V. 8—17 und 48—62 spricht, ein allegorischer Schemen sein könne, wird durch den Inhalt und durch die Einteilung des Mittelstücks (V. 18—45) endgiltig widerlegt. Denn auch hier wird mit keiner Silbe gesagt oder angedeutet, daß der Knabe das Glück der goldenen Zeit bringt oder bewirkt oder beschleunigt oder erhöht; der allmähliche Übergang der ferrea in

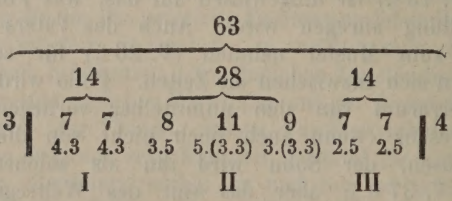
---

[1]) Je genauer man Vergils Worte V. 49 betrachtet, desto klarer wird es, daß V. 398 der Ciris ein unechter Zusatz ist; s. JB. 1909 S. 148 f.

die aurea aetas und die natürliche Entwicklung des Kindes (V. 18) zum Jüngling (V. 26) und Mann (V. 37) gehen nebeneinander her. Für den Abend seines Lebens erhofft der (gegen 30 Jahre alte) Dichter das Glück, von den Taten des jetzt Geborenen singen zu können (V. 53).

Vergil begrüßt durch unser Gedicht den Gönner Polio zu einem doppelten Freudenfest, das ihm bevorsteht: dem Antritt des Konsulats und der gleichzeitigen Erwartung eines Stammhalters. Keins von beiden eignet sich als Grundstoff eines bukolischen Gedichtes. Beide aber bringen ein beginnendes Neues, das Hoffnungen und Wünsche weckt, und die Welt ist erfüllt von Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, nach einer neuen besseren Zeit. Alte Sagen erzählen, daß sie einst war; heilige Sänger künden, daß sie wiederkehren soll. Die Empfindungen des Volks versteht und teilt der Dichter; in seinem Inneren vereinigen sich damit die Gedanken, welche die freudigen Aussichten in Polios Haus anregen. Diese fügt er als goldene Fäden in das Gewebe, das die neue goldene Zeit darstellt; so erhebt er sein Werk über die Bedeutung eines Gelegenheitsgedichtes empor. Als er es im Buch veröffentlichte, war das allgemeine Sehnen noch nicht gestillt.

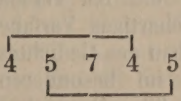
Den Aufbau der vierten Ekloge können wir so veranschaulichen:



Der Aufbau ist so klar erkennbar, daß es nur noch weniger Hinweise bedarf. In ähnlicher Weise wie die Worte 'ultima Cumaei iam carminis aetas' und 'iam regnat Apollo' den ersten Abschnitt von I, umrahmen die Worte 'talia saecla currite' und 'venturo laetentur saeclo' den ersten von III. Nachdem eben (V. 15) der Knabe mit 'ille' bezeichnet ist, hebt sich der Anfang von II 'at tibi puer' deutlich ab; mit 'talia' V. 46, das den Inhalt von II zusammenfaßt, beginnt III. — Die zu Grunde liegende Maßzahl ist offenbar die Sieben; daß die für sich stehenden Zeilen am Anfang und am Ende zusammen sieben sind, ist schwerlich Zufall. I und III haben zusammen soviel Zeilen wie das Mittelstück II. Der Umstand, daß das Ganze neun Heptaden ausmacht, scheint mir hier keine besondere Bedeutung zu haben; mit Meton hat die Gesamtzahl sicher nichts zu tun; sie ergab sich wohl dadurch, daß im ganzen sieben Zeilen für Einleitung und Schluß ausreichten

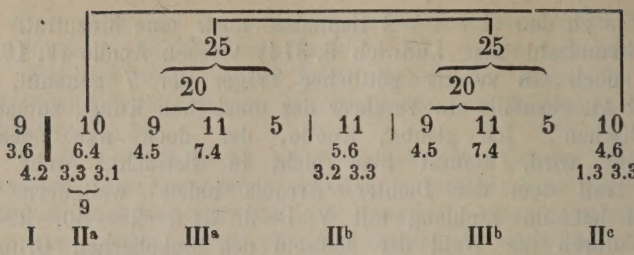
und so zu den 2 + 4 + 2 Heptaden noch eine hinzutrat. Von der Grundzahl sagt Ludwich S. 314: 'Neben Apollo (V. 10. 57) wird noch ein zweiter göttlicher Träger der 7 genannt, Pan (V. 58 f.), ebenfalls ein Verehrer der musischen Kunst, zumal der bukolischen'. Ich glaube, Apollo, der doch nur nebenher genannt wird, kommt hier nicht in Betracht, wohl aber Pan, mit dem der Dichter 'Arcadia iudice' wetteifern will; Vergil hat im Einklang mit V. 1—3. 21 f. 28—30. 39—45 auch durch die Wahl der Maßzahl den bukolischen Grundzug seines Gedichtes wahren und zum Ausdruck bringen wollen (vgl. oben S. 154 f. 158).

V. Die kleinere Metonische Zahl (19) glaubt Ludwich in zwei Gedichten Vergils aufweisen zu können. 'Sie bestimmt den Umfang der Einleitung zum fünften Idyll, das teils äußerlich durch 3 und 5, teils innerlich nach den Wechselreden der Hirten . . gegliedert ist' (S. 307). In einem Schema bezeichnet er V. 1—19 (die er aus 7 + 5 + 7 zusammensetzt) als A, V. 20—80 als B und V. 81—90 (die er aus 7 + 3 zusammensetzt) als C. Von Metonischer Zahl würde hier auch dann schwerlich zu reden sein, wenn die angegebene Einteilung einwandsfrei wäre, was sie durchaus nicht ist. Denn der Teil C, welcher auf die Exposition des Ortes und der Personen (V. 1 ff.) in keiner Weise Bezug nimmt, stellt sich nicht als Schlußteil der ganzen Ekloge dar, sondern nur als formeller Abschluß des Wettgesangs und entspricht als solcher dessen eigentlicher Einleitung, die in V. 10—19 (incipe Mopse prior) dargeboten ist. Ferner gehören die in B eingeschlossenen Verse 45—55 keineswegs mit dem Liede des Mopsus und dem des Menalcas inniger zusammen, als A und B es tun; vielmehr steht dies Zwischengespräch mit A und B auf einer Stufe, von der sich V. 20—44 und V. 56—80 abheben. Wenn endlich Ludwich[1]) von diesen beiden aus je 25 Versen bestehenden Liedern sagt, sie hätten die Form



erhalten, so genügt das auch nicht. Denn offenbar gehören einerseits V. 20—28 (Trauer um den Tod des Daphnis) und andererseits V. 56—64 (Freude über die Apotheose des D.) enger zusammen; ebenso einerseits V. 29—39 (Bedeutung des D.) und andererseits V. 65—75 (Verehrung des D.). Demnach läßt sich der Aufbau der aus 90 Versen bestehenden fünften Ekloge durch die folgende Übersicht darstellen:

[1]) Vgl. Kolster, Vergils Eklogen S. 79.



Als Grundzahlen erscheinen 10 (oder 5) und 9. Aus der Enneade, die den Anfang macht, scheint sich die Dekade durch Zusatz einer Zeile (V. 19) zu entwickeln; die Elf ergibt sich als Komplement der Neun zur Doppeldekade; die Abgesänge der beiden Lieder IIIa und IIIb (V. 40—44 und 76—80) werden durch halbe Dekaden gebildet. Dem inhaltlichen Parallelismus der Teile II^a und II^c (s. oben) entspricht der Parallelismus ihrer nach dem Schema abba geordneten Kola. Daß die Teile I und II^b zusammen eine Doppeldekade ausmachen, wird man schwerlich noch als blinden Zufall betrachten wollen (vgl. oben S. 158. 168).

Warum Vergil diesem Gedichte 9×10 Verse gegeben hat, ist für uns nicht ersichtlich; vielleicht wird eine Ludwichs Hinweisen genauer nachgehende Erforschung der griechischen Bukoliker einmal die Wahl dieser Maßzahlen erklären. Einstweilen müssen wir uns begnügen mit der negativen Feststellung, daß von den Gründen, die Vergils besondere Wahl bei den älteren Eklogen II und III bestimmt zu haben scheinen, hier keiner vorlag und also Gleichheit der Struktur hier nicht erwartet werden darf.

VI. Von der sechsten Ekloge, die 86 Verse enthält, sagt Ludwich nichts; es scheint, daß seine Perikopentheorie und auch die 'Metonischen' Zahlen hier versagen. Aber es ist wenig wahrscheinlich, daß diese Ekloge ganz anders aufgebaut sein sollte als die fünf vorhergehenden, die bei Verschiedenheit im Einzelnen doch im Ganzen ein gleichartiges Verfahren des Dichters zeigen.

Den inhaltlichen Aufbau des Gedichtes haben wir im JB. 1909 S. 166—170 klargelegt, im besonderen den Zweck und die Zugehörigkeit von V. 61—63. Darnach würde es nicht dem Sinne des Dichters entsprechen, wenn man V. 64 ff. als dem Gallus gewidmeten Teil abschneiden und etwa für die davorstehenden 63 Verse auf die unbestreitbare Solennität dieser Zahl verweisen wollte; vielmehr beginnt der für sich stehende letzte Hauptteil schon mit V. 61. In dem ersten Hauptteil des Berichtes über Silens Vortrag (V. 31—60) bezeichnet 'his adiungit' (V. 43) einen zweiten Abschnitt; ebenso zerlegt sich der einleitende Hauptteil von selbst in zwei Abschnitte (V. 1—12; 13—30). Wir können uns den Aufbau der sechsten Ekloge so veranschaulichen:

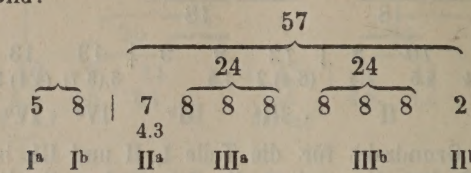
30			30				
	18			18			
12	10	8	12	9	9	13	13
(5.3).4	5.5	4.4	(6.4).2	4.5		3.(3.7)	(4.4).5
I	II		III^a	III^b		IV^a	IV^b

Die eine Grundzahl für die Teile I, II und III ist, wie es scheint, die Sechs, die andere die Zehn oder die Fünf. Zum Zweck der Responsion mit II ist III^b durch die ausführliche Pasiphae-Episode ausgedehnt, in der sich V. 52—60 durch den Tempuswechsel vom Vorhergehenden absondern. Aber warum Vergil hier gerade jene Zahlen gewählt hat, ist nicht ersichtlich. Auch über den Teil IV lassen sich nur ungewisse Vermutungen anstellen. Den Umfang des Abschnitts, der die Dichterweihe des Gallus darstellt (V. 64 ff.), scheint die zweite Maßzahl bestimmt zu haben; daß dieser Dekade drei Zeilen vorgesetzt wurden, könnte daher kommen, daß der korrespondierende Schlußabschnitt (V. 74 ff.) 13 Zeilen erhielt, weil er wenigstens der Hauptsache nach von unheilvoller Liebe handelte (vgl. oben S. 155).

VII. Von der siebenten Ekloge, die 70 Verse zählt, sagt Ludwich (S. 357; vgl. oben S. 148), daß die Wettsänger Corydon und Thyrsis mit ihren je 7 Buchstaben den Umfang bestimmen. Diese Erklärung kann nach den Feststellungen, die sich uns bisher ergaben, nicht mehr befriedigen, um so weniger als in den Wettgesängen selbst die Sieben gar nicht vorkommt. Denn C. und Th. tragen in zwei Gängen jeder je drei vierzeilige Strophen vor (V. 21—44; 45—68). Die Gesamtzahl der vorgetragenen Verse (48) ist hier ebenso groß wie in der III. Ekloge; aber ihr Verhältnis zur Zeilenzahl des ganzen Gedichts (dort 111, hier 70 Verse) ist erheblich anders. Auch hören wir die Vorträge hier nicht unmittelbar aus dem Munde der Wettsänger als einen besonderen Abschnitt ihres Dialogs, sondern im Referat des Meliboeus, der dasselbe mit einführenden und abschließenden Worten umrahmt. Wir können also nicht erwarten, wenn wir hier — wie wir es dort zunächst taten — von den 48 Versen absehen, in dem verbleibenden Rest (V. 1—20. 69 f.) ein relativ selbständiges Gebilde mit besonderem Kompositionsprinzip zu finden. Der Vergleich unserer Ekloge mit der dritten scheint uns zunächst nicht zu fördern.

Ziehen wir die fünfte Ekloge zum Vergleich heran (oben S. 169), so dürfen wir glauben, im Sinne des Dichters zu handeln, wenn wir von dem Rahmen unserer Ekloge V. 1—13 abtrennen als Exposition, die uns mit den Personen bekannt macht und in die Situation einführt; der Bericht des Ohrenzeugen über den Beginn (V. 14—20) und den Ausgang (V. 69 f.) des certamen 'Corydon cum Thyrside' magnum hängt mit dem Wettstreit selbst als innere

Umrahmung enger zusammen[1]). Die siebente Ekloge zeigt also folgendes Bild:



Nunmehr erkennen wir, daß der wiedergegebene Wettstreit mit seiner engeren Umrahmung (7, 14—70) zu vergleichen ist mit dem zweiten Hauptteil der dritten Ekloge (3, 55—111). Wir beobachten, daß nicht nur die Gesamtzeilenzahl des Wettgesangs sondern auch die Summe der umrahmenden Zeilen (dort 5 + 4, hier 7 + 2) übereinstimmt und infolgedessen auch die Teile II + III unseres Gedichtes zusammen gerade 57 Zeilen enthalten. Dort war ein Anlaß für diese Wahl (3×19) ersichtlich; hier müssen wir wohl annehmen, daß der Dichter, der eines Maßes bedurfte, den dort gewählten Umfang des umrahmten Wettgesangs kopierte.

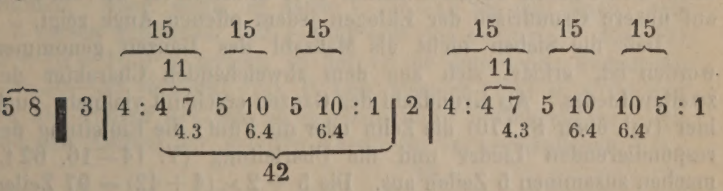
Daß die komplementäre Neunzahl der Umrahmung hier in 7 + 2 zerlegt ist, läßt sich daraus erklären, daß für die ganze Ekloge 7 die eine Maßzahl ist (auch I^a + II^b sind 7 Zeilen). Die Sieben ist wohl nicht gewählt mit Rücksicht auf Phoebus und Delia (V. 22. 29. 62. 64), sondern als eigentliche Grundzahl des bukolischen Liedes (vgl. oben S. 169), auf dessen Charakter V. 4 (Arcades ambo), 24 (arguta sacra pendebit fistula pinu), 26 (Arcades), 33 (Priape) ausdrücklich hinweisen. Das Ganze besteht also aus 10 × 7 Versen. Warum die Zehn gewählt ist, kann man auch hier nicht erkennen; doch läßt sich feststellen, daß ein Grund, aus dem wir hier eine andere Zahl erwarten dürften, nicht ersichtlich ist. Allerdings hätte Vergil den Teil I wohl auch statt aus 13 aus nur 6 Zeilen herstellen können, wodurch 63 Zeilen im ganzen herausgekommen wären. Aber er ist eben, wie sich hier wieder zeigt, nicht darauf ausgegangen, diese Zahl anzubringen; vielmehr hat er sich leiten lassen von dem sachlich berechtigten Wunsche, den Hintergrund, vor dem sich der nur berichtete Wettgesang abspielen sollte, zu einem lebendig und individuell gezeichneten Kleinbilde aus dem Hirtenleben auszugestalten und zu vervollständigen. Ein ähnliches Verfahren des Dichters beobachten wir in V. 13—30 der 6. Ekloge.

VII. Von dem Bau der achten Ekloge, die (mit Zurechnung von V. 28^a) 110 Verse hat, gibt Ludwich S. 346 einen Grundriß, der vollkommen frei ist von den Willkürlichkeiten, durch welche Ribbeck und Kolster selbst für dies Gedicht die strophische Ein-

[1]) Der oben im Schema mit II^b bezeichnete Teil nimmt auf die Situationsangaben im Teil I keine Rücksicht.

teilung diskreditiert haben, und der die Konformität der Hauptteile unverkennbar zeigt. Aber, so bedeutend der Fortschritt auch ist, so verlangt doch auch Ludwichs Zeichnung noch in zwei Punkten schärfere Ausführung, wenn wir von der Kunst und Sorgfalt dieses Meistersangs ein genaues Bild gewinnen wollen. Erstens faßt Ludwich einfach V. 1—16 als Einleitung zusammen, ohne zu bemerken, daß V. 1—13 als Thema und Widmung einen besonderen Abschnitt bilden[1]) und nur V. 14—16 in inhaltlicher Beziehung zu V. 62 f. stehen. Zweitens zerlegt er das Lied des Damon (V. 17—61) in $4+(4+4+3)+(5+6+4)+(5+6+5)$ Verse und das des Alphesiboeus (V. 64—109) entsprechend (nur im letzten Glied: $6+4+6$). Dabei ist übersehen oder doch nicht zum gebührenden Ausdruck gebracht, daß V. 25—30 und entsprechend V. 72—78, daß V. 36—45 und entsprechend V. 84—93, daß V. 51—60 und entsprechend V. 94—103[2]) enger zusammengehören; die Zusammengehörigkeit ist bei all diesen Stücken so offenbar, daß sie wohl des Hinweises, aber, scheint mir, keines ausführlichen Nachweises hier bedarf. Dabei ist ferner nicht beachtet, daß V. 61 und entsprechend V. 109 nicht als Abschluß der Kola 46—60 (oder gar 57—60) und 94—108 (oder gar 104—108) betrachtet werden dürfen, sondern daß sie den V. 17—20 (entsprechend 64—67) gegenüberstehen und den Abschluß der ganzen Lieder V. 17—60 und V. 64—108 bezeichnen.

Noch viel weniger vermögen wir Ludwich zu folgen, wenn er meint, in der Struktur des Ganzen trete, 'da beide Hirten unglücklich lieben' (gegen dies Mißverständnis vgl. Vahlen, op. I p. 393), die 5 als ungünstiges Zahlensymbol in den Vordergrund, 'in der des Einzelnen die 4 (das Symbol der Aphrodite) nebst der bei den Römern überhaupt sehr beliebten 3'. Die weiteren Spitzfindigkeiten, in die sich Ludwich hier maßlos verliert, möchte ich mit Stillschweigen übergehen; denn all dies verliert den Boden, wenn wir seinen Grundriß der achten Ekloge zu der folgenden Übersicht umgestalten und korrigieren:



Daß wir den allgemein überlieferten Intercalaris V. 76 (mit Ludwich) im Text behalten, ist selbstverständlich; es wäre ja auch sonderbar, wenn gerade das Kolon, in dem die Worte stehen 'numero deus impare gaudet', aus $4+6$ Versen zusammengesetzt

[1]) Vgl. Vahlen, Op. I S. 386—392.
[2]) Vgl. Vahlen a. a. O. S. 396.

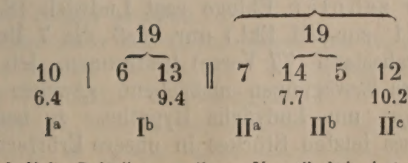
wäre. Dem V. 76 muß nun allerdings ein Intercalaris nach V. 28 entsprechen, wie nach G. Hermann mit Ribbeck auch Ludwich annimmt; angesichts unseres Parallelbildes der beiden Lieder muß man dem Gudianus vertrauen, der V. 28ª überliefert: es ist unglaublich, daß sein Schreiber oder sein Gewährsmann die Symmetrie des Ganzen überschaut und ihn ihr zu Liebe interpoliert haben soll (vgl. Ribbecks Prol. S. 320. 327 f.). Dagegen ist sehr glaublich, daß man ihn, wenn er im Archetypus an den Rand geraten war, in MP und in anderen Handschriften ausließ, weil er den engen Gedankenzusammenhang von V. 26—28 mit V. 29 f. ungehörig zu unterbrechen schien; daß aber Vergil selbst sich bei der Komposition solcher Wettgesänge und der Hirtenlieder überhaupt nicht nur von inhaltlichen, sondern daneben auch von Rücksichten auf Symmetrie und auf Zahlensymbolik leiten ließ, ist nicht mehr bestreitbar. Dazu ist für unsern Dichter (aber nicht für seine Abschreiber) ein Grund ersichtlich, der es empfahl, dem mit V. 25 beginnenden Kolon 7 (nicht 6) Zeilen zu geben; denn unmittelbar gehen die Worte vorher 'Maenalus pastorum audit amores Panaque qui primus calamos non passus inertes'; vgl. oben S. 169. Nehme ich V. 33 hinzu (tibi est odio mea fistula), so kann ich es nicht mehr für blinden Zufall halten, daß das eigentliche Klagelied des 'Nysae deceptus amore' von dem ersten 'incipe Maenalios mecum mea tibia versus' (V. 21) bis zum 'desine, iam desine tibia' (V. 61) gerade 42 (6×7) Zeilen enthält. Der Umfang und die Gliederung, die sich dem Dichter bei der Komposition des ersten Liedes (V. 14—61) empfohlen und ergeben hatten, sind in dem parallelen zweiten Liede (V. 64—109) von ihm kopiert worden (denselben Ausdruck hielten wir oben S. 172 für angebracht); die umgekehrte Reihe der Kola von 5 und 10 Zeilen in den Abschnitten V. 46—60 einerseits und V. 94—108 andererseits kann weder die handgreifliche Symmetrie der ganzen Lieder umstoßen noch braucht sie etwas besonderes zu bedeuten; denn sie ist nichts Ungewöhnliches oder Besonderes, wie ein Blick auf unsere Grundrisse der Eklogen jedem offenen Auge zeigt.

Daß die Sieben nicht als Maßzahl des Ganzen genommen worden ist, erklärt sich aus dem abweichenden Charakter des zweiten Liedes. Als Grundzahl des Ganzen erscheint vielmehr auch hier (vgl. oben S. 170) die Zehn oder die Fünf: die Einleitung der respondierenden Lieder und die Überleitung (V. 14—16. 62 f.) machen zusammen 5 Zeilen aus. Die $5 + 2 \times (4 + 42) = 97$ Zeilen des Berichtes über den Wettgesang (V. 14—109) sind zu 11×10 erweitert durch die 13 Zeilen des Prooemium: während der Raum von 3 Versen für dies offenbar zu knapp war, waren 13 reichlich genug; so erklärt sich vielleicht die Wortfülle, die ich in V. 2—4 und auch in V. 6 ff. als gesucht empfinde (vgl. JB. 1909 S. 172 f.).

IX. Von der neunten Ekloge[1]) sagt Ludwich S. 308, daß sich in ihr 'die Zahl 19 noch augenfälliger geltend macht' als in der fünften, für die wir oben S. 169 die Annahme eines bestimmenden Einflusses der 'Metonischen Zahl' ablehnen mußten, während wir für einen Teil der III. Ekloge S. 163 ihre Einwirkung annehmbar fanden. Wie ist es nun hier? Ludwich trennt mit Recht V. 1—10 ab, durch die wir die agierenden Personen kennen lernen und die Situation: alte Kolonen sind durch das Machtwort eines Fremden, dem sie sich fügen mußten, depossediert trotz der ausdrücklichen Verfügung, die um des Dichters Menalcas willen ergangen ist. Da dieser selbst im Hintergrunde bleibt, dient das, was im folgenden Abschnitt die beiden Acteure von ihm und seinen Liedern mitteilen (V. 11—16 leiten von der Situation auf seine Person über), als Ergänzung des ersten Abschnitts.

Die hier wie von selbst erfolgende abwechselnde Wiedergabe von Stücken des Menalcas bringt den Lycidas auf den Gedanken, in gewohnter Hirtenart einen förmlichen Wettgesang zu inscenieren, bei dem Moeris selbstverständlich ein Lied des Menalcas vortragen soll, während Lycidas, der Varius und Cinna als seine noch unerreichten Muster ehrt, dann gern ein eigenes zum besten geben möchte (V. 30—36); darum ist er auch, als der niedergeschlagene Moeris als unfähig die Sache aufgeben muß (V. 37—55), so ungeduldig und so hartnäckig bei seinem Vorhaben (56 ff.). Aber Moeris will den Befehl des Usurpators ausführen, um ihm keinen Anlaß zu Gewalttat zu geben; und zum Singen wird bessere Zeit sein, wenn Menalcas zurück ist (V. 67. 55): er ist, so muß man annehmen, gereist, um an maßgebender Stelle noch einmal dafür einzutreten, daß der bezeichnete (V. 7—10) Teil des Gebiets von Mantua vor dem Schicksal von Cremona bewahrt bleibt. Es scheint, daß der Dichter jene Verfügung über 'omnia' (V. 10), wozu sein väterlicher Besitz gehörte, von Varus erreicht hat und ihre Aufrechterhaltung von Octavian erbittet (V. 26—29. 46—50).

Mit Recht also faßt Ludwig V. 30 ff. als zweiten Hauptteil zusammen. Aber wenn er darin V. 30—43 als den einen, von 7 + 7 Versen gebildeten Teil auffaßt und den zweiten (V. 44—67) in 2 + 10 + 10 + 2 zerlegt, so hat er die einleitende Bedeutung von V. 30—36 verkannt (vgl. F. Leo, Hermes 1903 S. 15 f.) und ist in die frühere Art von Strophenabteilung zurückgefallen. Ich würde den Aufbau der neunten Ekloge so veranschaulichen:



[1]) Unentbehrliche Beiträge zu ihrem Verständnis hat F. Leo im Hermes 1903 S. 1—18 gegeben.

In dem Teil I^a haben Lycidas und Moeris je 5 Verse; in I^b der eine 9, der andere 10; in $II^{a.b.c}$ zusammen haben sie je neunzehn, und zwar der eine 7 + 2 + 10, der andere 7 + 10 + 2: denn V. 46—50 gehören dem Moeris, den Lycidas durch die Angabe 'pura solum sub nocte' und durch Summen oder Pfeifen der Melodie (V. 44 f.) auf die Worte des Liedes gebracht hat (vgl. Leo S. 16; die Angabe zu V. 46 im Anhang von Ladewig-Deuticke[8] ist irrtümlich). Dem Teil I^b, in dem Menalcas und seine Lieder den Gesprächstoff bilden, entspricht inhaltlich der Teil II^b, und er ist ebenfalls aus 19 Versen gebildet; das ist doch wohl eben um der Symmetrie willen; denn während von V. 11—29 kaum ein Wort entbehrlich erscheint, wird man sagen dürfen, daß der Abbruch auch des letzten Liedes (vgl. JB. 1909 S. 171) mit weniger als 5 Zeilen begründet werden konnte (vgl. V. 38). Indem der Teil II^c, dessen Umfang mir auch nicht ganz im Verhältnis zu seiner Bedeutung für das Ganze zu sein scheint, so ausgedehnt wurde, daß er mit II^a zusammen 19 Zeilen ausmacht, ist erreicht, daß der ganze Teil II aus 2×19 Versen besteht und daß in ihm beide Hirten 19 Zeilen bekommen.

Ludwich hat also darin recht, daß sich die Zahl 19 in dieser Ekloge augenfällig geltend macht. Metonisch darf man sie in dieser allerdings nicht nennen; aber die astrale Bedeutung der Zahl, die Ludwich S. 287 ff. festgestellt hat (s. oben S. 146 f.), könnte bei der Wahl in Betracht gekommen sein: lesen wir doch in dem Stück, das für den Zweck des Gedichtes (denn von einem Zweck wird man hier sprechen dürfen) am wichtigsten ist, 'quid antiquos signorum suspicis ortus? ecce processit Caesaris astrum' (V. 46 f.). Ferner erscheint der Umstand, daß unsere Ekloge in einzelnen Worten und Gedanken sicher Erinnerung an Theokrits VII. Idylle zeigt, beachtenswert; denn in einem Teil derselben (V. 52—127) hat Ludwich S. 302 den formgebenden Einfluß der Zahl nachgewiesen. Vielleicht ist es auch nicht zufällig, daß in dem eben zitierten V. 46 der Name Daphnis für die Anrede genommen ist; denn die Zahl 19 zeigt sich nach Ludwich S. 301 in Theokr. I. V. VII und 'in allen dreien spielt Daphnis eine gewisse Rolle'. Zu einem bestimmten positiven Ergebnis kommen wir also noch nicht; negativ aber läßt sich feststellen, daß die neunte Ekloge keines der Momente enthält, aus denen wir nach den bisherigen Ergebnissen einen anderen Aufbau erwarten dürften (vgl. S. 172).

X. Von der zehnten Ekloge sagt Ludwich (S. 357) wieder (vgl. oben S. 171 zur VII. Ekl.) nur, daß die 7 Buchstaben von Lycoris den Versbestand (77 Verse) bestimmen. Ich vermute, daß auch hier andere Erwägungen maßgebend gewesen sind; jedenfalls müssen wir, um Ludwichs Hypothese zu beurteilen, auch den Aufbau dieses letzten Stückes in unsere Erörterung ziehen.

Da sich je 8 Zeilen der Einleitung und des Abschlusses von selbst absondern, handelt es sich um V. 9—69. Der Bukoliker, der als solcher, in einem bukolischen Liede, Interesse für Elegien bekunden und wecken will (vgl. JB. 1909 S. 166), versetzt den Elegiker in bukolische Umgebung, der das Schicksal kund geworden ist, das jener nach seiner Dichtung 'amores' erleidet. Dabei müssen wir bedenken, daß für diese Poeten 'amare' und 'cantare' coincident sind (vgl. Hor. c. I 22, 10. 23); wie bukolisches Lied und elegisches Gedicht verschieden sind, so erscheint der bukolischen Umgebung die elegische Form der Liebe mit ihren Worten (*cura* V. 22; vgl. S. 69 f. meiner Untersuchung 'Albius Tibullus') und ihren Motiven (V. 23. 29) als etwas Maßlos-unnatürliches (V. 22. 28) und Unbegreiflich-fremdes (V. 21): die bukolische Form der Liebe zeigt, durch die neue Umgebung angeregt, träumende Phantasie dem bisherigen Elegiker V. 37—41. Der erste Wunsch, den ihm seine Lage (V. 10) in dieser Umgebung eingibt (V. 33 f.) — was unser Dichter ihn wünschen läßt, das bringt er ihm eben durch dies Gedicht als munus sodalitii dar (vgl. V. 1—3, wo man nur ja nicht aus 'neget' eine Aufforderung des Gallus herauspressen darf) —, jener Wunsch also bringt in natürlicher Verknüpfung den zweiten stärkeren: hätte ich doch als Bukoliker gelebt — gelebt, geliebt und gesungen (denn das ist eins)! Wie gefällig ist bukolische Liebe! Wie lockend die bukolische Örtlichkeit; hier mit dir, Lycoris: fato concederem, non perirem misere amore indigno aut sollicitos sive de me ad bella tracto sive de tenera (V. 49, auch das ein Lieblingswort der Elegie) puella sine me pericula adeunte decantarem elegos. Ja ich reiße mich los; ich will statt Elegiker fortan Bukoliker sein: was hier V. 50 f. unser Dichter den Gallus sich vornehmen läßt, das hat er selbst eben in V. 44—49 mit dessen Gedanken, Worten und Rhythmen ausgeführt, indem er sie in sein Versmaß umsetzt: hi omnes versus Galli sunt, de ipsius translati carminibus. Der neue Bukoliker träumt sich auch schon lebhaft hinein in die neue Lebensweise in Wäldern und Bergen: da fühlt er, daß auch dieses Heilmittel versagt. Die Liebe ist zu stark: cedamus Amori! So schließt im Sinne des Elegikers Gallus Vergils bukolisches Gedicht, das 'legat ipsa Lycoris'.

Es ist selbstverständlich, daß wir angesichts dieses fest geschlossenen Gedankenzusammenhangs weder einen Vers verwerfen noch eine Lücke annehmen. Wie aber sollen wir die überlieferten Verse im Sinne Vergils abteilen?

An dem Liebesweh des Gallus nimmt die Natur Teil, die unbelebte wie die belebte (V. 9—18); die Hirten und ihre Götter kommen, ihre Teilnahme zu bezeugen (V. 19—30). In dieser arkadischen Scenerie, unter dieser Umgebung beginnt V. 31 Gallus zu sprechen; und er spricht ohne äußere Unterbrechung bis zu V. 69. Ist das eine ganze Rede, die er den versammelten Göttern

und Hirten hält? Die Frage aufwerfen heißt wohl sie beantworten. Während in V. 31—36 die Arkader geflissentlich apostrophiert werden, sind diese Persönlichkeiten im Folgenden dem Gesichtskreis des Sprechenden entrückt; in V. 42 ff. steht statt ihrer Lycoris vor seinem geistigen Auge, und nur die arkadische Scenerie im allgemeinen verbleibt. Wir haben tatsächlich von V. 37 an einen Monolog des vom Dichter (nicht durch irgendwelchen nachweisbaren Kriegszug; vgl. Ladewig-Deuticke[8] zu V. 44) nach Arkadien, in bukolisches Milieu versetzten Gallus. Mit V. 42, wo er Lycoris nennt, wendet sich dieser dazu, seine Liebe von bukolischem Gesichtspunkt aus zu behandeln; den Übergang zu diesem zweiten Hauptteil vermittelt innerlich die Träumerei V. 37—41, zu welcher der erste Hauptteil hingeführt hat (vgl. Voß zu V. 42 f., den auch Leo im Hermes 1902 S. 16 anführt): man müßte hinter V. 36 und hinter 41 Gedankenstrich und Kolon setzen. Der zweite Hauptteil ist durch 'hic' V. 42 f. angeschlossen; als sein erster Abschnitt müssen, nach dem oben S. 177 dargelegten Zusammenhang von V. 50 mit den 'versus translati', die Verse 42—51 zusammengefaßt werden. Ihre Eigenart (Vergil nimmt an, daß sein Leser die Dichtung, aus der gewissermaßen zitiert wird, gelesen hat und wiedererkennt) könnte man vielleicht so darstellen:

hic gelidi fontes hic mollia prata Lycori
hic nemus, hic ipso tecum consumerer aevo:
nunc insanus Amor duri me Martis in armis
tela inter media atque adversos detinet hostes;
tu procul a patria (nec sit mihi credere tantum)
Alpinas a dura nives et frigora Rheni
me sine sola vides: a te ne frigora laedant,
a tibi ne teneras glacies secet aspera plantas —:
ibo, et Chalcidico quae sunt mihi condita versu
carmina pastoris Siculi modulabor avena.

Im ganzen bietet also der Aufbau der zehnten Ekloge folgendes Bild:

	28				28		
		18				18	
8 |	10	12	6 :	5 :	10	12	6 | 8
	7.3	5.7			2.6.2	6.6	
I^a	II^a	II^b	III		IV^a	IV^b	I^b

Wie das Bild zeigt, ist die maßgebende Grundzahl für die 77 Verse die Sieben. Wenn es galt, die 5 Zeilen des Mittelstücks III durch widmende Einleitung und besonderen Schluß (beider bedurfte dieses Gedicht; vgl. JB. 1909 S. 171) zu einem Vielfachen von 7 zu komplementieren, so empfahl sich die Zahl 16

vor der 9 als Komplement dadurch, daß die korrespondierenden Teile I^a und I^b so gleichmäßig werden konnten; der Raum, der ihnen so zugemessen wurde, hat, wie mir scheint, bei beiden eine gewisse Abundanz gebracht, die ich aus inneren Gründen nicht genügend zu erklären wüßte. Die Wahl der Grundzahl 7 erklärt sich aus dem, was wir oben S. 169 bemerkten; vgl. V. 21 (Apollo), 26 (Pan deus Arcadiae), 31—34 (cantare periti Arcades; vestra meos fistula dicat amores), 51 (pastoris Siculi avena). Mit einer Heptade (V. 9—15) beginnt der Teil II^a; in II^b nimmt die Erscheinung von Pan und Silvanus 7 Zeilen ein. Daß im Teil IV die Zahl nicht wieder begegnet, dürfte damit zusammenhängen, daß der Arkadische Pan und seine Flöte nur in II im Vordergrund steht (vgl. oben S. 174).

Schließlich möchte ich noch eine Anregung erwähnen, die Ludwich der Vergilforschung bietet (S. 307 f.). Sie betrifft den Titel Eklogen, dessen gewöhnliche Erklärung, das Buch enthalte eine Auslese von Gedichten, Ludwich mit vollem Recht verwirft; aber die von ihm aufgestellte 'gegliederte, in ausgewählte Stücke gesonderte Gedichte' ist auch nicht haltbar. Eine Erörterung der Frage, auf die zurückzukommen sich wohl Gelegenheit finden wird, möchte ich hier nicht mehr anstellen.

Nach dem, was sich bei Vergil ergeben hat, glaube ich, obwohl Ludwich in Einzelheiten sicher zu weit geht, doch sein Buch im ganzen auch denen, die sich mit Homer, besonders seinen Hymnen, und mit den griechischen Bukolikern beschäftigen, zum Studium empfehlen zu sollen.

Meine Besprechung des Werkes steht äußerlich in starkem Mißverhältnis zum Umfang der Vergilkapitel desselben; der Bedeutung des Verfassers und seiner Entdeckungen und dem Interesse des geneigten und geduldigen Lesers an unserem speziellen Thema entspricht sie hoffentlich besser. Wer bei unserer gemeinsamen Betrachtung der Eklogen, die 'mit dunkeln Rätselaugen uns anschauen', an Verständnis wenigstens ihres Aufbaus — der doch mit dem Inhalt zusammenhängt — gewonnen zu haben glaubt, wird mit mir Arthur Ludwich dankend schließen wollen:

καὶ σὺ μὲν οὕτω χαῖρε, καθηγητῶν ἀρχηγέ·
σεῦ δ' ἐγὼ ἀρξάμενος μεταβήσομαι ἄλλον ἐς ὕμνον.

2) Hans Lietzmann, Der Weltheiland. Eine Jenaer Rosenvorlesung mit Anmerkungen. Bonn 1909, A. Marcus und E. Weber. 59 S. 8. geh. 1 *M*. — Vgl. Lit. Zentralblatt 1909 Nr. 18; WS. f. klass. Phil. 1909 Nr. 39.

Der Vortrag (S. 1—34) will Gebildeten die Geschichte der Heilandsidee in den zur Zeit bereits erkennbaren Hauptpunkten vor Augen führen. Uns geht hier an, was mit Vergil zusammenhängt. Da muß leider gesagt werden, daß die Ausführungen, mit denen L. beginnt, sich auf gründlichem Mißverständnis von Stellen der 4. Ekloge aufbauen. Nach L. (S. 3) ruft sie dem Polio jubelnd

zu: 'unter deinem Konsulat wird der Heiland der Welt geboren, der das so sehnlichst erwartete goldene Zeitalter bringen wird'. L. übersetzt nämlich V. 8 'welcher ein Ende der eisernen bringt und den Anfang der goldnen Zeit für die Welt'; V. 13 'du wirst jegliche Spur . . tilgen'; V. 15 'er wird leben als Gott'; V. 17 'Frieden bringt er der Welt'; V. 49 'Juppiters Sproß, du liebes göttliches Kindlein': und danach bezeichnet er es S. 5 als 'völlig klar', daß ein Kind geboren werden soll, 'welches zum König des goldenen Zeitalters bestimmt ist: es ist vom hohen Himmel herabgesandt als Erstling des neuen Geschlechtes, ja es kann sich göttlicher Abstammung rühmen'. Er findet in V. 4—10 'unzweideutig betont', daß 'dieses neue Zeitalter bereits angebrochen ist' (S. 6), und meint, 'daß Vergil diese (*ultima*) *aetas* (*Apollinis*) als das glückliche Zeitalter und den Beginn der neuen Weltperiode faßt' (S. 36). Wenn er danach auf Grund der Behauptung, Vergil 'weiß, daß diese Zeit des Heiles für die ganze Welt bereits angebrochen ist, und zweitens, daß ein göttlicher König ihr Vollender sein wird' (S. 8), die Frage aufwirft 'wie kam er dazu?', so ist ohne weiteres klar, daß wir die folgenden, religionsgeschichtlich sehr interessanten Darbietungen über griechische Könige und römische Kaiser als Heilande (Soteres) und über orientalisches Gottkönigtum hier bei Seite zu lassen haben.

Wer ist denn nun aber nach Lietzmann der angebliche 'König', von dessen Geburt Vergil spricht? S. 3 heißt es: 'dem Vater überläßt der Dichter, aus seinen Versen herauszulesen, daß sein eigenes Kind, dessen Geburt er erwartet, dieser Heiland sein soll'; S. 6: 'nicht mehr als die Möglichkeit läßt der Dichter offen, daß das erwartete Kind seines Gönners dieser König sein werde'; S. 44: 'Vergil spricht nur aus . . . daß ein Göttersohn die Welt erlösen werde. Wer den Sohn des Pollio als diesen Erlöser betrachtete, mochte sich eventuell nach der beliebten Formel *θέσει —φύσει* die Sache erklären' (auch V. 17 *patriae virtutes* und 26 *facta parentis* soll absichtlich zweideutig sein); endlich S. 15 lesen wir über Aen. VI 792: 'Der Dichter gibt hier die authentische Korrektur seines früheren Liedes: er will es auf Augustus bezogen wissen'. — Der Vorwurf der Unklarheit und Unsicherheit, der hier erhoben werden muß, trifft nicht den Dichter. Ich füge zu den Richtlinien des Verständnisses, die ich oben S. 164 ff. zu zeichnen versuchte, nur ein Wort über die Aeneisstelle, in der Anchises von Augustus aussagt 'aurea condet saecula (rursus Latio)'. Wo hat Vergil in der 4. Ekloge diese oder eine ähnliche Wirksamkeit von dem Knaben ausgesagt oder auch nur greifbar angedeutet? Er bringt 'Saturnia regna' so wenig, wie er die Virgo zur Erde zurückführt (V. 6).

In den Anmerkungen handeln S. 35—44 von der 4. Ekloge Vergils und von den Äußerungen anderer römischer Dichter, besonders des Horaz, über das goldene Zeitalter; L. meint, daß

sie alle 'bei gegenseitiger Unabhängigkeit auf griechische Vorbilder hellenistischer Zeit zurückgehen' (vgl. JB. 1909 S. 136 f.). Bei Erörterung des Zusammenhangs der Ekloge mit der Säcularidee (S. 10. 38 f.) findet L. in V. 13 f. angedeutet, daß von Staatswegen eine 'Säcularfeier, die ja von Hause aus Sühnehandlung ist', geplant worden sei, bei der 'Pollio die Sühnefeier als Consul vollziehen sollte'. Mir scheint, Vergils Ausdrücke (te duce . . perpetua solvent formidine terras) weisen doch mehr auf Bestrebung Polios ad pacandum orbem finiendaque civilia bella (so auch Ladewig-Deuticke [3]).

Soweit nicht Vergilisches in Betracht kommt, bietet Lietzmanns kleine Arbeit reiche Belehrungen und gedankenvolle Anregungen.

3) Geyza Némethy, De sexta Vergilii ecloga. Commentatio in consessu Acad. Litt. Hung. recitata. Budapest 1909. 16 S. gr. 8. 60 *h*. — Vgl. Wochenschr. f. klass. Phil. 1910 Sp. 41 (abgelehnt von 'Novus Zoilus'; vgl. unten Nr. 21).

Némethy vermutet, daß 'omnes fabulae a Sileno narratae ex Euphorione sunt sumptae et totus cantus Sileni ex epylliis eiusdem est contextus, tamquam epitome poeseos Euphorioneae', und folgert unter Hinweis auf Ciceros Worte gegen die cantores Euphorionis weiter: 'Vergilium . . . Ciceronis verbis provocatum esse statuimus, ut Euphorionem peculiari carmine celebraret'; auch die Einführung des Silen als Philosophen hänge mit Cic. Tusc. I 114 zusammen. Vergil wolle Euphorion als 'dignum imitatione' erweisen und gebe in der Ekloge 'defensionem poeticam neotericorum'.

Wie wiederholt gesagt, denke ich über die dichterische Konzeption und ihre Ausführung wesentlich anders; von literarischer Fehde (vgl. ecl. 3, 90) vermag ich hier keine Spur zu sehen.

4) Wilhelm Bannier, Zu Vergil und Manilius. In der Berliner Philol. Wochenschrift 1909 Nr. 43 Sp. 1356.

B. beschäftigt sich mit ecl. 10, 42—48, die er so versteht, daß Vergil den Gallus 'nicht in Wirklichkeit, sondern nur mit seinen Gedanken im Kriege sein läßt, aber nicht in dem Kriege, in welchen Lycoris mitgezogen ist . . . sondern allgemein gesagt im Kriegs- und Schlachtengetümmel . . . Gallus befindet sich im Kriege, weil sein einziger Gedanke Lycoris in den Krieg gezogen ist'. — Ich habe meine Meinung über die Stelle oben S. 178 dargelegt.

5) Alfred Klotz, Das Ordnungsprinzip in Vergils Bucolica. Im Rheinischen Museum 1909 S. 325—327.

Das Prinzip chronologischer Anordnung (mit Ausnahme der 1. Ekloge) versagt; auch die Unterscheidung von Gedichten mit Wechselgesang und solchen ohne Wechselgesang befriedigt nicht. Aber daß eine künstlerische Ordnung herrscht, ist sicher.

Das richtige Einteilungsprinzip glaubt K. gefunden zu haben.

Achtet man, statt auf die (dialogische oder monologische) Art des Hirtengesanges, auf die Art des Gedichtes, 'so springt sofort folgende Anordnung in die Augen':

'ecl. 1 die Hirten treten handelnd auf: dramatisch.
ecl. 2 der Dichter erzählt von Corydons Liebe zu Alexis.
ecl. 3 wieder dramatisch.
ecl. 4 der Dichter selbst singt.
ecl. 5 läßt die Hirten dramatisch handeln.
ecl. 6 hat wieder erzählenden Charakter.
ecl. 7 der Hirt M. erzählt vom Wettstreit des C. und Th.; es ist also ein Monolog, mithin auch hier dramatische Form.
ecl. 8 der Dichter berichtet von D. und A.
ecl. 9 ist dramatisch angelegt.
ecl. 10 spricht der Dichter'.

Nach K. 'geht die Rechnung glatt auf: dramatische und erzählende Idyllen wechseln in regelmäßiger Folge'.

Ich begnüge mich, zu versichern, daß ich auch die Charakterisierung der 7. Ekloge wirklich wörtlich wiedergegeben habe, wie sie im Rhein. Mus. steht. Vgl. übrigens JB. 1909 S. 169—173.

6) Rudolf Ritter, Die Quellen Vergils für die Darstellung der Irrfahrten des Aeneas. I. Teil: Bemerkungen über das Werden der Aeneis. Wissenschaftliche Beigabe zum Progr. (No. 335) des Königl. Gymnasiums zu Nordhausen, Ostern 1909. 30 S.

Ritter, dessen 'gründliche' Dissertation 'De Varrone Vergilii . . . auctore' im JB. 1903 S. 188 angezeigt worden ist, bringt ein neues specimen diligentiae atque doctrinae. Er hat aus äußeren Gründen nur die Einleitung seiner Arbeit veröffentlichen können und ist sich bewußt, darin nicht viel Eigenes zu bieten; er bezweckt zunächst, 'diesen und jenen, dem sein Vergil fremd geworden ist', hinzuführen zu den Quellen, aus denen er geschöpft hat: das sind in erster Reihe die Arbeiten von Heinze, Kroll, Norden, in zweiter die von Leo, Gercke, Wissowa, Skutsch, Jahn. Auf umfassenden und eindringenden Studien beruhend, frisch und übersichtlich geschrieben, mit Verweisen auf jene Quellen versehen, ist sein Aufsatz jedem zu empfehlen, der die gegenwärtig herrschenden Ansichten über die Frage im Überblick kennen lernen will. Dabei ist zu wünschen, daß die zu Ritters Quellen hingeführten Leser auch weiter forschen; denn die Ansichten über das Werden der Werke Vergils bedürfen nach meinem Empfinden der Berichtigung und Ergänzung. Soviel ich sehe, besteht die Gefahr, über dem Nachweise von äußeren Anregungen durch Personen und Zeitumstände, über der Festnagelung von rhetorischen Bildungselementen, über der Statistik von Vorgängern und Mustern den unter befruchtenden Einflüssen doch spontan keimenden Kern der Dichterpersönlichkeit zu übersehen und zu unterschätzen.

Ritters Aufsatz behandelt im ersten Kapitel die Konzeption, im zweiten die Ausführung. In jenem schließt er aus ecl. 6, 3 auf 'erste Versuche', aus georg. III 13 ff. auf 'ein neues Projekt'; der 'endgültige Plan' ist: 'aus der Aeneassage ein Epos zu schaffen in der Sprache des Ennius, vom Umfang eines kyklischen, unter Verwendung aller bewährten Mittel alexandrinischer Technik, das alles Gute und Große der Zeit wiederspiegelte'. Das zweite Kapitel führt von der 'inventio' aus, daß V. den Rohstoff der Sage aus den am bequemsten erreichbaren Quellen schöpfte, also aus Varro soweit möglich; zweitens wird unter dem Titel 'die Dispositio' von der 'Prosa-Aeneis' angenommen, daß sie 'bis in alle Einzelheiten erst durchdacht und (relativ) abgeschlossen wurde, als der Dichter sich daran machte, einen Teil seines Gedichtes vortragsfähig zu gestalten'; unter 'Elocutio' wird davon gesprochen, wie V. seine 'Haupt- und Nebenmuster', besonders Ennius, 'verarbeitet hat'. Mit Recht fürchtet Ritter S. 28, 'daß die Untersuchungen über die relative Chronologie der Scenen der Aeneis (von ganzen Büchern sollte man schon garnicht reden) bei der unsystematischen Arbeitsweise Vergils nur wenige positive Ergebnisse zutage fördern werden'.

7) N. Vulić, Ein vorgeblicher Widerspruch bei Vergil (in der Wochenschr. f. klass. Phil. 1909 Sp. 590), findet in den Angaben über die Mondnacht Aen. II 250 ff. keinen Widerspruch, indem er auf Aen. VI 270 ff. hinweist (per incertam lunam sub luce maligna iter in silvis, ubi caelum condidit umbra Juppiter et rebus nox abstulit atra colorem). Vgl. Ladewig-Deuticke[12] zu II 360.

8) P. Jahn zeigt in der Wochenschr. f. klass. Phil. 1909 Nr. 48 Sp. 1309—1315 zwei in Paris bei Leroux 1908 erschienene Schriften von Roiron an (Étude sur l'imagination auditive de Virgile; *Κριτικὰ καὶ ἐξηγητικὰ περί τινων Οὐεργιλίου στίχων*); ich habe dieselben für diesen JB. ohne Erfolg einberufen. Nach Jahn stellen die beiden Bücher 'wegen der neuen Methode eine hochbedeutsame Leistung dar', obwohl ihm in dem ersten 'dickleibigen Buche' der zusammenstellende Teil 'sehr langweilig gewesen ist'; er wünscht ihnen wegen der 'Fülle von Belehrung' auch in Deutschland viele Leser, möchte aber 'Leute, die sich an schwerer Kost leicht den Magen verderben, nachdrücklich vor ihnen warnen'.

Es handelt sich darum, 'wie Vergil sich selbst als Muster benutzt und umgestaltet': also Wasser auf Jahns Mühle. 'Diese Abhängigkeit Vergils von sich selbst tritt . . in bisher nicht geahnter Weise hervor . . . Es ist das sicher ein Teil der Eigenart Vergils . . Er ist unendlich gebunden: auf der einen Seite durch seine Muster, auf der andern durch sich selbst . . Er ist

unendlich arm an Gedanken' usw. Von wem nicht geahnt? Soweit ich Vergil kenne, ist die, bewußte oder unbewußte, durch die Schranken des Versmaßes und die Enge des literarischen Kreises begünstigte Wort- und Gedankenassociation bei ihm (abgesehen von den Wiederholungen, die der epische Stil brachte) nicht wesentlich anders als ich sie z. B. bei Tibull und bei Horaz gefunden habe, und auch Ovid zeigt darin m. E. nur einen quantitativen, nicht einen qualitativen Unterschied. Wenn nun diese angeblich 'ganz besondere Art der Gedankenassociation' bei Vergil 'ungeheuer wichtig' sein soll für die Kritik des Textes und 'sehr wichtig für die Entscheidung der Frage nach dem Ursprung der Appendix Vergiliana', so ziehe ich vor, für diese Fragen bei der alten Methode zu bleiben. — In der zweiten Abhandlung, die auf 94 Seiten drei Stellen (Aen. X 857; IV 436; VI 242) behandelt, hat R. nach Jahn 'eine glänzende Probe auf das Exempel gemacht'. Was Jahn Sp. 1314 f. aus der 'meisterhaften Beweisführung' über die zweite Stelle anführt, gibt mir nur Anlaß, meinen Erklärungsversuch ('Studien' S. 215 f.) zur Kentnisnahme zu empfehlen. Wenn sich dabei R. 'in wirklich köstlicher Weise über die bisherigen Kritiker . . . lustig macht', so werden Scherze über ernste Versuche doch nicht nach jedermanns Geschmack sein.

9) Unter der bezeichnenden Überschrift 'Alter rixatur de lana saepe caprina' führt Pietro Rasi (im Bollettino di filologia classica 1908 N. 10) aus, daß man im Italienischen *Virgilio* schreiben solle als die dem lat. *Vergilius* entsprechende Form; die Form *Vergilio*, deren *e* nicht etwa das der klassischen Form bewahre, sondern aus mittelalterlichem *i* sich lautgesetzlich entwickelt habe, verwirft er als 'una contaminazione di due forme, popolare l'una e dotta l'altera'; denn die reine 'forma popolare' müsse *Vergiglio* geschrieben werden.

10) Franz Dexel, Des Prudentius Verhältnis zu Vergil. Beilage zum Jahresbericht des K. Humanistischen Gymnasiums Metten für das Schuljahr 1906/7. X u. 68 S.

Dexel weist den umfassenden Einfluß unseres Vergil auf den 'christlichen Maro' genau und gründlich nach. Am meisten ist verhältnismäßig aus Aen. VI entnommen. Prudentius hat es verstanden, 'das Erlernte oder Gelesene in einem ganz anderen Stoffe, meist in einem ganz anderen Zusammenhang und großenteils zu einem ganz anderen Zwecke zu verwerten. Bei der Lektüre des Vergil hat Prudentius sich des Codex bedient, auf den der Bernensis c zurückgeht.

II. Ausgaben der Werke. Sprachliches.

11) **Palaeographia Latina. Exempla codicum Latinorum phototypice expressa scholarum maxime in usum edidit Maximilianus Ihm. Series I. Leipzig 1910, B. G. Teubner. 18 Tafeln Folio (23 Abbildungen) in Mappe; darin Enarratio tabularum. 16 S. 5 M.**

Die glänzend gelungene Publikation macht der Verlagsanstalt, die dieses Werk für einen so geringen Preis darbietet, die größte Ehre. Für fünf Mark erhalten wir in Lichtdruck tadellos ausgeführte Facsimiles von 25 Seiten aus 22 Handschriften, von der Capitalis Quadrata des 2/3. bis zur Humanistenschrift des 15. Jahrhunderts, sämtlich in Originalgröße und nach Originalaufnahmen. Das Ganze gewährt eine vortreffliche Übersicht über die Geschichte der Schrift. Es ist durchaus nicht nur für paläographische Übungen geeignet; es kann jedem, der nicht schon Handschriftenkenner ist, die beste Hilfe bieten, um die adnot. crit. seines Autors zu verstehen und eine fremde oder eigene Konjektur auf ihre paläographische Wahrscheinlichkeit zu prüfen.

Über die Auswahl und über die Enarratio zu sprechen ist nicht unsere Aufgabe; doch sei der Verfasser versichert, daß wir auch seine Leistung dankbar zu würdigen wissen. Uns interessieren hier im besonderen die beiden ersten Blätter der Sammlung. Das erste ist die Rückseite des ersten Blatts der schedae Berolinenses (Ribbecks A), 'Vergilianorûm carminum exemplar fortasse antiquissimum'; darauf steht georg. I 101—120. Das zweite Blatt zeigt uns zwei Zeiten des Mediceus (M) mit georg. I 262—291 und Aen. IX 264—292: 'in hoc quod legitur scholion litteris semicursivis scriptum saeculo VI tribuerim' (vgl. Ribbeck, Prol. S. 221). Von den übrigen Abbildungen seien erwähnt, weil sie weitere Kreise angehen: Caesar b. Gall. II 12—16 nach dem Laur. 68, 6 (scriptura Langobardica); Prop. II 18, 26—19, 5 nach dem Neapolitanus; Tib. I 8, 57—9, 4 nach dem Guelferbytanus; Tacitus, Dial. 11—13 nach dem Vindob. II.

Das Werk gehört in jede Gymnasialbibliothek; der Privatbibliothek des Textforschers wird es eine liebe Zierde sein; mehrere Blätter sind geeignet, in Oberklassen unter Wechselrahmen ausgehängt zu werden.

12) **Virgils Äneide, 5. und 6. Gesang, in deutsche Strophen übertragen von Ludwig Hertel. Arnstadt 1908, Gimmerthal'sche Buchhandlung. 122 S. kl. 8. geh. 1,50 M; geb. 2 M. — Vgl. Wochenschrift f. kl. Ph. 1908 Nr. 40; Neue Phil. Rundschau 1908 Nr. 25 S. 586 ('die schwere Aufgabe ist in manchen Abschnitten vortrefflich gelöst' Heitkamp).**

Hertel hat, wie sein Muster Schiller, die sogenannte Oberonstrophe gewählt, die er meisterlich bildet. Auch sprachlich ist seine Übertragung des Originals würdig. Es ist ein Genuß, sie

zu lesen. Das Büchelchen ist durchaus empfehlenswert, — wenn man nur wüßte, wem man dieses Bruchstück empfehlen soll! Man kann in Vertretungsstunden daraus vorlesen; man möge, wo die Klassenlektüre über den Anfang der Aeneis nicht hinauskommt, es wie Schillers Übersetzung zur Privatlektüre empfehlen und dazu in der Bibliothek der Oberklassen vorrätig halten; aber weitere Kreise werden schwerlich danach greifen. Es ist dringend zu wünschen, daß Hertel wenigstens noch Aen. I und III in gleicher Art überträgt und sein Verleger mit Zuhilfenahme der Schillerschen Übersetzung von II und IV, mit der sich Hertels ganz gut vertragen wird, ein ordentliches Buch herausbringt, das auch an Realgymnasien und lateinlosen höheren Schulen gute Verwendung finden könnte. Eine Inhaltsangabe der zweiten Hälfte, unterbrochen durch Übertragungen hervorragender Stellen, und ein Verzeichnis, wie es im JB. 1909 S. 141 gewünscht wird, wären eine willkommene Zugabe. Aber der Preis müßte dann nach anderem Ansatz berechnet werden!

Ein gedruckter Zettel des Verlages erlaubt sich, zwei bestimmte Strophen aus dem 6. Gesang 'als Proben für die Besprechung vorzuschlagen'. Unwürdig; auch des Verfassers unwürdig, dessen Arbeit aufgedrängter Empfehlung wahrlich nicht bedarf. Ich schlage blindlings auf und lese S. 31:

Zu Dares tritt der Edle hin und spricht:
'O Mann des Jammers, merkst du es denn nicht,
Daß dich ein Wahnsinn böslich hat verblendet,
Als du zum Wettkampf stolz erschienst allhie,
Daß Zeus ganz andre Kräfte diesem lieh
Und daß der Götter Huld sich von dir wendet?
So sträube dich nicht länger gegen sie!' —
Und laut ruft er: 'Der Ringkampf ist beendet!'

Da doch aber mehrere Strophen als Proben gewünscht werden, gebe ich noch eine Stelle, bei der ich erst anstieß, dann aber die Findigkeit des Verfassers anerkennen mußte (S. 57; Aen. V 822 ff.):

Da tauchen aus der Flut von allen Seiten
Die wunderbaren, ries'gen Meergestalten,
Auf seiner Fahrt den Herrscher zu geleiten.
Dort schaust du Blauings Chor, des Meeresalten,
Hier tummeln Nixen sich auf flinken Rossen,
Da scherzen Grutta, Bluti und Walhild
Im Wellenspiel mit Schwester Wundermild
Und Alting plätschert silberschaumumflossen.

Da zieht der Hoffnung goldner Sonnenschein
Auch in Aeneas' düstres Herz hinein.
'Die Masten hoch, zu frischem frohem Jagen!

Die Schoten bindet fest, die Stangen wendet
Dem Winde zu, den uns der Meergott sendet.
Und Segel hißt, soviel das Schiff kann tragen!'
Hei, wie vom Süd die Tücher mächtig schwellen,
Und pfeilschnell saust die Flotte durch die Wellen.

Änderungen empfehle ich im 5. Buch in den Strophen 42, 4; 56, 8 ('aus jenes Aug'); 78, 4 (Tempus); 107, 2 (das); 114, 8 (Umstand?); 120, 3 (Casus); 132, 6 ('mit eins'); 143, 5 (Komma); 172, 7 (*nein* statt *ha*).

13) Erwin Hampel, De apostrophae apud Romanorum poetas usu. Diss. inaug. Jena 1908. 54 S. 8.

Über die Apostrophe bei Vergil haben Norden (S. 122. 125. 307 des Komm. zu Aen. VI) und auch Heinze (Technik[2] S. 361. 372; Hampel führt nur S. 368 f. an) das Nötige kurz und klar angegeben; vgl. auch die JB. 1908 S. 197 f. angezeigte Abhandlung über das Thema, die Hampel, soviel ich sehe, nicht kennt.

Hampel bedauert, daß — wie er meint — 'viri docti semper paucis quibusdam exemplis inniti satis habuerunt'; und mit der Begründung 'ex nonnullis selectis exemplis de universo figurae usu iudicari non posse' unternimmt er es, im zweiten Kapitel (das erste geht auf Namen und Begriff der Figur ein, das dritte handelt von den übrigen lateinischen Dichtern und ihren griechischen Vorgängern) aus Ovid und Vergil 'omnia vel certe plurima exempla colligere' (S. 15—42). Als Sammlung und Vorlegung des Stoffs ist die Arbeit von Nutzen; ihr Ergebnis bestätigt, was man wußte.

Hampel geht aus von Aen. IV 408 ff., wo die Leser 'eodem affectu afficiuntur atque poeta'; er schließt andere Beispiele an, wo 'luctus vel misericordia' den Dichter affizieren. Es folgen ira et indignatio, veneratio, stupor et admiratio (georg. III 277! 'lege quaeso versus: iam cognosces, quanto in affectu poeta versatus sit'). Ein zweiter Abschnitt registriert in dieselben Spezialfächer der Affecte die Beispiele 'ubi in figura explicanda respiciendae sunt et interior ratio et metrica'. Den Reigen eröffnet Aen. VI 31, trotz Nordens Hinweis auf die Steigerung des Ethos; H. setzt nämlich den Satz *tu quoque . . haberes* in die dritte Person um und stellt dann in Sperrdruck die verblüffende Frage 'quae verba quomodo redigi potuerunt in metrum heroicum': beinahe als ob Vergil (oder Ovid!) wie ein Schüler wäre, der aus den Worten der Vorlage in Seyfferts Palaestra Verse zurechtdrechseln muß. Unter dieselbe Rubrik wird S. 31 Aen. VI 18 gezwängt, trotz Nordens treffendem Hinweis auf den Stil der Dedikationsepigramme, wobei dessen klare Worte verdreht werden zu 'Nordenus explicat igitur hanc apostropham ex religione deorum'; desgleichen ecl. VII 33 und 67 ('ad Lycidam formosam', wie H.

drucken läßt) sowie X 17: an diesen 3 Stellen liegt m. E. überhaupt keine 'Apostrophe' vor. Im dritten Abschnitt bringt H. Stellen, wo 'haec metrica ratio videtur mihi quidem fundamentum unicum harum apostropharum'; auch hier scheint mir gleich das erste Beispiel (Aen. V 123: genus unde tibi, Romane Cluenti) zum Erweis des rein konventionellen Gebrauchs der Apostrophe als grammatischer Figur nicht glücklich gewählt zu sein. Viertens solche von H. rein metrisch erklärte Stellen, die zu tadeln sind, weil 'apostropham nullo modo profluxisse ex affectu luce clarius est'; darunter Aen. VI 251 trotz Nordens, mit im Blick auf diese Stelle vorsichtig gesagten, sehr beachtenswerten Worten, 'daß Vergil in der Aeneis die Figur nur da zuläßt, wo das Ethos sie wenigstens nicht ausschließt'; und wenn H. von georg. I 215 sagt 'paene ridiculum', so zieht er nicht in Betracht, daß den Dichter dieses Stoffs die Pflanze so gut und so sehr interessiert wie in der Aeneis ein Held und daß sie ihm hier nicht weniger lebt wie dem Corydon Lorbeer und Myrte. Tadelnswert findet H. endlich Stellen, wo ('affectu nullo accedente', wie er findet) durch die Figur 'variatur aut mutatur sermo'; darunter Aen. VI 841 ff. (vgl. Norden S. 307) und X 185 f. — Ich habe den Eindruck, daß H. selber im Verlauf seiner Arbeit (etwa von S. 33 ab) an der Durchführbarkeit seiner Rubrizierung unsicher geworden ist. Weder die Art noch die Energie des dichterischen Affekts läßt sich objektiv feststellen und katalogisieren. Die Figur der Apostrophe ist überall zulässig, wo das Ethos sie nicht ausschließt; also auch 'bei sehr schwacher innerer Motivierung' (Keller), obwohl ihr ursprünglicher Zweck gewiß die Äußerung starken Affekts ist. Aber schon bei Homer, der sie angeblich 'nur bei Personen verwendet, welche ihm besonders am Herzen liegen' (Ladewig-Deuticke[8] zu georg. *Y* 125), dessen Apostrophen nach Hampel S. 43 mit einziger Ausnahme von *Y* 151 f. 'intelleguntur optime ex animo poetae affectibus quibusdam perfuso', ist die Anwendung nach meinem Empfinden mindestens in der Mehrzahl der Fälle konventionell. Bei dem Epigonen Vergil die konkurrierenden Motive sondern und eines oder das andere ausschließen zu wollen, war ein Bemühen, das nicht gelingen konnte. Übrigens war wohl auch das Thema für eine solche Arbeit zu umfassend gewählt.

Das Latein dieser Dissertation über 'poetae Romanorum' ist verständlich bis auf einzelne Stellen, wo man sich die Worte erst ins Deutsche zurückübersetzen muß; so S. 30 'talia exempla, ubi', S. 22 'spondeus hoc loco semper ponitur tantum de certa aliqua causa'. S. 28 'formae speciei metricae, de qua modo diximus, omnino non inseri potuerint' ist gemeint *verba eius formae . . . non potuerint inseri*; S. 48 'ex affectu aliquo profluxisse nemo contendet' soll nach dem Zusammenhang offenbar heißen *ortas esse nemo negabit;* auch S. 19 wird *contendere* zweimal im Sinne *be-*

streiten gebraucht. S. 32 steht 'bello Veiorum' statt *Veienti*; S. 20 und ebenso 33 'partim admiratio partim misericordia videntur insita [!] loco qui' statt *et . . et . . inesse in eo loco*; S. 36 'meritos avis mactavit honores' lies *aris*; S. 37 'ridiculum videtur, cum' statt *quod*. Eine unangenehme Flüchtigkeit liegt S. 28 vor, wo Hampel als eine Stelle über Polydor von S. 19 seiner Dissertation Aen. IV 112 zitiert; dort ist V. 412 des 4. Buches und vor diesem die Polydorstelle III 56 behandelt.

14) Theodor Winter, De ellipsi verbi esse apud Catullum, Vergilium, Ovidium, Statium, Iuvenalem obvia capita duo. Dissert. inaug. Marburg in H. 1907. 62 S. 8. — Vgl. Berl. Phil. Wochenschr. 1908 Nr. 26 Sp. 817 ('verdienstlich' C. Hosius).

Den größten Teil der Dissertation beansprucht Ovid. Wir betrachten und beurteilen hier ausschließlich die Abschnitte, die Vergil gewidmet sind.

Über die fehlenden Formen des Hilfsverbs handelt Ladewig-Deuticke [12] zu Aen. I 202; der Anhang weist zurück auf E. Albrecht (Hermes 1881), dessen Zusammenstellung für ecl. und georg. die nötige Ergänzung bietet. Winter hat davon keinen Gebrauch gemacht ('ut omittam, quae in commentariis hic vel illic dispersa sunt' sagt er S. 6), wie er auch bei einzelnen Stellen (S. 45) Deutickes Arbeiten zu ignorieren scheint: sehr mit Unrecht — und sehr zu seinem eigenen Schaden! Freilich ging, soviel ich verstehe, auch dieses Thema nach Umfang und Art erheblich über die Grenzen hinaus, die für solche primitiae eruditionis mit weiser Beschränkung gezogen sein sollten. Das Problem — denn es handelt sich um ein sprachwissenschaftliches Problem, nicht um Stellenzählung — ist völlig nur zu lösen mit Rücksicht auf die prosaische Schriftsprache und auf 'cotidiani sermonis usum', von dem wir nur zu wenig wissen; die Behandlung des Problems ist für uns um so schwieriger, als wir uns erst aus den Fesseln erlösen müssen, in welchen die Schemata des genossenen Elementarunterrichts den jugendlichen Geist befangen und der von Amts wegen geübte Mißbrauch gerade der lateinischen Sprache zur Gewöhnung an grammatische 'Correctheit' das Sprachverständnis gebannt hat. Dazu kommt das psychologische Moment: wer will im Einzelfall (ehe das Konventionelle den Sprachgebrauch überwuchert und das Individuelle erstickt hat) die Evolutionen im Gehirn des Schriftstellers und die Entscheidung ihres Widerspiels erspüren? Denn auch hier handelt es sich oft genug um konkurrierende Motive, als da sind: allgemeiner Sprachgebrauch (besonders bei *est*), Stoff und allgemeine Stilgesetze, sanfter oder harter Zwang des Metrums, bewußte oder unbewußte Reminiscenz an fremdes [1]) oder eigenes

[1]) Griechischer Einfluß, auf den W. S. 61 die ganze Erscheinung zurückführen zu wollen scheint, kann m. E. höchstens bei einzelnen Ausdrücken mitgewirkt haben.

Verfahren, Wucht und Kürze des Ausdrucks, Vermeidung von Mißklang und Wiederholung, Charakterisierung des Sprechenden, Variation der Stilarten (Erzählung, Beschreibung, Reden) usw.

Winter hat den Stoff in 5 Teile zerlegt: prima respicit locutiones *pote mirum* similia, altera ellipsin in sententiis rectis admissam; tertia eandem in sententiis parenthetis, quarta in secundariis obviam; quinta omissionem infinitivi separatim illustrabit. Die Disposition ist unrichtig. Offenbar gehört I unter II—IV, III unter II oder unter IV (wie denn auch tatsächlich Winter z. B. den Zwischenruf *infandum* Aen. I 251 unter 'sententiae rectae' S. 10 bringt); die Scheidung von II und IV bei einer Sache, die mit Syntax so gut wie nichts zu tun hat, läßt z. B. bei *experti* (*estis*) Aen. I 202 (S. 32) die gleiche Spracherscheinung *quibus usi* (*estis*) V 192 unerwähnt bleiben. Die Mängel dieser Ablösung wirken besonders ungünstig, weil W., 'ne nimis augeatur libelli ambitus' (S. 44 und ähnlich 45), nur die Teile I. II veröffentlicht und seine Behandlung von III—V, die wir nicht nachprüfen können, nur mit zu Grunde legt bei der Tabelle 'de frequentia omissionum' S. 57: 'eam enim omittere nefas mihi visum est, cum gravissima sint [lies: quod . . sunt], quae ea de vario genere dicendi poetarum doceamur' [lies: p. g. d. demonstrantur]. Aus diesen Ergebnissen (S. 56 ff.) hebe ich folgende heraus: die Form *est* 'Vergilius saepius omisit quam posuit; saepenumero *est* non nisi [?] metri fulciendi causa conservatum est; ex versu interiore eicere formam *est* studuit'. Unangenehm berührt es, daß erst in dieser Tabelle S. 57 völlig zutage tritt, was W. von vornherein (spätestens S. 8, wo mir zufällig bei *quid tum si* die Stelle Aen. V 410 einfiel *quid si quis vidisset*) dem Leser offen sagen und nicht erst S. 29. 36 andeuten mußte: daß er nämlich von der Aeneis überhaupt nur ein Drittel, I—IV, für diese Arbeit in Vergleich gezogen hat. Es bedarf also einer Ergänzungsarbeit, um festzustellen, ob jene Ergebnisse durchgängig zutreffen.

Wenig glücklich ist W. auch in der Untereinteilung des zweiten Hauptteils, in dem er die Ellipse von *esse* feststellt 1) in exclamationibus, 2) in interrogationibus principalibus, 3) alia forma iuxta posita, 4) in sententiis graviter dictis, 5) in generaliter dictis, 6) in perfecto verborum deponentium, 7) in perfecto passivi, 8) apud gerundivum, 9) in enumeratione et descriptione, 10) in definitionibus, 11) omissiones quae ex argumenti tractatione excusationem habent (der letzte Abschnitt 'duriores omissiones' berührt Vergil nicht). Hosius hat schon hervorgehoben, daß hier innere und äußere Gründe gemischt sind. Daß zwischen mehreren dieser Teile, z. B. 1 und 2, 'summa similitudo' besteht, hat W. selbst empfunden; aber er hat eben offenbar für seine Pflicht gehalten, für jeden 'Fall' die 'excusatio' aufzuspüren ('tolerari potest' sagt W. gelegentlich) und jeden säuberlich in einen bereitgehaltenen Pappkasten mit Titel zu bergen. Der Gesichtspunkt

scheint mir verkehrt. Ich behaupte: bei einer großen Zahl dieser 'Ellipsen' würde der Dichter Tadel verdienen und der Verteidigung bedürfen, wenn er etwas seinem Text hinzugesetzt hätte; ich schlage vor, mit dem Ausdruck 'Ellipse' sparsamer und wählerischer umzugehen. Zur Begründung meines Standpunkts möchte ich noch auf einzelnes eingehen, wobei ich von *est* im allgemeinen ohne weiteres absehe.

Erstens. Ein Ausruf (Winter S. 9—11) bedarf seinem Wesen nach keines verbum finitum; und jedes unbedeutende Wort beeinträchtigt seine wesentliche Art. Liegt in 'a miser!' eine Ellipse vor? Wer georg. 2, 490 (felix qui potuit) den Zusatz von *est* für möglich hält, dürfte nicht versäumen, auch 'Ellipse' des mit *est* zugleich nötig werdenden *is* zu notieren (V. 493 tritt *ille* ein, damit nicht 'fortunatus et qui' den *qui* von V. 490 zu betreffen scheine): dann hätten wir statt des dichterischen Ausrufs einen philosophischen Lehrsatz. In Damoetas' Worten ecl. 3, 60 'ab Jove principium musae' nach Winter et *erit* et *est* et *sit* 'excidisse' potest, er möchte sich für *sit* entscheiden; ich halte die Worte (schon wegen des folgenden Satzes 'Jovis omnia plena') für eine Aussage, ebenso 'a te principium' ecl. 8, 11 (obwohl ich das folgende *desinam*, wenn man mich zu grammatischer Definition zwänge, natürlich Konjunktiv nennen würde) und georg. 2, 45 'in manibus terrae' (vgl. Deuticke). Dagegen halte ich die Worte ecl. 9, 18 'heu tua paene solacia rapta', die W. unter den Fragesätzen S. 12 ff. aufführt, wegen des *paene* für einen Ausruf (V. 17 ist durch *quemquam* als Frage charakterisiert). — Unter den Fragen sind viele der sogenannten rhetorischen den Ausrufesätzen so wesensähnlich, daß das oben Gesagte bei Vergil wie anderen auch von ihnen gilt (z. B. Aen. I 11. 253); und ebenso natürlich ist es, daß Vergil, die lebendige Sprechsprache nachbildend[1]), in echten Fragen die tonlose Copula nicht überflüssigerweise einsetzt (vgl. Aen. II 150 f.). Wie wäre, wenn wir, statt lauten Denkens und verwirrten Staunens neugierige Frage zwischenzwängend, ein- oder zweimal *es* einsetzten, die Stelle verhunzt, die durch keine Interpunktionskunst ganz zu erfassen ist: *o . . quam te memorem virgo* [*namque haut tibi vultus mortalis nec vox hominem sonat*] *. . o dea certe* (*. . an Phoebi soror . . an nympharum sanguinis una*) — *sis felix* (Aen. I 329; hinter 326 setze ich Punkt, vgl. 596 f.).

Zweitens sollten nicht solche Stellen als Ellipsen aufgeführt und als entschuldigungsbedürftig behandelt werden, wo vielmehr sylleptische (mit *esse*) oder zeugmatische (mit anderem verb.

---

[1]) Das tut er z. B. auch in der Volksscene Aen. II 29 f.: 'hic Dolopum manus, hic saevus tendebat Achilles'. — 'classibus hic locus'. — 'hic acie certare solebant'.

fin.) Redeweise[1]) vorliegt, die beim Blick auf das ganze Satzgefüge als natürliche Ausdrucksform sich darstellt; z. B. Aen. I 369 'qui tandem (venistis) quibus aut venistis ab oris' und ecl. 8, 3 'quorum stupefactae carmine lynces et mutata suos requierunt flumina cursus' (vgl. Vahlen, Op. I S. 386). So ist es bei mehreren der von W. S. 15 ff. 'alia forma iuxta posita' verteidigten Stellen (einige scheinen mir ein anderes Motiv zur Schau zu tragen); vgl. ecl. 5, 32 und 2, 40, wo durch *praeterea* der Begriff des mit starkem Ton weithin wirkenden *est* von V. 36 aufgenommen wird. Aber, um Derartiges zu berichtigen, wie es W. hier über ecl. 8, 3 (wo er *sunt* aus dem 'quos est mirata' V. 2 entnimmt; vgl. Vahlen) und S. 8 über ecl. 10, 38 sagt (wo 'sunt subsequitur'; in Betracht kommt V. 37 'sive mihi esset furor'), bedarf es der Bemerkung, daß nicht ein beliebiger Satz der Umgegend, sondern ein entsprechender oder zusammenhängender die natürliche Ergänzung durch sich darstellt oder bildet. Auch über manche Fälle, die Winter (S. 22 ff.) 'in graviter dictis et in sententiis quae pondus aliquod habent' findet und damit entschuldigt, denke ich anders[2]). Aen. I 339[3]) ist weder *sunt* zwischen *fines* und *genus* unterzubringen noch *est* oder gar *sunt* hinter *genus* denkbar, also der Begriff Ellipse unanwendbar. Aen. II 780 ist (ohne Komma!) wie ecl. 8, 3 zu erklären: das Verb wird natürlicherweise nach dem zweiten Glied, bei dem es steht, gewählt und konstruiert. Zu Aen. I 669 vgl. Ladewig-Deuticke[12]. Aen. II 554 (haec Priami finis) zu sagen '*fuit* omissum est' heißt den lapidaren Klagelaut der schmerzerstickten Stimme in die Konstatierung einer historische Tatsache verwandeln. An ein singularisches Glied ohne das tonlose *est* reiht sich ein pluralisches ohne weiteres an; so georg. III 356. Aen. I 166 f. (in umgekehrter Reihe georg. I 101; III 500) und öfter in Aufzählungen.

Überhaupt sehe ich an vielen Stellen aus Winters Rubriken 4. 5. 9—11 (s. oben) in Vergils Verfahren nichts anderes als gewöhnlichen und natürlichen Sprachgebrauch; so ist ecl. 3, 40 'in medio duo signa, Conon et . . . quis fuit alter' und 7, 9 'caper tibi salvus et haedi' lebendige Sprechsprache, während die hier nach der Ellipsentheorie zu wünschende Form 'caper tibi salvus est et haedi tibi salvi sunt' als totgeborenes Kind der Pedanterie

---

[1]) Vgl. Madvig, Lat. Sprachlehre[3] § 478 f.; Ferdinand Schultz, Lat. Sprachlehre[5] § 459 f.

[2]) Unter dieser Rubrik findet Catulls *nilo mundius hoc niloque immundior ille* seinen Platz und von Vergil z. B. georg. II 286 'hoc satis armentis'! — S. 23 sind mehrere Stellenangaben Winters unrichtig, z. B. will er Aen. II 601 *est* 'supplere'; vgl. Deutickes klare Interpunktion.

[3]) Die ersten Worte der Venus stehen für sich wie in demselben Buche V. 326 und 595 f. (vgl. oben S. 191). Ich lese (indem ich in der Antwort schon V. 338 *sunt* für überflüssig halte): Punica regna (vides Tyrios et Agenoris urbem), sed fines Libyci.

erscheint. Hierhin gehören also Aufzählungen und aufzählende Beschreibungen (Winter S. 37 ff.): ecl. 2,40 (vgl. oben); 7, 49 f.; 8, 33; 10, 42 f.; georg. I 341 f.; 423; II 112. 133. 150; III 54. 81. 91; IV 141; Aen. I 639 (vgl. L-D.[12]). 703—5; III 216—8 und 111 f. (aber in 112 f. konkurriert die oben behandelte Ausdrucksweise von ecl. 8, 3); zu Aen. III 228 vgl. Ladewig-Deuticke[12] (ich meinerseits halte die Worte, nach denen ich einen Abbruch der Erzählung empfinde, für einen Ausruf entsetzensvoller Erinnerung).

Drittens darf (ein von W. ganz übersehener Umstand) von Ellipse des Hilfsverbums nicht die Rede sein, wo die Funktion, die sein im Zusammenhange allein bedeutsamer Bestandteil zu erfüllen hätte, tatsächlich erfüllt wird durch ein anderes im Satze vorhandenes Wort, neben dem die Copula mit ihrem spärlichen Bedeutungsreste einen tadelnswerten Pleonasmus schaffen würde, besonders im lebendigen Dialoge. So fungieren persönliche Fürwörter: ecl. III 109 *vitula tu dignus, et hic*; V 4 *tu maior*; 21 *vos coryli testes et flumina*; 34 *tu decus* (hier konkurriert Syllepsis mit dem Vordersatz 'vitis ut decori est'); 43 *Daphnis ego* (im carmen tumulo super additum); VIII 48—50 *crudelis tu quoque, mater* (wo auch *quoque* in Betracht[1]) kommt); IX 34 *sed non ego credulus illis*; Aen.[2]) I 617 *tune ille Aeneas* (in demselben halb noch ungläubigen Ton wie 'tantaene irae' I 11; oben S. 191); III 45 *Polydorus ego* ('gemitus auditur tumulo'; vgl. ecl. 5, 43); IV 113 *tu coniunx*; 336 *dum memor ipse mei* (ipse = ego; auch die Fortsetzung 'dum spiritus hos regit artus' kommt in Betracht); V 414 *his ego suetus* (doch vgl. unten S. 196 zu 402; daß der Dichter nichts, weder *fui* noch auch *eram* als Ergänzung gedacht hat, zeigt sich auch darin, daß jenes nicht zum folgenden *dum dabat*, dieses nicht zum vorhergehenden *stetit* passsen würde); 672 *en, ego vester Ascanius*; XII 159 *auctor ego*. Für die dritte Person vgl. ecl. 5, 64 *deus, deus ille, Menalca* (hier wird der sachlich passende Begriff des wirklichen Seins durch die Verdoppelung der Aussage deus ausgedrückt; ein beachtenswertes Beispiel für die Abneigung gegen *est*) und Aen. III 558 *haec illa Charybdis*. In derselben Weise wie diese Pronomina fungieren entsprechende Adverbia und Partikeln: ecl. 9, 40 *hic ver purpureum* (wo es ganz verkehrt ist, wenn W. S. 16 mit seinem 'subaudias' das *est* von V. 39 'quis est[3]) nam ludus in undis'

[1]) Man denke sich einmal ohne 'Ellipse': crudelis tu quoque es mater. crudelis mater magis est an puer improbus ille? improbus est ille puer, crudelis tu quoque, mater, es.

[2]) Vgl. auch I 369: sed vos qui tandem quibus aut venistis ab oris (oben S. 192); ferner georg. III 393; Aen. I 202; II 25. 651; V 414 (an diesen Stellen konkurriert mit dem Pronomen das Partizip; s. unten S. 195 f.).

[3]) Hier ist *est*, soviel ich sehe, doch nicht nur durch das Metrum hervorgerufen (W. S. 59); mir scheint 'quis ludus in undis' würde heißen

heranzerrt: von 'sibi permittere potuit V.' ist gar keine Rede; vgl. die oben S. 193 erwähnte Stelle georg. II 149 *hic ver assiduum*); Aen. I 461 *en Priamus*; III 477 *ecce tibi Ausoniae tellus*; IV 597 *en dextra fidesque;* ecl. 3, 57 *nunc formosissimus annus*; besonders beachtenswert scheint mir Aen. IV 408 *quis tibi tum Dido sensus*, wo also weder *fuit* (das man zunächst erwarten müßte) noch *erat* (zu dem das folgende *dabas* passen würde) ausgelassen (vgl. oben zu V 414), sondern dafür tum eingetreten ist; übrigens kommt auch in Betracht, daß der Satz mit 'quosve dabas gemitus' fortgesetzt wird und daß der Ausruf in Frageform gekleidet ist.

Viertens. Es verbleiben noch die Fälle, über die W. in den Abschnitten 6—8 einiges gesammelt hat. Was zunächst das Gerundivum betrifft, so erfahren wir leider nicht, wie oft es in den Büchern Vergils, die W. verglichen hat, mit einer Form von *sum* verbunden ist und ob dabei metrische Erleichterung mit im Spiel ist. Unter den von W. angeführten Stellen sind die nicht ohne Interesse (obwohl sie nichts Unerwartetes bringen), wo das prädikative Gerundivum im Plural teils allein steht, teils in Verbindung mit einem vorangehenden oder folgenden Singular: georg. II 365 f. *ipsa nondum temptanda, sed carpendae frondes interque legendae*; 371 *texendae saepes et pecus tenendum*; III 305 *haec nobis tuendae*; Aen. II 118 *quaerendi reditus animaque litandum*; 780 *tibi exilia et aequor arandum* (vgl. oben S. 192); III 161 *mutandae sedes*; 384—6 *lentandus remus et lustrandum aequor infernique lacus Circaeque insula*; 495—7 (vobis parta quies:) *nullum aequor arandum, arva neque quaerenda* (alle diese Stellen der Aen. sind aus Reden). In den Eklogen begegnet nach meiner Erinnerung nur 3, 7 (ista obicienda memento) und 10, 3 (carmina sunt dicenda) prädikatives Gerundiv. Wie es die gewöhnliche Sprache bei ihm hält und wie seine Verwendung numerisch zu dem prädikativen Perfektpartizip steht, weiß ich leider nicht. — Sehr bemerkenswert ist jedenfalls, in welchem Maße Vergil diese Partizipialformen (warum W. Deponentia und Passiva trennt[1]), ist mir nicht klar) ohne Copula prädicativ setzt, um die Verba und die in der Zusammensetzung schwerfälligen Formen besser im Vers gebrauchen zu können; es wäre interessant, zu wissen, wie sich die älteren lateinischen Daktyliker in dieser

---

'wie kann man in den Wellen spielen,' während 'quis est ludus in undis' heißen soll 'wie kann man in den Wellen spielen'. Übrigens steht *est* in den Eklogen nicht 27 mal, wie Winters Tabelle angibt, sondern nach meiner wiederholten Zählung sicher mindestens (denn VI 49 ist es nicht ganz sicher) 31 mal (10 mal in der dritten, keinmal in der ersten).

[1]) S. 31 nennt W. Aen. I 475 als Stelle, wo *est* fehlt; aber *infelix puer atque impar congressus* ist Apposition zu *Troilus*; die richtige Interpunktion bei L.-D.[12] S. 34 wird zu Aen. I 326 *nulla tuarum audita mihi neque visa sororum*, offenbar wegen *visa*, bemerkt: 'ubi *est* etiam in perfecto deponentis verbi deest'!

Sache verhalten haben. Da Winters Angaben über Vergil wenig übersichtlich und auch nicht einmal für seine Bücher vollständig sind, möchte die folgende anspruchslose Liste, die ich aus fremden und eigenen Notizen zusammenstelle, dem dienen, der vorläufig und ungefähr einen Überblick gewinnen will[1]). Im voraus sei bemerkt, daß, soviel ich sehe, an keiner dieser Stellen durch die Weglassung eine Beeinträchtigung des Sinnes oder Erschwerung des Verständnisses eingetreten ist: man wolle bei der Nachprüfung nur immer Zusammenhang und Umstände betrachten!

ecl. 2, 23 canto, quae solitus Amphion
6, 49 implerunt, at non ulla secuta (?)
8, 24 Panaque, qui non passus
9, 53 memini, nunc oblita mihi carmina
georg. I 140 tum fecit, tum captare inventum
150 mox et labor additus
238 duae concessae, et via secta
278 Horcus Eumenidesque satae
466 ille etiam monet, ille etiam miseratus Romam, cum texit
476 vox quoque exaudita et simulacra visa pecudesque locutae
II 116 divisae patriae
350 iamque reperti, qui
416 iam vinctae vites
III 4 omnia iam volgata
6 quoi non dictus Hylas et Delos
113 primus Erichthonius ausus
393 fefellit, nec tu aspernata[1])
500 demissae aures, incertus sudor
510 ea visa salus
IV 43 sub terra fovere, penitusque repertae
276 saepe ornatae arae
324 quo tibi pulsus amor
450 tantum effatus
530 at non Cyrene; namque effata
Aen. I 81 haec ubi dicta,
83 qua data porta,
121 qua vectus Abas,
Aen. I 202 vos et accestis, vos et experti: revocate[1])
216 postquam exempta fames mensaeque remotae
237 pollicitus: quae te vertit[2])
283 sic placitum (spr. Jupp.)
325 sic Venus, et contra sic filius orsus
326 nulla audita mihi neque visa
362 quae forte paratae
367 devenere mercatique solum
452 hoc primum leniit, hic pr. ausus
513 obstipuit simul ipse, simul percussus A.
520 postquam introgressi et data copia
558 sedes, unde huc advecti, petamus
623 casus mihi cognitus regesque
644 A. — neque enim passus amor — praemittit
730 pateram, quam Belus et omnes soliti
Aen. II 2 conticuere, inde A. sic orsus
25 huc se conduut, nos abisse rati[1])
73 conversi animi compressus et impetus
74 fari, quo sanguine cretus quidve ferat
168 corripuere manibusque ausi
170 fractae vires, aversa mens
172 vix positum simulacrum: arsere
196 credita res, captique quos

[1]) Durch Sperrdruck werden die Stellen hervorgehoben, wo die bloßen Participia bei der 1. und 2. Person Sing. und Plur. erscheinen.

Aen. II 206 pectora quorum arrecta iubaeque superant
270 ecce, visus adesse
291 sat patriae datum
355 sic furor additus (nach einer Rede)
428 dis aliter visum
451 instaurati animi
462 unde Troia videri et solitae naves et castra
624 mihi visum considere Ilium et verti Troia
651 nos contra effusi coniunxque A. que omnisque domus[1])
682 ecce visus fundere apex
773 simulacrum atque umbra visa mihi
784 res laetae regnumque et coniunx parta tibi
792 ter conatus, ter effugit imago[3])
III 90 vix fatus eram: tremere omnia visa
99 haec Phoebus, exortaque laetitia et cuncti quaerunt
135 iam subductae puppes, operata iuventus: cum venit
150 nox erat: penates visi astare
167 hae sedes, hinc D. ortus
206 terra se attollere visa
495 parta quies, aequor arandum
533 portus curvatus (in Beschreibung)
541 idem olim succedere sueti
IV 53 dum saevit hiems quassataeque rates

Aen. IV 80 ubi digressi lunaque premit
151 postquam ventum
280 arrectae comae, et vox haesit
322 te propter odere, infensi; t. p. extinctus pudor et fama
456 hoc nulli effata
461 audiri voces et verba visa
483 locus est, hinc monstrata sacerdos
552 non licuit, non servata fides
632 haec ait; tum affata
705 dilapsus calor atque vita recessit
V 192 promite animos, quibus usi[4])
402 caestus quibus E. suetus ferre[5]) manum
414 his stetit, his ego suetus[1])
687 Juppiter, si nondum exosus Troianos, si pietas [tua] respicit[6])
VI 700 ter conatus, ter effugit imago[7])
VII 300 [non] quievi, quin etiam ausa me opponere (spricht Juno)
X 162 iam quaerit sidera, iam quae passus[8])
827 arma, quibus laetatus, habe tua[9])
XI 248 vidimus . . postquam introgressi et data copia, praeferimus[10])
XII 806 sic Juppiter orsus, sic dea contra

[1]) Vgl. oben S. 193 und die hier folgenden Fälle der gleichen Art. — [2]) Bei Annahme eines Anakoluths (Ladewig-Deuticke[12]) verliert der Vorwurf an Wucht, der in der Aussage *pollicitus* liegt; das selbständige Part. ist im Zusammenhang unbedenklich und entspricht dem Gebrauch Vergils (vgl. V 687; X 827; auch georg. III 393). — [3]) Aeneas erzählt von seiner Begegnung mit Creusa (vgl. VII 300); anders VI 700. — [4]) Vgl. I 202. — [5]) Hier und im Zusammenhang damit V. 414 ist das Part. von *suere* (oder *sueri*) noch verbal gebraucht; ebenso III 541, wie *olim* beweist. — [6]) Vgl. zu I 237. — [7]) Vgl. II 792. — 8) Vgl. II 74 (auch I 517). — [9]) Vgl. zu I 237. — 10) Vgl. I 558; II 25. 651; außerdem I 520.

Einer besonderen Betrachtung bedürfen schließlich die Worte der Fama IV 193 'nunc hiemem inter se luxu, quam longa, fovere', in denen *sit* fehlen soll; das kann ich, da es sich nicht um ein Partizip handelt, nicht ohne weiteres glauben. Der Sinn und

Zweck der Wörte *quam longa* ist klar; über den Ausdruck sagen ältere Kommentare 'saepe al.' oder 'Graecorum ratione dicendi', leider ohne Belege. Von den zwei allbekannten Parallelen bietet Aen. VIII 86 'Thybris ea fluvium, quam longa est, nocte tumentem leniit' eine neue Schwierigkeit (auf die Ladewig-Deuticke[9] aufmerksam macht) grade durch das *est*; denn es mußte in einem coincidenten Relativsatz ja *fuit* heißen, oder aber nachher *lenit*. Also hat Vergil die Ausdrucksweise hier nicht als Relativnebensatz empfunden, sondern als selbständigen Satz; d. h. wir haben einen Zwischenruf, durch den der Dichter, sich selbst ganz in die Situation versetzend, die Hilfe des Flußgotts in ihrer Größe hervorhebt und dankbar anerkennt. Einen solchen Ausruf konnte er ohne Verb bilden, wie es Ovid amor. I 2, 3 getan hat: *vacuus somno noctem — quam longa! — peregi.* Aber indem Vergil *est* hinzusetzte, hat er nicht nur den Versbau erleichtert, sondern zugleich und vornehmlich den Standpunkt bezeichnet, von dem diese Bemerkung ausgeht, so daß niemand *erat* denken und sie vom Standpunkt des Thybris aus auffassen darf. Es liegt nahe, zu vermuten, daß hier eine formelhafte Wendung (= perpetuo) vorliegt, die Vergil der lebendigen Umgangssprache entnommen hat. Jedenfalls aber ist klar, wenn wir nun zur Fama zurückkehren, daß sie gesagt hat *nunc hiemem inter se luxu — quam longa! — fovent*; und hätte Vergil hier auch nur in Gedanken *est* 'ergänzt', so hätte er ja in der or. obl. 'correct' schreiben müssen 'quam longam esse'!

Winters erster Satz beginnt S. 5 'Unus quisque, qui poetas Romanos perlegerit, mirabitur'; lies 'Quicumque p. Latinos'. Der dritte heißt wörtlich: 'Distare enim inter se, qui poetas diversos examinaverit, non est quin neget'; das muß nach dem Zusammenhang den tiefen Sinn haben: die Verschiedenheit kann kein Kundiger bestreiten. S. 8 'quod unum est exemplum, quod invenitur apud' = das ist das einzige Beispiel, das sich findet. S. 12 steht 'num . . an'; S. 16 'eo magis . . cum' und 'nec opprobium tangere debet Maronem'; *deficere* wird gebraucht statt *deesse*, *exempla cumulare* statt eines Comp. von *ferre* (vgl. S. 216 meiner 'Studien'). S. 33 lies *vites* statt *vices*; S. 38 *torvae* statt *torrae*. Mit 'calculus inest' S. 37. 39 ist vielleicht *scrupulus* gemeint. S. 61 steht *adhibeant* statt des Indikativs und 'eos illos praecipue secutos esse'.

Da Winters Arbeit gedient hat 'ad summos in philosophia honores rite capessendos', so vermute ich, daß die uns hier nicht angehenden und die nicht veröffentlichten Abschnitte gründlich und gut sind. Aber auch den hier so ausführlich besprochenen Abschnitten kann ich — schon um mich selbst zu entschuldigen — den einen Ruhm nicht versagen: sie sind geeignet, zu weiterer Behandlung des Gegenstands anzuregen.

15) Th. Drück, Präparation zu Vergils Aeneide. 1. Heft: Buch I. Dritte Auflage. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. 16 S. 8. geh. 0,30 *M*.

Die Präparationen von D. sind schon im JB. 1903 S. 182 als eine sorgfältige Anleitung bezeichnet worden. Ich möchte für die nächste Auflage eine Beschränkung im Gebrauch und in der Abkürzung der unentbehrlichen termini technici empfehlen; ich zweifle, ob Angaben wie: abstr., absolut, Adi. relat., 'Hendyadyoin' (dies Ungeheuer S. 3), Meton., Tmesis, prolept., a. Schr., Nom. ag., Aposiopesis, Protasis paratactica (S. 14) nötig und nützlich sind, um den Schüler im ersten, vorbereitenden Textverständnis zu fördern. Bei den Vokabeln sind auch Bedeutungen mitangegeben, 'die das betreffende Wort in den sechs ersten Büchern der Aen. hat'; ich fürchte, daß Angaben, die mehr enthalten als Grund- und nötigenfalls spezielle Bedeutung für die Stelle, für diese nicht immer förderlich und für die spätere selten noch wirksam sind. Jedenfalls müßte alles vermieden sein, was nicht auf allgemeine Zustimmung der Lehrer rechnen kann; so wird zu 'forte sua' V. 377 nur angegeben 'durch reinen Zufall' (vgl. Wochenschr. f. kl. Phil. 1908 Sp. 839); V. 135 soll ausgerechnet '*puniam* oder *ulciscar*' zu ergänzen sein; *ministrare* und *minister* wird von *manus* abgeleitet S. 5; V. 14 soll *asper* 'abgehärtet' heißen (vgl. V. 339). Das isolierte *qua* wird S. 1 als Pronomen relat. (interrog.) bezeichnet; S. 8 lies *Rea*, S. 16 *poculo*. Zu V. 274 wird gesagt: '*gravis* (= *gravida*) übers.: von'. Meint man, der Sekundaner kenne *gravidus* schon, oder scheut man sich, ihm das deutsche Wort gedruckt zu zeigen?

III. Appendix Vergiliana.

16) Theodor Birt, Jugendverse und Heimatpoesie Vergils. Erklärung des Catalepton. Leipzig und Berlin 1910, B. G. Teubner. 8. geh. 3,60 *M*.; geb. 4,20 *M*.

Eine Erklärung des Catalepton durch einen Kenner ist, schon wegen der Dürftigkeit der Hilfsmittel, des Interesses und der Beachtung im voraus sicher. Aber der Vorsatz des Titels, der Jugendverse und Heimatpoesie Vergils ankündigt, mag nach Art eines Reklameschildes den Unkundigen locken; dem, der die Sammlung kennt (s. JB. 1909 S. 175), wird er die erste Freude auf das neue Buch eher herabstimmen als erhöhen. Wird diese Verheißung des Titels erfüllt?

In der Einleitung stoßen wir S. 4 auf die Worte, die Bezeichnung *prolusiones* bei Diomedes drücke etwa dasselbe aus, 'was Varius in unserem Catalept. XV 3 als *elementa* Vergils bezeichnet'. Darnach (S. 6) wird auf die Frage 'wer war der Editor? und wer hat unsere Nr. XV geschrieben?' in folgender Weise Antwort ge-

geben: 'Nichts liegt näher als dabei an Tucca und Varius zu denken'; diese 'Vermutung' sei von Vollmer einleuchtend begründet worden (vgl. JB. 1908 S. 198). Zwischen a. 19 und 15 v. Chr. sei das Buch erschienen; 'ob Varius oder ob Tucca der Urheber war, ist im Grunde gleichgültig; wir ziehen den ersteren Namen vor und werden ihn der Kürze halber gelegentlich da einsetzen, wo wir den Editor des Catalepton meinen'.

Eine in solcher Art begründete Vermutung (vgl. S. 53. 82) nimmt Birt zur Grundlage eines Beweises; er sagt S. 7: 'Aus dem Epigramm des Varius Nr. XV ergibt sich nun erstlich, daß der vergilische Ursprung des Catalepton viel besser gesichert ist als der des Moretum, der Ciris usf. Denn hier erhalten wir die bündige und ausdrückliche Zusicherung des ersten Herausgebers, XV 3: *illius haec quoque sunt divini elementa poetae.* Es steht also nicht in unserem Gutachten, ob wir geneigt sein wollen, dem Vergil die drei Priapeen oder die cinädische Epode Nr. XIII zuzutrauen, sondern sie werden uns von Varius als vergilisch überreicht, ebenso wie die Aeneis, und nur ganz außerordentliche Umstände können uns veranlassen, ein einzelnes Stück der Sammlung, wie Nr. IX, trotzdem anzuzweifeln'. In diesen Sätzen muß man 'Editor' einsetzen für 'Varius', und damit fällt der beabsichtigte Beweis hin. Es bleibt vielmehr dabei: der Editor glaubte eine Sammlung von Gedichten des Anfängers Vergil zu veröffentlichen, aber wer dieser Editor war, wissen wir nicht; wir können nur soviel sagen: daß es Varius oder Tucca war, der unter anderen catal. IX als Werk Vergils betrachtete und herausgab (vgl. JB. 1909 S. 142), ist ebenso unwahrscheinlich, als daß sie selbst die testamentarische Bestimmung des Freundes durch Publikation dieser nugae verletzt haben sollen. Wie man sich die Entstehung und Veröffentlichung des Catal. erklären kann, habe ich im vorigen JB. S. 174 ff. ausgeführt. So gut wie der unbekannte Editor sich über den Verfasser von catal. 9 nach allgemeiner, auch von Birt geteilter Überzeugung geirrt hat, so leicht kann er bei einem oder dem anderen der übrigen Stücke, z. B. bei catal. 3, durch äußere Umstände zum Irrtum über den Verfasser gebracht sein. Auf so unsicherem Boden Jugendeindrücke und Heimatpoesie Vergils apodiktisch festzustellen ist leider unmöglich. Wie weit Birt, dem 'selbstverständlicherweise für die Biographie Vergils das Catalepton als Selbstaussage des Dichters authentisch ist', sich hat hinreißen lassen, zeigen seine Folgerungen aus catal. 13, 1—4[1]) (S. 142—4), die er S. 18 ohne jede Einschränkung so zusammenfaßt: 'Als im Januar des Jahres 49 Cäsar den Bürgerkrieg begann, war Vergil 20 Jahre alt. Wie das Catalepton lehrt, hat er im Jahre 49 und 48 diesen Krieg, und zwar gewiß aut

[1]) quod alta non possim, ut ante, vectari freta nec ferre durum frigus aut aestum pati neque arma victoris sequi.

Cäsars Seite, mitgemacht'. Mit Recht sagt Birt S. 5 (vgl. S. 87), im Altertum seien für die Vergilvita die Bukolika in absurder Weise ausgedeutet worden; die Hypothese, von der aus er das ganze Catal. für das Vorleben des Dichters ausnutzt, führt leider auch neue Verwirrung herbei.

Soweit nicht die Vorstellung über den Autor von catal. XV hereinspielt und soweit nicht die Rücksicht auf die Vergilvita den Blick des Erklärers von vornherein ablenkt und seine Einsicht trübt, ist der kritische und exegetische Kommentar (S. 21—182) eine dankens- und beachtenswerte Arbeit, die im einzelnen Belehrung, Förderung und Anregung in Fülle bietet. Der Kommentar umfaßt auch die 'drei Priapeen Vergils' (I^a—III^a), in denen Birt 'Präzision, Schlichtheit und doch Neuheit des Ausdrucks, frische Lauterkeit des Sinns im Zurückdrängen des Obszönen, kurz, reine gesunde Landluft' findet, so daß er sie 'Perlen der Miniaturpoesie' nennt (S. 47): die Übertreibung ist handgreiflich und verstimmend, da sie Absicht vermuten läßt[1]). Ich denke nicht daran, zu behaupten, Vergil könne nicht Priapeen gedichtet haben. Ich glaube auch mit Birt (S. 2 f.), 'daß die Priapea von vornherein mit zu dieser Sammlung gehörten' und 'vom antiken Herausgeber planvoll vorangestellt worden sind', auch daß in der Vorlage der Donatvita *Κατὰ λεπτὸν et Priapia et Epigrammata* gestanden hat, 'd. h. der Inhalt der Sammlung wurde parenthetisch präzisiert und in seine Hauptbestandteile aufgelöst'. Aber ich halte das kritische Urteil des Editors und Verfassers von catal. XV, das sich auf die Priapeen mit bezieht, auch hierin nicht für unfehlbar; und ich mißtraue ihm gerade hierin auf Grund mehrerer Indizien. Erstens sind die Ähnlichkeiten der Stücke unter einander in Gedanken und Worten so, daß für II^a und III^a Behandlung desselben Themas oder Nachbildung derselben Vorlage durch verschiedene Verfasser viel wahrscheinlicher ist. Zweitens ist freilich möglich, daß Birt nicht zu weit geht, wenn er aus den Worten III^a 1 'villulamque palustrem' entnimmt, daß 'wir hier norditalische Lokalpoesie vor uns haben' (S. 39); aber der Dichter von I^a, der V. 4 den Priap die Furcht aussprechen läßt 'ne ignem ignaris (oder auch *ignavis*) praebeat agricolis' war sicher nicht 'rustikan'. Drittens ist kaum zu bezweifeln, daß die Ungeschicklichkeit der von Priap II 10 ff. an 'capella in urbem portat ubera' angeschlossenen Worte 'agnus gravem domum remittit aere dexteram' durch contaminierende Reminiscenz an die schlichten und klaren Worte des Tityrus bei Vergil (ecl. 1, 35) 'gravis aere domum mihi dextra redibat' zu erklären ist. Dieses Verhältnis der beiden Stellen hat bezeichnenderweise auch Birt unbewußt empfunden *ἐχὼν ἀέχοντί*

[1]) Bei dem nichtvergilischen catal. IX wählt Birt S. 96 folgende Ausdrücke: 'Dazu kommt die blödsinnige Liebe zur Anaphora als Klingklang und öde Versfüllung, die den Leser zum Erbrechen reizt'.

γε θυμῷ; er bemerkt nämlich zu V. 13: 'In dieser Zeile wiederholt Vergil sich selbst; vgl. Bucol. 1, 35', fährt dann aber, ohne den Widerspruch zu merken, fort: 'welche von beiden Stellen früher geschrieben ist, läßt sich aus dem Wortlaut selbst zwar nicht erkennen; doch spricht alles [?] dafür, daß Vergil das Priapeum früher, die Bucolica später schrieb'. Viertens läßt sich die Tatsache, daß der Finder und Herausgeber der Stücke I—XIII (über XIV s. JB. 1909 S. 176) auch die Stücke I[a]—III[a] auf Vergil zurückgeführt hat, leicht begreifen und erklären, viel leichter als sich die Abfassung der drei Stücke durch den einen Dichter und zwar Vergil verstehen und erklären ließe. Der Herausgeber kombinierte im allgemeinen (ähnlich wie der des Culex: JB. 1909 S. 177 f.) aus der Gemeinsamkeit des bukolischen Milieu mit Vergil Buc. (7, 33—36) und Georg.; im besonderen betrachtete er (ähnlich wie der Bearbeiter der Ciris: JB. 1909 S. 153 f. 178 ff.) die Nachklänge und Reminiscenzen, welche wir auf Abhängigkeit von Vergils echten Publikationen zurückführen (I[a]: georg. IV 134 f.; II[a] 13: ecl. 1, 35; III[a] 4: georg. II 425), mit denselben Augen[1]) wie jetzt wieder Birt. Dazu kam die Beziehung, in der II[a] 3 f. (agellulum hunc erique villulam hortulumque pauperis) und III[a] 1. 5 f. 20 (hunc locum villulamque palustrem; huius domini colunt me pauperis tuguri, pater filiusque) zu catal. VIII zu stehen schienen (villula et pauper agelle, illi domino tu divitiae, me tibi commendo imprimisque patrem): man wollte natürlich bei der Ausschüttung der vermeintlich rein vergilischen Masse (JB. 1909 S. 174) nichts verloren gehen lassen, was dem Meister anzugehören schien. Die Hypothese, deren wir zur Erklärung des Tatbestands allerdings bedürfen, ist, daß sich in jenem Nachlaß (vgl. Birt S. 59) auch Priapeen fanden; das ist gewiß leicht annehmbar (vgl. Ribbeck GRD II[1] S. 366—9; Luc. Mueller, praef. Priapeorum p. XLII). Ich nehme nicht an, daß nur diese drei Stücke sich fanden, sondern man wählte (ähnlich wie das Priapeum 'Quid hoc novi est' wegen seiner Anklänge an Tibull I 4. 8. 9 diesem zugeschrieben worden ist) zunächst II[a] und III[a] als vergilisch aus wegen der oben angegebenen Zusammenhänge; I[a], das ebenfalls vergilisch klang und inhaltlich mit II[a] 6—9 verbunden war (wie II[a] mit III[a]), setzte man wegen seiner allgemeineren Haltung und wegen jener Verbindung vor II[a] und an den Anfang des Buches.

Die folgenden Stücke des Catal. enthalten besonders viele Stellen, die rätselhaft sind und bleiben werden, weil ihre Bezugnahmen auf Persönliches und Intimes für uns nicht greifbar sind, so daß wir über Vermutung von Möglichkeiten kaum hinauskommen; an solchen Stellen hätte Birt in der ausschließlichen Wertschätzung

[1]) Ebenso ist es ihm mit catal. IX ergangen, von dem auch Birt selbst S. 97 sagt: 'diese starken vergilischen Entlehnungen haben dereinst den Herausgeber des Catalepton getäuscht'. Vgl. JB. 1909 S. 175. 142.

seiner eigenen Auffassung meines Erachtens vorsichtiger sein können. Nimmt man die Irrungen und Wirrungen hinzu, zu denen Birts Ansicht über Verfasser und Herausgeber führt, so wird man sich vorstellen, daß die Einzelinterpretation vielfach Bedenken weckt und Nachforschern viel Stoff läßt; dies freimütig auszusprechen, ist im Sinne des Verfassers[1]), der S. 10 sagt, sein Kommentar wolle 'nichts sein als eine Aufforderung zur Mitarbeit und ev. zum motivierten Widerspruch': er wird dieses Ziel nicht verfehlen. Manchmal scheint es mir weiterer Motivierung des Widerspruchs nicht zu bedürfen, so wenn Birt in den bekannten Worten Vergils (catal. 5, 14) 'camenae, meas chartas revisitote, sed pudenter et raro' die Andeutung findet 'dem Vergil mißfiel an seinen früheren Sachen jetzt auch das *impudicum*' und wenn er daraus ein Indicium für frühere Abfassung von catal. 6. 12. 13 entnimmt (S. 72. 141. 150); nicht anders, wenn er catal. 6 (puella stupore pressa rus abibit) interpretiert 'beide, gener und socer, haben sie beschlafen, und sie haben es in sinnloser Betrunkenheit getan .. Infolge der Schandtat wird die puellä aufs Land müssen, um dort die Niederkunft zu verbergen [!] oder um den Männern selbst sich zu entziehen' (S. 78 f. 139): dabei soll der 'Töpferssohn', als er die Gedichte auf Noctuinus (und darin dieses 'rus abibit'!) schrieb, 'in seinem Heimatlande', 'bei den Eltern zu Haus' gewesen sein (S. 139).

Unter Birts Abweichungen von der Vulgata ist am auffälligsten und am bedeutsamsten die Rückkehr zur handschriftlichen Lesart catal. I 1. 3. Seit Scaliger hat man am Anfang beider Verse für *de qua* den Namen *Delia* eingesetzt. Eine blendende Konjektur; aber weder bringt sie ein befriedigendes Verständnis des ganzen Gedichtes (besonders bereitet die Verbindung der Worte *saepe venit* im Zusammenhang Schwierigkeit), noch ist die Entstehung der doppelten Korruptel verständlich. Nach Birt (S. 48) steht *De qua saepe tibi* (sc. *dixi*) für *illa quam nominare nolo*; *nam nosti eam*; es handle sich um eine verheiratete Frau, deren Namen der Dichter nicht nennen möchte. In dem Falle pflegen die Dichter freilich anders zu verfahren; auch ist zwischen 'de qua saepe tibi venit' und der von Birt (nach mehreren belanglosen) angeführten Hauptstelle Cic. ad Att. XIV 1 'deverti ad illum, de quo tecum mane' noch ein beträchtlicher Unterschied; übrigens ist das Ge-

[1]) Ich unterlasse nicht, mitzuteilen, daß Birt die Gelegenheiten wahrnimmt, auf seine Lieblingsideen zurückzukommen, so zu catal. 9, 60 auf Prop. II 13, 25, trotz Rothstein (dem S. 113 ein flacher Seitenhieb gewidmet wird). Da ich hier auf die Sache nicht eingehen kann, bitte ich, zu vergleichen, was in der Wochenschr. f. Klass. Phil. 1896 Sp. 830 f. ausgeführt ist. — Bei catal. 9, 50 (communem belli deum) erwähnt Birt Ciris 359 und meint, diese Stelle sei später geschrieben, weil sie '*belli* ausläßt'; aber es steht ja da (358 f.): nunc tremere instantis belli certamina dicit communemque timere deum.

dicht kein eigentlicher Brief, sondern ein Epigramm. Trotz alledem scheint mir *de qua*, das überliefert und nicht unmöglich ist, gerettet, weil *Delia* nicht einwandfrei ist. Aber die Zusammennahme der Worte 'de qua saepe tibi, (venit)' scheint mir doch nicht ganz richtig. Denn wenn Birt V. 5 f., in denen der Sprecher sich den Boten zuwendet, so erklärt 'Mag sie gekommen sein, ich hab' es ja begriffen. Aber was nützt denn diese neue Botschaft mir? Erzählt die Sache dem, für den sie zurückgekehrt ist' und wenn er meint 'in alle dem ist nichts unverständlich', so nehme ich nicht nur an der Verbindung der Worte *venerit, audivi* Anstoß; vor allem frage ich: wen soll der Sprecher unter dem illi cui rediit gedacht haben? Sicher ist: alicui rediit; dieser *aliquis* ist wegen *dicite* nicht der *vir*, also kann nur Tucca gemeint sein. Ich nehme deshalb nur 'de qua saepe' zusammen, verbinde in V. 1 und 3 *tibi* mit *venit* und ziehe in V. 5 *audivi* zum Folgenden. So könnte der Gedankengang sein: Wie ich eben hörte, ist die Bewußte (wieder) da und zwar für dich. Aber da sie sich nicht selbst sehen läßt, ist sie für mich noch so gut wie verreist. Doch meinetwegen, mag sie da sein! — Ich danke für eure Botschaft; aber was soll ich damit? Bringt die ihm, für den sie wieder da ist!

S. 4 Z. 18 ist vielleicht VI gemeint; S. 71 Z. 1 des Kommentars wohl II^b. Unschön finde ich 'rustikan' S. 27. 35; 'Gentiliz' S. 147; 'voviert' S. 163; noch häßlicher ist (um von 'Zäsur' und 'konzinn' abzusehen) die 'Orthographie' der Worte 'obszön' (5 mal); 'lasziv' (S. 142. 150); 'Flektion' S. 44. In Schulbüchern gibt es 'Konditional'-Sätze; in wissenschaftlichen Büchern sollte man schon um der ausländischen Leser willen sich solcher barbarischen Tyrannei nicht unterwerfen.

17) Friedrich Vollmer, P. Virgilii Maronis iuvenalis ludi libellus. In den Sitzungsberichten der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-philologische und historische Klasse, Jahrg. 1908, 11. Abhandlung. München 1908, in Kommission des Franz'schen Verlags. 82 S. gr. 8. 1,80 *M*.

Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll: den umsichtigen und keine Kosten scheuenden Fleiß, mit dem Vollmer die vielen (nach S. 82: 37) Handschriften selbst studiert und von allen irgend bedeutsamen die Photographien zusammengebracht hat; oder die Klarheit, mit der er seine Ergebnisse aus diesen verwickelten Studien dargestellt hat. Jeder, der Handschriften zu beschreiben, zu ordnen und zu werten und nach Ort und Zeit zu bestimmen hat, kann sich hier ein Muster nehmen; und wer solche Arbeit sucht, findet hier einen Wegweiser. So sagt V. S. 17 f. von dem großen mittelalterlichen Dichterflorilegium: 'Es ist sehr zu beklagen, daß noch niemand die umständliche, aber

reichen Ertrag[1]) verheißende Arbeit unternommen hat, die Geschichte dieser wertvollen Sammlung zu schreiben'; so (S. 24) 'muß einmal gesagt werden, um den Wetteifer der heranwachsenden Generation anzuspornen: weder Ribbecks grundlegende Arbeiten für den Text noch Thilo-Hagens fleißige und umsichtige Bemühungen um die Scholien haben irgend Abschließendes geleistet; es muß in planmäßigem, organisiertem Sammeln und Sichten das ganze Material der Überlieferung zusammengebracht und geordnet werden. Das sind noch gewaltige literarische und kulturgeschichtliche Aufgaben.'

Vollmer beschreibt zunächst (S. 1—20) die Handschriften derjenigen Sammlung, die man bisher mit 'Virgilii iuvenalis ludi libellus' bezeichnete; sie enthält in fester Ordnung: die Vita 'Bernensis' (eine kritische Ausgabe von ihr im Anhang S. 80 f.), Gedichte über Vergil, Culex, Dirae (und Lydia), Copa, [Est et non, De institutione viri boni, De rosis nascentibus,] Moretum. Der Urheber der zu Grunde liegenden Vergilausgabe hat von den opuscula Vergilii, die Sueton aufzählt, nur 4 gefunden; er hat weder die Vita des Donat noch die des Servius oder Probus gekannt, sondern sich selbst eine komponiert: deren Weisheit (studuit apud Epidium oratorem cum Caesare Augusto) 'prangt natürlich nun auch in unseren Literaturgeschichten'. Er kombiniert nämlich mit dem Prooemium des Culex (Lusimus, Octavi), der unter den Werken Vergils voranstand, die Notiz Suetons (Epidius docuit interceteros Augustum), die er aus der Hersfelder oder Fuldenser Handschrift kennen konnte (denn diese Sammlung des sogenannten *ludus* ist nicht antik, sondern in karolingischer Zeit zusammengestellt S. 26. 47. 61); 'und damit dieser Verkehr des Kaisers nicht unwürdig erscheine, avanciert der Bauernsohn von Andes zum *eques Romanus*'. Der Titel *iuvenalis ludi libellus* ist aus jenem *Lusimus* hergeleitet und bezieht sich auch ursprünglich nur auf den Culex (S. 22). Das ist in der Tat 'einfach und einleuchtend'.

Die Überlieferung der Vergiliana in den Handschriften der Ludus-Sippe und die Hss., welche die ganze seit Scaliger sogenannte appendix Vergiliana als Nachtrag oder als Vortrag zu den größeren Werken überliefern (diese Hss. werden S. 27—35. 48—50. 54 f. beschrieben), entstammen einem Exemplare des Altertums; und zwar bilden jene Hss. unter den beachtenswerten Hss. den letzten, jüngsten und am meisten verderbten Zweig: diesen Beweis ermöglichen jetzt der von Ellis gefundene Corsinianus (vgl. JB. 1908 S. 199) und der von G. Curcio (Poeti latini minori, Vol. II fasc. 1. 2, Catania 1905. 8) gefundene Vaticanus 2759, der aber nicht dem X., sondern dem XIII. Jahrh. angehört. Dabei ergibt sich für Vollmer 'ein nicht unerwartetes, aber willkommenes Analogon zur reißenden Verbreitung des wiederaufgefundenen Horaz in der Karolingerzeit' S. 48.

[1]) z. B. für die Erkenntnis der Überlieferung Tibulls.

18) Poetae Latini minores. Post Aemilium Baehrens iterum recensuit Fridericus Vollmer. Volumen I: Appendix Vergiliana. Leipzig 1910, B. G. Teubner. VIII u. 208 S. 8. geh. 2,40 ℳ.; geb. 2,80 ℳ.

Der Titel, der die Erinnerung an Baehrens' Verdienst um die PLM nach Gebühr erhalten will, scheint mir Vollmer zu wenig Ehre zu bieten: wir haben hier nicht eine verbesserte Auflage von Baehrens' vol. II, sondern eine neue Recension, in der Culex, Dirae, Lydia, Copa, Moretum, Ciris, Priapea, Catalepton, Elegiae in Maecenatem (diese bei B. in vol. I) und Aetna enthalten sind. Völlig neu ist die Praefatio, die unter Hinweis auf den oben behandelten Akademie-Vortrag über die Handschriften (S. 3—30), über die Ausgaben und über die Beiträge zur Erklärung (S. 30—36) die wünschenswerte Auskunft gibt und dazu noch einen Catalogus aller bekannten Hss. dieser Stücke bietet (S. 37—42; es sind mehr als 100). Neu ist auch die Art der Handschriftenbenutzung: 'spero me pro virili parte assecutum esse quod cum cura sequebar, scilicet ut ne falsa ex codicibus afferrem. ideo mihi fere omnium codicum coemi photographa neque abnui laborem molestissimum paginas iam typis expressas iterum cum iis conferre'. Neu und nützlich ist auch, daß man vor jeder Abteilung ein Verzeichnis und ein Stemma der zugehörigen Handschriften findet.

In der Emendatio vermag ich nicht immer Vollmer beizustimmen; vor allem scheint er mir in der Aufnahme eigener Konjekturen in den Text, in dem Ausschluß fremder (auch nahe liegender) aus dem Apparat und in der Annahme von Lücken manchmal zuweit zu gehen. Vollmers Buch wird auf die absehbare Zeit die unentbehrliche Handausgabe aller Forscher sein; aber doch wird, wer Konjekturen veröffentlichen will, stets die älteren Ausgaben und die Jahresberichte über frühere Versuche befragen müssen, 'ne ut fit terque quaterque pro novis venum irent'. Da wir in diesen JB. noch oft auf Vollmers Urteile über den Text zu sprechen kommen werden, möchte ich nur noch einige vereinzelte Notizen darüber geben.

Beim Vergleich der Copa[1]) mit Leos Text (im Anhang seines Culex) sehe ich drei Abweichungen, von denen V. zwei in der Ak.-Abhandlung S. 52 erwähnt. Er gibt V. 3 der Lesart des M. *fumosa* (taberna) den Vorzug vor *famosa* (SFL), da jenes 'viel sinnenfälliger' sei; aber die südliche Scene spielt doch im Freien vor dem 'Lokal', so daß der Rauch vom thermopolium kaum in Betracht kommt. V. 10 wählt Vollmer nach SFL 'rustica pastoris

[1]) Als Verf. dieses Gedichts betrachtet F. Keppler (Über Copa, Leipzig 1908, G. Fock. 99 S. 3 ℳ) die Cynthia-Hostia, wie ich aus der völlig ablehnenden Anzeige durch F. Skutsch in der Wochenschr. f. klass. Phil. 1908 Sp. 1292 erfahren habe.

fistula in ore sonat' unter Hinweis auf Ciris 357, wo mir die Sache doch wesentlich anders zu liegen scheint; ich ziehe nach Leo mit M 'pastoris more' vor, ohne seine Erklärung 'non dulcissime' anzunehmen. Drittens V. 28 zweifelt V. nicht an der Richtigkeit von 'varia in gelida sede lacerta latet' (M), während Leo an vere (L) festhielt; ich gestehe, daß mir die Schreibart Haupts — von der aber V. nicht nur das für sich unverständliche *veprum,* sondern auch *saepe* statt *sede* anführen mußte — wohl gefällt, auch zur Erklärung der Textverschiedenheit in den Handschriften. — Für die Sprachforschung ist es interessant, daß V. in den Dirae 67 die Überlieferung 'flectite currentes nymphas, vaga flumina, retro' beibehält und nicht *lymphas* einsetzt. — Im catal. III scheint mir V. 8 das *et* der besseren Überlieferung richtig zu sein; das 'subito corruit' wird mit pathetisch wirksamer Trennung der Glieder gesteigert: praeceps corruit et exsul. Durch diese Verbindung wird das Mißverständnis ausgeschlossen, daß das Partizip einen cum-Satz vertrete und nachtrage; *pulsus* ist *φεύγων*, nicht *ἐκπεσών*. Den passiven Ausdruck wählt der Dichter teils auf Grund seiner allgemeinen Weltanschauung, die er in V. 9 f. niederlegt (zu V. 10 hätte Haupts *ruit*, mit dem sich 'tali (deae) nutu' als Abl. der Ursache vereinigen läßt, doch wohl Erwähnung im Apparat verdient); teils tut er es in Rücksicht auf den individuellen Fall. Denn auf die Frage 'quis expulit' lautet die Antwort: Gloria, quae animum illius ad altiora excitaverat ipsumque evexerat e finibus regni, in quo acquiescere et poterat et debebat; an ein so aufgefaßtes *extulerat* schließt sich *concusserat* usw. richtig an. Es liegt nahe, das Epigramm im letzten Grunde zurückzuführen auf ein Grabmal (vgl. Birt S. 62 ff.) des Betreffenden mit einer Darstellung der Nike als Lenkerin des Siegeswagens; vgl. Kießlings Note zu Hor. sat. I 6, 23 (fulgente trahit constrictos Gloria curru): 'der griechische Wagen der Nike ist den Römern zum Flügelwagen der Gloria, nicht des Ruhmes, sondern der Ruhmsucht geworden'. Wir müssen also in V. 2 des Epigramms nicht 'caeli sedibus' (BH) lesen, sondern nach AR '(quem Gloria) altius et regni sedibus expulerat' mit Zeugma; daß das Wort *regno* auch im vorhergehenden Verse steht, ist kein stichhaltiger Gegengrund. Es ist nicht das einzige Mal, daß mönchische Gedankenassociation die Verbindung *caeli sedes* fälschlich hergestellt oder *caelum* zu lesen geglaubt hat. In der Ciris 175 (sedibus ex altis caeli speculatur amorem) ist *caeli* jedenfalls falsch; ich möchte (Vollmers Note '*opinor* caecis' begreife ich nicht) dafür *caecum* (speculatur amorem) vorschlagen. Ciris 218 (alti suspicit ad caeli nutantia sidera mundi) halte ich *celi* für eine Glosse über *mundi* (alti s. ad mundi n. s.), die dieses Wort von seinem Platze verdrängte und es an die Stelle des so verlorenen letzten Wortes (*frustra* Sudhaus) treten ließ. In dem 'Epigramma erraticum' (nach catal. XIII 16; vgl. Birt S. 178 ff.) hat, glaube ich (vgl. JB. XXXI 1905 S. 141), V. 1 ur-

sprünglich gelautet: *Pallida imago sub hac sede est — iniuria saecli! — antiquis, hospes, non minor ingeniis* etc.; über *sede* trat die Bestimmung *celi* und verdrängte jenes Wort (Sabbadini, dessen Konjektur jetzt Birt S. 179 wiederholt, setzte *sede* für *secli* ein; ich halte die Verbindung 'caeli iniuria' trotz Birt für unannehmbar, während der Ausruf bedeuten kann: quo viro erepto quanta iniuria saeculo est illata, quantum omnes detrimentum acceperunt!). Warum übrigens Vollmer dieses Epitaphium (ich erinnere an das in den Tibullhandschriften an IV 14 angeschlossene E.) 'nescio cuius humanistae in Vergili mortem praematuram carmen' nennt, weiß ich nicht; mir scheint das 'non minor' V. 2 (in V. 3 bedeutet 'doctis Athenis' soviel wie 'doctae Graeciae') unmittelbar aus derselben Versstelle im catal. XV entnommen und unser Gedicht dazu bestimmt zu sein, hinter XV stehend (darum bedarf es des Namens nicht) eine vollständige Vergilausgabe, deren Nachtrag kleine Vergiliana und deren letztes Stück das Catalepton war, abzuschließen: durch einen Zufall, vermutlich durch Raummangel bei einer Abschrift, ist es einmal auf eine breitere Randfläche und von da an seinen jetzigen Platz geraten, von dem man es in den Ausgaben wieder erlösen sollte (vgl. Buecheler, Rhein. Mus. 38 S. 524). Vollmer aber bietet leider sogar catal. XV nur unten im Apparat, indem er aus einem auch mir (vgl. Birt S. 174) nicht ersichtlichen Grunde urteilt: 'ne ab eo quidem qui libellum edidit sed a sero grammatico additum est'.

'Pessime omnium carminum Vergilianorum Ciris tradita est et spes novos codices inveniendi me ut alios fefellit'. Das ist recht schade; denn der Unterschied zwischen V. 1—453 und V. 454 ff., wo wir den Bruxellensis haben, ist groß. Abgesehen von den Zusätzen des Bearbeiters, über die Vollmer nicht richtig urteilt (JB. 1909 S. 144 ff.), kann man das letzte Stück in dem von V. gebotenen Texte mit Genuß und ohne erheblichen Anstoß lesen bis auf eine Stelle, und an der ist die Überlieferung unschuldig. Vollmer hat nämlich die von Sudhaus (dem das Werk gewidmet ist) vorgeschlagene Umstellung von V. 448—453 hinter V. 477 im Texte ausgeführt, und zwar nicht nur 'contra fidem archetypi', wie er selbst angibt. Das ist nicht ohne Nutzen (man lese bei der Gelegenheit einmal wieder, was Vahlen op. II S. 311 sagt!). Denn nun läßt sich nicht mehr verkennen, welche Lücke so vor V. 454 f. gähnt und wie gut das ausgestoßene Stück auch nach der anderen Seite hin an V. 440—4 Anschluß hat, während an der neuen Stelle in schlechtem Anschluß (iam tandem = prope Seriphon) ein für den Erzähler nach Inhalt und Darstellung weniger als für die aufgeregte Rednerin von V. 404—458 passender (vgl. V. 485 f.) Stoff zwischen den (auch von Vollmer nach seiner Note zu V. 473 anerkannten) Zusammenhang von V. 478 mit der 'descriptio cursus' hineingezwängt wird. — In dem schlecht über-

lieferten Stück hätte ich V. 48 Baehrens' Konjektur *magnis* (JB. 1909 S. 182 Anm.), die nicht einmal im Apparat erwähnt wird, lieber im Texte gesehen als Vollmers *proles*. V. 118 gehörte Vollmers Konjektur *deicere*, obwohl sie einen Buchstaben mehr rettet als Heinsius' *reicere*, doch nicht in den Text, weil sie auf der von V. vermuteten Ausfüllung der vermuteten Lücke beruht (vgl. Vahlen a. a. O. S. 315 Z. 14 f.). In V. 185[1]) behält V. *serum* mit der Erklärung *sero demptum*, die m. E. nur die Unhaltbarkeit des Begriffs im Zusammenhang noch klarer macht. Ich halte eine genaue Bezeichnung eben des V. 122 beschriebenen *crinis* hier für unentbehrlich, und indem ich *serum* auf *roseum* zurückführe, das durch Zufall mit seinem Substantiv den Platz vertauschte, schlage ich vor: roseum de vertice crinem (vgl. V. 320. 381). Während hier eine rückweisende Wiederholung nötig und nützlich ist, scheinen mir in der Rede der Carme V. 293 f. die Konjekturen Vollmers 'iam iam nec nobis, *heu* quae senioribus *una* vivendi *causa est*, vivit genus' (die er in den Text setzt, ohne Silligs und Haupts gelindere und annehmbare Änderungen auch nur unten zu erwähnen) durch V. 314, auf den er verweist (sola meae vivendi causa senectae), nicht empfohlen, sondern widerlegt zu werden. — Endlich sei mit Dank erwähnt, daß Vollmer in der Ciris unter dem Text die wichtigen Parallelstellen aus Catull, Lucretius und anderen angibt.

19) Geyza Némethy, De Ovidio Elegiae in Messallam auctore. Budapest 1909, Sumptibus Acad. Litt. Hung. 8. 24 S. 60 *h*. — Vgl. Lit. Centralblatt 1909 Sp. 1112 f. ('die Hypothese hängt grundlos in der Luft' Th. Birt).

Dieser Akademievortrag (vgl. oben Nr. 3) beschäftigt sich mit catal. IX, das sicher nicht von Vergil ist (JB. 1909 S. 142). Némethy sammelt die Stellen Ovids, nach denen er von Jugend auf 'ut ita dicam, domesticus Messallarum poeta erat'; er behauptet S. 6 'argumentum huius elegiae talis [so] est, ut ingenio Ovidii vel maxime respondeat' und 'et elocutio carminis et sententiae quaedam Ovidianam prae se ferunt indolem' (z. B. von V. 2 'pauca mihi doctae dicite Pegasides' im Vergleich mit V. 27 des Sapphobriefes 'at mihi Pegasides blandissima carmina dictant' sagt er 'ad verbum paene respondet'), um schließlich von diesem Beweismaterial für seine Titel-Hypothese S. 8 selbst zu gestehen: 'certe non sufficiunt ad elegiam in Messallam Ovidio tribuendam'! Die Wiederholung der S. 3—8 gesammelten Stellen in den 'Adnotationes' S. 11 ff. ändert daran nichts: die vorhandenen Anklänge erklären sich dadurch ohne weiteres, daß Ovid, dem sponte sua carmen numeros veniebat ad aptos, dieses Werk eines pingue ingenium im Hause Messalas oder auch im Buche Catal. (vgl. JB.

[1]) V. 187 steht auf S. 104, die zugehörige adn. crit. ohne Verweis schon auf S. 103.

1909 S. 180) einmal gelesen hat. Mehrere Verse der Elegie sollen nach N. in der Ciris nachgeahmt sein; da Birt in den Zusätzen seines unter Nr. 16 behandelten Buches S. 184 diese Annahme billigt, stelle ich die überlieferten Verse neben einander:

catal. IX	Ciris
30 defensa certamine, optabant gravidae quod sibi quaeque manus (von Hippodamia)	412 Scylla, certatim ex omni petiit quam Graecia regno
53 nunc aliam ex alia bellando quaerere gentem	364 nunc alia ex aliis (nec desunt) omina quaerit

Das Verhältnis von V. 50 'communem belli deum' zu Cir. 359 ist schon oben S. 202 erwähnt; die Beziehung zwischen V. 47 und Cir. 76 ist im JB. 1909 S. 179 erklärt. — Auf das Verhältnis der Elegie zum Panegyricus (Tib. IV 1) darf ich hier nicht eingehen (vgl. S. 204—7 meiner Untersuchung 'Albius Tibullus').

20) Geyza Némethy, De epodo Horatii cataleptis Vergilii inserto. Budapest 1908, Sumptibus Acad Litt. Hungaricae. 36 S. 8. 1 *K*. — Vgl. Berl. Phil. Wochenschr. 1908 Sp. 1436—8 (C. Hosius findet die Gründe der These nicht stichhaltig; sonst enthalte der Kommentar viel Brauchbares); Wochenschr. f. kl. Phil. 1909 Sp. 293 f. ('Hypothesengespinst' A. Körte).

Dieser Akademievortrag (vgl. Nr. 19) beschäftigt sich mit catal. XIII, das sicher nicht 'Jugendverse und Heimatpoesie Vergils' enthält (oben S. 199 ff.). Némethy sagt: 'hoc carmen ab editoribus Vergilii huc usque neglectum Horatio vindicandum esse censeo'. Das 'huc usque neglectum' hat der Academia Amplissima vielleicht imponiert. Der Vortragende hätte die Namen Ribbeck, Buecheler, Sabbadini, Curcio (ich nenne nur die wichtigsten Arbeiten, die vor 1906 erschienen sind) kennen sollen; wenn er ihnen ihre Ehre gab, ehrte er sich mehr als durch dieses 'huc usque', das S. 6. 31 (zweimal) und S. 33 dem Sinne nach wiederkehrt (vgl. Wochenschr. f. kl. Phil. 1909 Sp. 1070).

Und nun die Beweise der These? Horatiana est forma metrica; V. 1—4 'mirum in modum congruunt cum' Hor. c. II 6, 5—8: 'agitur enim utrobique de bellis terra marique gestis et de laboribus longarum viarum' [!]; elocutio adeo Horatiana est 'ut quivis paene versus commode possit cum aliquo loco Horatiano conferri'. Wenn dies *commode* richtig wäre, würde darin noch eher ein Argument gegen als für die Hypothese zu finden sein; Horatius ipse hoc carmen sibi vindicat: nämlich epod. 17, 56 f. wo 'riseris Cotyttia' auf V. 19 f. in unserem catal. XIII sich beziehen müsse; auch sat. I 8, 39 (fragilis Pediatia) ad hoc ipsum carmen alludit. Nun führt N. das Scholion des Porphyrio über Pediatius an (in dem er 'castitatem moris amiserat' liest statt *oris*), um fortzufahren 'agitur autem in hoc epodo de eodem Pediatio'; als

Beleg für diese verblüffende Behauptung werden die Verse 9—24 des Catal. aufgeführt, in denen von Pediatius ebensowenig eine Spur zu entdecken ist, wie in V. 1—8 und gar in V. 25 ff.; denn daß der im verdorbenen Vers 35 steckende Name nicht Pediatius sein kann, bedarf ja keines Wortes. Aber es kommt noch ärger: auf Grund dieser 'Identität' geht N. daran, nicht nur aus V. 11 des Catal. den V. 39 des Horaz zu 'emendieren' ('*helluo vel* fragilis, Pediatia, furve Voranus', wozu eine Anmerkung wegen des *vel* hinfügt 'an scribendum potius *seu*?'), sondern auch aus den unrichtig verstandenen Worten V. 7 f. des Catal. in die klaren Worte des Porph. hineinzuinterpolieren 'castitatem *sororis vendiderat*'. Mit diesen Kunststückchen ist die Identifizierung freilich noch nicht ganz fertig; es fehlt im Catal. noch immer der Name, vielmehr es steht ein anderer da (sei es nun Lucci oder Luci oder Luciene). Aber Geduld! Gleich folgt S. 8 (mit Übersetzung ins Ungarische) der Text des 'Horatii epodus duodevicesimus'. Und richtig, da ist der noch Vermißte; in V. 35 steht zu lesen: *Cinaede Pediati, tuae liquere opes.* Im Kommentar zu dem Verse folgen wiederum auf den Versuch metrischer Rechtfertigung jener Konjektur die Worte: An ponendum cognomen scribendumque: 'cinaede Lusce, iam *tuae* liquere opes'? Das ist, wie Körte sagt, 'ein diskutierbarer Einfall, aber er stößt Némethys ganzes Kartenhaus um'.

Der Kommentar besteht zum größeren Teil (nach Némethys Art) aus Parallelstellen, die — so geringfügig die Übereinstimmung auch sein mag — kritiklos als 'imitationes' bezeichnet zu werden pflegen. S. 25 heißt es einmal 'poeta ante oculos habuit Eupolidis Baptas', ein andermal 'sumpsit Horatius ex Plaut. Epid.', S. 31 'Horatius respexit Hesiod. Scut.'; umgekehrt soll Tibull die Worte 'labentur opes' I 6, 54 und 'dare anhelanti pugnantibus umida linguis oscula' I 8, 37 aus V. 35. 32 unseres Catal. bezogen haben. — Seine eigenen (oben genannten) Konjekturen zum Text und Scholion der Satire I 8 führt N. S. 19 f. ohne weiteres an, als seien sie überlieferter Text. Auf dies irreführende Verfahren ist Th. Birt ahnungslos hereingefallen, indem er (S. 154 seines Buches) zu V. 7 schreibt: N. 'vergleicht sehr gut Porph. zu Horaz Sat. 1, 8, 39: *Pediatius eques Romanus patrimonio consumpto etiam castitatem sororis vendiderat*'. Denn daß Birt, der Némethys Hypothese S. 142 einen 'Schlag ins Wasser' nennt, diese Interpolation wirklich als solche billigt, wird niemand von ihm glauben.

Wie mir scheint, ist für den Herausgeber des Catalepton[1]) bei der Aufnahme dieser Invective[2]) neben dem äußeren Anlaß,

[1]) Von den Anlässen und Beziehungen der Gelegenheitsgedichte hat er schwerlich viel mehr gewußt, als in ihnen ausgesprochen ist.

[2]) In V. 31 f. hat man ohne Not durch Konjektur und Interpretation Ekelhaftes hinzugetan, das dem Dichter nicht zur Last fällt.

den die Gemeinsamkeit der Auffindung geboten haben muß (JB. 1909 S. 175), auch in Betracht gekommen, daß das Gedicht 'Iacere me' mit dem Gedichte 'Superbe Noctuine' in der ganzen Art und vor allem in einzelnen Ausdrücken und Gedanken sich so eigenartig berührte, daß ein Schluß auf Zusammengehörigkeit, auf Herkunft von demselben Verfasser naheliegen konnte; man vergleiche V. 7 f. 16. 39 von 'Iacere me' mit den entsprechenden Versen 5 f. 9. 8 von 'Superbe Noctuine.' Das Verfahren des Herausgebers ist hier ebenso, wie wir es oben S. 201 an der Zusammenstellung der drei Priapeen unter Vergils Namen beobachteten; und weil das zweite Stück dieses Paares durch den Rückweis auf 'antiquus furor' V. 5 (vgl. 'ante' V. 2) sich als jünger darstellte, so wurde es an den Schluß der vorgefundenen Stücke gesetzt und andererseits das andere Gedicht gegen Noctuinus 'socer beate nec tibi neque alteri' als Beleg für jene frühere Periode nach vorn gerückt. Denn es sind Spuren des Versuchs chronologischer Anordnung dieser Epigrammata unverkennbar. Den ersten Platz hat honoris causa das Gedicht an Tucca; alsdann weisen catal. 2—5 auf die rhetorischen und poetischen Lehrjahre; darnach deuten catal. 6. 7 auf Beziehungen zu puella und puer; catal. 8 und 9 sollen die Periode der Bukolika repräsentieren; catal. 10 'Sabinus ille' wies durch V. 24—26 auf Abfassung in Rom (auch wenn es, wie Birt behauptet, 'mit Rom nichts, auch gar nichts zu tun' haben sollte); catal. 11 war im Verhältnis zu catal. 4 an später Stelle einzurücken; endlich catal. 14 versetzt in die Zeit, wo nach den Georgika der Plan zur Aeneis gefaßt ist (s. JB. 1909 S. 176).

21) Ciris epyllion Pseudovergilianum. Edidit, adnotationibus exegeticis et criticis instruxit Geyza Némethy. Budapest 1909. Sumptibus Acad. Litt. Hungaricae. 159 S. 8. 3 *K*. — Vgl. Lit. Centralblatt 1909 Sp. 844 f. (abgelehnt von M.).

Die praefatio (S. 5—11) besteht zum größten Teil aus 'ingratis altercationibus', um des Verf. eigenen, sehr milde gewählten Ausdruck zu gebrauchen. Seine Angriffe, die durch gehässigen Ton und durch kritiklose Übertreibung (vgl. JB. 1909 S. 165 f.) sich selbst jede Wirkung nehmen, richten sich gegen F. Skutsch, der auch S. 148 als 'novus ille Zoilus' gescholten wird (vgl. oben Nr. 3), und gegen seine Anhänger, besonders gegen F. Jacoby, 'qui originem elegiae Romanae duobus post me annis denuo detexit, postea tamen a rectore Musei Rhenani admonitus me primum vidisse verum "dentibus infrendens" fassus est, quo ex tempore nullum possum edere librum, quin me mordere temptet'. Ich habe keinen Anlaß, mich für Jacobys Verfahren mit Gegnern in den Harnisch zu werfen (s. oben S. 149 Anm.); grade darum halte ich mich für verpflichtet, zu der angeführten Verdächtigung zwei Bemerkungen zu machen. Erstens hat derselbe Némethy

über dieselbe Sache 1907 (in seiner Ausgabe der Amores Ovids S. 96) einfach geschrieben: 'eadem fere duobus post annis exposuit F. Jacoby . . sed me primum vidisse verum mox in eadem ephemeride ipse confessus est'. Zweitens hat derselbe Némethy in der ebengenannten Ausgabe etwa ein halbes Dutzend 'Emendationen' als von ihm selbst gefunden hingestellt, während er aus einer allbekannten und jedem lesbaren Quelle, der Burmannschen Ausgabe, hätte wissen können, daß sie älterer Herkunft sind (s. meine Rezension in der Wochenschr. f. kl. Phil. 1909 Sp. 1062—4; vgl. ebenda Sp. 1070 über einen ähnlichen Fund Némethys bei Tibull); ebenso bezeichnet N. jetzt in der Ciris als 'emendationes meae' V. 13 *nosse*, das Baehrens in seinem Apparat vorgeschlagen hat, und V. 326 *numinaque*, obwohl *numina* von Heyne und der damit nicht zusammenhängende Einschub von *que* von Haupt herstammt. Vgl. oben S. 209 über 'huc usque', das ich hier S. 6. 7. 150. 152 wiederfinde. — Zu den Unerfreulichkeiten der praefatio wird, fürchte ich, auch gerechnet werden müssen, daß N. 'totius Appendicis Vergilianae editionem adnotationibus exegeticis instructam' in Aussicht stellt; Catalepton soll in kurzem, Culex mit Copa und Moretum soll auch noch im laufenden Jahr erscheinen.

Némethy (dessen Vorwort vom März 1909 datiert ist) nennt die Ciris in Bausch und Bogen 'fetum misellum' eines Fälschers, als dessen Absicht er unter Hinweis auf Sueton Tib. c. 70 angibt 'epyllium Parthenianum Maroni suppositum et Messalae dedicatum venditare Tiberio imperatori'; außer den absichtlichen Anleihen bei Lucrez, Catull und Vergil 'expressit non sponte imitando non solum Ciceronem poetam et philosophum, non solum Horatium, Tibullum . . Propertium Ovidiumque totum, sed etiam Manilii Astronomica et Caesaris Germanici Aratea'. Den Beweis sollen die adnotationes exegeticae (S. 45—118) bringen, an die sich adn. criticae (S. 121—135) anschließen; jenen ist als Motto Hor. epist. I 3, 18—20 vorangesetzt. Leider ist die Ausgabe auch in diesen Teilen genau nach demselben Schema von N. verfertigt worden, wie die der Amoren; und was ich a. a. O. Sp. 1059. 67—70 über die Disposition und die Arbeitsweise des Verf. sagen mußte, gilt im allgemeinen auch hier. Zu V. 8 '(mens ausa est) ascendere collem' bemerkt N.: 'ex Verg. Aen. I 419' (iamque ascendebant collem'; zu V. 22 (qualis Erectheis olim portatur Athenis): 'ex Manil. I 882—3' (qualis Erechtheos pestis populata colonos extulit . . Athenas); zu V. 24 (tardaque confecto redeunt quinquennia lustro): 'ex Ov. Met. X 219' (annua praelata redeunt Hyacinthia pompa); zu V. 30: 'ex Ov. Fast. V 555'; zu V. 45 (iuvenes annos): 'ex Ov. Met. VII 295 et XIV 139'; zu V. 50: 'ex Ov. Met. III 299 (aethera conscendit); zu V. 191: 'ex Ov. Met. VIII 126'. Nicht wenige Parallelen, die mit der Formel *ex* angeführt werden (z. B. zu V. 203, wo *prevertite in aethera*

nubes sicher richtig überliefert und Heinsius' *praeverrite* falsch konjiziert ist: 'ex Ov. Am. III 13, 23—24', wo *praeverrunt veste vias*), sind überhaupt erst verfertigt durch Némethys kritischen Grundsatz 'sensus scriptoris ex locis auctorum, quos sequebatur, restituendus'. Bei den Vergleichen, die N. mit Ovids Metamorphosen (und mit späteren Schriften Ovids und anderer) zieht, haben wir — soweit überhaupt leise Anklänge in Wortwahl und Wortstellung wahrnehmbar und der Erklärung durch literarische Abhängigkeit bedürftig sind — die vollkommen genügende und zunächst liegende Erklärung in Sudhaus' Annahme, die im JB. 1909 S. 180 Anm. erwähnt ist. Überhaupt sehe ich unter den zahllosen Stellen, die N. anführt, keine, die meiner im vorigen JB. dargelegten Ansicht über cir widersprüche; wohl aber könnte ich, wie mir scheint, mehrere von ihnen zur Unterstützung meiner Hypothese über die Entstehung unserer Cir heranziehen, wenn ich das für nötig hielte. Gern benutze ich diese Gelegenheit, um Némethys Belesenheit anzuerkennen.

Unter dem Motto 'in sterquilino margaritas repperi' bietet N. schließlich noch S. 139—159 Exkurse. Er will Aen. I 694 *dulce adspirans* schreiben statt *dulci* und versteht unter umbra 'frondem, i. e. folia'; er fügt Culex 230 zu den immerhin diskutabeln älteren Konjekturen *tum* und *tua* ohne Not die schlechtere *tibi*; Ciris 63 sei mit 'malus auctor' Euphorion gemeint; Cir. 125 sei *formarant nemine* zu schreiben; ecl. 8, 4 (carmine mutata suos requierunt flumina cursus' bedeute *mutare* 'verstummen machen' (N. hat offenbar das mit Nachdruck daneben gesetzte *suos* nicht verstanden); ecl. 4, 49 'genetivus *deum* non ad deos Olympios, sed ad Pollionem et uxorem eius est referendus' [!].

---

22) Um einen erfreulicheren Abschluß zu gewinnen, als diese eilfertig sich überstürzenden Arbeiten Némethys bilden würden, erwähne ich zum Schluß eine Publikation, die von allen Vergilforschern ohne Ausnahme mit Dank und Freude zu begrüßen ist. Die R. Accademia Virgiliana di Mantova hat nämlich ihr korrespondierendes Mitglied Pietro Rasi beauftragt, in ihren Atti e Memorie einen regelmäßigen Jahresbericht herauszugeben. Für das Jahr 1908 ist Rasi's 'Bibliografia Virgiliana' im Volume Secondo (Mantova 1909) der Nuova Serie der A. e M. erschienen. Rasi's Arbeit ist ausgezeichnet durch Klarheit der Inhaltsangaben und Besonnenheit des Urteils; sie ist ein unentbehrliches Hilfsmittel durch den Fleiß, mit dem er auch die sogenannte verstreute Literatur des Auslands wie des Inlands gesammelt hat. Unter den 46 Publikationen, die auf S. 6—31 ausführlicher behandelt werden (darunter vom JB. 1908 die Nummern 9. 17. 31. 58. 59; vom JB. 1909 die Nummern 1. 3. 5. 8. 9. 12. 13 und von diesem JB. die Nummern 8. 9. 12. 20), und unter den weiteren

20 Publikationen, die im Nachtrag S. 31—35 summarisch angezeigt werden, sind nicht wenige, von denen ich bisher nichts gewußt habe; auch nicht wenige, die ich zur häuslichen Durcharbeitung für diesen Bericht nicht habe bekommen können. Ich nehme die Gelegenheit wahr, besonders die Verfasser von Abhandlungen und Bemerkungen zu Vergil darum zu bitten, daß sie durch Einreichung eines Exemplars an den Verlag der JB. oder an den Unterzeichneten das Ihrige tun, um ihre Arbeiten den Mitforschern bekannter und nützlicher werden zu lassen.

Zehlendorf (Berlin). Heinz Belling.

Berichtigung.

S. 147 Z. 24 lies '72—76'; S. 155 Z. 9 ἀποισῃ statt ἀποίσῃ; S. 158 Z. 12 von unten 'erweitert erscheinen'; S. 166 Z. 1 'stutzt' statt 'stützt'; S. 188 Z. 30 'georg. I 125'.

5.

Ciceros Reden.

1) Albert C. Clark, Inventa Italorum, being a contribution to the textual criticism of Cicero pro Quinctio, pro Roscio comoedo, pro Caecina, de lege agraria contra Rullum, pro Rabirio perduellionis reo, pro Flacco, in Pisonem, pro Rabirio Postumo. With three facsimiles. Oxford 1909, at the Clarendon Press. Anecdota Oxoniensia, classical series, part XI. 86 S. 4.

Obwohl diese Schrift später erschienen ist als Clarks Ausgabe dieser zehn Reden, nehme ich sie hier als Einleitung zu jener vorweg. Während nämlich die Ausgabe gedruckt wurde, drängte sich Clark die Überzeugung auf, daß es für das genauere Studium dieser Reden nützlich sei, wenn er einige seiner Kollationen veröffentliche und sich über die Entdeckung dieser Reden durch Italiener und die einzelnen auf uns gekommenen Handschriften ausführlicher ausspreche, als es in der Vorrede zur Textesrezension geschehen konnte.

Diese von Clark zu einem Bande vereinigten Reden haben nämlich das gemeinsam, daß sie im Anfang des 15. Jahrhunderts den italienischen Gelehrten bekannt wurden. Die Reden pro Quinctio und pro Flacco waren ihnen zuerst bekannt. Clark vermutet, daß der von Coluccio 1396 als Entdecker von Handschriften und Auffinder des Quintilian erwähnte Andreolo Arese sie nach Italien gebracht habe. Antonius Luschus behandelte sie in seinen vor 1405 geschriebenen Kommentaren. Für die Rede pro Quinctio bot uns der Turiner Palimpsest P einige Fragmente; für die Rede pro Flacco haben wir die Lemmata des Scholiasta Bobiensis, des Fragmentum Mediolanense § 5, Vaticanum § 39—54, Peutingerianum § 75—83. Die Haupthandschrift für beide Reden aber ist Σ (= Cōd. Paris. 14749). Dazu kommen die Randkorrekturen B in b (= Cod. S. Marci 255 in Florenz), während b selbst keinen eigenen Wert besitzt und mit Σ beinahe übereinstimmt. Durch Zusammenstellung vieler Lesarten zeigt Clark, daß Σ und B in diesen zwei Reden zwei unabhängige Quellen vertreten. In χ (= Cōd. S. Marci 254) sind sie vermischt; χ stammt von der französischen Familie und ist nach B korrigiert. Auf S. 74—84 findet sich eine Kollation von ΣbB für die Reden pro Quinctio und pro Flacco. Die 13 Pariser Handschriften, die

Keller und Baiter für die Quinctiana benutzten, sind von geringem Wert; Clark zog nur eine von ihnen bei, k, den 1459 zu Pavia geschriebenen Parisinus 7779. Er hat k für sämtliche 19 Reden verglichen, die er 1905 und 1909 herausgab. k enthält manche anffallende Lesarten, die ohne Zweifel auf Konjektur beruhen. Verwandt damit ist die Handschrift c in Oxford (= Cod. Oxon. Canonici 226); doch ist die Emendation in k weiter fortgeschritten als in c, so daß k oft c^2 entspricht. Clark führt S. 28—31 aus ck Lesarten zu 14 Reden vor.

Die übrigen acht Reden der neuen Ausgabe sind 1417 von Poggio entdeckt und abgeschrieben worden. Da keine der erhaltenen Handschriften als das Apographum Poggios angesehen werden kann, dessen Hand und Abbreviaturen man aus dem Cod. Matritensis X 81 kennt, so versuchte Clark, dieses aus den daraus abgeleiteten Handschriften annähernd wiederherzustellen. Am engsten verbunden mit Poggios Abschrift sind wohl die Codices, welche nur die von ihm entdeckten Reden enthalten. Der bedeutendste ist M oder Lag. 39 (= Laur. Conv. Soppr. 13). Clark bietet eine Kollation dieser Handschrift und drei Faksimilia. Die Rede gegen Piso steht am Schlusse und ist von einer zweiten Hand geschrieben, die auch in den anderen Verbesserungen anbrachte und am Ende die Notiz beisetzte: Has septem M. Tullii orationes, quae antea culpa temporum apud Italos deperditae erant, Poggius Florentinus perquisitis plurimis Galliae Germaniaeque summo cum studio ac diligentia bibliothecis . . . in pristinam dignitatem decoremque restituens Latinis Musis dicavit. Die Rede pro Caecina ist unter diesen sieben Reden nicht mitverstanden; sie steht in M zuerst und es ist ihr am Schluß die Bemerkung beigefügt: Hanc orationem antea culpa temporum deperditam Poggius Latinis viris restituit et in Italiam reduxit, cum eam diligentia sua in Gallia reclusam in silvis Lingonum adinvenisset conscripsissetque. Die Reden für Q. Roscius, den Senator Rabirius und Rabirius Postumus standen vor der Rede gegen Piso; die sie enthaltenden Bogen sind verloren gegangen. Vorher jedoch war, wie Clark glaubt, eine Kopie von M angefertigt worden; diese wurde nach Poggios Apographum korrigiert und daraus entstammten dann: ω oder Lag. 26 (= Laur. XLIII 26), *o* oder Lag. 38 (= Oxon. Dorvill. 78), s (= Senensis H. VI 12). ω allein bietet pro Rab. p. r. § 6 *articulum* statt *curriculum*; die Angabe bei C. F. W. Müller (p. LXI), daß Reifferscheid *articulum* in M gefunden habe, wo diese Rede fehlt, ist zu berichtigen. In ω wurden erst später die Reden pro Sexto Roscio und pro Murena hinzugefügt, die auch die verwandte Handschrift m (= Ambros. C. 96 supr.) enthält.

Die drei nicht vollständig erhaltenen Reden für Q. Roscius, Rabirius p. r. und Rabirius Postumus finden sich nur in Handschriften der Poggiofamilie, ω b m o s c k. Auf S. 65—73

bietet Clark eine Kollation von ω für diese drei Reden. Lambin benutzte eine mit ck verwandte Handschrift aus St. Denis. Pro Flacco 24 führt er an: et conficiendarum litterarum diligentissima, mit der Notiz: huius loci emendatio debetur codici manuscr. ex coenobio divi Dionysii et Adr. Turnebo. Clark fand diese Lesung nur in k. — Turnebus führt in den Reden gegen Rullus und für Rabirius Postumus Lesarten aus einem vetus codex an, die mit ck stimmen. Zur Rede für Rabirius Postumus fertigte er im Parisinus X 17810 eine Kollation aus einem Codex D an, die Clark S. 84—85 veröffentlicht; er glaubt, D sei eben das von Lambin benutzte Exemplar. Zu dieser Rede erhielt C. F. W. Müller von Studemund die Lesarten von m, n (= Ambros. C. 121 inf.) und vier andern Handschriften. Nach ihm ist n für diese Rede nostrorum codicum longe optimus. Clark dagegen schätzt m höher als n.

Für die übrigen fünf Reden ist also M der Hauptvertreter der Poggiofamilie; es sind aber für sie später ältere Handschriften gefunden worden: Cod. Vaticanus (für die Rede gegen Piso § 32—74), Tegernseensis, Erfurtensis, Palatinus 1525 (= e). Clark stellt die Lesungen von M in der Rede für Caecina zusammen mit denen von TE und e (nach einer Kollation von S. G. Owen), in den Reden gegen Rullus mit Ee, in der Rede gegen Piso mit PVEe. Er glaubt, daß die Vorlagen Poggios aus dem 12. Jahrhundert stammten. Eine Anzahl jüngerer Handschriften der Poggiofamilie, die Clark auf verschiedenen Bibliotheken durchmusterte, haben neben den älteren Exemplaren für die Textkritik keine Bedeutung.

1429 brachte Nicolaus Cusanus ein Exemplar der Reden gegen Rullus und gegen Piso aus Köln nach Italien. Durch Vergleichung der Lesarten in der Rede für Piso hat Clark sich überzeugt, daß Lag. 1, 7, 8, 13, 24 und die zweite Hand in Lag. 3 oft mit den unabhängigen Codices Ee zusammenstimmen und eine familia Cusana bilden, während Lag. 9, 20, 26, 38, 39 und die erste Hand in Lag. 3 zur familia Poggiana gehören. Bei den Gliedern der Poggiofamilie beginnt die Rede mit: Iam vides, bellua, iamne sentis, in der andern Familie mit: Iamne sentis, bellua, iamne sentis. Der Codex Cusanus war schwierig zu lesen; man hat ihn nicht abgeschrieben, sondern nur einzelne Lesarten daraus genommen.

Durch die neue Ausgabe von Clark und das beigefügte Anecdoton hat unser kritischer Apparat zu diesen zehn Reden eine bedeutende Umgestaltung und Klärung erfahren. Auch finden sich manche Emendationen, die bisher auf die ältesten Ausgaben zurückgeführt wurden, bereits in c; 1459 gingen sie in k über. Es hatten somit die Italiener in den vier Jahrzehnten zwischen Poggios Entdeckung des Codex Lingonensis und 1459 einen großen und

vielfach glücklichen Eifer in der Verbesserung des Cicerotextes entfaltet.

In einem Anhang S. 34—42 erörtert Clark die in der Rede für Q. Roscius vorkommenden Zahlen. Fannius hatte einen Sklaven Panurgus, dessen Wert nach § 28 non erat HS LIII ∞ (vgl. § 29 alter HS LII ∞); nam illa membra merere per se non amplius poterant duodecim aeris. Die Ausgaben bieten: HS IIII ∞ (nach Baiter). Das heißt wohl 996 Sesterzen. 4000 wäre IIII milia oder ∞ ∞ ∞ ∞. Mommsen vermutete: HS IↃↃ ∞ (6000 Sest.). Clark schreibt HS ∞, weil Panurgus could not earn more than 12 asses a year und Dig. XXI 1, 57 § 1 der Preis eines Sklaven auf zehn aurei, = 180 Mark, angegeben wird. Aber *non erat* deutet an, daß Cicero einen hohen Preis ansetze, wohl 6000 Sesterzen. — Durch den Unterricht des Komöden Roscius erhielt Panurgus einen viel höhern Wert: § 28 amplius erat HS CCCLIIICCCL; denn disciplina, quae erat ab hoc tradita, locabat se non minus HS CCCLIII (vgl. § 29: alter LIII quod sit ..... HS CCCLIIILIII ex disciplina). Die Ausgaben bieten nach Nauger viermal HS CCCIↃↃ, wohl richtig, da *amplius* andeutet, daß Cicero einen niedrigen Preis ansetze. Clark schreibt nach Mommsens Vermutung HS CCCIↃↃIↃↃ (= 150 000 S.). — Panurgus war nun der gemeinsame Sklave des Fannius und Roscius, so daß sie sich gleichmäßig in den Gewinn teilten. Als dann Flavius den Panurgus getötet hatte, erhielt Roscius von ihm ein Stück Land, eine mediocrem et tenuem Entschädigung. § 32 sagt Fannius zu Roscius: HS que CCCLIII tu abstulisti. Roscius antwortet: Si fit hoc vero HS que tu aufer. Man stellt in beiden Sätzen HS CCCIↃↃ her, wie denn Fannius später 100 000 Sest. von Flavius erhielt. Mommsen (Hermes 1885 S. 317) nahm an, daß que aus Q., einem Zeichen für 500 000, entstanden sei, und stellte zweimal Q. CCCIↃↃ her. Clark tilgt CCCLIII; für eine ungefähre Schätzung in runder Summe scheint ihm eine halbe Million ganz passend. Er liest: HS Q. tu abstulisti. — Sit ita hoc, vero HS Q. tu aufer. Hier scheint *vero* im Anfang des Nachsatzes bedenklich, und 500 000 Sesterzen sind zuviel. Roscius kann kaum zugeben, daß er eine so hohe Entschädigung erhalten habe und dem Fannius ebensoviel gebühre. — Von Roscius heißt es § 23: HS CCCLIII CCCLIII CCCLIII quaestus facere noluit . . . Decem his annis proximis HS sexagiens honestissime consequi potuit; noluit. Nimmt man an, daß im ersten Satz das von Roscius verschmähte Jahreseinkommen auf 300 000 Sesterzen bestimmt werde (vgl. Plin. n. h. 7, 129 cum apud maiores Roscius histrio HS D annua meritasse prodatur), so bleibt unverständlich, wie es dann in zehn Jahren sechs Millionen betragen hätte. Clark stellt mit Schütz IↃↃↃCCCIↃↃ her. Nach § 32 erwartet man eher Q. CCCIↃↃ, und es läßt sich nicht einsehen, wie die drei CCCLIII entstanden. XX his annis kann man auch nicht

herstellen; es ist unglaublich, daß Roscius während so langer Zeit umsonst auftrat (§ 23 laborem quaestus recepit, quaestum laboris reiecit). Früher hatte er nach Macrob. 3, 14, 13 mercedem diurnam de publico mille denarios sine gregalibus solus erhalten. Clark nimmt an, er habe dieses Honorar nur für die Tage erhalten, an denen er auftrat, Es gab keine Behörde, die mit ihm einen Kontrakt auf ein ganzes Jahr schließen konnte An den Megalesien (im April) und den ludi Romani (im Sept.) veranstalteten die Curulädilen, an den ludi Apollinares (im Juli) der Stadtprätor, an den ludi plebei (im Nov.) die plebejischen Ädilen Bühnenspiele. Cicero scheint zu denken, daß Roscius nicht bei allen diesen Spielen auftrat, sondern nur etwa bei zweien im Jahr, und daß er dann jedesmal 300000 Sesterzen hätte bekommen können, gelegentlich auch bei außerordentlichen Veranlassungen (wie ludi funerales).

Roscius erhielt das Landstück von Flavius vor 15 Jahren, § 37 abhinc annis XV. Die Änderung Hotmans abhinc annis IV, die Zielinski gebilligt hat (Philol. 1905 S. 15), lehnt Clark mit Recht ab. Damals iacebant pretia praediorum; propter rei publicae calamitates omnium possessiones erant incertae. Sternkopf verstand darunter den Anfang des Bundesgenossenkrieges und setzte Ciceros Rede ins Jahr 76 (vgl. JB. 1897 S. 72). Clark glaubt mit Morgan (vgl. JB. 1906 S. 186), es sei hier dieselbe Zeit gemeint, wie pro Caec. 11 temporibus illis difficillimis solutionis, die Zeit der Sullanischen Proskriptionen, und neigt dazu, unsere Rede um 67 anzusetzen. Ich verstehe pro Caec. 11 nach de imp. Pomp. 19 den Anfang des Mithridatischen Krieges. Die Schauspieler waren verachtet wegen des Lohndienstes; Roscius aber erhielt von Sulla einen goldenen Ring, was ihn den Rittern gleichstellte. Die Meinung Zielinskis, daß er erst von da an ohne Honorar auftrat und decem annis runde Zahl sei statt sex annis, ist nicht überzeugend; Roscius hatte wohl schon vorher auf den *quaestus* verzichtet, um diese Ehrung von Sulla zu erlangen.

Da er sein Gut zwölf Jahre besessen und bedeutend verbessert hatte und da unterdessen die Güterpreise gestiegen waren, versprach er dem Fannius auf sein Drängen nach § 38, daß er ihm HS CCCLIII in zwei Terminen geben wolle, mit dem Vorbehalt, daß Fannius, wenn er von Flavius noch eine Entschädigung erhalte, ihm die Hälfte davon abliefere. Nauger stellte richtig HS CCCIↃↃↃ her; Clark folgt ihm. Lambins Vermutung CCIↃↃIↃↃ, der C. F. W. Müller folgte, ist nicht ansprechend. 15000 Sesterzen hätte Roscius sicherlich auf einmal bezahlt. Sodann gab er nach § 51 dem Fannius 50000 Sesterzen, und um die andern 50000, die er nachher zu zahlen sich weigerte, kam es eben zum Prozeß.

Zur Rede pro Caecina. Die beste Überlieferung für diese Rede bietet neben den geringfügigen Resten des Turinerpalimpsestes der Codex T. Diesem scheint E zunächst zu kommen.

Daneben hat Clark e, Lag. 39, 26, 38, ferner s c k benutzt. Es fällt auf, daß er die Handschrift 14492 auf der königlichen Bibliothek zu Brüssel nicht erwähnt. Paul Thomas gab eine Kollation von ihr für diese Rede in der Revue de l'instruction publique en Belgique XXXV (1892) S. 365—81 und XXXVI S. 22—27; er gibt dieser Handschrift den Vorzug vor E (vgl. JB. 1893 S. 170).

2) M. Tulli Ciceronis orationes pro P. Quinctio, pro Q. Roscio comoedo, pro A. Caecina, de lege agraria contra Rullum, pro C. Rabirio perduellionis reo, pro L. Flacco, in L. Pisonem, pro C. Rabirio Postumo recognovit brevique adnotatione critica instruxit Albertus Curtis Clark. Oxonii MDCCCCIX, e typographeo Clarendoniano (London, H. Frowde). XVI u. 387 S. 8. 2,75 *M*.

In der Einleitung handelt Clark über die Überlieferung der einzelnen Reden. Dem Text ist am Fuß jeder Seite der kritische Apparat beigegeben; dieser ist nach den Anecdota Oxon. S. 86 zu berichtigen. Die Personennamen auf *ius* und die Appellativa auf *ium* haben im Genitiv *i*, die Adjektiva und Ortsnamen *ii* (Quinct. 88 adversarii, Flacc. 68 Adramytii, Pis. 86 honorarii, 93 Dyrrachii).

Pro P. Quinctio. Im Text dieser Rede zählte ich 26 Abweichungen gegenüber der Ausgabe von C. F. W. Müller (1880). § 25 steht zweimal *stetisse* (nach Roby, JB. 1906 S. 186), nicht *stitisse*. Dagegen wurde *tabulae maxime* beibehalten, während Oetling und Roby wohl richtig *maximae* (nach jüng. Hss.) empfehlen. Nach Rau ist aufgenommen: Quod ubi ex Publicio audivit, pueros. — § 30 schreibt Clark: *Non recusabat Quinctius, quin ita satis dare iuberetur, si bona possessa essent ex edicto.* Unzweifelhaft stellt Quinctius hier der für ihn unannehmbaren *formula*, die Nävius verlangte, seine Forderung entgegen. Er verlangt ein anderes Verfahren, nämlich nach der formula, SI BONA POSSESSA ESSENT EX EDICTO. Clark, den ich auf diesen Fehler der Ausgaben aufmerksam machte, fand, daß die Auffassung dieser Worte als Formel „give a perfectly good and clear sense to the passage". Quinctius verlangt aber auch: *iudicatum solvi satis accipiat; quibus a me verbis satis acceperit, isdem ipse, quod peto, satis det* § 44; *iudicatum solvi satis daturum, dum ipse, si quid peteret, pari condicione uteretur* § 85. Der Prätor soll also beiden Teilen Satisdatio auferlegen. Auch das folgende *decernit* spricht für das überlieferte *iuberet* (sc. *praetor*), da man sonst bei *decernit* das Subjekt vermißt. Dolabella verderbt diese alte Rechtsformel durch Einfügung eines NON (vgl. JB. 1908 S. 218). — 49. vita *ita* turpis (nach Clericus) ist abzulehnen; diese tändelnden Gleichklänge wie *vita ita* liebt Cicero nicht. — 60. TRACTAT EDICTVM, Cicero nimmt das Edikt hervor. Dieses wird nicht eigentlich verlesen, sondern Cicero hebt einzelne Bestimmungen heraus; er liest sie selber aus dem Edikt ab. § 89 *recitavi edictum* ist buchstäblich zu verstehen. Die Änderung des Manuzzo

Recita edictum scheint mir nicht sachgemäß. — 75 verbessert Clark *ita levis esse* (Hss. *sint*). — 80 stellt er *Sebagninos* her (statt *Sebaginos*). — 90 wird von den Herausgebern *non* unrichtig zugesetzt. Weil Nävius die *praedia privata Quincti* nicht antastete, die *servos privatos Quincti* aus dem gemeinsamen Besitze verjagte, schließt Cicero, daß er sich den *ager communis* aneignen wollte; die Lesung *non omnis eiectos* stört diesen Schluß. Über die Lücke in § 60 vgl. JB. 1908 S. 226.

Pro Q. Roscio. Aus C. F. W. Müllers Ausgabe wurden herübergenommen: 39 a. Q., 48 a. C. Cluvio. § 23 soll im Text (zweimal) und Apparat die Zahl 600000 stehen: IↃↃↃCCCIↃↃ, nicht IↃↃCCCIↃↃ. § 36 lese man *quid* (statt *quod*) *vero*, 40 *quorsum*. — § 47 *nunc omnibus inimicis necesse est castissimus et constantissimus esse videatur* scheint richtig („sogar allen seinen Feinden"); weder ist *inimicis* zu tilgen (nach Madvig) noch *civibus* (nach C. F. W. Müller) oder *non iniquis* mit Clark herzustellen. — § 48 *mihi veritas manum iniecit et paulisper consistere et commorari cogit* scheint mir natürlich; die Hand ist schon angelegt und jetzt gerade findet der Zwang statt. Weder *inicit* (Müller) noch *coegit* (Clark) scheint notwendig. Nach 16 *debeatur*, 17 *Q. Roscius*, 19 *arguebas* entferne ich das Fragezeichen. Nach eigener Vermutung schreibt Clark § 4 *noluerit* (Hss. *noluit*), 12 *pareat* (Hss. *peieres*), 22 ⟨*tibi*⟩, *C. Piso*, 25 *indicasti. Dic enim* (Hss. *iudiditionem*), *tabulas habes an non?* (vgl. JB. 1905 S. 247), 35 *assem* (Hss. *a se*). Nach zwei späten Hss. (ck) ist 41 aufgenommen: *numquid causae est* (Var. *causare*), *quin*.

Pro A. Caecina. Clarks Text dieser langen Rede weicht nur an 34 Stellen vom Text C. F. W. Müllers ab. § 6 ist *quod videtur* beibehalten gegenüber Pluygers' Änderung *quod videretur*. 34 ist das störende *ut* vor *hoc* nach Lambin getilgt; ich vermute: *num hoc*. 35 folgt Clark P. Faber: aut *ad praetoris* notionem atque animadversionem? Ebenso schreibt er nach Faber 36: *armatis* (Hss. *armatos*) se tibi obstitisse. Doch sagt Cicero sonst: armatis hominibus (4, 39, 62). Zu *saucius* § 41 wurde mit Zielinski *factus* gesetzt nach pro Tull 56 (Ernesti *sauciatus*). 54 licere, si via sit in *Bruttiis* immunita, agere, si velit, iumentum per M. Scauri Tusculanum. Hier ist eine Gegend bezeichnet, in der das Tusculanum des Scaurus lag; die Lesung *Brittiis* hat größere Wahrscheinlichkeit. 74 liest Clark: quae *nunc* (T *mina*, Madvig *in manu*) tua iure mancipi sint, 78 ita *probata* fides. — 79. defensionis Kayser und Müller, defensionis nostrae Clark, alle ohne eine Bemerkung, besser *nostrae* (T *nostrum*, Lambin *vestrae*) *defensionis* Baiter. Darauf schreibt Clark: Illud autem miror, *quem* (T cum) vos aliquid contra me sentire dicatis, *cur* (Hss. cum) eum . . nostrum *nominetis*. — 95. Nach *responderat* bietet der Bruxellensis B *esse aequum*, was Aufnahme verdient. — 97. Dubium esse nemini vestrum *certo*. Statt *certo scio*,

das doch zuviel sagt, möchte ich *credo* empfehlen. — 100. *adferant* Naug., Hss. *aderant*, doch B *edant*, wohl richtig.

De lege agr. I. § 2 schreibt Clark ansprechend: *praesens pecunia, certa, numerata.* — 13 behielt er *deferat*, indem er den Cod. Erlangensis (*referat*) nicht erwähnt. — 19 extr. ist nach *non videretis* ein Fragezeichen zu setzen; *credo* gehört zu *vobis novam dominationem comparare.*

De lege agr. II. 7. *ut, cum me intellegam . . . non et in hoc magistratu et in omni vita essem popularis*] Da die Gegenwart durch *intellegam* markiert wird, ist *essem* unerträglich und Müllers Annahme einer Attraktion nicht haltbar. Clark schreibt: *videar esse*; aber Cicero will nicht bloß volksfreundlich scheinen, sondern es sein. Ich billige die Vulgata *sim.* — 23. *Rullum cogitasse.* Clark fügt *illud* ein. Dies oder ein ähnlicher Zusatz scheint unentbehrlich. — 29. *rem gerere* (Klotz) ersetzt Clark durch *magistratum gerere.* — 44. Clark nahm Anstoß an der Clausula heroica *regionem illam petierunt*; er setzt *petiverunt.* — 48. *quam tu mihi ex ordine recita de legis scripto populi Romani auctionem*] Ussing tilgte *quam*, Clark ersetzte es durch *Quirites. Eam;* damit ist nichts erreicht. Hier ist *populi Romani* überflüssig. Es fehlt aber eine Bezeichnung des mit *tu* angeredeten Mannes. Aus dem nächsten Satz ergibt sich, daß hier zu lesen ist: *recita de legis scripto, praeco, auctionem.* — Nach *puto* fügt Clark *Auctio* ein (mit Lambin). Ich ziehe *Praeco* vor und füge es auch nach *Siciliam* ein. — 55 *quibuscumque in locis videatur* ist die heroische Klausel durch Tilgung des Verbs beseitigt; der Rest wird als Lemma des Gesetzes aufgefaßt; QVIBVSCVMQVE IN LOCIS. — 57. *qui publicus esse fateatur* scheint nicht erträglich; das Verb ist wohl zu ändern (*dicatur* oder *concedatur*?). Clark schreibt: *qui publicum se esse fateatur* mit einer kühnen Personifikation des *ager.* — 59. Clark nimmt *Horum erit nullum iudicium* in Schutz gegen *nunc iudicium,* indem er den Satz von den *furta* der *decemviri* versteht, da er sonst nur das Vorhergehende wiederholt. — Ansprechend ist 80 *Syriae ora* (E *Syriae rura*); *scriptura* (Gebhardt) weicht stark von den Hss. ab und paßt nicht recht in den Zusammenhang. — 81. *At vero hoc agri Campani vectigal cum eius modi sit ut cum domi si et omnibus praesidiis oppidorum tegatur, tum . . . solet.* Die Herstellung dieses Satzes bei Müller und bei Clark befriedigt nicht. Nach meinem Dafürhalten sind einfach die Worte *cum domi sit et* zu tilgen; *cum eius modi sit ut* ist Korrektur dazu. — An 11 Stellen dieser Rede, die C. F. W. Müller durch einen Stern oder ein Kreuz als noch ungeheilt bezeichnete, bietet Clark einen lesbaren Text; außerdem habe ich noch 70 Abweichungen gezählt, großenteils Verbesserungen. — 35. post*ve* ea] Das das a von postea lang ist, scheint diese Ergänzung Richters verfehlt. Man setze aut postea mit § 38. — 77 maiori*ve* vestrum] Die Wiederholung des *ve* ist eine dem Cicero fremde

Klangspielerei. Besser ist *si maiori*. — 96 *agros vero Vaticanum et Pupiniam . . . conferendos non putabunt*] Diese Worte bergen einen Fehler. Entweder muß es heißen *agrum* oder *Vaticanos* oder (nach alten Ausgaben) *Pupinium*.

De lege agr. III. Von Valgius heißt es § 14 bei Baiter und C. F. W. Müller: *cum usque eo vicinos proscriberet, quoad oculis conformando ex multis praediis unam fundi regionem formamque perficeret*] Clark behält das überlieferte *perfecerit*; es ist wohl aus *perfecit* entstanden. Er schreibt nach eigener Vermutung *normamque*, Regelmäßigkeit, und das unverständliche *oculis* ersetzt er durch *angulos* (nach Gulielmius).

Pro C. Rabirio ad Quirites. Der Text dieser Rede weicht nur siebenmal von C. F. W. Müller ab. § 6 ist aufgenommen: *articulum* Zeitabschnitt (nach Lag. 26), 14 *simili iure* (nach Beck), 23 *et fuerit nulla vi* nach eigener Vermutung (Hss. *et fuerit in*), 31 *capitis* (ohne *rei*) *C. Rabiri nomine citantur*.

Pro Flacco. § 1 ist beibehalten: *honoris potius L. Flacci me adiutorem futurum quam miseriarum deprecatorem*. Wie Fritz Schöll in Wölfflins Archiv II, 207 gezeigt hat, ist *adiutorem* durch *praedicatorem* zu ersetzen (nach Isidorus). — 4. *Quem enim alium appellem*? Das vollkommen passende *alium* (wen sonst als euch) hat Clark nach den Scholien (Hildebrandt 34, 4) getilgt. A. du Mesnils Meinung, daß so der Singular richtig sei, bei Hinzufügung von *alius* der Plural eintreten sollte, ist mir nicht verständlich. Man muß auch bei *Quem enim appellem*? hinzudenken: *nisi vos*. — Iudicabitis . . . quid cum omnibus (nämlich *eius ordinis*) senseritis Hss., A. du Mesnil. Die Frage nach *iudicare* scheint hier nicht passend; Müller schrieb *quod*, Clark *indicabitis*. § 12 sind nach *timet* die bei Müller fehlenden Worte *ne quid cupide* beibehalten. — 31. Statt *eventus* liest Clark passend *ventus*. — § 41 ist *arborem fici* richtig; „der nie einen Baum gesehen hätte" ist eine unsinnige Behauptung. — 56 lesen die Ausgaben nach der zweiten Hand von Lag. 6 *uno pecunia* (Hss. *una pecunia*), 57 *excitari in contione*. Clark stellte her: *universa pecunia* und (nach Hss.) *excitari contionum*. Unrichtig scheint mir 59 *si licuit ⟨uti⟩ . . . conlata* wegen des Fehlschlusses: was der Vater benutzen durfte, nahm der Sohn mit Recht weg. — § 64 liest Clark: Asiae *maritimam* (Var. *maximam*) oram bello superatam cinxit urbibus, non ut *victam* (Hss. *munitam*) coloniis illam *constringeret* (Σ *generaret*). — 69. quod est victa, quod *elocata*, quod serva facta] Die lange Bemerkung A. du Mesnils überzeugt mich nicht, daß *elocata*, wofür die meisten Hss. *est locata* bieten, richtig sei. Die gens Iudaeorum wurde doch nicht verpachtet, wie ein Grundstück, oder ausgemietet, wie ein Ochse oder Sklave; es hatte nur Steuern und Zölle zu entrichten. Auch bilden die Begriffe „besiegt, vermietet, geknechtet" keine richtige Steigerung. Ich vermute: *domita*. — 73. *Sciunt haec omnes nobiles*

sciunt boni viri, sciunt denique nostri homines, sciunt mediocres negotiatores] Diese Worte machten den Erklärern viele Schwierigkeiten, aus denen A. du Mesnil kaum den richtigen Ausweg fand. Die *nobiles* sind wohl die vornehmen von Apollonis, die *boni viri* die ehrlichen Leute, die nicht zu den *nobiles* gehörten, die *nostri homines* sind vornehme Römer (Senatoren nach § 79 und Beamte in Asien), denen die gewöhnlichen Geschäftsleute, die in Asien waren, zur Seite gestellt werden. Clark schreibt *noti* statt *nostri*; er meint wohl: *apud nos noti*. — 74. *Emptiones falsas, praediorum proscriptiones cum mulieribus* (Var. *mulierculis*) *aperta circumscriptione fecisti. Tutor his rebus Graecorum legibus ascribendus fuit*] Diese Sätze scheinen mir in der Ausgabe von A. du Mesnil richtig erklärt zu sein. Clark tilgt *mulieribus*, sodaß man *cum mulieribus* hinzudenken muß, da bei einem Kauf doch ein Verkäufer vorhanden ist. In der Kaufurkunde war der Vogt der Verkäuferin zu nennen, und er gab seine Unterschrift. Clark ersetzt *his rebus* durch *his mulieribus*, wodurch der Sinn der Worte nicht geändert wird. Er hat doch *ascribendus* kaum mit *instituendus*, *apponendus* verwechselt. Außerdem habe ich in dieser Rede 50 Änderungen gegenüber C. F. W. Müllers Text, darunter manche kleine Verbesserungen, gezählt.

In L. Pisonem. § 14 productus in contionem ab eo, cui *sic aequatum* praebebas consulatum tuum] Da nicht von Gabinius die Rede ist, sondern von P. Clodius (nach § 15 und Dio Cass. 38, 16, 6), so sind die Worte *sic aequatum* verderbt. C. F. W. Müller ersetzte sie durch *inlaqueatum*, Clark durch *sicam quandam* mit Verweisung auf Sest. 24 *consulatus tamquam gladius*. — § 15. Catilina wollte *interimere* (Var. *vi terrere*) *patriam*. Darnach setzt Clark: *vos adflixistis* nach meiner Vermutung (vgl. JB. 1901 S. 213) statt [*vos adiuvistis*]. — 21. Cicero ging nicht aus Furcht vor Clodius, Piso, Gabinius ins Exil, sondern weil die Triumvirn hinter diesen standen: aliis impendentibus tempestatibus non cessi, sed *his* unum me pro omnium salute obtuli. Er wich den Stürmen nicht dadurch aus, daß er sich den Triumvirn unterzog und ihre Pläne gegen den Senat zu unterstützen bereit war, sondern er setzte sich allein dem Ansturm des Clodius aus, der Verbannung und Vermögenskonfiskation. Die Ausgaben, auch Clark, setzen nach Mommsen *bis* statt *his*. Was sie sich unter *bis* vorstellen, verstehe ich nicht.— § 29 liest Clark: qui rem publicam senatus auctoritate servarat, qui omnis omnium gentium partis tribus triumphis devinxerat, is se in publico, is denique in Italia tuto statuit esse non posse. Das könnte man nur auf Pompejus beziehen. Die Worte *is denique in Italia* stehen in den Hss. nach *servarat* und sind von Cicero zu verstehen (Madvig *is domi se aut denique in Italia*). — 44 ist *fraudum* aufgenommen, nicht *fraudium*. — 67. *Est enim quaedam* (näml. luxuries), *quamquam omnis est vitiosa atque turpis, tamen ingenuo ac libero dignior*. Clark fügt hinter

quaedam mit V ein *quae* ein und ergänzt vor *tamen* ein *est*, wofür doch wohl *sit* stehen sollte. — 82. *tu me a tuis inimicitiis ad simultatem revocabis, sic tuis sceleribus rei publicae praeterita fata refricabis?* Clark ersetzt *revocabis* durch *veterem vocabis*. Darnach würde ich ein Fragezeichen setzen, um das Asyndeton erträglicher zu machen. — 87. *vectigalem provinciam, singulis rebus quaecumque venirent certo portorio imposito, servis tuis publicanis a te factam esse meministi.* Clark schreibt *populi Romani provinciam*, was nicht nötig scheint. Der Sinn des Satzes ist nicht klar; sicher ist, daß Piso hier einen Akt der Habgier begeht. Wahrscheinlich ist er von den Zollpächtern bestochen und duldet, daß sie mehr fordern als das *certum portorium*. Clark ersetzt *servis* durch *servam*; doch ist nun *tuis* auffallend. — 89. *innovasti* wurde in *renovasti* verändert. Außerdem wurden im Vergleich zu C. F. W. Müllers Text an fünfzig Stellen Konjekturen beseitigt oder andere Lesarten der Hss. aufgenommen.

Pro Rabirio Post. § 4. *quamvis patrem suum numquam viderat*] Laurand hielt dies für familiären Stil (JB. 1909 S. 97); Clark setzt *quamquam*. — 8. nec praedes dati nec ex bonis populi seruari lex aequa est] Mommsen las: *populo universa pecunia exacta est*. Aus *servaril* möchte ich eher (nach § 37) *summa lit(ium)* herstellen als universa pecunia. Clark meint, eine Notiz *lex aequa est* habe die Worte Ciceros verdrängt, und schreibt: *populo universae lites solutae*. Jene Notiz hätte nach dem Folgenden lauten müssen: *lex antiqua est*. — 28 dioecetes (hoc enim nomine utitur *quiaretiae*). Statt *qui ea regit* (Madvig) vermute ich *quaestor*. — § 41 wurde bisher nicht richtig hergestellt. Ich würde lesen: nisi vero hoc mediocri virtute effici potest, ut tantus ille vir (nämlich Caesar) tanti ducat hunc . . . et in tanta fortuna sua ut aliena respicere *mala velit, cum in* tanta occupatione maximarum rerum, quas gerit et gessit, vel oblivisci aliorum non sit mirum vel, si meminerit, oblitum esse se facile possit probare. — Richtig ist wohl 47 *in patriam* reductos (vgl. 39 vidit in vinclis familiaris suos, die er dann befreite).

3) Albert C. Clark, The Cursus in Mediaeval and Vulgar Latin. Oxford 1910, Clarendon Press. 31 S. 8. 2 *M*.

Der Sophist Thrasymachus erstrebte zuerst mit Überlegung durch rhythmische Silbenfolge und metrische Schlüsse der Perioden und Kola rednerische Effekte und führte so die Klauseln in die rhetorische Technik ein. Gorgias, Isokrates, Demosthenes und spätere Redner bildeten diese Anfänge weiter aus, und so ging die Klauseltechnik auf die Römer über, zumal auf Cicero. Zielinski hat Ciceros Klauseln am eingehendsten untersucht. Jetzt befaßt er sich mit den Kola, deren er in Ciceros Reden 130 000 zählt,

und hofft, bald wichtige Schlüsse hierüber veröffentlichen zu können. Im Anschluß an Zielinski führt Clark die Hauptformen der Klauseln in Ciceros Reden vor. Sie finden sich auch in manchen der Briefe Ciceros ad familiares und in dem Commentariolum petitionis des Quintus Cicero. Caesar, Sallust, M. Brutus, Nepos, Livius, Tacitus verschmähen metrische Klauseln; dagegen die späteren Autoren sind fast alle von ihrem Zauber beherrscht, so Minucius Felix, Cyprian, Symmachus, Sidonius Apollinaris.

In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts kam der Cursus mixtus auf, indem in den Klauseln eine betonte Kürze statt einer Länge eintreten konnte. Die Form $-\breve{}\,-\,-\breve{}$ konnte nun durch genus humanum oder numerum facit, $-\breve{}\,-\,-\breve{}\,-$ durch bona remedia, $-\breve{}\,-\,-\breve{}\,-\breve{}$ durch faciunt mèritorum ersetzt werden. Diese Mischung metrischer und rhythmischer Elemente findet sich bei Ammian, Vegetius, Ambrosius, Hieronymus, Augustin, Boethius. Nach Clark stammt sie aus dem Vulgärlatein. Er weist sie nach in Ciceros Briefen an Atticus (IV, 5), in einem Brief des Caelius an Cicero (VIII, 6, 3), bei Petron, Vitruv, Frontin.

Von 600 bis 1000 nach Chr. scheint der Rhythmus aus der Prosa fast ganz zu verschwinden. Dann dringt er wieder durch, bis er beim Wiederaufleben der Wissenschaften als Spielerei beseitigt wird.

4) Theodor Mommsen, Juristische Schriften. Dritter Band, herausgegeben von B. Kübler. Berlin 1907, Weidmannsche Buchhandlung. XII und 632 S. 8. 15 *M*. S. 546—566.

Hier ist Mommsens 1845 erschienene Rezension des ersten Bandes von Kellers Semestria, worin über Ciceros Reden für P. Quinctius und A. Caecina gehandelt wird, wieder abgedruckt. Da Kellers und Mommsens Erörterungen und Vermutungen die Erklärung dieser beiden Reden bis heute beherrscht haben, so gehe ich hier auf Mommsens Meinungen ein.

Nach Mommsen sprach Cicero in der causa Quinctiana nur über einen „Incidentpunkt in einem andern Prozeß, in dem der Kläger Sextus Naevius von P. Quinctius Satisdatio iudicatum solvi forderte ex formula: *quod ab eo petat, cuius ex edicto praetoris bona dies XXX possessa sint* . . . In dieser Sache gingen Beweis und Gegenbeweis auf die Frage: *an Sex. Naevius bona P. Quinctii ex edicto praetoris dies XXX possederit* . . , ob Quinctius *bonorum possessio* erlitten habe oder nicht". Die Frage hieß böswilliger Weise: ob Quinctius nicht *bonorum possessio* erlitten habe. Nach dieser Feststellung „konnte denn das vorläufig gehemmte Verfahren *in iure* im Hauptprozeß seinen Fortgang nehmen". Quinctius hatte diese Fragestellung angenommen, um den „Hauptprozeß" zu verhindern. Die Richter erklärten denn auch, daß seine Güter nicht in Beschlag genommen waren und der „Hauptprozeß" nicht stattfinden dürfe.

Nahm Quinctius die Formel des Naevius an, so gab er zu: bona sua ex edicto praetoris possessa esse. Deshalb *non recusabat Quinctius, quin ita satis dare iuberet: si bona possessa essent ex edicto*; er war zur Satisdatio bereit nach der Formel: *si bona possessa essent*. In diese Formel setzte aber Cn. Dolabella ein *non* ein. Mehrere Stellen der Rede sind nur dadurch verständlich, daß man darin eine Vergleichung der Untersuchung über die bonorum possessio nach der hergebrachten Formel und nach der neuen Formel annimmt (44, 67, 71, 85, 96). Nach Mommsen dagegen suchte Quinctius „die gehässige und gefährliche Untersuchung über die bonorum possessio womöglich zu vermeiden und bot darum Naevius im Wege des Vergleichs eine vertragsmäßige cautio iudicatum solvi an". „Quinctius weigerte sich nicht in der angegebenen Weise Bürgschaft zu leisten, wofern bonorum possessio gegen ihn stattgefunden hätte; daß aber dieselbe stattgefunden, stellte er in Abrede". Von den Worten „daß aber dieselbe stattgefunden, stellte er in Abrede" bei Cicero steht nichts; wir müssen vielmehr den Text so interpretieren, daß sich ohne diesen Zusatz ein klarer Sinn ergibt. Die beiden Bestimmungen „in der angegebenen Weise" (d. h, weil seine Güter gepfändet waren) und „wofern bonorum possessio gegen ihn stattgefunden hätte" sind mit einander nicht vereinbar.

Die Anwälte des Quinctius wollen vom „Hauptprozeß" nichts wissen, weil er nur gegen den gerichtet wird, cuius bona dies XXX possessa sint. Es ist unrichtig die Worte *demonstrabant de re iudicium fieri oportere* so auszulegen: „Sie forderten sofortiges Erkennen des Hauptprozesses ohne Satisdatio". Vielmehr verlangten sie nach der Formel *si bona possessa essent ex edicto*, und der gesunde Menschenverstand forderte es, daß der angebliche Gläubiger Naevius, der vom Prätor die zwangsweise Eintreibung seiner Forderung, die Ermächtigung zur Versteigerung der Güter des Quinctius begehrte, das Bestehen einer rechtsgültigen Forderung und die gesetzliche Durchführung des Pfändungsverfahrens beweise. Dies war *usitata consuetudo* (§ 67). Hätte Naevius diesen Beweis erbringen können, so hätte der Prätor keinen Grund gehabt, dem Quinctius das *iudicium usitatum* (§ 71) zu verweigern. Indem er aber in die von Quinctius verlangte Rechtsformel (auf Betreiben des Hortensius und Philippus, nach § 9) ein *non* einsetzte und ihn zu einer *postulatio ante hoc tempus ne fando quidem audita* (§ 71) zwang, erließ er dem Naevius den Beweis für seine angebliche Forderung und nötigte den Quinctius gegen alles Recht, als Sponsionskläger gegen Naevius aufzutreten, da es sonst jedermann freistand, ob er eine Sponsionsklage anheben wolle oder nicht. So konnte Naevius' Anwalt Hortensius zuletzt sprechen, und da ihm Quinctius nichts mehr erwidern durfte, schien seine Redegewalt dem Naevius den Sieg und den gewünschten Raub zu sichern.

Da also Mommsen übersah, daß die Worte § 31 *si bona possessa*

essent ex edicto eine Rechtsformel enthalten, so konnte er sich über das „Unrecht" des Dolabella nicht klar werden und meinte, daß Cicero übertreibe. Er zog dann zur Vergleichung eine Stelle aus Livius (39, 43) herbei. Der alte Cato sagt bei Cicero (Cato m. 42): Invitus feci, ut fortissimi viri T. Flaminini fratrem, L. Flamininum, e senatu eicerem, sed notandam putavi libidinem, quae cum probro privato coniungeret imperii dedecus. Nachdem also die Censoren den L. Quinctius aus dem Senate ausgestoßen hatten, hielt Cato ihm in einer Ansprache seine Sünden vor, namentlich daß er als Konsul in Gallien vino et Venere amens in convivio nobilem Boium durchbohrt hatte. Da ihm die Abstrafung dieses durch Adel und Ehren hervorragenden Mannes peinlich war, hatte er die Tatsachen genau festgestellt und wollte, um alle zu überzeugen, dem L. Quinctius selbst ein Geständnis abnötigen. Während die andern sechs Ausgestoßenen keine Widerrede wagen durften, erlaubte er diesem, sich zu verteidigen, öffentlich vor den Censoren, selbst und sofort, ohne Anwalt und Zeugen. Da aber zu erwarten war, daß Quinctius von seinen Schandtaten, um Mitleid zu erregen, auf viele andere Dinge abschweife, so engte Cato ihn durch eine Sponsio (si haec facta essent) ein: in extrema oratione Catonis condicio Quinctio fertur, ut, si id factum negaret ceteraque, quae obiecisset, sponsione defenderet sese; sin fateretur, ignominiane sua quemquam doliturum censeret? Cato wußte wohl, daß L. Quinctius auf eine solche Verteidigung verzichten müsse. Nicht entfernt aber dachte er daran, die Autorität der Censur zu schwächen und sich als Censor mit L. Quinctius wegen der Nota censoria in eine Gerichtsverhandlung einzulassen. Die Habe des L. Quinctius kam gar nicht in Frage, während Naevius Ansprüche an die Habe des P. Quinctius erhebt. Dieser forderte mit der Formel *si bona possessa essent ex edicto* eben das Verfahren des Cato; er verlangte Aufklärung über seine angebliche Verschuldung, um sich dagegen zu verteidigen. — Dazu nimmt Mommsen Cic. in Pis. 55: Cum ego eum Caelimontana porta introisse dixissem, sponsione me, ni Esquilina introisset, homo promptus lacessivit. Aus diesen zwei Stellen schließt er: „Es war ein alter Gebrauch bei den Römern, daß derjenige, dem eine ehrenrührige Handlung schuldgegeben war, den Beleidiger dadurch der Unwahrheit überführte, daß er von ihm eine Summe sich versprechen ließ, wofern die Beschuldigung falsch sei", als ob Cato die Unwahrheit gesprochen, L. Quinctius die Sponsio aufgenommen und der Wettende (spondens) nicht die gleiche Summe einsetzte. Dem P. Quinctius konnte keine ehrenrührige Handlung vorgehalten werden; Mommsen aber nimmt an, „daß Quinctius sittlich gezwungen gewesen sei, sich von der ehrenrührigen Beschuldigung, die Naevius gegen ihn vorgebracht, durch eine Sponsion zu reinigen", und daher, als der Prätor eine Untersuchung über die *bonorum possessio* anordnete, selbst diese Weise der Ent-

scheidung wählte, nach der er priore loco reden mußte. „Gerecht muß Dolabellas Entscheidung doch gewesen sein, da Quinctius sich nicht über sie beschwerte". Cicero sagt im Gegenteil, daß Quinctius zu einer Sponsio bereit war, aber gegen *sponsionem istius modi* protestierte: „Dolabella iniuriam facere fortissime perseverat; aut satis dare aut sponsionem iubet facere et recusantes nostros advocatos acerrime submoveri". Die erzwungene Klage des Quinctius lautete etwa: Dem Sex. Naevius soll die Rechtsformel *quod petat* etc. versagt sein und er soll die Wettsumme an mich verlieren, wenn meine Güter nicht ediktgemäß von ihm in Beschlag genommen waren.

Undeutlich ist mir auch Mommsens Ansicht, daß des Quinctius „Stand als Kläger nicht schwieriger war wie als Beklagter", da ihm eine Replik auf die Rede des Gegners von vornherein verweigert wurde, gewiß nicht durch die Gerechtigkeitsliebe des Prätors und Quinctius' freien Entschluß.

Das prätorische Edikt durfte nur gegen einen sich dem Rechtsgang entziehenden Schuldner angewandt werden. Im ersten Hauptteil, § 37—59, tut Cicero dar, daß Naevius von Dolabella auf betrügerische Weise die Erlaubnis erlangt habe, das Edikt gegen Quinctius anzuwenden. Während einzelne Gelehrte diesen Teil als unnütz und überflüssig ansehen (vgl. JB. 1908 S. 223), erklärt Mommsen mit Recht, daß Quinctius siegen mußte, wenn die Richter sich überzeugten, daß er dem Naevius nichts schulde oder daß er als Schuldner kein Vadimonium versäumt habe.

Der die Klauseln des Edikts enthaltende § 60 ist fehlerhaft überliefert. Hotman und Lambin haben wohl richtig vier Klauseln angenommen (vgl. JB. 1908 S. 226). Nach Mommsen ist ihre vierte Klausel nur eine „durch Interpretation hinzugekommene Erweiterung der zweiten Klausel". Aber daß die Bestimmung *qui exilii causa solum verterit* bloß durch die Frage *Quo tempore?* abgefertigt und dann die schon abgelehnte zweite Klausel mit den Worten *Existimas oportuisse absentem Quinctium defendi* in erweitertem Sinn wieder aufgenommen werde, ist mir ganz unwahrscheinlich. Ebenso unrichtig scheint mir die Angabe, daß Alfenus den abwesenden Quinctius ungenügend verteidigt habe (vgl. JB. 1908 S. 228). Einleuchtend dagegen ist folgende Erwägung: Infolge der vom Volkstribun Brutus gedrohten Interzession stand Naevius von der bonorum possessio ab und vereinbarte ein Vadimonium mit P. Quinctius auf den 13. Sept. 83. Durch dieses neue Vadimonium gab er den Grund eines vadimonium desertum, den er für das Verlangen der Anwendung des prätorischen Ediktes auf seinen Schuldner P. Quinctius geltend gemacht hatte, selber preis, und der Richter konnte seine angebliche bonorum possessio nicht als gültig anerkennen.

In dem Prozeß des A. Caecina war Caecina Kläger gegen Sextus Aebutius auf Grund eines Interdiktes de vi armata.

Mommsen nimmt mit Keller an, daß es Caecinä war, der nach § 19 den Arbiter verlangte. Da aber Caecina von Aebutius nichts zu fordern hatte, so bin ich mit Bögli (vgl. JB. 1906 S. 189) der Meinung, daß Aebutius den Schiedsrichter forderte. Ein solcher trat aber offenbar nicht in Funktion; denn als Caecina gegen diesen *terror litium* nichts einwendete, stand Aebutius von der Forderung ab, um seine Chikanen fortsetzen zu können.

Es werden dann die Interdikte de vi und de vi armata besprochen (vgl. JB. 1906 S. 191). Mommsen urteilt: „Wenn Caecina gesiegt hat, so hat die Beredsamkeit einen traurigen Triumph über das gute Recht davongetragen". Dieser Meinung kann ich nicht beistimmen. Die Richter, und zwar sachverständige recuperatores, verfuhren mit höchster Vorsicht. Sie hatten sich die Sache von den Parteien vorher schon zweimal auseinandersetzen lassen und beidemal das Urteil verschoben (§ 6). Wir haben nun nur die nicht vollständige Rede des Klägers bei der dritten Verhandlung, die von Mommsen ungenau interpretiert wird. Es ist mir durchaus gläubwürdig, daß die Richter gehofft hatten, Aebutius werde in Erkenntnis seines Unrechtes das Interdikt vollziehen und die gesetzliche Erledigung des Eigentumsstreites, die er durch gewaltsame Vertreibung der Gegenpartei gestört hatte, ermöglichen und das Gericht dadurch der Nötigung entheben, ihn mit ignóminia zu belegen. Ein Rechtsagent, der „den auf seinen Namen gestellten Kaufbrief" über ein großes Gut in der Tasche und den Pächter zum Zeugen seiner Besitzergreifung hat, wie M. S. 561 meint (während nach Cicero § 7 Aebutius den auf den Namen der Caesennia lautenden Kaufbrief unterschlug und nach § 94 der Colonus bisher nur mit Caesennia und Caecina geschäftlich verkehrte), der schlägt nicht so ungesetzliche und mit Ehrenschmälerung bedrohte Wege ein, um ja nicht sein Eigentumsrecht beweisen zu müssen.

Nach § 104 hat Cicero nicht nur über den Besitz, sondern auch über das Eigentumsrecht Caecinas an dem streitigen Gute gespochen (*fundum esse Caecinae*); er hat dargetan, daß Aebutius das Gut für Caesennia gekauft und daß sie es bezahlt hatte. Das hat Mommsen übersehen. Diese wichtige Beweisführung ist leider in § 95 ausgefallen. Damit wird Mommsens Satz hinfällig: „Besaß jene nur propter usumfructum, so konnte begreiflicherweise der Erbe auf diesen Titel nicht provozieren, und es ist daher eine Chikane Ciceros, wenn er auf den Besitz Caesennias propter usumfructum irgend ein Gewicht legt". Das tut Cicero auch nicht. Er sagt nur, der Gegner leugne nicht, daß Caesennia propter usumfructum das Gut besessen habe; nach ihrem Tode aber habe der Colonus bisher in dem gleichen Pachtverhältnis zu Caecina gestanden, wie vorher zu Caesennia; so gut als Caesennia habe also nach ihr Caecina das Gut besessen. Dann fuhr er in der Lücke fort, Caesennia habe in Wirklichkeit nicht den ususfructus

des Gutes gehabt, sondern das Eigentum, und Eigentum und Besitz seien von ihr auf den Erben Caecina übergegangen.

Der Beweis konnte auf folgende Weise geführt werden. Bei der Steigerung, da Aebutius das Gut kaufte, waren noch andere Güter unter den gleichen Bedingungen versteigert worden. Es war nun leicht festzustellen, daß Caesennia seither an diesen Grundstücken keinen ususfructus mehr hatte, sondern daß sie, als sie durch das Testament des Sohnes partem maiorem bonorum erbte, dafür den mit dem Sohne gemeinsam besessenen ususfructus verlor. Dadurch ergab sich für die Richter der unabweisbare Schluß, daß sie das nun von Aebutius beanspruchte Gut nicht, wie dieser behauptete, deswegen besaß, weil usus eius fundi et fructus testamento viri fuerat Caesenniae (§ 19), sondern weil sie in dem von ihrem Sachwalter Aebutius auf die Seite geschafften Kaufbrief als Eigentümerin eingeschrieben war. Solange Caesennia Anteil am ususfructus hatte, war ihr Sohn Besitzer des Gutes; erst nach der Ersteigerung fundum possedit locavitque (§ 17 u. 19). Hätte Aebutius das Gut für sich gekauft, so hätte er es selbst übernommen und nötigenfalls der Caesennia statt ihres Anteils am ususfructus einen Zins entrichtet, wie vorher ihr Sohn; sie wäre nie Besitzerin des Gutes geworden, da sie ja nur den halben ususfructus gehabt hatte.

5) Richard Heinze, Ciceros politische Anfänge. Des XXVII. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften No. XXVII. Leipzig 1909, B. G. Teubner. 66 S. 4 2,60 *M*. — Vgl. C. Bardt, Berliner philologische Wochenschrift 1910 Sp. 426—433.

Über seine Stellung zu den Parteien während des ersten Bürgerkrieges äußerte sich Cicero 80 v. Chr. in der Rede für Sextus Roscius, indem er § 136 den Satz begründete: non vereor, ne quis alienum me animum habuisse a causa nobilitatis existimet. Heinze übersetzt die Stelle und erläutert sie durch mancherlei Erwägungen. Cicero war kein leidenschaftlicher Parteigänger der Nobilität; doch scheint er hier seiner wirklichen Gesinnung Ausdruck gegeben zu haben.

81 v. Chr. übernahm er die Verteidigung des P. Quinctius in einem Civilprozeß gegen Sex. Naevius. Heinze geht mehr als nötig auf diesen Handel ein, ohne Klarheit zu schaffen. Er irrt S. 956 mit Mommsen in der Meinung, daß Cicero über die iniuria des Prätors Stillschweigen beobachte. Unnütz ist seine Annahme, daß Dolabellas Anordnung „nicht eigentlich ungerecht“ war; dieser ist bald nachher wegen ruchloser Verwaltung Asiens gerichtlich verurteilt worden und hat Ciceros Vorwurf der *summa iniuria* (§ 10) bestätigt. Ebensowenig taugt die Ausrede: „Wahrscheinlich

stand Dolabella selbst vor einem Novum." Daß der Schuldner sich den Zwangsmaßregeln widersetzte, wurde als selbstverständlich angesehen und entschuldigte die Härte der Prätoren (Sall. Cat. 33) nicht. Richtig fühlte Heinze, daß die dem P. Quinctius von Dolabella angewiesene Prozeßstellung eine sehr ungünstige war, stellte sich aber das Verfahren des Censors Cato bei Liv. 39, 43 gegen L. Quinctius nicht richtig vor, indem er S. 955 schrieb: „Wenn in dem Fall, den Mommsen (Jur. Sch. III 551) zum Vergleich heranzieht (Liv. 39, 63), Cato den C. Quinctius aufforderte, sich gegen die Beschuldigung, vor Zeugen einen Mord begangen zu haben, durch eine sponsio zu verteidigen, so war es hier gleichgültig, wer vor Gericht zuerst sprach: es kam doch alles auf die Aussage der Zeugen an. Und ähnlich werden die meisten Fälle, wo Infamie gerichtlich deklariert wurde, gelegen haben. Hier dagegen kam es nicht auf die einfache Konstatierung eines Faktums, sondern auf die Konstatierung und juristische Beurteilung eines aus vielen Einzelheiten zusammengesetzten Tatsachenkomplexes an: da konnte es in der Tat verhängnisvoll werden, wenn Hortensius Argumente vorbrachte, die Cicero nicht hatte voraussehen können und gegen die dann eine Replik nicht möglich war".

Heinze stellt die Momente zusammen, die Hortensius wohl zu seiner Erwiderung verwendete. „Es mußte motiviert werden, warum Naevius erst jetzt das Verfahren in Gang brachte: Hortensius machte die Beschwerde des Naevius über die Rechtslosigkeit der letzten Jahre zur seinen" (68). Die Worte in § 68 beziehen sich auf das Jahr 83 bis zur Rückkehr des Quinctius aus Gallien. Die Unterlassung des Verfahrens im J. 82, da Naevius und Quinctius zusammen die Güter des geächteten Alfenus kauften, ist damit nicht erklärt. Cicero „gibt zu, daß nicht nur der populare Prätor Burrienus ungerechte Entscheidungen fällte, sondern es damals auch andere gab, die in frevelhafter Weise eine angemaßte Gewalt ausübten. Aber er behauptet einmal, daß eben dies ja die Freunde des *Quinctius* gewesen seien, und zweitens, daß die jetzigen Freunde des *Quinctius* durch rücksichtslose Ausnutzung ihres Einflusses das Recht zu beugen suchten". Hier ist *Quinctius* durch *Naevius* zu ersetzen. Cicero nötigt den Hortensius, „zunächst den Verdacht, als wolle er vor Gericht seinen politischen Einfluß geltend machen, von sich abzuweisen".

Heinze glaubt, daß Cicero dem P. Quinctius zum Siege verhalf und ungesäumt seine Rede abschriftlich verbreitete.

Gegen den Übermut der Sieger aufzutreten, sah sich Cicero im J. 80 genötigt beim Prozeß des Sex. Roscius. Des Angeklagten nahmen sich Mitglieder der höchsten Aristokratie an. Sein Hauptgegner war Chrysogonus, ein Freigelassener und Günstling Sullas; doch trat er nicht offen hervor und es bleibt unklar, wie der Ankläger Erucius dessen Interesse für die Verfolgung des Sex. Roscius begründete (§ 132). Heinze erzählt kurz den Handel

und setzt die politischen Umstände geschickt auseinander; etwas unvorsichtig ist er im Ausdruck. Cicero bleibt dabei, daß die Tötung des Vaters Roscius ein strafbarer Mord war und die spätere Einschmuggelung seines Namens in die Proskriptionsliste kein Recht schuf zur Wegnahme seiner Güter. „Denn wenn auch nur eine Möglichkeit vorhanden war, den Freispruch des Angeklagten hinzustellen als motiviert nicht durch seine erwiesene Unschuld, sondern durch sein Recht, den proskribierten Vater zu töten (es sollte etwa heißen: sondern durch die nachträgliche Ächtung des ermordeten Vaters), so blieb einerseits das Odium des Vatermordes auf Roscius lasten und alle weiteren Schritte zugunsten seiner Restitution wurden aufs äußerste gehemmt; und anderseits war die Gültigkeit der Proskription damit so gut wie zugegeben". Merkwürdig ist die Notiz: „Daß zwischen ihm und dem Vater eine Entfremdung bestand, bemüht sich auch Cicero vergebens zu widerlegen, und Roscius Capito hätte es im Zeugenverhör bestätigt". Obwohl Capitó dem Angeklagten drei Güter geraubt und mit dessen Vater in Feindschaft gelebt hat, soll sein Zeugnis glaubwürdig sein.

War Cicero in diesen zwei Reden gegen Übergriffe sullanischer Parteigänger aufgetreten, so bekämpfte er in der Rede pro Arretina muliere noch zu Lebzeiten Sullas vom juristischen, nicht politischen Standpunkt mit Erfolg ein Gesetz des Diktators, durch das er municipiis civitatem ademit, und legte damit einen Grund für seine Popularität in den Municipien.

Welche Stellung Cicero in den Parteikämpfen der Jahre 78—70 einnahm, wissen wir nicht sicher. Der Senatorenstand kompromittierte sich im Inneren durch die Bestechlichkeit der Richter, in den Provinzen durch Ausbeutung der Untertanen. Cicero wurde allmählich in die Interessen des Ritterstandes hineingezogen. Mit Cn. Pompejus scheint er noch nicht in persönlichen Beziehungen gestanden zu haben. Heinze erniedrigt den Cn. Pompejus S. 980 zu einem homo novus, indem er ihn mit Q. Pompejus verwechselt. Da Cicero nicht als Vertreter der Volkspartei eine politische Rolle spielen mochte, bewarb er sich 70 um die Ädilität, obwohl das Volkstribunat nach dem Gesetz des Cotta vom J. 75 den Weg zu den höheren Ämtern nicht mehr verschloß. „Von der Notwendigkeit einer sozialen Reform hat sich Cicero vermutlich damals so wenig wie später überzeugen lassen". Er sah wohl, daß die soziale Gefahr in erster Linie von der Sklaverei herrührte, und trat stets für eine menschliche Behandlung der Sklaven ein. Heinze erwähnt die Erschütterung Italiens durch den Sklavenkrieg mit keinem Wort. Die Proskriptionen und Kolonien Sullas begeisterten Cicero nicht für Reformen.

Die Anklage des Verres soll Cicero unternommen haben teils wegen der inständigen Bitten der Sikuler, teils um das Ansehen der römischen Gerichte im Ausland wieder zu heben; Heinze

hält diese Angabe für richtig. „Daß in Verres zugleich die extreme Nobilität getroffen wurde, konnte Cicero freilich von der Anklage nicht abhalten“. Schon im Vorgefecht mit Caecilius charakterisiert er den Prozeß als ein Ereignis von politischer Bedeutung. Er klagt das herrschende Regiment und die Gerichte der Korruption an. Dennoch will er nicht Wortführer der Volkspartei sein. In der Actio I stellt er sich niemals in Gegensatz zum Senat und deutet an, daß er an den Bestrebungen für eine Änderung der Gerichtsverfassung nicht beteiligt sei. Freilich trat er den Wünschen der Ritter nach Teilnahme an der richterlichen Gewalt auch nicht entgegen und durfte dies nicht tun im Interesse seines Prozesses; „in Wahrheit ist es weniger die ungünstige Stimmung der Geschworenen als die Empörung des durch die sizilischen Zeugenaussagen aufs höchste erbitterten Volkes gewesen, die dem Hortensius die Verteidigung aussichtslos erscheinen ließ“ Die Verrespartei rechnete darauf, im nächsten Jahr noch senatorische Gerichte zu haben, und wurde nur durch das ungewöhnliche Verfahren Ciceros verhindert, den Prozeß in dieses Jahr zu verschieben. Ein persönliches Moment spielte hier mit, indem Cicero in dem Verteidiger Hortensius seinen einzigen Nebenbuhler in der Redekunst überwand.

Wir wissen nicht, wie es kam, daß Cicero bald nach der Verurteilung des Verres den M. Fonteius in dem von den Galliern gegen ihn angestrengten Repetundenprozeß verteidigte, zumal da uns nur Stücke der Schlußrede bei der zweiten Actio erhalten sind. Cicero sprach im Anfang der Rede über den Unterschied zwischen Verres und Fonteius. Die Verteidigung des P. Oppius, der als Quästor in Bithynien vom Prokonsul M. Cotta entlassen und auf Grund eines von Cotta an den Senat gesandten Schreibens angeklagt war, quod de militum cibariis detraxisset et quod voluisset exercitum largiendo corrumpere, war zugleich ein Angriff auf den hochadeligen Cotta. Die Frage „Liegt vielleicht bei Quintilian eine Verwechselung mit der Cluentiana vor?“ darf man verneinen. Es war für den Ritterstand peinlich, wenn Oppius seinen Rang im Senat als Quaestorius verlor und unter die Ritter zurückversetzt wurde.

Vortrefflich und überzeugend ist, was Heinze über die Rede de imperio Cn. Pompei schreibt. Die bisher an dieser Rede geübte Kritik, zumal von Schanz und Neumann, ist verfehlt. Heinze macht drei Dinge klar: 1) Cicero war, wie die Mehrheit des Senates, mit dem Antrage des Manilius einverstanden; eine energische Führung des Krieges in Asien war notwendig und nur von Pompejus zu erwarten; ein positiver, Erfolg versprechender Gegenvorschlag lag nicht vor. 2) Nach seiner ehrenvollen Wahl zum Prätor konnte Cicero als der bedeutendste Redner unter den damaligen Beamten in dieser Sache dem Volke seine Meinung nicht vorenthalten, wenn er nicht als Gegner der Vorlage erscheinen

wollte. Wurde sie nur durch Cäesar vertreten, so war ihre Annahme ein Sieg der Volkspartei; Cicero empfiehlt sie hauptsächlich im Namen des Ritterstandes, der Geldaristokratie, nicht um die Gunst des Pompejus zu gewinnen, wie er denn richtig sagt, daß diese ihm weniger nützen könne, als die Mißgunst des hohen Adels, die er sich zuziehe, ihm schaden werde (§ 71). 3) Wenn Hortensius und Catulus, die Vertreter der strengen Optimaten, die den Staat als ihr Eigentum betrachteten, wirklich den Bestand der Republik durch Übertragung einer solchen Macht an Pompejus für gefährdet erklärten (nach Schanz), was unwahrscheinlich ist, so gebot Cicero die einfachste Vorsicht, den Liebling des Volkes nicht gegen die Unterschiebung hochverräterischer Absichten zu verteidigen. Die oligarchischen Staatshäupter fürchteten nur, Pompejus könnte mit einer Autorität aus Asien zurückkehren, die das Regiment der *pauci* erschüttere. Cicero vermeidet es geschickt, Fragen der inneren Politik zu streifen. Er ist nicht Redner der Volkspartei, sondern des populus universus mit Einschluß der Ritter und der Senatsmehrheit und wendet sich gegen die *pauci principes,* wie in den Verrinen. „Gegen diese Kaste wird denn auch hier mit größter Schärfe der Vorwurf erhoben, daß ihre in der Provinzialverwaltung betätigte Habsucht, Härte und Willkür größtenteils schuld sei an den auswärtigen Schwierigkeiten Roms, daß die socii unter ihrem Drucke seufzten, daß sie Rom bei den fremden Nationen verhaßt gemacht hätten; diese *vitia* anderer, von denen Pompejus frei ist, empfehlen ihn so gut wie seine eigene *virtus*".

Ferner trat Cicero während seiner Prätur in einer Contio auf, da ein Volkstribun vom Sohn des Diktators Sulla Ersatz der öffentlichen Gelder forderte, die sein Vater eingenommen und nicht restituiert hatte. Während die extremen Aristokraten die Verfolgung der Sache durch einen Senatsbeschluß niederschlagen wollten, war Cicero für eine gerichtliche Entscheidung, aber zu günstigerer Zeit, und die Richter lehnten dann eine Anklage ab, weil „der Stand des Angeklagten gegenüber einem Volkstribun als Ankläger zu ungünstig sei". Auch in der Rede für Cluentius tadelt er den L. Quinctius, weil er im J. 74 als Volkstribun das Volk in Contionen aufgehetzt hatte, und weist auf die Gefahr hin, die dieses agitatorische Treiben der Tribunen jedem Bürger bringen könne.

Gleichwohl sprach er am Ende des J. 66 in einer Contio, von den neuen Tribunen gedrängt, zugunsten des repetundarum angeklagten C. Manilius. Als dieser dann aber im J. 65 de maiestate angeklagt und verurteilt wurde, scheint er ihn nicht verteidigt zu haben.

Im J. 67 beantragte der Volkstribun C. Cornelius, ne quis nisi per populum legibus solveretur, während bisher die wenigen Mächtigen in schwachbesuchten Senatssitzungen solche Privilegien

dekretierten. Als ein Herold in einer Contio den Antrag verlesen sollte, verbot es ihm ein Tribun, und Cornelius verlas ihn nun selbst. Er war kein Demagog und ermäßigte seinen Antrag dahin, ne quis in senatu legibus solveretur, nisi ducenti affuissent. Gleichwohl verfolgten ihn die pauci mit ihrem Hasse, und nach der Verurteilung des Manilius wurde er wegen jener Verlesung seines Antrages de maiestate angeklagt. Cicero verteidigte ihn gemäß seiner Politik, den angemaßten Vorrechten der pauci entgegenzutreten. „Nach den Bruchstücken zu schließen, ist Cicero hier der Demokratie weiter entgegengekommen als jemals vorher oder nachher". Ausführlich sprach er hier über die hohe Bedeutung des Volkstribunats.

Im J. 64 hatte Cicero seine Bewerbung um das Konsulat durchzuführen. Aus dem von seinem Bruder für ihn verfaßten commentariolum petitionis läßt sich sein äußeres Verhältnis zu den politischen Parteien und Gruppen erkennen. Heinze hält diesen Brief für echt; er ist erst nach des Verfassers Tode publiziert worden. Cicero kandidiert nicht als Politiker, sondern als Patronus. Die Leute, die er vor Gericht verteidigt hat, ihre Freunde, Standesgenossen, Landsleute werden jetzt mit dem Stimmtäfelchen ihre Dankbarkeit bezeigen. Die Ritter sind für Cicero, dazu viele Municipien; wenig Verlaß ist auf die urbana multitudo, obwohl Cicero in letzter Zeit unter der Volkspartei große Sympathien gewonnen hat. Der Senat kann aus Ciceros bisherigem Leben versichert sein, daß er als Konsul dessen Autorität verteidigen werde. Die Nobiles soll Cicero versöhnen durch den berechtigten Hinweis, daß er es eigentlich immer mit den Optimaten (nicht nobiles) gehalten habe. „Nicht den leisesten Hinweis enthält der Brief darauf, daß hinter Catilina und Antonius, den adligen Mitbewerbern, einflußreichere Gegner standen: Caesar und Crassus". Auf diese wies Cicero in der kurz vor der Wahl im Senat gehaltenen Rede in toga candida ziemlich deutlich hin. Da Cicero nie zur Volkspartei gehört hatte, sondern zur gemäßigten Senatspartei, so ist es unrichtig, daß diese Rede einer öffentlichen Erklärung eines Kurswechsels, des Bruches mit der Volkspartei und des Anschlusses an die Konservativen, gleichzuachten war (John, Ferrero). Heinze glaubt nicht, daß der Adel so ernstlich für Ciceros Wahl zum Konsul eintrat, wie Sallust (Cat. 23) angibt, vielmehr daß die principes in ihrem Widerstande verharrten. Er schließt dies aus der zweiten Rede de lege agraria (§ 3—6), wo Cicero dem Volke die Schwierigkeit seiner Lage schildert, „da er bei der Nobilität auf keine Nachsicht bei Fehlgriffen, auf karges und unwilliges Lob bei Erfolgen, auf keinen ehrlichen Rat im Zweifel, auf keine Unterstützung in Fährnissen zu rechnen habe". Ich beziehe dies nicht auf die principes, die ihre Meinung offen zu sagen pflegten, sondern auf Antonius, Ciceros perfiden Kollegen, und auf die adeligen Anhänger des Antonius und Catilina.

In seinem Konsulatsjahr hat Cicero Caesars legale, Catilinas illegale Vorstöße zum Umsturz der bestehenden Ordnung mit Erfolg bekämpft. Wenn die extreme Nobilität in diesen Kämpfen an seine Seite trat, so war es Pflicht für ihn, diese Bundesgenossenschaft anzunehmen. Die concordia ordinum hergestellt zu haben, war sein größter Stolz. Seine Gesinnung den pauci gegenüber hat Cicero nicht geändert; daß er sie nicht mehr bekämpfte, lag daran, daß der gemeinsame Gegner, die Demokratie und Anarchie, jetzt gefährlicher war. Cicero war zeitlebens allem demokratischen Wesen abhold. Die gegenwärtig vorherrschende Meinung, er sei bis zum Jahre 64 Demokrat gewesen, dann aber plötzlich Aristokrat geworden, weil er der Unterstützung der Nobilität zu seiner Wahl als Konsul bedurfte, erweist sich nach Heinzes gründlichen Untersuchungen als nicht haltbar.

6) K. Busche, Zur IV. und V. Rede Ciceros gegen Verres und zur Rede pro Caecina. Leer in Ostfriesland, 1909. 44 S. 8. Sonder-Abdruck aus der Festschrift des Gymnasiums zu Leer anläßlich der Einweihung des neuen Schulgebäudes.

Diese „Abhandlung ist einer größeren Arbeit entnommen, die sich auf die Erklärung und Kritik sämtlicher Reden Ciceros erstreckt".

Verrine IV. § 5 wird hergestellt: et certe item *antiqua erat religione.* Das *item* bleibt unklar, und der folgende Satz (*ante hos deos erant arulae, quae cuivis religionem sacrarii significare possent*) macht diese Ergänzung unwahrscheinlich. — § 6. *non ablata ex urbibus sociorum atque amicorum quadridui causa per simulationem aedilitatis domum deinde . . . auferebant.* B. meint: „die Ädilität der supponierten Entleiher beruht nicht auf bloßer simulatio". Man muß verstehen: unter dem Vorgeben, daß sie ihrer Ädilität Glanz verleihen wollten. B. ändert: amicorum *populi Romani per* quadridui causam domum etc. — § 29 empfiehlt er: *istius tantam fuisse sagacitatem, ut eas per illum ipsum inspiceret.* Ich ziehe *tuam tantam . . . inspiceres* vor, da der ganze § 29 an Verres gerichtet ist und erst § 30 sich wieder an die *iudices* wendet. Gut ist die Bemerkung: „Es ist kein Grund vorhanden, das überlieferte *per* zu ändern; vielmehr zeigt sich die ironisch gerühmte sagacitas des Verres gerade darin, daß er den Vertrauensmann des Phylarchus aufzuspüren weiß und durch seine Hilfe den Schmuck in Augenschein nimmt". — § 48. Hic nolite exspectare, dum ego haec crimina *agam* ostiatim] Busche ersetzt *agam* durch *indagem.* Der folgende Accusativus cum inf. kann aber kaum von *crimina indagem* abhängen. — § 52. Quem concursum in oppido factum putatis, quem clamorem, quem porro fletum mulierum?] B. vermutet: *clamorem virorum.* Ich denke, daß auch Frauen beim Geschrei beteiligt waren; sie weinten nicht alle, nicht ununterbrochen. — § 54. testis Siculos negotiatores

RSH. Halm, Kayser, Peterson tilgen *negotiatores*; die geringeren Hss. bieten *negotiatoresque* „das Zeugnis der Sizilier und der Kaufleute". B. vermutet: testis Siculos *Siciliaeque* (oder *nostrosque*) negotiatores. Dadurch wird die Verbindung *testis . . . negotiatores* gestört. — § 81. Quam ob rem si suscipis domesticae laudis patrocinium] Diese Worte knüpfen enge an das Vorhergehende an; der Nachdruck fällt auf das Verb *suscipis*. B. empfiehlt: si *tu* suscipis. Mir scheint *tu* hier ebenso wenig passend, wie vorher bei *non praecerpo* ein *ego* wäre. — § 90 erklärt Busche: Das Geschick der Sikuler hat dir jetzt den C. Marcellus zum Richter gegeben, so daß wir dich durch die Richterpflicht eben des Mannes, an dessen Statue unter deiner Prätur die Sikuler gebunden wurden, hier (*istic* Madvig, Hss. *isti*) gebunden und gefesselt sehen (*videamus* Lambin, Hss. *dedamus*). — § 102. An minime mirum] Vgl. JB. 1909 S. 105. B. ändert: *Iam* minime mirum (vgl. V 48).

Verrine V. § 48. Primum video . . . deinde—id quod perspicio et quod ostendam. B. findet diese Worte erträglich. Mir scheint es unmöglich, nach *deinde* ein *video* zu ergänzen. — § 57. paucae et parvae et metu repressae silent. B. liest: paucae et parvae, *vi* et metu repressae, silent. Das ist klar und sehr ansprechend. Doch ist schon das erste *et* eigentlich unlogisch für „wenige Kleinstaaten". Ich verstehe deshalb: wenige Gemeinden schweigen, solche die klein und durch Furcht zurückgehalten sind. — § 89 vermutet B. *turris* (Hss. urbis) instar, 100 *nostrorum* hominum conventum, 123 innocentium cruciatus et maeror *parentum*, 162 qui numquam istam pestem *pro*viderat „der nie dieses Unheil, d. h. dieses schreckliche Ende, vorhergesehen hatte", 165 Cum haec omnia, quae polliceor, *cumulatius et prolixius* plana fecero „ausführlicher und reichlicher als es eigentlich erfordert wird". — B. untersucht das Verhältnis des Cod. Regius zum Vatikanischen Palimpsest und kommt zu dem Ergebnis, daß das Mißtrauen der neuesten Herausgeber gegen V nicht begründet sei. Er liest nach V: 82 animo tamen (R tamen animo), 84 quae *in* (om. R) Insula est, Syracusanum (R Syracusanorum) neminem; 94 tum (R cum) iste . . . hoc etiam maius *hoc* (om. R.) videbatur; 97 forum Syracusanum (R Syracusanorum); 98 in eo ipso portu loci ipsius [R portusque] natura; 115 superabit (R superavit); 117 sunt haec (R haec sunt) — nauarchus (R nauarchus homo) nobilissimae civitatis — usitatum *est* (om. R); 118 civium *Romanorum* (om. R) — ut tibi cibum vestitumque (R ut cibum tibi); 126 ad senatum*ne* (*ne* om. R); 127 totam denique (R totamque) Asiam; 130 exsanguia (V exangula, R exangium); 133 in crimen et *in* (om. R) invidiam.

In Catil. II 21: qui iam pridem premuntur, qui numquam emergunt. „Der natürliche und richtige Gegensatz zu *emergere* ist *deprimere*. Die Schiffe werden durch die eingedrungene

Wassermasse niedergedrückt, ebenso die Catilinarier durch die Schulden. Es ist darnach anzunehmen, daß nach *pridem* die Silbe *de* übersehen und so *deprimuntur* zu *premuntur* geworden ist" (S. 15). Der Gegensatz zu *emergo* ist an den von B. zitierten Stellen *depressus sum.* Statt *depressi sunt* setzte Cicero hier das mildere *premuntur.*

Pro Caecina. B. erörtert mehrere Stellen dieser Rede, ohne das Verständnis dieses verwickelten Handels zu fördern. Er will z. B. § 71 solet nonnumquam honesto ac probabili nomine *bono viro* iudici error obici ändern: *bono et vero* iudici. Wer sich aber so irreführen läßt, kann wohl ein *bonus vir* sein, ist aber kein bonus et verus iudex. — § 78 vermutet Busche: cuius tantum est ingenium, ita *probata* (Hss. promta) fides. Dies steht schon bei Clark im Texte. — B. hat den Palatinus 1525 (bei Clark *e*) zu dieser Rede verglichen und teilt seine Kollation S. 36—41 mit. Clark sagt über diesen Codex: „quem non ex ipso E, sed ex gemello quodam derivatum esse iudicavit C. Halm, cui ego assentior". Nach Busche ist e „aus einem Exemplar hervorgegangen, das nahe mit E verwandt, aber schon weit mehr durchkorrigiert war als E selbst". Beachtenswert scheint § 22 *clara voce* (für *voce clara*), § 41 *loquemur*, wie Kayser vermutete, für *loquamur.*

7) **H. Nohl, Zu Cicero in Verrem IV 43. Wochenschrift für klassische Philologie 1909 Sp. 726.**

Verres hat dem Ritter Cn. Calidius silberne Trinkhörner geraubt, behauptet aber, sie ihm abgekauft zu haben. Deshalb richtet Cicero die Frage an ihn: Wenn Calidius dir sein Silbergeschirr verkauft hatte, was hatte es dann für einen Sinn, daß er versicherte, er wolle es von dir zurückfordern? Tu porro posses facere, ut Cn. Calidio non redderes, praesertim cum is L. Sisenna, defensore tuo, tam familiariter uteretur et cum ceteris familiaribus Sisennae reddidisses? Während man bisher aus diesen Worten entnahm, Calidius habe nichts zurückerhalten, erklärt Nohl: tu posses facere heißt 'du hättest es fertig bringen können', ohne Frageform = facere non potuisti, also ist tu posses facere ut non redderes = facere non potuisti quin redderes 'du hast sicher zurückgegeben'. „Durch den Eid des Curidius ist erwiesen, daß Verres diesem sein Eigentum zurückgegeben hat; da Curidius nicht einflußreicher war als Calidius, so hat dieser es sicher auch zurück bekommen".

Dieser Schluß ist unsicher. Denn das Zeugnis des Curidius *ceterorum causam difficiliorem fecit*, weil Verres sah *praeda se de manibus amissa testimonium tamen effugere non posse.* Calidius hoffte, sein Eigentum zurückzuerhalten, wie *ceteri familiares Sisennae* es bekommen hatten, und verweigerte sein Zeugnis. Der Schlußsatz des Berichtes aber (§ 46) *iactat se iam dudum de*

Calidio; narrat omnibus emisse se macht den Eindruck, daß Verres dieses Silbergeschirr noch besitze. Vor *tu porro posses* ist aus dem Vorhergehenden *si emisses* zu denken, und *posses* steht für *potuisses*: wenn du es gekauft hättest, hättest du dabei beharren können, es ihm nicht zurückzugeben?

8) M. Tullii Ciceronis in C. Verrem orationes. Actio secunda — Liber V: De suppliciis. Texte latin publié avec une introduction, des notes, un appendice critique, historique et grammatical, des gravures d'après les monuments et deux cartes par Emile Thomas. Sixième tirage revu. Paris 1909, Librairie Hachette. 158 S. 16. geb. 1,20 *M.*

Die 5. Auflage dieser Ausgabe wurde JB. 1906 S. 210 erwähnt. S. 4 wurde der Name Philostrate zweimal berichtigt in Philodamus, einmal blieb er stehen. S. 156 wurde Laurands Buch zitiert. Der Text ist fehlerfrei (außer 120 *dicers*). Einige Lesarten sind zweifelhaft: 16 *Diocli* (R Dioclis), 57 *primum ut* (wo *ut* besser entfernt wird), 82 *Cleomeni Syracusani* (wo das *S* zu verdoppeln ist; vgl. 101, 112, 122); 117 *ut ne condemnaretur* (wo *ut* besser getilgt wird), 133 *possent* (für possint), 156 *omnibus illo conventu notus* (besser *omnibus in*).

9) Ciceros Reden gegen Catilina. Für Schüler erklärt von O. Drenckhahn. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 56 S. Text und 82 S. Erläuterungen. 8. geb. 1,40 *M.*

In den Einleitungen zu diesen Reden von Richter-Eberhard (6. Aufl. 1897) und Halm-Laubmann (14. Aufl. 1900) sind die neueren Hilfsmittel gewissenhaft verwertet. Drenckhahn weicht mehrfach von diesen Vorlagen ab, ohne ersichtliche Gründe. Von der ersten Verschwörung berichtet er, daß sie „ihren Mitgliedern vor allen Dingen völlige Tilgung oder wenigstens Verminderung ihrer Schulden (tabulae novae) versprach und sich deshalb schnell über alle Landschaften und Gemeinden Italiens verbreitete". Man tilge diese Worte als haltlose Annahme. — Die Wahl der Konsuln wurde im J. 63 nicht viel über die gewöhnliche Zeit verschoben. Als sie bevorstand, empfahl sich Catilina in seinem Hause den Wählern durch eine revolutionäre Rede. Darauf beschloß der Senat, *ne postero die comitia haberentur*. Am folgenden Tage verlangte Cicero im Senat von Catilina über seine Rede Auskunft. Diese erregte den Unwillen des Senates, *neque tamen satis severe pro rei indignitate decrevit* (pro Mur. 51). Nach Drenckhahn ist dies die Senatsverhandlung vom 21. Okt. und das senatus consultum ultimum. Nach der Sitzung *Catilina erupit e senatu triumphans gaudio*. Es scheint nicht glaublich, daß Catilina sich über den Senatsbeschluß, durch den Cicero diktatorische Macht erhielt, so freute, und daß Cicero ein noch severius decretum erwartet hatte. Nach Drenckhahn fand die Wahl am 28. Okt. statt. Dazu stimmt aber die Schilderung der Maßregeln Ciceros pro

Mur. 52 nicht; statt Truppen zu seinem Schutze aufzubieten, macht er durch einen Panzer die Bürger aufmerksam, daß er *in metu et periculo* sei und von ihnen *opem praesidiumque* begehre. Das senatus consultum ultimum wurde bei der Wahlverhandlung nach pro Mur. 53 in keiner Weise zu Ungunsten der Bewerbung Catilinas verwendet, d. h. es war noch nicht gefaßt worden.

Ein besonderer Abschnitt (S. 13—18) macht den Schüler in zweckmäßiger Weise mit den Staatseinrichtungen bekannt, den Standesunterschieden, den Ämtern, der Tätigkeit des Senates, den Comitia und Contiones. Statt „25 tribus" setze man S. 18 „35 Tribus".

Text. I 15 ist *desisti* durch *desistis* zu ersetzen, 33 *omnibus* durch *ominibus*, II 29 *nomine* durch *numine*; IV 3 soll es heißen: neque ille, *qui*. — II 12 simul atque ire in exilium iussus est, paruit, quievit] Statt des unpassenden *quievit* bieten die besten Handschriften *quid ut*. *Q* entstand aus O, *u* aus b, wie häufig, *i* aus e (für oe). Cicero schrieb: *paruit, oboediit*. — III 3 cum sceleris sui socios huiusce nefarii belli acerrimos duces Romae reliquisset, da er die Genossen seiner Frevelhaftigkeit als schneidige Führer . . . zurückgelassen hatte. Bei dieser Auffassung der Worte scheint mir *acerrimos duces* statt des bloßen *duces* unpassend. Die andern Ausgaben setzen nach *socios* ein Komma.

Da von Ciceros Reden die Catilinarien meist zuerst gelesen werden, sind die Erläuterungen reichlich, aber kurz und einfach. I 26 ad obsidendum stuprum . . . ad facinus obeundum] „*stuprum* hier: ein Liebchen; gleicher Anfang (Alliteration), belagern — begehren". Man setze: begehen. Was D. unter „ein Liebchen belagern" meint, ist mir nicht verständlich. § 27—32 „Dieser Teil ist erst später, bei der Herausgabe der Rede, hinzugefügt worden". Dies ist nicht wahrscheinlich. — 27 „*si* . . . *loquatur* ohne Nachsatz, der § 20 in anderer Form folgt". Man setze: § 29. Damit ist dem Schüler nicht geholfen. Man weise ihn an zu übersetzen: fortasse *sic* mecum patria loquatur. — II 4 ne vobis quidem. Wegen des unpassenden und kritisch unsicheren *quidem* vergleiche man JB. 1906 S. 219, wo ich *nequaquam vobis* vorschlug. — III 1 vestrûm] Vor *m* am Wortschluß ist jeder Vokal kurz. — 6 litteris „gemeint ist hier der kurze Brief § 12" und der in § 11. — 7 diligentiam] „Der Grund dieser Vorsicht war, daß Cicero auch die geringste Möglichkeit eines Vorwurfes, die Briefe seien gefälscht, zu vermeiden wünschte". — 11 leguntur eadem ratione . . . litterae] „auf dieselbe Weise eröffnet". Es gab nur eine Weise des Eröffnens, das *linum incidere* § 10. Das Öffnen ist doch nicht eine Weise des Lesens, und nur von diesem ist hier die Rede. Die Art des Öffnens und Lesens sind aber ganz gleichgiltig, dagegen ist der Inhalt des Briefes bedeutsam, und dieser kann nur durch die Worte *eadem ratione* angedeutet sein. — 11 impudentia, qua superabat omnes „er wollte, suchte zu

übertreffen". Diese Notiz ist nicht haltbar, auch unklar. Cicero meint, daß Lentulus bisher alle Redner an Unverschämtheit im Lügen übertroffen hatte. D. scheint zu sagen, daß Lentulus absichtlich unverschämt war, um so alle andern niederzukämpfen. 12 *ecquid tibi iam sit necesse* ist nicht erklärt und gibt keinen klaren Sinn (ob dir nun etwas notwendig sei); *ecquid* ist durch *quid* zu ersetzen (wozu du nun gezwungen bist, nämlich einen Krieg zu beginnen). — 17. „litterae suae Briefe an ihn". Vielmehr ist ein Brief von ihm an die Allobrogen zu verstehen. — 20. „in excelso auf einen hohen Punkt, d. h. Unterbau, Sockel". Cicero meint: in excelso loco urbis, ut *forum curiamque conspiceret.* — IV 18. „die arae Penatium, der Hausgötter des römischen Volkes, standen im Vestatempel am Forum". Cicero meint wohl das templum deum Penatium in der Velia.

10) Ciceros Philippische Reden I, II, III und VII. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Joseph Bach. Münster i. W. 1909, Aschendorffsche Buchhandlung. Textheft, XXVIII u. 104 S. kl. 8. geb. 0,90 *M.*

Die Einleitung bietet eine Zeittafel zu Ciceros Leben, eine Schilderung der politischen Ereignisse von der Schlacht bei Pharsalus bis auf Ciceros Tod, eine verständige Beurteilung der letzten Tätigkeit Ciceros und Dispositionen der vier Reden. — Der Text wurde mit großer Sorgfalt hergestellt; den Schluß bildet „Verzeichnis und Erklärung der Eigennamen". — I 3 unum] Sex. Clodius. Dieser wird S. 92 als ein Bruder des P. Clodius Pulcher bezeichnet; er war sein Schreiber, von niederem Stande, wohl Nachkomme eines Freigelassenen der Claudier. Während der Verbannung wurde er Rhetor (II 43). — I 18 leges Semproniae] Dies sind die Gesetze des C. Gracchus, nicht der beiden Brüder (S. 95). — I 20 ut iis res] Man setze: *ii.* — II 11 id domi tuae est] die Fulvia; ihre Tochter „Claudia verheiratete sich mit Caesar" (S. 95), nämlich mit Octavian (Suet. Aug. 62). — II 27 *auctoritatis* ist durch *auctoritas* zu ersetzen. — II 41 Q. Fufi, honestissimi equitis Romani] „Volkstribun im J. 61". Der hier gemeinte Q. Fufius ist tot. Jener Volkstribun Q. Fufius Calenus lebt noch und ist Senator, nicht Ritter. Er war 59 Prätor, dann Caesars Legat im Bürgerkrieg. Er verteidigte jetzt im Senat den Antonius (Phil. VIII 11), und Dio Cassius (46, 1—28) legt ihm die bekannte Schmähredе auf Cicero in den Mund. — II 50 *similis,* nicht *similes*! — II 93 septiens miliens 700 Mill. Sest.; S. 102 steht irrtümlich „140 Mill. Sest. = 112 Mill. Mk." statt „140 Mill. Mk." — II 101 vinulentiam entspricht nicht 68 vinolentus (bessere Lesung *violentus*). — II 105 Casino, Aquino, Interamna] Hier ist die Stadt am Einfluß des Casinus in den Liris zu verstehen, nicht die „Stadt in Umbrien" (S. 96). — II 110 heri quartum in Circo diem ludorum Romanorum fuisse] Cicero

gibt sich den Anschein, er halte diese Rede am 19. Sept. im Senat. Die Zirkusspiele fanden vom 15. bis 19. Sept. statt; die eigentlichen ludi Romani (Bühnenspiele) gingen vorher, den 4.—12. Sept. Am 13. Sept. war epulum Jovis, am 14. equorum probatio. Nach Bach S. 101 wurden die ludi Romani vom 15.—29. Sept. im circus Maximus gefeiert. — III 17. L. Philippus, Konsul 56, wird S. 99 fälschlich als Prätor im J. 44 (somit als Kollege seines Sohnes) bezeichnet. — VII 24 L. Visidio] Es ist wohl ein Vibidier, der aus Horaz (Sat. II 8) bekannte Freund des Mäcenas.

11) Otto Günther, De Ciceronis Philippicarum codice Jenensi recte aestimando. Dissertation. Jena 1909. 37 S. 8.

Die Universitätsbibliothek zu Jena erhielt 1675 von den Erben des Prof. I. A. Bosius eine Pergamenthandschrift, die auf 66 Quartblättern den Text der philippischen Reden in karolingischen Minuskeln bietet. Wernsdorf benutzte sie 1821 für seine Ausgabe dieser Reden; seither blieb sie unbeachtet.

Günther beschreibt diese Handschrift und erwähnt zunächst Eigentümlichkeiten in der Rechtschreibung und Abkürzungen. Die Buchstabenformen entsprechen am meisten denen des 12. Jahrhunderts. Dann handelt er über die Überlieferung der philippischen Reden, den Cod. Vaticanus V und die deteriores D, die auf eine alte Rezension der Kaiserzeit zurückgehen. Der Cod. Jenensis gehört zur Familie D; denn er hat mit ihr drei große Lücken gemeinsam (II, 93—96; V, 31—VI, 18; X, 8—10) und viele kleinere; er weicht mit D an vielen Stellen in der Wortfolge und zuweilen in einzelnen Varianten von V ab; er hat eine Anzahl Interpolationen in Übereinstimmung mit D.

G. führt die bedeutenderen Deteriores an und stellt fest, daß der Jenensis mit dem Bambergensis a aus dem 13. Jahrhundert die meiste Verwandtschaft hat. Sie weichen von den andern Handschriften ab durch gemeinsame Auslassungen, Änderungen der Wortfolge, Einschiebungen, Varianten. Doch hat der Jenensis Auslassungen, die a nicht hat, ebenso a Auslassungen wo im Jenensis nichts fehlt. Da also die Annahme, a sei aus dem Jenensis abgeschrieben, als unzulässig erscheint, so bleibt übrig, daß beide aus einer gemeinsamen Vorlage stammen. Da a kein großes Ansehen hat, so kommt auch dem Jenensis nur eine geringe Bedeutung zu; immerhin sollte er im kritischen Apparate an die Stelle von a treten, zumal er an manchen Stellen bessere Lesungen bietet. Große Ähnlichkeit mit beiden hat der Cod. Regius l im britischen Museum aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts, der Phil. I bis XIII 46 *cupiant* enthält. Günther nimmt einen gemeinsamen Ursprung dieser drei Handschriften an, in der Weise, daß l direkt aus dem gemeinsamen Archetypos stamme, die andern *per ambagem*.

Der beste Vertreter der D-Familie ist der Cod. Tegernseensis t; er bricht XIV 25 ab. Ihm zunächst steht l, an dessen Stelle von XIII 46 an der Jenensis und a treten. Es folgt der Cod. Vossianus in Leiden aus dem 10. Jahrhundert; er bricht XIII 29 ab und wird für den Schluß ersetzt durch den Oxoniensis, der aus ihm im 12. Jahrhundert vor seiner Verstümmelung abgeschrieben wurde. Günther gibt eine genaue Kollation des Jenensis von XIII 46 an und zeigt an einigen Beispielen, wie seine Lesungen bei der Wahl zwischen verschiedenen Varianten ins Gewicht fallen können.

12) Thomas Stangl, Pseudoasconiana. Textgestaltung und Sprache der anonymen Scholien zu Ciceros vier ersten Verrinen untersucht auf Grund der erstmals verwerteten ältesten Handschriften (= Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, herausgegeben von E. Drerup; II. Band, 4./5. Heft). Paderborn 1909, Ferdinand Schöningh. 202 S. gr. 8. 5,20 *M*. — Vgl. Émile Thomas, Revue critique 1909, Nr. 19, S. 364—366.

Das textkritische Rüstzeug zum echten und unechten Asconius bestand noch 1833 beim Erscheinen der Züricher Ausgabe von Orelli und Baiter in einer Varianten- und Konjekturensammlung aus den früheren Drucken. Seither haben Madvig, A. Kießling und R. Schöll (in der Ausgabe bei Weidmann 1875), Alb. C. Clark (in seiner Ausgabe 1907) und A. Giarratano über die Handschriften für den echten Asconius Klarheit geschaffen (vgl. JB. 1908 S. 282). 1416 fand Poggio in St. Gallen die alsbald wieder verschollene Urhandschrift C der zwei zeitlich und inhaltlich so weit voneinander abstehenden Kommentare; seine Abschrift P ist, wie Clark erkannte, in der Madrider Hs. X 81 erhalten. Eine andere Abschrift S von Sozomenus bietet der Codex Pistoriensis Forteguerri 37. Der Laurentianus LIV 5 enthält eine dritte Abschrift M, die Bartolomeo da Montepulciano durch einen Kalligraphen aus seinem Apographon anfertigen ließ, korrigierte und unterschrieb. Aus P stammen die jüngeren Hss. abgln; nach einer solchen wurde die editio princeps, Venedig 1477, angefertigt. So konnte Clark für den Text des Asconius die sekundären Quellen verlassen und auf die primären zurückgehen.

Die gleiche Arbeit leistet Stangl für den unechten Asconius, für dessen Text die handschriftlichen Grundlagen dieselben sind. Für P benutzte er eine zuverlässige Kollation von Paul Schmiedeberg; S und M hat er selbst verglichen. Auf dieser festen Grundlage bereitet er eine Ausgabe vor. Als Vorarbeit erschien hier eine kritische Erörterung der Vulgata v, des im Anschluß an die Editio princeps p und sieben andere Ausgaben festgestellten Züricher Textes, eine Beleuchtung der Sprache und des Stiles dieser Scholien, eine Widerlegung unbrauchbarer und Erhärtung brauchbarer Konjekturen. Wenn einst die Ausgabe des Pseudoasconius von Stangl vorliegt, bildet dann dieses Buch einen kriti-

schen und exegetischen Kommentar dazu. Es enthält viele Erörterungen über Eigentümlichkeiten des Spätlateins, und seine Brauchbarkeit wird durch ausführliche Indices gefördert. Als Hilfsmittel benutzte Stangl Wörterverzeichnisse zu den Bobienser Scholien (von P. Kellermann), Pseudoasconius (von K. Heck) und den Gronovscholien (von I. Weis) und ein Manuskript über die Klauseln und Rhythmen dieser Scholien von P. Schmiedeberg. Ich kann aus dem reichen Inhalt des Buches nur weniges herausheben, das mir für die Erklärung Ciceros am bedeutsamsten scheint.

Im Argumentum zur Divinatio (vgl. die Ausgabe von C. F. W. Müller S. 99) liest Stangl: *praetore* Sex. Peducaeo; accessit *eis*; domo Siculus, [*et*] quaestor Verris; etiam *sine inquisitione* crimina noverit Verris; facundia *et* innocentia; non de facto quaeritur *hic* coniectura, agitur *enim*; dicit enim Caecilius *actore* (P aut a, S auctore, M auctorē) se accusandum esse Verrem aut a se quoque. „Unzweifelhaft schrieb Poggio *aut a se* wegen des parallelen *aut a se quoque*. Er bedachte nicht, daß *se* ohne die Präposition ominōs als Akkusativ gefaßt werden könne".

In Caec. 1. Halm bemerkt: *in causis* in Privatprozessen, im Gegensatz der *iudicia publica*. Stangl stellt das Scholion dazu (nach Rau) so her: Causae etiam privatae sunt; iudicia (P *sed*, entstanden aus der Abkürzung *iud.*?) repetundarum, ambitus, maiestatis et cetera rei publicae causa constituta sunt. — 2. Das Scholion zu *causam defensionemque* lautet nach Stangl so: A causa seiungit quasi iuste defensionem, et mire defensionem esse vult, non accusationem „vom Rechtsfalle sondert er, scheinbar mit gutem Grunde, die Verteidigung ab. Und doch befremdet seine Behauptung, es sei . . ." — 11. cognitorem *dicit* (SM) modo familiarissimum defensorem. Das von Poggio bei modo 'hier' gesetzte Perfekt *dixit* wäre nicht unlogisch, wird aber von Ps.-Asc. gemieden. — Bei § 20 steht die Notiz: *Accedere* est proximum fieri, *aspirare* in eam partem, qua quidque situm (nach A. Gessner) est, vultum et ōculos et (nicht *ac*) spiritum oris advertere. Dem Sprachgebrauche des Ps.-Asc. ist im 3. Gliede des Polysyndetons nur *et* angemessen. — Zu 27 *commoda provinciarum* wird bemerkt: Hoc est causam p. R. (v *patriae*) suscipere et recepisse Siculorum (Hss. *singulorum*). Vom Inf. Präs. ging der Scholiast dem Rhythmus zuliebe zum Inf. Perf. über. — 30. Frumentum in cellam. Annonas praetoris dicit, quae in frumenti certo numero praebebantur ab Siculis: in quibus etc. Der Plural von annona bleibt schon wegen *in quibus* unerläßlich. — 48. *Alienum*. Um die Ableitung des Personennamens vom Flußnamen aufrecht zu erhalten, braucht man weder mit Aldus *Allienum* zu schreiben noch mit Danesius und Baiter *Alia*. — 50. „addatur" proprie, quasi invito et superbo, quod huiusmodi enim res 'additae' dicuntur.

Diese Definition für *additus*, aufgedrungen, ist vortrefflich. — 62 quamobrem, qui quaestor eius fueris, accuses] SM cum cui. Stangl tilgt cum und liest *cui quaestor fueris*, E. Thomas *eum cui quaestor fueris*. Die Auslassung des Nominativs *is* oder eines *quisquam* im nächsten Satz vor *qui quaestor fuisset* hat nichts Schroffes; dagegen die Ergänzung des Akkusativs *eum* kommt mir hier hart vor.

Im Argumentum zur Act. I (in der Ciceroausgabe von C. F. W. Müller S. 121) bieten S und M Z. 6 a Vibone transitum iam. Stangl liest: a Vibone *transiit. Iam.* Mir scheint, daß in *um iam* das Ziel der Fahrt stecke (*transiit Ostiam*?). — 122, 3 emendirt Stangl: *et expositio de Ciceronis consiliis iudicibus exhibetur quasi tractantis communiter* (mittels der Figur der communicatio, wie p. Quinct. 53, in Caec. 37), 122, 24 moram ac *tard*itatem; Z. 22 bietet C *possit* statt *poterit* (pv).

Act. I, 12 contra omnium instituta] Das Scholion hierzu lautet nach PM: *qui praetores urbani ante se fuerunt. Sunt autem instituta praetorum in decretis interponendis diiudicandisque causis.* — 16. in condicione atque pacto] An vier Stellen wird das nachklassische *placitum* (= pactum, pactio) hergestellt. — 20. loquebantur etc.] Non ex sua persona hoc dicit Tullius, nam esset offensum. Stangl ergänzt: offensum *iudicium*. — 23. Durch einen Fehler Poggios fiel der Anfang eines Scholions aus: Cum ipse praeturam petisset] Ostendit Verrem non gratis factum fuisse praetorem urbanum. — *Et proximis consularibus comitiis*] *Criminatur Metellum praetorem urbanum* et alterum Metellum, praetorem Siciliae, pecunia Verris similiter meruisse praeturam. — 26. corruptarum a se tribuum] Metellus ließ die Bestechung zu seinen Gunsten geschehen, d. h. er bestach die Tribus mit dem Gelde des Verres. Die Änderung *pro se* scheint nicht nötig (S. 33). — 38. Der zweite Satz des Scholions zu *Lis aestimata sit* wird emendiert: Duae poenae enim consequebantur damnationem: pecuniaria, in qua vel simpli vel dupli vel quadrupli ratio ducebatur, altera exilii. — 47 non gratia] *Non* vult amicum videri Hortensii Verrem, sed tantummodo praedae *partitione* sociatum. — 55 *ubi id interrogando*] C bietet im Lemma hiezu *ut ubi*, entstanden aus *id ubi*. In alten Hss. steht oft *illut*, *aliquit*, *aput*, *it*. Die Schreibung *it* führte dann zu *ut*, *et*, *ita*. — 56. quadringenties sestertium] Im Scholion hiezu liest Stangl nach Madvig: quamvis sestertium ⟨quadringenties repetitum est, tamen sestertium⟩ septingenties (C *septuagies*, pvgn *septua*gesies) tantum dupli nomine exigi iussus est (sc. Verres).

Im Argumentum zu actio II, 1 (bei C. F. W. Müller S. 140) schreibt Stangl: contra *reum* (C *eum*); *expromitur* (C *exprimitur*); sic *ficta* (C *facta*) est; sumitur hinc etiam (v etiam hinc) defensio. Omnis enim *et* confirmatio ab attributis ⟨personae et *ab attributis*⟩ negotio sumi solet . . . *negotii* in ipso crimine . . . dat *illi*

(P *ibi*) sortitionem . . , Capita autem *quattuor* (C *quae*) ipse Tullius fecit dividendo totam accusationem in *ea quae admiserat Verres in quaestura*, in legatione vicem*que* quaesturae, tertio in praetura urbana, *postremo in praetura Siciliensi*. . . . Siciliensis *denique* . . . ante acta *ad unum* omnia. — § 15 quo in numero e vobis complures fuerunt] Nach Lodoicus wird gelesen: Alia enim sortitione nunc sedent, *alia in* (Hss. *illa*) divinatione constituendi accusatoris *olim* fuit (Hss. *alia fuit*). — 25 quod mihi lex mea causa *det*. C. F. W. Müller und Peterson ersetzten *det* durch *dedit*. Stangl nimmt nun an, daß *dedit* im Scholion aus *det. Dicit* entstanden sei (det. Dicit de commodo proprio *licere* unicuique detrahere). — 34. Stangl liest im Cicerotext: Quaestor Cn. Papirio consuli fuisti. — § 69 hat der Scholiast Ciceros Worte mißverstanden, und Stangl scheint dies nicht klar erkannt zu haben. Die Lampsacener hatten gegen die römische Herrschaft gefehlt, indem sie einen Liktor des Legaten Verres erschlugen. Da sie hierauf diesen selbst in seinem Quartier bedrohten, wurden sie von römischen Bürgern gewarnt: *levius* (d. h. minus grave) *eorum peccatum* (die Tötung des Liktors) *fore, si homini scelerato pepercissent, quam si legato non pepercissent*, d. h. sie sollten ihr *peccatum* nicht durch die Ermordung eines Legaten verschlimmern, wenn dieser auch ein *homo sceleratus* sei. Nach dem Scholiasten meinten die Mahner, den homo sceleratus Verres zu schonen, sei ein *peccatum*, jedoch ein leichteres als einen Legaten zu töten. Er bemerkt: Magna vi oratoria etiam parcere peccatum dicebant, inquit (nämlich Cicero), quia Verri parcebatur, sed tamen leve, quia legato. Stangl S. 142 setzt als Lemma an: Leve eorum peccatum (nach C). Nach *parcere* hat M einen Punkt. Daher liest Stangl: Magna vi oratoria *ut* etiam 'parcere'. Dann fährt er fort: 'Parcebatur' (wohl verschrieben statt *peccatum*) dicebant, inquit, quia Verri parcebatur, sed tamen 'leve' quia legato. Der kritisierende Ausdruck *magna vi* oratoria bezieht sich „auf das Gehässige, das im Lemmawort peccatum lag". Das Scholion irrt, scheint mir aber im Wortlaut nicht einen „offenkundigen Fehler" zu enthalten. — 92. *quo modo DC . . . quadrarint*] Die Notiz: „Ubi enim ratio sine fraude est, difficile est quadringenta quadrare et solidare vel solida fieri, quin aut minus aut plus aliquid reperiatur" enthält zwei Fehler. Es muß *solidari* (nach Danesius und Stangl) und *sescenta* heißen. Es ist schwierig, über eine Vermögensverwaltung getreue Rechnung zu führen, so daß ein Restbetrag von genau 600000 Sesterzen eintrifft; es ist ein höchst seltener Zufall, wenn (wie schon in § 36) nicht einige Sesterzen mehr oder weniger bleiben. Stangl möchte schreiben: *quadringentis detractis sexcenta*. Aber einmal fehlt hier *ex deciens*; sodann ergibt eine Million minus 400000 genau 600000; das ist doch nicht *difficile*. — 98. Als Verres von seiner Quästur in Asien zurückkam, lieferte er seine Rechnung nicht *more quaestorum* an

das Arar ab; impetrat a senatu, ut dies sibi prorogaretur. Denn so wurde verfahren (d. h. die Rechnung wurde abgegeben), sobald ein Quästor aus seiner Provinz heimkam: Sic enim fiebat, *ut* (C) de provinciis quaestores redissent. Der Konjunktiv nach *ut* bezeichnet die wiederholte Handlung. Stangl erklärt: „Dann erst geschah das allemal, wann". Dieses „dann erst" scheint mir nicht sachgemäß. — 98. Solus est hic, qui numquam rationes ad aerarium referat. Das Scholion erklärt: quia nec superioris quaesturae . . . rationes ex usu ad aerarium rettulisset, weil Verres auch über seine erste Quästur keine brauchbare Rechnung abgeliefert hatte (wie der folgende Satz ausführt). Stangl glaubt, daß *ex usu* "dem Brauche gemäß" bedeuten müßte und sprachlich hochbedenklich sei. Da C dafür *usus* bietet, schlägt er vor: visus est ad aerarium rettulisse. — Gut ist das Scholion zu 113 bona fortunasque: Bona *sunt* (hergestellt aus *bonas* S) in ipsis possessionibus, fortunae in fructibus earum. — 129 *advocationes fiunt*] Statt v *vel uti consulantur* stellt Stangl *vel ut consultentur* her. Ebenso liest er Tac. Hist. 2, 91 *consultarentur* statt *consulerentur* (Med. consularentur). — 143 ist bei Cicero mit Peterson zu lesen: *Corriguntur leges censoriae. Quid enim? Video* etc. (S. 166).

Actio II, 2. Im Argumentum liest Stangl: *sic* de iure Siculorum *universo. In quo* (SM, von Poggio getilgt) frustra quidam Ciceronem reprehendunt. — § 24. e Chelidonis sinu] Alludit ad nomen, quod hirundo, quam chelidona Graeci vocant, veris, id est temporis veris, sit amica. "Vielleicht ist das erste *veris* in PM Zusatz und einfach *item temporis verni sit amica* zu lesen". Vielmehr ist das zweite *veris* durch *Veneris* zu ersetzen: S *ueuerris*, M *ueueris*). Der Frühling, da die Gewächse blühen und die Tiere ihre Brunstzeit haben, heißt hier die Zeit der Liebesgöttin (der Paarung). — 25. Volcatium] Die Schreibung Volcacius wurde 1878 von Bücheler Rh. Mus. 33, 492 verteidigt. Clarks Harleianus bestätigte sie, jetzt auch der Sangallensis bei Asconius.

13) Th. Stangl, Bobiensia. Neue Beiträge zu den Bobienser Ciceroscholien. Rheinisches Museum für Philologie, Neue Folge, Band LXV. 1910. S. 88—120, 249—269, 420—440.

Mit einer eminenten Kenntnis des Sprachgebrauches des klassischen und des späteren Lateins und der einschlägigen Schriften aus neuerer und neuester Zeit ausgerüstet, erörtert Stangl viele Stellen der Scholien zu den Reden für Flaccus, cum populo gratias egit, für Plancius, Milo, Sestius, Archias, Sulla.

Verr. 2, 19 empfiehlt er mit Peterson: Messana litteras Halaesum mittit . . . Halaesinus ad se Dio continuo veniret, ohne *ut* (S. 96), wie Verr. 4, 41. — Im Argumentum zur Rede für

Planci us (bei C. F. W. Müller S. 202) wird hergestellt: qui sibi conciliassent *sodales* (S. 258). — Pro Mil § 8 ist mit den Scholien zu lesen: *At*que (Hss. zu Cicero *itaque*) hoc, iudices (S. 260). — Phil. 2, 21 ist nach dem Scholienpalimpsest herzustellen: *in*spectante (Hss. zu Cicero *spectante*) populo Romano (S. 262). Vgl. Phil. 3, 12.

Pro Archia 28 gibt Müller: Quibus auditis . . . hunc ad perficiendum *adhortatus sum* (so Hs. E). Die Klausel ist arhythmisch. Als Varianten verzeichnet er: adortavi G, hortavi P, adoravi S. Recht haben Klotz, Baiter, Kayser, Emil Thomas mit ad perficiendum *adornavi* (⏑ ‿ ⏑ ⏑ ‿): das sieht man aus der Geschichte des Wortes im Thes. l. L. I 818, 34—60 (adornō = apparo, praeparo). Dem Verfasser des Kommentars lag gewiß adornavi vor; das zeigt die Erklärung: verbum 'adoravi' significat 'cohortatus sum'.

Pro Sullá 21 liest Stangl: An tum in tanto imperio, *tanta* (nicht tantaque) potestate non *dices* (Var. dicis) me fuisse regem, nunc privatum regnare *dices* (Hss. dicis).

Am Schlusse bemerkt Stangl: „Vorstehende Abhandlung, deren letzter Teil zwei Jahre nach der Niederschrift gedruckt wurde, könnte heute beträchtlich vermehrt werden. Den Stoff böte teils die Nachprüfung wichtiger Stellen der Mailänder Blätter, die auf mein Ersuchen Remigio Sabbadini vornahm, teils das von mir während der Osterferien 1910 durchgearbeitete Faksimile der Vatikanischen Blätter. Aber die Unzulänglichkeit der Teubneriana und die Notwendigkeit einer neuen Ausgabe dürfte schon jetzt für jeden unbefangenen Beurteiler feststehen."

Burgdorf bei Bern. Franz Luterbacher.

6.

Tacitus.

Über das Jahr 1909/10.

I. Ausgaben und Übersetzungen.

1) P. Cornelius Tacitus Germania herausgegeben von Oskar Altenburg. Text. Mit einer Karte. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. VI u. 52 S. geb. 0,60 *M*.

Diese Schülerausgabe hat U. Zernial JB. XXIX 257 ausführlich besprochen. Die zweite Auflage bringt, von einigen äußerlichen Änderungen abgesehen, insofern eine Neuerung, als den beiden Namensverzeichnissen, deren zweites über den Rahmen der Germania hinausreicht, die an jeden einzelnen Namen sich knüpfenden Tatsächen in Kürze hinzugefügt worden sind, um so dem Schüler dieses 'Hilfsmittel des Selbststudiums' bequemer und einladender zu machen. Aber nicht alle Angaben, die wir hier finden, sind richtig. Der Altar des Drusus stand nicht im Chattenlande (S. 29); auch Aliso hat nöch niemand im Gebiet dieses Stammes gesucht (S. 44); nicht Caecina, sondern Germanicus war der Führer auf dem Zuge gegen die Marsen (Ann. I 50) und bei dem Einfall ins Chattenland I 56 (S. 45), und Mallovendus war ein Häuptling der Marsen, nicht der Chatten (S. 48). Catualda war kein Gotone, sondern ein von Märbod vertriebener Markomane, der bei den Gotonen Aufnahme gefunden hatte; Cassius Chaerea war nicht Soldat in Germanicus' Heer, sondern Centurio; auch gehörte er nicht zu den Rädelsführern der Meuterei; vielmehr bahnte er sich durch die ihn verfolgenden Meuterer mit dem Schwerte einen Weg; Varus erschien im Traume dem Caecina, nicht dem Germanicus. Die Ann. I 69 genannte Rheinbrücke war bei Vetera, nicht bei Köln (S. 39); Marbod lebte, nachdem er in Ravenna angesiedelt worden war, noch 18, nicht 22 Jahre. Daß der Sohn des Arminius in Ravenna geboren sei, ist nicht überliefert; wir wissen nur, daß er dort erzogen worden ist. Domitian ist nicht 95, sondern 96 ermordet. Unrichtig ist auch die Angabe S. 41, Germanicus sei vor den meuterischen Legionen mit Frau und Kindern zu den Trevirern

geflüchtet. Mißverstanden ist Ann. I 60 *equitem Pedo praefectus finibus Frisiorum ducit*, als wäre Reiterei gegen die Friesen geschickt worden (S. 30), und *ad munitiones viarum et fluminum* I 56 'zum Schutze der Wege und Flußübergänge' (S. 44). Auf einem Druckfehler beruht augenscheinlich die Angabe S. 41, daß Trajan von Nero adoptiert worden sei.

2) Tacitus Annalen deutsch von August Horneffer. 4 Bändchen. 613 S. Leipzig 1909, Werner Klinkhardt (Antike Kultur Band V—VIII).

Der Übersetzung der Germania (JB. XXXV 262) ist die der Annalen rasch gefolgt. Im ganzen ist auch dieser Teil des Unternehmens wohl gelungen und dem Programm entsprechend durchgeführt, die Übertragung treffend und erschöpfend, die Ausdrucksweise angemessen und ungekünstelt. Ich gebe eine Probe aus I 13: Augustus hatte sich nämlich in seinen letzten Gesprächen über die Frage geäußert, wer das Amt eines Princeps wohl ausfüllen könnte, aber ablehnen würde, wer es dagegen nicht ausfüllen könnte, aber annehmen würde, und endlich wer sowohl Kraft als auch Neigung genug dazu haben würde. „M. Lepidus (schreibe M.' Lepidus)", hatte er gemeint, „könnte es, will aber nicht; Gallus Asinius möchte, ist aber unfähig; L. Arruntius hätte die Fähigkeit und wird, wenn die Verhältnisse es so fügen, auch zugreifen". Viele Seiten der Übersetzung, der Nipperdeys Ausgabe, jedoch eine ältere Auflage, zu Grunde zu liegen scheint, liest man ohne anzustoßen; auch findet man hier und da ein lumen orationis treffend wiedergegeben, z. B. die Alliteration *paenitentiam . . . perniciem* I 58 'falls diesem die Reue lieber ist als der Ruin'. Andererseits ist die Zahl der Fehler und Ungenauigkeiten nicht gering. In der Auswahl der Beispiele beschränke ich mich auf das erste Buch. Der I 23 genannte Centurio heißt Julius Clemens, nicht Clemens Junius; der Plural *Neronibus et Drusis* 28 bezeichnet die kaiserliche Familie, nicht zwei einzelne Personen, wie man aus der Übersetzung 'statt Nero und Drusus' schließen müßte; *fretum Siculum* 53 ist nicht der Sizilische 'Meerbusen'; 61 *hic cecidisse legatos* 'wo die Legionen in den Staub gesunken' schreibe Legaten statt Legionen. Livia heißt 10 *gravis in rem publicam mater*, bei Horneffer unrichtig 'die böse Landesmutter'. Denn Livia wird hier als Mutter des Tiberius *mater* genannt: indem sie diesem zum Throne verhalf, wurde ihre mütterliche Fürsorge dem Staate verderblich. Andererseits wäre 14, wo H. übersetzt: einige stellten den Antrag, sie müßte den Titel '*Parens*', andere: den Titel '*Mater patriae*' erhalten, der Genauigkeit wegen '*Parens*' in '*Parens patriae*' zu ändern. *Constat* 13 ist nicht 'bekanntlich', sondern stellt die einstimmig bezeugte Tatsache fest. *Discordare* 16 bezeichnet nicht die Neigung zu 'Händeln', sonderu zum Ungehorsam. Die Worte *quod municipii*

instar erat 20 deuten auf die Größe der Ansiedelung, nicht darauf, daß sie 'die Rechte einer römischen Provinzialstadt hatte'. 22 ist *a Germanico exercitu* falsch übersetzt 'von Germanicus' Heer'. *Disiectis* etc. 23: nicht: Vibulenus drängte die Leute, auf deren Schultern er stand, auseinander, sondern die treu gebliebenen Kameraden taten dies. *Quasi per officium* 24 'wie (nicht 'wohl') um ihn pflichtgemäß zu begrüßen.' Ebd. *insignibus fulgentes* nicht 'mit glänzenden Feldzeichen', sondern 'glänzend mit ihren Abzeichen'. 28 *et si alii bonis artibus grati in vulgus* 'und wer sonst noch wegen seiner guten Eigenschaften bei den Leuten beliebt war', nicht 'und wer sonst noch geschickt und bei den Leuten beliebt war'.

Ausgefallen sind in der Übersetzung die Worte *in rem publicam* 8 ('zur Unterjochung des Staates'), *ceteris* 9, *tum* 24: 'die ⟨damals⟩ die kaiserliche Leibwache bildete'. In die Worte 'wenn ihre Augen über die versammelte Menge hinschweifen' 25 ist 'rückwärts' einzuschieben, damit *rettulerant,* worüber Nipperdey zu vergleichen ist, zu seinem Recht komme.

Ungenauigkeiten: *geminatis consulatibus extulit* 3 'erhob zweimal zum Konsul' (vergl. Nipperdey). Ebd. ist *flagitium* nicht 'Verbrechen', sondern ein Verhalten, das ihn schändete. *Prima ab infantia* 4 'von der Wiege an'; genauer: 'von frühester Kindheit an.' Tiberius kam erst als vierjähriger, vielleicht erst als neunjähriger Knabe in das Haus des Augustus. *Firmatus animo* 6 ist nicht 'beherzt' (denn *firmatus* ist kein Adjektiv), sondern 'ermutigt', nämlich von seinen Auftraggebern. *Per uxorium ambitum* 7 'durch Weiberehrgeiz'; richtiger 'durch die Umtriebe einer Gattin'. 14 ist *nominare* offenbar nicht dasselbe wie 15 *commendare*; man darf also nicht dieses mit 'in Vorschlag bringen' übersetzen, nachdem man jenes mit 'vorschlagen' wiedergegeben hat. Über das Perfekt *acceperint* 17 vergl. Nipperdey; H. setzt das Präsens 'bekommen'. *Rerum capitalium damnati* 21 sind nicht 'zum Tode Verurteilte', *adversum aspernantis* 23 heißt nicht 'gegen Widersetzliche', sondern 'als sie (die zwei kampfbereiten Legionen) die Bitten zurückwiesen'. *Robora Germanorum* 24 'der Kern der Germanentruppe'; richtiger 'die aus Germanen bestehende Kerntruppe'. *Pavebant terrebantque* 25 'ihre Stimmung schwankte zwischen Angst und Entrüstung'; hier ist *terrebant* nicht gut wiedergegeben. Besser 29 *nihil in vulgo modicum*; *terrere, ni paveant* 'das Volk kenne kein Maß. Wenn es nicht zittere, mache es andere zittern'; nur würde ich 'Menge' statt 'Volk' sagen. 37 'der bereits wieder zur Ubierstadt zurückgekehrt wär' ist gesagt, als ob Tacitus *ad* (nicht *apud*) *aram Ubiorum* geschrieben hätte. 41 'weil er, um die Liebe der Soldaten zu gewinnen, an den Füßen meist die *caligae* trug', ungenau, weil das Passiv *induebatur*, wodurch die Mutter als diejenige Person bezeichnet wird, die den Knaben so kleidete, um ihn bei den

Soldaten beliebt zu machen, unberücksichtigt geblieben ist. *Coloniae novae* 59 sind nicht 'neue Kolonien' (vergl. Nipperdey), sondern Kolonien, deren es bisher in Deutschland noch keine gab. Die *porta decumana* 66 würde ich nicht als das 'Haupttor' des Lagers bezeichnen.

Hier und da ist der Ausdruck mißlungen: *Caesis* 10 'nach der Ermordung'. Dieses Wort paßt nicht auf den Tod durch Feindeshand, der doch durch *caesis* ebenso gut bezeichnet werden soll wie der Tod durch Meuchelmord; also etwa 'nach dem gewaltsamen Ende'. Ebd.: 'ob eine schwangere Frau vor ihrer Entbindung eine gültige Ehe eingehen könne'. Hier sind die Worte 'vor ihrer Entbindung' zu streichen. Noch besser freilich wäre eine wörtliche Übersetzung, zumal da Tacitus hier, wie es scheint, die Worte genau wiedergibt, mit denen Augustus in seiner Anfrage an die pontifices den Begriff der Schwangerschaft umschrieben hat. Statt 'beherberge' für *retineret* 12 wäre vielleicht 'bewahre' besser, und statt 'als' nach 'zogen es vor' 75 (*praeposuere*) 'anstatt'.

Angezeigt von E. Wolff, WS. f. kl. Phil. 1910 S 627. Wolffs Anzeige enthält eine lange Reihe von Verbesserungsvorschlägen zu der Übersetzung der Bücher 14—16. Es wäre schade, wenn diese wohl überlegten und außerordentlich treffenden Bemerkungen nicht dereinst dem Hornefferschen Unternehmen oder einem andern Übersetzungswerk zu gute kommen sollten.

3) Auch Horneffers Übersetzung der Germania (JB. XXXV 262) hat Wolff WS. f. kl. Phil. 1909 S. 1421 besprochen. Hier gibt er ebenfalls einige treffende Berichtigungen: er übersetzt *infra Ventidium* 37 richtig 'zu eines Ventidius Füßen' und weist darauf hin, daß die beiden Begriffe *arte ac tempore* 43, die Horneffer unrichtig mit 'künstlich duch lange Übung' wiedergibt, durch das Folgende näher erläutert werden. *Tempore* ist somit 'durch klug gewählte Zeit'. — Dieselbe Übersetzung der Germania bespricht W. Nestle DLZ. 1910 S. 608 ('liest sich sehr glatt').

Von Loiseaus Tacitusübersetzung (s. JB. XXXI 295) ist 1908 Tome II, umfassend die Historien und die kleinen Schriften, in Paris bei Garnier frères erschienen. Über den ersten Band hatte Bardt in der Berl. phil. WS. 1905 Sp. 1531 geschrieben: 'Für uns liegt wohl bei aller Achtung vor dem würdigen Streben eines Greises keine Veranlassung vor, von dem Buche weiter Notiz zu nehmen'. Diese Worte wiederholt er jetzt in derselben WS. 1909 Sp. 1505.

Ramsays Übersetzung der Annalen (s. JB. XXX 317) ist 1909 durch Erscheinen des zweiten Teils (Buch XI—XVI) vollständig geworden. E. Harrison, Class. Rev. 1910 S. 19, urteilt, daß dieser zweite Teil noch besser sei als der erste.

Die Münchener Zeitschrift 'Die Lese' (literarische Zeitung

für das deutsche Volk, herausgegeben von Theodor Etzel und Georg Muschner) 1910, No. 1 enthält den Beginn einer zum Nachdruck erworbenen im C. H. Beckschen Verlag in München erschienenen Übersetzung der Germania von Will Vesper. Sie ist, wie es scheint, nicht übel gelungen.

4) Ferd. Hoffmann, Erläuterungen zu Tacitus Germania (Wilh. Königs Erläuterungen zu den Klassikern, 156/57. Bändchen). Leipzig, Herm. Beyer. 112 S. 0,80 *M.*

Den Hauptteil dieses für den Gebrauch der Schüler bestimmten Hilfsmittels bilden 'sprachliche und sachliche Erläuterungen', denen eine Einleitung und eine Übersicht über den Gedankengang der Schrift angefügt sind. Eine Hauptquelle der Erläuterungen ist Zernials Kommentar, aus dem manche Partien wörtlich entlehnt sind; die sprachlichen Erklärungen sind sehr dürftig. In der Einleitung finden wir die Angabe, daß Tacitus im J. 96 Konsul gewesen sei; sein Prokonsulat wird verschwiegen. Zu der Ansicht des Tacitus, daß die Germanen Autochthonen seien (c. 2) wird bemerkt: 'Die Wissenschaft der Sprachvergleichung hat diese Behauptung als irrig erwiesen und gelehrt, daß die Germanen zu der großen indogermanischen Völkerfamilie gehören und mithin auf dem Landwege aus Asien nach dem Norden Europas ausgewandert sind'. Die verkehrte Notiz zu der Erwähnung des Drusus c. 34, daß 'Drusus die *moles* oder den *agger Drusi* bei Cleve zur Regulierung der Rheinausflüsse entfernt habe', beruht auf einer Flüchtigkeit bei der Verwertung der Zernialschen Note. Im allgemeinen aber sind die Erläuterungen wohl geeignet, den Inhalt der Germania den Schülern näher zu bringen. Der Druck ist korrekt; nur ist S. 84 Sueven statt Slaven zu lesen.

Auf wen geht *deo* 2, 14? Es gibt drei Auffassungen: nach der ersten ist Tuisto, nach der zweiten Mannus, nach der dritten ein beliebiger Gott gemeint. Kritz und Wolff vertreten die zweite Auffassung, der auch Hoffmann vor der dritten den Vorzug gibt; Joh. Müller, Zernial und Seiler folgen der dritten, die übrigen der ersten. Dem Zusammenhange entspricht m. E. allein die Beziehung auf Tuisto, den einzigen, den Tacitus vorher ausdrücklich als Gott bezeichnet hat, zumal wenn man der von mir WS. f. kl. Phil. 1903 No. 10 empfohlenen, von Wolff gebilligten Lesung folgt: *Tuistonem deum terra editum. Ei filium Mannum, originem gentis conditoremque, Manno tris filios adsignant*, einer Lesung, die ich übrigens schon in Holders Ausgabe (Freiburg und Tübingen 1882) finde. Müllenhoff hat recht, wenn er zwischen Mannus, 'dem ersten Menschen', und seinem Vater, dem Gotte Tuisto, eine scharfe Grenzlinie zieht.

Die gewöhnliche Erklärung von *hand perinde* 5,9 'nicht sonderlich' ist durch bekannte Parallelstellen sicher gestellt. Die andere Deutung 'nicht gleichmäßig', d. h. die einen mehr, die

andern weniger, die Hoffmann, wie Tücking, neben die übliche stellt, hat keine Berechtigung. Ebenso steht es mit *corpore infames* 12, 3, für dessen Auffassung Ann. I 73 eine sichere Unterlage bietet. Die von Hoffmann bevorzugte Deutung 'die sich selbst verstümmelt haben, um sich der Heeresfolge zu entziehen' ist zu verwerfen.

Ich füge hier noch drei Stellen an, über die Hoffmann sich nicht äußert, während bei Zernial Text und Kommentar einer Berichtigung bedürfen. 24, 4 interpungiert Z. so: *non in quaestum tamen aut mercedem, quamvis audacis lasciviae pretium est voluptas spectantium* und erklärt: 'es müßte denn das Vergnügen der Zuschauer der Lohn des kühnen Mutwillens sein'. Hier hat Z. den Sinn von *quamvis* verkannt. Es ist nicht eine Satzbestimmung, sondern qualifiziert ausschließlich das folgende Adjektiv in dem Sinne von 'wenn auch noch so' (minder richtig Schweizer-Sidler 'äußerst', Tücking 'vel maxime', Wolff 'immerhin'). Demnach ist, wie es ja auch meist geschieht, vor *quamvis* nicht ein Komma, sondern ein Kolon (oder ein Semikolon) zu setzen.

25, 1 *discriptis per familiam ministeriis* übersetzt Z. 'indem die verschiedenen Verrichtungen je nach dem Gesinde verteilt wären'. Noch unrichtiger Tücking 'die Dienstleistungen nach Familien (familia rustica und urbana) verteilen'. Es muß natürlich heißen: 'auf (oder 'über') das Gesinde'.

26, 1 hat man in die Worte *faenus agitare et in usuras extendere ignotum, ideoque magis servatur quam si vetitum esset* mit Streichungen (Nipperdey und Joh. Müller in der ersten Auflage) und Konjekturen (Wolff nach Ritter und Prammer *vitatur* st. *servatur*; Zernial nach Kraffert *idque* st. *ideoque*) eingegriffen. Die nicht ändern, ergänzen als Subjekt zu *servatur* aus dem Vorhergehenden *non agitare et extendere*, und so auch Zernial, ein bedenkliches Verfahren. Das Richtige hat vielleicht J. Golling gefunden (s. JB. XXXV 299), der den überlieferten Text dadurch rettet, daß er auf die ursprüngliche Bedeutung von *servare* (beobachten, aufpassen) zurückgeht, in der es ähnlich wie *cavere* gebraucht wird. Novák ersetzte in der ersten Auflage seiner Ausgabe *servatur* durch *cavetur* und Schwyzer übersetzt *servatur* in dem Sinne Gollings 'wird dem vorgebeugt'.

5) Anzeigen älterer Ausgaben:

Nipperdey-Andresen Annalen II^6 (JB. XXXIV 347): Bull. bibl. et péd. du Musée belge XIII No. 291, Boll. di fil. class. XVI S. 44 und Riv. di fil. 37 No. 4 von L. Valmaggi, Revue de phil. 33 S. 220 von Ph. Fabia, Monatschrift für höhere Schulen IX S. 271 von H. Ziemer; Dienel, Der Rednerdialog (JB. XXXV 257): Berl. phil. WS. 1909 Sp. 1025 von A. Gudeman (G. tadelt die 'bibliographische Zurückhaltung' Dienels, der Hirzel, Norden und

Leo nicht erwähne; die von ihm selbst herrührenden Textesänderungen seien überflüssig oder geradezu willkürlich; erfreulicher sei der Kommentar; der Gebrauch von *statio* in dem Sinne von 'Regierungsjahr' sei wahrscheinlich ein Gallicismus. Ferner bemüht sich G., die aus der Art der Erwähnung des Vibius Crispus, aus dem Ausdruck *iuvenis admodum*, aus den Worten *celeberrima tum ingenia fori nostri* und aus der Frage des Fabius Justus hergeleiteten Gründe, die gegen die Annahme, daß der Dialog unter Titus verfaßt sei, zu sprechen scheinen, zu widerlegen und sammelt andererseits die gegen die spätere Abfassung sprechenden Momente: die psychologische Unmöglichkeit der Annahme, daß der Verfasser des Agricola unmittelbar darauf eine Schrift verfaßt habe, die durch ihren Optimismus so sehr vom Agricola absticht, die Beobachtung, daß die im Dialog behandelten Probleme zur Zeit des Trajan nicht mehr aktuell waren, die Nachahmung Ciceros, die viel verständlicher sei, wenn man sie in eine Zeit setze, wo Tacitus noch nicht als Redner und Schriftsteller aufgetreten war; das sog. Langesche Argument sei hinfällig, da jene Anspielung des Plinius sich auf eine Äußerung in einem kurz vorher erhaltenen Briefe des Tacitus beziehe); Hedicke, Agricola (JB. XXXV 259): WS. f. klass. Phil. 1910 Sp. 96 von C. John (sehr eingehende und sorgfältige Würdigung der Varianten der beiden neuen Handschriften sowie der Textgestaltung Hedickes, vielfach in Übereinstimmung mit der Auffassung des Referenten, namentlich in der Beurteilung der Konjekturalkritik des Herausgebers); Allen, Agricola (JB. XXXV 262): DLZ. 1909 S. 2653 und WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 1368 von E. Wolff ('was mich mehr noch in Erstaunen setzt als die Originalität des Herausgebers, ist die Liberalität der Verleger, die diesem Preßerzeugnis eine überreiche Ausstattung mitgegeben haben'); Stuart, Agricola (JB. XXXV 262): Boll. di fil. class. 16 S. 249 von V. (lobend), Rev. d. et. anc. XI S. 286 von A. Waltz.

II. Schriften historischen Inhalts.

6) Heinrich Schwanold, Arminius, Die Varusschlacht und das Hermannsdenkmal. Festschrift zur Neunzehnhundertjahrfeier der Schlacht im Teutoburger Walde. Mit Zeichnungen von Ernst Meier-Niedermein. Zweite Auflage. Detmold 1909, Meyersche Hofbuchdruckerei. 79 S. 8. 1 *M*.

Julius Hahn, Die Schlacht im Teutoburger Walde. Ein Gedenkblatt. Mit 6 Illustrationen und 1 Kartenskizze. Hamburg 1909, G. Schloessmann. 48 S. 0,50 *M*.

Felix Dahn, Armin der Cherusker. Erinnerungen an die Varusschlacht im J. 9 n. Chr. Mit 17 Bildern nach Zeichnungen des Malers Anton Hoffmann in München und 1 Bild nach der Radierung des Malers H. Braun. Dritte, unveränderte Auflage. München 1909, J. F. Lehmann. 46 S. 8. 1 *M*.

A. Beneke, Siegfried und die Varusschlacht im Arnsberger Walde. Ein Beitrag zur neunzehnten Jahrhundertfeier. Leipzig-Gohlis 1909, Bruno Volger. 117 S. 8. 2 *M*.

Schwanolds und Hahns Gewährsmänner sind Höfer und Kemmer (s. JB. XV 275. XIX 206. WS. f. kl. Phil. 1885 Sp. 1361, 1893 Sp. 686). Ihnen folgend erklären sie Dios Erzählung für den lügenhaften Bericht, der dem Senat mitgeteilt worden war. Der Überfall sei im Sommerlager (Hahn: in der Gegend von Detmold) erfolgt, als Varus zu Gericht saß, der *saltus Teutoburgiensis* (Hahn: genannt nach dem 'Teutberg', d. i. der Grotenburg, an dessen nördlichem Fuß die Sümpfe des Donoper Teiches) sei der Lippesche Wald, Aliso Haltern. Die Idistavisoschlacht setzt Schwanold wie Hahn an das rechte Weserufer, wie Kemmer (Höfer ans linke), den Angrivarenwall verlegt Schwanold in Übereinstimmung mit beiden Gewährsmännern an die obere Hunte. Dahn läßt die Frage der Örtlichkeit der Varusschlacht unentschieden, ebenso die der Lage von Aliso. Beneke hält sich an Jellinghaus und Hülsenbeck. Für ihn ist daher, wie schon der Titel verrät, der saltus Teutoburgiensis der Arnsberger Wald, 'der Wald der Teutoburgen'; vgl. unten die Schrift von Henke und Lehmann.

Das *castellum Lupiae flumini adpositum* bei Tacitus Ann. II 7 halten alle vier Autoren für identisch mit Aliso. Als Datum der Schlacht nehmen Dahn und Beneke nach Ed. Schmidt den 9. und 10. oder 9., 10. und 11. September an, Hahn den 2. August. Arminius ist nach Schwanold vielleicht, nach Beneke unzweifelhaft identisch mit Siegfried. Beneke verfolgt die mannigfach wechselnde Gestalt des Befreiers durch die deutsche Sage; in Hagen erkennt er den Segestes, in dem Drachen das Römerheer wieder.

Von Fehlern ist keine der vier Schriften frei. Dahn wirft die Jahre 15 und 16 n. Chr. durcheinander: er setzt den Besuch des Germanicus auf dem Schlachtfelde in dasselbe Jahr 16—7 Jahre nach der Niederlage, — dem die Idistavisoschlacht angehört. Beneke weist demselben Jahre 16 den Triumph des Germanicus zu; Schwanold nennt, wie sein Vorbild Kemmer, als den Tag dieses Triumphes den 27. Mai. Dahn nennt den Führer der Bataver im J. 16 Chariovala, Beneke den Bruder Armins Flavius; der Chattenfürst Arpus heißt bei Hahn Argus. Dahn schwankt, ob Catualda ein Markomane oder ein Gote war, spricht von einem Kastell Amisia an der Ems und erzählt, daß Segestes von Germanicus im Narbonensischen Gallien (*vetere in provincia* Ann. I 58) angesiedelt worden sei. Nach Beneke begrüßte das siegreiche Heer nach der Idistavisoschlacht den Germanicus als imperator. Schwanold übersetzt *mox* Ann. I 63, 4 'bald', *oberrarent tentoriis* I 65, 4 'durch die Zelte irrten', *vado* II 11, 3 'an einer seichten Stelle'. Seine Behauptung endlich, daß die Leute des Varus an dem Tage, wo sie überfallen wurden, dienstfrei waren (S. 21,

ebenso Hahn S. 20), kann sich nur auf den Ausdruck *vacuas legiones* Ann. II 46, 5 stützen, den er jedoch S. 56 mit 'arglose Legionen' wiedergibt.

Benekes Schrift ist angezeigt von A. R. im Lit. Centr. 1910 S. 190 ('Verf. ist redlich bemüht die Wahrheit zu suchen'), und von H. Nöthe, Hist. Vierteljahrsschrift XIII S. 129.

7) O. Henke, B. Lehmann, Die neueren Forschungen über die Varusschlacht. Mit 1 Übersichtskarte, 5 Kartenskizzen und 8 Abbildungen. Gymnasial-Bibliothek Heft 52. Gütersloh 1910, C. Bertelsmann. 103 S. 8. 1,50 *M*.

Die vorliegende Abhandlung sucht dem Leser in einer etwas komplizierten Disposition, die manche Wiederholungen mit sich bringt, mit den wichtigsten der neueren Hypothesen über den Ort der Varusschlacht und zugleich mit den Mitteln vertraut zu machen, auf die gestützt die Forscher die schwierige Frage zu entscheiden trachten. Die Verfasser setzen dabei folgendes als ausgemacht voraus: die langen Brücken des Domitius sind südlich von Coesfeld zwischen Dülmen und Borken zu suchen, das Lippekastell ist Haltern, das Kastell Aliso Oberaden, die Stämme, deren Aufstand Varus bewog, sein Sommerlager im Herbst des J. 9 n. Chr. zu verlassen, waren sugambrische, der Ort der Niederlage kann von Aliso nicht allzufern gewesen sein, 'das erste Lager des Varus' ist dasjenige, das er nach erfolgtem Angriff aufgeschlagen hat, die rhetorische Darstellung des Florus ist weniger glaubwürdig, als die der übrigen Quellen.

Die Hypothesen, die in dem zweiten Teil des Heftes dargestellt und kritisiert werden, sind die von Dünzelmann (Marl-Hunteburg), Mommsen (Bramsche-Barenau), Knoke (Iburg-Leeden), Wilms (Hiddesen-Grotenburg) und Hülsenbeck (Plackweg-Werl). Dünzelmanns Vermutung scheitere daran, daß für den Namenwechsel Lupias-Hunte jeder urkundliche Anhalt fehlt und daß östlich des Dümmers ein Waldgebirge nicht vorhanden ist. Gegen Mommsens Ansicht spreche vor allem, daß von einer Umkehr des Varus nichts überliefert ist; Knokes Hypothese versage in der Beziehung, die das Kastell Aliso zum Schlachtfelde hat. Wilms, der dem Bericht des Florus folgt, dränge die Ereignisse zeitlich und örtlich zu stark zusammen.

Nicht kritisiert, aber ausführlich wiedergegeben werden die in einer Programmabhandlung versteckten Darlegungen Hülsenbecks, die nach dem Urteil der Verfasser dieses Heftes allen Anforderungen am besten entsprechen. Vgl. JB. VII 240. Danach befand sich das Sommerlager des Varus auf dem Sindfelde nicht fern der Eresburg, wo auch Tiberius im J. 4 n. Chr. überwinterte. Durch den Aufstand sugambrischer Völker an Lenne, Ruhr und Rhein zum Aufbruch gezwungen, wählte Varus die kürzeste Strecke über den Plackweg, der von Brilon nach Arnsberg führt. Hier,

in dem Waldgebirge zwischen Ruhr und Möhne, wurde er am zweiten Marschtage angegriffen. Von Westen nach Norden umbiegend gelang es ihm, auf der sog. Salzstraße den Haarweg zu erreichen, kam aber nur bis zum Hellwege in der Gegend von Werl, wo das Heer am dritten Schlachttage eingeschlossen und vernichtet wurde. Germanicus kam im J. 15 von Lippstadt, der Südgrenze der Brukterer (den *ultimi Bructerorum*) über Lehm- und Kleiboden (die *campi fallaces* des Tacitus) durch das Tal der Wester auf den Plackweg.

Die Stützen dieser Darstellung werden gefunden in den Straßenzügen mit ihren Knotenpunkten, in den zahlreichen Massengräbern, welche die Straße, die Varus gezogen sei, begleiten, in der der Schilderung des Dio entsprechenden Örtlichkeit, in einer an die Gegend von Werl sich knüpfenden sagenhaften Prophezeiung, der ein Ereignis der Vergangenheit zu Grunde liege, und in der geringen Entfernung Werls von Aliso-Oberaden.

Auf die Frage, wo das an den Besuch der Wahlstatt des J. 9 sich anschließende Treffen des J. 15 zwischen Germanicus und Arminius stattgefunden habe, und warum Caecina, während Germanicus an die Ems zur Flotte zurückkehrt,den gefährlichen Umweg über die langen Brücken zwischen Dülmen und Borken zu machen angewiesen wird, anstatt auf dem kürzesten Wege, d. h. auf einer der beiden Lippestraßen, nach Vetera zurückzukehren, erteilt das Heft keine Antwort.

Eine hübsche Übersichtskarte und photographische Aufnahmen der Gegenden von Barenau, Iburg und Leeden, Hiddesen, dem Plackwege und der Eresburg sind beigegeben.

Angezeigt von E. Wilisch, WS. f. kl. Phil. 1910 S. 543 (Rez. tadelt den allzu engen Anschluß an Hülsenbecks Übersetzung der Quellenautoren und die Verwendung gewisser Beweismittel, namentlich der Sagen und der Gräber, lobt aber die Zurückhaltung, mit der die Verf. es vermeiden, die Streitfrage für erledigt zu erklären).

8) Fr. Knoke, Osnabrücker Zeitung vom 23. April 1910 berichtet, daß auf der Versammlung der Altertumsforscher zu Bonn in der Osterwoche 1910 verschiedene Gegenstände aus Eisen und Ton, die aus dem Lager im Habichtswalde stammen, genau geprüft worden sind. Es haben außer Koenen-Bonn auch Kossinna-Berlin, Anthes-Darmstadt, Wolff-Frankfurt und Loeschcke-Bonn geurteilt, daß sich unter den Funden eine Anzahl unzweifelhaft römischer Gegenstände befindet. Demnach dürfe — so schließt Knoke — die Frage der Örtlichkeit der Varusschlacht nunmehr als sicher gelöst betrachtet werden.

9) Ottokar Stauf von der March, Armin. Ein deutsches Heldenleben. Zum neunzehnhundertsten Gedenktage der Schlacht im Teutoburger Walde. Graz 1909, Verlag des Vereines Südmark. 38 S. 8. 0,45 *M.*

Ottokar Stauf von der March, Marbod. Das Widerspiel des Cheruskers Armin. Auch ein Gedenkblatt zur Feier der Schlacht im Teutoburger Walde. Wien 1909, im Selbverlage des Verfassers (VIII. Schlösselgasse 3). 21 S. 8. 42 *H.*

„Ein schlichtes Gedenkblatt", heißt es in der ersten dieser beiden aus Österreich stammenden Gelegenheitsschriften, „an unseren Nationalhelden, das wohl auf Anteilnahme von Seiten völkisch Gesinnter hoffen darf, zumal in einer Zeit, in der slawische Hochflut brandend an unsern Besitzstand schlägt."

Die von nationaler Begeisterung getragene Erzählung ist nicht durchweg korrekt. Mehr als einen Fehler enthält S. 25 der erstgenannten Schrift der Satz: „Noch im gleichen Jahre (15) brach er ins Land der Chatten ein und züchtigte diesen Stamm, sowie den der Angrivarier, erstere, weil sie den von ihm errichteten Grabhügel über den Resten des Varus, sowie einen Altar zu Ehren seines Vaters zerstört hätten, letztere, weil sie sich empörten" (Ann. II 7. 8). Auch S. 7 und 21 sind die Jahre 15 und 16 verwechselt. Die Usiper nennt Verfasser Nusiper, den Germanicus wiederholt Drusus, den Markomanen Catualda einen Goten- oder Quadenherzog. Die pontes longi verlegt er in die Gegend von Crefeld (gemeint ist vielleicht Coesfeld). Unter *ora* Ann. I 61 versteht er Pferdeköpfe, von Inguiomerus berichtet er, daß er, wie Arminius, in der Idistavisoschlacht verwundet worden, von Germanicus, daß er an Gift gestorben sei. Nicht irrtümlich, sondern einer alten an den Namen des Sohnes anknüpfenden Vermutung folgend nennt er Arminius' Gattin Thumelda.

Die zweite Schrift, die den 'Großkönig' dem 'Volkshelden gegenüberstellt, bringt — was nicht gut zu vermeiden war — manche Wiederholungen aus der ersten.

Die erste Schrift ist angezeigt von A. R. im Lit. Centr. 1910 S. 190 ('klar und verständig, ohne Anspruch auf gelehrte Forschung, aber getragen von dem warmen Gefühl patriotischer Begeisterung').

10) E. Anthes, Aus der neuesten Literatur über die Varusschlacht, Korrespondenzbl. des Gesamtvereins der deutschen Gesch.- und Altertumsvereine 58 S. 393, gibt einen kritischen Bericht über den Inhalt der Schriften von Wilisch, Knoke, Schierholz, Nase (JB. XXXV 273. 276. 278. 279), Stauf von der March, Egelhaaf (Die Schlacht im Teutoburger Walde, Deutsche Rundschau 1909 Heft 12) und Fr. Koepp, Die Varusschlacht in Geschichte und Forschung (Vortrag). Egelhaaf weist insonderheit darauf hin, daß die so oft als Vaterlandsverräter gebrandmarkten Fürsten, wie Segest, Inguiomer und andere, nicht bloß durch persönliche

Zwistigkeiten, sondern auch durch die Erkenntnis dessen, was die Römer in Gallien geleistet hatten, zum Anschluß an Rom gebracht worden sind. Koepp präzisiert den Stand der Forschung über die Örtlichkeit der Schlacht; seine resignierte Auffassung findet Anthes völlig berechtigt.

11) **Hans Delbrück, Die Schlacht im Teutoburger Walde.** Preußische Jahrbücher 137, 3 (Sept. 1909) S. 381—396.

Delbrücks Anschauungen sind aus seiner 'Geschichte der Kriegskunst' (s. JB. XXVIII 290), die 1908 in zweiter Auflage erschienen ist, bekannt. Sie kehren in der vorliegenden am 15. August 1909 auf der Grotenburg gehaltenen Festrede wieder. Die Vorstellungen der Römer über die Größe der germanischen Heere seien auf das durch die geringe Volksmenge bedingte Maß zu reduzieren; der Ort der Varianischen Katastrophe sei die Dörenschlucht; der Teutoburger Wald sei von den Römern nach der noch heute vorhandenen Volksburg — Teutoburg unterhalb des Hermannsdenkmals — benannt worden; diese sei vielleicht mit der Burg des Segestes identisch; die 'langen Brücken' habe man in der Gegend von Iburg zu suchen; die Schlachten bei Idiaviso (so) und am Angrivarierwalle seien römische Phantasiestücke.

In einigen Punkten hat D. seine Ansichten modifiziert. Aliso ist ihm jetzt nicht mehr mit Elsen oder Neuhaus, sondern mit dem auf einer Kuppe gelegenen Zentrum der Stadt Paderborn an der schiffbaren Pader identisch; der Elison des Dio sei aber nicht die Pader, sondern die eine halbe Meile von Paderborn in die Lippe mündende Alme; in Paderborn habe auch das Tiberiuslager *ad caput Lupiae*, 10 km von der Lippequelle, gestanden. Das Varuslager legt D. jetzt nicht mehr nach Rehme, sondern in die Gegend von Minden: hier vereinigten sich die beiden Verpflegungswege, der Schiffsweg über die Nordsee die Weser hinauf und der Weg die Lippe entlang, der sich von Paderborn nordwärts zur Weser wendet und den Teutoburger Wald in der Dörenschlucht kreuzt, wo die Brukterer, Marsen und Chatten, d. i. die an der Varusschlacht beteiligten Stämme, ihren natürlichen Berührungspunkt mit den Cheruskern hatten, so daß sie erst am letzten Tage in den Kampf eintraten. Als das freie Feld, durch welches das Heer des Varus am zweiten Täge marschierte, bezeichnet D. jetzt die Pivitsheide; der Hildesheimer Silberfund stamme, vermutet er, von der Tafel des Varus.

12) **O. Dörrenberg, Römerspuren und Römerkriege im nordwestlichen Deutschland, nach einem im Dezember 1894 gehaltenen Vortrage, nebst einem Anhange: Die Stämme der Germanen.** Leipzig 1909, Kommissions-Verlag der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung. XI u. 258 S. 8. Mit 13 Tafeln. gr. 8. 12,50 *M*.

Den ersten Teil des Buches bildet der in dem Titel bezeich-

nete Vortrag, der sich an die Ergebnisse Hölzermanns anlehnt und die Anregungen Schierenbergs verwendet. Hölzermanns Reihe der römischen Kastelle an beiden Ufern der Lippe lebt hier wieder auf, die Spuren der römischen Straßen und Landwehren werden eifrig verfolgt, der *limes a Tiberio coeptus* habe — so heißt es S. 31 — aus zwei parallelen Wällen bestanden, die etwa 900 m von einander entfernt die südliche Lippestraße in 2 km Abstand begleiteten.

In seiner Stellung zu den Quellen schließt sich D. an Schierenberg, Ranke und Höfer an. Er verwirft den Bericht Dios über die Varusschlacht und legt den des Florus zu Grunde, dem sich, wie er meint, die Angaben des Velleius und Tacitus in ungezwungener Weise einfügen. In der Frage des Datums der Schlacht folgt er Zangemeister und Deppe: Aliso, gelegen auf der Rückzugslinie des Varianischen Heeres zum Rhein, sei in dem Winkel zwischen Alme, Lippe und Pader zu suchen, wo die Gebiete der Brukterer, Cherusker, Marsen und Sigambrer zusammenstießen, in der Nähe von Aliso das Lager des Tiberius *ad caput Lupiae,* das Varianische Schlachtfeld am Fuße der Grötenburg, wohin Germanicus im J. 15 durch die Dörenschlucht gelangt sei. In der Gegend von Gütersloh habe Germanicus das Heer geteilt, die pontes longi verbanden die Lippestraße in der Nähe von Liesborn mit der oberen Ems in der Gegend von Wiedenbrück—Gütersloh. Die Münzfunde von Bärenau seien auf Angrivarierunruhen zurückzuführen, Idistaviso sei südlich der Porta, der Angrivarierwall zwischen Weser und Steinhuder Meer anzusetzen, unter den *interiores* bei Tac. II 24 seien weiter vom Rhein entfernt wohnende Stämme, Langobarden und Sachsen zu verstehen.

Convertere agmen I 57 deutet D. auf das Heer Caecinas, unter *Amisia* II 8 versteht er, wenn auch zögernd, ein Kastell und übersetzt *Amisiae* 'in Amisia', das Kastell an der Lippe II 7, meint er, sei 'offenbar Aliso'. Irrtümlich gibt er an, daß die Handschrift II 24 *Chattorum* (in der Übersetzung 'in das Land der Chatten') statt *Chaucorum* habe. Statt Tumfana schreibe S. 31 Tamfana, statt Agrippa S. 45 Agrippina.

Dann folgen Übersetzungen der für das Thema in Betracht kommenden Partien der Quellenschriftsteller. Aus der Tacitusübersetzung notiere ich einige Fehler und Anstöße: I 57 *compressis intra sinum manibus* 'die Hände zwischen dem Busen verschränkt'. I 58 *non hic mihi primus erga populum Romanum fidei et constantiae dies* 'nicht ist dies der erste Tag, an dem ich fest und wankellos dastehe in der Treue gegen das römische Volk'. I 62 sind *coniuncti* nicht 'Verbündete', sondern 'Verbundene', d. h. Angehörige, nahestehende Personen. II 5 *at si mare intretur, promptam ipsis possessionem et hostibus ignotam* 'hingegen, wenn sie den Weg über das Meer einschlügen, so sei dieses gleichsam ihr Eigentum und biete keine Schwierigkeiten, während es den

Feinden unbekannt sei', unrichtig, weil das, was Germanicus in Besitz zu nehmen beabsichtigt, das Land und nicht das Meer ist; auch sagt er nicht, daß das Meer den Feinden nicht bekannt sei, sondern daß die (bevorstehende) Okkupation ihres Gebietes ihnen verborgen bleibe, wenn man auf dem Seewege komme. II 7 *princeps ipse decucurrit* 'und in eigner Person hielt der Fürst die Leichenparade'. II 13 'entflammte der Legionen Zorn': unrichtige Lesart *incendit* st. *intendit*. II 16 *ut ripae fluminis cędunt aut prominentia montium resistunt* 'je nachdem die Ufer des Flusses ihr (der Hügelreihe) nachgeben oder vorspringende Berge ihr (der Hügelreihe oder der Weser?) entgegenstehen'. Ist mit dem zweiten 'ihr' die Hügelreihe gemeint, so ist der Satz überhaupt sinnlos; ist die Weser zu verstehen, so hat Tacitus in dem zweiten Gliede dasselbe gesagt wie in dem ersten, anstatt des Entgegengesetzten. Darauf hat zuerst Knoke mit Nachdruck hingewiesen. In demselben Kapitel ist *praetoriis*, II 46 *Romana* in der Übersetzung ausgefallen. II 22 *nihil abnuendo* 'dadurch daß sie nichts ableugneten' st. 'verweigerten'; II 23 *legionum aliae* 'eine von den Legionen'; II 45 *mox* 'bald' st. 'darauf'. Fehlerhaft sind die Namensformen Calligula, Chariovilda, C. Caecilius II 41 st. C. Caelius.

In dem dritten, dem umfangreichsten Teil des Buches, der uns weniger berührt, wird der Versuch gemacht, durch eine bessere Verbindung der Urzeit mit den bekannten Zuständen des Mittelalters für die alten Wohnsitze der germanischen Stämme zuverlässigere Anhaltspunkte zu gewinnen. D. handelt hier über die Gaueinteilung und die Entwicklung des Grundeigentums, über Stände, Verfassung, Gerichtswesen, über die mannigfachen Siedelungsverhältnisse und Ackermaße, sowie über die Geschichte der Wanderungen. Ich erwähne aus den Ergebnissen dieser mit 13 Tafeln ausgestatteten Ausführungen nur, daß D. die Vielheit der deutschen Völker auf drei Urstämme zurückführt: die Sueven, Istävonen und Ingävonen, von denen die zuletzt genannten die reinsten Vertreter des germanischen Typus seien.

Gute Inhaltsübersicht von C. Schuchhardt DLZ. 1909 S. 2533. Abfällig beurteilt von A. R. im L. C. 1910 S. 982, wo dem Verf. u. a. Unbekanntschaft mit den Ergebnissen der Limesforschung vorgeworfen wird.

13) A. Wilms, Der Hauptfeldzug des Germanikus im J. 15 n. Chr. Die Teutoburger Schlacht, der Kampf auf den 'Langen Brücken'. Mit einer Karte und einer Abbildung. Sonderabdruck aus den 'Hamburger Nachrichten'. Hamburg 1909, Heroldsche Buchhandlung. 83 S. 8. 1,25 ℳ.

Der Verfasser der JB. XXIII 143. 166. XXIV 310. XXV 296 besprochenen Aufsätze über die Schlacht im Teutoburger Walde hat die Gelegenheit der Säkularfeier benutzt, 'um Örtlichkeit und

Entwicklung der Schlacht noch einmal vor dem deutschen Volke zu entrollen'. Seine Darstellung ist im wesentlichen unverändert geblieben; ihre Richtlinien sind hier wie dort folgende.

Die Quellen widersprechen einander durchaus nicht; die Brücke zwischen Dio einerseits, Velleius und Florus andererseits bildet Tacitus, dessen Darstellung es unzweifelhaft macht, daß der saltus Teutoburgiensis mit dem Lippeschen Walde identisch ist. Die Ausdehnung des Kampfes in seiner Gesamtheit vom ersten Lager bis zum Ort der Schlußkatastrophe ist viel geringer als man nach dem Berichte Dios, den man unrichtig interpretiert hat, anzunehmen gewohnt ist. Das Sommerlager des Varus, die *prima Vari castra* bei Tacitus, befand sich in Detmold an der Werre, dem *Οὐίσουργος* des Dio. Das aufrührerische Volk waren die südwestlichen Chatten. Während Asprenas von Mainz aus in das aufständische Gebiet einrückte und hernach seine zwei Legionen durch einen schleunigen Rückzug rettete, trat Varus, der noch im letzten Augenblicke Recht sprach, seinen Marsch mit etwa 9000 Mann von Detmold aus in südlicher Richtung an, und zwar nicht am frühen Morgen, sondern erst im Laufe des Tages. Zur Zeit des beginnenden Ausmarsches waren die noch im Lager verbleibenden Truppen 'dienstfrei' (*vacuae*). Der Sturm auf das Lager erfolgte noch etwas früher als der Überfall auf den marschierenden Teil des Heeres. Da die Hauptstraße über das Gebirge ungangbar gemacht war, sah man sich gezwungen rechts abzubiegen. So gelangte man auf den Sattel von Hiddesen, wo man am Abend des ersten Kampftages ein Notlager aufschlug. Dies ist das Lager der *accisae legiones* bei Tacitus. Noch in der Nacht brach man wieder auf; der anbrechende Tag (Dio: *τότε γὰρ ἡμέρα πορευομένοις σφίσιν ἐγένετο*) beleuchtete die Schlußkatastrophe in dem Tal nordwestlich der Grotenburg, das einen wirklichen Sumpf (Hiddeser Bent) aufweist.

Germanicus besuchte, nachdem er zu den *ultimi Bructerorum*, d. i. in die Gegend von Delbrück, gelangt war, über 'trügerische Gefilde' ziehend, an denen es unterwegs nicht fehlte, die Stätten der Erinnerung. Er stieß zwar schon vor Detmold auf den Todesweg vom ersten zum zweiten Lager; aber da er hier nur höchstens 2 km vom Hauptlager entfernt war, so war es natürlich, daß er dieses zuerst aufsuchte. Sein Zusammenstoß mit Arminius, der *in avia* entwichen war, erfolgte nahe dem Orte der Varianischen Katastrophe auf dem *campus* zwischen der Grotenburg und dem Bielstein.

Die 'langen Brücken' sind zwischen Ems und Rhein zu suchen; denn erst an der Ems wurde das Heer geteilt (Tac. Ann. I 63). Wilms schildert ausführlich die Wanderungen, die er unternommen hat, um diese Brücken zu finden. Er glaubt sie schließlich in dem 'Romeinsche Brugg' genannten Übergang im Valther Moor

westlich von Ter-Apel entdeckt zu haben, wobei freilich die von Tacitus genannten Höhen durch Wälder ersetzt werden müssen.

Ferner sind einige Zusätze und Berichtigungen zu den früheren Ausführungen des Verfassers aus seiner neuesten Schrift zu verzeichnen. Den Anlaß zu den Worten des Velleius *cum ne pugnandi quidem aut egrediendi occasio iis, in quantum voluerant, data esset* etc. findet er in den Hohnreden, mit denen die herumstehenden Germanen dem abziehenden Heere des Varus das Geleit gegeben haben mögen. Aliso setzt er jetzt gleich Haltern und entscheidet sich dafür, daß es nach dem Untergang des Varus nicht in die Hände der Germanen gefallen sei. Oberaden könne das Dauerlager des Tiberius 'mitten in den Grenzen Germaniens' (Vell. II 105) sein (also *ad caput Lupiae*?). Der Weg des Caecina *per medios Bructeros* (*medios* ist ein irrtümlicher Zusatz von Wilms; Tacitus sagt Ann. I 60 *per Bructeros*) ergebe sich von selbst: er gehe über Haltern, Haus Dülmen durchs Münsterland an die Ems. Als denjenigen Punkt, bis zu welchem die Flotte des Germanicus die Ems hinaufgefahren sei, nimmt Wilms jetzt Schepsdorf gegenüber Lingen an. Endlich verdient noch die Vermutung erwähnt zu werden, daß die beiden Schlachten des J. 16 ebenfalls an der Werre stattgefunden hätten, und aus der Polemik gegen Knoke die Versicherung, daß die von diesem gefundene angebliche Sassenberger Moorbrücke nicht existiere.

Eine eingehende, die Methode des Verfassers durchweg ablehnende Kritik von E. Wolff findet man WS. f. kl. Phil. 1910 S. 413. Auch H. Nöthe, Hist. Vierteljahrsschr. XIII S. 131 findet die Schlüsse des Verfassers nicht stichhaltig. C. Jullian, Rev. des ét. anciennes XII 3 S. 317 notiert die Stellen, wo Wilms die Tat des Arminius einerseits mit dem Befreiungskampf des Vercingetorix, andererseits mit dem Ereignis von Golgatha zusammenstellt, und schließt seine Anzeige mit den Worten: 'Il défend le système topographique de Detmold depuis des années et il le fait avec plus de science et de précision que personne, et c'est une raison pour lui pardonner tout ce qu'il dit contre Vercingétorix et en faveur du Golgotha'.

14) G. Adam, Wie ward der Cheruskerfürst Arminius von seinen Landsleuten genannt? Ztschr. f. d. Gymnasialwesen 1909 S. 561.

Adam weist auf einen Aufsatz des Geh. Sanitätsrats Dr. Harmsen in Lüneburg hin, der in der Monatsschrift 'Hannoverland' unter demselben Titel erschienen ist. Der Inhalt ist folgender Nicht erst seit Klopstock führt der Cheruskerfürst den Namen Hermann in der deutschen Literatur, sondern schon seit Luther welcher sagt, daß die Lateiner den Namen Hermann, der 'Mann des Heeres' oder 'Kriegsoberster' bedeute, übel verkehren und

Arminium nennen. Sicherlich kannte Luther die in der Volkssprache übliche Bezeichnung Hermen oder Harmen für Hermann. Noch heute wird vom Schäfer in der Lüneburger Heide der Leithammel Hermann genännt und mit dem Rufe 'harm' oder 'härmen kumm' gelockt. Die Cherusker nannten also ihren Fürsten Harmen, was die Römer, da sie das weiche h nicht hörten, mit *Armenius* wiedergaben, und so bieten in der Tat die besten Handschriften. — Adam stimmt diesen Ausführungen zu und freut sich, daß es Harmsen gelungen ist, zugleich über seinen eignen Namen Licht zu verbreiten.

Hierzu zwei Bemerkungen: Fabia gibt in seinem Onomasticon richtig an, wo die beiden Medicei des Tacitus die Namensform *Armenius* haben und was die Überlieferung der übrigen Historiker bietet. Hinzuzufügen ist nur, daß der erste Mediceus I 63 vielleicht ursprünglich *Armenius* (*colligi*) und ebenso II 15 (*nec*) *Armenius* gehabt hat. Hier liegt die Frage nahe, ob die Entstehung der Namensform *Armenius* in den Handschriften der antiken Autoren nicht lediglich durch den Gleichklang des Land- und Volksnamens *Armenia*, *Armenii* veranlaßt worden ist. Zweitens: in anderen Gegenden Norddeutschlands, z. B. in Holstein und Meklenburg ist 'harm' der Lockruf nicht bloß für den Leithammel, sondern für jedes Schaf; und ebenda ist 'Harm' die niederdeutsche Form des Vornamens Hermann.

15) Ernst Kornemann, Zu den Germanenkriegen unter Augustus (auf Grund eines neugefundenen Tiberiusbriefes). Klio (Beiträge zur alten Geschichte) IX S. 422—449.

Th. Wiegand hat in dem Dörfe Tschavdyrhissar das Fragment eines Briefes des Tiberius Caesar an die Stadt Aizanoi in Phrygien aufgefunden. Der Brief ist datiert 'Bononia in Gallien' und muß im J. 4 n. Chr. geschrieben sein, unmittelbar vor der Wiederaufnahme der Germanenkämpfe. Dieses Bononia in Gallien ist, wie K. zeigt, die dem Kriegshafen Gesoriacum im Lande der Moriner nahe gelegene keltische Ortschaft, die heute Boulogne-sur-mer heißt, am Ende der 'Agrippastraße' Strabos. Der Begründer dieses Kriegshafens war Drusus, der ihn nach Florus II 30, 26 durch einen Bohlweg (*pontibus*) mit einer zweiten Flottenstation, Borma genannt, verband. Borma muß nach Plin. IV 106 im Lande der Marsaci gesucht werden. Diese wohnten in Nordholland (Tac. H. IV 56), nördlich oder höchstens östlich von den Cannanefaten (Cannenefaten, Canninefaten). Den Anschluß an die Rheinkastelle hat diese Küstenstraße, die als Landbrückenwerk neben die fossae Drusianae tritt, in Katwijk durch eine Reihe von Befestigungen gehabt, von denen zwei, Katwijk und Roomburg, bei Tac. H. IV 15 zu verstehen sind. An die Stelle von Borma trat in späterer Zeit der Bedeutung nach das von Tacitus Ann. IV 72 erwähnte castellum Flevum, das auf der in oder vor dem Ausfluß

der Zuydersee in den Ozeän gelegenen Insel gleichen Namens auf friesischem Bŏden zugleich mit dem Posten im Chaukenlande (Tac. Ann. I 38) etwa im Sommer 13 von Germanicus angelegt wurde (ungenau spreche Nipperdey von einer im Flevosee gelegenen gleichnamigen Insel). Im J. 4 ist Tiberius auf jener Küstenstraße des Drusus vón Boulogne aus gegen Germänien vorgedrungen. Die erste Völkerschaft, die er niederwarf, waren die Cannanefaten (Vell. II 105, 1). Von dort aus marschierte er wohl nicht am alten Rhein entlang durch das Militärterritorium (die *agri vacui et militum usui sepositi* bei Tac. Ann. XIII 54, die entweder nördlich von Arnhem oder nördlich von Utrecht zu suchen sind, je nachdem man die fŏssa Drusiana in der heutigen Yssel oder mit Ritterling in der Vecht bestimmt) und durch däs Chamavenland (östlich des Militärterritoriums) auf den pontes longi des Domitius, die zwischen Ozean und der Lippestraße zu suchen sind (?), sondern nordwärts auf dem alten Küstenlimes des Drusus, der durch das Länd der Marsaker in das Friesenland fortgesetzt war und auch bei den Worten *finibus Frisiorum* Tac. Ann. I 60 und *litore Oceani* I 63 sowie I 70 und II 23 zu verstehen ist, von der friesischen Küste zur Ems, dann die Ems aufwärts. Er unterwarf nach einander die Attuarier oder Chattuarier, die mit den Tac. Germ. 34 genannten Chasuariern identisch sind, und die südlich von ihnen wohnenden Brukterer. An der mittleren Ems habe er vielleicht einen Freundschaftsvertrag mit den Ampsivariern geschlossen, auf den Tacitus Ann. XIII 55 hindeutet; dazu passe die Ann. II 8 berichtete *defectio Ampsivariorum* und deren Rückgewinnung II 22 und 24 (denn an dieser heute allgemein aufgegebenen Änderung des überlieferten *Angrivariorum* hält K. an den drei angegebenen Stellen fest). Nach der Überwinterung *ad caput Lupiae* brachte das Jahr 5 den Hauptschlag, einen großen kombinierten Zug von Flotte und Landheer. Er unterwarf die Stämme der Chauken, die Tacitus nur, wo er von Plinius abhängig ist (Ann. XI 19), von einander scheidet (anders Germ. 35). Dann zwang er die Langobarden zum Übergang auf das andere Elbufer und erreichte die Elbe, *qui Semnonum Hermundurorumque fines praeterfluit*, wie Velleius sagt. Jene, ein rechtselbischer Stamm, wohnten im Havelgebiet, diese, ein linkselbisches Volk, im Gebiet der thüringischen Saale.

Im Gegensatze zu der Umfassungsstrategie der Jahre 4 und 5, bei denen der Schwerpunkt auf den Operationen zur See lag, stehen die Unternehmungen des Tiberius nach der Varusniederlage, die eine frontale Richtung haben. Ihr Ziel ist aber auch nicht mehr die Eroberung Germaniens, sondern die Wiederherstellung der römischen Waffenehre. Erst Germanicus hat wieder auf die alte Strategie zurückgegriffen. Als Sammelpunkt der Schiffe für den Feldzug des J. 16 nennt Tacitus Ann. II 6 die *insula Batavorum*. Mindestens ein Teil der neuen Schiffe, meint

K., sei in Gesoriacum-Bononia gebaut und durch die Waal, die Tacitus *latior et placidior adfluens* nennt, dem Sammelpunkt zugeführt worden. Endlich wurde durch den von Corbulo zwischen Maas und Rhein erbauten Kanal (Ann. XI 20) für die von Süden kommenden Schiffe der Weg zur fossa Drusiana wesentlich verkürzt.

Gegen den ersten Teil dieser Ausführungen erhebt J. H. Holwerda, Römisch-germanisches Korrespondenzblatt III S. 29 entschiedenen Widerspruch. Bei Plinius bedeute *Morini Marsacis iuncti* nicht, daß diese beiden Stämme durch eine Straße miteinander verbunden waren, sondern daß sie aneinander grenzten. Borma aber sei ein aus der korrupten Florusstelle hervorgegangener Fehlbegriff, und die strategische Küstenlinie, die das angebliche Borma mit Gesoriacum verbunden habe, ein Gebilde der Phantasie.

16) Alfred von Domaszewski, Geschichte der römischen Kaiser I. II. Leipzig 1909, Quelle & Meyer.

Über den Inhalt dieses großen Werkes habe ich WS. f. kl. Phil. 1910 Sp. 70 ff. kurz nach dessen Erscheinen eingehend berichtet und dabei mein Augenmerk hauptsächlich auf die Auffassung des Verfassers von dem Charakter der einzelnen Persönlichkeiten gerichtet. Zum Schluß habe ich gezeigt, daß von Domaszewski in einzelnen Fällen die von Tacitus erzählten Dinge unrichtig oder ungenau wiedergegeben hat.

17) Joh. Schmaus, Charakterbilder der römischen Kaiser. Bamberg 1910, C. C. Buchner.

Dieses Buch ist nicht in meine Hände gelangt.

18) Robert v. Pöhlmann, Die Weltanschauung des Tacitus. Vorgetragen am 8. Januar 1910. Sitzungsber. der K. Bayer. Ak. d. Wiss. Philos.-philol. u. hist. Kl. 1910, 1. München, Verlag der K. Bayer. Ak. d. Wiss., in Kommiss. des G. Franzschen Verlages (J. Roth). 90 S.

Die nach Inhalt und Form gleich ausgezeichnete Abhandlung stellt Tacitus in den Mittelpunkt einer ausgedehnten Rundsicht über weite Gebiete der Geschichtschreibung und Philosophie antiker, neuerer und neuester Zeit. Pöhlmann wendet sich mit gleicher Schärfe gegen Nipperdey, der (Einl. S. 21) von einer in allem wohlzusammenhängenden philosophischen Weltansicht des Tacitus spricht, und gegen Ranke, der Tacitus als vollgiltigen Repräsentanten altrömischer Gläubigkeit charakterisiert. Seine eigene Auffassung ist folgende: Tacitus gehört, wie Polybios, von vorn herein in die Reihe der kausal erklärenden Historiker; für das weite Reich des für uns Irrationalen aber stellt sich ihm wie Polybios der Begriff des Zufalls (*fors*) ein, der in den Annalen (III 18) geradezu als der das Menschenlos beherrschende Faktor

erscheint und gelegentlich in der konkreten Gestalt der *Fortuna* auftritt. In der Art, wie Tacitus den Kampf der menschlichen Individualität gegen diese Fortuna, die mit der hellenistischen Tyche durchaus identisch ist, schildert, liegt ein Hauptreiz seiner Geschichtserzählung. Lebte er doch in einer Zeit, deren Signatur das Überraschende und Unberechenbare war, das im Wesen des Zufalls liegt. Den Göttern aber schreibt er noch am Ende seiner historiographischen Tätigkeit eine absolute Gleichgiltigkeit gegen Gut und Böse zu (Ann. XVI 33). Dieser Auffassung entsprechen alle jene zahlreichen Äußerungen, die eine Kritik des Volksglaubens enthalten und sich schon in den Historien finden. Wo aber diese Kritik fehlt, sieht man doch, daß er sich mit dem im Sinne des Volksglaubens Erzählten keineswegs identifizieren will, z. B. Ann. XIV 22, wo von dem Bade Neros in der Quelle der aqua Marcia berichtet wird und die Worte so gewählt sind, daß man den Erzählenden durchaus nicht zu denen zu rechnen braucht, die in der Erkrankung des Kaisers eine Wirkung des Götterzornes sahen. Und wenn Nipperdey aus der Bemerkung über die Mißachtung der 'heimischen' Religion durch die jüdischen Proselyten (H. V 5) schließt, daß Tacitus in 'dieser' Religion eine richtige Vermittlung des Gottesbegriffes für das allgemeine menschliche Bewußtsein gesehen habe, so übersieht er, daß hier nicht bloß von der römischen Religion, sondern von den nichtjüdischen Religionen überhaupt die Rede ist und daß andererseits die Äußerungen des Tacitus über den vergeistigten Kult des jüdischen Monotheismus und der Religion der Germanen eher eine gewisse Abneigung gegen den anthropomorphistischen Polytheismus zu verraten scheinen. Somit steht die Theorie von dem religiösen Charakter des Tacitus auf schwachen Füßen, wie denn auch das Schlußkapitel des Agricola falsch interpretiert wird, wenn man es benutzt, um dem Geschichtschreiber den Unsterblichkeitsglauben zu vindizieren; und wenn Tacitus wiederholt die Götter bei der Gestaltung der irdischen Dinge als Mitempfindende und Mithandelnde beteiligt sein läßt, so sind diese Götteraktionen nicht anders zu beurteilen als die der Fortuna, d. h. sie erklären sich aus den künstlerischen Absichten des Schriftstellers, dessen maniera grande zur Versinnlichung des gewaltigen Ganges des Schicksals der Personifikation bedurfte, wie sie sich auch bei Polybios, sogar bei Thukydides findet und mehr und mehr um sich greift in einer Zeit, wo unter dem Einfluß der Rhetorik Poesie und Prosa ineinander übergingen. Dazu kommt, daß Tacitus als Senator, Konsular und Quindecimvir in einem offiziellen Verhältnis zur Staatsreligion stand und als einer der starrsten Vertreter des traditionellen römischen Aristokratismus in der äußerlichen Anbequemung an das Staatskirchentum ein Stück Standessitte sah. Auch Polybios, der dem Götterglauben gründlich entwachsen war, hat sich zu Konzessionen an die Volksmeinung herbeigelassen, und

wo man auf Erscheinungen stößt, die nicht kausal erklärbar sind, d. h. wo die ἀπορία des Historikers beginnt, es für zulässig erklärt, auf die Götter oder die τύχη zurückzugreifen, und selbst das Wunder nicht gänzlich ausgeschlossen. Bezeichnend für diese auch dem Tacitus eigene Inkonsequenz ist das H. II 50 erzählte Wunder von Reggio, dem gegenüber er unter dem Eindruck seiner vermeintlich guten Beglaubigung die Vernunft in Fesseln legt. Auch über prodigia und omina finden sich Äußerungen, die ganz in dem Ton gehalten sind, als teile Tacitus die Volksmeinung, und wenn man auch ein ausdrückliches, persönliches Bekenntnis des Historikers vermißt, doch den Eindruck einer gewissen Gläubigkeit hinterlassen. Und wenn Tacitus in dem Teil seiner Annalen, der bis zum Beginn der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts reicht, Prodigien nicht erwähnt, so rührt dies daher, daß die hier von ihm benützten Autoren zu denen gehörten, die nach dem Beispiel des Livius dergleichen übergingen. Wo wir aber Prodigien bei Tacitus finden, dienen sie ihm in erster Linie als Hilfsmittel seiner Stimmungs- und Situationsmalerei. Mit Unrecht behauptet Nipperdey, daß die finstere Ansicht von dem auf Rom lastenden Götterzorn (H. I 3) einer früheren Entwicklungsstufe des Tacitus angehöre; denn sie findet sich auch in den Annalen (IV 1. XVI 16). Diese gelegentlich hervortretende Neigung zu einer theistischen Metaphysik der Geschichte wird aber bei Tacitus durch andere entgegengesetzte Stimmungen immer wieder durchkreuzt.

Der dämonischen Gewalt der Astrologie hat sich Tacitus nicht ganz zu entziehen vermocht, obwohl bis zu einem gewissen Grade auch hier der Kritiker in ihm zu Worte kommt. Ann. IV 58 wird sogar, was an andern Stellen nur als Möglichkeit erscheint, fast wie eine Tatsache behandelt (. . . *haud forte dictum*; *ceterorum nescii egere*). Für solchen Fatalismus kann der Götterwille und die göttliche Strafgerechtigkeit nichts mehr bedeuten; wer astrologischen und fatalistischen Ansichten huldigt, bezeugt damit, wie unsicher und schwankend sein religiöses Bewußtsein ist. So wechseln bei Tacitus die Faktoren, die das Menschenschicksal bestimmen sollen, wie Wandelbilder: Zufall — Notwendigkeit — Götterzorn und Götterhuld. Den Zufall und die Notwendigkeit stellt er Ann. VI 22 als absolute Gegensätze einander gegenüber und kompliziert das Problem noch dadurch, daß er die Frage der menschlichen Freiheit und Selbstbestimmung aufwirft (IV 20). In der Moralphilosophie erkennt er zwar als echte Güter nur die sittlichen Güter an (Agr. 44), ist aber viel zu sehr Römer und Aristokrat, als daß er die volle Konsequenz dieser Anschauung gezogen hätte. Gelegentlich kommt ihm der alle sittliche Verantwortlichkeit aufhebende Gedanke, ob sich nicht vielleicht in allen Dingen die Welt in einem gewissen Kreislauf bewege, so daß, wie bei den Jahreszeiten, so auch bei den Sitten ein regelmäßiger Wechsel stattfinde (Ann. III 55).

Gegen die taciteische Überspannung des Zufallsbegriffs wie gegen den taciteischen Fatalismus — beide Faktoren konkurrieren miteinander oder gehen nebeneinander her — läßt sich kein gewichtigerer Zeuge ins Feld führen als Tacitus selbst, der einerseits im Aufspüren der Motive unermüdlich ist und somit der Individualität eine bedeutsame historische Wirksamkeit beigemessen haben muß, andererseits durch die Beispiele großer Tugenden und großer Laster bessernd wirken will.

Das Fazit lautet somit: Was man gewöhnlich die Weltanschauung des Tacitus nennt, ist ein Chaos von unabgeklärten Meinungen und unausgleichbaren Widersprüchen. Er ist gescheitert an dem Dualismus zwischen dem Metaphysiker, der die Mannigfaltigkeit des Einzelnen unter allgemeine Begriffe von unbedingter Geltung bringen will, und dem Historiker, der durch die Realität der Dinge von den Höhen der Abstraktion immer wieder auf einen Punkt herabgeführt wird, wo das Illusorische des Bemühens um eine transzendente Fundamentierung der Geschichte mehr oder minder klar zu Tage tritt. Tacitus, der über die Psychologie der Masse so treffende Beobachtungen gemacht hat, beugt sich angesichts der Zahl der Zeugen vor dem Wunder von Reggio. Er steht an der großen Wende der Zeiten, die, nachdem auch er zuletzt vor der vox populi kapituliert hatte, in einen Sieg des Heerdenprinzips mündeten, in der Mitte zwischen Thukydides und Augustin auf der bereits abwärts sich neigenden Bahn. Aber trotzdem ist seine geistige Welt immer noch ein Reich der Freiheit; er denkt nicht daran, auf eigene Forschung zu verzichten und lediglich einer überkommenen Glaubenslehre zu folgen.

Die letzten Seiten der Abhandlung haben den Zweck, die Anschauung des Tacitus von dem Geiste kultur- und gesellschaftswidriger Gewaltsamkeit, der in dem damaligen Christentum lebte, und seine kriminalpolizeiliche Auffassung zu rechtfertigen. In einem Standpunkt, der grundlegende Fragen der Weltanschauung der Disputierbarkeit entziehen wollte und für gewisse Ergebnisse absolute und womöglich durch Gewalt erzwingbare Anerkennung verlangte, habe er nur ein Symptom der hereinbrechenden Barbarei erblicken können.

19) Fr. Studniczka, L. Aelius Seianus. Eine ikonographische Vermutung, vorgelegt zum Winckelmannsfeste des archäologischen Seminars der Universität Leipzig am 8. Dez. 1909.

In der Stallbodenkammer der casa del citarista zu Pompei fand man 1867 die lebensgroße Marmorbüste eines in den besten Lebensjahren stehenden Mannes. Eine halblebensgroße Wiederholung aus Bronze kam in Ludwigshafen zu Tage und von dort ins Museum zu Speier (Bonner Jahrb. XCIII 1902 Tafel 7 S. 61). Diese kann nur mit den Legionen an den Rhein gekommen sein.

Solche kleinen Porträts trugen die imaginiferi wie Fahnen den Kohorten voran. Für die Deutung der Büste kann von den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses keins in Betracht kommen; sie muß aber aus der Zeit des Tiberius stammen, da mit ihr zusammen in Pompei ein Knabenkopf gefunden wurde, den man mit Wahrscheinlichkeit auf den unglücklichen Agrippa Postumus gedeutet hat. So bleibt für die Deutung der Büste nur der einzige Privatmann übrig, dem damals die unerhörte Auszeichnung widerfuhr, die Tacitus Ann. IV 2 mit den Worten *coli per theatra et fora effigies eius interque principia legionum* bezeichnet. Auf Sejan paßt Alter und Charakter des Porträts, und sein jäher Sturz erklärt die Aufbewahrung der pompejanischen Büste in jenem Versteck.

20) D. Detlefsen, Bemerkungen zur alten Geschichte der cimbrischen Halbinsel. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 18 S. 8. 0,60 *M*.

Detlefsen macht auf das sog. Jordebog des dänischen Königs Waldemar II aus dem J. 1231 aufmerksam, worin die Namen von Stämmen, die Tacitus und Ptolemaeus nennen, erhalten seien, womit auch ihre Wohnsitze nachgewiesen würden: 1. das Cimmersyssel an der Nordostküste der Halbinsel — hierin ist der Name der Cimbern erhalten —, 2. das Harthesyssel in der Mitte der Westküste, wo der Wohnsitz der Haruden zu suchen ist, 3. das Abosyssel auf der Ostseite, worin der Name der Aviones steckt.

21) H. de la Ville de Mirmont, Afranius Burrhus. La légende traditionelle; les documents épigraphiques et historiques. Rev. de phil. 34 S. 73—100.

Verf. stellt, von Racines Britannicus ausgehend, in 8 Abschnitten zusammen, was wir aus Tacitus, Dio und anderen Autoren sowie aus der Inschrift von Vaison CIL. XII 5842 (s. Nipperdey zu XII 42) über den praefectus praetorii zu Neros Zeit Afranius Burrus wissen. Ich finde in der Abhandlung nur weniges, was hier zu verzeichnen wäre. Verf. vermutet, daß Burrus sich den militärischen Ruf, von dem Tacitus spricht, nicht als tribunus militum (etwa unter Germanicus), sondern als Prokurator einer Grenzprovinz erworben habe. Als Gouverneur Neros sei er jedenfalls Seneca untergeordnet gewesen. An der Ermordung Agrippinas sei er mitschuldig, da er auf Anicetus hingewiesen und den Mord vor den Prätorianern zu rechtfertigen sich bereit erklärt habe. Auch habe er sich dazu erniedrigt, Nero als Chef der Claque zu dienen.

Warum Verf. den Mann entgegen dem Zeugnis der Inschrift und der Handschrift des Tacitus Burrhus statt Burrus nennt, weiß ich nicht.

22) Walton Brooks Mc Daniel, Bauli the scene of the murder of Agrippina. The classical Quarterly IV 2, S. 96—102.

Verf. meint, daß *Baianus lacus* bei Tacitus Ann. XIV 4 nur ein anderer Name für den Kap. 5 genannten *Lucrinus lacus* sei, und daß, wenn Tacitus an der ersteren Stelle sage, die villa Bauli liege *promunturium Misenum inter et Baianum lacum*, dieser Ausdruck nichts weiter bezeichne, als daß Bauli auf der Ostseite der Halbinsel lag. Man dürfe Bauli nicht südlich von Baiae suchen; es sei vielmehr zwischen der punta dell' Epitafio und dem lacus Lucrinus, nördlich von Baiae, anzusetzen. Mir scheint, daß dieses Ergebnis mit den von Tacitus gegebenen Andeutungen schwer vereinbar ist.

23) Eugen Petersen, Die Serapislegende. Archiv für Religionswissenschaft XIII, S. 47—74.

Für die Tacituserklärung kommt aus diesem Aufsatz in Betracht die Vergleichung des taciteischen Berichts H. IV 83 mit denen des Plutarch Isis 28 und soll. anim. XXXVI 2, zu dem Zwecke, nicht nur die vermeintlichen Tatsachen, sondern die Legende selbst als etwas Tatsächliches herzustellen. Petersen macht zu Tacitus' hübscher Erzählung zwei, wie mir scheint, nicht zutreffende Bemerkungen. Erstens nimmt er eine Verschiebung der Vorgänge bei Tacitus an: die Nachforschungen habe Ptolemaeus erst nach dem zweiten Traum unternommen. Diese 'Berichtigung' empfiehlt sich durch nichts. Zweitens deutet er *terribilior iam et instantior* dahin, daß der Gott, der das erste Mal als Dionysos erschienen war, das zweite Mal als bärtiger Dis pater aufgetreten sei. Einer solchen Verwandlung widerspricht der Ausdruck *eadem species*. Offenbar verwechselt Petersen die äußere Erscheinung des Gottes mit seinem mehr oder minder drohenden Auftreten.

Vergl. H. Ph. Weitz, Sarapis. Klio X S. 120—127. Weitz bespricht die Heidelberger Dissertation von Ernst Schmidt, Die Einführung des Sarapis in Alexandria (Naumburg a. S., Druck von Lippert & Co). Weitz sowohl wie Schmidt sind der Meinung, daß Tacitus seine Nachrichten über die Wanderung des Serapis dem jüngeren Plinius zu verdanken habe.

24) Emanuele Ciaceri, La responsabilità di Tiberio nell'applicazione della 'lex Julia maiestatis'. Studi storici per l'antichità classica II S. 377—415. III S. 1—30.

Ciaceri behandelt in diesem Aufsatz ein altes, vielfach erörtertes Thema. Er stellt zuerst die Frage, welche Vergehen unter die lex Julia maiestatis fallen, und gelangt zu dem Ergebnis, daß dieses Gesetz jedenfalls das Verbrechen der perduellio mitumfaßte. Sodann sucht er zu zeigen, daß Tiberius über die An-

wendung, die Augustus dem Gesetze gegeben hatte, nicht hinausgegangen sei, ja sie insofern beschränkt habe, als er sie nicht auf die Mitglieder der kaiserlichen Familie ausdehnte, wie es Augustus in dem Prozeß des Jullus Antonius getan zu haben scheine. Der nächste Gegenstand der Erörterung ist die Frage, welche Strafen die lex Julia festsetzte. Endlich wird das Gerichtsverfahren, wie es unter Tiberius gehandhabt wurde, betrachtet, mit dem Ergebnis, daß weder der Senat, in dem alle Majestätsprozesse unter Tiberius verhandelt wurden, noch Tiberius, der nur in Ausnahmefällen den Vorsitz in diesen Prozessen führte, sich in irgend einem der Fälle über die Gesetze gestellt oder einen mißbräuchlichen Einfluß zu Ungunsten eines Angeklagten ausgeübt habe.

Dieses Ergebnis findet C. durch eine Betrachtung der einzelnen Prozesse bestätigt. Die Maßhaltung und Unparteilichkeit des Tiberius wurden freilich von Tacitus, der die dem Tiberius ungünstige Tradition vorgefunden und nicht verstanden habe sich dagegen aufzulehnen, zudem seine Annalen unter dem Eindruck der Tyrannis des Domitian konzipiert habe, verkannt und vielfach in ihr Gegenteil verkehrt.

25) Emanuele Ciaceri, Relazione schematica fra Tacito, Suetonio e Cassio Dione. Riv. di fil. 38 S. 232—238.

Verf. sucht zu zeigen, daß die den genannten Historikern gemeinsame Einteilung des Lebens und der Regierungszeit der julischen Kaiser, insonderheit des Tiberius, in je zwei Perioden historisch wertlos sei. Der Schematismus sei hervorgerufen worden durch die von Tacitus Ann. I 1 bezeugte Divergenz der Überlieferungen, die sich schon vor seiner Zeit gebildet hatte.

26) Attilio Profumo, L'incendio di Roma dell'anno 64. Estratto dalla Rivista di storia antica N. S. XIII 1. 31 S.

Profumo ist der Verfasser des außerordentlich umfangreichen Werkes Le fonti ed i tempi dello incendio Neroniano, Roma 1905, das ich JB. XXXI 300 und ausführlicher WS. f. klass. Phil. 1905 Sp. 629 besprochen habe. Jetzt hat er das Erscheinen von Hülsens Artikel The burning of Rome under Nero in dem Amer. Journ. of Archaeology XIII (s. JB. XXXV 282) zum Anlaß genommen, die in dem großen Werke entwickelten Auffassungen und Hypothesen aufs neue zu begründen. Ich finde in diesem Aufsatze nichts, was nicht schon in dem Buche vorgetragen wäre; insonderheit vermisse ich eine Widerlegung der höchst wahrscheinlichen Annahme, daß das *forte* bei Tac. XV 38 auf Cluvius Rufus zurückgehe, sowie des Einwandes, daß unter den Ausdrücken *auctores* und *prodidere* mündliche oder schriftliche Mitteilungen eines Mannes wie Nerva, der kein Historiker war, nicht mitbegriffen sein können. Die XV 38 erwähnten *auctores* sind keine andern als die XIII 20 genannten, und da Plinius sicher-

lich, Fabius Rusticus, der Freund des Seneca, höchst wahrscheinlich den Nero nicht entlastet hat, so bleibt als Gewährsmann für das taciteische *forte* nur Cluvius Rufus übrig.

27) Philippe Fabia, Le premier consulat de Petilius Cerialis. Rev. de phil. 34 (1910) S. 5—42.

In dieser für die Feststellung der Chronologie der im 4. Buche der Historien erzählten Ereignisse, für die Beurteilung des Tacitus und Josephus sowie für die Entscheidung gewisser staatsrechtlicher Fragen gleich wichtigen, an glücklichen Kombinationen reichen Abhandlung des um Tacitus hochverdienten französischen Gelehrten wird zuerst ein bisher noch nicht erkannter Widerspruch aufgedeckt zwischen den Worten des Tacitus Hist. IV 12 *crebrescentem cladis Germanicae famam nequaquam maesta civitas excipiebat; caesos exercitus, capta legionum hiberna, descivisse Gallias non ut mala loquebantur* und dem, was er IV 38 sagt, *maesta et multiplici metu suspensa civitate*, ein Widerspruch, der um so befremdender ist, als die ersten Worte eine Anticipation von Ereignissen enthalten, die erst Anfang 70, nachdem der Tod des Vitellius in Gallien und Germanien bekannt geworden war, nicht schon Ende 69, eintraten. Insonderheit bleibe unerklärlich, wie der Abfall der gallischen Länder nicht habe als ein Unglück erscheinen können. Offenbar habe Tacitus, als er IV 38 schrieb, nicht mehr im Gedächtnis gehabt, was er IV 12 geschrieben hatte; jene Notiz habe er in seiner Quelle gefunden, diese beruhe auf der seinem Pessimismus entsprungenen Neigung zur Generalisierung, die ihn verführt habe, das, was von einer Minorität galt, auf die Allgemeinheit zu übertragen.

Sodann macht Fabia es wahrscheinlich, daß der Aufbruch des Cerialis und der ersten Verstärkungen nach Gallien bereits in den ersten Wochen des J. 70 erfolgt ist. Erstens sei angesichts der verdächtigen Haltung des Antonius Primus eine schleunige Evakuation der Truppen aus Italien ebenso notwendig gewesen wie angesichts der germanischen Gefahr eine rasche Sendung von Verstärkungen nach Gallien. Zweitens heißt es IV 39 *pars exercitus in Germanias ducebatur*. Nun aber gehören alle Ereignisse, die in den Kapiteln 38—47 bis zum censorium funus des Flavius Sabinus erzählt werden, in dieselbe kurze Anfangsperiode des J. 70, und die Senatssitzungen, von denen in diesen Kapiteln die Rede ist, reichen nicht bis über die Mitte des Februar hinaus. Somit könne *interim* im Anfang von 54 nicht in strengem Sinne genommen werden — denn dann müßte Cerialis erst nach dem 21. Juni, dem Tage der Feier auf dem Kapitol, nach dem Kriegsschauplatze gekommen sein —, es beziehe sich vielmehr auf die ältesten noch in den Winter fallenden Ereignisse des vorhergehenden Abschnittes. Diese Beziehung sei um so einleuchtender,

als Cerialis seine ersten Erfolge bereits vor dem 21. Juni erreicht habe, wie daraus hervorgehe, daß sie einerseits zu einer Zeit erreicht wurden, wo Domitian und Mucian ihre Reise nach Gallien vorbereiteten (*isdem diebus* IV 80) und ihnen gemeldet wurden, als sie noch nicht die Alpen erreicht hatten (IV 85), andererseits Domitian, der städtische Prätor mit konsularischer Gewalt, schon am 21. Juni nicht mehr in Rom gewesen sein kann, da nicht er, sondern der Prätor Helvidius Priscus bei der Feier auf dem Kapitol den Vorsitz führte. Somit stehe der Bericht über die Feier bei Tacitus nicht an der durch die zeitliche Folge der Dinge geforderten Stelle. Die Verschiebung erkläre sich daraus, daß Tacitus das dem Vestinus erteilte Mandat von dem Bericht über die Feier nicht habe trennen wollen. Da ferner auch anzunehmen sei, daß die Ermordung des Sohnes des Vitellius, die Mucian anordnete, ehe er Rom verließ (IV 80), der des Vaters und des Oheims in nicht zu langer Zeit gefolgt ist, so müsse die Abreise des Mucian und Domitian beträchtlich vor den 21. Juni gesetzt werden, und dem entsprechend auch die ersten Erfolge des Cerialis. Diesem Ergebnis widerspreche nicht, was IV 68 über die Erwägungen Mucians berichtet wird, und wenn wir dort lesen *quarta decuma legio ex Britannia, sexta ac prima ex Hispania accitae*, so habe man hierzu nicht *sunt* (was grammatisch allein zulässig erscheint), sondern *erant* zu ergänzen, weil die 6. Legion gleichzeitig mit der zweiten aus Italien gekommenen Legion auf dem Kriegsschauplatz eintraf (V 14).

Daß Cerialis das Kommando über das untere Heer erhielt, erfahren wir erst aus V 19. Von den Legionen, die aus Italien kamen, war die erste auf dem Schauplatz der Operationen die 21. (IV 70). Sie bildete die Avantgarde, mit ihr passierte Cerialis noch vor Ende des Winters die Alpen (IV 71 *militum quantum secum transvexerat*).

Was Josephus bell. Iud. VII 4, 2 über die Entsendung des Cerialis berichtet, der auf dem Wege nach Britannien den Kriegsschauplatz berührt und so, wie durch einen gottgewollten Zufall zur Stelle gebracht, die Führung gegen Civilis übernommen habe, ist, wie Fabia zeigt, voll von offenbaren Fehlern. Josephus habe die historische Wahrheit durch eine für das flavische Haus schmeichlerische Darstellung ersetzt, und aus demselben persönlichen Motiv sei es zu erklären, daß er dem Domitian eine viel zu bedeutende Rolle in der Unterdrückung des gallischen Aufstandes zuschreibt und Cerialis zu Gunsten Domitians, Mucian zu Gunsten Vespasians herabsetzt. Aber Josephus allein bezeugt, daß Vespasian — oder vielmehr Mucian — Cerialis vor dessen Abreise zum Konsul machte. Dieses Amt hatte Cerialis noch nicht bekleidet; sonst hätte sein Konsulat von Tacitus III 59 erwähnt werden müssen. Ohne Zweifel hat Mucian die kaiserliche commendatio zum Konsulat für Cerialis in der Senatssitzung vom 9. Januar gegeben. Wo-

durch hat er aber die Qualität als Consular, deren er bedurfte, um das Kommando des niedergermanischen Heeres anzutreten, erlangt? War er consul absens oder gelangte er durch ädlectio inter consulares zur Würde eines Konsulars? Fabia ist zu der letzteren Annahme geneigt und vermutet, gestützt auf Hist. IV 39 *citeriorem Hispaniam ostentans,* daß auch Antonius Primus, der nicht, wie Cerialis, designierter Konsul war, am 1. oder 9. Januar unter die consulares aufgenommen worden ist. Cerialis aber heiße, da er consul designatus war und die designatio consulatus wie ein wirklich verwaltetes Amt mitzählte, in dem Militärdiplom vom J. 74 (CIL. III S. 852) mit Recht *consul iterum.*

28) Anzeigen älterer Schriften:

Nöthe, Aliso (JB. XXXIV 359): Historische Vierteljahrsschrift XII S. 569 von O. Langer (Verf. habe in durchaus sachlicher Form alles, was für Aliso = Oberaden spricht, zusammengestellt); Wilisch, Der Kampf um das Schlachtfeld im Teutob. Walde (JB. XXXV 273): Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1910 S. 272 von J. Weiss, Lit. Centr. 1910 S. 190 von A. R. ('klare und geschickte Abwägung'), die Saalburg 20/21 von W. Bruder (der zugleich den Inhalt eines Vortrages von Knoke auf der hannoverschen Tagung der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte: 'Wanderung über das Schlachtfeld des Teutob. Waldes' mitteilt); Knoke, Armin (JB. XXXV 276): DLZ. 1909 S. 3050 von E. Wolff, Rev. crit. 1909, 47 S. 405 von M. Besnier, Historische Ztschr. 104 II S. 429, Lit. Centr. 1910 S. 190 von A. R. (die Sicherheit, mit der Verf. seine Ortsbestimmungen vortrage, mißfalle), WS. f. klass. Phil. 1909 Sp. 1201 von E. Wilisch (eingehender Inhaltsbericht und sachliche Würdigung), Hist. Vierteljahrsschrift XIII S. 129 von H. Nöthe ('von allen aus diesem Anlaß erschienenen Festschriften die wertvollste und bedeutendste'), Mitt. hist. Lit. 38 S. 275 von C. Winkelsesser; Rehrmann, Arminius (JB. XXXV 277): Historisches Jahrbuch XXX 5 S. 683 von P. G. M.; Schierholz, Die Örtlichkeit der Varusschlacht (JB. XXXV 278): Hist. Ztsch. 103 S. 657; Nase, Die Ortsbestimmung für Aliso (JB. XXXV 279): Hist. Vierteljahrsschrift XII 3 S. 406 von H. Nöthe ('unsichere Behauptungen in wirrem Durcheinander'; doch billigt Nöthe die Ansetzung von Aliso in Oberaden, Hülsenbecks Ortsbestimmung für die Varusschlacht und dessen Emendation bei Vell. II 105 *ad caput Viliae* = Wile oder Karbach, der nordwestlich von Marsberg entspringt), Mitt. hist. Lit. 38 S. 275 von C. Winkelsesser ('einer Widerlegung nicht würdig'), Lit. Centr. 1910 S. 190 von A. R. ('unglaubliche Etymologien'), DLZ. 1910 S. 620 von C. Schuchhardt ('Aliso kann nicht = Oberaden sein, weil das Lager bei Oberaden nur wenige Jahre bestanden hat, dann erobert und nicht wieder

benutzt worden ist, und weil diese wenigen Jahre nach dem Ausweis der Funde in die Anfangszeit der Römerkriege fallen, während das von Drusus gegründete Aliso nach der Varusschlacht wieder benutzt und von Germanicus noch im J. 16 n. Chr. erneuert worden ist'), Schoonover, A study of Cn. Domitius Corbulo (JB. XXXV 282): Rev. crit. 1909, 46 S. 392 von E. T. (ablehnend), Rev. d. et. anc. XI S. 382 von C. Lécrivain, Boll. di fil. class. XVI S. 270 von S. Consoli; Henderson, Civil war (JB. XXXV 283): Museum XVII S. 180 von Boissevain ('lesenswert, klar geschrieben, aber nicht unparteiisch'), Rev. des ét. anc. 1909 S. 97 von G. Glotz (anerkennend), Berl. phil. WS. 1910 S. 136 von E. Wolff (eingehende Kritik, aus der ich die Zustimmung zu Hendersons Änderung von *quartum* in *quartum decumum* Hist. II 39, 6 hervorhebe, die in der Tat über eine Hauptschwierigkeit hinweghelfe und das Verständnis der ganzen Stelle erleichtere).

Das Buch von R. Waltz über Seneca (JB. XXXV 282) ist unter dem Titel 'Sénèque et Néron' ausführlich besprochen von Ph. Fabia, Journ. des Sav. 1910 S. 260—271. Er weist auf die Bedeutung der Schriften Constant Marthas über Seneca als Philosophen und Schriftsteller hin. Dieser urteile bei aller Maßhaltung in der Wertschätzung der Persönlichkeit Senecas mit Recht strenger als Waltz über den ludus de morte Claudii. Fabia vermutet ferner, daß für Senecas Entschluß, Neros Lehrer zu werden, der Haß gegen Claudius und die Begierde, Britannicus die väterliche Schuld zahlen zu lassen, mitbestimmend gewesen sei. Waltz sei zu sehr bemüht, alles Gute, das während Senecas Ministerium im Staate geschah, diesem allein zuzuschreiben; er übertreibe seinen Einfluß und das Glück der Zeiten unter seiner Regierung. Er berichte ferner die Ann. XIII 20 erzählte Scene ganz nach der Version des Fabius Rusticus (abgesehen davon, daß er einen anderen Grund für die Abberufung des Burrus angebe), ohne Rücksicht auf das von Tacitus dagegen vorgebrachte Bedenken. Vielleicht habe Seneca in jener Nacht überhaupt keine Rolle gespielt. — An zwei Stellen kritisiert Fabia die Motivkonstruktion des Tacitus. Die in den Worten *cupientibus cunctis infringi potentiam matris et credente nullo usque ad caedem eius duratura filii odia* XIV 1 enthaltenen Gründe seien von offenbarer Schwäche. Denn nach dem, was XIII 20 erzählt ist, hätten Burrus und Seneca nicht zweifeln können, daß Nero eines Muttermordes fähig sei, und ebenso, daß eine fortgesetzte Zurückdrängung der bereits ohnmächtigen Agrippina für das öffentliche Wohl nicht notwendig sei, und so hätten sie, da eine Opposition gegen Poppaea offenbar erfolglos war, Agrippina ihrer Rivalin überlassen. Von den beiden in den Worten *ne irriti dissuaderent, an eo descensum credebant, ut, nisi praeveniretur Agrippina, pereundum Neroni esset* XIV 7 enthaltenen Motiven sei nur das erste zutreffend; denn eine bewaffnete Erhebung hätten Burrus und Seneca der Agrip-

pina nicht zutrauen können. Daß beide um die Vorbereitungen für das trügerische Schiff gewußt haben, hält Fabia für wahrscheinlich. Er behandelt ausführlich die verderbte Stelle XIV 7, in der er mit Doederlein *quos statim expergens* (?) *acciverat* schreibt und das überlieferte *incertum an et ante ignaros* verteidigt, was doch nur, wenn *et* fehlte, mit on ne sait s'ils n'étaient pas déjà au courant oder mit peut-être n'étaient ils pas encore au courant übersetzt werden könnte. Auch *metuebant* XIV 3, das von Fabia verteidigt wird, ist nicht zu halten; denn das *n* ist in der Handschrift von erster Hand getilgt.

III. Sprachgebrauch.

29) J. Gantrelle, Grammaire et style de Tacite. Troisième édition revue et corrigée. Paris 1908, Garnier frères. XII, 60 S.

Die erste Auflage dieses Abrisses erschien 1874 (s. JB. IV 296), die zweite 1882. Die jetzt erschienene dritte ist, wie V. im Boll. di fil. class. XVI S. 152 bemerkt, nichts als ein Wiederabdruck der zweiten, obwohl seit 1882 bis jetzt die Forschungen über Sprache und Grammatik des Tacitus ergebnisreicher gewesen sind als früher.

30) George Dwight Kellogg, Cross-suggestion, a form of Tacitean brachylogy. Amer. Journ. of Philol. XXX S. 310—321.

Ausgehend von Hor. Carm. III 13, 6 *gelidos inficiet tibi rubro sanguine rivos*, wo sich aus jeder der beiden durch die Adjektive bezeichneten Eigenschaften die entgegengesetzte Eigenschaft zu dem andern Gegenstande ergänzen läßt, erläutert Verf. von demselben Gesichtspunkt aus eine Reihe von Stellen des Agricola und der Germania, wo die Einbildungskraft des Lesers auf Grund des Gegensatzes oder einer Ähnlichkeit die erforderliche Begriffsergänzung vollziehe. Ich wähle ein paar Beispiele aus: Agr. 4 *Graeca comitate et provinciali parsimonia* erzeuge der Gegensatz zu *Graeca* als Ergänzung zu *parsimonia* den Begriff 'römisch', der Gegensatz zu *provinciali* den Begriff 'städtisch', so daß eine griechische Stadtkultur der Einfachheit römischen Provinziallebens entgegengestellt werde. Agr. 12 liege in *honestior auriga, clientes propugnant* folgender Gedankenkomplex: '(The chieftain), who drives the chariot (in time of battle) is hold in more esteem than those who do the actual fighting, that is, his vassals, who fight from the chariot by his side or on the ground'. Agr. 38 entwickle sich aus *vastum ubique silentium, secreti colles* folgendes Gemälde: 'everywhere is the silence of solitude and desolation, the hills once noisy and swarming with the hordes of the enemy are now silent, deserted and solitary'. Germ. 4 sei *umidior* . . .

ventosior = 'feuchter und weniger windig' . . . 'windiger und weniger feucht'.

Diese Art der Betrachtung hat den Verf. in verschiedene Gefahren gestürzt. Seine Erklärung verwässert den Sinn und zerbricht die Kraft des Ausdrucks, wenn er Agr. 2 zu *vocem* ein *liberam* aus *libertatem*, zu *libertatem* ein *agendi* aus dem in *vocem* liegenden *vocare* (?), zu *senatus* ein *Romani* aus *populi Romani*, zu *conscientiam* ein *libere expressam* aus *libertatem* und *vocem* ergänzt. Geradezu unrichtig ist Agr. 6 die Ergänzung von *edidit* zu *ludos* aus *duxit* und von *munera* zu *inania honoris* aus *ludos*; ebenso unrichtig wird Agr. 24 *in conspectu* zu *ubique* aus *e conspectu* (es ist einfach *essent* zu denken) und aus *tolleretur* ein *inferrentur*, zuletzt sogar aus *Romana* ein *Britannorum* zu *libertas* ergänzt, wodurch der Sinn völlig verzerrt wird. Endlich hat Kellogg sein Interpretationsmittel auch auf Stellen angewendet, wo offenbar eine Korruptel des Textes vorliegt: Agr. 45 sei *horrore perfudit* aus *sanguine perfudit* zu *Maurici Rusticique visus* und *occisus* zu *Senecio* aus *Maurici Rusticique visus* zu denken; Agr. 44 lasse sich, wenn man *sicut ei* statt *sicuti* lese, aus *ei* ein *nobis* zu *solacium tulit* denken, während diese letzteren Worte zu *ei* die Ergänzung *solacium tulisset* liefern. Ja, die cross-suggestion würde sich, meint K., sogar auf Agr. 15 anwenden lassen, wenn nicht hier die beiden neuen Handschriften *felicibus* nach *impetus* einschöben; denn dann wäre der Sinn: 'let them not be dismayed by the issue of one or two battles (with the Romans); (the) — *quo* zu ergänzen — more impulse (to fight), (the) greater resolution on the part of their victims'.

IV. Handschriftliches und Textkritik.

31) Arthurus Schoenemann, De Taciti Germaniae codicibus capita duo. Dissertatis Halensis. Halis Saxonum 1910, typis Wischani et Burkhardti. 73 S.

Eine auf Wissowas Anregung entstandene fleißige und sorgfältige Arbeit. Unsere Überlieferung der Germania beschränkte sich bekanntlich bis vor wenigen Jahren auf die Handschriftenfamilien X und Y, die beide aus dem codex Hersfeldensis geflossen sind. X wird vertreten durch den Vat. 1862 (A) und den liber Pontani, aus dem der Leidensis (B) stammt; Y durch den Farnesianus (C) und den Vat. 1518 (D). Seit der Auffindung des cod. Aesinus (E) ist zu X und Y noch eine dritte Familie (Z) hinzugetreten, zu der außer E der cod. Toletanus (T), der Ottobonianus 1795 (O), der Vat. 2964 (L), der Ariminensis (R), sowie die beiden Nürnberger Ausgaben des J. 1473 und die römische des J. 1474 gehören.

Der erste Abschnitt der Dissertation Schoenemanns erörtert die Frage, in welchem Verhältnis die Glieder der Familie Z zu einander stehen und wie der kritische Wert dieser Familie gegenüber den beiden andern einzuschätzen ist. Durch eine mühsame Vergleichung der Lesarten und eine große Menge von Variantenlisten wird gezeigt, daß Z die beiden andern Familien in der Zahl der korrekten Lesarten überragt, ferner, daß aus Z, dem Apographon des Hersfeldensis, drei Abschriften flossen. Die erste ist der Aesinus, aus dem der Toletanus abgeschrieben ist, die zweite eine Handschrift, die einerseits den beiden Nürnberger Ausgaben, andererseits der editio Romana zu Grunde liegt, während aus der dritten L O R stammen, Wo die einzelnen Vertreter der Familie Z von einander abweichen, sind die Verschiedenheiten, wenn sie nicht auf der Nachlässigkeit des Schreibers beruhen, auf die von den einzelnen Schreibern verschieden getroffene Auswahl aus den Doppellesarten der Vorlage zurückzuführen, und ebenso beruhen die Fälle, wo Z B gegen A C D oder Z A gegen B C D miteinander übereinstimmen, auf der Gleichmäßigkeit dieser Auswahl. Wie, abgesehen davon, daß T aus E stammt, sämtliche Vertreter der Familie Z voneinander unabhängig sind, so sind sie auch von X oder Y nicht beeinflußt worden, nur daß R an einigen wenigen Stellen nach X oder Y korrigiert ist.

Diesen Ergebnissen liegen, wie gesagt, Variantenlisten zu Grunde, von denen die vier ersten (S. 6—9) das Wertverhältnis von Z zu X und Y illustrieren: Z X richtig gegen Y, Z X unrichtig gegen Y, Z Y richtig gegen X, Z Y unrichtig gegen X. Kein Zweifel, daß Schoenemann in diesen Listen sein 'recte' und 'falso' im allgemeinen richtig verteilt hat; aber in einigen Fällen wäre es doch vorsichtiger gewesen, mit einem entschiedenen Urteil zurückzuhalten, z. B. 20, 3, wo es durchaus nicht gewiß ist, daß Z Y richtig *ancillis ac nutricibus*, X unrichtig *ancillis aut nutricibus* bietet, und 41, 6 scheint es mir sogar sicher zu sein, daß Schoenemanns Urteil 'Z X recte passim, Y falso passim et' umgekehrt hätte lauten müssen; vgl. zu der Verbindung *passim et sine custode* lex. Tac. S. 1510/11.

Der zweite Teil der Dissertation handelt von der Tätigkeit des von Wissowa B^2 genannten Korrektors des Leidensis. Um festzustellen, woher dieser seine Korrekturen entnommen, hat Sch. ein umfangreiches handschriftliches Material, das ihm zum Teil von R. Wünsch zugänglich gemacht worden ist, und außerdem, da B^2 zu einer Zeit gearbeitet hat, wo es schon gedruckte Bücher gab, alle zwischen 1470 (editio Spirensis) und 1502 (editio Lipsiensis) erschienenen Ausgaben zur Vergleichung herangezogen. Das Ergebnis dieser Zusammenstellungen lautet: B^2 hat seine Korrekturen teils aus einer Handschrift der Familie Y, teils aus einer der beiden Ausgaben des Puteolanus, die 1475 und 1497 erschienen sind, teils aus seinem eigenen ingenium geschöpft.

Daß Puteolanus eine seiner Quellen sei, hatte schon Ad. Michaelis (Dial. praef. S. XI) vermutet. Daraus ergibt sich, daß die Tätigkeit des Korrektors jedenfalls nach dem J. 1475 anzusetzen ist.

Das Latein der Dissertation ist klar und korrekt; nur die Form *infuisse* (p. 67) ist mir aufgefallen.

32) C. D. Fisher, The class. Rev. XXIII S. 223,

vergleicht mit Tac. Hist. I 15 die schon von Meiser zitierte Parallelstelle Plin. pan. 85 *Jam et in privatorum animis exoleverat priscum mortalium bonum, amicitia, cuius in locum migraverant adsentationes, blanditiae et peior odio amoris simulatio.* Die Übereinstimmung könne nicht zufällig sein. Ob Tacitus den Plinius nachgeahmt habe oder Plinius den Tacitus — in diesem Falle müsse der Satz des Plinius als ein Nachtrag gelten —, sei nicht zu entscheiden, zumal da sich noch eine dritte Möglichkeit darbiete; es könnten nämlich beide Autoren aus derselben Quelle, einem 'rhetorical locus on the disavantages of being an emperor', geschöpft haben. Jedenfalls bestätige aber die Pliniusstelle Freudenbergs Änderung im Tacitustext *blanditiae et.* — Hist III 52 sei *edisserens* in *disserens* zu ändern und das überschüssige *e* zur Ergänzuug des im folgenden überlieferten *ut ex ventu* (st. *ut ex eventu*) zu verwenden. Ebenso sei III 74 *enovatae* statt *navatae* und hernach *proximis* statt *e proximis* (so Baiter) überliefert. — Hist. IV 24 vermutet F. *ipse navibus ⟨invadit,⟩ invalidus* etc., indem er darauf hinweist, daß im Mediceus die Seite mit der zweiten Silbe von *invalidus* endet. Diese Konjektur dürfte weniger Beifall finden als die übrigen Bemerkungen.

33) Johann Müller, Neue Beiträge zur Kritik des Tacitus. Separat-Abdruck aus dem Innsbrucker Festgruß von der philosophischen Fakultät dargebracht der 50. Vesammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Graz 1909. 12 S

Diese scharfsinnige Abhandlung des verdienten Verfassers der 'Beiträge zur Kritik und Erklärung des Cornelius Tacitus' und Herausgebers des Tacitus macht in anregender Weise auf eine Reihe von Stellen aufmerksam, die fast sämtlich nicht zu den anerkannt kontroversen gehören, aber durch eine Unklarheit oder Unebenheit des Ausdrucks auffallen und deshalb, wie M. glaubt, einer Emendation bedürfen. Man wird die wohl überlegten Ausführungen mit Interesse lesen, die Änderungsvorschläge freilich nur zum kleineren Teil gut heißen.

Nachgewiesen hat Müller, daß Ann. XIII 50 die alte Lesart *congruerent,* wofür Halm *congrueret* einsetzte, wiederhergestellt werden muß, da die beiden Subjekte durch *inter se* einander gegenübergestellt, also getrennt gedacht sind. Sehr hübsch und jedenfalls beachtenswert ist auch der Vorschlag, Hist. III 63 zu

schreiben *relictae simul ⟨singulae⟩ e victricibus legiones*, zumal da nur, wenn die Stärke der zur Überwachung der übergetretenen Vitellianer zurückgelassenen Truppen angegeben worden ist, dem Leser eine Kontrolle über das in den Worten *neque quiescentibus graves et adversus contumaciam validae* enthaltene Urteil des Schriftstellers möglich ist. — An einer befriedigenden Deutung des ohne Zweifel gekünstelten Ausdrucks *et uno amne discretis conexum odium* Hist. I 65 verzweifelnd ändert M. *conexum* in *conexu*: 'durch den örtlichen Zusammenhang (nachbarliche Reibung) habe sich die Steigerung von Eifersucht und Mißgunst zum Hasse vollzogen'. Gewiß will Tacitus sagen, daß die Nachbarschaft den Haß erzeugte; aber die Wortverbindung *conexum odium* als unklar und deshalb als korrupt zu bezeichnen, verbietet die Beobachtung, daß Tacitus auch sonst die Verba des Verknüpfens und Verschmelzens in seltsamen Übertragungen gebraucht. Ann. III 31 *Germanici cum Tiberio idem honor neque patruo laetus neque natura tam conexus fuerat*, wo die auf Blutsverwandtschaft beruhende Zusammengehörigkeit, die zwischen Neffen und Oheim nicht so eng ist wie zwischen Sohn und Vater, von den Personen, die dasselbe Amt bekleideten, auf das Amt übertragen ist; IV 33 *delecta ex iis et consociata res publica*, eine durch Zusammenschweißung verschiedener Elemente gebildete Staatsverfassung. — Die Stelle Hist. II 63 *seram veniam post scelus quaerebat* wird verschieden gedeutet. Es ist Müllers Verdienst, durch den Hinweis auf diesen dissensus die Frage, wie die Worte zu verstehen sind, aufs neue angeregt zu haben; aber eine Entscheidung läßt sich vielleicht auch ohne Änderung des Textes treffen. Müller schiebt nämlich *coeptum* vor *scelus* ein und bezieht *scelus* auf die falsche Beschuldigung, die Plancius gegen Dolabella erhoben hatte. Ich halte es mit Heraeus, der unter *venia* die Begnadigung des Dolabella, unter *scelus* die vollstreckte Ermordung desselben versteht. Wer dieser Auffassung folgt, muß allerdings zugestehen, daß die Worte *seram . . . quaerebat* dem Folgenden vorgreifen. Tacitus hat sie vielleicht deshalb hier eingefügt, um das, was zu der Beteiligung des Plancius an der Sache gehört, sogleich zu erledigen; denn er scheint die Reihenfolge der Ereignisse nach den Personen geordnet zu haben, die in die Sache eingriffen: Vitellius (*occidi Dolabellam iussit* das Thema im voraus bezeichnend), Plancius, Sabinus, Triaria, Vitellius (*interfici iussit* auf den Eingang zurückweisend). Man würde jenen Anstoß, der in dem Vorgreifen der Worte *seram . . . quaerebat* liegt, weniger empfinden, wenn Tacitus *cunctantem enim* statt *cunctantem* geschrieben hätte. Dann würden die folgenden Worte bis zum Ende des Berichts die Erklärung bringen für *seram* und *post scelus*, und das Imperfekt *quaerebat* eine Bemühung bezeichnen, die noch fortdauerte, als der Mord, ohne daß Plancius es wußte, bereits angeordnet und in aller Eile vollzogen war. Die Handschrift hat nach *cunctante* eine Rasur

mit unklaren Resten von Schriftzügen. — Hist. IV 68 vermutet M. vor *adsumuntur* den Ausfall von *ad bellum*. M. bemerkt richtig, daß der Entschluß des Mucianus, den Oberbefehl im Kriege selber zu übernehmen, im Anfang des Kapitels nicht präzis ausgesprochen, sondern in der Form von Erwägungen, die zum Entschlusse führten, gegeben ist. Dadurch wird der Übergang von den Maßregeln zur Sicherung der Ordnung in Rom zu den Vorbereitungen zum Kriege gegen die Aufständischen um so abrupter. Diese Härte ist auch Fabia, der dieses ganze Kapitel einer kritischen Analyse unterzogen hat (s. JB. XXX 333), nicht entgangen; aber sie durch Annahme einer Lücke zu mildern, hat er, wie ich glaube, mit Recht unterlassen. — Hist. V 5 rät M. so zu konstituieren: *unde auctae Iudaeorum res, et quia apud ipsos fides obstinata . ⟨domi⟩ misericordia in promptu, sed adversus omnes alios hostile odium.* Ich glaube, daß man mit der vulgata auskommen kann, wenn man die Worte *sed . . . odium* mit Döderlein aus der durch *quia* eingeleiteten Begründung ausscheidet ('während sie alle andern wie Landesfeinde hassen') und unter *res* nicht allein die Macht des jüdischen Volkes (so Müller), sondern auch den privaten Wohlstand versteht, der doch durch jene mitbedingt wird. Gegen die Einschiebung von *domi* spricht das vorausgehende *apud ipsos*. — Die Worte *eadem familia* Ann. VI 27 als Ablativ des Ursprungs zu fassen widerrät der Sprachgebrauch; aber auch als abl. qual. könnten sie, meint M., nicht gelten, da sie dann eine Eigenschaft bezeichnen würden, die die Lebensführung anders hätte bestimmen sollen, und die so entstehende doppelte Gegensätzlichkeit (von demselben Stamme, aber verdorben, gleichwohl vornehm) zur Einfachheit des Gedankens nicht passe. Er verlangt deshalb *eadem e familia*. Über den bei Tacitus weit ausgedehnten Gebrauch des abl. qual., der oft rein äußerliche Verhältnisse bezeichnet, hat Müller selbst im 4. Heft seiner Beiträge (1875; s. JB. III 72) lehrreiche Ausführungen gegeben, die uns zu der Auffassung berechtigen, daß die Ausdrücke *familia equestri, senatoria, praetoria, consulari, nobili* und so auch *eadem familia* nichts weiter bezeichnen als die Zugehörigkeit. — Ann, XIV 28 spricht Tacitus von einer einmaligen Maßregel des Nero, der im J. 60 die drei überzähligen Kandidaten der Prätur zu Legionslegaten ernannte. Sueton (Nero 15) berichtet dasselbe, aber als dauernde Einrichtung. Um beide Berichte in Einklang zu bringen, schreibt M. bei Tacitus: *prius* (st. *tris*), *qui supra numerum petebat* (st. *petebant*), *legioni praeficiendo*; vergeblich, da die vorangehenden Worte zeigen, daß Tacitus von einem Vorgang des J. 60, nicht von einem regelmäßigen Verfahren spricht; auch würde man, wenn das letztere der Fall wäre, *peteret* statt *petebat* verlangen. Auffallend bleibt freilich in der überlieferten Fassung, wie M. mit Recht bemerkt, der Singular *legioni* nach *tris*, für den ich eine Parallelstelle nicht anzugeben weiß. Es scheint, daß Tacitus, als er

legioni schrieb, an jeden einzelnen der drei Kandidaten dachte. — Dial. 39 schiebt Müller *tantum* zwischen *extant*, das er in dem Sinne von *eminent* faßt, und *ut* ein. Er spricht von dem hier obwaltenden Gegensatz zwischen *ipsi* und *libri* und der durch *ipsi quoque* bezeichneten Gemeinsamkeit der Aussage von beiden. Den Satz, daß die Redner mehr nach solchen Reden, wie sie vorher geschildert worden sind, als nach anderen Reden eingeschätzt werden, verstehe ich; die Vorstellung, daß dasselbe von den Reden gelte, ist mir unfaßbar.

34) J. J. H(artman), Mnemos. 38 S. 155,

konjiziert Germ. 7 *exempli potius quam imperii* statt der überlieferten Ablative. Die Genetive verschlechtern den Sinn; denn wenn nicht das *exemplum* dasjenige ist, worauf die Leitung beruht, so ist es das *imperium*, nicht aber die *admiratio imperii*.

Fossataros Schrift De quibusdam Taciti Agricolae lectionibus (JB. XXXIV 376) bespricht E. Wolff, Berl. phil. WS. 1909 Sp. 1503. Wolffs Urteil lautet ähnlich wie das des Referenten; Kap. 9 rät er *exuerat* in *effugerat* zu ändern.

35) Georg Andresen, Tacitus' Annalen XV 44. WS. f. klass. Phil. 1910 Sp. 385. — Vergl. 'Tägliche Rundschau', 18. Febr. 1910, Abendausgabe.

Der Artikel richtet sich zunächst gegen die 1884 von Hochart (s. JB. XIII 77) vorgetragene und in neuester Zeit wieder aufgetauchte Hypothese, daß das Kap. Ann. XV 44, soweit es von dem Tode Christi und der neronischen Christenverfolgung berichtet, ein späterer Einschub sei. Ich habe Hocharts Verdachtsgründe widerlegt und gezeigt, daß der Abschnitt nicht nur von allen Merkmalen, an denen eine Fälschung erkannt zu werden pflegt, frei ist, sondern auch mehrere spezifisch taciteische Wendungen und in den Angaben über die Person Christi eine eigentümliche Verschiebung enthält, wie sie bei diesem Historiker auch an anderen Stellen nachweisbar ist; auch habe ich Hocharts Behauptung, daß der Bericht des Sulpicius Severus über die neronische Christenverfolgung älter sei als der in jenem Tacituskapitel enthaltene, durch den Hinweis auf eine eigentümliche Variante der Tacitushandschrift in dem Namen der *Christiani* zurückgewiesen. Auf die Frage aber, aus welcher Quelle Tacitus die in dem Kapitel enthaltenen Nachrichten geschöpft habe, habe ich geantwortet: direkt aus Cluvius Rufus, dem er schon XV 38 das viel umstrittene *forte* entlehnt haben muß, indirekt aus den Senatsakten. Denn abgesehen davon, daß diese Akten in den Annalen überall als indirekte Quelle durchschimmern, scheint mir die im Zusammenhang des taciteischen Berichtes entbehrliche Nennung des kaiserlichen Beamten Pontius Pilatus auf diese offizielle Quelle hinzudeuten. Ist meine Vermutung richtig, so er-

gibt sie eine amtliche Beglaubigung des Todes Jesu. In der Interpretation des Kapitels habe ich mit besonderem Nachdruck betont, daß aus sachlichen und sprachlichen Gründen zu *qui fatebantur* nichts anderes ergänzt werden kann als *Christianos se esse* (vgl. JB. XXXIV 362), daß somit die Christen als Christen, nicht als Brandstifter verurteilt worden sind.

Vergl. E. Wolfs Bericht über den Inhalt meines Aufsatzes in der Berl. phil. WS. 1910 S. 893.

36) Benedetto Romano, Boll. di fil. class. XVI S. 112,

meint die Stelle Dial. 3, 10 aus dem Zusammenhange so erklären zu können: 'Tu leggerai cio che Materno ha dovuto a se stesso (non alla suggestione provocata dal protagonista, also mit Beziehung auf *sui oblitus tantum Catonem cogitasset*) e riconoscerai quelle stesse cose che hai udite'. Er übersetzt also *quid* unbedenklich durch 'cio che' und übersieht die Schwierigkeit, die in der Verbindung von *legere* mit einem indirekten Fragesatz liegt.

37) K. Meiser, Rhein. Mus. 1910 S. 316,

konjiziert Dial. 37 *ut securam ⟨curam⟩ velint*: es liege in der Natur der Menschen, daß sie eine Aufregung wünschen, die ihnen keine Gefahr bringt. Ein nicht gerade wahrscheinliches Oxymoron.

38) H. Röhl, Zu Tacitus' Dialogus. Berl. phil. WS. 1910 S. 191 und 735.

Röhls Vorschläge sind: Kap. 7 *quod sine nominatione oritur*, 11 *nam statum, cui usque ad⟨huc nihil defuit ad⟩ securitatem, melius* etc., 26 *sed tamen frequens sicut hymenaeis clausula et exclamatio*, 28 *non inopia acuminum, sed* etc., 40 *mimuli quoque et histriones naribus* (offenbar Druckfehler für *auribus*) *uterentur*. Recht gefällig ist die zweite Vermutung; gegen die erste habe ich das Bedenken, daß *nominatio* und *oritur* insofern nicht zu einander passen, als durch den kaiserlichen Vorschlag für ein Amt wohl etwas erworben werden, nicht aber erwachsen kann; 26 scheint mir der Vergleich eines häufig gehörten Schlagwortes mit dem Refrain eines Hochzeitsliedes gesucht; 28 müßte der Gebrauch von *acumina* in dem allgemeineren Sinn von *ingenia* erst nachgewiesen werden; 40 wird man sich bei Acidalius' Umstellung beruhigen dürfen, wenn man nicht Johns Deutung von *populi quoque* gut heißt.

39) O. Stadler, Württ. Korr. 16 S. 412,

konjiziert zum Dialogus 8 *non minus esse ⟨domi⟩ in extremis* etc. (coll. Lucr. 6, 14) und *minimum inter tot ac tanta ⟨data⟩ locum*; 13 *quandoque Ennium ⟨imitatus⟩ sum, talis et meus dies veniat statuarque*, 14 *viri optimi et ⟨primi⟩ temporum nostrorum oratores*;

17 *ad extremum ini felicis huius principatus rationem, quo* ⟨*nonum*⟩ *Vespasianus* ⟨*annum*⟩ *rem publicam fovet*; 19 *qui usque ad Cassium* ⟨*Severum agnoscunt antiquos*⟩, *quem* etc.; 22 *iam obliteratam aetatem olentia;* 24 *officiosa* ⟨*Apri*⟩ *ratio temporum collegerit*; 25 *cum quasi conivens fatetur* (coll. Lucr. 5, 775); 38 *qua etsi nunc aptiorem est intueri* (coll. Germ. 5 *est videre*); 39 *silentium atrocius indicit.* Dss Lob der Originalität wird man diesen Vermutungen nicht versagen, aber sich auch wundern, daß so seltsame Dinge, wie die Vorschläge zu 13, 17 und 38 heute noch veröffentlicht werden.

40) R. Bitschofsky; Berl. phil. WS. 1909 Sp. 1071,

will Dial. 5 den positiven Begriff *patiar* aus dem unmittelbar folgenden *non patiar* entnehmen (Nipperdey zu Ann. XIII 56) und übersetzt, indem er hernach mit dem Referenten *apud se coarguam* schreibt: 'Denn auch ich werde, insoweit ich es zulassen werde, daß man einen Schiedsrichter in diesem Streite finde, nicht zulassen, daß Maternus' usw.; d. h. ich werde in diesem Streite einen Schiedsspruch nur insoweit zulassen, daß ich ihn dem Maternus selbst in Sachen seiner eigenen Berufswahl übertrage. Um dieser Auffassung zuzustimmen, müßte man wenigstens statt 'finde' (*inveniri*) 'einsetze' oder 'wähle' (constitui, eligi, dici) verlangen.

Berlin. Georg Andresen.

7.

Plato.

1910.

Mit Nachträgen aus den letzten Jahren.

I. A. Gesamtdarstellungen von Platos Leben, Lehre und Schriften.

1) C. Ritter, Platon, sein Leben, seine Schriften, seine Lehre. Erster Band. München 1910. C. H. Beck. 588 S. 8 *M*.
2) C. Ritter, Neue Untersuchungen über Platon. Ebenda 1910. 424 S. 12 *M*.

Die größte Förderung hat die Platowissenschaft unter den diesmal zur Besprechung gelangenden Büchern dem ersten Bände der R.'schen Monographie zu danken. Die Vorarbeiten zu dem Werke, durch die ihm R. eine sichere Basis geschaffen hat, erstrecken sich über Jahrzehnte, sind aber nur z. T. gebührend bekannt geworden. Die wichtigsten sind von R. niedergelegt einmal in den 'Inhaltsdarstellungen' der platonischen Dialoge, bisher in drei Bänden veröffentlicht: I. Die Schriften des späteren Alters (Parmenides, Sophistes, Politikus, Philebus, Timaeus, Kritias) 1903; II. Die Gesetze 1896; III. Der Staat 1909; sodann in den 'Untersuchungen über Plato' 1888; schließlich in den sieben umfangreichen Abhandlungen der 'Neuen Untersuchungen über Platon'[1]), von denen die ersten fünf (zu Sophistes, Politikus, Philebus, Timaeus und über die Sprachstatistik in Anwendung auf Platon und Goethe) bereits früher veröffentlicht waren, die beiden letzten aber '*Εἶδος, ἰδέα* und verwandte Wörter in den Schriften Platons' und 'Die dem Platon und Speusippos zugeschriebenen Briefe' neu sind.

R.'s Platon ist, wie alle größeren Platodarstellungen der letzten Jahre, in bewußtem Gegensatz zu Zeller geschrieben. Der Gegensatz bezieht sich zunächst auf Charakter, Reihenfolge und

---

[1]) Das Vorwort zu den N. U. enthält zwei leicht irreführende Fehler: auf S. III sollte es Z. 15 statt 'acht' Aufsätze 'sieben' heißen, und Z. 20 statt bis 'sechsten' Aufsatzes der 'fünfte' bezeichnet sein.

Echtheit der Schriften; nach gewissen Äußerungen S. V 224 und 283 und dem Schlußkapitel des ersten Bandes zu schließen, wird er hier nicht weniger scharf als dort sein. 'Die Behandlung, die Platon bei Zeller gefunden hat, ist unbefriedigend. Das ist öffentlich wohl zum ersten Mahl von H. Lotze ausgesprochen worden, und G. Teichmüller hat dann dieses Urteil durch manche Einzelnachweise begründet. Unter dem Eindruck seiner Ausführungen habe ich einst vor mehr als zwanzig Jahren eine Darstellung der Philosophie Platons ins Auge gefaßt'. Das vollendete Werk soll nun enthalten: I. Eine Schilderung von Platos Leben und Persönlichkeit. II. Eine kritische Übersicht über den Bestand der platonischen Schriften. III. Die Betrachtung der einzelnen Schriften. IV. Die Zusammenfassung des lehrhaften Stoffes unter allgemeinen Gesichtspunkten[1]). Der vorliegende erste Band umfaßt die beiden ersten Teile und den Anfang des dritten, über welch letzten ich aber erst im Zusammenhang mit dem zweiten Bande referieren werde[2]).

Was R. im 1. Bd. über die politischen Verhältnisse Athens im Zeitalter Platos (im wesentlichen E. Meyer folgend), über das Bildungsideal der Sophisten, das er treffend aus dem Geiste der perikleischen Demokratie herleitet, über die Geschichte der Gegensätze des φύσει ὄν und der νόμος, über Sizilien, über Sokrates und vieles andere lehrt, kann ich nicht im einzelnen ausführen. Ich beschränke mich darauf, über diejenigen Fragen R.s Meinung anzuführen, die gegenwärtig am meisten umstritten sind, indem ich die N. U. sogleich mit einfüge.

A. Platos Kriegsdienste und ursprüngliche Laufbahn. Man dürfe nicht übersehen, daß Plato von dem Augenblick an, wo er ins Ephebenalter eintrat, durch militärische Pflichten stark in Anspruch genommen war, bis zum Schluß des großen Krieges. Er werde seinem Vermögen nach als Reiter gedient, gegen die Plünderungszüge der von Dekeleia ausgesandten Streifscharen mitgekämpft und an dem Treffen bei Megara 409 teilgenommen sowie den Reitersieg 407 in der Nähe der Akademie miterkämpft haben (S. 47 f.). Er werde ferner 406 so gut wie sicher bei dem ausziehenden Bürgerheere gewesen und die Seeschlacht bei den Arginusen mitbestanden haben (S. 53 f.). Unter der Herrschaft der Dreißig werde P. fortwährend im Reiterkorps gedient und bei dem Überfall, den die Dreißig auf Eleusis machten, beteiligt gewesen sein, auch bei dem Gefecht von Acharnai gegen Thrasybul und seine Schar sowie bei anderen Kämpfen gegen diese

---

1) Während die Dialoge der ersten Periode Platos in einer auch die Form berücksichtigenden Weise wiedergegeben werden sollen, wird 'wie allmählich der Gehalt der Dialoge reicher und vielseitiger wird', zu einem der systematischen Darstellung mehr angenäherten Verfahren übergegangen werden. S. JB 1909 S. 315.

2) Laut brieflicher Mitteilung wird der 2. Bd. nicht vor Oktober 1911 zu erwarten sein.

(S. 64). Mit ziemlicher Bestimmtheit sei anzunehmen, daß P. die Feldzüge in den beiden ersten Jahren des korinthischen Krieges mitgemacht habe (S. 82), eben nach Ausbruch der Feindseligkeiten Ägypten verlassend, um seiner Bürgerpflicht im Waffendienst zu genügen (S. 24). Auch sei nicht ausgeschlossen, daß er 376, zweiundfünfzigjährig, mit unter seinem Freunde Chabrias bei Naxos gefochten habe (S. 108). — R. zweifelt nicht, daß P. ursprünglich sich dem öffentlichen Dienst widmen wollte (S. 57), ja der Umgang mit Sokrates werde zuerst vorwiegend Erwägungen praktisch-politischen Inhalts hervorgerufen oder verstärkt haben (S. 58). Die Motive für das Verlassen der vorgenommenen Laufbahn sieht R. (S. 61 ff.) im 7. Briefe richtig angegeben. Das Vorbild des Sokrates habe ihm gezeigt, wie er seinen Trieb, auf weite Kreise des Volkes zu wirken, auch ohne Amt und eine durch Volksgunst gestützte politische Stellung befriedigen könne (S. 66 f.).

B. Platons Reisen. R. hält es für wahrscheinlich, daß mehrere Jahre des auf den Tod des Sokrates folgenden Jahrzehnts mit Reisen ausgefüllt waren, und daß das nächste Ziel Megara gewesen sei (S. 65 f.). In betreff der ersten sizilischen Reise möchte er die ganze bekannte Geschichte, wie sie Plutarch und Diogenes überliefern, von dem Verkauf des Philosophen auf Veranlassung des Dionys, glauben. Die Heimkehr sei im Sommer 388 erfolgt (S. 83—86 und 101 ff.). Die Bekanntschaft mit Archytas, dem Haupt der pythagoreischen Genossenschaft in Unteritalien, geht nach R.s Vermutung bereits auf den ersten italischen Aufenthalt P.s, zurück, auf den die erste sizilische Reise unmittelbar folgte (S. 86). Auf die Jahre 399—388 verlegt R. auch alle anderen etwaigen Reisen außer der zweiten und dritten sizilischen, mit folgender triftiger Begründung S. 87: 'Die Darstellung des siebenten Briefes . . . schließt den Gedanken an eine zusammenhängende, durch lange Jahre sich hinziehende Reihe von Reisen, die mit dem sizilischen Abenteuer ihr Ende erreicht hätten, ganz entschieden aus. Aber nicht ausgeschlossen wird durch sie die Annahme, daß Platon zu verschiedenen Malen die Heimat verlassen habe, um in die Fremde zu gehen. In seinem späteren Leben, als er der Mittelpunkt eines Vereins forschender Freunde, der Lehrer so vieler aus allen Städten Griechenlands ihm zuströmenden Schüler geworden war, hat P. an Athen gehaftet. Nur sehr ungern entschließt er sich auf dringendste Veranlassung im Jahre 367 zur zweiten sizilischen Reise, und noch viel schwerer zur dritten. Nur auf der Rückkehr von diesen Reisen hat er, vom geraden Wege abbiegend, sich Zeit gegönnt, um einige Besuche zu machen. Wenn also bei verschiedenen Schriftstellern Berichte außer über Italien und Sizilien vorliegen, so werden wir fast genötigt sein, soweit wir in ihnen einen geschichtlichen Kern anerkenneu, eben auf jene elf Jahre sie zu verlegen; zum Teil freilich könnten sie auch noch in die ersten Jahre nach

dem Abenteuer des Verkaufs auf Aigina fallen: doch ist das weniger wahrscheinlich'. Aus den Schilderungen fremder Länder und Völker schließt R., P. müsse mit eigenen Augen gesehen haben: vor allem Ägypten, dann die Umgegend von Knosos auf Kreta, dann Tarent. Über die Motive zu der Reise vgl. S. 98 f. Es folgt als sicheres Datum Platos Berufung an den Hof des jüngeren Dionys 367 und der zweite sizilische Aufenthalt mit nicht bestimmbarer Dauer (vgl. S. 101, 116, 127). Als Datum der Rückkehr von der letzten sizilischen Reise entscheidet sich Ritter für Juli bis September 360, indem er auf der Heimreise einige Zeit für den Aufenthalt bei den pythagoreischen Freunden in Tarent ansetzt (vgl. S. 138, 146, 147).

C. Das Verhältnis Platos zu Sokrates. R. teilt nicht das 'herrschende Vorurteil: Plato und Isokrates selber hätten sich unmöglich gegenseitig hochschätzen oder gar mit freundlichen Gefühlen betrachten können'. Im Gegenteil: 'Plato konnte Isokrates nicht nur, wie es im Phaidros geschieht, als einen Redelehrer empfehlen, der wenigstens weit besser sei als alle anderen dieser Zunft, sondern er wird ihn auch als politischen Schriftsteller einigermaßen hochgeschätzt haben. Freilich, daß die Philosophie mehr wert sei als philosophierende Rhetorik und daß die Schule in der Akademie für hochbegabte Jünglinge die einzig richtige sei, diese Überzeugung konnte er unmöglich verleugnen. Immerhin liegt eine gewisse Anerkennung der technisch-rhetorischen Leistungen des Isokrates schon darin, daß P. in seinen späteren Schriften, von dem Sophistes an, den Hiatus geflissentlich meidet, wenn er sich auch nicht an alle die peinlichen Regeln des Isokrates gebunden hat. Auf der anderen Seite scheint es mir, daß die von H. Gomperz[1]) festgestellte Zunahme sokratisch gefärbter Ausführungen in den Schriften des Isokrates sich mit diesem Gelehrten am besten und natürlichsten so erklären lasse: der Redner habe allmählich erkannt, daß die sittlichen Forderungen, die P. seinem Sokrates in den Mund legt, berechtigt seien und habe der Überzeugungskraft der platonischen Darlegungen nicht dauernd widerstehen können'. Ja wenn der Peripatetiker Praxiphanes bei Diogenes III, 8 Isokrates bei P. als Gast verweilen lasse, habe das vielleicht einer tatsächlichen Grundlage nicht ganz entbehrt (vgl. S. 129—136). Um diese Ansicht, die Rivalität zwischen P. und Isokrates sei im wesentlichen ein Vorurteil, zu erhärten, bemüht sich R., sowohl Vorwürfe gegen die schriftstellerischen Tendenzen des Isokrates zu entkräften, als sogar eine gewisse Verwandtschaft zwischen diesen und gewissen Äußerungen Platos im 8. Brief und in der Politeia (V 469 ff.) nachzuweisen (vgl. S. 133 und 158). — Inbetreff des Verhältnisses zwischen dem isokrateischen Busiris und dem platonischen Staate hält R. vorsichtig an dem Non liquet

[1]) Wiener Studien 1902 Heft 2.

fest (S. 204). — Hirzel folgend verwirft R. mit aller Energie die Gleichsetzung des von Plato abschätzig beurteilten Unbekannten am Schluß der Euthydem mit Isokrates (S. 212—215), und damit auch alles, was über das Verhältnis des Euthydem zu dem Isokrates günstig gestimmten Phaedrus vermutet ist.

D. Platos Lehrtätigkeit. Der nötigen Kürze halber beschränke ich mich darauf zu erwähnen, daß sowohl die allgemeine Frage, inwieweit Platos Akademie als Repräsentantin des noch ungeteilten wissenschaftlichen Bestrebens gelten kann, das der ersten Epoche der abendländischen Wissenschaft eigen war, von R. berücksichtigt wird[1]), als auch daß im Anschluß an Useners Forschungen über die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit ein anschauliches Bild von dem speziellen Charakter der platonischen Gründung entworfen wird (vgl. S. 104—106; 126; 149; 187—193).

E. Platos Schriften. In zwei sehr praktisch angelegten Tabellen gibt R. eine Übersicht der wichtigsten chronologischen Ansetzungen der platonischen Dialoge, die in neuerer Zeit versucht sind. Ich gebe die Daten am Schlusse wieder, indem ich beide Tabellen vereine und alle Details fortlasse. Die römischen Zahlen geben an, daß die Werke von den betreffenden Gelehrten nicht für echt gehalten werden. Dialoge, die von vielen Gelehrten nicht berücksichtigt worden sind, sind nicht mit aufgezählt.

R. statuiert drei Gruppen von Dialogen[2]):

I. Hippias minor, Laches, Charmides, Protagoras setzt R. an den Anfang, da sie nach dem Gorgias keinen Platz hätten, zwischen Apologie und Gorgias aber nicht liegen könnten. Die vier erstgenannten Dialoge samt dem Hippias maior (falls er echt sei; vgl. S. 269) liegen nach R. der Verurteilung des Sokrates voraus, ja sogar seiner Anklage (vgl. S. 55 f. u. 97. Echtheit des gr. Hipp. 198[3]). Zum Charmides vgl. p. 269. Ansetzung des Protagoras nicht nach 400 vgl. S. 272). Zwischen Anklage und Prozeß liege der Euthyphon (vgl. S. 67 und 273). In engem Anschluß an die von Sokrates wirklich gehaltene Verteidigungsrede und nur kurze Zeit nach seinem Tode geschrieben sei die Apologie (vgl. ebenda). Sie steht am Anfang des durch die ägyptische Reise und die Kriegsdienste der Jahre 395 und 394 ge-

---

[1]) Vgl. besonders die Einleitung S. 3—4. — Wer Harnacks Rede vom 27. Jan. 1910 (Sitzungsber. d. Berl. Ak. d. W. 1910 S. 53 ff.) liest, wird sich zu einer Vergleichung der Gedanken Platos und Humboldts über das Wesen akademischer Wissenschaft angeregt fühlen.

[2]) Als unecht gelten ihm beide Alkibiades, Hipparchos, Anterasten, Theages, Jon, Kleistophon, Minos, Epinomis; außerdem der gesamte Anhang zu den thrasyllischen Tetralogien.

[3]) In den beiden Hippias sieht R. (S. 271) einleuchtender Weise nur Unterhaltungsschriften, die lediglich für die nächsten Verwandten Platos bestimmt waren. Vgl. JB. 1909 S. 351 f.

teilten elfjährigen Zeitraumes. In ihn falle nur noch der kleine Kriton (vgl. S. 97). Nach jahrelangem Verstummen erst habe Plato sich dann entschlossen, die Erbschaft des Sokrates anzutreten. Der Gorgias (um 390) sei die feierliche Absage an alle, die ihn noch an die politische Laufbahn fesseln wollten (vgl. S. 95—97. Wirkung des Gorgias S. 105 f.). In den von der ersten und zweiten sizilischen Reise begrenzten Zeitraum gehören nach R. Menon, Euthydem, Kratylos, Menexenos (nach 387? jedenfalls nach 390), Lysis, Symposion (etwa 384), Phaedon (vgl. S. 64, 105 f., 198, 200 f., 221, 226, 261, 273).

II. Die zweite Gruppe der Dialoge beginnt (vgl. S. 262) nach sehr langer, durch den Stilunterschied zu erkennender Pause die Politeia, 'vielleicht eine zweite umgearbeitete Ausgabe' (S. 205). An anderen Stellen nennt er diese Hypothese einen Notbehelf, ja S. 274 meint er: 'heute darf diese Anschauung [daß das Werk seine heutige Gestalt durch Erweiterungen eines alten Bestandes und zu gar verschiedenen Zeiten angefügte Zusätze dazu, die den ganzen Grundplan umgestalteten, erhalten habe] als glücklich überwunden gelten, obgleich sie noch manche Anhänger hat'. Das gibt von den Tatsachen ein falsches Bild. Die Frage der zweiten Bearbeitungen platonischer Dialoge befindet sich erst in den Anfängen (vgl. S. 106, 207, 221 f., 228, 233, 247, 263 f., 275 f.). Am ausführlichsten hat sich R. über die Ansetzung der Phaedrus ausgesprochen. Es könne nicht, wie heute noch vielfach geglaubt werde, das für die Schule bei ihrer Eröffnung aufgestellte Programm sein, aus ihm spreche die reiche Erfahrung des Lehrers, der sich im Unterricht bewährt habe und sich seiner Macht über das Gemüt der Zuhörer bewußt sei (S. 105 f.). Die frühe Ansetzung des Phaidros gehe auf zu hoch bewertete Zeugnisse bei Diogenes und Olympiodor zurück, die R. auf Mißverständnisse in der Auffassung sowohl des Stiles als auch des Zweckes der Dialoge, wie sie bereits frühzeitig auftraten, zurückzuführen sucht (S. 256—261). R. steht ganz auf dem Boden der Sprachstatistik, indem er Staat und Phaidros der mittleren Gruppe zuschreibt (vgl. S. 200, 202, 208, 263 f.) und ihnen Theaetet und Parmenides folgen läßt. Den Theaetet setzt er auf 369 (oder 368) an: 'Die Kämpfe dieses Jahres auf dem Isthmos sind es wohl, die den Hintergrund abgegeben haben für die in der Einleitung des Theaetetos enthaltene Szenerie' (S. 101 f., 201 u. 207 f.), während Zeller bekanntlich an den korinthischen Krieg des Jahres 395 denkt. Auch tritt er für die Anwendbarkeit des Teichmüllerschen Stilkriteriums in Sachen des Theaetet ein (S. 219 ff.). Daß für die Ansetzung des Theaetet die Notiz des neuerdings aufgefundenen Theaetetkommentars aus dem 2. Jahrhundert von Wichtigkeit sein könne, es hätten zwei Einleitungen des Dialogs existiert, verneint R. gegen Diels (vgl. JB. 1909 S. 358) auf das entschiedenste. Die Tatsache der sprachlichen Überarbeitung platonischer Dialoge von der eigenen

Hand der Philosophen erkennt er überhaupt nicht an. 'Es sieht fast wie ein schlechter Witz aus, wenn man dem Notbehelf so immer weitere Anwendung gibt. Wir Sprachstatistiker brauchen ihn überhaupt nicht. Für uns ist es klar und erwiesen, daß eben die Annahme einer sprachlichen Überarbeitung eine bloße Träumerei ist'. Mir scheint aber durch jene antike, auch von R. S. 249 Anm. und S. 264 verwertete Notiz über die ersten Worte der Politeia: 'sie seien nach Platons Tod in verschiedener Fassung (oder bestimmter mit mannigfacher Abänderung der Wortstellung) auf einem Wachstäfelchen verzeichnet gefunden worden', und diese Notiz über die zwei Theaeteteinleitungen die Tatsache der Überarbeitung als solche zu beweisen. Das aber nimmt der Sprachstatistik den Wert der absoluten Sicherheit. Auch sie wird zu einem 'Notbehelf', dessen Ergebnisse, wenn sie mit denen der Interpretation in einem solchen Widerspruch stehen, wie er mir bei Phaedrus und Theaetet vorzuliegen scheint, in diesem Falle keine Geltung beanspruchen können. R. sieht es als besonders schlagend an, daß in der Sprachstatistik mehrere Gelehrte unabhängig zu demselben Resultat gekommen seien. Sollte es nicht auch zu denken geben, daß Chiapelli, Schöne, Natorp jeder für sich zur Annahme einer zweiten Theaetetrezension gekommen sind, bevor durch den neuen Papyrusfund das zweite Proömium des Dialoges an das Licht kam? (vgl. S. 106, 127, 215, 222, 233, 263.) Über den Parmenides stellt R. eine neue, einleuchtende Hypothese auf S. 127 f. 'Wir können nicht sagen, wie lange Zeit der Aufenthalt Platons in Syrakus nach Dions Verbannung noch währte; doch die ungeduldige Sehnsucht, wieder weggekommen, die in den später davon erzählenden Briefen zum Ausdruck kommt, macht es wahrscheinlich, daß Platon manche Monate widerwillig festgehalten wurde ... Die Vermutung scheint mir nicht zu gewagt, daß er, um nicht ganz unnütz zu sein, wieder zur Feder gegriffen habe'. Folgende Anzeichen führen R. auf die Vermutung, damals sei der Parmenides niedergeschrieben: 'Die merkwürdige Eigenartigkeit des P., die unerquickliche Steife seiner Form, das jähe Abbrechen am Ende, die den Leser geradezu angreifende und aufregende Art der Aneinanderreihung von trockenen, sich gegenseitig scheinbar zernichtenden Folgerungen ohne irgendwelche Milderung durch Scherz und Anmut und irgendwelche Ruhepausen —, sie fände eine psychologisch genügende Erklärung, wenn wir annehmen dürften, er sei in dieser unfreiwilligen und unruhigen Mußezeit des Jahres 367 oder 366 entstanden'. Diese Hypothese wird S. 265 noch erhärtet. (Vgl. auch S. 218, 222, 225, 233, 263 Anm.)

III. Die Dialoge der dritten Gruppe bestimmt R., nach Maßgabe der Sprachstatistik, mit besonderer Berücksichtigung der Hiatfrequenz (S. 238). Die Einheit dieser Gruppe wird S. 246 f. begründet. Sophistes und Politikos mögen zwischen der

zweiten und dritten sizilischen Reise geschrieben sein (vgl. S. 148). Für beide muß ein enger zeitlicher Zusammenhang angenommen werden (vgl. S. 215. Außerdem S. 127 und 133). Nach Platos letzter Rückkehr aus Sizilien (nach Ritter, der Nissen folgt, August 360) sind geschrieben der Philebus (vgl. S. 148, 233, 267), der Timaeus (vgl. S. 148 u. 233), Kritias (vgl. S. 148, 203), die Gesetze (vgl. S. 148, 233). Über die Stellung R.s zu jedem dieser drei letzten Dialoge sowie zu den Briefen ist noch etwas Besonderes zu sagen.

Erstens zum Timaeus. Im ersten Band der Monographie S. 216 ff. und in den N. U. S. 174—182 behandelt R. die bekannte, immer noch ungelöste Frage: Wie ist es zu verstehen, daß Plato im Anfang des Timaeus angeblich eine Rekapitulation eines vorangegangenen Gespräches gibt, das kein anderes als der Staat sein kann, aber wichtige Kapitel dieses Werkes bei jener Rekapitulation außer acht läßt? Diejenigen, die an zwei verschiedene Bearbeitungen des Staates glauben, haben jene Tatsache zugunsten ihrer Theorie ausgenutzt dergestalt, daß sie sagten, die Rekapitulation bezieht sich auf die erste, kürzere Rezension; die uns erhaltene sei die spätere, ausführlichere. Diese müßte dann allerdings entweder noch nach dem Timaeus verfaßt sein, den so gut wie sämtliche Forscher die Stelle unter den Werken des spätesten Alters angewiesen haben; oder aber, man müßte annehmen, die erste, kürzere Rezension habe auch weiter neben der zweiten als selbständige Ausgabe existiert, so daß sich Plato auf sie habe auch berufen können, obgleich schon die größere Ausgabe im Umlauf war. Einen anderen Weg ist Hirzel gegangen, der Plato in der Rekapitulation nur einen Dialog fingieren läßt; einen Dialog, in dem teilweise die gleichen Gedanken vorgetragen gewesen seien als in der Republik. Danach würde der Fall ähnlich liegen wie bei der Einleitung des Philebus oder des Kratylus. Mit Recht fragt R. im Anschluß an diese Theorie: 'Warum ließ Platon in einem solchen fingierten Vortrag wohl eine Reihe der Hauptgedanken der Politeia wiederholen und doch nicht alle?' Die Antwort R.s erfordert zunächst eine Vorfrage: warum überhaupt die politisch gehaltene Einleitung in einen Dialog, der naturphilosophischen Inhalt hat'. R. glaubt, Plato habe mit ihr bereits darauf hindeuten wollen, daß er nach Vollendung des Timaeus wieder zur politischen Schriftstellerei zurückkehren wolle, um einen neuen Entwurf seiner Gedanken über Staatseinrichtung und Menschenerziehung vorzulegen. Wenn er nun diese Hindeutung in Gestalt einer Rückerinnerung an seine alten Ausführungen gebe und dabei wichtige Stücke dieser weglasse, so wolle er mit der Rekapitulation bestätigen, was er noch von den alten Ausführungen für richtig halte, und mit den Auslassungen anzeigen, welche seiner Lehren er nicht mehr für richtig und einer Umformung für bedürftig halte. —

Noch eine andere Frage wirft R. auf: 'Was hat es zu bedeuten, daß Sokrates beim Zusammentreffen mit Timaios, Kritias und Hermokrates einen vierten vermißt, der Tags zuvor auch gegenwärtig gewesen sei und dessen Ausbleiben nun von Timaios mit Krankheit entschuldigt wird?' Man hat auf Philebus und Plato geraten, die mit jenem vierten Manne gemeint seien. R. glaubt, die Erwähnung eines Menschen, von dem wir sonst nichts wissen und den deshalb, wenn er unerwähnt bliebe, niemand vermißte, gebe dem Schriftsteller die Freiheit, die Trilogie Timaios-Kritias-Hermokrates zur Tetralogie zu erweitern, falls er später den Wunsch haben sollte. Er hätte ihn dann noch benennen können, wie er wollte. Diese Vermutung erscheint nicht unmöglich, da ja nach der anfangs gemachten Fiktion jeder dem Sokrates eine Gegengabe schuldig ist, auch der Unbekannte. Wird der vierte Dialog nicht geschrieben, so hat sich der Schriftsteller durch die fingierte Krankheit genügend entschuldigt; wächst das Bedürfnis des Schriftstellers, einen vierten Dialog hinzuzufügen, und reichen seine schon altersschwachen Kräfte noch aus, so kann er den Kranken wieder gesunden lassen. R. denkt sich als Inhalt des nur unbestimmt in Aussicht genommenen vierten Lehrvortrages 'mathematische und astronomische Ausführungen, durch die nach Erschöpfung des politischen Stoffes im Kritias und Hermokrates der naturphilosophische Vortrag des Timaios ergänzt und an einzelnen Stellen weitergeführt worden wäre ... Wenn sich dem Schriftsteller die Hoffnung noch erfüllt hätte, die einstweilen zurückgehaltene Person aus dem Dunkel hervortreten zu lassen ..., dann wäre diese nicht als Platon vor uns getreten, sondern unter anderem Namen, vielleicht als Philolaos'. Ich gestehe, daß mich dieser Gedanke R.s, so sehr er auch bloße Vermutung ist, wohl anspricht. Man kann dem greisen Plato, dem naturgemäß Todesgedanken nahelagen, wohl zutrauen, daß er mit einem so feinen Kunstgriff, durch Fiktion der Krankheit eines Mitunterredners, habe andeuten wollen, daß die Vollendung eines abschließenden vierten Gespräches in der Hand der Götter liege, ebenso wie die Genesung des Unbekannten.

Inbetreff des Kritias fragt R. S. 267: 'Der utopistische Roman Kritias, der den Hintergrund für die (politischen) Betrachtungen (zu denen Plato nach Beendigung des Timaeus zurückzukehren gedachte) abgeben sollte, ist mitten im Aufbau jäh abgebrochen und die schon im Timaeus auch für ihn sehr bestimmt in Aussicht gestellte Fortsetzung ist nie begonnen worden. Warum?' R. gibt eine sehr bemerkenswerte Antwort: Plato habe mit diesen Schriften den syrakusanischen und italiotischen Freunden Ratschläge erteilen und auch wohl dem Dionysios in vorbildlicher Zeichnung die Fehler eines an Mißbrauch der Macht zugrunde gehenden Reiches (nämlich des der Atlantiker) zur Warnung vor Augen stellen wollen, die Ereignisse aber hätten nicht gewartet,

bis der Philosoph seinen Plan wirklich ausgeführt habe. Dions Kriegszug habe ihn an der Fortsetzung und Vollendung des Kritias gehindert. Und die weitere Entwickelung der Dinge habe ihm dann das Ziel völlig verrückt 'und mit der Ermordung Dions und der darauf eintretenden Verwirrung alle Hoffnung (benommen), daß hier seine Lehren noch etwas wirken könnten. Er hat dann noch jene Briefe geschrieben, in denen er zur Verträglichkeit und Mäßigkeit mahnt, aber mit schwachem Vertrauen auf die Beherzigung durch die Leser, und damit hat er sich von den sizilischen Dingen abgewandt'. Und habe dann den neuen Plan eines politischen Vermächtnisses an die Nachwelt in Angriff genommen. — Dies Werk waren die Gesetze, in denen er immer in erster Linie Athen im Auge gehabt hat. R. vermutet aber, und möglicherweise ist das der Ausgangspunkt für ganz neue Forschungen, daß Plato in dieses sein Alterswerk manche der für die sizilische Gesetzesreform früher ausgearbeiteten, grundsätzlichen Ausführungen mit geringer Veränderung aufgenommen habe (vgl. S. 123). Was die Komposition der Gesetze anlangt, so ist R. nicht von seinem, bereits in seinem Kommentar zu den Gesetzen ausgesprochenen und begründeten Standpunkt abgewichen; das Werk sei, weit davon entfernt, wie Bergk und Bruns annahmen, ein aus mehreren Entwürfen zusammengestelltes widerspruchvolles Ganzes zu sein, vielmehr ein nach einem wohlangelegten Grundplan sorgfältig ausgearbeitetes, wenn auch nicht vollendetes Werk (vgl. S. 279).

Über die Briefe hat sich R. S. 8 und S. 199 der Monographie und im 7. Aufsatz der N. U. ausgesprochen. Der Wert dieses Aufsatzes scheint mir in sehr viel höherem Maße in dem Nachweis zu liegen, daß die überwiegende Mehrzahl der Briefe zweifellos unecht ist, als in der Begründung der Annahme, daß der 3., 7. und 8. Brief echt seien. Eher könnte man einräumen, daß sie 'von einem seiner (Platos) nächsten Verwandten herrühren' und dann 'Zeugnisse allerersten Ranges seien'.

Nach Vollendung des zweiten Bandes wird R.s Werk mit den beiden Ergänzungsbänden der 'Untersuchungen' nicht nur das umfangreichste, sondern auch das vollständigste Orientierungswerk in deutscher Sprache über die platonische Philosophie und die auf sie gerichtete Forschung sein.

3) A. Riehl, Plato. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag. Halle 1905, Niemeyer. 35 S. 8. 0,80. *M.*

Von diesem feinen Essay, der in Anlage und Betrachtungsweise der viel größeren Monographie R.s über Fr. Nietzsche ähnlich ist, wird der Platonismus als eine typische Weise, die Dinge zu sehen und sich in ihr Wesen zu versenken, als eine der möglichen und notwendigen Grundformen der Welt- und Lebensanschauung des Menschen gewürdigt; es wird dar-

getan, wenn auch nur andeutend, inwiefern wir alle auch heutzutage Platoniker sind und außerdem wird in großen Zügen die Persönlichkeit Platos, als des typischen Idealisten und als des Propheten zugleich in einer Auffassung dargestellt, die der ähnelt, die Goethe über Plato unverändert gehabt hat. Der Vortrag greift an keiner Stelle in die Plato-Forschung ein; dennoch halte ich unter vielen Stellen besonders eine wegen ihrer klaren und einleuchtenden Fassung für geeignet, Licht in das noch vielerorts herrschende Dunkel zu tragen. Sie betrifft die erkenntnistheoretische Begründung und Bedeutung der Ideen: 'Den Erkenntnisarten entsprechen die Erkenntnisgegenstände, und so gewiß das begriffliche Wissen etwas anderes ist als das sinnliche Vorstellen, so gewiß muß auch der Gegenstand des Wissens verschieden sein von dem Gegenstand des Vorstellens. Der Begriff bleibt, auch wenn die Erscheinungen, die nach ihm den Nenner führen, zu Grunde gehen. So bliebe der Begriff der Menschheit, im Geiste etwa eines übermenschlichen Wesens, was er ist, sollte auch das Geschlecht der Menschen dereinst ausgestorben sein. Es gibt ursprüngliche Begriffe, urteilende Begriffe, die der Erkenntnis, nicht der Zeit, wohl aber der Ordnung nach, vorangehen, weil sie Erkenntnis überhaupt begründen. Wir urteilen z. B., zwei Dinge sind gleich, also haben wir die Dinge sowohl unterschieden als verglichen; also ist der Begriff der Gleichheit das ursprüngliche, vorauszusetzende Maß der gleichen Dinge. Unser Wissen beruht allgemein auf Voraussetzungen, nach denen unsere tatsächlichen Erkenntnisse sich richten, und die wir als Maßstab gebrauchen, um zu entscheiden, was in unserem Wissen wirklich Erkenntnis ist. Wenn ein namhafter Naturforscher des vorigen Jahrhunderts erklärte, das Naturerkennen sei kein vollständiges Erkennen, so mußte er für seine Behauptung den Begriff der Erkenntnis voraussetzen, er mußte a priori wissen, was Erkenntnis sein soll. Denn um zu erkennen, was wahrhaft ist, müssen wir wissen, was sein soll. Unser Lernen ist ein Suchen nach etwas, das wir zugleich besitzen und nicht besitzen, kennen und nicht kennen; unser Lernen ist 'Erinnern'. Sehr wahr ist der Ausspruch Platos, bemerkt zustimmend Galilei, daß unsere Erkenntnis nichts anderes sei als eine Art der Erinnerung an Sätze, deren Notwendigkeit wir einsehen und die durch sich selbst klar und gewiß sind. Es ist das Wissen, das der Geist durch sich selbst hat. Platos Lehre von der Anamnesis ist der erste, metaphysische und noch halb mythische Ausdruck dessen, was wir heute Theorie der Begriffe a priori nennen .... Platos ganze Wissenschaftslehre ist von diesem Gedanken, dieser Entdeckung des Ursprünglichen oder Apriorischen in unserer Erkenntnis beherrscht; nur verwandeln sich für seine anschauende Vernunft (denn Erkennen ist Schauen) methodische Begriffe in geistige Wesenheiten: es sind die Ideen auf dem Gebiete des Wissens'.

Es ist hiermit der Kernpunkt der von Cohen begründeten, kritischen Auffassung Platos in einer Fassung bezeichnet, die die kritizistische Bedeutung der Ideen außer Frage stellt und doch die Gefahr des Anachronismus völlig vermeidet.

4) J. Cohn, Führende Denker. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig 1907, B. G. Teubner. 117 S. 8. 1 *M*.

Welche Stellung diesem glücklichen Versuche, in gemeinverständlicher Weise in die Philosophie durch Geschichte einzuführen, unter den vielen gleichgerichteten Büchern meines Erachtens zukommt, habe ich früher an anderer Stelle gezeigt. Hier kommt es nur auf das Plato betreffende Kapitel S. 24—39 an. Wenn man sieht, mit welcher Lebensfrische in diesem Vortrage vor Hörern jedes Standes das Bild Platos entworfen wird, und wie schon ohne jeden gelehrten Apparat, ja ohne jede Voraussetzung, sofern sie nicht in dem vorangehenden Vortrag über Sokrates gegeben ist, der Wert der platonischen Lehre für jeden suchenden Menschen einleuchtend entwickelt wird, so kann man sich dem Eindruck nicht verschließen: hier ist mehr als eine Darstellung gegeben, mehr als Interesse geweckt für einen einzelnen Denker; hier ist der Beweis erbracht, daß der Platonismus als Mahnung, über die Ziele des Lebens nachzudenken, eine geistige Erscheinung ist, die einmal aufgetreten, nicht wieder verloren werden kann. Das folgt aus dem Gesetze, nach dem die Menschheit Geschichte treiben muß. Wie der einzelne Mensch, von einem Lebensalter zum anderen fortschreitend, den Fortschritt nie ohne Verlust erreicht und deshalb 'wer ein rechter Mann ist, zwar nicht wieder Jüngling oder Kind werden will, aber weiß, was er verloren hat, und deshalb den Umgang mit Jüngeren sucht', so hat die fortschreitende Menschheit um anderer Güter willen viel Wertvolles unwiederbringlich verloren, 'so auch jene ursprüngliche Einheit von Leben und Denken. Als Ersatz für diesen Verlust soll uns die Versenkung in das Altertum dienen'.

5) Giambattista Grassi Bertazzi, Storia genetica dell' idealismo platonico e dei suoi significati. Volume terzo: Periodo postsocratico, prima fase. Roma-Milano 1909, Albrighi, Segati e C., 439 S. 8.

Die ersten beiden Bände dieses Werkes, deren Manuskripte bereits vor zwei Jahren fertiggestellt waren, aber ein Opfer des Erdbebens in Messina im Dezember 1908 wurden, sollen bereits in Jahresfrist gedruckt vorliegen. B., dem jene Katastrophe noch einen zweiten, schwereren Verlust verursacht hat, nämlich den Tod seines Freundes und Kollegen Placido Cesareo, der mit dem Plato in der Hand von dem Unglück überrascht wurde, hat dem

Andenken dieses Mannes das vorliegende Werk gewidmet. — Aus S. 35 und 39 schließe ich, daß die Dialoge Lysis, Charmides, Laches, Euthyphro, Gorgias, Protagoras, Theaetet von B. als Repräsentanten der sokratischen Periode Platos betrachtet, im zweiten Bande behandelt werden sollen. Den Gegenstand des dritten Bandes, der die erste Phase der nachsokratischen Periode umfaßt, bilden die Dialoge Meno, Symposion, Phaedrus, Phaedo. So darf man für das vollendete Werk wahrscheinlich mindestens fünf starke Bände erwarten. Es würde damit alle bisherigen Plato-Monographien an Umfang übertreffen.

Der Grundanschauung nach gehört das Buch in die Natorpsche Richtung: 'Platone, che mirava allo stesso intento del maestro, cioè alle proclamazione della possibilità della costituzione della scienza . . . credette die avere dimostrato che lo spirito umano, per cogliere la verità e conoscere la realtà, ha bisoquo di qualche cosa che sia a priori ad ogni esperienza attuale, di cui anzi ne sia la condicio sine qua non . . .'. Dieses a priori sind die Ideen. Durch deren Entdeckung gelang es Plato, das Problem zu lösen: Wie ist Wissenschaft möglich? 'Dadurch daß der menschliche Geist nicht anders als vermittels der Ideen denken kann, erkennt er die Realität und besitzt die Wahrheit; er hat in sich und durch sich conoscenze immutabili, universali, necessarie e assolute dell essere'. Den wichtigsten Punkt, der den platonischen und kantischen und jeden Idealismus eint, erkennt B. richtig in der Lehre, daß, was von den Sinnen kommt, das 'particolare, variabile e accidentale', das, was aus Vernunft kommt, das 'universale, invariabile e sostanziale' sei. Und den platonischen Subjektivismus nennt er mit rühmlicher Vorsicht 'analogo a quello Kantiano: tutte le conoscenze cominciano con l' esperienza, ma non tutte derivano dall' esperienza'.

Mit der Chronologie Meno, Symposion, Phaedrus, Phaedo baut B. auf den Grundlagen der neuesten Forschung. Seine Methode, die von der Sprachstatistik wesentlich beeinflußt ist, geht aus von einer 'correlazione tra il pensiero e il termino logico, chi è una legge psichologica di valore universale . . . . pensiero e termine logico vadano pari passu, quasi l'uno fosse reciprocamente in funzione dell' altro, sicchì ad ogni atteggiamento assunto dal primo risponde una nuance nel significato del secondo'. Die Anwendbarkeit dieser Methode, die ich von vornherein nur bedingt anerkenne, wird erst an der in dem vollendeten Werke vorliegenden chronologischen Fixierung aller Dialoge geprüft werden. Interessant ist, wie B. den Charakter der ersten Phase der nachsokratischen Periode Platos faßt. Nach B. war das Hauptproblem Platos von jeher epistemologisch; und er suchte es in seiner ersten, sokratischen Periode mit der Begriffsphilosophie des Meisters zu lösen, deren Notwendigkeit für die Erkenntnis er daraus abgeleitet habe, daß ohne Begriffsphilosophie die Wissenschaft in

Agnostizismus oder Skeptizismus endigen müsse. Diesen Standpunkt zu verlassen sei Plato in erster Linie durch die Erkenntnis veranlaßt worden, daß das sokratische Prinzip nicht weniger subjektiv sei als das des Protagoras; daß die Begriffe, als Abstraktionen, doch nicht den kategorischen Charakter hätten, dessen die Tatsache einer allgemeingültigen Erkenntnis bedürfte; daß sie zwar die Fähigkeiten des menschlichen Geistes zeigten, die logische Einheit in der Mannigfaltigkeit der sinnlichen Wahrnehmungen zu erfassen, nicht aber auch die Faktoren hierzu aufwiesen. So suchte Plato statt der Begriffe, die empirischen Ursprungs sind, 'un altro processo, con cui la psiche coglie immediatamente la verità'. Plato ordnete den Begriffen die Ideen über, zunächst in den vier Werken der ersten Phase, die die allgemeinen Linien der späteren Entwicklung zeigen, und die alle mit demselben Mittel das kategorische Element der Erkenntnis erklären wollen: mit der Annahme der Präexistenz der Seele. Alle vier Werke zeigen noch enge Verbindung mit der sokratischen Lehre: Diskreditierung der Sinne und Erhebung des Vermögens der Vernunft; Herabsetzung auch der wahren 'Meinungen', da sie der theoretischen Kraft entbehren; Forderung eines rationalen Elementes 'a priori', ohne das der Übergang vom Sensiblen zum Intelligiblen unbegreiflich ist.

In einleuchtender Weise führt B. die Scheidung zwischen causa occasionalis und causa finalis jedes Dialoges durch. Beide dienen getrennten Zwecken; die c. o. des Meno z. B. ist das ethische Thema, ob die Tugend von Natur oder durch Belehrung komme; die des Timaeus das theologische Thema der Weltschöpfung. Faßt man nur die c. o. ins Auge, so könnte es scheinen, als ob der Zusammenhang mit Sokrates bei gewissen Dialogen ganz aufgehört habe; die c. o. des Timaeus z. B. liegt der Späre des Sokrates ganz fern. Die c. o. kann der mannigfaltigsten Art sein, sie erstreckt sich auf alle Interessengebiete, anthropologische, ästhetische, logische, politische usf. — Die c. f. dagegen — obgleich nicht zu verwechseln mit einer 'unità di disegno praestabilito e preordinato avanti tempo' — ist von Anfang an eine und dieselbe: 'la risoluzione del problema dell' essere e del conoscere'; z. B. angewandt auf den Meno: Was ist die Tugend an und für sich und woher stammt unser Wissen um sie? Die causa occasionalis zeigt die stets größer werdende Distanz zwischen Sokratismus und Platonismus; die causa finalis die stets gleiche Distanz zwischen beiden.

6) C. Robin, La théorie platonicienne des idées et des nombres d'après Aristote. Paris 1908, Alcan. 702 S. 8. 12,50 *fr.*

7) J. A. Stewart, Plato's Doctrine of Ideas. Oxford 1909, Clarendon Press. 206 S. 8.

8) P. Natorp, Neue französische und englische Schriften zur platonischen Ideenlehre. Deutsche Lit. Zeit. 1910, No. 21 u. 22.

Da ich noch keine Gelegenheit hatte, Robins und Stewarts Werk eingehend zu studieren, so gebe ich zunächst Referate nach dem Artikel Natorps, in dem dieser die Beziehungen bespricht, die zwischen den Auffassungen der beiden Verfasser und seiner eigenen bestehen. (Vgl. meinen letztjährigen Bericht S. 316 ff.)

I. Robin untersucht nicht Plato selbst, sondern ausschließlich seine Wirkung auf Aristoteles. Seine Fragestellung ist: Wie hätte man sich den Platonismus zu denken, wenn keine authentische Zeile von Plato selbst und kein sonstiger Bericht über ihn vorläge? Und diese Fragestellung rechtfertigt sich dadurch, daß Platos Schriften eine einstimmige Vorstellung des Platonismus nicht geben, während der Stagirit unter der unmittelbaren Einwirkung des Platonismus und zwar in seiner abgeschlossenen, in Platos Schriften nicht mehr vorliegenden Gestalt stand. Nach R. muß auch aus der Gegenwehr, aus Mißverständnissen, ja Entstellungen des Aristoteles heraus die Kraft der Lehre Platos noch zu erkennen sein. Für Aristoteles ergibt sich dabei das denkbar ungünstigste Bild: nicht nur formale und materiale Unrichtigkeiten, sondern arge Sophistik und übelwollende Kritik habe das Bestreben des Aristoteles zur Folge, sich als den wahren Vollender der vorplatonischen Philosophie hinzustellen, die durch Platos phantastische Erdichtungen lediglich durchbrochen worden sei. Daher neige Aristoteles immer dazu, den Vorplatonikern zu Unrecht seine eigenen Philosopheme anzudichten, dagegen in Plato eher das Gegenteil des Seinigen zu finden, das er gleichwohl wesentlich ihm verdanke. — Was nach R. der Grundsinn der Ideen und Idealzahlen ist, faßt er selbst S. 585—602 folgendermaßen zusammen: 'Jede Idee ist in der Tat einfach, aber ihre Einheit schließt gleichwohl eine gewisse Mannigfaltigkeit in sich, die einer Verfassungsordnung (ordre de constitution) d. h. einem Gesetz unterliegt: jede Idee ist eine bestimmte Relation. Damit setzt jede Idee Beziehungen mit anderen Ideen voraus; so bilden sie alle zusammen eine einstimmige Welt bestimmter Relationen in einem Kosmos; sie sind eine organisierte und geregelte Mannigfaltigkeit: also braucht es eine Ordnung dieser Mannigfaltigkeit, d. h. wiederum Gesetze. Diese sind, im einen wie im anderen Fall, die Zahlen .... Die Zahlen sind also gewissermaßen die Grundlagen der Relation'.

II. Stewart erklärt, wie N. es formuliert, die durch die Ideenlehre ausgedrückte Erfahrung für eine doppelte: die wissenschaftliche und die ästhetisch-religiöse. Die Ideenlehre ist also erstens eine reine Prinzipien- und Methodenlehre der Wissenschaften (wie sie Natorp dargestellt hat). Die Ideen sind 'Gesichtspunkte', unter denen die Wissenschaft die Data der Erkenntnis zu betrachten hat, und zwar die wichtigen, daher bleibenden. Sie sind getrennt von den Phänomenen, sofern die Erklärungen verschieden sind von den zu erklärenden Phänomenen; nicht aber getrennte 'Dinge'; sie existieren nur in ihrer wissenschaftlichen

Funktion: Sinnliches verständlich zu machen. Dies ist die erste, 'dynamische' Ansicht der Idee, nach der Plato Forscher ist. Die zweite, 'statische' ergibt sich aus Platos Eigenschaft als Seher. In dieser zweiten Bedeutung steht die Idee zugleich für die eigengeartete Erfahrung der ästhetischen und religiösen Inspiration. Plato halte diese beiden Bedeutungen wohl auseinander, er menge nie die ekstatische Vision in die rein wissenschaftlichen Entwickelungen noch diese in die Schilderung seiner visionären Erlebnisse.

III. Natorp gibt in dem gen. Artikel auch einige Erklärungen in eigener Sache, die sich auf die enge Beziehung der genannten ausländischen Forscher zu seiner Lehre richten und zwar besonders in zwei Punkten, erstens in der Opposition gegen das 'längst brüchig gewordene Dogma' Zellers, das aber in Deutschland noch in weitem Umfang gelte: 'daß Aristoteles, als Forscher von exemplarischer Objektivität, dazu Platos langjähriger Hörer und verehrungsvoller Freund, Genosse seines Kreises, dessen entscheidende Lehre unmöglich in Hauptsachen mißverstanden oder gefälscht und unmöglich anders als streng sachlich beurteilt, daß er als scharfer Kritiker des Platonismus also nur darum habe auftreten können, weil er bekanntlich Plato zwar lieb, aber die Wahrheit lieber hatte'. Zweitens in dem Aufgeben der Zellerschen dinghaften Auffassung der Ideen. 'Es sollte doch stutzig machen, daß geradezu alle, die sich in den letzten Jahren tief und philosophisch mit Platos Lehre und Aristoteles' Kritik derselben beschäftigt haben, meist unabhängig von einander, jene Deutung absolut unbefriedigend empfunden haben. Alles Leben der Platoforschung ist heute in der Opposition gegen diese Auffassung — einer Opposition, die in Deutschland bisher der allgemeinen Verurteilung voraus gewiß sein durfte, und die demnach jedes Jahr neue Anhängen und sehr energische Vertreter findet'.

9) A. Goedeckemeyer, Die Reihenfolge der platonischen Schriften. Archiv f. Gesch. d. Philos. 1909. Bd. 22. S. 435—455.

Dieser Aufsatz enthält mehrere so wichtige und m. E. gesicherte Resultate, daß er genaue Berücksichtigung beanspruchen kann. Von der Reihenfolge derjenigen Schriften, die für Platos eigene Philosophie von Bedeutung sind — die sogenannte sokratische Periode wird also ausgeschlossen — entwirft G. nachstehende Chronologie, indem er als einziges entscheidendes Kriterium den Satz benutzt: 'bei der beständigen Entwicklung, in der sich Platos philosophische Anschauungen befinden, ist jeweils diejenige Schrift bezw. Schriftengruppe als die frühere anzusetzen, die gemessen an dem Ganzen der platonischen Gedanken hinsichtlich ihres philosophischen Gehaltes niedriger steht. Die Reihenfolge der platonischen Schriften muß also die philosophische Entwicklung Platos abbilden'.

I. Platos Fortgang über Sokrates: Theaetet, Meno.
II. Platos eigener Standpunkt:
1. die erotische und auf die Ethik beschränkte Periode der platonischen Philosophie: Phaedrus, Euthydem, Kratylus, Symposium, Staat — 502 B.
2. die dialektische und auch die Naturphilosophie umfassende Periode der platonischen Philosophie:
a) in ihrer vollen Selbständigkeit: Parmenides, Sophistes, Politikus, Phaedo, Staat Schluß, Timaeus, Kritias.
b) in ihrer Abhängigkeit von fremden Einflüssen: Philebus, Gesetze.

I. Im Theaetet will P. noch wie in den früheren Dialogen an Sokrates festhalten, fühlt aber, daß er anfängt ihn zu überflügeln. Die frühzeitige Ansetzung des Theaetet verteidigt G. mit vollem Recht (vgl. meinen letztjährigen Bericht S. 331). Erstens schließt keiner der späteren Dialoge so völlig negativ. P. hat zur Zeit seiner Abfassung noch nicht über das Wesen der Erkenntnis die Lösungen gehabt, wie sie Meno 98 A (Unterscheidung der Erkenntnis von der richtigen Vorstellung dadurch, daß sie gebunden ist *αἰτίας λογισμῷ. τοῦ δ' ἐστὶν ἀνάμνησις*) und Phaedrus 247 C gibt (wo es heißt, daß *τὸ τῆς ἀληθοῦς ἐπιστήμης γένος* in der Welt der Ideen seinen Sitz hat). Daß der Theaetet dem Meno vorangeht, zeigt sich besonders deutlich darin, daß er nur den Keim zur Lehre von der Wiedererinnerung enthält (die Seele ist ursprünglich völlig leer, eine tabula rasa, während sie nachher die in sie aufgenommenen Erkenntnisse in einem potenziellen Zustande bewahren soll, aus dem sie nach Belieben wieder aktualisiert werden können. Vgl. Th. 197 B ff.), von der Lehre selbst aber noch nichts ahnen läßt. Sodann, der ethische Charakter des Dialoges ist noch sokratisch (Th. 176 A ff. das Verlangen, durch frommen und gerechten Lebenswandel Gott ähnlich zu werden). Schließlich, der Theaetet enthält noch keine Spur der Ideenlehre. Also muß er auch dem Phaedrus vorangehen, der sie einführt. Bedürfte es eines Nachweises, daß auch Parmenides und Sophistes später anzusetzen seien, so ist er Th. 184 A zu finden, wo die Erörterung der eleatischen Lehre deshalb unterlassen wird, weil sie zu schwer sei. — Aus dem Vorstehenden hat sich bereits ergeben, daß der Meno dem Theaetet folgt. Er kennt neben der Fortexistenz der Seele (im Gegensatz zum Gorgias!) auch ihre Praeexistenz und Wanderung, 'von nun an ein unverändertes Bestandstück der platonischen Philosophie'. Aus dem Nachdenken über zwei Probleme entstand in der Folgezeit die Konzeption der zunächst in dichterischer und mythischer Form auftretenden Ideenlehre, aus dem Problem der Tugend und dem der Erkenntnis. Zur Lösung des zweiten tut der Menon durch die Erinnerungslehre viel, das erste bleibt noch fast ungelöst.

II. Dreierlei bestimmt die Stellung des Phaedrus: die Lehre von der Wiedererinnerung, die im Meno nur übernommen war, wird in ihm bewiesen und erhält die bleibende Form; die Seele erinnert sich nicht des im früheren Leben Geschehenen, sondern der Ideen. Zweitens, 'im Zusammenhange mit dem poetischen und enthusiastischen Charakter, den die Ideenlehre hier trägt . . ., geht die sokratische Dialektik eine höchst innige Verbindung mit dem Eros ein als der begeisterten Liebe zum Schönen und zur Mitteilung derselben an andere'. Drittens, Platos Beruf als Reformator in bedeutenden Kulturfragen beginnt. Von der Ideenlehre aus ergibt sich die Reformbedürftigkeit der Auffassung über die Liebe oder Freundschaft (237 C ff.) und die Rhetorik (260 A ff.). Diese Bestrebungen setzen sich unmittelbar im Euthydem fort, besonders erläutert er die im Phaedrus geforderte philosophische Redekunst durch Beispiel und Gegenbeispiel (Sokrates und die Sophisten). — Daß der Kratylus über den Euthydem hinausgeht, folgert G. daraus, daß Kr. 386 C f. auf die eingehendere Erörterung desselben Gedankens in Euth. 293 ff. verweise, und daraus, daß dieser noch ebenso wie der Theaetet die Existenz des Falschen zwar zugibt, ohne es aber zu erklären, während jener 430 D den Irrtum definiert. Kratylus und Symposion ergänzen einander: beide stehen im Dienste einer Erörterung über die Methode der Erhebung zu den Ideen, dieser positiv, jener negativ. Daß aber beide Dialoge dem Staate voranzusetzen seien, werde daraus wahrscheinlich, daß das Symposion den schon im ersten Teil des Staates auftretenden Begriff des philosophischen Staatsmannes nicht kennt, sondern ähnlich wie der Euthydem die Tätigkeit des Staatsmannes der des Philosophen unterordnet 209 A ff. — Den Staat zerlegt G. in zwei Teile, von denen der erste in dieser 'erotischen Periode' begonnen sei, während der zweite nach dem Phaedo liege. In origineller Weise begründet G. diese Ansicht, die mir erfolgreiche Aussicht zu haben scheint, das Problem des Staates um einen Schritt zu fördern. Die wichtigste Neuerung, sagt G., die der Phaedo und die ihm vorhergehenden Dialoge gebracht haben, bestehe in der durchgehenden Umwandlung der Ideenlehre, daß an die Stelle der absoluten Starrheit der Ideen ihre Leidens- und Wirkungsfähigkeit (Soph. 248 E ff.; Phaedo 100 C ff.), an die Stelle ihrer Koordination der Wille, Über- und Unterordnung zu schaffen (Phaedo 98 B), getreten sei. 'Das Interesse an der Idee der Schönheit als des wichtigsten Mittels zur Erkenntnis der Ideenwelt steht in Gefahr, von dem Interesse an der des Guten als ihrem Gipfel abgelöst zu werden (Phaedo 98 B). Im Staate nun treten beide Auffassungen der Ideenlehre auf. Mit der Bezeichnung der Idee des Guten als Ursache alles Seins und Werdens, also im letzten Teile des Staates, die zweite und zwar in voller Durchführung, und in seinem früheren Teile die erste . . . . Im ersten Teile des Staates überwiegt noch die ästhetisch beeinflußte Fassung

der Ideenlehre, während sie im zweiten von der ätiologischen abgelöst worden ist. Zwischen 496 E f. und 505 A muß also die Unterbrechung in der Niederschrift des Staates stattgefunden haben, aber die Stelle läßt sich, wie es scheint, noch genauer bestimmen. Noch 501 B heißt es von denen, die zur Herrschaft bestimmt sind, daß sie *πρὸς τὸ φύσει δίκαιον καὶ καλὸν καὶ σῶφρον καὶ πάντα τὰ τοιαῦτα* zu blicken haben, während 517 C *ὃ μέλλων ἐμφρόνως πράξειν ἢ ἰδίᾳ ἢ δημοσιᾷ* die Idee des Guten erkannt haben muß. Auch jene Stelle ist demnach noch dem früheren Teile des Staates zuzurechnen, und der spätere mit der langen Rekapitulation früherer Feststellungen, also mit 502 C, zu beginnen'. — Was Plato zur Unterbrechung seiner Arbeit am Staate veranlaßt habe, lehrt der Parmenides, der eine Reihe von Bedenken enthält, die sich der ersten Konzeption der Ideenlehre entgegenstellten. G. zählt fünf, im Anschluß an Parm. 130 B ff., 131 A ff., 132 A ff., 133 A ff., 134 C ff. Die wichtigsten waren die beiden letzten: wie es für den Menschen möglich sei, die von der irdischen Welt völlig getrennten und zudem vollkommen ruhenden Begriffe zu erkennen, und andererseits, wie es für Gott, der die Ideen wirklich kenne, möglich sei. sich um das Irdische zu bekümmern. Die Lösung konnte nicht gefunden werden, solange Plato an dem Eleatismus mit dem starren Sinn festhielt. Der Parmenides enthält die Kritik der eleatischen Lehre und die Abkehr von ihr. Im Sophistes und Politikus folgt die positive Ergänzung der Kritik, es wird in der Form von Übungsdialogen die richtige Weise, die dialektische Methode anzuwenden, aufgezeigt. Die drei letzten Dialoge überwinden 'den bisher völlig ethischen Charakter der platonischen Philosophie und bahnen ihr den Weg zu einer allgemeinen Weltanschauung'. Mit den Mitteln der neuen Lehre soll in Zukunft über jeden Begriff Rechenschaft abgelegt werden können. Der erste Versuch auf diesem Wege ist der Phaedo, der die naturphilosophische Anwendung der Ideenlehre erprobt und 'sich dabei nicht nur der vom Sophisten (248 E ff.) gewonnenen Auffassung der Ideen als kraftbegabter Substanzen bedient, sondern auch in seiner bei dieser Gelegenheit gegebenen Widerlegung des Naturalismus (Ph. 95 E ff.) das nachholt, was im Sophistes (265 C ff.) . . . absichtlich aufgeschoben war'. Die Durchführung der naturphilosophischen Theorie enthält der zweite Teil des Staates, der in der Idee des Guten gipfelt. Er enthält auch die vom Parmenides an vorbereitete 'Neubegründung der Philosophie auf das Studium der Wissenschaften, die die Umwendung der Seele vom Irdischen zum wahrhaft Seienden vorzubereiten vermögen, der Disziplinen der einen Mathematik'. Timaeus und Kritias bringen die Ergänzungen zum Staat nach zwei Seiten, durch eine Kosmologie nach rückwärts, durch eine Schilderung des Kampfes im Staate nach vorwärts. Es bleiben übrig der Philebus und die Gesetze, die G. für so nahe

verwandt hält, daß er den Philebus (wohl entgegen allen neueren Ansetzungen) dem Timaeus nachsetzt. Die Verwandtschaft beruhe besonders auf der Abschwächung des ursprünglichen Intellektualismus der platonischen Ethik in beiden Werken. Ferner rechtfertigt G. diese Ansetzung noch durch folgende Vermutung: Platos letzte und im Timaeus niedergelegte Ansicht über das Verhältnis der Ideen zur Erscheinungswelt war die, daß Gott die irdischen Dinge im Hinblick auf die Ideen gestaltet habe (Tim. 29 A). Aber hier hatte er hinzugefügt, daß er die wunderbare Art, wie Gott dabei vorgegangen sei, später erörtern wolle (Tim. 50 C; vgl. 51 A). Die Einlösung des Versprechens 53 B—D enthält den Zusatz *τὰς δ' ἔτι τούτων ἀρχὰς ἄνωθεν θεὸς οἶδε καὶ ἀνδρῶν ὃς ἂν ἐκείνῳ φίλος ᾖ*. Damit werde auf die Ideen im Sinne von Idealzahlen angespielt, es beginne also schon die letzte von Aristoteles bezeugte Wendung der Ideenlehre sich zu vollziehen. Diese tritt nun nur noch im Philebus auf (vgl. 15 A bis 25 A); also verhalte sich in dieser Beziehung der Timaeus vorbereitend zu ihm. — Man muß zugeben, daß die Aufstellung G.s im ganzen mehr einem skizzenhaften Aufriß gleicht als einem ausgeführten Bild; aber interessant und sehr bemerkenswert ist, daß hier, wo nach alter guter Manier der Gedanke und nichts als dieser zum Kriterium genommen wird, Theaetet und Phaidros als frühe Werke und der Phaedon als spätes erscheint. Und gerade von diesen drei Ansetzungen, die im schärfsten Gegensatz zu den herrschenden Meinungen stehen, glaube ich, daß sie durch G.s auf das Ganze der Platonischen Entwicklung zielenden Betrachtung aufs neue gut verteidigt sind, besonders gegen alle, die Lutoslawshis Spuren gefolgt sind.

10) G. Zuccante, Socrate. Turim 1909, Fratelli Bocca. 412 S. 8. 12 *L.*

'Opera organica e viva vorebb' essere questo Socrate . . . io intendo far opera sovratutto di ricostruzione e di critica: ricostruzione, non, come si fa spesso, a frammenti, quasi a sbalzi, di qualche punto, di qualche aspetto, di qualche lato palese o recondito, d'una dottrina e d'un uomo: critica, non, quasi per partito preso, audacemente negativa e distruttrice, ma critica misurata, pur nella negazione serena, e coll' intento finale di edificare misurata'. Diesen Grundsätzen zufolge handelt es sich in dem ganzen Buch vorwiegend um den einen Wert, der in der Persönlichkeit des Sokrates ruhte. Aber so lebensvoll der temperamentvolle Verf. das Bild dieser Persönlichkeit malt, so meisterhaft er auf breitester Grundlage (S. 41—102) den kultureellen und historischen Hintergrund aufbaut, von dem er sich dann seinen Sokrates hell abheben läßt, ich stehe diesem auf mehreren hundert Seiten breit ausgeführten Bild doch sehr skeptisch gegenüber, da ich schon Z.s grundlegende Fragestellung

'Come si debba integrare Senofonte con Platone e temperare Platone con Senofonte?' für verfehlt halte. Es kann das nur zu einem Sokrates führen, 'come può essere stato', wie Z. es vom platonischen Sokratus sagt 'è ancora Socrate, ma con qualche cosa di più, anzi con molto di più!' Was wir von Sokrates wissen, läßt sich auf einer halben Seite sagen. Seine Wirkung auf den hellenischen Geist als die des Begründers des Individualismus kann man (wie Eduard Meyer) nachweisen und beschreiben, aber will man Sokrates wie Z. als lebenden und lehrenden Menschen schildern, so ist man wie er auf 'impressioni' angewiesen, die z. B. bei dem einen und dem anderen platonischen Dialog sehr verschieden sein können. Das 'integrare' und 'temperare' sind nach subjektivem Geschmack sich richtende, nicht objektiv zu begründende Mittel. So reich das Buch an treffenden Bemerkungen, z. B. in der Polemik gegen Joels Sokrates und besonders in der Kritik der Sophistik ist, so fein und fruchtbar einzelne Ideen sind, wie die interessante Verbindung, in die er das Problem des Dialoges mit dem Problem der Schrift bringt, so vorsichtig er auch die Gefahr vermeidet, aus Sokrates einen systematisierenden Philosophen zu machen; wer in Sachen des 'wahren' Sokrates skeptisch denkt, der wird das Spekulieren über die Frage 'che cosa deve essere egli stato?' nicht für erfolgreich halten können.

I. B. Einzelne philosophische Disziplinen.

11) H. Gomperz, Platons Ideenlehre. Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 18, S. 441—495. 1905. G. Falter, Platons Ideenlehre. Ebenda. Bd. 21, S. 357—371. 1908.

In dem ersten Aufsatz wird das von mir im vorigen Jahresbericht ausführlich besprochene Werk Natorps über die Ideenlehre Platos einer eingehenden Kritik unterworfen. G. wendet sich gegen zweierlei. Erstens gegen die Auffassung N.s von kritischer Philosophie überhaupt. Solange Kritizismus allgemein als Gegensatz zu Dogmatismus formuliert werde (indem dieser annimmt, der Gegenstand sei gegeben, die Erkenntnis habe sich nach ihm zu richten und könne erschöpfen, während für jenen der Gegenstand ein durch die Wissenschaft zu bestimmendes x sei und die Bestimmung auszugeben habe von den Gesetzen des Denkens, den Funktionen der Erkenntnis und den Methoden der Wissenschaft und die Bestimmung sich nie vollenden, sondern nur annäherungsweise vollziehen lasse), könne man sich für sie auf Kant berufen. Während aber für Kant die sinnlichen Empfindungsqualitäten gegeben seien, aus denen der Verstand einen geordneten Zusammenhang möglicher Erfahrung aufbaue, so scheine für Natorp nichts Gegebenes zu existieren, sondern die Wissenschaft konstruiere als voraussetzungsloser Prozeß die Welt der

Subjekte wie der Objekte. Zweitens wendet er sich gegen Natorps Versuch, diese Art des Kritizismus für die Platos auszugeben, die Ideen zu Methoden des wissenschaftlichen Verfahrens zu machen und den aristotelischen Bericht über die Ideenlehre als das Mißverständnis eines Dogmatikers zu erklären, der aus den Ideen gegebene Realitäten, hyperphysische Dinge gemacht habe. — In beiden Punkten verteidigt Falter Natorp gegen Gomperz. Der Kritizismus N.s sei auch der Kants. G. habe nicht eingesehen, 'daß der Ausdruck gegeben bei Kant, wenn er vorkommt, im Sinne von 'aufgegeben', 'zur Bestimmung aufgegeben' gebraucht wird. Gegeben heißt auf Erfahrung bezogen, wie Kant selber sagt. N. geht ebenso wie Kant vom Faktum der Wissenschaft aus. Es ist zur Genüge bekannt, daß sich für Kant hieran die Frage knüpfte: Wie ist reine Wissenschaft möglich? Wie ist reine Vernunft möglich? Das ist die Grundlage aller Philosophie... Darin besteht für N. das Gegebene, wie überhaupt für den kritischen Idealismus'. Zweitens aber stimmt auch N. mit Plato überein, und G.' Mißverständnis rühre daher, daß er das Verhältnis von Idee und Erscheinung bei Plato und N. verkenne. Z. B. interpretiere G. die N.sche Auffassung so: 'Der einzige Grund dafür, daß etwas schön oder groß ist, ist der, daß er schön oder groß ist'. Diese Tautologie aber liege bei N. nicht vor. 'Der Begriff ist als die Bestimmmung des Sinnlichen gedacht ... Die Ideen aber sind als konstitutive Begriffe aufzufassen, durch die die Dinge erst gebildet werden'. Was endlich Aristoteles betrifft, so sei es durchaus möglich, daß ein gründlicher und gewissenhafter Denker der Neuzeit, der jahrelang sich mit Plato beschäftigt habe, zu einer tieferen Auffassung der Ideenlehre gelangen könne, als wer etwa nur die aristotelische Metaphysik im Kopfe habe. — Meine Stellung zu beiden Fragen ist aus dem 1909 über N.s Buch gesagtem ersichtlich.

12) E. Bickel, Platonisches Geistesleben. Archiv f. Gesch. d. Philos. Bd. 21, S. 535—554. 1908.

B. prüft das von Sokrates am Schluß des Phaedrus geprochene Gebet (S. 279 B *ὦ φίλε Πάν τε καὶ ἄλλοι ὅσοι τῇδε θεοί, δοίητέ μοι καλῷ γενέσθαι τἄνδοθεν, ἔξωθεν δ' ὅσα ἔχω, τοῖς ἐντὸς εἶναί μοι φίλια. πλούσιον δὲ νομίζοιμι τὸν σοφόν, τὸ δὲ χρυσοῦ πλῆθος εἴη μοι, ὅσον μήτε φέρειν μήτε ἄγειν δύναιτ' ἄλλος ἢ ὁ σώφρων*) nach den Beziehungen zu anderen platonischen Gebeten und verschiedenen Äußerungen des Gebetslebens der griechischen Aufklärung überhaupt. Diese Prüfung ist schon deshalb wichtig, weil jene Stelle zur Kenntnis des religiösen Lebens Platos bisher fast unberücksichtigt geblieben ist. Übereinstimmend mit dem schriftstellerischen Charakter des Phaedrus als der dichterischen Ankündigung der Akademiegründung sieht B. in diesem Gebet ein Mustergebet für die Angehörigen des

platonischen Gelehrtenbundes, das für die neuen Lebensvorsätze in der Akademie den Segen der Götter sucht. Es ist Platos Lebensideal in der Form eines Bittgebets. Nicht als ob dies Gebet das gesamte religiöse Gefühlsleben Platos in prägnantem Ausdruck widerspiegelte, es hat z. B. nichts von Unterwerfung unter den göttlichen Willen, keine Berührung mit Opfer und Hymnus; sondern durch die Verknüpfung desjenigen Lebenszieles, wie es die Ideenphilosophie lehrte, mit dem religiösen Ausdruck will es die Verschmelzung wissenschaftlicher und religiösen Kultur, die die Akademie von den Ihrigen fordert, zeigen. Das Gebet läßt das Bedürfnis nach göttlicher Hilfe zu sittlicher Entschließung zurücktreten, wie es schon der Gegensatz der vielen Einzelbitten zu der einen Bitte des sokratischen Gebetes um das Gute schlechthin zeigt. Es geht nicht die Tugend an, die durch Selbstbesinnung erworben wird, sondern das Lebensziel. Es ist 'das Gebet des Attikers zu den Göttern Griechenlands'. Wegen seines religiösen Motivs ist es mit der Gebetselegie Solons (Frg. 12) zusammenzuhalten, die um ὄλβος, δόξα, χρήματα und Ähnliches, als das Ideal des athenischen Mannes, bittet.

13) W. Capelle, Zur antiken Theodicee. Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 20, S. 123—195. 1907.

Das Problem der Theodicee bei Plato ist sehr einfach. Denn die Güte ist die wesentlichste Eigenschaft der platonischen Gottheit. Die Gottheit kann daher an keinem Übel schuld sein, sie ist geradezu identisch mit der Idee des Guten. Die wenigen, die Theodicee betreffenden Fragen, deren Lösung Plato andeutet, gibt C. S. 173—176 richtig wieder. Ich kann aber nicht einräumen, daß die Anschauung von einer bösen Weltseele (in den Leges) bei vorliegender Frage unberücksichtigt bleiben darf; man darf kein Werk Platos als das 'seines späten Alters', also auch keine Lehre, von der Betrachtung ausschließen. — Für die Folgezeit der griechischen Philosophie sind besonders zwei Lehren Platos, die die Theodicee angehen, bedeutungsvoll geworden, erstens daß 'dem Philosophen, der ja zugleich Gott wahrhaft wohlgefällig ist, alles zum Heil ausschlägt . . . Denn den Guten wird Gott, der Inbegriff alles Guten nicht verlassen' (vgl.. Rep. X 612 E F); zweitens daß die von Gott für den Bösen gesandte Strafe nicht als Übel aufzufassen sei, denn sie soll, den Betroffenen bessernd, der Anfang eines Guten sein, oder sie soll für die anderen als abschreckendes Beispiel wirken.

14) O. Seeck, Die griechische Philosophie in ihrem Verhältnis zum Volksglauben. Deutsche Rundschau Juli 1909. Jahrg. 53, S. 60—78.

In diesem Aufsatz, der dem dritten Bande von S.s 'Geschichte des Untergangs der antiken Welt' entnommen ist, wird

auch Plato behandelt, 'der Spätling eines uralten Adelsgeschlechtes, das sich in ihm nicht fortsetzen konnte, weil er auf die Gründung einer Familie verzichtete. So blickte er mit der Grämlichkeit des alternden Junggesellen und dem Hochmut des Dekadenten von überreizter Feinfühligkeit auf die ihn umgebende Welt herab . . . und stand den politischen Kämpfen seiner Zeit tat- und ratlos gegenüber. In trüber Resignation hat er selbst das Bild des unpraktischen Philosophen, auf dessen Hilflosigkeit der tätige Weltmann mit Spott herabblickt, aus allereigenster Erfahrung gezeichnet. Er vermochte nichts als von dem bestmöglichen Staate zu träumen; und was er erträumt hat, beweist nur zu deutlich, daß er niemals die wirkliche Welt mit frischer Unbefangenheit angeschaut hatte und garnicht die Organe besaß, um echte Menschenkenntnis zu erwerben. Platon wurde daher (!) Idealist, d. h. er schuf sich ein Bild von dem, was hätte sein sollen, und fand alles, was tatsächlich war, spottschlecht, weil es jenem Bilde nicht entsprach'. Wie diametral der Wahrheit entgegengesetzt diese Auffassung S.s von der Lebensanschauung und dem politischen Genie Platos ist, kann man am besten aus Platos Schriften selbst erkennen, will man aber, wie S. es anscheinend tut, seine Kenntnis aus abgeleiteten Quellen schöpfen, so verweise ich auf die S. 323 und 312 besprochenen Arbeiten von Apelt[1]) und Wendland, von denen jener das Lebenbejahende in Platos Weltanschauung mit aller Deutlichkeit nachweist, und dieser Platos politischen Blick durch Eingehen auf die geschichtlichen Wirkungen der platonischen Staatsidee als Seherblick erweist. Den wissenschaftlichen Wert, der in der Lehre von der Anamnesis liegt, kennt S. auch nicht. Der ihr zugrunde liegende Gedanke ist bekanntlich, daß die Vernunft nicht sämtliche Erkenntnis aus der Erfahrung bezieht, sondern ursprüngliches Erkenntnisgut in sich selbst besitzt. Wem diese erkenntnistheoretische Tatsache fremd ist, verfällt natürlich leicht dem Irrtum, aus jener Lehre von der Anamnesis nur Folgendes herauszulesen: 'Platos Lehrer Sokrates hatte es verstanden, in geschickt geführten Gesprächen, was er für das Richtige hielt, mehr in die Menschen hinein —, als aus ihnen herauszufragen. Daß diese, auch wenn sie anfangs falscher Ansicht waren, scheinbar aus sich selbst nur durch Fragen angeleitet, die Wahrheit fanden, schien unserm Philosophen zu beweisen, daß sie schon vorher latent in ihnen geruht habe, daß also ihre Belehrung nichts anderes sei als das Erwecken verblaßter Erinnerungen'. Hinzuzufügen ist, daß S. die Meinung derer teilt, die glauben, daß Plato 'gleich den Pythagoreern den tiefsten Inhalt seiner Lehre als Mysterium bewahrte, das nur wenigen besonders Geeigneten geheimnisvoll ins Ohr geflüstert wurde'.

---

[1]) Dazu Apelt, Wert des Lebens nach Plato. Vgl. JB. 1909 S. 342 ff.

15) R. Stübe, Plato als politisch-pädagogischer Denker. Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 23, S. 53—88. 1909.

S. setzt zunächst die zeitgeschichtlichen Voraussetzungen für Platos Wirken auseinander, um dann den geschichtlich gewordenen Bestand der einzelnen politisch-pädagogischen Forderungen darzulegen und endlich den leitenden Gedanken in Platos Lehre zu verfolgen, zu charakterisieren und zu würdigen. Es ergibt sich ihm dabei trotz des 'unablässigen Wandels' in der Entwicklung des Mannes die Möglichkeit, ein einheitliches Weltbild festzustellen: 'Platos Staat ist die Darstellung der philosophischen Einsicht in das Wahre. Sie hat zum Inhalt die ethischen Grundbegriffe, in denen Plato die Normen menschlicher Gemeinschaft sieht'. Was S.s Stellung zu den philologischen Vorfragen angeht, so nimmt er aus den neueren Forschungen als sicher an, daß die Republik zwei Staatengebilde darstellt, die gedankenmäßig durchaus verschieden entwickelt sind. Der eine Staat ist II 11 bis V 16 geschildert; die vorbereitenden Erörterungen in Buch I und II 1—9 zeigen, daß es sich um den Begriff der δικαιοσύνη als Grundlage des Staatswesens handelt. Neben diesem 'Idealstaat' steht V 18—VII der 'Philosophenstaat', dessen eigentliche Aufgabe ist, eine irdische Verwirklichung der Ideenlehre zu sein. Sein Prinzip ist die ἐπιστήμη. Jener erste ist als soziale Aristokratie, dieser zweite als Monarchie gedacht. In jenem herrschen die Krieger, in diesem die Philosophen.

16) P. Wendland, Entwicklung und Motive der platonischen Staatslehre. Preußische Jahrbücher, Mai 1909, S. 193—220.

In diesem außerordentlich inhaltreichen Aufsatz unternimmt es W., die auf die Staatslehre bezüglichen Werke Platos unter dem Gesichtspunkt zu erforschen, welche persönlichen Eindrücke und politische Erfahrungen die Entwicklung der platonischen Staatslehre bestimmt haben. 'Denn auch bei Plato ist es nicht die Triebkraft abstrakter Begriffe, die die politische Theorie fördert und fortbildet, sondern die Bereicherung durch neue Erfahrung und der Einfluß geschichtlicher Erlebnisse'. Voraussetzung für diesen Versuch ist, das W. aus den neueren Forschungen die Sicherheit entnimmt, innerhalb der Politeia und der Gesetze verschiedene Stadien der politischen Entwicklung der Philosophen zu unterscheiden. Und zwar betont er als das Wichtigste, 1) daß Plato in den ältesten Teilen des Staates noch nicht den Philosophenstand als die krönende Spitze des Ganzen vorgesehen habe, 2) daß in den früheren Teilen der Gesetze die Verwirklichung des Staatsplanes von der Tyrannis erwartet werde, während in den späteren die Tyrannis als Verfassung überhaupt nicht in Frage komme. — Wie die Entwicklung von der Politeia über den

Politikos zu den Gesetzen von W. auf das schärfste gezeichnet wird, kann ich nicht im einzelnen verfolgen, weil solcherlei sich nicht in resumierende Formeln bringen läßt und zu genauerer Darlegung der Raum mangelt. Ich beschränke mich auf die Wiedergabe seiner gewiß richtigen Ansicht, daß der Politikos als Mittelglied 'genau in der Richtung der Entwicklung vom Staate zu den Gesetzen liegt'. Nach meiner Überzeugung eine endgültige Widerlegung aller, auch der neuesten Athetierungen des Dialoges. Im Staate hatte allmählich die monarchische Tendenz das Übergewicht erlangt, der Politikos ist von monarchischen Gedanken erfüllt, er enthält 296 E den aufgeklärten Absolutismus. Die ältesten Teile der Gesetze enthalten Platos Entwicklung zum Caesarismus. — W. läßt die politische Entwicklung Platos in scharfen und schärfsten Gegensätzen verlaufen, und nicht nur die politische. Auch W. glaubt an eine Abwendung Platos von seiner 'alten Ideenlehre', der Philosoph nehme 'seinen Standpunkt wieder mehr in dieser Welt'. Aber es lasse sich doch zeigen, daß in den scharfen Gegensätzen der politischen Entwicklungsphasen das beherrschende Prinzip und das Ideal im tiefsten Grunde unbewegt und unverändert geblieben sei, daß nur die Inszenierung, die Kräfte und Organe im Dienste des Ideals wechseln. Die Sache, um die es Plato zu tun sei, das höchste Ziel bleibe stets das gleiche; die Intelligenz als die innere Triebkraft der Herrschaft. Ich halte es für sicher, daß in analoger Weise auch die Entwicklung des metaphysischen Interesses bei Plato aufzufassen sei, in dem die Gegensätze nur aus der 'Inszenierung' zu begreifen sind gegenüber der Konstantheit des Zieles. Das aber sind in metaphysischer Beziehung die Ideen. Und daher ist jede Abwendung Platos von diesen mir psychologisch unwahrscheinlich. Doch hiervon wird zu handeln sein, wenn das Platobuch vorliegt, das W. verspricht. Es scheint zu der Klasse der modernen Darstellungen gehören zu sollen, die die Ideenlehre aus der zentralen Stellung in dem Plato-Problem verdrängen und Plato nicht in erster Linie als Philosphen, sondern als Dichter und religiöses Genie würdigen wollen.

17) M. Schlesinger, Die Geschichte des Symbolbegriffs in der Philosophie. Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 22, S. 49—79. 1908.

In dem kurzen, Plato gewidmeten Abschnitt S. 71—76 bespricht Sch. den Symbolbegriff im Mythus des Symposion von der Erschaffung der Menschen und vereinzelte andere platonische Stellen und kommt zu dem Ergebnis, daß Zeller und Windelband bereits gefunden haben, was Mythus und Symbol sowohl schlechthin, als auch speziell bei Plato bedeuten.

18) C. L. von Peter, Das Problem des Zufalls in der griechischen Philosophie. Berlin 1910, Leonhard Simion Nf. 55 S. 8.

Die Schrift gibt in einem ersten, historischen Teil eine Übersicht über die Anschauungen der griechischen Philosophen in betreff des Problems des Zufalls, der bei den alten Denkern in vier Arten erscheint: als bezogen auf die Ursache, auf den Zweck, auf den Begriff, auf eine andere Tatsache. In dem zweiten kritischen Teil werden zwecks vergleichender Wertung auch neuere Ansichten herangezogen. In beiden Teilen kommt auch Plato, für dessen Lehre v. P. sich besonders auf Liebmanns Auffassung und auf Windelband, Lehren vom Zufall, Berlin 1870 (nicht 1840) beruft, zu seinem Rechte.

19) A. E. Haas, Antike Lichttheorien. Archiv f. Gesch. d. Philos. Bd. 20, S. 345—386. 1907.

S. 327 bespricht H. im Zusammenhang mit den verwandten und antiken Lehren die platonische Theorie der Synaugie oder Zusammenstrahlung, nach der die Augen mit einem inneren Lichte ausgestattet sind, das aus ihnen, so lange sie offen sind, unaufhörlich strahlt und außerhalb des Sehorgans 'verwandtes' äußeres Licht vorfindet, das von der Sonne oder einer irdischen Lichtquelle und dem Objekte selbst herkommt. Das innere Licht verbindet sich mit dem äußeren zu einem einzigen Körper, der sich in gerader Linie vom Auge zu dem Gegenstande erstreckt, auf den wir den Blick richten. Von dem Objekte aus wird der Lichtkörper teils durch Berührung, teils durch farbige Ausflüsse so gestaltet, daß er in dem Auge die Gesichtsempfindung des Objektes entstehen läßt. Plato äußert selbst seine Ansicht über das Sehen Tim. 45 A—D, Staat 508, Men. 76 D, Theaet. 156 D.

20) A. E. Haas, Ästhetische und teleologische Gesichtspunkte in der antiken Physik. Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 22, S. 80—113. 190 S.

Folgende Stellen zieht H. besonders für die Berücksichtigung der platonischen Lehre in diesem Zusammenhang heran: Tim. 53 D, um die ausgesprochen teleologische Färbung der platonischen Physik im ganzen zu charakterisieren. Tim. 31 C, wo die Lehre von den Proportionen in der Elementartheorie teleologische Anwendung findet. Tim. 33 B, wo die kreisrunde Form des Weltgebäudes aus der ästhetischen Idee der Vollkommenheit abgeleitet wird. Dem alles umfassenden Weltall muß die alles umfassende Form zukommen. Auch der Gesichtspunkt, von dem aus Plato das Wesen der vier Elemente zu lösen sucht, ist geometrisch-ästhetisch: Tim. 53 E. Denn das Problem erscheint bei ihm auf die Aufgabe zurückgeführt, die vier schönsten Körper zu finden, die es geben kann; vgl. Tim. 53 C ff. Tim 52 E wird das Wesen der Schwere in dem Streben nach dem Verwandten erblickt.

Auch dieses animistische Prinzip ist nur eine besondere Anwendung des allgemeineren, ästhetisch-teleologischen Prinzips.

21) F. Strunz, Naturbetrachtung und Naturerkenntnis im Altertum. Hamburg und Leipzig 1904, Leopold Voß. 168 S. 8. F. Strunz, Beiträge und Skizzen zur Geschichte der Naturwissenschaften. Ebenda 1909. 192 S. 8.

Diese beiden Schriften sind von einem Forscher verfaßt, der sich über die Bedeutung wie Bedingtheit der antiken Naturwissenschaft in gleicher Weise klar ist. In der ersten wird Platos 'Physik' S. 61 ff. im vierten Kapitel (Die Naturbetrachtung und -philosophie der Antike) dargestellt und gewürdigt und in anderem Zusammenhang S. 121 besonders auf die im Timaeus angebahnte Theorie von der Achsendrehung der Erde eingegangen. In der zweiten ist das zweite Kapitel 'Chemischem bei Platon' S. 27—38 gewidmet. Die Darlegungen sind naturgemäß sämtlich dem Timaeus entnommen. Für das Verständnis der platonischen Chemie ist die wichtigste Tatsache die, daß auch hier für Plato die grundlegende Disziplin die Mathematik ist, die allein Sein und Werden Sinn gibt. Die Elemente: Feuer, Erde, Wasser, Luft sind für Plato wirkliche Körper, die er auf vier geometrische Grundformen bringt: Pyramide, Würfel, Oktaeder, Ikosaeder. 'Diese Elemente setzen sich nicht aus körperlichen Atomen zusammen, sondern aus Flächen und zwar zuletzt wieder aus Dreiecken. Flächen sind also die letzten Grenzen der Elemente. Für die Erde sind es gleichschenklig-rechtwinklige Dreiecke, bei den anderen Elementen ungleichseitig-rechtwinklige. 'Beim Umsatz und der Zerteilung der Elemente bilden nun diese Dreiecke . . . Flächenkombinationen, und bei Feuer, Luft und Wasser ist darum die Transelementation möglich'. Anläßlich dieser das Verständnis des Timaeus sehr erleichternden Arbeit verweise ich auch zusammen mit S. auf E. O. v. Lippmanns Arbeit über Chemisches und Physikalisches bei Platon im Journal f. prakt. Chemie, Bd. 76, S. 513 ff.

22) F. Hommel, Die platonische Zahl und der sogenannte Hilprecht-Streit. Frankfurter Zeitung, Jahrg. 52, No. 157. 6. Juni 1908.

Anläßlich der Diskussion über den Hilprecht-Streit macht der Münchener Semitist H. einige Angaben über neuere Auffassungen der platonischen Zahl, die ich mangels genügender Sachkenntnis nur wörtlich wiedergeben kann. Sie beziehen sich auf den Angriff eines Ungenannten gegen Hilprecht. Der Streit selbst, dessen Gegenstand bekanntlich Keilschrifttafeln aus den Ausgrabungen Hilprechts in Nippur bildete, gehört hier nicht zur Sache. Hummel also schreibt: 'Zunächst kann „von unverdientem Lob" Hilprechts in Bezug auf die von ihm zuerst aus babylonischen Texten des 2. und 3. vorchristlichen Jahrtausends nach-

gewiesene große heilige Zahl der babylonischen Mathematik (12,960,000 oder 3600 im Quadrat), die all ihren Berechnungen zu Grunde liegt, gar keine Rede sein. Für den französischen Gelehrten A. Aurès (im Recueil de travaux etc. Bd. 15, Paris 1893) war die vielumstrittene platonische Zahl gar nicht 12,960,000, sondern 21,600, also der sechshundertste Teil davon, und ihren babylonischen Ursprung vermutete er nur deshalb, weil auch dieser Zahl das bekannte babylonische Sexagesimalsystem zu Grunde lag. Erst Hultzsch und Adam kamen auf verschiedenem Wege für die Erklärung der überaus schwierigen Platostelle auf das Resultat 3600 im Quadrat = 12,960,000. Indem nun Hilprecht wieder auf ganz anderem Wege aus den von ihm in der Tempelbibliothek von Nippur entdeckten und bearbeiteten Texten die Zahl 12,960,000 als Ausgangspunkt nachwies (nicht etwa bloß vermutete), wies er zugleich auf das damit genau übereinstimmende Resultat von Hultzsch und besonders Adam hin. Der neueste Erklärer der Platostelle indeß, Dr. Georg Albert in Wien, sucht auf höchst geistreiche Weise in einer besonderen, 1907 erschienenen Broschüre wiederum eine andere Zahl für die platonische Zahl nachzuweisen, nämlich nicht 3600×3600, sondern 3600×2592, was er nur als eine sekundäre Umstellung aus ursprünglichem 360×25,920, das wären die Tage eines vollkommenen Präzessionsumlaufes, erklärt. Dadurch wird aber die eminente Bedeutung der Hilprechtschen Entdeckung von 12,960,000 als der großen babylonischen Zahl nicht im mindesten geschmälert. Denn, wie ich nachgewiesen, steckt auch in dieser die bereits den Babyloniern bekannte Präzessionszahl 25,920 (nach welchem Zeitraum von Jahren die Sonne wiederum den gleichen Frühjahrspunkt erreicht), und zwar gerade fünfhundertmal; 500 aber ist schon von Herodot erwähnte Phönixperiode der Alten. Die platonische Zahl wäre also danach 360 Mal die Präzession und Hilprechts Zahl 500 Mal die Präzession — also auch dann eng miteinander zusammenhängende und auf ein und dasselbe astrologische System zurückgehende Zahlen'.

Nach A. Ungnad (Deutsche Rundschau Bd. 132, 1907, S. 133—136) ist der Zusammenhang der platonischen Zahl mit der babylonischen Mathematik evident und auf Pythagoras als Mittelsperson zurückzuführen.

I. C. Die einzelnen Schriften Platos.

23) J. Eberz, Die Einkleidung des platonischen Parmenides. Archiv f. Gesch. d. Philos. 1906, Bd. 20, S. 81—95.

Von der Voraussetzung ausgehend, daß der Parmenides in höherem Maße als alle anderen platonischen Dialoge eine Gelegenheitsschrift sei, der ein wichtiges Ereignis in der Akademie zu-

grunde gelegen haben müsse, wovon selbst bis auf die Sprache der Charakter des Dokumentarischen, beinahe Protokollarischen gelassen sei, gibt E. folgende Lösung. Ende Juli oder Anfang August 369, 65 Jahre alt, von der zweiten sizilischen Reise zurückgekehrt, habe Plato von seinem Stellvertreter Speusippos Rechenschaft über die Vertretung verlangt und erhalten und dabei von der kritischen Lage erfahren, in die die Ideenphilosophie in der Zwischenzeit durch die Angriffe des jüngst aufgenommenen Aristoteles geraten sei. Selbst Zeuge einer Disputation zwischen Speusipp und Aristoteles geworden, sei ihm die Gefahr einer Spaltung in seiner Schule so nahe erschienen, daß er sofort eine Sitzung der wichtigsten Mitglieder seiner Akademie zusammenberufen habe. Ihr habe auch Dion beigewohnt, den Plato auf der Heimreise von Syrakus aus Korinth abgeholt und mitgenommen habe. Die im Hause des Pythodoros abgehaltene Sitzung habe sich zu einer Art Konzil gestaltet, um gegenüber den beiden Schismatikern Speusipp und Aristoteles die Reinheit der Lehre wiederherzustellen, von denen jener die Transcendenz der Ideen gelehrt, dieser die Ideen schlechthin geleugnet hatte. Durch ihre Widerlegung sei zugleich die Notwendigkeit des Ideensystems positiv dargetan. Und die dreimalige Wiedererzählung des Gespräches (das Hauptgespräch wird von Kephalos mitgeteilt, der es von Antiphon gehört hat, der es dem Pythodoros verdankt) erscheint wie ein ihm absichtlich zu überzeugenderer Bestätigung der endgültigen Darstellung aufgedrücktes Siegel. — Vergleicht man nun die Mitglieder des von E. frei erfundenen Konzils, das aber historisch denkbar ist, mit der im Parmenides dargestellten Szene, so sieht man sofort, wo die Deutung E.s hinauswill: der Parmenides des Dialogs ist Plato; der Tyrann Aristoteles, Mitglied der Dreißig, ist der Philosoph Aristoteles; Zeno ist Dion; Sokrates ist Speusippos. Angenommen daß diese Deutung richtig ist, so ist damit die Lösung für eine Frage gefunden, die zu den umstrittensten und dunkelsten der Platophilologie gehört; und es wäre zugleich nach E.s Darstellung eine Lösung, bei der die Rechnung restlos aufginge. Mir erscheint sie aber aus drei Gründen sehr zweifelhaft. Erstens: wenn das ganze Verfahren E.s, gleichsam von Außenpunkten her, nämlich von den Personen aus, in das innere Verständnis des Dialogs hineinzugelangen, gerechtfertigt sein will, so muß er sich gefragt haben: liegt im Charakter des Dialogs P. eine zwingende Notwendigkeit vor, die Personen für maskiert zu halten? Er bejaht diese Frage. Die Begegnung des Eleaten mit Sokrates sei eine Unmöglichkeit, die Zeichnung der Personen sei unhistorisch, u. a. m. Plato habe absichtlich das Ganze so komponiert, daß man die Hülle deutlich erkennen und leicht wegnehmen könne. Danach ist also die historische Unmöglichkeit der Szene als bewußt und vorsätzlich angewandtes Mittel Platos zu beurteilen, um den Leser geradezu zum Erraten der in Wahrheit zu Grunde

liegenden Begebenheit aufzufordern. Von einer solchen Absicht Platos und von deutlichen Hinweisen vermag ich nichts zu verspüren. Ich glaube wohl, daß die Begegnung des Eleaten mit Sokrates erfunden ist, verweise aber z. B. auf Räder S. 300, wo erhellt, daß sie als chronologisch unmöglich durchaus nicht anzusehen ist. Vgl. die fingierte Zusammenkunft Solons mit dem älteren Kritias im Timaeus! Die unhistorische Darstellung der Personen unterscheidet den Parmenides nicht von anderen Dialogen. Sokrates, der nichts von Ideenlehre wußte, vertritt sie hier wie anderswo. Von der zwingenden Notwendigkeit einer Umdeutung kann also wohl aus dem Dialog heraus nicht geschlossen werden. Von ähnlich liegenden Fällen in anderen Dialogen aus auch nicht. Es gibt außer dem Plato selbst vertretenden Sokrates keinen Unterredner, dessen fingierter Name deutlich den einer bestimmten anderen Person verriete. Demnach kann das Spiel einer Maskerade für unmöglich auch nicht erklärt werden. Zweitens. Wie verhalten sich die von Plato gegebenen Namen zu den von E. angenommenen Personen? Daß Plato hier vieles durch den Mund des Parmenides spricht, ist unbestritten. Daß bei der chronologischen Unmöglichkeit, den Stagiriten mit Parmenides zusammenzubringen, der ältere Namensvetter Aristoteles habe eintreten müssen, ist wenigstens denkbar. Daß inhaltlich das von Aristoteles im P. Vorgetragene nahe Beziehungen zu der Lehre des Stagiriten habe, ist bereits von Überweg und Siebeck sicher gestellt. Alles weitere aber ist unsichere Vermutung: daß Aristoteles bereits sein Angriffsmaterial gegen die Ideenlehre, die er in Platos Abwesenheit durch den Unterricht des Speusippos nur in der von diesem entstellten transcendenten Form kennen gelernt habe, damals schon in einem Dialoge niedergelegt hätte; daß durch diesen im P. niedergelegten, dem Speusipp verdankten falschen Eindruck des Aristoteles von der Ideenlehre sein Zeit seines Lebens bewahrtes Mißverständnis der platonischen Philosophie herrühre; daß der Stagirit im P. ohne Namensänderung auftrete, da er auch in seinen Dialogen kein Pseudonym führe. Unwahrscheinlich dünkt mich nun aber die Identifikation des Zeno mit Dion, für die E. nur in folgendem eine Begründung sieht: Plato habe seinen Lieblingsschüler Dion mit nach Athen gebracht, wie Parmenides im Dialog den Zeno. Dessen Namen aber habe Dion erhalten, weil er Zenos Werk mit hinübergebracht habe (d. h. im Dialog; wo S. 126 C 4 von Parmenides und Zeno gesagt wird: *τότε γὰρ αὐτὰ* näml. *τὰ τοῦ Ζήνωνος γράμματα πρῶτον ὑπ' ἐκείνων κομισθῆναι*). Irgendwelche innere Verwandtschaft besteht auch nach der Rolle, die Zeno im Dialog spielt, nicht zwischen ihm und Dio. Und sollte, wenn Plato beabsichtigt hätte, seinem Liebling in einem Dialog ein Denkmal zu setzen, dies die einzige, passendste Gelegenheit gewesen sein, wo doch hier in dem Wenigen, was Zeno spricht, so gar nichts Dionisches enthalten

ist? Vollends unmöglich erscheint mir aber das Pseudonym Sokrates für Speusipp. Nach E. wollte Plato zeichnen einen Akademiker mit 'verfrühter, auf mangelhafter dialektischer Vorübung beruhender, sich nach außen wendender Lehrtätigkeit', der die 'Stelle, welche er bekleidete, kompromittierte', der zu Aristoteles im Verhältnis des Lehrers zum Schüler stehe, und infolgedessen für seinen Irrtum noch in höherem Grade verantwortlich sei als jener, mit dem er ja gemeinsam, wenn auch nach verschiedener Richtung, geirrt habe; einen Akademiker, der von Plato in einer Weise 'abgekanzelt' werde, die geradezu 'taktlos' wäre, wenn sie den eigenen Lehrer treffen sollte. Angenommen nun, daß Plato Veranlassung hatte, Speusipp in dieser Weise zu behandeln, wie E. aus dem P. herausliest, was nötigte ihn, den Namen des Sokrates für den Gemaßregelten zu wählen, der den Lesern aller anderen Dialoge als das philosophische Ideal Platos bekannt war? E. glaubt, weil Speusipp Plato vertreten habe, dieser aber in der Akademie mit den Namen des Sokrates bezeichnet wurde, lasse sich Speusipp unter der Maske des Sokrates mit Händen greifen. Nun ist aber sogar dieses einzige Argument nicht stichhaltig. Denn daß Plato nicht nur in seinen Dialogen, sondern auch in seiner Schule Sokrates geheißen habe, will E. aus Aristoteles Polit. II 6 folgern. Er meint offenbar die Stelle S. 1265 A 11 f. *τὸ μὲν οὖν περιττὸν ἔχουσι πάντες οἱ τοῦ Σωκράτους λόγοι καὶ τὸ κομψὸν καὶ τὸ καινοτόμον καὶ ζητητικόν*, an der Aristoteles den in Platos Gesetzen auftretenden Fremden Sokrates nennt, während nach E. vermutlich Plato selbst sich damit gemeint habe. Allein schon F. Susemihl (Platon. Philos. II 667 f. und Aristoteles Politik II S. 56 Anm. 199) hat gezeigt, daß der athenische Fremde weder Plato noch Sokrates sei, sondern die Personifikation eines Ideals. Auf jeden Fall ist die Identifikation mit Plato, an die wohl zuerst Böckh gedacht hat, so unsicher, daß es ein methodischer Fehlgriff wäre, auf ihr weiterzubauen. Die richtige Begründung der dreimaligen Wiedererzählung aber hat nach meiner Ansicht Rädèr richtig in dem Streben Platos gesehen, Leser, die möglicherweise an der Tatsächlichkeit der Zusammenkunft zweifeln mochten, zu beruhigen. — Ich füge noch hinzu, daß eine Hypothese wie die E.s naturgemäß in ihrer Anwendbarkeit auf den philosophischen Gehalt des Dialoges zu prüfen gewesen wäre, was in der vorliegenden Arbeit nicht geschehen ist. Es zeigt sich dabei, daß der Gegensatz Speusipp-Aristoteles durchaus nicht das erschöpft, was der Gegensatz Sokrates-Stagirit in Dialog bedeutet.

24) E. Prüm, Der Phaidon über Wesen und Bestimmung des Menschen. Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 21, S. 30—49. 1907.

Nach eingehender Analyse des umstrittenen Gedankenganges und der Beweise des Phaedo erklärt P., ihm scheine 'die ganze

Beweisreihe im großen ganzen eine Auseinandersetzung der bereits feststehenden (wie weit?) Ideenlehre mit dem auch vorher schon gehegten Glauben an die Unsterblichkeit der Seele . . ., ein Ausgleich zwischen philosophischem Denken und religiösem Erlebnis, ein ernster Versuch einer religionsphilosophischen Synthese' zu sein. Richtig fügt er, die symbolische Bedeutung des Mythus erklärend, hinzu, daß nach Meinung Platos auch das nur sehr unvollkommene Wissen um die außerirdischen Dinge, für das der Mythus die einzig mögliche Darstellungsform ist, vollständig zur Grundlage des sittlichen Lebens genüge.

25) A. Trendelenburg, Erläuterungen zu Platos Menexenus.[1]) Programm des Friedrich-Gymnasiums zu Berlin 1905. Weidmannsche Buchhandlung. 30 S. 4.

Es wird der glückliche Versuch gemacht, die (übrigens schon durch Aristoteles genug bezeugte) Echtheit des Dialoges durch den Nachweis zu verteidigen, der den Hauptgegenstand des Werkchens bildende Epitaphios sei ein Pasquill, eine satirische Nachahmung rhetorischer Prunkstücke. Die Geißelhiebe aber sollen nicht weniger als dem Gorgias und seinen Nachahmern dem eitlen, von ererbten Ruhme ruhmlos zehrenden Athenervolke gelten, bei dem die alte, ehrwürdige Sitte der Lobreden bei den Leichenfeiern zu einer leeren Demonstration geworden sei, 'die mit den früheren nur noch das gemein hatte, daß sie wie ein Jahrmarkts-Schaustück eine Menge Einheimischer und Fremder anlockte. Sie war ein Tummelplatz geworden für eitle Redekünstler, denen es nicht sowohl auf den Inhalt als auf die Form, nicht sowohl auf Erhebung der Hörer als auf ein Prunken mit der eigenen Virtuosität ankam'. Den Anlaß zum M. habe also nicht eine einzelne Grabrede gegeben, sondern die ganze, nicht mehr passende Einrichtung staatlicher Grabreden.

26) J. Pavlu, Der pseudoplatonische Kleitophon. Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Znaim 1908/09. 20 S. 8.

Der Verf. teilt die meistvertretene Ansicht, daß das unter dem Namen Kleitophon überlieferte Dialogstück nicht Plato zum Verfasser haben könne. P. schließt dies daraus, daß man nicht annehmen könne, daß Plato selbst 'zwei seiner Werke — den Protagoras und die Politeia — in dieser Weise ausgebeutet haben konne'. Unter Ausbeutung versteht aber P. nicht Herübernahme ganzer Sätze aus Quellenschriften, sondern Reminiscenzen aus Lesefrüchten. Prot. 357 E *ὑμεῖς δὲ διὰ τό οἴεσθαι — ἰδίᾳ καὶ δημοσίᾳ* vergleicht er mit Kleit. 407 A *καὶ ἀγνοεῖτε — εἴπερ μαθητόν*; Prot. 312 A *Ἀλλ' ἄρα, ὦ Ἱπποκρατες — ἐλεύθερον πρέπει* mit Kleit. 407 B *οὐδὲ γ' ἔτι πρότερον — ταυτη*

[1]) S. No. 50 a im Teil IV.

τῆς ἀμουσίας; Prot. 352 D οἶσθα οὖν ὅτι — λέγουσιν οἱ ἄνθρωποι mit Kleit. 407 D ὑμεῖς δέ φατε — τῶν ἡδονῶν; Polit. 336 B καὶ οὕτως μοι — ξυμφέρον mit Kleit. 409 B οὗτος μὲν — λυσιτελοῦν; Polit. 346 A οὐκοῦν καὶ ὠφελίαν — ἔστω, ἔφη mit Kleit. 409 C ἀλλὰ πρὸς ὅτι ταῦτα — γίγνεσθαι; Polit. 351 D ἡ δὲ δικαιοσύνη ff. mit Kleit. 409 D ὅτι τι τοῦτ' εἰη- ὁμόνοιαν. Werden die Kleitophonstellen zu Recht als entlehnt angenommen, so muß der Dialog nach jenen beiden Werken verfaßt sein, ja sogar nach dem pseudoplatonischen Alkibiades und den Anterasten, die von dem Verf. des Kl. gleichfalls benützt sein sollen. Die ausgesprochene Verachtung alles theoretischen Wissens und die beständige Betonung des praktischen Nutzens weise sogar auf die nacharistotelische Zeit. Die äußere Form des Werkchens könne die Vermutung zulassen, daß Männer aus der Schule des Aristoteles, die in dessen Manier schriftstellerten (vgl. die kurze dialogische Einleitung und den zusammenhangenden Vortrag), als Verfasser in Frage kämen. — Die Beweisführung ist an keiner Stelle zwingend, was auch nicht verlangt werden kann bei dem geringen Umfang des Materials. Allzu leicht aber findet sich P. mit dem Charakter des Schriftchens ab. Seine ganze Beweisführung gilt nur unter der Voraussetzung, daß der Kl. ein vollendeter Dialog sei, der das im Anfang aufgeworfene Problem, die Verteidigung der Kleitophon gegen die Beschuldigung, den Sokrates getadelt, den Thrasymachos gelobt zu haben, zu Ende bringe. Für mich dagegen besteht kein Zweifel an dem fragmentarischen Charakter des Ganzen. Wer wird einen *Σωκρατικὸς λόγος* haben schreiben wollen, in dem nur einer, Kleitophon, spricht, während Sokrates lediglich seine Zustimmung zu dem Thema gibt? Und einen Dialog von fünf Seiten! Beides war weder platonische noch 'aristotelische Manier'. 'Überdies ist jenes Thema wohl eher geeignet, um einen größeren Dialog einzuleiten (vgl. die Bemerkung H. Gomperz, Archiv f. Gesch. d. Philos. Bd. 18, S. 477) und dem eigentlichen, erst noch zu stellenden Thema vorzuarbeiten; denn als einziger Zweck einem philosophischen Gespräch zugrunde gelegt zu werden. Und sollte sich Sokrates nach der Ansicht des von P. angenommenen peripatetischen Verfassers mit den Schlußworten des Kleitophon zufrieden gegeben haben: *μὴ μὲν γὰρ προτετραμμένῳ σε ἀνθρώπῳ, ὦ Σώκρατες, ἄξιον εἶναι τοῦ παντὸς φήσω, προτετραμμένῳ δὲ σχεδὸν καὶ ἐμπόδιον τοῦ πρὸς τέλος ἀρετῆς ἐλθόντα εὐδαίμονα γενέσθαι*? Nimmt man aber den Dialog als Fragment, so erhalten jene Berührungspunkte mit zweifellos echten Werken eine ganz andere Bedeutung, und Gomperz' und Grotes Ansicht scheinen noch immer eingehender Berücksichtigung wert, daß der Kleitophon ein einleitender Versuch Platos zur Lösung des Problems im Staate sei. Es sei denn, daß dem Verfasser des Werkchens Unplatonisches in Ausdruck oder Gedanken nachgewiesen werden könnte, was bis jetzt nicht gelungen ist.

27) A. v. Kleemann, Platon und Prodikos. Sonderabdruck aus Wiener Eranos. Wien 1909, A. Hölder. 17 S. 8.

Dreierlei sucht v. K. zu beweisen. I. Im Protagoras wird bekanntlich der Sophist dieses Namens mit Sisyphus, dem vergeblich sich mühenden, Hippias, der stets bereit ist, jeder Frage Rede und Antwort zu stehen, mit Herakles verglichen, der den stets gespannten Bogen in Händen hält, indes ihn die Toten mit lautem Geschrei umdrängen; Prodikos schließlich mit Tantalus. Welcker meinte, das tertium comparationis sei der schmerzensreiche Zustand, in dem sich beide befinden; möglich auch, daß der kranke Prodikos am Tische des reichen Kallias Tantalusqualen ausgestanden und überhaupt infolge seines leidenden Zustandes auf jeden Lebensgenuß habe verzichten müssen. Dagegen behauptet v. K. mit Recht, allen drei Vergleichen liege das Bestreben zugrunde, die geistige Beschaffenheit, die philosophischen Fähigkeiten der drei großen Sophisten zu charakterisieren; und der letzte Vergleich wolle Prodikos als einen Denker hinstellen, der erfolglos nach Dingen greife, die den haschenden Händen doch noch im letzten Moment entgehen: Prodikos zerrönnen seine Erkenntnisse unter den Händen, so oft er sie gefunden zu haben glaube. Und das könne nicht anders sein bei der fruchtlosen Art, wie er mit der Synonymik spiele, die neben der zielbewußten begrifflichen Untersuchung des Sokrates wie eine Karikatur wirke. Daß hiermit Platos Absicht in der Tat getroffen ist, ergibt sich durch genaue Betrachtung des Verhältnisses Platos zu Prodikos, soweit wir es sonst kennen. 'Insofern Prodikos durch seine Forderung nach Definitionen und genauer Unterscheidung der Worte ein Gesinnungsgenosse des Sokrates ist, gibt ihm Plato vor allen anderen Sophisten von Ruf unbedingt den Vorzug. Da aber Prodikos . . . Mühe, Zeit und Geist darauf verschwendete, seine vielverheißende Synonymik zu einer läppischen Spielerei ausarten zu lassen, behandelt ihn Plato wiederum mit einer spöttischen Höflichkeit und mitleidigen Ironie, wie er sie z. B. Protagoras oder Gorgias gegenüber niemals angewendet hat'. — II. v. K. verfolgt im Meno, Euthydem und Theaetet, wie allmählich die Geringschätzung des Prodikos über die einstige Anerkennung das Übergewicht erlangte. — III. Die Frage, ob alles, was Plato von Prodikos erwähnt, wörtlich zu nehmen sei oder überhaupt bezw. zum Teil auf einen anderen ziele, beantwortet v. K. dahin: alles Mitgeteilte gelte buchstäblich von dem Onomatologen Prodikos, zugleich aber vielfach auch von dem Onomatologen Antisthenes. Diese Ansicht sucht der Verf. im engen Anschluß an Joel zu beweisen. In allen Fragen dieser Art kann man über Einzelheiten nicht streiten, sondern nur Standpunkt gegen Standpunkt setzen. Ich bin (mit Ritter und vielen anderen) der Überzeugung, daß es nach dem Zustand unseres Quellenmaterials a priori ausgeschlossen ist, die Masken unter den Helden der platonischen Dialoge zu entlarven.

Gleichzeitig aber erkenne ich mit Joel und v. K. an, daß Plato gar keine Möglichkeit hatte, die eigenen Gegner anders auftreten zu lassen, als in den Masken von Zeitgenossen des Sokrates, in dessen Maske er seine eigenen Gedanken verkündete.

28) O. Apelt, Platos Humor. Neue Jahrbücher f. d. kl. Altertum usw. 1907, Abt I. Bd. XIX, S. 247—266.

Diese Arbeit ist weniger psychologisch als philologisch. Es kommt A. hier offenbar nicht sowohl darauf an, das Wesen des platonischen Humors genau zu bestimmen als vielmehr an gewissen Stellen der Werke Platos nachzuweisen, daß die falsche Interpretation ihren Grund in dem Übersehen des humorvollen Charakters hat, der den Stellen eigen ist. Ich hebe von diesen Stellen die wichtigsten hervor. Timaeus 40 D f., wo man Plato zu einem still ergebenen Gläubigen hat machen wollen, sieht A. sprudelnden Humor über den kindlichen Stolz, mit dem die Griechen ihr eigenes Leben in Verbindung zu der Göttervorzeit brachten: 'Unmöglich ist es, den Sprößlingen der Götter den Glauben zu versagen, wenn sie auch ohne wahrscheinliche oder zwingende Beweisgründe sprechen, sondern als solchen, welche Familienverhältnisse mitzuteilen behaupten, müssen wir ihnen, dem Herkommen folgend, Vertrauen schenken'. — In den Gesetzen 865 D und 927 A redet Plato 'einem ziemlich massiven Volksaberglauben herzhaft das Wort' aus Staatsraison: durch den unschuldigen Aberglauben solle die verbrecherische Neigung eingedämmt werden. Auch den Mythus verwende P. in einem Gebiet, wo zwischen Scherz und Ernst eine heitere Mitte gehalten werde. Im Kronosmythus des Politikus 268 D — 271 C diene dem Grundgedanken ('Wir dürfen nicht wie die glücklichen Insassen eines erdichteten Schlaraffenlandes unser Glück ohne unser Zutun von oben erwarten, sondern müssen uns selbst es schaffen, soweit es uns eben gelingen will') das groteske astronomische Bild von dem zeitweiligen Wechsel im Umlauf des Weltalls zu großartiger Veranschaulichung; aber das kosmische Gemälde sei nichts als Persiflage. Das Vernunftwidrige des Schlaraffenzeitalters werde durch die ironische Zumutung an die menschliche Vernunft verdeutlicht, sich mit einem Male die ewige Ordnung im Laufe der Gestirne in ihr Gegenteil abgewandelt zu denken. — Zu entsprechender Deutung des nämlichen Mythus in den Gesetzen sollen die Worte 713 E *λέγει δὴ καὶ νῦν οὗτος ὁ λόγος* usw. Veranlassung geben. — Auch die böse Weltseele der Gesetze nimmt A. nicht ernst. 'Es ist nicht Platos, sondern seiner Ausleger Schuld, wenn manche derselben ihn dahin mißverstehen konnten, daß sie ihn an den Teufelsspuk glauben ließen. Plato hat für den, der sehen will, hinreichend dafür gesorgt, diesem Irrtum vorzubeugen. Er macht nur ganz ironisch für den Augenblick die Annahme, die er ja garnicht im eigenen Namen vorbringt, sondern im Namen

seiner Mitunterredner, denen er sie seinerseits in den Mund legt, um sie alsbald auf das kräftigste zu widerlegen'. — Die Worte *διακριβολογουμένους τοῦ ὄντος πέρι* der viel umstrittenen Stelle des Sophistes 245 E übersetzt A.: 'diejenigen, die ganz genau Auskunft zu geben wissen über das Seiende' und meint: 'Nun erkennt auch der Blinde, worauf Plato hinaus will. Er will diese Jonier (Heraklit), Sikelioten (Empedokles) und Eleaten als solche bezeichnen, die sich anstellten, als ob sie bei der Schöpfung selbst zugesehen hätten'. — Besonders aufschlußreich ist A.s Deutung des Parmenides, dessen Hauptteil er als reines dialektisches Übungsstück faßt, dessen einleitender Teil aber nicht mancher Züge neckischer Schalkhaftigkeit entbehre. Den Schlüssel zum Verständnis des Werkes sieht er in den Worten des Zeno 128 B—C. Zeno ist, wie A. mit Recht hervorhebt, nur eingeführt, 'um Andeutungen über Bedeutung und Zweck des platonischen Dialoges selbst, vor allem aber des zweiten Teiles zu geben, der ja mutatis mutandis in der Tat nichts anderes ist als eine eigenartige Nachahmung des zenonischen Verfahrens . . . Auf jeden Fall behaupte ich, daß diejenigen in einer großen Selbsttäuschung befangen sind, die in dem zweiten Teil des Parmenides tiefere metaphysische Geheimnisse suchen'.

29) R. Adam, Über die platonischen Briefe. Arch. f. Gesch. d. Philos. Bd. 23, S. 29—52. 1909.

Ich beschränke mich auf diejenigen Darlegungen A.s, die er zugunsten des für echt erklärten siebenten Briefes gibt, da diese den wesentlichen Inhalt der Abhandlung bilden. Es ist erstaunlich zu sehen, mit viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn gerade die Debatte um diesen Brief heutzutage von den Verteidigern seiner Echtheit geführt wird und wie wenig Überzeugendes dabei herauskommt. Das gilt auch von der vorliegenden Arbeit A.s. Vgl. hierzu meinen JB. 1909 S. 359 f. über A.s Programm 'Die Echtheit der platonischen Briefe' Berl. 1906, als dessen Ergänzung die vorliegende Arbeit anzusehen ist. Das erste neue Argument für den Brief ist: 'Vor allen Dingen spricht für ihn, daß er nicht nur von Cicero und Plutarch, sondern auch von Sallust als platonisches Gut benutzt worden ist'. Die (nicht sichere) Anlehnung in Sallusts B. J. Kap. III: Iam vi quidem regere — extremae dementiae est an ep. VII 331 C D *πατέρα δὲ ἢ μητέρα . . . γίγνεσθαι τὴν ἀρίστην* zugegeben, so wird doch wohl Sallust kein besseres Urteil über die Echtheit platonischer Briefe gehabt haben als wir. Zweitens findet A. in den Worten des Aristoxenos, die dieser in Bezug auf Platos 3. Reise macht: *ἐν γὰρ τῇ πλάνῃ καὶ τῇ ἀποδημίᾳ ἐπανίστασθαι καὶ ἀντοικοδομεῖν αὐτῷ τινας περιπάτον ξένους ὄντας* (Euseb. Praep. ev. 15. 2 vgl. mit Aristoteles II S. 324 Dind.) 'die älteste Spur einer Kenntnis des 7. Briefes': 'der Ausdruck *πλάνη*, der hier unklar ist, läst sich nur durch

die Beziehung auf eine Äußerung Platos oder eines anderen bekannten Schriftstellers rechtfertigen (?). In unserem Briefe nun sind Platos Reisen mit den Irrfahrten des Odysseus (S. 345 E) verglichen. Plato lehnt nach seinem Zeugnis die Beteiligung an der sizilischen Expedition seines Freundes Dion ab: *μεμισηκὼς τὴν περὶ Σικελίαν πλάνην καὶ ἀτυχίαν'*. Selbst dies zugegeben, so bezweifelt ja niemand, daß man im Altertum den 7. Brief für platonisch gehalten hat. Mit Recht wendet sich A. alsdann gegen Karstens übertriebene Angriffe auf den Brief, die den Stil, den historischen Inhalt, die Lehre und Entlehnungen aus platonischen Schriften angehen. A. zeigt (wie schon Bertheau; vgl. JB. 1909 S. 360 ff.), zu wieviel Irrtümern Voreingenommenheit gegen den Brief führen kann. Was aber z. B. den Stil anlangt, so werde ich durch A. nur noch in der Überzeugung bestärkt, daß der Briefschreiber großen Fleiß darauf verwendet hat, dem alten Plato sowohl in einzelnen Ausdrücken als im Gesamtcharakter des Stils zu folgen; was für einen geschickten Nachahmer des Altertums von vornherein selbstverständlich ist. Was ferner die sog. Entlehnungen angeht, so darf man gewiß nicht mit Karsten jede Parallelstelle ohne weiteres für eine Nachahmung ausgeben, aber auch A. hat kein Kriterium dafür, welche Parallelstellen für die Echtheit und welche gegen sie sprechen. Die schlechte Komposition der Epistel räumt auch A. ein, sucht aber diese 'Stillosigkeit' mit solchen in den Gesetzen, in Gorgias, Phaedrus und Menexenus zu vergleichen und dadurch auch für Plato nicht als unwahrscheinlich zu erweisen. Aber A.s Tadel an diesen Dialogen trifft in Wahrheit ganz andere Punkte. Wenn er im Phaedrus zwischen erster und zweiter Hälfte ein Mißverhältnis annimmt und die satirische Einleitung in Menexenus nicht zu begreifen sei, so sind das Differenzen in Platos und A.s Anforderungen an die Komposition eines Dialoges, die nichts damit zu tun haben, daß in ep. VII 'diejenigen Partien, die sich unmittelbar auf das Thema beziehen, von endlosen Abschweifungen überwuchert werden'. Der letzte gegen die Athetierung des Briefes polemische Abschnitt A.s behandelt das im Briefe zu Tage tretende Urteil über die philosophische Schriftstellerei. Mit aller Schärfe betont A.: Wer der platonischen Philosophie einen rein kritischen Charakter gibt, muß den ganzen Brief verwerfen; denn Plato erscheint in ihm als Besitzer wertvoller Wahrheiten, also als Dogmatiker. Dem Aristoteles aber sei in diesem Punkte mehr zu vertrauen als Natorp. Hiermit ist der eigentliche Angelpunkt der Frage deutlich und richtig formuliert: Wer dem von Plato wiederholt unzweideutig ausgesprochenen Satz, wer etwas Richtiges gefunden habe, solle es auch mitteilen, der ebenso platonisch wie sokratisch ist, zum Trotz sich den Philosophen im Besitz allerletzter Erkenntnisse über das höchste Gute denken kann, die er nur bevorzugten Schülern vortrug, für den hat der Brief nichts Anstößiges. Wer dagegen nicht

imstande ist, an die Geheimtuerei zu glauben, der muß ihn verwerfen. — Die Folgerung, die A. aus ep. VII 326 A., verglichen mit Rep. 473 D und Leg. 712 A., zieht, daß nämlich Plato im 7. Briefe auf die Erstausgabe des Staates anspiele, und den weiteren Versuch, die Abfassung dieser Erstausgabe mit der ägyptischen Reise Platos zusammenzubringen, ja Chronologie und Inhalt dieser Urpoliteia festzulegen, entbehren vollends gesicherter Grundlagen.

Zu den in Abt. I des vorigen und des diesjährigen JB. verzeichneten Arbeiten füge ich folgende Titel von Büchern und Abhandlungen hinzu, deren Besprechung ich voraussichtlich nicht mehr nachholen kann, während ich hoffe, über einige andere, in die behandelte Zeitspanne (1904—1910) fallenden Erscheinungen noch im nächsten JB. referieren zu können.

K. Joel, Die Sokratische Periode und der Phaedrus. In den Abh. für M. Heinze.

Aal, Sokrates Gegner oder Anhänger der Sophistik? Ebenda.

Jurenka, Des Simonides Siegeslied auf Skopas in Platos Protagoras. Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1906 S. 865—875.

Dantu, L'éducation d'après Platon. Paris 1907, Alcan.

Piat, Plato.

Werner, Aristote et l'idéalisme platonicien. Paris, Alcan.

Hartmann, Platos Logik des Seins. Gießen 1909, Töpelmann.

III. Ausgaben, Übersetzungen, Kommentare,

30) Platons ausgewählte Schriften, für den Schulgebrauch erklärt von Chr. Cron. Zweiter Teil: Gorgias. Fünfte Auflage, neu bearbeitet von W. Nestle. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. VI u. 194 S. 8.

Die Neuausgabe des Gorgias bringt den Ertrag der Forschung der letzten 24 Jahre, sie unterscheidet sich von der vierten Auflage Crons derart, daß im Kommentar nur wenige Anmerkungen unverändert geblieben sind. Die Verweisungen auf die Krügersche Grammatik sind fortgefallen und zum Glück auch nicht durch solche auf ein anderes Lehrbuch ersetzt, sondern sie bringen selbst das sprachliche Material, dessen es zum Verständnis des Textes bedarf. Inhaltlich ziehen sie nicht nur andere Stellen platonischer Schriften heran, sondern auch die Zitate aus den Resten der sophistischen Literatur, der zeitgenössischen Rhetorik, aus der dramatischen Literatur, ja auch aus der nachahmenden römischen. Hervorheben darf man die Hinweise auf einige Stellen des Anonymus Jamblichi, 'der in der Zurückweisung einer Herrenmoral und eines Übermenschentums von der Art des Kallikles Plato vorgearbeitet

hat'. Zu dem 'Anhang', der die etwa 50 textlichen Abweichungen von der vierten Auflage verzeichnet und zum Teil genau begründet, bemerke ich nur, daß sich N. in diesen Änderungen vornehmlich an Burnet anschließt, der vor allem den Vindobonensis F berücksichtigt.

Daß der verdienstvolle Übersetzer der Vorsokratiker der geeignete Bearbeiter des platonischen Gorgias war, zeigt diese zuverlässige und gelehrte Ausgabe auf jeder Seite, und nicht zuletzt in der ausführlichen Einleitung, der ein 68 Nummern umfassendes Literatur-Verzeichnis über die die Einleitung betreffenden Fragen beigegeben ist. Die Einleitung unterrichtet zuerst über die drei Hauptunterschiede zwischen Philosophie und Sophistik, nach Gegenstand, Methode und Zweck. Bei dieser Gelegenheit spricht sich N. gegen die Echtheit von Heraklit fr. 35 (Diels) aus, das im Falle der Echtheit bekanntlich für die dunkle Frage des Ursprungs der Benennung *φιλόσοφος* von größter Wichtigkeit wäre. Ferner gibt er eine ausführliche Darstellung der gorgianischen Lehre und Wirksamkeit und druckt aus den (von N. für echt gehaltenen) Schriften des Sophisten größere Teile des *Ἐπιτάφιος*, des *Ἑλένης ἐγκώμιον* (§ 6—14, während Diels nur § 13 und 14 mitteilt), der Schrift *Ὑπὲρ Παλαμήδους ἀπολογία* und kleinere aus dem *Ὀλυμπικός*, der *Τέχνη* und aus einer der unbekannten Schriften (Diels 23) ab. Nachdem N. dann eine genaue Gliederung des von ihm mit einem griechischen, auf mehrstufigen Unterbau sich erhebenden Tempel verglichenen Dialoges gegeben hat, gibt er ihm in Platos philosophischer Entwicklung etwa die neunte Stelle. Das am meisten Abweichende von den jetzt gewöhnlichen Ansetzungen beruht darauf, daß er den Dialog nach dem Menon und Phädrus entstanden denkt, das erste mit gewichtigen Gründen: wegen der schärferen Fassung des Begriffs des Guten (Meno 87 E, 88 A mit Georg. 467 E vergl.) und der Verurteilung der Staatsmänner; das zweite wegen der völligen Verwerfung der Rhetorik, während Plato im Phaidros 'noch den Versuch gemacht hatte, sie auf eine philosophische Grundlage zu stellen.'.

31) Platons ausgewählte Schriften, für den Schulgebrauch erklärt von Hug. Fünfter Teil: Symposion. Dritte Auflage, besorgt von H. Schöne. Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. LV u. 176 S. 8.

Wie weit Burnets kritische Gesamtausgabe, die meines Erachtens in Deutschland über Verdienst gelobt worden ist und sich mehr durch Eleganz und praktische Form als durch zuverlässigen Text auszeichnet, davon entfernt ist, ein deutliches Bild der Hss. zu geben, zeigt die Sch.sche Neubearbeitung der ehemals Hugschen Ausgabe des Gastmahls. Erst jetzt, nach der neuen von Sch. vorgenommenen Kollation hat man einen Eindruck von dem Vindobonensis 54 (Burnet: W), welcher Eindruck an wichtigen Stellen, an denen B. die Lesart dieser Hs. gar nicht angibt, von dem

alten abweicht. Die Neuerung, daß Sch. die Lesarten der wichtigsten Quellen [der Hss. B, T, W und des Oxyrhynchus Papyrus 843 (P)] als durchlaufende adnotatio critica zwischen Text und Anmerkungen eingefügt hat, empfiehlt sich für sämtliche Bände dieser Sammlung. Die durch ein lexikalisches und ein grammatisches Register vermehrte Neuauflage weist im Kommentar mehr Streichungen als Ergänzungen auf und entnimmt in den inhaltlichen Erklärungen naturgemäß den neuesten englischen Kommentaren, die ja besonders im Gastmahl und im Staat alle anderen erläuternden Werke hinter sich lassen, manches Gute. Die reiche, 55 S. lange Einleitung gibt außer der Gliederung des Dialoges und seiner Chronologie, in denen sich gewöhnlich die Einführungen erschöpfen, noch wichtige Exkurse über die Geschichte der Symposionliteratur und die Kunst des platonischen Gastmahls. Aus dieser möchte ich zweierlei als besonders wichtig hervorheben. Erstens das Kapitel über die diegematische Kunstform des Symposions. Von der antiken Scheidung zwischen *διάλογοι δραματικοί, διηγηματικοί, μεικτοί* aus betrachtet weisen die diegematische und die gemischte Kunstform vor der rein dramatischen wesentliche Vorteile und technische Erleichterungen auf, besonders für die Charakteristik einzelner Personen. Platos Dialoge sind bestimmt, durchs Ohr, nicht durchs Auge aufgenommen zu werden und sollen in einer Weise vorgetragen werden, wie Herder sie nach Goethes Schilderung beim Vicar of Wakefield anwendete: als wenn nichts gegenwärtig, sondern alles nur historisch wäre. 'Gerade diese Möglichkeit, bei der richtigen Rezitation von Dichtungen der diegematischen und der gemischten Form einen gleichmäßigen, einheitlichen Ton von Anfang bis zum Ende festzuhalten, hebt auch der platonische Sokrates als einen Vorzug hervor: *σμικρὰς τὰς μεταβολὰς ἔχει, καὶ ἐάν τις ἀποδιδῷ πρέπουσαν ἁρμονίαν καὶ ῥυθμὸν τῇ λέξει, ὀλίγου πρὸς τὴν αὐτὴν* (in gleicher Tonhöhe) *γίγνεται λέγειν τῷ ὀρθῶς λέγοντι καὶ ἐν μιᾷ ἁρμονίᾳ — σμικραὶ γὰρ αἱ μεταβολαί — καὶ δὲ ἐν ῥυθμῷ ὡσαύτως παραπλησίῳ τινί.* Mithin muß Plato gewünscht haben, daß der Vorleser seiner Dialoge', wie Fr. Schlegel sich ausdrückt, 'nie von seinem Gegenstande hingerissen scheine, sondern die stille Superiorität des Verfassers selbst behaupte, die über seinem Werke ist'. Es ist außer Zweifel, daß man sich durch solche Betrachtungsweise am ehesten einem innerlichen Verständnis für die Kunstform des Symposions nähert: die Fiktion der Wiedererzählung übt die ausgleichende Wirkung auf das Ganze aus; und 'die Lösung des Rätsels, wie das scheinbar Unvereinbare dennoch vereint werden kann, zeigt das Symposion' (S. XXVIII). Das zweite ist die Beurteilung der philosophischen Bedeutung des Symposions. Es wird (S. XIII) mit vollem Recht hervorgehoben, daß, obgleich der Eros in den Kreisen des Sokrates und seiner Schüler ein oft behandelter Gegenstand war, der auch das Interesse eines größeren,

selbst nicht philosophisch denkenden Publikums gewonnen hatte, doch erst Plato dieses Problem mit der ganzen Energie seines philosophischen Denkens ergriffen habe. 'Insbesondere hat auf die Aufgestaltung seiner Idee vom Eros, wie sie in reifster Form im Symposion vorliegt, auf jene innige Beziehung, in welche er ihn mit der Philosophie setzt, offenbar Einfluß geübt die praktische Erotik des Sokrates, und indem Platon dem innersten Wesen dieser eigentümlichen Seite der sokratischen Wirksamkeit nachging, gelangte er zu den Resultaten, wie sie im Symposion vorliegen', und in erster Linie in der Rede des Sokrates, von der S. XLIV eine meisterhafte Deduktion gegeben wird, die in der platonischen Auffassung der sokratischen Erotik gipfelt und die Synthese herstellt, die in der Tat Erotik und Philosophie nach Plato verbindet. Es gibt für ihn keinen rein theoretischen Trieb zur Erkenntnis (wie für Aristoteles), der sich auf sich selbst beschränken würde. Wer die Wahrheit sucht, erprobt sie im Gespräch mit anderen, und wer sie gefunden hat, zeugt sie in empfänglichen Seelen. Philosophie und Erotik stehen in einem reziproken Verhältnis.

32) Platons ausgewählte Schriften, für den Schulgebrauch erklärt. Sechster Teil: Phaedon. Erklärt von M. Wohlrab. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. VI u. 166 S. 8.

Die neue Ausgabe dieses bewährten Kommentars ist eine neue Leistung W.s; so wesentlich sind die Verbesserungen gegenüber der dritten. Textlich ist die Überschätzung des Bodleianus B (der Burnetschen Benennung. Die Platohss. haben fast so viele Sigelbezeichnungen erfahren wie es Ausgaben gibt) mit seinen 'treuesten Begleitern' Tubingensis C und Venetus D, von der auch W. nicht frei war, aufgegeben. Im kritischen Anhang S. 166 Z. 10 fehlt die Bezeichnung der herangezogenen Parallelstelle. Soll es 97 E 1 sein? Was die Einleitung betrifft, so ist vom Inhalt des Phaedon wesentlich nur das berücksichtigt, was Bertazzi die causa occasionalis angeht, so daß ich zweifle, daß W. dem ganzen Ertrag des Phaedon gerecht geworden ist. Zwar nimmt auch W. diesen Dialog mit vollem Recht aus dem Zusammenhang mit der Apologie und dem Kriton heraus und setzt ihn nach Menon, Gorgias, Politikus, Symposion, Phaedrus an, kommt aber zu dieser Fixierung nur auf Grund der Formen, die in diesen Schriften die Unsterblichkeitslehre einnimmt. Der causa finalis aber kommt man näher, wenn man den Phaedon nur nach den Beziehungen zu dem ersten und den beiden letzten der genannten Dialoge betrachtet. Und geht man diesen Beziehungen nach, so kann man nicht mehr mit W. nur im Unsterblichkeitsproblem das vorliegende Thema sehen und die Ideenlehre nur stellenweise heranziehen, sondern die Ideenlehre offenbart sich als zweites, selbständiges Thema neben dem ersten, und es würde dann mehr über ihre im Phaedon auf-

tretende Form zu sagen gewesen als in dem kurzen vierten Abschnitt des Kap. VI S. 22 f. geschehen ist. Als besonders nachahmenswert möchte ich noch Kap. IV der Einleitung erwähnen, das die im Phaedo erwähnten Lehren anderer, besonders der Philosophen über den gleichen Gegenstand vermerkt und erläutert.

33) A. von Bamberg, Platons Laches und Euthyphron, zum Gebrauch für Schüler herausgegeben. Bielefeld und Leipzig 1903, Velhagen und Klasing. VI u. 86 u. 32 S. 8.

Diese vorbildliche Ausgabe erfüllt alle Forderungen, die man an eine Schulausgabe stellen kann, und zeigt in jeder Beziehung pädagogische Routine und philologische Korrektheit. Jeder Seite ist die Zählung nach Stephanus beigegeben; Platos Zitate werden sofort am Rande des Textes (neben diesen gehören sie, nicht in den Kommentar!) bezeichnet; die Eigennamen werden mit Seiten- und Zeilenzahl verzeichnet. Der Text enthält in sich für den aufmerksamen Leser bereits die Gliederung des Inhaltes, die durch reichliche und wohlüberlegte Verwendung typographischer Mittel angedeutet ist. Das Vorwort enthält eine kurze Rechtfertigung, diese beiden (auch meiner Meinung nach besonders für die Schule geeigneten) Dialoge in den Kanon der Platolektüre aufzunehmen, mit den wichtigsten Verweisungen über die pädagogische Literatur. Der (separat erschienene) Kommentar kommt dem doppelten Bedürfnis der sprachlichen und sachlichen Erklärung einerseits und der Inhaltsdisposition andererseits praktisch in der Weise entgegen, daß die Gliederung des Gespräches nach Teilen, Abteilungen und Unterabteilungen in Überschriften zu den kommentierten Stücken gegeben ist. Die acht Seiten lange Einleitung, die um in Plato überhaupt und die speziellen Fragen der beiden Dialoge einzuführen, nur das Allernötigste bringt, dies aber in prägnanten, von festen Überzeugungen geleiteten Sätzen, vermerkt diejenigen Zeugnisse für Platos Epoche, Leben und Lehre genau, die innnerhalb der Schullektüre fallen (Memorab., Anab., Thukyd., Apol., Krito, Phaedo); wiederum eine nachahmenswürdige Maßnahme, die dem Schüler Gelegenheit gibt, wenigstens Einzelheiten der Vita an den Quellen nachzulesen. S. XIV wird angegeben, wie nach v. B.s Ansicht trotz des negativen Ergebnisses der Gespräche mit geringen Ergänzungen haltbare Bestimmungen abzuleiten seien. Für den Laches: als das Wesen der ἀνδρεία als einer Art der ἀρετή ergibt sich eine auf sittlicher Einsicht beruhende Beharrlichkeit (καρτερία); für den Euthyphron: als das Wesen der Frömmigkeit diejenige Art des δίκαιον im weiteren Sinne, die sich bewußt in den Dienst der Götter stellt, um ihnen zur Herstellung des Guten behülflich zu sein. Über diesen letzten Punkt hat seit Erscheinen der v. B.schen Ausgabe besonders

Schneiders Aufsatz 'Der Begriff der Frömmigkeit in Platos Enthyphron und Lessings Nathan', Lehrgänge und Lehrproben, 83 S. 1 ff. neue und feine Aufschlüsse gebracht. — Die auf die vorliegende Ausgabe verwendete Arbeit ist, soviel ich weiß, die letzte gewesen, die v. Bamberg seinem geliebten Plato hat widmen können. Wer sich über das Lebenswerk des dahingeschiedenen Mannes orientieren will, sei auf das diesjährige Programm des Gymnasium Ernestinum in Gotha verwiesen, das einen schönen Nekrolog von Ehwald auf den Verstorbenen enthält.

34) B. Grimmelt, Platos Apologie und Krito nebst Abschnitten aus Phaedo, Symposion, Staat, für den Schulgebrauch herausgegeben. Münster i. W. 1907, Aschendorff. 160 S. 8.

Das geschmackvoll ausgestattete und vorzüglich gedruckte Bändchen enthält außer Apologie und Krito Phaedo Kap. 1—13, 64—67; Symposion Kap. 30—39; Staat II 17—21, III 1—5, 13—17. In der 35 Seiten langen Einleitung unternimmt G. die nicht leichte Aufgabe, außer der vorsokratischen Naturphilosophie, der Sophistik und der Sokratik die Lehre Platos (im Anschluß an sein Leben und seine Schriften) zu skizzieren, soweit sie der noch nicht vorgebildete Leser dieser Ausgabe braucht. Es ist eine undankbare Sache, innerhalb einer so gestellten Aufgabe nach Vollständigkeit zu streben; so ist auch in diesem Falle nur eine Summe untereinander verbundener Einzelheiten herausgekommen, nicht aber eine Ableitung, eine Rekonstruktion aus den letzten Prämissen. G. gründet seine Darstellung der platonischen Lehre auf den Unterschied zwischen Wahrnehmen und Wissen. Wer mit dieser Unterscheidung beginnt, spart sich die erste Hälfte der ganzen Aufgabe, und zwar die wichtigere. Diese Unterscheidung schwebt für einen Anfänger in der Luft, weil er nicht versteht, daß sie notwendig ist. Sie muß also erst abgeleitet werden, entweder aus den immanenten Voraussetzungen der platonischen Lehre oder aus den historischen Voraussetzungen der vorplatonischen Philosophie. Ich habe von dieser ganzen Einleitung wie von den meisten Versuchen der Art in Schulausgaben den Eindruck, daß sie eher ein Repetitorium als eine Einführung ist. So sehr ich daher auch mit G. übereinstimme in der Forderung, die einleitende Übersicht sei 'in ein System zu bringen, das die Darstellung des Wandels und Wechsels in den Ansichten des Denkers ausschließt', so rate ich doch, entweder in dieser 'Übersicht' statt der Resultate oder vor ihnen die Voraussetzungen zu geben, die für propädeutische Zwecke ungleich wichtiger sind als jene, oder aber sich auf spezielle Einführungen in diejenigen Schriften zu beschränken, deren Text folgt. Ich glaube, eine Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin würde den Wert dieser sehr empfehlenswerten und sorgfältig gearbeiteten Schulausgabe noch erhöhen. — G. sagt selbst, daß in seiner Ausgabe den Fragen

der höheren Kritik mehr Aufmerksamkeit geschenkt sei, als sonst in Schulausgaben der Fall zu sein pflege. Dies spricht sich sowohl gelegentlich in der Einleitung aus, z. B. in der berechtigten Abweisung der Schanzschen Hypothese, daß die Apologie eine freie Schöpfung Platos sei, als auch in dem sehr eingehenden, stellenweise zu ausgeführter Interpretation übergehenden Kommentar.

35) H. Petersen, Platons Apologie und Kriton nebst Abschnitten aus anderen Dialogen. Text und Anmerkungen. Zweite Auflage. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 113 u. 39 S. 8.

Dieser Ausgabe liegt ein sehr praktischer Gedanke zu grunde: als Einleitung nicht eine vom Herausgeber verfaßte Darstellung des Lebens und der Lehre des Sokrates zu geben, sondern eine Zusammenstellung derjenigen Materialien, auf denen sich jede derartige Darstellung aufbauen muß, nämlich Xenoph. Hell. I 7, 1—15; 34—35. Xen. Mem. I 2, 32—38. Plato Symp. 215 A—222 A. Aristoph. Wolken 92—104; 112—118; 218—225. Aristot. Metaphys. I 6; XII 4. Plato Phaedo 96 A—99 D. Plato Theaet. 150 B—151 D. Dann folgt der kritisch sehr sorgfältige Text (die Abweichungen von Burnet sind sämtlich angegeben) von Apologie und Kriton, der in der neuen Auflage größer und deutlicher gedruckt ist als in der alten. Es schließen sich 44 Seiten aus anderen Dialogen an: Phaedon 57 A—69 E; 114 D—118. Theaetet 172 C—177 C. Republ. 514 A—518 B. Menon 89 E—94 E. Phaedr. 274 C—277 A. Endlich bietet der Anhang noch aus Diogenes Laertius, Eupolis, Demosthenes, Xenophon, Aristophanes, Archilochus, Demokrit, Euripides, Plato kürzere und längere Texte, die bestimmte Stellen der beiden Dialoge zu illustrieren sehr geeignet sind. Die Anmerkungen, die nur die beiden vollständig abgedruckten Dialoge berücksichtigen, geben im wesentlichen nur Präparationshilfen, sachliche Erklärungen nur dann, wenn sie schon für die Vorbereitung nicht zu entbehren sind. — So erfüllt die Ausgabe in gleichem Maße zwei Ansprüche, noch neben dem eigentlichen Text reiches, geordnetes Material zu bieten und dennoch weder dem Gang noch dem Inhalt des Unterrichts irgendwie vorzugreifen.

36) W. Olsen, Platons Protagoras mit Einleitung und Kommentar für die Gymnasialprima herausgegeben. [Bd. V der Klassiker-Ausgaben der griechischen Philosophie.] Halle 1909, Buchhandlung des Waisenhauses. 166 S. 8.

Die Einleitung betrifft der Überschrift nach nur den Sophisten Protagoras, erzählt aber tatsächlich von der ganzen griechischen Philosophie bis auf Sokrates und noch von diesem selbst und zwar in einer mehr in die Breite als in die Tiefe gehenden Weise. Über das Wesen der Sophistik und die Tat des Sokrates erhält

man nur einen fast verschwommenen Eindruck, da O. sich für seinen Zweck scheut, die Probleme an ihrer wissenschaftlichen Seite zu fassen. Der sorgfältig ausgearbeitete Kommentar, der auf den Anfänger große Rücksicht nimmt, beabsichtigt vor allem sachliche Aufklärung über den Text und will die Verfolgung des Gedankengangs erleichtern. Dem wäre eine ausgeführte Disposition sehr zu statten gekommen.

37) F. Rösiger, Platons Apologie und Kriton nebst Abschnitten aus dem Phaidon und Symposion. Zweite Auflage. Leipzig 1909, B. G. Teubner. Text. IV u. 88 S. 8.

Die Ausgabe, deren zweiter, den Kommentar enthaltender Band noch nicht vorliegt, will 'im ganzen Platons künstlerisch geschaute und dargestellte Charakteristik des Sokrates' bieten durch die Apologie, den Kriton, vom Phaedon Kap. 1—3 und 63—67, vom Symposion Kap. 32, 33, 35—37. Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten durch Wegfall der Inhaltsbezeichnungen am Rande, durch Kürzung im Anhang, der eine Erklärung der Eigennamen gibt, und durch eine Textrevision mit Rücksicht auf die Oxforder Ausgabe von Burnet. Die Sorgfalt, mit der der Text gestaltet ist, und die sachgemäße Knappheit in der Erklärung der Eigennamen lassen auch auf einen brauchbaren Kommentar hoffen.

38) Ch. Waddington, Criton expliqué et traduit. Paris 1906, Hachette et Cie. 79 S. 8.

Nach einer 'méthode nouvelle' wird doppelter Text und doppelte Übersetzung geboten, links das Französische unter dem Griechischen, rechts neben ihm, jenes eine freie, dieses eine wörtliche Übersetzung. Zuliebe der wörtlichen Übersetzung wird sogar der rechte Text geändert. So gleich am Anfang: links *ὅπως ἠθέλησέ σοι ὁ τοῦ δεσμωτηρίου φύλαξ ὑπακοῦσαι*, rechts *ὅπως ὁ φύλαξ τοῦ δεσμωτηρίου ἠθέλησεν ὑπακοῦσαι σοι*. Ich vermute, daß für französische Studienzwecke diese Art Ausgaben, die schon nach vielen Dutzenden zählen, mehr Wert haben als für deutsche.

39) A. Horneffer, Platon, Der Staat. Leipzig 1908, Verlag von Dr. W. Klinkhardt. VIII u. 357 S. 8.

Indem ich mich zur Besprechung deutscher Plato-Übersetzungen wende, nenne ich zuerst Horneffers Staat, als erstes Glied einer — in Aussicht genommenen — langen Reihe von Verdeutschungen, die die ganze antike Kultur dem modernen Laien zugänglich machen sollen[1]). Welche Aussichten solches

[1]) 'Antike Kultur, Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache'. Herausgegeben von den Brüdern Horneffer.

Unternehmen in unseren Tagen hat, zu diskutieren, gehört nicht hierher; auch nicht, ob es ratsam war, mit dem Staat anzufangen, den ich keineswegs mit Horneffer weder 'für das schwierigste Werk der antiken Literatur' noch 'für das Grundbuch der griechischen Philosophie' noch für das 'der Philosophie überhaupt' halte; wollte man durchaus ein Werk mit diesen drei Attributen benennen, so wäre es allein die aristotelische Metaphysik, die es ertrüge. — Hier gilt es vielmehr, H.s Übersetzung isoliert als Leistung für Plato zu beurteilen. Und dieser Leistung zolle ich unbedenklich meine Anerkennung. Er ist nicht der 'Macht des Originals' erlegen, hat es vielmehr erreicht, den griechischen Gedanken, ja im weiteren Sinne der griechischen Form einen Ausdruck zu geben, der ausschließlich nach den Gesetzen der deutschen Sprache gebildet ist. Ich habe den Eindruck, daß dieses Ziel durch viel Arbeit erreicht ist und vielleicht der oft zunächst wörtlich übertragene Text erst nach mancherlei Versuchen wirkliches Deutsch geworden ist. So mögen dann nicht alle Härten entfernt worden und manches Einzelne stehen geblieben sein, was doch an die von H. bekämpften Übersetzungen erinnert, dieses 'nicht deutsch, nicht griechisch sind, die das Kunstwerk nicht enthüllen, sondern verhüllen'. So stehen in einem sonst wohlgelungenen und ohne Anstoß lesbaren Abschnitt S. 7 folgende Worte: 'Wenn ihn jemand fragte: Simonides, wann heißt eine Kunst Heilkunst? Wenn sie was gibt (als das, was sie schuldig ist und was sich gebührt)? Und wenn sie es wem gibt?' — Ohne Zweifel ein großer Fortschritt dem Schleiermacherschen Text gegenüber mit seinem unerträglichen: 'Die wem doch was schuldiges und gebührendes abgebende Kunst heißt Heilkunst?' Besser auch als Hieronymus Müllers: 'Was und an wen gibt das ihm Schuldige und Geziemende diejenige Kunst, welche Heilkunst heist?' Aber den Hauptfehler, den die beiden älteren Übersetzer gemacht haben, hat auch H. nicht ganz vermieden — und bisher überhaupt noch keiner: es ist vergessen, daß wir es mit einem Dialoge zu tun haben; in jedem anderen literarischen Produkt kann es unter Umständen von Vorteil sein, einen Satz so zu komponieren, daß man ihn zweimal lesen muß, im Dialog und im Drama ist es schlechthin ein Fehler. Im Griechischen sagt das ἡ τίσιν οὖν τί ἀποδιδοῦσα jedem Kundigen auf den ersten Blick, worauf der Sprecher hinaus will, und ruhig rollt sich der Satz weiter ab: ὀφειλόμενον καὶ προσῆκον τέχνη ἰατρικὴ καλεῖται; Muß da der Übersetzer zu Klammern seine Zuflucht nehmen, so hat er immer noch zu wenig frei übersetzt. Viel besser übersetzt H. gleich darauf den ganz analogen griechischen Text, wo es sich um die τέχνη μαγειρική handelt: 'Wann heißt eine Kunst Kochkunst? Wenn sie was gibt, als ihre Pflicht und Schuldigkeit?' Aber den starken Akzent, der auf τίσιν und τί liegt, bringt doch erst der zum Ausdruck, der diese Wörter an

den Anfang stellt: 'Was ist die Pflicht und Schuldigkeit einer Kunst, die Heilkunst heißen will? Und wem gegenüber muß sie diese Pflicht und Schuldigkeit leisten?' — 'Dem Körper gegenüber! Und Heilmittel, Speisen und Getränke muß sie ihm geben!' So übersetze ich, indem ich absichtlich nur auf den Satzton achte und ihn im Deutschen zu treffen suche, nach dem Grundsatz: der Satz ist mehr als die Summe seiner Teile. Auch H. ist im allgemeinen konsequent diesem Grundsatze gefolgt, und einzelne Stellen, die noch zu bessern wären, tun der Gesamtleistung keinen Abbruch.

40) E. Horneffer, Platon, Verteidigung des Sokrates, Kriton. Leipzig 1909, Verlag v. Dr. W. Klinkhardt. 64 S. 8.

Mit diesem Bändchen ist E. H. seinem Bruder bald gefolgt: als nächstes steht in Aussicht der Phaedon, von E. H. übersetzt. — Die Übersetzung ist nach denselben Grundsätzen ausgearbeitet wie die des Staats und dem Ziel eines wirklich deutschen Platotextes gleich nahe gekommen. Die vortreffliche Einführung sucht das Verhältnis des Sokrates zu den Sophisten nach seinen beiden Seiten, der Übereinstimmung und des Gegensatzes, dadurch klarzustellen, daß jene als die Träger der 'negativen Aufklärung' bestimmt werden, Sokrates aber, der mit ihnen auf dem Boden des souveränen Individuums stehend durchaus der Sohn seiner Zeit ist, als der positive Aufklärer erscheint: als der Entdecker der von aller Überlieferung unabhängigen objektiven Moral.

41) Constantin Ritter, Platons Staat. Darstellung des Inhalts. Stuttgart 1909, W. Kohlhammer. 216 S. 8.

Was Ritter unter 'Darstellung' versteht, weiß man aus seinen Schriften über Platos Gesetze und die Dialoge des späteren Alters: es sind musterhaft klare Darlegungen der wichtigen Gedankengänge in einer Fassung, die dem auf die Probleme, nicht auf das Literarische gerichteten Leser einen besser orientierenden Überblick gibt, als eine Übersetzung vermöchte. Außer der Sorgfalt, mit der R. jeden Satz des Textes auf seinen Gehalt und Zusammenhang hin geprüft hat, dankt ihm der Leser für die beiden ausgezeichneten Register, von denen das erste die Form und die Gedankenentwicklung der Politeia, das zweite den Inhalt des Buches betrifft. Die Beigabe der Seitenzahlen der Ausgabe des Stephanus ist geradezu eine praktische Notwendigkeit, in der endlich einmal alle Platoübersetzer und -darsteller R. folgen sollten. Kleine erläuternde Beisätze im Text, im ganzen wohl nur etwa zwanzig, sind sorgfältig durch Einklammerung gekennzeichnet. Die Beifügung griechischer Wörter (wie *χθές* zu 'vorausgehenden Tages'; *δαίμονες* zu 'Dämonen'; *μυρίων ὀμμάτων* zu '1000 leiblichen Augen') ist wohl übertriebene Gewissenhaftigkeit und

und hätte auf seltene und besondere Stellen beschränkt werden sollen. — Da man einräumen kann, daß in dem Buche kein wesentlicher Gedanke der Politie fehlt, so möchte ich in ihm das beste und bequemste Mittel sehen, jedwedes Kapitel oder Buch des Werkes aufs schnellste zu rekapitulieren. An Einzelheiten erwähne ich: Die Worte des Glaukon 372 d: *εἰ δὲ ὗν πόλιν, ὦ Σώκρατες, κατεσκεύαζες, τί ἂν αὐτὰς ἄλλο ἢ ταῦτα ἐχόρταζες* versteht R. so: mit dem Schweinefutter, das Sokrates ihnen biete, werden sich die Leute nicht benügen, und stellt damit die Beziehung zu den vorhergehenden Worten her *καὶ τραγήματά που παραθήσομεν αὐτοῖς τῶν τε σύκων καὶ ἐρεβίνθων καὶ κυάμων καὶ μύρτα καὶ φηγοὺς σποδιοῦσι πρὸς τὸ πῦρ.* — Die bisher noch unerklärte sogenannte Diomedeische Notwendigkeit 493 d sucht R. durch den Zusatz zu erläutern: 'd. h. sie machen aktiv mit, was sie passiv dulden müssen'. — S. 111 f. bemüht sich R. um den Sinn der schwierigen Zahlenformel 546 C S. 151 um die astronomische Deutung von 616 C, allerdings ohne positiven Erfolg.

42) H. Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker. Zweite Auflage. 2 Bde. in 3 Teilen. Berlin 1906—1910, Weidmannsche Buchhandlung. XVIII u. 865, XIV u. 684 S. 8.

43) W. Nestle, Die Vorsokratiker in Auswahl, übersetzt und herausgegeben. Jena 1908, Diederichs. 244 S. 8.

Diels' großes Werk kommt für den vorliegenden Zweck in doppelter Hinsicht in Betracht. Erstens in textkritischer; denn es sind über 200 Stellen platonischen oder pseudoplatonischen Textes wiedergegeben, über dessen Lesungen im Teil II des nächstjährigen Berichtes zu sprechen sein wird. Zweitens aber auch mittelbar durch die vielen mitgeteilten Stellen, die sich auf Plato beziehen, sei es auf Namen oder Familie, Charakter, Lebenszeit, Entwicklung oder Reisen, auf seine Methode, Sprache, Lehre, oder endlich auf die Beziehung zwischen ihm und anderen Denkern. Ich kann mich darauf beschränken, auf das Verzeichnis dieser Stellen II 1, 849 f. zu verweisen. Ein unschätzbares Hilfsmittel für den Gebrauch des Werkes bietet der geradezu mustergiltige Index von W. Kranz (II 2. 683 Seiten), der mit dem Bonitzschen Index Aristotelicus gleichen Rang zu beanspruchen hat. Möchte doch bald zwischen die Werke von Kranz und Bonitz ergänzend das lange versprochene und erwartete Lexicon Platonicum ergänzend eintreten, das nach Campbells Tode J. Burnet übernommen hat!

Die Übersetzung der Vorsokratiker von Nestle soll wohl, wie ich aus der uniformen, geschmackvollen Ausstattung schließe, als eine Art Einleitungsband zu der im gleichen Verlage erscheinenden Übersetzung der Hauptwerke Platos von Kaßner, Kiefer und Preisendanz betrachtet werden. In der Tat, das Verhältnis Platos zu Heraklit, den Eleaten, zu Pythagoras und den Sophisten ist

für das Verständnis Platos ebenso bedeutungsvoll, wie für das Studium Kants das Verständnis des vorangehenden Empirismus und Rationalismus unerläßlich ist. Der wissenschaftliche Wert der Zweiweltentheorie wie des Kritizilismus wird erst erkannt zugleich mit seiner Bedeutung für die Einigung der ohne ihn getrennten Probleme. Das Buch ist übrigens keine Übersetzung der Dielsschen Fragmentsammlung, sondern besitzt durchaus eigenen wissenschaftlichen Wert. Diels selbst ist z. B. in der neuen Auflage seines Heraklit mehrfach von der N.schen Auffassung beeinflußt. Von der Platoübersetzung des Diederichschen Verlages liegen bisher 10 Bände vor: Bd. II Apologie, Kriton. Bd. III Jon, Lysis, Charmides. Bd. IV Euthyphron, Laches, Hippias minor. Bd. V Gorgias, Menon. Bd. VII Phaidros. Bd. VIII Gastmahl. Bd. IX Staat. Bd. X Parmenides, Philebus. Bd. XI Phaidon. Bd. XII Timaeus, Kritias, Gesetze Buch 10. Bd. I Platos Leben und Werk und Bd. VI Protagoras, Theaetet stehen noch aus. In der Hoffnung, daß auch diese Bände des imponierenden Werkes in Jahresfrist erscheinen werden, spare ich mir das Referat über das Gesamtwerk bis auf den nächsten JB. auf.

IV. Die Platolektüre in der Schule.

44) O. Weißenfels, Auswahl aus Plato. Ausgabe A. 1. Band. Text. Zweite Auflage, besorgt von E. Grünwald. VII u. 173 S. 8. 1908. 2. Band. Kommentar. 88 S. 8. 1906. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Dies ist ein Werk, das den Schulen, die es einführen, ermöglicht, ihre Abiturienten mit einem tiefen Blick in den Platonismus zu entlassen. Die Auswahl, in der Apologie (Kap. 1, 5—10, 16—21, 32—33), Kriton (11—17), Protagoras (2—16), Phaedon (1—13, 64—67, 29—33, 45—48), Symposion (32, 33, 35—37), Laches (12—14), Meno (10, 13—21), Euthyphron (15—20), Gorgias (37—42, 46—48, 63—64, 71—83), Phaidros (3—5, 24—29). Politeia (I, 1—5; II, 1—5; II, 10; IV, 6, 10, 11, 17—19; VII, 1—3; III, 1—4; X, 1, 3—7; VIII, 1—2; 16—19; VI, 3—4; 10, 12; VII, 4—5). Theaetet (24—25) berücksichtigt und von Grünwald in sehr dankenswerter Weise die Stücke aus dem Menon um den mathematischen Beweis und um das 13. Kapitel vermehrt worden sind, zeigt gleich dem ersten Blick eine feine Absicht. Die 52 Seiten lange Einleitung, die die Sophisten, Sokrates und Plato behandelt, zeigt die gewohnte Meisterschaft W.' im Geben von Resultaten und im Anregen zu weiterer Förderung von Problemen; aus ihr spricht zu Lehrern und Schülern ein Kenner des hellenischen und platonischen Geistes. Und der Kommentar, den W. nicht nur als Philologe, sondern als Mann von umfassender philosophischer Bildung geschrieben hat, wird jedem Leser, sogar noch dem erfahrenen Fachmann wertvolle Dienste leisten. —

Aber hören wir, was W. (im Anschluß an seine beiden Abhandlungen 'Die Licht- und Schattenseiten der Chrestomathien' in der Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 1903 S. 1—17 und 81—99 und an seine Ausführungen in dem Handbuch für Lehrer höherer Schulen in dem von ihm bearbeiteten Teil über den griechischen Unterricht) zur Rechtfertigung der pädagogischen Idee dieser Plato-Auswahl anführt:

'Ist es doch nicht ein zufälliger Einfall, der solche Auswahlen so oft zu allen Zeiten hat entstehen lassen. Der Trieb zusammenzufassen, ist dem Menschen vielmehr natürlich. Es lebt in allen das Verlangen, über das einzelne hinauszudringen und in sich eine Vorstellung von dem Ganzen entstehen zu lassen . . . Die Stücke einer Chrestomathie sollen einen merklichen typischen und repräsentativen Wert haben . . . Das Ziel eines Bildungsbuches (hier einer Chrestomathie) . . . ist nicht, weite Gebiete durchstürmen zu lassen, sondern eine gesammelte, in die Tiefe dringende Betrachtung eines einzelnen Schriftstellers oder einer ganzen Literaturperiode zu ermöglichen . . . Die Chrestomathie, wie sie sein soll, ist mehr als ein Teller Konfekt, auf dem mannigfache delikate Sachen nebeneinander liegen. So wenig sie auch von dem unermeßlich Vielen bringt: dieses wenige muß ein berechtigter Stellvertreter jenes vielen sein . . . So gefaßt, wird die Chrestomathie einer der Natur selbst abgelauschten Methode ihren Ursprung zu verdanken scheinen und braucht sich nicht durch die sich vornehm gebärdende Entrüstung, mit welcher bisweilen immer noch gegen das Stückwerk solcher Zusammenstellungen geredet wird, getroffen zu fühlen . . . Denen, die allen Argumenten zum Trotz bei ihrer Abneigung gegen Bücher dieser Art beharren, gebe ich zu bedenken, daß auch bisher ja von ganzen Gattungen von Schriftstellern nur ausgewählte Stücke von ungewöhnlicher Ergiebigkeit gelesen worden waren . . . Gegen Chrestomathien aus gewissen Dichtern und Schriftstellern wird freilich mit Recht immer protestiert werden; bei der Platolektüre aber ist es, falls man sich mit Plato nicht bloß abfinden will, geradezu eine Notwendigkeit, ein aus einer größeren Zahl seiner Dialoge zusammengestelltes und der Fassungskraft des Schülers anbequemtes Gesamtbild zur Verfügung zu haben. Die Apologie, der Kriton, der Protagoras, fast die einzigen an deutschen Gymnasien gelesenen Schriften Platos, sind von hervorragendem Bildungsgehalt. Wer kann es leugnen? Aber man befindet sich mit ihnen doch nur im Vorhofe der platonischen Philosophie. Heute zumal, wo sich eine κάθοδος τῆς φιλοσοφίας vorbereitet, ist ein Verlangen vorhanden, auch bei der Schulerklärung bis in größere Tiefen hinabzusteigen. Wenigstens würde es im Anschluß an jene eben genannten, von vielen allein für schulfähig gehaltenen Schriften Platos nicht weniger, den Text gewissermaßen nur als Schwungbrett benutzender Erörterungen bedürfen, um dem reifenden

Schüler eine Vorstellung von der Bedeutung zu verschaffen, welche diese Philosophie für die geistige Entwicklung der Menschheit gehabt hat . . . Wie kann das humanistische Gymnasium also seine Schüler entlassen, ohne sie mit der tiefsinnigen Symbolik des Platonismus bekannt gemacht zu haben? Lieber doch die Erzählung von einigen Schlachten weniger mit seinen Schülern lesen und etwas weniger Zeit dem Detail der kaleidoskopischen Parteikämpfe Athens in den griechischen Lektürestunden widmen, als darauf verzichten, in den kritischen Jahren der Entwicklung Schriften lesen zu lassen, die zu solchen Tiefen hinabsteigen und zu solchen Höhen hinauflocken . . . Aber wenn irgend einer, muß Plato, um zur Geltung gebracht zu werden, mit Schülern nach einer vorsichtig zusammengestellten Auswahl gelesen werden. Man mag noch so günstig über die lebensprühende Art seines Philosophierens urteilen: fast keine seiner Schriften ist frei von antiquierten Elementen, und gerade diese sind es, welche bei der Schulerklärung die meiste Zeit kosten würden. Vor allem haben seine dramatisch doch meist so belebten Dialoge auch ermüdend lange Strecken, denen man den Vorwurf einer falschen Subtilität nicht ersparen kann. Derartiges gehört offenbar nicht in die Schule, wo man aus Prinzip die größte Kraft immer in den kleinsten Punkt zusammendrängen muß'.

Ich habe W.' Ansicht hier ausführlich wiedergegeben, weil die Frage der Chrestomathien in unseren Tagen besonders aktuell ist und gerade in Sachen der Philosophie, und insonderheit der platonischen der ernsthaftesten Prüfung bedarf. Ich gebe zu, daß die Abneigung gegen Chrestomathien im allgemeinen zum Heil der Sache im Schwinden begriffen ist; daß bisher auf den Gymnasien von der philosophischen Seite des Platonismus so gut wie nichts geboten wurde, daß der Prozeß Sokrates contra Sophisten den eigentlichen Inhalt des Platounterrichtes ausmachte; daß, wenn platonische Philosophie gelehrt werden solle, man eines Lesebuches nicht entraten könne, das außer den sogenannten sokratischen Dialogen die späteren konstruktiven vorzüglich berücksichtigen müsse; und ich betone noch einmal, daß die vorliegende Ausgabe in ihrer Art ein Meisterwerk ist. Aber es ist eine Tatsache, daß nach der W.schen Methode der Abiturient nicht einen einzigen Dialog vollständig gelesen, von Platos eigenster Erfindung, aus dem philosophischen Gespräch ein Kunstwerk zu machen, keine vollgiltige Probe kennt. Das Pathos eines Dialogs und die gedankliche Gliederung können nur im unverkürzten Original studiert werden. So lebhaft ich daher einerseits die Auswahl aus Platos konstruktiven Dialogen für die höchste Stufe des Gymnasiums begrüße, um durch sie unmittelbar in die Probleme des philosophischen Idealismus einzuführen, so unlieb wäre es mir, auch in Obersekunda und Unterprima auf die Lektüre unverkürzter Dialoge verzichten zu müssen.

45) C. Hölk, Griechische Autoren. Monatschrift f. höh. Schulen 1908, S. 446—463.

H. setzt S. 453 f. an der Stellenauswahl der Weißenfelsschen Plato-Chrestomathie dasselbe aus, was ich gegen sie zu sagen habe. Der Artikel gibt u. a. eine Übersicht über die Platoliteratur, die sich etwa auf die letzten acht Jahre erstreckt.

46) G. Schneider, Lesebuch aus Platon. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig und Wien 1908, Freytag-Tempsky. 136 S. 8. geb. 1,50 *M*.

Die Ausgabe ist unkommentiert, enthält eine vorzügliche Einleitung über die griechische Philosophie bis Plato und ein Verzeichnis der Eigennamen mit sehr ausführlichen Angaben. Die Auswahl bietet Apologie und Krito vollständig, und außerdem aus Theaetet 152 A B; 150 B—151 D; 176 A—C. Protagoras 320 C bis 323 A; 352 B - D; Politeia 343 A—344 C; 378 E—383 C; 429 A bis 436 A; 335 B—336 A; 469 B 471 C; 484 A—487 A; 410 B bis 412 B; 401 B—403 C. Gorgias 491 B—492 E; 506 C—508 C. Euthyphro 5 C D; 6 C - E; 12 D—14 C. Meno 80 D—82 B. Phaedrus 246 A—248 E; Timaeus 43 D—C; 29 D—31 B; 17 A—19 B. Symposion 209 E—212 A; Phaedon 95 E—102 A; 82 B—84 B; 114 D—118 A. Schließlich Xenophon Memorab. A. IV. 1—18. Aus diesen, im ganzen auf 57 Seiten abgedruckten Stellen, sind 29 Kapitel hergestellt. Das ergibt für das Kapitel durchschnittlich 2 Seiten, häufig nur eine, ab und zu nur eine halbe. Ich bezweifle, daß diese Menge allzu kleiner Proben sich für die Lektüre einer Gymnasialprima empfiehlt. Im übrigen aber deckt sich mein Urteil über dieses Buch Sch.s mit dem, was ich JB. 1909 S. 33 f. über seine Plato-Auswahl in den Büchern der Weisheit und Schönheit gesagt habe. Wer sich genauer über Sch.s Auffassung Platos orientieren will, sei auf seine Schrift 'Der Idealismus der Hellenen', Gera 1906, hingewiesen.

47) F. Palte, Ein Wort über philosophische Propädeutik. Abhandlungen der Friesschen Schule. N. F. 1907. Bd. 2, S. 191—214.

Da für allgemeinen obligatorischen Schulunterricht in Philosophie nach P. zur Zeit alle Bedingungen fehlen (deren vorzüglichste das Vorhandensein einer anerkannten Universitätsphilosophie wäre, um auf die großen Fragen, deren Beantwortung wir von ihr verlangen, klare, bündige, einhellige und schulgerechte Auskunft zu erteilen), so weist P. einen selbständigen propädeutischen Schulunterricht zurück und empfiehlt teils gewisse Gebiete der Religionslehre und des deutschen Unterrichts, teils Plato, Cicero, Horaz, um 'ohne viel Aufhebens davon zu machen, manches philosophische Samenkorn in die Seele der Schüler zu senken'. Er

erinnert an Plato (Gorgias 485 A f.; Republ. 498 A B, 487 C D), der das Studium der eigentlichen Philosophie erst mit dem Eintritt in die dreißiger Jahre begonnen wissen wollte, da er diese Wissenschaft als die ernste Führerin und strenge Gebieterin des Lebens betrachtete. Von Dialogen, die dem genannten Zwecke förderlich sind, nennt er gelegentlich Phaedon, Euthyphron und den größeren Hippias. Den ersten, da er vielfältig zu teils geschichtlichen, teils theoretischen Betrachtungen anrege; die beiden anderen, da sie zu logischen Belehrungen umso wirksamer die Handhabe gäben, als es sich nicht nur um Erkenntnis des Richtigen, sondern auch um Aufdeckung des Fehlerhaften handele. — Einen Überblick über die neuere propädeutische Literatur bis 1906 gibt Nath, auf den ich mit P. verweise, in den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik VIII (1905) S. 481—496, 573—586, und im Nachtrag des Jahrg. 1906. Über die spätere Literatur beabsichtige ich im nächsten JB. Angaben zu machen.

48) H. F. Müller, Platons Phaedon als Schullektüre. Progr. des Gymnasiums in Blankenburg a. H. Ostern 1908. 21 S. 4.

M. gibt ein anziehendes und deutliches Bild von der Art, wie er die Lektüre des Phaedon wiederholt gestaltet hat. Er rät, im letzten Vierteljahr in Unterprima die Apologie und den Kriton, im ersten Vierteljahr in Oberprima den Phaedon zu lesen. Im allgemeinen schließt er sich an Schneiders vorzügliche Abhandlung 'Die Weltanschauung Platos dargestellt im Anschluß an den Dialog Phaedon', Berlin 1898 (Weidmannsche Buchhandlung), sowie an Eucken, Bonitz und Natorp an. Mit Recht betont er die Verwandtschaft der platonischen und christlichen Weltanschauung in gewissen Punkten: 'Platos Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, ohnehin ein Gegenstand höchsten religiösen Interesses, ist auch christlicher Glaube; seine Religion Erlösungsreligion wie die christliche auch. Manche religiösen und ethischen Ermahnungen könnten in jedem christlichen Erbauungsbuche stehen, der Stil erinnert in seiner erhabenen Einfachheit vielfach an den der Evangelien . . . Um das Gemüt zu treffen, scheue ich mich nicht, biblische Wendungen zu gebrauchen und christliche Töne an passenden Stellen anzuschlagen, z. B. zu den Worten: wer nicht rein ist, dem ist es nicht erlaubt, das Reine zu berühren (*μὴ καθαρῷ γὰρ καθαροῦ ἐφάπτεσθαι μὴ οὐ θαμιτὸν ᾖ*). Die Weisheit kommt nicht in eine boshafte Seele und wohnt nicht in einem Leibe, der Sünde unterworfen. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen'. Wo M. dem platonischen Denken bis auf seine Prinzipien nachgeht, sieht auch er in der Autonie der Vernunft die letzte Grundüberzeugung des Philosophen: 'Die wissenschaftliche wie die sittliche Arbeit ist ein Sichbesinnen auf das wahre

Wesen des Geistes', und er stimmt mit allen, die mit philosophischem Verständnis an den Gegenstand herantreten, Eucken bei: die Lehre von der Wiedererinnerung und den angeborenen, oder wie er viel treffender sagt, eingeborenen Begriffen sei bei allem Problematischen der näheren Fassung unangreifbar in dem Grundgedanken, daß alles echte Leben eine Entfaltung des eigenen Wesens bedeute und daß alles Äußere die geistige Betätigung nur anregen, nicht erzeugen könne. Auf die Einzelheiten der Analyse des Dialoges kann nicht eingegangen werden. Das Ganze ist durch das innerliche Interesse, das M. für seinen Gegenstand hegt, zu einem schönen und lebendigen Bekenntnis platonischer Jüngerschaft geworden.

49) **E. Grünwald, Simmias und Kebes in Platons Phaidon.** Ztschr. f. d. Gymnasialwesen 1910 S. 257—263.

G. empfiehlt, 'bei der Lektüre eines Dialogs in der Klasse die einzelnen Züge der auftretenden Personen zu sammeln und schließlich zu Charakteristiken zusammenzufassen', damit der Schüler die Personen sehe, wie sie Plato gesehen, und das Gespräch höre, wie es Plato gehört hat. Mit vorliegender Abhandlung gibt er eine wohlgelungene Probe, die an dem Beispiel des thebanischen Freundespaares zeigt, 'mit welcher Kunst der Philosoph selbst Personen, die für den Gang der Unterredung und die Entwicklung philosophischer Gedanken nur scheinbar maßgebend sind, zu zeichnen versteht'. — G. hebt mit Recht hervor, daß die wichtigsten Fragen der platonischen Philosophie im Phaedon zur Sprache kommen oder zwanglos daran angeknüpft werden können. Es muß nur das Verhältnis richtig erkannt werden, in dem die Unsterblichkeitsfrage zu dem Zentrum der platonischen Wissenschaftslehre steht.

50) **A. Trendelenburg, Erläuterungen zu Platos Menexenos** (s. S. 320).

T. verfolgt in dem oben besprochenen Progamm neben dem philologischen auch einen pädagogischen Zweck. Er empfiehlt den Menexenos zur Schullektüre. Er besitze in hohem Grade die nötigen Eigenschaften für diese Verwendung: geringen Umfang, übersichtliche Gliederung, gewählten, nur selten dunkelen Ausdruck, anregenden Inhalt. Er solle mit Schülern gelesen werden, die bereits eine Rede des Lysias oder Isokrates kennen. T. hat den Dialog in der O II lesen lassen. Der M. werde das Interesse der Schüler 'in ganz ungewöhnlicher Weise erregen, denn Geschichte, Kulturgeschichte, Antiquitäten und sprachliche Probleme kommen bei ihm gleichmäßig zu ihrem Rechte'. In Frankreich gehört der Dialog schon lange Zeit in den festen Kanon. T. empfiehlt mangels

einer deutschen Schulausgabe die Editionen von P. Couvreur (Paris, Garnier frères) und J. Luchaire (Paris 1899, Hachette et Cie). Beide Ausgaben sind, mit Einleitung und Noten versehen, für 80 und 60 Pfg. zu haben. T. selbst bietet durch Disposition und eingehende Erörterungen zahlreicher Stellen für die Vorbereitung der Lehrer wertvolles Material.

51) A. Riehl, Humanistische Ziele des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. 39 S. 8. 0,60 *M*. F. Poske, Die humanistischen Elemente im realistischen Unterricht. Berlin, 1910. Otto Salle 19 S. 8. 0,50 *M*.

In den beiden interessanten Schriften wird gelegentlich eine Kontroverse über die Frage geführt, welchen Anteil Plato an der eine neue Ära der Naturerkenntnis einleitenden Methode Galileis habe. Es handelt sich um den Menon. Riehl behauptet zweierlei. Erstens daß sich Galilei Platos Lehre von der Anamnesis angeeignet habe, was nicht bezweifelt werden kann. 'Wie wahr', sagt Galilei, 'ist das Wort Platos, daß unsere Wissenschaft nichts anderes ist als eine Art Erinnerung an Sätze, die von uns auf das vollkommenste verstanden werden und durch sich selbst einleuchten'. Diese (mathematischen) Sätze hat der Geist von sich aus, er weiß sie durch sich selbst. Mit diesem apriorischen Gut müssen die Sinneserfahrungen verbunden werden, um zu Erkenntnissen zu werden. Man sieht, Galilei entnahm seinem hochverehrten Plato diejenige Lehre, die in der Tat seine bleibende Leistung ist, und bildete sie weiter. Zweitens lehrt Riehl, daß Galilei aus dem Menon auch die Anregung zu seiner Methode empfangen habe. Jener 'hypothetischen Begriffserörterung' (ἐξ ὑποθέσεως σκοπεῖσθαι) — einem Verfahren, das in der Aufstellung einer Annahme zur Lösung einer vorliegenden Frage und Prüfung der Annahme durch Ableitung ihrer Folgen und Vergleichung der Folgen mit dem Gegebenen und Anerkannten besteht — entspreche genau der Gang, den Galilei bei der Entdeckung und dem Beweis der Fallgesetze nimmt. Poske nimmt erstens an, daß diese hypothetische Begriffserörterung (= analytische Methode) nicht von Plato, sondern, wie Kinkel, Geschichte der Philosophie II 89 (vgl. JB. 1909 S. 337) meint, von den vorplatonischen Mathematikern herrühre; zweitens weist er darauf hin, daß nicht in dem logischen Verfahren das Wesentliche der Galileischen Entdeckungen zu sehen sei, nicht in der alten Form, sondern in dem neuen Inhalt. — Die beiden Schriften vereinen sich trotz des Gegensatzes in dem besprochenen Falle in der schließlichen Forderung der Gleichberechtigung von Geistes- und Naturwissenschaften auch auf dem Gymnasium. 'Plato und Galilei! so fordert es die Geschichte' sagt Riehl.

Die Dialoge nach der Ordnung Ritters 1909.	Tennemann 1792—1795	Schleiermacher.	Ribbing 1858	Socher 1920	Stallbaum 1827—1860	Herrmann 1839	Steinhart 1850—1866	Munk 1856	Susemihl 1855—1860	Teichmüller 1881—1884
1. Laches	1	3	4	1	2	2	2	4	2	1
2. Charmides	2	4	3		1	1	1	3	1	2
3. Protagoras	4	2	2	9	5	3 (4?)	3	2	3	3
4. Euthyphro	6	5	5	4	4	8 (9?)	6	21	8	14
5. Apologia	7	7	6	5	6	5 (6?)	7	22	5	15
6. Kriton	8	8	7	6	7	6 (7?)	8	23	6	19 (?)
7. Gorgias	11	9	8	11	8	7 (8?)	9	5	7	18 (?)
8. Menon.	10	11	10	2	3	9 (10?)	5	17	4	13
9. Euthydemos	3	12	11	8	9	4 (5?)	4	7	9	6
10. Krotylos	5	13	12	3	10	10 (11?)	10	6	10	17 (16?)
11. Symposion	17	16	16	14	16	16 (=19?)	16	8	16	10
12. Phaidon	9	17	17	7	17	17 (=21?)	17	24	17	11
13. Politeia I	Pol. I–X	Pol. I–X	Pol. I–X	Pol. I–X	Pol. I–X	19 (=3)	Pol. I–X	Pol. I–X	Pol. I–X	4
14. „ II–IV						20 (=14)				5
15. „ V–VII	19—23	19—23	19—23	15—19	19—23	22 (=20)	19—23	11—15	19—23	7
16. „ VIII–IX						21 (=15)				8
17. „ X						23 (?)				9
18. Phaidros	18	1	1	13	15	15 (=18?)	15	9	12	16 (17?)
19. Theaitetos	12	10	9	10	11	11 (12?)	11	18	11	12
20. Parmenides	16	6	15		14	14 (=17?)	12	1	15	22
21. Sophistes	13	14	13		12	12 (13?)	13	19	13	23
22. Politikos	14	15	14		13	13 (=16?)	14	20	14	24
23. Philebos	15	18	18	12	18	18 (=22?)	18	10	18	21
24. Timaios Kritias	24b 24a	24	24	20	24	24	24	16	24	20 (?)
25. Nomoi	25	25	(25)	21	25	25	25	25	25	25

Peipers 1883	Pfleiderer 1896	Horn 1893. 1904	Immisch 1899	Windelband 1905	Lutoslawski 1897	Gomperz 1902	Natorp 1903	Räder 1903	Zeller 1883
1?	1	8	11	1	5	2	4	2	4
2?	2	4	13	2	4 (?)	3	5	3	5
4?	3	9	2	6 (=8)	6	4	3	5	6
3?	9	II	6	3	1 (?)	6	7 (6)	7	1
5?	7	III	4	4	2 (?)	1(?)	1 (2)	1	2
6?	8	1	5	5	3 (?)	12(?)	2 (1)	4	3
7	10	10	3	7 (=8)	9	5	8	6	8
8	11	7	7	9	7	7	6 (7)	8	7
17	17	5	12	10	8	11(?)	11	9	10
18	15	11	8	11	10	18	12	10	12
11	22	16	15	14 (=15)	11	8	14	11	16
9	21	22	16	21 (=24)	12	10	13	12	17
12	4	Pol. I–X 17—21	9	8 (=6 f.)	13—17	13 (?)—17	15—19	13—17	Pol. I–X 19—23
13	5 (II—V)		14 (II—V, 16)	15 (=13 f.)					
14	20 (V Schl. —VII)		10 (V, 18—VII)	24 (=21 f.)					
15	6		17	16					
16	13		18	17					
10	12	6	1	13 (=15)	18	9	9	18	9
20(19?)	14	13	19	12	19	20	10	19	11
21	19	12	20	XX	20	19	20	20	15
22	16	14	22	XVIII	21	21	21	21	13
23	18	15	23	XIX	22	22	22	22	14
24	24	(XXIII)	21	22 (=24)	23	23	23	23	18
19(20?)	23	24	24	23 (=24)	24	24	24	24	24
(25)	25	25	25	25	25	25	25	25	25

52) Rethwisch's Jahresberichte über das höhere Schulwesen. 1908.

Außer den von mir angeführten Arbeiten nennt A. v. Bamberg besonders F. Cadeks Ausführungen in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 76 'Zur griechischen und lateinischen Lektüre an unserm Gymnasium'. C. rate, von Gorgias, falls er nicht ganz gelesen werden könne, nicht mit Schenkl den ersten, sondern den zweiten Teil zu lesen, der für den erziehenden Unterricht fruchtbarer sei, weil er die wahre Lebensaufgabe zum Gegenstande habe.

Berlin. E. Hoffmann.

8.

Homer.

Höhere Kritik.

1909 und 1910.

Immer mehr zeigt es sich, daß „Homer das Problem der Probleme ist“. Denn immer neue Seiten werden der Frage abgewonnen, und was gestern noch als ganz sicheres Ergebnis der Untersuchung galt, wird heute umgeworfen und als haltlos nachgewiesen. Nur der Forscher, der aufmerksam der Untersuchung folgt, verdient gehört zu werden. Nirgends ist es weniger angebracht als in dieser Frage, starr auf einem Standpunkt zu verharren und neueren Ergebnissen sich zu verschließen. Das Verwerfliche einer solchen Ansicht wird sich unten wiederholt zeigen.

Bei der großen Fülle des Stoffes war diesmal besondere Einschränkung im Bericht geboten, wenn er nicht ungebürlich lang werden sollte. Wir beginnen wieder mit den Vorfragen.

I. Der Schauplatz der Handlung.

a. im allgemeinen.

1) W. Nestle, Odysseelandschaften. Südwestdeutsche Schulblätter 1910. S. 14—24.

Der Verf. geht aus von einer Bemerkung von Carl Schurz (Lebenserinnerungen I 388), daß es im Homer keine Beschreibung einer landschaftlichen Szene oder eines Naturereignisses vom Standpunkt des Schönen gebe. N. erkennt dies nicht ganz an, weist vielmehr auf die zahlreichen, dem Naturleben entnommenen Gleichnisse hin und einige Szenen auf dem Schild (Σ 541—572), muß aber die Tatsache zugeben, daß es in der Ilias „fast gar keine direkte Landschaftsschilderung gibt, und daß sich ihre Darstellung dadurch sehr wesentlich von der Odyssee unterscheidet, da diese eine ganze Reihe mehr oder weniger ausführliche Natur-

beschreibungen aufweist. Wenn N. S. 23 diesen Unterschied darauf zurückführt, daß die Odyssee erheblich jünger sei als der Hauptbestand der Ilias und der Zeit schon nahe stehe, wo wir auch in der Lyrik das Gefühl für die Schönheit in der Natur als Vorboten der Naturforschung sehen (z. B. in Alkmans herrlichem Nachtlied, Fr. 65 bei Bergk-Crusius), so ist dies zwar an sich möglich, wesentlicher aber scheint mir, daß der Stoff der Ilias viel weniger Gelegenheit zu ausführlichen Naturschilderungen bot als der Stoff der Ilias. Daß die Freude an solchen Szenen beim Dichter der Ilias ebenso vorhanden war, beweisen nicht nur die Gleichnisse und die eben angeführten landschaftlichen Szenen auf dem Schild, sondern auch das wundervolle Bild, das er Θ 555—561 von den Wachtfeuern in der troischen Ebene entwirft; er vergleicht sie mit den zahlreichen Sternen am Himmel und fügt ausdrücklich hinzu: *γέγηθε δέ τε φρένα ποιμήν.* Beweisend scheint mir auch das ergreifende Bild *Π* 297—300 und ganz besonders die prachtvolle Naturschilderung von Poseidons Meerfahrt *N* 11—30; denn hier ist das Meer mit seinen Bewohnern geradezu künstlerisch dargestellt.

Dagegen stimme ich vollkommen mit dem Verf. überein, wenn er keinen Unterschied gelten lassen will zwischen den Märchenlandschaften des Nostos und der Ithakalandschaft der Telemachie. Auch die „Märchenlandschaften" tragen sehr bestimmte, in Wirklichkeit vorkommende Züge; umgekehrt findet sich auch auf Ithaka „märchenhaftes" (die Nymphengrotte) und anderes, was mit einzelnen Zügen anderer Inseln übereinstimmt. Bezeichnend ist, was der Verf. S. 18/19 schreibt: „Als ich vor zwanzig Jahren zwischen den beiden kastellgekrönten Felsen hindurch aus der Bucht von Molo in die von Wathy auf Ithaka einfuhr, war ich trotz vorangegangener Lektüre von Herchers grundstürzender Abhandlung überwältigt von der Übereinstimmung zwischen dem Aussehen dieser gegen das offene Meer fast ganz abgeschlossenen Bucht und der Beschreibung des Phorkyshafens in der Odyssee. Nachdem ich aber später in ganz anderen Gegenden Buchten von genau derselben Beschaffenheit getroffen hatte, z. B. die Bucht von Buccari am Quarnerogolf in der Nähe von Fiume, da wurde mein Glaube an solche Identifikationen wankend, und die nun seit Jahren wiederholte Lektüre der Odyssee befestigte immer mehr in mir die Überzeugung, daß wir es bei diesen Schilderungen wie auch sonst bei Homer mit der stilistischen Herausarbeitung eines Typus aus einer gegebenen Wirklichkeit zu tun haben, der eben als solcher für eine individualisierende geographische Festlegung nicht zu verwenden ist, jedenfalls dann nicht, wenn andere Gründe gegen die Autopsie des Dichters sprechen". Es ist dies ganz die Ansicht, die ich seit Jahren in dieser schwierigen Frage vertrete. Sie deckt sich auch mit der Langs, die ich JB. 1906 S. 238 angeführt habe. Damit ist meine Beurteilung auch der folgenden Arbeiten gegeben.

2) Hennings, Die Heimat der Phäaken. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1910 S. 97—119, und in verkürzter Form wiederholt N. Jahrb. f. d. klass. Altertum 1910 S. 296—300.

In diesen lesenswerten Aufsätzen untersucht der Verf., ob Bérard, der die Insel Korfu als die Heimat der Phäaken ansah, oder Champault, der sie auf Ischia versetzte, recht hat. Unter sorgfältiger Erwägung aller Angaben über die Lage und Beschaffenheit der beiden Inseln, entscheidet sich H. für die Annahme Champaults, spricht aber Bérard (I S. 119) das „dauernde Verdienst" zu, durch seine Untersuchung der phönikischen Gründungen im Mittelmeer den Weg gezeigt zu haben, wie wir über die Irrfahrten des Odysseus zu sicheren Ergebnissen gelangen können. Diese sicheren Ergebnisse sieht H. darin, daß der Nostos des Odysseus vor der Gründung hellenischer Kolonien in Sizilien und Italien existierte. „Zur Zeit der Homeriden waren die Inseln an der griechischen und epirotischen Küste so ziemlich das Ende der Fahrten nach Westen für die Hellenen. Weiter weg begannen die Meere der Wilden, der Menschenfresser und Ungeheuer. So lehrten es die Dichter" (S. 118). „Der Dichter des Nostos aber hatte seine Kenntnis aus phönikischen Quellen"; vgl. dazu JB. 1903 S. 310. Daß Korfu dem Dichter manche Anregung zu seiner Schilderung gegeben haben kann, im ganzen aber nicht der Insel entspricht, die Homer schildert, scheint auch mir sicher. Ob aber deshalb Ischia = Scheria ist, wage ich nicht zu entscheiden.

b) Die Ithakafrage.

3) P. Cauer, Grundfragen, Leipzig 1909, S. 238—256.

4) Nic. Paulatos, Ἡ Ὁμηρικὴ Ἰθάκη. Athen 1908. 36 S. 8. Vergl. W. Becker, WS. f. kl. Phil. 1909 Sp. 1163 und Hennings, Berl. phil. WS. 1909 Sp. 1177/78.

5) W. Dörpfeld, Fünfter Brief über Leukas-Ithaka. Die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1908. 47. S. gr. 8.

6) W. Dörpfeld, Zur Ithakafrage. WS. f. kl. Phil. 1909 Sp. 1185—1190.

P. Cauer hat sich insofern der von mir inbezug auf Ithaka vertretenen Ansicht genähert, als er jetzt nicht mehr so bestimmt wie 1904 (vgl. JB. 1905 S. 172) für die Richtigkeit von Dörpfelds Gleichsetzung von Leukas = Ithaka eintritt, sondern nur, ganz wie ich es immer getan habe, anerkennt, daß vieles für Leukas = Ithaka spreche, die Nähe am Festlande, die im 2. Teile der Odyssee vorausgesetzt wird, die Insel Arkhudi = Asteris u. a., daß es vor allem eine der vier Inseln sein könne, die ι 21 u. ff. genannt werden. Aber Cauer nimmt wie ich an dem Namenstausch Anstoß, der um so schwerer zu erklären sei, wenn man annimmt, daß noch der Verfasser des Schiffskatalogs wie der Dichter des Hymnus auf Apollo die ursprünglichen Verhältnisse voraussetze. Es wäre unbegreiflich, daß sich dann um 600, wo die Korinther Leukas zu

kolonisiereu anfingen, eine Erinnerung an die alten Verhältnisse nicht mehr erhalten hätte. Auch hält er es für „undenkbar", daß die Odyssee vor der dorischen Wanderung abgefaßt sei, wie Dörpfeld glaubt. Doch schließt er mit dem Satze: „keine Ansicht auf diesem Gebiete wird sich dauernd behaupten können, die nicht Dörpfelds Beobachtungen als positives Element in sich aufgenommen hat". Auch ich erkenne gern an, daß Dörpfeld durch seine unermüdlichen Untersuchungen einen wertvollen Beitrag zu der Frage geliefert hat, wie weit der Dichter die Wirklichkeit schildert.

Paulatos, der unermüdliche Vorkämpfer für die Ansicht, daß seine Heimat Ithaka wirklich auch die Heimat des Odysseus gewesen, versucht in dieser neuesten Schrift neue Beweisgründe für diese Annahme beizubringen. Von diesen ist ἀμφίαλος = „zu beiden Seiten vom Meere umgeben" schon von andern als für Ithaka besonders bezeichnend hervorgehoben, andere wie χθαμαλός = niedrig, d. h. abseits, weit im Meere gelegen, εἰν ἁλί = im Küstenmeere, werden kaum Beifall finden. Da der Verfasser aus dem Leben geschieden ist, wollen wir uns jeder weiteren Kritik enthalten.

Dörpfeld hat im Sommer 1908 in der Ebene von Nidri auf Leukas weiter gegraben und dabei höchst wichtige Gräberfunde gemacht. Aber der für unsere Frage wichtigste Zweck, die völlige Freilegung des großen Gebäudes, das er für den Königspalast des Odysseus ansieht, ist ihm leider bei den ungünstigen Grundwasserverhältnissen nicht gelungen. Zweifellos hat er durch seine Ausgrabungen bewiesen, daß an dieser Stelle eine größere vorhistorische Ansiedlung war; aber ob Homer gerade diese bei seiner Schilderung von dem Palaste des Odysseus vor Augen gehabt habe, könnte nur wahrscheinlich gemacht werden, wenn das Gebäude genau der homerischen Darstellung entspräche. Das ist leider nicht erwiesen.

Ich benutze die Gelegenheit gern, um eine irrige Vorstellung in meinem letzten Berichte (JB. 1909 S. 189) richtig zu stellen, auf die mich Herr Dörpfeld brieflich aufmerksam macht. Ich habe a. a. O. nach Engel geschrieben: „Dörpfeld selbst muß zugeben, daß es auf Kephallenia eine Stadt Dulichion gab". Dazu bemerkt Herr Dörpfeld: „Aber das betone ich grade als wichtig für mich und dabei ist „zugeben" ein irreführender Ausdruck. Und Engel hat offenbar noch nicht gelernt, daß das Dorf und der Hafen Dulicho (s. engl. Seekarte) an der Ostküste von Kephallenia liegt, wo Engel Same ansetzt. Da nun nach Pausanias auch die Bewohner des westlichen Kephallenia sich Dulichier nannten, so verstehen wir, daß Hellanikos ganz Kephallenia für Dulichion hielt. Das tue ich auch. Ferner gibt es einen 1300 m langen

und „ganz schmalen“ (!) Isthmus auf Kephallenia gar nicht. Daß der vorhandene fast 3 km breite Isthmus je in historischer Zeit vom Meere überflutet worden sei, ist natürlich ein Märchen, das diejenigen nacherzählen, denen es in ihre Theorie paßt. Und hier, wo ein 3 km breiter und dazu hoher Isthmus vorhanden ist, soll doch die westliche Halbinsel von Kephallenia (Palliki) bei Homer eine besondere Insel sein!“

Ich habe wiederholt in diesen Berichten mein Befremden darüber geäußert, daß die Angaben von Kennern über dieselbe Sache so weit auseinandergehen, wie in diesem Falle Dörpfelds und Engels Darstellung des „schmalen“ Isthmus, der die beiden Teile von Kephallenia verbindet. Wie soll sich da einer, der die Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennt, ein festes Urteil bilden? Verschweigen kann ich hier auch nicht, daß in einer mündlichen Unterhaltung Herr Dörpfeld die Angabe Engels, daß sich viele Pferde auf Leukas befänden und deshalb diese Insel niemals von Homer hätte als οὐχ ἱππηλατος bezeichnet werden können (vgl. JB. 1909 S. 189), entschieden bestritten worden ist. Die Insel sei so steinig, es gäbe kaum eine richtige Straße; so fände wohl das Maultier, nicht aber das Pferd Verwendung. Dies hat er auch in dem Aufsatze ‘Zur Ithakafrage’ (s. o. No. 6) ausgeführt und dort auch die Behauptung Engels, daß die Nidriebene 10 km lang und 2 km breit sei, dahin berichtigt, daß die Ebene höchstens 3 km im Geviert enthalte. Für die Namensverschiebung aber machte er auf „Pylos“ aufmerksam, das auch mit seinen Bewohnern den Ort gewechselt habe. Es ist deshalb begreiflich, daß D. Seymour, Life in the Homeric age New York 1907, wie Dörpfeld am Schlusse seines Briefes (S. 44/45) bemerkt, seine Ansicht über Leukas-Ithaka dahin zusammenfaßt: „wer glaubt, daß Homer nur in Kleinasien gelebt habe und Ithaka gar nicht kenne, der mag fortfahren zu glauben, daß das klassische Ithaka auch das Homers sei; wer dagegen annimmt, daß Homer bekannte Gegenden schildert, und es nicht für unmöglich ansieht, daß er Pylos und und die ionischen Inseln aufgesucht habe, der wird geneigt sein, Dörpfelds Ansicht anzunehmen“. Ich nehme eine mittlere Stellung ein und glaube, daß, wenn Kenner der Gegend in dem jetzigen Ithaka das Homers erkennen, andere ebenso bestimmt in Leukas, Homer die Insel unter Beibehaltung wesentlicher Typen der dortigen Insel frei nach seiner Phantasie geschildert habe.

Um meiner Pflicht als Berichterstatter zu genügen, erwähne ich hier noch nach Dörpfelds Angaben (S. 45) — das Buch hat mir selbst nicht vorgelegen —

7) Reinhold Braun, Sommertage in Griechenland. Hagen 1908.

Der Verf. ist auch auf Ithaka gewesen und hat dort, von Paulatos unterwiesen, die einzelnen homerischen Plätze besucht,

wobei ihm an den meisten „die geringe Übereinstimmung der Wirklichkeit mit der Dichtung auffiel". Aber auch in Leukas, das er nur flüchtig besuchte (er fuhr zweimal an Nidri vorüber durch den Kanal zwischen Insel und Festland), schien ihm nicht alles zu dem Bilde des homerischen Ithaka zu passen. Als er dann aber zu Hause die Karten der Insel Leukas von W. v. Marées und die übrige Ithaka-Literatur studierte, wurde er zu einem überzeugten Anhänger der Leukas-Theorie: „Wie es das Verdienst Schliemanns und Dörpfelds war, die Existenz des homerischen Troja festgestellt zu haben, so dürfen Dörpfeld und seine Mitarbeiter schon jetzt das neue Verdienst für sich in Anspruch nehmen, uns den Weg nach der wirklichen Heimat des Odysseus gezeigt zu haben".

Einen begeisterten Anhänger, dessen Arbeit hier kurz erwähnt werden soll, hat Dörpfeld auch gefunden in

8) H. Muchau, Pfahlbauten und Griechentempel. Jena, 1909, H. Costenoble. 362 S. 8. Vgl. Berl. phil. WS. 1910 Sp 471/72.

Der Verf. hat Dörpfeld, „dem unermüdlichen Förderer der homerischen Altertumskunde" seine Übersetzung von Fr. A. Wolfs Prolegoména zu Homer (JB. 1909 S. 205) gewidmet, bedauert in der Einleitung zu obigem Werke (S. VI), daß die Forschungen Dörpfelds von v. Wilamowitz nicht gebilligt werden, und erklärt, daß seine Anschauungen von den vorgeschichtlichen Kulturzuständen der homerischen Achäer sich hauptsächlich auf Schliemanns und Dörpfelds epochemachenden Entdeckungen stützen. Der Verf. tritt mit Wärme, ja mit Begeisterung ein für Germaniens Ruhm und Größe und verurteilt scharf die Ansicht, daß alle vorgeschichtliche Kultur der Germanenstämme nur ein bloßer Abklatsch der panbabylonischen Kulturherrlichkeit sein solle. Vielmehr haben die Germanen sich selbständig entwickelt im Norden wie im Süden. Ihre Wohnungen von den einfachsten Höhlen aus, wie sie Homer noch in der Höhle des Kyklopen beschreibe, haben sich durchaus selbständig zu Pfahlbauten, von diesen zu Wohnhäusern mit Giebel bis zur vollendetsten Form des griechischen Tempels entwickelt. Morgenländischer oder ägyptischer Einfluß zeige sich nirgends. Auch Namen wie Dardaner stammen aus dem altgermanischen, z. B. „Dardanthardans" = dreimaliger Anruf des Donnergottes (S. 335). Die nähere Besprechung dieses interessanten Werkes gehört nicht hierher. Nur mit Rücksicht auf meine Besprechung von Noacks Schrift „Homerische Paläste" (JB. 1905 S. 144) bemerke ich noch, daß sich der Verf. durchaus auf den Standpunkt Noacks inbezug auf das Megaron stellt (S. 186 u. ff.).

8) Robert, Hermes 1909 (44. Bd.) S. 623/34 und A. Gercke. Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 189—191.

Beide Gelehrte suchen den Hauptanstoß in der Ithakafrage zu beseitigen, indem sie die bedenklichen Verse (ι, 24/25) streichen oder verändern. Ich halte dies nicht für ein geeignetes Mittel, die Frage zu lösen.

c) Schauplatz der Ilias.

9) A. Gruhn, Der Schauplatz der Ilias und Odyssee.
   a) H. 1. Die Lage der Stadt Troja. 61 S. gr. 8. Berlin—Grunewald 1909, Selbstverlag; vergl. meine Besprechung. Wochenschr. f. klass. Phil. 1910 Sp. 39.
   b) H. 2 u. 3. Die Umgebung der Stadt Troja. 135 S. gr. 8. 1909. Ebenda.
   c) H. 5. Die Ebene von Troja. 112 S. gr. 8. 1910. Ebenda. Die letzten drei Hefte von mir besprochen Wochenschr. f. klass. Phil. 1910 Sp. 539/41. (H. 4 soll später erscheinen).

Dazu:

10) Dörpfeld, Zum homerischen Troja. Wochenschr. f. klass. Phil. 1910 Sp. 139/40, und die Erwiderung von A. Gruhn, Zur Trojafrage. Ebenda Sp. 249/54.

Der Verf. ist fest davon überzeugt, daß Homer in seinen Gedichten ganz genau die Örtlichkeit, in welcher die Handlung spielt, nach der Wirklichkeit schildere. Es sei deshalb auch nicht schwer, wenn man seinen Angaben folge, die Stätten wiederzufinden, die er bei seiner Schilderung vor Augen gehabt habe. Niemals könne der Hügel von Hissarlik, der einen Raum umfasse nicht viel größer als das Königl. Schloß in Berlin, dem Dichter das Bild einer „großen Stadt", wie er sie überall schildere, gegeben haben. Diese sei vielmehr erheblich weiter zurück am „Duden" (3—4 km nördlich von Burnabaschi, wo man längere Zeit Ilios gesucht hat) gelegen. Dort sind alle Verhältnisse gegeben, die Homer voraussetze. Auch Trümmer fänden sich dort, wenn auch wegen der ungünstigen Wasserverhältnisse nicht in dem Umfange sichtbar, wie man wünschen möchte. Ich habe darauf geantwortet, daß ich zwar insofern die Ansicht des Verf.s teile, als auch ich glaube, daß niemals der Hügel von Hissarlik dem Dichter den Begriff einer großen Stadt gegeben haben kann, daß sich aber ebenso wenig beweisen lasse, daß die Stadt, die Homer in der troischen Ebene voraussetzt, am Duden gelegen habe. Die Trümmer können von Städten herrühren, die erheblich später, als der Dichter lebte, gegründet wurden. Erst Ausgrabungen könnten hier Licht schaffen und beweisen, daß wirklich hier alle Bedingungen für das homerische Ilios gegeben seien.

Das 2. und 3. Heft schildern unter der Voraussetzung, daß Ilios am Duden lag, die nähere und entferntere Umgebung, das

5. Heft die troische Ebene. Der Verf. glaubt, daß sich die troische Ebene im Laufe der Jahrhunderte, ja Jahrtausende gar nicht geändert habe, daß die Flüsse jetzt noch genau ihren Lauf hätten wie damals, die Fuhrten sich noch an derselben Stelle befänden. Ich erlaube mir darüber kein Urteil, da ich die Gegend nicht aus eigener Anschauung kenne und nicht die Ansicht des Verf.s teile, daß man besser als durch Augenschein aus Karten die Gegend kennen lernen könne. Auch bin ich überzeugt, daß der Dichter nur ganz im allgemeinen ein Bild von der Gegend festhält, im übrigen aber ihr Züge gibt, wie sie zur jeweiligen Handlung passen. So haben die Dichter stets bis auf unsere Tage verfahren.

Dörpfeld, den der Verf. in den unpassendsten Ausdrücken angegriffen hat, wendet sich a. a. O. vor allem gegen die vom Verf. in der Einleitung zum 1. Heft ausgesprochene Ansicht, daß sich auf dem Hissarlikhügel nicht eine feste Stadt wie Troja, sondern nur ein Tempelbezirk des Apollo befunden habe. Gruhn antwortet darauf in seinem Tone und wirft Dörpfeld vor, daß er ja auch keine Achtung vor Schliemann gehabt habe, der Troja in der zweiten, nicht wie Dörpfeld in der sechsten Schicht gesucht habe. Auch weist er auf den schwächsten Punkt der Dörpfeldschen Beweisführung hin, das völlige Verschwinden der starken Lysimachischen Mauer; G. sieht sie in der, welche Dörpfeld der sechsten Schicht, d. h. dem alten Troja zuweist. Wenn in dem von der Mauer eingeschlossenen Raume Scherben aus älterer Zeit gefunden seien, so bewiesen sie für das Alter der Mauer ebensowenig, als ein Greis für den Rock, der ihn einschließt. Ich stehe hier genau auf demselben Standpunkt wie bei der Ithakafrage: Wenn es möglich ist, daß genaue Kenner der Verhältnisse, sei es aus eigener Anschauung, sei es durch Kartenstudium, das alte Ilios bald auf Burnabaschi, bald auf dem Hissarlikhügel, bald am Duden wiederfinden, wenn die 2. Schicht auf Hissarlik lange Zeit die Stadt getragen haben soll, dann die 6., wenn von den Flüssen bald behauptet wird, daß sie jetzt noch so fließen wie vor 3000 Jahren, bald daß sie ihren Lauf erheblich geändert haben, wenn ich endlich sehe, daß man Ausdrücke bei Homer, z. B. ἐπ' ἀριστερὰ μάχης, ganz verschieden je nach dem Standpunkt auffassen kann, so scheint es mir ganz unmöglich, die Lage des alten Ilios zu ermitteln, ja ich zweifele, ob Homer auch nur eine bestimmte Stadt oder die Trümmer dieser Stadt bei seiner Schilderung im Auge gehabt hat.

Hier möge auch Erwähnung finden:

11) John A. Scott, Homer's estimate of the size of the Greec army. The Class. Journal. Vol. IV. Febr. 1909. S. 165—174.

Der Verf. weist nach, daß nicht nur im Schiffskatalog die Zahl der Griechen so hoch angegeben sei, sondern daß die Vor-

stellung von einer sehr großen Zahl von Kämpfern auf beiden Seiten durch die ganze Ilias hindurch gehe, ja auch von den Cyklikern, soweit wir Kenntnis von ihnen haben, beibehalten sei. Nicht darauf aber komme es an, ob wirklich eine so große Zahl in jener Ebene habe kämpfen können, und ob jemals ein so großes Heer versammelt gewesen sei, sondern welche Vorstellung der Dichter habe und welche er uns beibringen wolle. Natürlich müsse der Dichter auch den Begriff gehabt haben, daß Griechenland stark bevölkert gewesen sei. Wenn Seymour, The life of Homer S. 571, es auffällig finde, daß Herakles mit 6 Schiffen, Agamemnon aber mit 1200 Schiffen gegen Troja gezogen sei, so erwidert Scott, daß bei Herakles die persönliche Tapferkeit hervorgehoben werde, bei Agamemnon aber grade der Umstand, daß er Führer eines großen Heeres sei — eine durchaus richtige Bemerkung.

II. Die Homerische Frage.

Die Untersuchungen der letzten Jahre haben zu dem Ergebnis geführt, daß weder die Kleinliedertheorie noch die Erweiterungstheorie, d. h. die Annahme, daß die homerischen Gedichte aus einem „Kern“ allmählich in weit auseinanderliegenden Zeiten sich entwickelt haben, für ausreichend gelten können, die Einheit der Gedichte zu erklären. „Wir haben uns wieder gewöhnt“, schreibt Bethe (s. u.), „auch die Ilias als einheitlichs Gedicht zu betrachten, wie es sich gibt, als das Werk *eines* künstlerischen Willens“. Bethe stellt sich damit auf den Standpunkt, den auch v. Wilamowitz in seiner Geschichte der griechischen Literatur (s. JB. 1906 S. 241) eingenommen hat. Das Allerauffälligste aber ist das völlige Versagen des „sprachlichen Beweises“, der länger als ein Menschenalter in der Homerkritik eine so entscheidende Rolle gespielt hat. Seit zwanzig Jahren habe ich gegen die Überschätzung dieses Mittels der Kritik gekämpft — Kluge (N. Phil. Rundschau 1892 S. 13/14) nannte meine Arbeit über die Bedeutung der Wiederholungen gradezu „eine Kriegserklärung gegen die jetzt herrschende Behandlung der Homerischen Frage“ —, aber ich habe in Deutschland wenig Gehör gefunden. Jetzt aber ist mir durch Gelehrte des Auslands (Amerika und England s. u.) so kräftige Unterstützung geworden, daß nun niemand mehr den „sprachlichen Beweis“ verwenden sollte, wenn es ihm nicht gelingt, die dagegen vorgebrachten Gründe zu erschüttern. Es zeugt umgekehrt von „Rückständigkeit“ oder „Leichtfertigkeit“, wenn ein Gelehrter versucht, ihn noch heute zur Grundlage der Kritik zu machen.

So dreht sich heute tatsächlich die Frage nur noch darum, ob ein wirklicher *Dichter* die Ilias und Odyssee geschaffen hat

oder ein mehr oder weniger geschickter Bearbeiter; mit anderen Worten: sind dichterische Gründe bei der Herstellung der Einheit entscheidend gewesen oder rein mechanische? Hat der Dichter unter freier Benützung des vorhandenen Sagenstoffes etwas Neues, Einheitliches geschaffen, oder hat ein Bearbeiter geschickt oder sklavisch vorhandene Behandlungen der Sage aneinandergereiht und damit etwas geschaffen, das nur äußerlich wie eine Einheit aussieht? Um diese Frage zu entscheiden, war eine genaue Analyse der Ilias und Odyssee nötig, die ohne jede Voreingenommenheit bei den zahlreichen Anstößen, welche die beiden Gedichte bieten, nach dem Grunde fragte, untersuchte, ob innere oder äußere Gründe, dichterische Absicht oder ein neuer „Vorlagestoff" für die Gestaltung der Handlung maßgebend gewesen seien.

Eine solche Analyse ist in den letzten Jahren wiederholt verlangt worden. Leider haben grade die beiden Männer, die für die richtige Auffassung homerischer Dichtung in Einzelfällen soviel getan haben, Cauer und Finsler, in dieser Beziehung völlig versagt. Cauers Behandlung dieses Punktes in seinen „Grundfragen" (vergl. JB. 1909 S. 217—219) ist so dunkel und widerspruchsvoll, daß ich noch keinen, der sie gelesen hat, gesprochen habe, der mir sagen konnte, was eigentlich Cauers Ansicht sei. Ich selbst habe es auch nicht ergründen können. Finsler dagegen hat (s. JB. 1909 S. 208—213) statt eine eigene Analyse auf Grundlage der von ihm gegebenen, ausgezeichneten Erklärung der Gedichte zu bieten, die Analysen von drei oder vier Gelehrten wiederholt, deren Grundsätze der Kritik bei dem heutigen Stande der Forschung nicht mehr als maßgebend anerkannt werden können.

Deshalb habe ich mich entschlossen, der Aufforderung nachzukommen, die an mich seit fünfzehn Jahren von den verschiedensten Seiten ergangen ist, und selbst eine Analyse zunächst der Ilias versucht, die dem heutigen Stande der Forschung entspricht. Bei der Ausarbeitung überzeugte ich mich bald, wie recht F. Stürmer (Weilburg) hat, wenn er sagt (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1910 S. 385), „daß jeder, der spezielle Untersuchungen über Homer veröffentlicht, sich in einem Vorwort über seine Stellung zu den allgemeinen Vorfragen, z. B. über die Entstehung und Verbreitung, über die schriftliche Abfassung u. dergl. auszusprechen habe". Bei dem Zwecke aber, den ich verfolgte, genügte ein kurzes Vorwort nicht: ich war es denen, die meine Jahresberichte gelesen und immer wieder den Wunsch geäußert hatten, ich möchte wenigstens ein ausführliches Sachregister dazu geben, schuldig, genauer auf alle diese Fragen einzugehen und dabei auch die Literatur der letzten dreißig Jahre, über die ich berichtet habe, soviel als unbedingt nötig, zu berücksichtigen. Ich hoffe, damit zugleich denen einen Dienst zu leisten, die sich

über den augenblicklichen Stand der Frage unterrichten wollen, ohne die Zeit zu haben, die außerordentlich reiche Literatur zu der Frage selbst genauer zu studieren.

So ist das Buch entstanden, mit dessen Besprechung ich aus praktischen Rücksichten diesen Teil des Berichtes beginne.

12) Carl Rothe, Die Ilias als Dichtung. Paderborn 1910, Verlag F. Schöningh. XII u. 366 S. gr. 8. 5,40 *M*.

Im I. Teil (S. 1—141) wird „die Homerische Frage und ihre Entwickelung" in 3 Kapiteln behandelt: I. (S. 1—91) Die Einwände gegen die Einheit der Gedichte, mit den Unterabteilungen: 1. die erste Niederschrift der Gedichte, 2. Sprache und Versbau, 3. die Wiederholungen, 4. die Widersprüche, 5. die verschiedenen Kulturstufen. Ich glaube hier auf Grund der Forschungen in den letzten Jahrzehnten den Nachweis erbracht zu haben, daß alle diese Einwände nicht stichhaltig sind, noch hindern an einen Verfasser als Urheber der Gedichte zu glauben. Im II. Kapitel (S. 92—110) suche ich die Analyse als notwendige Grundlage der höheren Kritik zu erweisen, verlange aber, daß sie bei Anstößen zunächst nach dem Grunde fragt, warum der Dichter die Handlung so und nicht anders gestaltet hat, und daß sie sich umsieht, ob sich nicht ähnliche Anstöße auch in anderen, einheitlichen Dichtungen finden, d. h. „unter dem Zwange der Komposition" entstanden sind. Das III. Kapitel (S. 110—141) „Der Dichter" wendet sich gegen die Auffassung, daß Homer ein „Kollektivbegriff" sei und sucht eine ganze Reihe höchst individueller Züge des Dichters nachzuweisen, auch die Zeit, in der er lebte, näher nach ihrer Eigenart zu bestimmen.

Der zweite Teil, die Analyse der Ilias (S. 142—356), weist, zum größten Teile nach früher schon von mir oder andern Gelehrten entwickelten Ansichten, den inneren Zusammenhang der einzelnen Teile nach. Neu ist dabei die Gegenüberstellung von *A* und von *Ω*, die äußerst auffällig ist und auf einheitliche Gestaltung hinweist: Wie in *A* Thetis auf Veranlassung des Achill sich an Zeus wendet, um diesen zu bewegen, ihrem Sohne einen Dienst zu erweisen, so begibt sich in *Ω* Thetis im Auftrage des Zeus zu Achill, um diesen zu bewegen, Zeus einen Gefallen zu erweisen, nämlich den zeusgeliebten Hektor zur Bestattung herauszugeben. Wie die Bitte Achills in *A* erst nach 12 Tagen vorgebracht werden kann, so wird auch Thetis in *Ω* erst 12 Tage nach dem Tode Hektors zu Zeus beschieden. Wie ferner die Ilias mit 9 Tagen der Pest beginnt und am 10. Tage erst die Versammlung der Griechen eintritt, so endet die Ilias auch mit 9 Tagen der Vorbereitung zu Hektors Bestattung, und diese findet am 10. Tage statt. Gleicht nicht wirklich dieses Anheben und Ausklingen der Handlung mit den bewegten Bildern in der Mitte, wie ein

Freund von mir meinte, der Darstellung am Giebelfelde eines Tempels?

Ebenso ist neu, was ich über den Schluß von *H*, die Bedeutung des Phoinix in *I*, die Stellung von *Λ* im Zusammenhange, die Erweiterungen in *N—O*, besonders über die Einführung der Betörung des Zeus, gesagt habe. Im ganzen aber hat die Analyse ergeben, daß etwa mit Ausnahme des „Aineiasliedes" in *Y* und der Asteropaiosszene in *Φ* keine Szene rein mechanisch eingeführt ist, so daß man annehmen müßte, sie sei aus einem anderen Zusammenhange von einem „Flickpoeten" oder „späteren Rhapsoden" hierher versetzt. Ich habe dabei den Standpunkt vertreten, der den Lesern dieser Berichte bekannt ist und zuletzt JB. 1909 S. 209—213 im Unterschiede zu der Auffassung Finslers auseinandergesetzt und an bezeichnenden Beispielen veranschaulicht ist. Um die Analyse nicht zu stören, habe ich einzelne Fragen, z. B. über die Stellung der Here und Athene in der Ilias, das Meleagerlied, den „sprachlichen Beweis" in Bezug auf *K* und *Ω*, in den Anhang verwiesen. Endlich erleichtert ein von Herrn Prof. Stürmer aus Weilburg sorgfältig in drei Abteilungen angefertigtes Namen-, Sach- und Stellenregister die Benutzung des Buches. So bleibt mir jetzt nur der Wunsch, daß es den Hoffnungen entsprechen möge, die von den verschiedensten Seiten auf sein Erscheinen gesetzt sind.

Zu den hier behandelten Fragen sind nun folgende Schriften erschienen:

a. allgemeinen Inhaltes.

12) A. Gräf, Der gegenwärtige Stand der homerischen Frage, ein Literaturbericht. Progr. Lohr 1908. 39 S. gr. 8.

Der Verf. gibt, zum Teil wörtlich nach meinen Jahresberichten, eine Übersicht über den Inhalt der in den letzten zehn Jahren zu dieser Frage erschienenen Schriften und zieht am Ende den Schluß, daß sich die entgegengesetzten Ansichten etwa die Wage hielten, aber doch sehr viel für einen Dichter spreche.

13) A. van Genepp, La Question d'Homère, suivie d'une bibliographie critique par A. J. Reinach. Paris 1909, Mercure de France. 82 S. 12. Besprochen v. Mülder, Berl. phil. Wochenschr. 1909 Sp. 1233/35; Rev. crit. 1910 No. 26.

A. van Genepp gibt eine kurze Übersicht über die Entwickelung der Homerischen Frage, weist die Einwände gegen die Einheit zurück und sieht in Homer den Verfasser der Epen; höchstens könne er einige Mitarbeiter gehabt haben, z. B. könne das ganze 23. Buch von einem andern sein. Dies ist mir unbegreiflich, vgl. dazu meine Ausführung „Ilias" S. 318—326. Gut wird da-

gegen nachgewiesen, daß nur ein wirklicher Dichter der Verfasser sein könne. Was herauskomme, wenn nur ein Sammler oder Ordner sich an die Sage mache, bewiesen die isländischen und finnischen Sagas ebenso wie die Chansons de Geste. Besonders die letzteren seien interessant, weil sie durchaus ähnliche soziale und staatliche Verhältnisse voraussetzten wie die Ilias und Odyssee; trotzdem viele Dichter daran geschaffen hätten und auch Versuche zur Herstellung eines Kerns gemacht seien, sei doch ein großes Dichterwerk nicht entstanden. Ich bin derselben Ansicht und habe die Ausführungen des Verf. schon benutzen können „Ilias" S. 114 und 117.

Die Bibliographie von A. J. Reinach gibt auf 23 eng gedruckten Seiten eine gute Übersicht über die Behandlung der schwierigen Frage nach den verschiedensten Richtungen. Der Verf. betont, daß sich in den letzten Jahren eine sehr merkliche Wendung zu einer einheitlichen Auffassung der Gedichte vollzogen habe (S. 74) und hofft in der Einleitung (S. 63), daß diese Probleme „savamment élaborés outre-Rhin, rapidement adaptés et simplifiés outre-Manche" eine Lösung finden mögen von der Klarheit und dem Scharfsinn der lateinischen Rasse. Ich habe ebenfalls „Ilias" S. 112 darauf hingewiesen, daß die französischen Gelehrten die Frage mit mehr Geschmack behandelt und niemals so wegwerfende Urteile über die Gedichte ausgesprochen haben wie vielfach deutsche. Freilich haben sie sich auch niemals zu der Kleinarbeit verstanden, ohne die die schwierige Frage nicht gelöst werden konnte. Richtig bemerkt endlich der Verf., daß die Homerische Frage nicht mehr bloß ein literarisches Problem sei, sondern zu einer Geschichte des Ursprungs der Zivilisation im ägeischen Meere geworden sei. Die kleine Schrift sei allen, welche sich für die Frage interessieren, bestens empfohlen.

14) P. Cauer, Die Homerische Frage im Unterricht. N. Jahrb. f. d. kl. Altert. 1910. 26 Bd. S. 130—135.

Dieser Aufsatz ist der nur wenig veränderte Abdruck eines Vortrages, den Cauer in der altphilologischen Gruppe des rheinischen Philologentages am 2. 7. 09 gehalten hat. An einer Reihe gut gewählter Beispiele zeigt er, wie durch richtige Behandlung von auffallenden sprachlichen Erscheinungen oder dichterischer Darstellungsweise der Sinn der Schüler für wissenschaftliche Fragen geschärft werden könne, ohne daß man ihnen eigene Meinungen aufdränge. Zwei Gedanken, die er ausspricht, verdienen hier gegenüber so vielen abweichenden Ansichten hervorgehoben zu werden: 1) urteilt er (S. 142) über die Einfügung von der *Ἕκτορος καὶ Ἀνδρομάχης ὁμιλία*, daß sie vortrefflich sei. „Wer nur einmal ernsthaft versucht hat, den sechsten Gesang als Ganzes zu denken und zu empfinden, muß von dieser Wirkung berührt werden: inmitten

blutiger Kämpfe eine Reihe friedlicher Bilder, hell von dem dunklen Grunde sich abhebend, nicht heiter, doch freundlich milde. *Δακρυόεν γελάσασα*, so blickt die Muse uns an. Und auf eben diesen Ton ist von Anfang bis zu Ende das Gespräch der Eltern des Astyanax gestimmt, das aus Trauer zur Hoffnung sich erhebt. Mag das Stoffliche darin entlehnt sein, woher man will: aus der bestehenden Umrahmung es lösen heißt ein Kunstwerk zerstören". Es ist die Ansicht, die ich seit Jahren vertrete und auch „Ilias" S. 206 u. ff. näher begründet habe. 2) Über die Menis als Motiv, das den ganzen Aufbau der Ilias trägt, schreibt C. (S. 144) „Einmal diente es dazu, den Helden in leidenschaftlicher Erregung darzustellen und ihn, wie in der Tragödie, dahin zu führen, daß er, in gerechtem Zorn verharrend, sein eigenes Glück zerstört; zweitens aber wurde durch Achills Fernbleiben der Schauplatz freigemacht für die Taten der andern: Menelaos, Diomedes, Aias, Agamemnon . . . . . Einem Dichter, der diesen genial einfachen Gedanken aus sich selbst geschöpft hat, dürfen wir das Höchste zutrauen, nicht nur an eigener, frischer Erfindung, sondern auch an selbständiger, sinnvoller Verwertung des Überlieferten". Das ist ebenfalls ganz meine Meinung; nur glaube ich dann auch, daß dieser Dichter der Ilias kein Banause gewesen, der fremden Stoff von überall her zusammengetragen hat, sondern daß er auch imstande gewesen ist, widerstrebenden Stoff zu einer Einheit zu bilden.

15) K. Dürr, Über die Grundfragen der Homerkritik. Pädagog. Archiv. 15. Jahrg. 3. H. (1910). S. 147—158.

Der ganze Aufsatz ist nur eine rühmende Besprechung von Cauers „Grundfragen". In dem Punkte, der mich von Cauer trennt, scheint Dürr (S. 158) mehr sich meiner Auflassung zuzuneigen. Wertvoll sind einige neue Literaturnachweise, namentlich aus der neusten Bearbeitung von Christs griechischer Literaturgeschichte durch Schmid.

16) W. v. Christ, Geschichte der griechischen Literatur. Fünfte Auflage, besorgt von W. Schmid. München 1908, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Ich habe über die 4. Auflage JB. 1906 S. 242—246, soweit sie unser Gebiet umfaßt, ausführlicher berichtet. Die neue Auflage unterscheidet sich auf diesem Gebiete nicht wesentlich von der früheren. Denn der Herr Herausgeber hat den Grundsatz verfolgt, möglichst wenig zunächst da zu ändern, wo eigene Arbeiten Christs vorlagen. So ist nur der § 22 über die Person, Zeit- und Herkunft Homers erheblich geändert; ferner sind die § 47—57 (epischer Zyklos) vor 58—62 (Hymnos und Scherze) gestellt. Erweitert ist S. 48 Anm. 2 (gegen S. 42 Anm. 2) und hier für die alte Ansicht vom Bronzezeitalter auf Hesiod *ἐχῆ* 151 hingewiesen

(vgl. JB. 1907 S. 389). Der Umfang dieses Teiles ist immerhin von 89 auf 102 Seiten gewachsen, da überall in den Anmerkungen die neuere Literatur nachgetragen ist.

17) A. Olrik, Epische Gesetze der Volksdichtung. Zeitschr. f. d. deutsche Altertum 1909. Bd. 51. S. 1—12.

Der Verf. hat sorgfältig die Volksdichtung bei verschiedenen Völkern untersucht und dabei eine große Zahl von Beobachtungen gemacht, die als „Gesetze" der Volksdichtung überall wiederkehren. Diese Beobachtungen sind auch für die Betrachtung der homerischen Gedichte von Wert. Denn wenn auch diese Gedichte nicht mehr Volksdichtung in dem Sinne sind, wie man es vor 150 Jahren und bis in die neueste Zeit hinein geglaubt hat, so sind sie doch aus der Volksdichtung hervorgangen, und es ist begreiflich, daß in manchen Einzelheiten der Dichter der Volksdichtung folgt. Es seien deshalb hier einzelne dieser Gesetze mitgeteilt, die für die Beurteilung der homerischen Gedichte von gewissem Werte sind: 1) Die Sage fängt nicht mit bewegter Handlung an und bricht nicht jäh ab; es folgt z. B. häufig die Rache des Toten und die Bestrafung des Bösewichtes; 2) Gesetz der Wiederholung, um den Begriff der Fülle hervorzubringen: Drei Tage geht der Jüngling in das Feld eines Riesen und jeden Tag erschlägt er einen. Mit der Wiederholung ist die Dreizahl (auch in den homerischen Gedichten!) ungewöhnlich häufig verbunden. 3) Jede Eigenschaft der Personen muß sich in eine Handlnng umsetzen; sonst ist sie nichts. 4) Die Volksdichtung ist „einsträngig", läuft in grader Linie vorwärts. Verwickelungen bringt erst die „Kunstdichtung".

b. Der sprachliche Beweis.

18) Melian Stawell, Homer and the Iliad London 1909, J. M. Dent u. Co. 331 S. 8. 10 *s* 6 *d net.*

Über den Hauptteil des Buches werden wir später bei der Analyse der Ilias berichten. Hier interessiert uns der Anhang, in dem ein reiches sprachliches Material beigebracht wird, um das Irrtümliche vielverbreiteter Ansichten nachzuweisen. Seit Geddes (The problem of the Homeric Poems) den Unterschied zwischen Achilles- und Odysseus-Büchern in der Ilias gemacht und die letzteren dem Verfasser der Odyssee zugesprochen hat, ist besonders von englischen Gelehrten (Monro, Leaf) immer wieder die Ähnlichkeit im Sprachgebrauch dieser Bücher mit der Odyssee betont worden. In Deutschland ist von Peppmüller die Übereinstimmung von Ω und von A. Gemoll die von K mit der Odysssee hervorgehoben und durch Beispiele belegt worden. Die Verfasserin wählt nun zwei allgemein als Achillesbücher anerkannte Gesänge Λ und X, und gibt im Anhang B S. 238—246 zuerst die ganzen Verse, Halbverse und bezeichnenden Ausdrücke an, die Λ (mit Ausschluß der Chryseisepisode 429—489) mit der Odyssee gemein

hat und findet auf diese 551 Verse nicht weniger als 102 solcher Beispiele. In *Ω* kommen auf 804 Verse 126 solcher Fälle, d. h. das Verhältnis beider zur Odyssee ist, wenn man die verschiedene Verszahl in Betracht zieht, genau dasselbe. Es wird so auch für dieses Verhältnis bestätigt, was ich „Wiederholungen" und „Ilias" (S. 40/41) nachgewiesen habe.

Im 2. Teile dieses Anhanges vergleicht M. St. die Worte von von *Ω*, die dieses Buch allein von der Ilias mit der Odyssee gemein hat, mit den Worten von *X*, die sich ebenfalls nur in diesem Buche und dann wieder öfter in der Odyssee finden, und ermittelt für *Ω* bei 804 Versen 46 und 4 unsichere, für *X* auf 404 Verse 26 solcher Worte. Es ist auch hier wieder genau dasselbe Verhältnis, obwohl doch *X* zu den Achillesbüchern (altem Kern), *Ω* zu den Odysseusbüchern und zwar zu den spätesten rechnet. Wir kommen später noch auf diese Zahlen zurück.

Die Verfasserin hat sich jedoch damit noch nicht begnügt. In einem 3. Anhang (S. 251—326) geht sie die Angaben von Monro „Homeric Grammar" (1891) durch und prüft sorgfältig nach, ob die Bemerkungen „findet sich nur in der Ilias" oder „nur in der Odyssee" stimmen, und stellt sie vielfach richtig. Ein Beispiel möge genügen, um die Besonnenheit dieser Ausführungen zu zeigen. Monro hat (§ 182) behauptet, daß *ἀμφί* mit dem Dat. = „inbezug auf", „über" bei den Verben sprechen, denken u. ä. Gebrauch der Odyssee sei. Nun führt St. aus, daß es im ganzen nur 7 solcher Beispiele in der Odyssee gebe (*δ* 151/2, *ε* 287, *ξ* 337/8 und 364, *ρ* 555 (*μεταλλῆσαι ἀμφὶ πόσει*) *τ* 95 (*ἀμφὶ πόσει εἴρεσθαι*) *ω* 263 *ἐρέεινον ἀμφὶ ξείνῳ*). Diesen 7 Beispielen entspricht zunächst ein ganz gleiches in der Ilias II 647 *ἀμφὶ φόνῳ Πατρόκλου μερμηρίζων*; dann aber eine größere Zahl durchaus ähnlicher Fälle. Es finden sich nämlich nicht weniger als 8 Beispiele (oder mit den 4 Wiederholungen 12) in der Urilias und 3 (und 2 zweifelhafte) in den Zusätzen, die die Verfasserin annimmt (s. u.) von *ἀμφὶ* m. Dat. bei den Verben streiten u. ä., nämlich *M* 412 *ἀμφ' οὔροισι δηριάασθον*; *Γ* 70. (91 u. 294) *ἀμφ' Ἑλένῃ . . . μάχεσθαι*; 157 *ἀμφὶ . . γυναικὶ ἄλγεα πάσχειν*; *Λ* 672, *O* 633. 587; *Π* 526 (565); *Ψ* 88 *ἀμφ' ἀστραγάλοισι χολωθείς*; *Ω* 108 *νεῖκος ὄρωρεν Ἕκτορος ἀμφὶ νέκυι*; dann in den „Zusätzen" *I* 547/8 *N* 382 *H* 408, endlich die zweifelhaften, da sie rein lokal aufgefaßt werden können: *E* 451, *Ξ* 447, *B* 782; diesen entsprechen in der Odyssee *α* 48 *δ* 153 *ὅσα . . . ἐμόγησε ἀμφ' ἐμοί λ* 545/46, *χ* 228 *ὅτ' ἀμφ' Ἑλένῃ ἐμάρναο*. Zählen wir diese Beispiele zusammen, so haben wir in der Odyssee 7 + 4 = 11, in der Ilias (die Zusätze mitgerechnet, aber die zweifelhaften Beispiele ausgelassen) 1 + 8 + 3 = 12 (mit den Wiederholungen 15). Wir sehen daraus, daß dieser Gebrauch von *ἀμφί*, der in die attische Sprache nicht übergegangen ist, in beiden Gedichten ungefähr gleich ist; nur weil

in der Ilias mehr von Kämpfen die Rede ist, in der Odyssee von friedlichen Gesprächen mit Frage und Antwort, ist er auch in der Ilias häufiger bei den Verben, die kämpfen u. ä. ausdrücken, in der Odyssee bei denen, die sagen und fragen bedeuten.

Dabei müssen wir doch bedenken, und die Verf. macht S. 108 ausdrücklich darauf aufmerksam, daß selbst wenn Ilias und Odyssee von demselben Dichter wären, doch zwischen dem ersten und letzten von ihm gedichteten Gesange ein ganz erheblicher Zwischenraum liege, und daß in einer solchen Zeit die Sprache des Dichters wie der Zeit sich ändere. Virgil brauchte zur Abfassung der Aeneis 12 Jahre, ohne sie ganz zu vollenden, Klopstock zu seinem Messias 25 Jahre. Nehmen wir auch nur dieselbe Zeit für Homer an, so ist klar, daß gar manche metrische wie sprachliche Unterschiede in einer schnell sich entwickelnden Zeit ganz von selbst sich einstellen mußten, wie wir sie ja selbst in der klassischen Zeit bei Sophokles wahrnehmen, und wie sie jeder von uns merkt, wenn er etwa Goethes Götz mit Tasso oder Iphigenie, Schillers Jugenddramen mit den Werken vollendetster Kunst vergleicht. Interessant sind in dieser Beziehung die bestimmten Angaben, die St. S. 107 nach den Untersuchungen Bradhaws über die Sprache Miltons macht. Sie zählt nach Bradhaws Lexikon 1228 Worte, die mehr als einmal im „Verlorenen Paradies" erscheinen, vorher aber in seinen Werken überhaupt nicht. Die älteren Gedichte umfassen 3500 Verse, das „Verlorene Paradis" aber 10,550 Verse. Demgegenüber hat die Verfasserin nach Ebelings Lexikon der homerischen Gedichte 400 Worte gezählt, die mehr als einmal in der Odyssee, aber niemals in der Ilias, ferner 119 die in den „Zusätzen" der Ilias (nach der Verfasserin rund 7000 Versen s. u.), aber nicht in der Urilias vorkommen. Man wird der Verfasserin zugeben müssen, daß die Zahlen, wenn man den ganz verschiedenen Inhalt der Gedichte in Betracht zieht, verblüffend klein erscheinen gegenüber den für Miltons Gedichte ermittelten Unterschieden. Sie finden ihre Erklärung allein in dem Formelhaften der homerischen Sprache, wie ich öfters, zuletzt „Ilias" S. 39 u. ff., nach Schmidts Parallelhomer festgestellt habe.

Ja selbst dafür, daß bestimmte Worte, die ein religiöses Gefühl ausdrücken, wie ἁγνή, ὁσίη, θεουδής nach Jebb (Homer S. 55 A. 1) noch nicht in der Ilias, sondern erst in der Odyssee gebraucht werden, weist die Verfasserin eine Parallele bei Shakespeare nach: nach Professor Bradleys Bemerkung findet sich in allen Stücken Shakespeares aus der ersten Hälfte seiner literarischen Tätigkeit noch nicht das Wort „pious"; erst von Hamlet aufwärts ist es nachweisbar. Ich meine, alle diese Angaben verdienen große Beachtung auch in Deutschland, damit ganz verkehrte Vorstellungen über Homer, die sich auf die Sprache gründen, endlich weichen[1]).

[1]) Das Werk ist mir leider zu spät bekannt geworden, so daß ich es

Der von der Verfasserin hier geführte Beweis ist vervollständigt worden von:

19) John A. Scott, Odyssean words found in but one book of the Iliad. Classical Philology, Jan. 1910 S. 41—49; vergl. meine „Ilias" S. 345—347.

A. Gemoll (Hermes XV (1880) S. 557—566) hat bekanntlich auf Grund des sprachlichen Materials den Nachweis führen wollen, daß die Dolonie (*K*) jünger sei als die ganze Odyssee. Obwohl Sittl, Die Wiederholungen in der Odyssee S. 30 u. ff. das Ergebnis bestritt, und ich selbst zu einer Zeit, in der ich noch von der großen Bedeutung des „sprachlichen Beweises" überzeugt war (Bursians JB. 1881 XXVI S. 321/23), auf das Unzulängliche des Materials hinwies, fand Gemoll doch unbedingte Zustimmung bei U. v. Wilamowitz, der in seiner bekannten Weise Hom. Unters. S. 231 sofort die Behauptung aufstellte: „Die Dolonie benützte sicher die Odyssee des letzten Redaktors". Ihm folgte Robert, Ilias S. 501, bei dem der Satz schon folgende Fassung annahm: „Bekanntlich ist die Dolonie auch das einzige Buch der Ilias, für das sich sprachliche Benutzung der Odyssee mit Sicherheit nachweisen läßt", wobei auf A. Gemoll und U. v. Wilamowitz verwiesen wird, die Einwände dagegen nicht beachtet werden. Ich habe dann 1890 in „Bed. d. Wiederholungen" S. 128 einzelne Verse von *K*, die sich auch in der Odyssee finden (243 = α 65[1]), 158 = ο 45) zum Ausgangspunkte genommen, um die ganze Unsicherheit des „sprachlichen Beweises" zu zeigen. Dieser Beweis ist nun in trefflicher Weise ergänzt worden von J. A. Scott. Denn außer den ganzen Versen und Versteilen, die *K* mit der Odyssee gemeinsam hat, machte A. Gemoll noch auf 14 Wörter (in Wirklichkeit sind es nur 13, da ἐπισιτροφάδην sich auch Φ 20 findet) aufmerksam, die allein in *K* und der Odyssee, sonst aber in keinem Buche der Ilias vorkommen.

Das Ergebnis schien überraschend und überzeugte sofort leichtgläubige Gemüter von der Sonderstellung von *K* und seiner großen Verwandtschaft mit der Odyssee. Nun hat J. A. Scott sich der Mühe unterzogen, nach Gehrings Index sämtliche Bücher der Ilias darauf hin zu untersuchen, wieviel Wörter sie mit der Odyssee gemein haben, die sonst in keinem Buche der Ilias erscheinen, und in zweiter Linie die, welche häufig in der Odyssee und nur ganz vereinzelt noch in der Ilias gebraucht werden. Er kommt dabei zu dem ganz überraschenden Ergebnis, selbst wenn

---

in meiner „Ilias" noch nicht habe benutzen können; aber die Bestätigung der dort S 13 u. ff aufgestellten Ansicht ist mir sehr erwünscht.

[1]) Dazu bemerkt Shewan (s. u.), er habe die Ansicht von 15 Gelehrten gesammelt, neun von diesen hätten sich für *K* als Original, sechs für α entschieden!

man die zweite Klasse wegläßt, daß *K* zu den Büchern der Ilias gehörte, welche am wenigsten Wörter dieser Art aufzuweisen haben, nämlich 17 (nicht bloß 14 bezw. 13). Weniger haben nicht etwa Gesänge, die die Kritik dem „Kern der Ilias" zuschreibt, sondern *M* (12), *H* (14), *Y* (15), d. h. lauter sogenannte „späte" Bücher. Ja selbst solche Bücher, die ungefähr die gleiche Zahl oder nur wenig mehr haben wie *N* (17), *Δ* und *T* (20) *P* (21) gehören nach der Kritik nicht zu den ältesten Teilen; sondern diese wie *A* (26), *Λ* (33), *X* (34) weisen ganz erheblich größere Zahlen, ja das Doppelte auf. Wenn *Ω* (mit 42) und *I* (mit 43) etwas höher stehen, so weist Scott mit Recht darauf hin, daß hierbei nicht nur die Verszahl in Betracht kommt (804 und 710 gegen 471 von *M*) sondern auch die Schilderung ganz ähnlicher Handlungen in diesen Büchern und der Odyssee, wie Anschirren der Maultiere, das Fahren der Wagen, Aufschlagen des Nachtlagers u. ä.; man vergleiche dazu die ähnliche Bemerkung M. Stawells S. 241 über das Vorkommen von *διὰ νύκτα* in *I* und *Ω* und der Odyssee (Monro H. G. § 215).

Dieselbe Frage behandelt:

20) A. Shewan, The Odyssean books of the Iliad. The Classical Quarterly. April 1910 S. 73—79.

Der Verf. ist, wie er mir mitteilt, mit einer größeren Arbeit über *K* beschäftigt; dieser Aufsatz dient gleichsam als Einleitung dazu. Er zeigt ebenfalls, auf wie unsicherer Grundlage der ganze „sprachliche Beweis" beruht. Auffällig sei es zunächst, wie wenig *Θ*, das doch die notwendige Voraussetzung zu *I* und *K* bilde (s. u.) im Sprachgebrauch mit diesen beiden Büchern übereinstimme, und ebenso zeige die Übersicht, die ich JB. 1907 S. 324 von den grammatischen Untersuchungen Hentzes gegeben habe, wie wenig *K* mit den sogenannten Odysseusbüchern gemein habe. Daß die „Wiederholungen" für die „höhere Kritik" nicht zu verwenden seien, hätten meine Untersuchungen gezeigt (S. 75: The scandaluse misuse of the Repetitions in Homer has been exposed by Dr. Carl Rothe times without number, and his work of the „Wiederholungen" has almost closed the discussion of the subject" — leider nicht für deutsche Gelehrte!). Daß *K* nicht „ganz spät" sein könne, nicht nach 650, wie man häufig annehme (s. u.), verfaßt sei, zeige sich in der Nachwirkung des Digammas, die in diesem Buche nicht weniger wahrzunehmen sei als in andern Büchern; und doch müßte dies der Fall sein, wenn es später als 650 verfaßt sei, weil die Gedichte des Archilochos aus dieser Zeit keine Spur dieser Einwirkung mehr aufwiesen. Auch im Versbau sei keine Verschlechterung wahrzunehmen. Wenn es Eigenheiten habe, so liege dies am Stoff. Wie sehr dieser auch für die Form des Ausdrucks maßgebend ist, macht der Verf. an

einem Beispiel klar. Er hat die Verse *Λ* 210—410 auf die Ähnlichkeit mit Ausdrücken aus der Odyssee hin untersucht und dabei ermittelt, daß allein in den (25) Versen 221—245, in welchen der Dichter ein friedliches Bild, die Geschichte des Iphidamas, gibt, 6 solcher Fälle sich finden, ferner 3 andere in Gleichnissen, während auf die übrige Kampfesschilderung, der $^4/_5$ der Darstellung angehörten, nur noch 3 unter den 12 Fällen gemeinsamen Ausdrucks kämen. Ferner hielten manche die Iterativa für ein Zeichen späteren Ursprungs: nun in *K* 5—16, die Fick für ganz spät hält, gebe es auch nicht ein Beispiel, obwohl doch hier reichlich Gelegenheit dazu war.

Eine andere Seite des sprachlichen Beweises beleuchtet:

20) **John A. Scott, The Relative Antiquity of the Iliad and Odyssey Tested by Abstract Nouns.**

Der Herr Verfasser hat die Freundlichkeit gehabt, mir diesen Aufsatz als Manuskript zuzusenden, so daß ich ihn noch für meine Arbeit (Ilias S. 19 u. ff.) benutzen konnte. Er soll nach einer Mitteilung vom 19. 4 inzwischen in The Classical Review Vol. XXIV I, S. 8 u. ff. erschienen sein. Der Inhalt ist sehr lehrreich für die Behandlung des „sprachlichen" Beweises. P. Cauer GF² S. 392/93 führt zum Beweise dafür, daß in der Odyssee der Gebrauch der abstrakten Substantiva mehr entwickelt sei als in der Ilias, eine Wahrnehmung M. Croisets an (Hist. de la litt. grecque I (1887) S. 389), der beobachtet haben will, daß „von den Subst. auf *-ίη*, *-σύνη* und *-τυς* die Ilias nur 39, die Odyssee 81" hat. Hätte P. Cauer die von Croiset angegebenen Zahlen im einzelnen nachgeprüft, so hätte er selbst schon den argen Rechenfehler merken müssen, daß nämlich Cr. bei den Substantiven auf *-σύνη* die Fälle, die Ilias und Odyssee gemeinsam haben, nur der Odyssee, nicht auch beim Schlußergebnis der Ilias zugerechnet hat. Berichtigen wir diesen Fehler, wie es Croiset nach Scott schon selbst in der 2. Aufl. (1898 S. 398) getan hat, so hat die Ilias 58, und das Verhältnis ist nicht mehr wie 1 : 2, sondern wie 3 : 4. Aber auch dieses Verhältnis entspricht nicht dem wahren Sachverhalt. Denn durch sorgfältige Zählung nach Gehrings Index homericus hat Scott festgestellt, daß Croiset, sei es durch falsche Zählung, sei es durch ungenaue Angabe seiner Quelle die abstrakten Substantiva sowohl auf *-σύνη* wie auf *-ίη* für die Ilias zu gering angegeben hat: eine genaue Zählung ergibt darnach 79 Fälle für die Ilias, d. h. der Gebrauch ist für Ilias und Odyssee ungefähr gleich; der geringe Unterschied macht bei dem verschiedenen Stoff — in der Odyssee mehr Betrachtungen, in der Ilias mehr Handlungen — nichts aus. Auffallend dabei ist noch, daß allein bei den Substantiven auf *-τυς* die Odyssee ein wenig mehr hat (9 gegen 5, oder richtiger nach Scott 8). Diese Endung ist aber eine altertümliche, die das spätere Griechisch aufgegeben hat; hier würde

die größere Zahl eher für den altertümlicheren Charakter der Odyssee sprechen. Dies glaube ich natürlich nicht, aber daß der „sprachliche Beweis“ zu keinem greifbaren Ergebnis führt, dies ist wohl klar.

Hier sei noch eine Arbeit desselben Verfassers erwähnt, die zwar ein anderes Gebiet betrifft, aber wegen des ähnlichen Ergebnisses Beachtung verdient:

22) John A. Scott, Studies in Greec Sigmatismus. VI. Effect of Sigmatism as shown in Homer. S. 72—77. Evanston, Illinois 1909.

Der Verf. geht aus von einer Bemerkung von Ameis-Hentze zu A 179/80, wiederholt von Sterret in seiner neusten Ausgabe ausgewählter Bücher der Ilias: „Das gehäufte σ in 179 und 180 gibt der leidenschaftlichen Rede einen scharfen Ton“. Scott zeigt, daß diese Bemerkung zurückgeht auf Eusthatius und noch weiter auf Dion. Hal. De compos. verborum 100: *ἄχαρι δὲ καὶ ἀηδὲς τὸ σ, καὶ, εἰ πλεονάσειε, σφόδρα λυπεῖ· θηριώδους γὰρ καὶ ἀλόγου μᾶλλον ἢ λογικῆς ἐφάπτεσθαι δοκεῖ φωνῆς ὁ συριγμός.* Der Gebrauch des σ in den homerischen Gedichten macht aber durchaus nicht den Eindruck, der aus der attischen Komödie bekannt ist. Um dies zu zeigen, hat der Verf. die Verse untersucht, in denen wie in A 179/80 5—7 σ vorkommen. Ihre Zahl beträgt über 300; daß sich darunter auch einige finden, die einen harten, scharfen Klang haben, ist begreiflich; aber klar ist auch, daß, wenn die Häufung des σ diesen Eindruck hervorriefe, er besonders in solchen Versen sich finden müßte, die 8, 9 oder gar 10 σ enthalten. Solcher Verse hat der Verf. 70 ermittelt, je 35 in Ilias und Odyssee. Er geht nun sämtliche Verse der Odyssee durch und zeigt, daß auch nicht einer diesen Charakter hat. Die beiden Verse z. B., welche hintereinander die höchste Zahl σ aufweisen (16), δ 844/45, enthalten eine ganz schlichte Schilderung: *ἔστι δέ τις νῆσος μέσσῃ ἁλὶ πετρήεσσα κτλ.* Ferner finden sich 12 σ in 20 Silben hintereinander gerade in der Anrede, die Odysseus an Nausikaa richtet (ζ 150/51); hier sagt der Dichter selbst *μειλίχιον . . φάτο μῦθον*; und schmeichlerisch, nicht hart klingt auch der Schluß seiner Worte: *σοὶ δὲ θεοὶ τόσα δοῖεν, ὅσα φρεσὶ σῇσι μενοινᾷς* — trotz der vielen σ.

Umgekehrt sind grade harte und drohende Äußerungen z. B. nach dem Vers: *τὸν (τὴν) δ' ἀρ' ὑπόδρα ἰδών κτλ* ganz asigmatisch. Ja Sc. zählt etwa 30 scharf tadelnde Worte auf, die ganz asigmatisch sind, wie *ἀμήχανε, μαινόμενε, μάντι κακῶν ἠπεροπευτά, αἰνότατε.* Ebenso sind die Verse der Ilias, die im schärfsten und härtesten Tone gesprochen sind *A* 149 (*ὤ μοι, ἀνειδείην ἐπιειμένε, κερδαλεόφρον*), *Z* 326, *Λ* 385, *X* 345 (*μή με, κύον, γούνων γουνάζεο μηδὲ τοκήων*) *X* 365, ganz oder fast ganz ohne Sigma. Auch hier hat man ohne Nachprüfung einen Einzelfall verallgemeinert.

Der Vollständigkeit wegen sei hier noch erwähnt, daß jetzt auch Mülder in seiner Ilias (s. S. 375) sich entschieden gegen die Verwendung des sprachlichen Beweises wendet, ja sie gradezu verspottet. Denn S. 323 lesen wir: „Mit diesem Glaubensartikel läßt sich mehr als alles beweisen", wozu die Anmerkung gemacht ist: „Es gibt in der ganzen Ilias kein ‚Lied', das man auf diese Weise nicht nach Belieben als uralt oder höchst modern erweisen könnte; den Beweis verhältnismäßiger Glätte oder schlimmer Depravation gebe ich dabei noch in Kauf". Da ich seit zwanzig Jahren diese Ansicht vertrete und durch immer neue Beweise zu begründen versucht habe, so wäre es wohl angebracht gewesen, auf diese meine Arbeiten, wie auswärtige Gelehrte es tun, zu verweisen; noch besser aber wäre es gewesen, Mülder hätte nicht nur eine Behauptung aufgestellt und auf die verkehrte Behandlung einer höchst wichtigen Frage der Homerkritik hingewiesen, sondern hätte, wie ich es zuletzt „Ilias" S. 25 ff. getan habe, sie durch neue Tatsachen erwiesen.

Fassen wir aber das Ergebnis aller dieser Untersuchungen zusammen und nehmen hinzu, daß auch im Versbau, wie M. Stawell a. a. O. S. 317—322 an einzelnen Beispielen (Vernachlässigung der Position, Hiatus nach kurzen Silben, Nachwirkung des Digammas) zeigt, kein wesentlicher Unterschied zwischen den einzelnen Büchern der Ilias und Odyssee besteht, so finden wir durch die dreißigjährige, sorgfältige Untersuchung homerischer Sprache bestätigt, was schon 1877 Naber (Quaestiones Homericae, Amsterdam) behauptete: „Id hodie, opinor, consentiunt omnes, sermonis nulla superesse indicia, quibus utaris ad solvendam perplexam quaestionem, quam Wolfius primus movit". Hoffentlich dringt diese Überzeugung nun auch wirklich durch und macht Arbeiten unmöglich, denen jede Beweiskraft abgeht.

Auf ganz anderem Standpunkte steht:

23) A. Fick, Die Entstehung der Odyssee und die Versabzählung in den griechischen Epen. Göttingen 1910, Vandenhoeck und Ruprecht. XII u. 214 S. 7 *M*. Vergl. Chr. Hennings, Wochenschr. f. klass. Phil. 1910 Sp. 481—492; Mülder, Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 879—899.

Der greise Gelehrte will in dieser Schrift den Schlußstein legen zu seinen Arbeiten über Homer. Er hält fest an der Ansicht, daß alle älteren Teile der homerischen Gedichte bis in die Mitte des 6. Jahrh. in äolischem Dialekt gedichtet waren und dann erst in rein mechanischer Weise ins Jonische übertragen wurden; er hält auch fest, wohl als einziger aller lebenden Gelehrten, an der unbedingten Richtigkeit der Ergebnisse von Kirchhoffs Untersuchungen über die Odyssee und sucht sie durch ein neues Mittel, nämlich durch die Verszählung in den alten Epen, zu stützen.

Es ist schwer, gräde auf diesem Gebiete bei völlig verschiedenem Gesichtspunkte der Betrachtung, bei völlig verschiedenen Grundsätzen der Kritik, der Ansicht des Gegners gerecht zu werden. Wenn F. als sichersten Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht den anführt, daß die älteren Teile der Odyssee eine restlose Übersetzung ins Äolische gestatten, so bestreite ich, daß sich mit irgend welcher Sicherheit größere Abschnitte der Odyssee als ältere oder jüngere Teile nachweisen lassen, und ich bestreite dies als Schüler Kirchhoffs, der ich lange Zeit derselben Ansicht wie der Meister gewesen und erst durch zwingende Gründe (s. o.) zu einer anderen Auffassung gekommen bin. Und wenn Fick behauptet, daß bis etwa in die Mitte des 6. Jahrhunderts alle Dichtungen der älteren Griechen in bestimmtem Dialekt abgefaßt waren und erst von dieser Zeit ab auch in andere Dichtungen unreine Formen eingedrungen sind, so vermisse ich den Nachweis, der in ganz zwingender Form erbracht werden müßte, warum grade das Epos seinen Dialekt aufgegeben und zwar fast vollständig, um in einen Dialekt umgewandelt zu werden, der in dieser Form damals nicht gesprochen wurde, während die Lieder der Sappho und des Alkaios sich verhältnismäßig rein erhalten haben. Und wenn später in der attischen Tragödie mitten im attischen Dialekt die Chorlieder den dorischen Dialekt beibehielten und also doch auch verstanden wurden, warum soll dann überhaupt eine Umwandlung des Äolischen Dialekts in den Ionischen nötig oder nur wünschenswert gewesen sein? Daß ein einzelner Rhapsode, meinetwegen Kynaithos, auf den wunderlichen Gedanken kam, eine mechanische Umsetzung vorzunehmen, ist möglich; daß aber alle Griechen dieses absonderliche Erzeugnis angenommen und alle Epiker von da ab in dieser wunderlichen Mischsprache gedichtet hätten, ist so unnatürlich, daß nur die sichersten äußeren und inneren Zeugnisse uns die Sache glaublich machen könnten. Diesen Beweis ist uns F. aber schuldig geblieben. Auch der Einwand, den F. S. 9 gegen die herkömmliche Auffassung erhebt: „Daß die Ionier mit Hintansetzung aller eigenen Erinnerungen sich ausschließlich der Verherrlichung der Achäer gewidmet haben sollten, ist nahezu undenkbar", verliert alle Bedeutung, wenn wir mit Drerup (Homer S. 47/48) annehmen, daß die Ionier aus den tapfersten der ausgewanderten Achäer hervorgangen sind (vergl. meine „Ilias" S. 17 u. ff.).

F. sieht aber in Kynaithos nicht nur den Mann, der das schöne Äolisch in ein abscheuliches Ionisch umgewandelt, sondern auch erst die Telemachie mit der Odyssee gegen 500 verbunden hat, und zwar soll diese Verbindung, wie S. 167—190 zu zeigen versucht wird, ebenso plump und abgeschmackt sein, wie die Umwandlung der Sprache. Wir fragen wiederum: wie war es möglich, daß alle Griechen diese gräßliche Verunstaltung alter, guter Dichtungen annahmen? Vor allen aber bitten wir den Gelehrten, uns darüber Aufklärung zu geben, wie er sich zu der

bestimmten Nachricht stellt, daß Peisistratos die homerischen Gedichte gesammelt und den Sängern aufgetragen habe, an den Panathenäen die homerischen Gesänge ἐξ ὑπολήψεως vorzutragen. Damals müssen sie also doch schon vorhanden gewesen sein. Ehe der Verf. uns nicht das Wunder erklärt, weshalb das kunstsinnigste Volk des Altertums, die Athener, vortreffliche, von allen verstandene und bewunderte Dichtungen gegen elende Machwerke eintauschten, können wir auf seine Darlegungen nicht weiter eingehen.

Was F. aber jetzt als Stütze seiner Ansicht anführt, nämlich die Verszählungen in den griechischen Epen, wird manchem gradezu als Spielerei vorkommen. Entschieden muß gegen diese Theorie einnehmen die Leichtigkeit, mit der die Zahlen, je nach der Ansicht des Verf.s, in den vorausgesetzten Urgedichten gefunden werden. So hat F. die Urmenis früher in zwei ganz gleiche Hälften von je 4 Gesängen, deren jeder 22 Strophen von je 11 Versen oder i. g. 242 Verse enthielt, eingeteilt (s. JB. 1902 S. 161). Jetzt hält er es für richtig, nicht von der Zahl 11 oder 242, sondern von der Zahl 243 auszugehen; „dann kommen wir auf $4 \times 243 = 972$, das dreifache von 324, der Tageszahl des siderischen Jahres von 12×27, die wir im Hymnos auf den Pythier und im Hymnos auf den Delischen Apollo gefunden haben" (S. 199). Ferner zerlegt er den Hermeshymnus, indem er 8 Verse streicht, in $52 \times 11 = 572$. „Zugrunde liegen in der Mitte der Dichtung 4 Glieder zu je 110, die überschießenden 132 sind auf den Anfang und Schluß in zwei gleiche Hälften zu je 66 verteilt". Von anderem Standpunkte aus hat A. Ludwig denselben Hymnus, ohne einen Vers zu streichen in 58 zehnteilige und 165 vierteilige Strophen zerlegt (s. JB. 1909 S. 220 u. ff.). Wer hat Recht? Auf Einzelheiten der Analyse kommen wir später noch zurück; im übrigen verweise ich auf die o. a. Besprechung von Hennings, die sich mit meiner Auffassung durchaus deckt.

c. Der Dichter und seine Zeit.

24) A. Gercke, Homer und seine Zeit. Deutsche Rundschau, herausgegeben von S. Rodenberg, 1909. H. 9. S. 344—355.

A. Gercke hat 1901 einen sehr lesenswerten Aufsatz über die „Analyse als Grundlage der höheren Kritik" geschrieben; ich konnte ihm nicht nur JB. 1902 S. 132 u. ff. unbedingt zustimmen, sondern habe auch in meiner Analyse der Ilias den Grundsatz befolgt, den er hier aufstellt: „Die Frage nach der äußeren Herkunft von scheinbaren Zusätzen oder Umstellungen beantworten wir heutigen Tages so: sie stammen aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Autor selbst, wenn nicht eine andere Herkunft nachzuweisen ist". Dieser Satz ist nicht nur durch eine Anzahl

sicherer Fälle aus der neueren Literatur bewiesen, sondern es stimmt dazu vor allem auch das Urteil Goethes (an Schiller 19. 4. 1797): „Einige Verse im Homer, die für völlig falsch und ganz neu ausgegeben werden, sind von der Art, wie ich einige selbst in mein Gedicht, nachdem es fertig war, eingeschoben habe, um das Ganze klarer und faßlicher zu machen und künftige Ereignisse beizeiten vorzubereiten". Da ferner A. Gercke in diesem Aufsatze die Auswüchse der Homerkritik stark tadelte und ausdrücklich erklärte, daß sie die Analyse in Verruf gebracht hätten, so mußte man in ihm einen der besonnenen Homerkritiker sehen.

Der vorliegende Aufsatz aber ist so sehr von aller Besonnenheit der Forschung das Gegenteil, er enthält eine so große Zahl völlig unbeweisbarer Behauptungen, schiefer Urteile und grober Irrtümer, daß ich glaubte, ein Namensvetter von A. Gercke habe diesen Aufsatz geschrieben, da ja auch zwei F. Stürmer (Münstereifel und Weilburg, s. JB. 1906 S. 247) so ganz verschiedene Ansichten zu Homer geäußert haben. Eine Anfrage aber, die ich zu diesem Zwecke an die Redaktion der Rundschau gerichtet habe, hat mir leider bestätigt (a. 28. 2. 10), daß der Verfasser Prof. Dr. A. Gercke, s. Z. in Greifswald sei. Wir müssen deshalb auf diesen Aufsatz näher eingehen, weil er gradezu typisch dafür ist, wie die Homerkritik nicht nur in Hörsälen, sondern schon in angesehenen Zeitschriften von einzelnen Universitätsprofessoren behandelt wird. Gleich der erste Satz, mit dem A. G. die Analyse der Ilias beginnt (S. 345) zeugt von arger Flüchtigkeit. Er wärmt die Grotesche Hypothese wieder auf, als deren Urheber er W. Müller „den feinsinnigsten Schüler Wolfs" hinstellt, und weist damit dem ersten Gesange eine Stellung zu, an die heute kein ernster Forscher mehr glaubt; vgl. JB. 1909 S. 223/24, wo die Literatur zu dieser Frage angegeben ist, darunter auch die Ansicht A. Gerckes: „In der Ilias scheint der Zorn Achills eine relativ junge Erfindung zu sein". Hier aber behauptet er, daß „ein ganzer Rhapsodienkomplex . . . in eine Achilleis eingelegt sei." Schlimmer noch ist, daß er von „einigen flüchtig erzählten Niederlagen", die dem neunten Buche vorausgehen, spricht, während in Wirklichkeit nur eine, in rund 400 Versen geschilderte Niederlage vorausgeht, und bedauerliche Unwissenheit verrät es, wenn er sagt, daß „erst im elften Buche Zeus sich seines Versprechens erinnert"; dies geschieht bekanntlich im achten Buche, während im elften Buche Zeus in ganz auffallender Weise Agamemnon ehrt, so daß er selbst (185 u. ff.) Iris zu Hektor schickt und diesem den Kampf mit Agamemnon verbietet.

Verwunderlich ist es weiter, wenn G. aus den Worten Achills (*T* 270—275):

„Vater Zeus, wie große Verblendung schickst du den Menschen!
„Niemals hätte mir sonst den Zorn in der Tiefe des Herzens
„Atreus' Sohn so gewaltig erregt usw.

auf eine ursprünglich andere Gestaltung der Darstellung schließt und fortfährt: „Jene rohere, aus der Ilias fast verdrängte Vorstellung mag sich wohl in den Zeiten der griechischen Völkerwanderung gebildet haben, daß die Gottheit selbst das Blutvergießen wolle". G. weiß nicht, daß grade in der Ilias stets die Helden für ihre Fehler die Götter, am liebsten grade Zeus, verantwortlich machen (vgl. meine „Ilias" S. 147), daß jene Vorstellung von Plane des Zeus, der im Anfang der Kyprien erwähnt war, schon von Aristarch mit Recht aus unserer Ilias verbannt ist. Man hat umgekehrt mit viel größerem Recht gesagt, daß je häufiger die Götter in die Handlung eingreifen, um so später die epische Dichtung sei; vgl. Welcker, Der epische Zyklus T. II S. 277 und meine „Ilias" S. 123/24.

Ich übergehe die Vermutungen des Verf.s über die ursprüngliche Form der Ilias wie der Odyssee, Vermutungen, die er selbst „kühne Konstruktionen" nennt und die sich ebenso leicht aufstellen wie leugnen lassen, und wende mich dem Schlußsatze zu (S. 347): „Jedoch würde es ein methodischer Fehler sein, lediglich auf die streng philologische Interpretation und Textanalyse Schlüsse von so großer Tragweite begründen zu wollen. Die auf die gleiche Weise in Platons „Staat", Goethes „Faust" und Schillers „Don Karlos" nachgewiesenen Pläne und Entwürfe raten zur Vorsicht, damit wir nicht einem Verfasser sein geistiges Eigentum absprechen". Gut und ganz meine Ansicht! Man erwartet nun, daß auch der Verf. darnach verfährt — aber er schreibt ganz überraschend weiter: „Die von Dilettanten eigentlich deshalb erhobenen Einwände werden erst abgeschnitten, wenn der Beweis auf eine breitere Grundlage gestellt wird". Der Ausdruck im Anfange des Satzes ist so unklar wie möglich, und ich habe mehrere Gebildete, die des Deutschen mächtig sind, gefragt und recht auseinandergehende Auffassungen gehört. Was soll „eigentlich"? worauf geht „deshalb"? und was ist unter „Einwänden" (wogegen?) verstanden? Indeß so ungeschickt der Ausdruck ist, der Sinn des Satzes wird aus dem Folgenden klar. Der Verf. will sagen: „Aber nur Dilettanten können die (eben angeführten) sicheren Tatsachen benützen, um gegen unsere „kühnen Konstruktionen" Einwände zu erheben", d. h. der Verf. wendet dasselbe Mittel an, das wir schon einmal JB. 1907 S. 294 u. ff., als es von anderer Seite angewandt wurde, gründlich gekennzeichnet haben; er glaubt, alle ernsten Forscher, die Beweise für ihre Behauptungen liefern und solche statt luftiger Vermutungen auch von andern verlangen, einfach damit abzutun, daß er sie als „Dilettanten" bezeichnet, als „Leute, denen wissenschaftliches Denken nicht vertraut ist". Wie ich nun das wissenschaftliche Denken und Verfahren des gleich Urteilenden im JB. 1907 näher beleuchtet und damit einen ganz unerhofften Erfolg gehabt habe (s. u.), so will ich auch hier um der Sache willen etwas näher auf diesen neuen Angriff eingehen, um dem Leser

ein Urteil zu ermöglichen, wo Dilettantismus, wo Forschung, die sich der Grenzen unseres Wissens bewußt ist, zu suchen sei.

Die breitere Grundlage nämlich, auf welche G. die Untersuchung aufgebaut sehen will, besteht in der sprachlichen Beschaffenheit der Gedichte und zweitens in der Beobachtung der verschiedenen Kulturstufen, verschiedener politischer und religiöser Anschauungen, die in den Gedichten sich zeigen. Daß der „sprachliche Beweis“ bei dem heutigen Stande der Forschung nicht mehr in Betracht kommt, um größere Teile der Gedichte als älter oder jünger zu bezeichnen, hat hoffentlich die Darlegung im vorangehenden Abschnitt gezeigt. Über die verschiedenen Kulturstufen aber habe ich „Ilias“ S. 72—91 gesprochen und hier nachgewiesen, daß sich Anschauungen, die auf ganz verschiedene Kulturstufen zurückgehen in unzweifelhaft einheitlichen Dichtungen alter wie neuerer Zeit finden. A. Gercke kennt offenbar die griechischen Tragiker schlecht, hat wohl auch die Ausführungen von Wilamowitz zu Aischylos' Agamemnon, Euripides' Herakles u. a. nicht gelesen, sonst würde er nicht auf Dinge Wert legen, die für die Frage nach der Komposition der Gedichte von gar keinem Wert sind. Jedenfalls hat einen so ernsten Forscher wie E. Rohde das Vorkommen von „Rudimenten“ älterer Vorstellungen nicht gehindert, an einen großen Dichter als Urheber unserer Ilias zu glauben; vgl. auch JB. 1909 S. 214—216.

Schlimmer aber als diese Nichtbeachtung ähnlicher Fälle ist die verkehrte Darstellung des wirklichen Sachverhaltes, wenn er schreibt (S. 352): „In der „Odyssee“ finden wir eine durchaus gesittete, gebildete Gesellschaft, selbst Eumaeus heißt der göttliche Sauhirt. Brautraub gibt es nicht mehr, kaum noch Brautkauf; in der Telemachie sogar schon die Mitgift. Roheiten erlauben sich nur die Junker gegen das von ihrer Gnade abhängige Bettlergesindel. Die Grausamkeit barbarischer Zeiten ist fast ganz aus der feinen Dichtung verschwunden. In der „Ilias“ dagegen malen die Dichter mit Vorliebe die schrecklichsten Verwundungen aus, und mitleidslos schlachten die Helden ihre wehrlosen, todwunden Gegner ab und begleiten ihre Handlung mit höhnischen Worten. In der Wut will Achill sogar dem Hektor Fleisch ausschneiden und es roh verzehren, und bei der Bestattung des toten Freundes schlachtet er zwölf gefangene Trojaner. — Etwas zäher haben die Göttergestalten diese alten Züge bewahrt. Hekate wünscht, Achills Leber zu haben, um sich hineinzubeißen und sie zu verschlingen. Heras Haß gegen Troja würde erst gesättigt werden, sagt Zeus, wenn sie Priamus und sein Volk roh verschlingen würde“.

Über Einzelheiten dieser Behauptungen, z. B. über Brautkauf und Mitgift, über „die Dichter der Ilias“, werden wir später sprechen. Hier interessiert uns zunächst nur das Urteil über Ilias und Odyssee im ganzen. Ich habe bisher immer geglaubt, daß

das Benehmen der „Junker“ in der Odyssee nicht nur dem „Bettlergesindel“, sondern auch Telemach, Penelope und dem Volk gegenüber „pöbelhaft“ ist. Ist es „durchaus gesittet“, daß die Freier trotz der dringenden Bitte Telemachs, trotz seiner Tränen, trotz des Widerwillens der Penelope im Hause bleiben, schmausen und prassen auf fremde Kosten? Ist es „durchaus gesittet“, daß sie die Freunde des Herrscherhauses, die ihm helfen wollen, mit schwerster Strafe bedrohen (β, 187—192)? Odysseus, wenn er zurückkehren sollte, ein schimpfliches Geschick in Aussicht stellen (ἀεικέα πότμον, β 250)? ja Telemach durch gemeinen Überfall zu töten suchen? Ich habe einen andern Begriff von „durchaus gesittet“. Wenn aber in der Ilias mehr Verwundungen im Kampfe vorkommen als in der Odyssee, so liegt dies doch am Stoffe. Nur im Kampfe werden Wunden ausgeteilt, nicht im friedlichen Leben, von dem uns die Odyssee im allgemeinen ein Bild gibt. Aber tatsächlich unrichtig ist es, daß „die Dichter“ der Ilias „mit Vorliebe“ das tun, was G. sie tun läßt. Es finden sich gegenüber der großen Zahl getöteter Krieger verhältnismäßig nur wenige, die „wehrlos, totwund“ niedergestochen werden „mit höhnenden Worten“. Wie steht es damit in der Odyssee? Tötet nicht hier im Freiermorde — die übrigen in der Odyssee erwähnten Kämpfe kommen als Schilderung gar nicht in Betracht — Odysseus mit seinen Gefährten und Athenes Unterstützung ebenfalls die wehrlosen Gegner? Stößt er nicht, genau wie Agamemnon und Achilleus in der Ilias, einen Wehrlosen nieder, der seine Knie umfaßt und mit rührenden Worten seine Unschuld beteuert, den Opferschauer Leiodes χ 310—329)? Wenn vollends nicht in der Hitze des Kampfes, sondern hinterher Telemach und seine Gefährten die Mägde, die es mit den Freiern gehalten haben, in so grausamer Weise aufhängen und den Melanthios in unsagbarer Weise, bevor sie ihn töten, verstümmeln (22, 361—477), so ist das eine Roheit, die selbst in der Ilias ohne Beispiel ist.

Daraus läßt sich erkennen, wie wenig begründet die Behauptung Gerckes von der größeren Roheit in der Ilias ist; der oben angeführte Schlußsatz aber setzt der Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit im Aussprechen von Urteilen die Krone auf. Zunächst verstehe ich nicht, was in dem Zusammenhange es heißen soll „etwas zäher haben die Göttergestalten diese alten Züge bewahrt“. Unmittelbar vorher ist doch von Roheiten in der Ilias die Rede; soll also „etwas zäher“ heißen „noch zäher“, oder soll es auf die vorher betonte Gesittung in der Odyssee gehen, von der nur „etwas“ die Göttergestalten abweichen, da sie zäher die alten Züge bewahrt haben? Leider geben die beiden angeführten Beispiele keine Aufklärung über die unverständlichen Worte. Denn Hekate kommt überhaupt in den homerischen Dichtungen nicht vor; was G. hier von ihr behauptet, sagt Hekabe, Priamus Gemahlin, in der furchtbarsten Seelenangst (Ω, 212/213), als Priamus

sich zu Achilleus begeben will und sie fürchtet, daß dieser auch ihn erschlagen könnte, wie er schon ihrer Söhne so viele erschlagen hat. Man würde deshalb im Interesse des Verfassers gern an einen Druckfehler glauben, — wenn Hekabe eine Göttin wäre. Aber dazu hat sie weder der Dichter der Ilias noch sonst jemand gemacht. So bleibt nur übrig einen, allerdings etwas starken Irrtum des Schreibers dieses Satzes anzunehmen, einen Irrtum, den man wohl einem „Dilettanten" nicht allzu übel nimmt, der aber bei einem wirklichen Gelehrten mindestens auffällig ist. Jedenfalls haben wir auch in dieser Beziehung alle Ursache, milder bei der Beurteilung homerischer Ausdrucksweise und einzelner Irrtümer zu sein, wenn die gleichen Fehler, unklare Ausdrucksweise und starke Irrtümer, sich in der Darstellung eines Gelehrten finden, der einen Aufsatz über Homer in eine der vornehmsten und besten Zeitschriften sendet, deren Lesepublikum doch ein gut Teil kritischer ist, als das Hörerpublikum, für das Homer dichtete.

Und nun noch ein Wort über „Brautkauf" und „Mitgift". Ich habe darüber ausführlich „Ilias" S. 87—91 gesprochen. Welches der frühere Brauch gewesen, darüber herrscht wohl kein Zweifel; aber nur grobe Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse kann in dieser Beziehung einen Unterschied zwischen Ilias und Odyssee herstellen. In beiden Gedichten gehen beide Bräuche neben einander. Mitgift wird angeboten I 146 u. ff., *N* 364 u. ff. (hier weist jedenfalls der Ausdruck *ἐεδνωταί* = „Ausstatter" darauf hin) und *X* 51. Diese Stelle ist besonders auffallend, da Priamus hier erklärt, daß der Vater seiner Gattin Laothoe ihr viel mitgegeben habe: *πολλὰ γὰρ ὤπασε παιδὶ γέρων Ἄλτης*. während in einer andern Stelle desselben Buches, *X* 472, wir hören, daß Hektor viel Brautgeschenke für Andromache gegeben (*ἐπεὶ πόρε μύρια ἕδνα*). Ist deshalb das Buch alt oder jung? Jedenfalls ist durchaus irreführend die Angabe Gerckes, daß in der Telemachie „schon Mitgift" vorkomme: sie kommt schon in Gesängen vor, welche wie *X* zu den ältesten gerechnet werden. Umgekehrt werden Brautgaben in den Teilen der Odyssee, welche zu den allerjüngsten gerechnet werden, nämlich in dem Tanzliede des Demodokos *Θ* 318/19 und im Heroinenkatalog *λ* 382 erwähnt. Wo bleibt da der Unterschied der beiden Gedichte?

25) D. Mülder, Die Ilias und ihre Quellen. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. X u. 372 S. gr. 8. 10 *M*.

Die Aufsätze, die Mülder bisher veröffentlichte, bezeichneten den Tiefstand in der Beurteilung Homers. Er machte den Dichter zu einer Art Bänkelsänger, der nur für das 'profanum volgus' dichte, zu den Helden, die er besinge, in keinem inneren Verhältnis stehe, keinen eigenen Gedanken habe, überliefertes Vorlagematerial mit „plumper Hand" umgestalte, vortreffliche Gedanken

„umbiege“ und in Verkennung seiner Fähigkeiten sich an eine Dichtungsart gewagt habe, „deren stoffliche Voraussetzungen und deren Ausdrucksmittel er nicht annähernd beherrsche“. Nach diesen Vorarbeiten konnten wir von dem Verf. nichts erwarten, das lesenswert sei. Wir waren aber nicht wenig erstaunt, als wir im Vorwort lasen, daß M. während der Ausarbeitung einer „philologisch-kritischen Analyse“ der Ilias „hinter der Stoffmasse immer deutlicher das Bild einer eigentümlichen Kunst und einer eigentümlichen künstlerischen Persönlichkeit“ erschienen sei, „ein Bild, das nun gleichfalls dargestellt zu werden unabweisbar verlangte“. Als „Leitstern“ für die Darstellung diente ihm die Erkenntnis, die nicht grade neu ist, daß „man ein Dichterwerk nur erschließen kann durch Erschließung des Dichterischen in ihm“, d. h. die Dichtung Homers hat selbst auf einen ihrer ärgsten Verächter wieder einmal ihre gewaltige Wirkung ausgeübt: der Verf. stellt sich grundsätzlich auf den von mir seit 25 Jahren vertretenen Standpunkt. Wenigstens erklärt er (S. 7), ganz wie ich es in meiner Arbeit getan habe: „Ich werde daher in der nachfolgenden Analyse auf den Nachweis künstlerischer Einheitlichkeit besonderes Gewicht legen, auch von der eigentümlichen Technik handeln, durch die sie erreicht wird.“ Auch darin folgt er meiner Ansicht, daß er Homer nicht am Anfange, sondern näher dem Ende der epischen Dichtung sucht, daß er die Entstehung der Ilias aus einem Kern und seiner allmählichen Erweiterung für ebenso unmöglich hält, wie daß sie eine Sammlung epischer Lieder mit verbindendem Text sei. „Die Entstehungshypothesen operieren mit der an und für sich plausiblen Annahme, daß in den homerischen Epen das Vollkommene das Ältere, das Unvollkommene das Jüngere sei. Nimmt man aber dies Theorem, wie es durchweg geschieht, gar zu absolut und starr, so kommt man zu einer vollständigen Deprävation des Poetischen, an deren Endpunkt der Flickpoet steht“. Daß M. selbst einer der schlimmsten Vertreter dieser Ansicht gewesen ist, verschweigt er ebenso, wie daß ich seit vielen Jahren gerade diese Auffassung, daß das Alte stets vortrefflich, das Jüngere schlecht sei, bekämpft habe (vgl. „Ilias“ S. 96 u. ff.).

Wie ich nimmt M. jetzt an, daß der Dichter zwar reichlich vorhandene Sage oder Lieder benutzt habe, daß aber diese Benutzung keine rein äußerliche sei, sondern daß er alle Vorlagen zu seinem Zwecke umgewandelt und dadurch zu seinem Eigentum gemacht habe. „Man wolle sich durch zusammenhängende Lektüre überzeugen, wie diese Hinweise auf die stoffordnende Idee mitten in andersartige und anders tendierende Handlungen hineingesetzt werden, um zu erkennen, daß, wenn hier etwa alte Lieder sein sollten, sie nur durch das Medium eines Dichters zu uns sprechen, der eigenen Kompositionszielen nachgeht“ (S. 22). Ebenso urteilt er über den Zweikampf in *H* (S. 39/40): „Zweifellos ist die Szene als Ganzes eine freie Schöpfung unseres Dichters; auch

formell gehört ihm unendlich viel mehr, als die Liedertheorie auch in vagster Fassung dem Bearbeiter zugestehen kann". Während M. früher nur von der „plumpen Hand" sprach[1]), mit der der Dichter vorhandenen Stoff „umgebogen" und dadurch seine Schönheit zerstört habe, lesen wir jetzt zu unserem Staunen (S. 327): „In solchem Falle beseitigt der Dichter nur unerträgliche Differenzen mit vorsichtiger Hand — natürlich! — würde doch konsequente Logik das ganze Prinzip zerstören" (das „natürlich!" rührt nicht etwa von mir, sondern in dieser Form von M. selbst her). Überhaupt hat er eine hohe Meinung vom Dichter bekommen, die meiner Auffassung nicht nachsteht. Denn er schreibt (S. 336): „Eigentlich hätte der Verfasser der Ilias, um ursprünglich sehr verschiedene Motive verschiedener Herkunft in einem Zusammenhang vereinigen zu können, was soviel ungewöhnliches Geschehen und wunderbaren Sinneswechsel verlangt, eine ungewöhnliche Befähigung zu komplizierter psychologischer Motivierung besitzen müssen. Man kann gewiß darüber streiten, wieviel von dieser Kunst er theoretisch verstanden haben mag; es wird wohl mehr sein, als es auf den ersten Blick den Anschein hat, wie ja schon das sehr souveräne Operieren mit Sinneswechsel dafür spricht, daß ein starkes Gefühl für den Einfluß der gebietenden Stunde auf menschliches Tun und Lassen dem Dichter innewohnt". Und S. 320 nennt er ihn ein „Talent von phänomenaler dramatischer Kraft, von dessen Finger berührt auch der kleinste Vorgang, das einfachste Datum der Quelle sofort dramatisches Leben gewinnt". Öfters ist auch von Hilfserfindungen die Rede und von technischen Mitteln, durch die uns der Dichter über Verhältnisse hinwegtäusche, die logisch schwer zu verstehen seien, ganz wie ich es an den verschiedensten Stellen nicht erst jetzt in der „Ilias", sondern schon lange in den Jahresberichten bemerkt habe (vgl. z. B. JB. 1909 S. 211—213, 1907 S. 311 u. o.).

Nehmen wir hinzu, daß M. meine Verwerfung des „sprachlichen Beweises" angenommen hat (s. o. S. 368), daß er sich sehr kräftig auch gegen die Annahme von Interpolationen ausspricht (S. 350 A.), wie ich es oft getan habe (z. B. JB. 1903, S. 298), und daß er selbst in geringfügigeren Dingen, wie über die Bedeutung der Örtlichkeit für die Dichtung, meine Ansicht teilt (z. B. S. 27 m. A. 1), so ist klar, daß es wenige Homerforscher gibt, die sich grundsätzlich so sehr auf den Standpunkt stellen, den ich seit 25 Jahren verteidige, wie Mülder. Trotzdem nennt er weder jemals meinen Namen noch führt er eine meiner Schriften an; ja wenn er, um das Verdienst seiner eigenartigen Untersuchungen in

[1]) Vgl. z. B. Mülder, Homer u. d. Elegie S. 46 mit der Anmerkung: „Mit plumper Hand" — ein Bissen für die gedankenlosen Homeranbeter, die alle Mängel an der Arbeitsweise ihres Ideals als göttliche und homerische Naivität glorifizieren".

nelleres Licht zu setzen, von den Unitariern sagt (S. 8): „Kritischer Aufzeigung von Anstößen pflegt man unter starker Betonung seiner Bewunderung für den Genius des Dichters mit der Forderung zu begegnen, einer solchen Größe gegenüber die Einsicht zu kreuzigen", so weiß ich nicht, welche Kritiker er damit meint; ich kenne wenigstens aus der neueren Zeit keinen. Jedenfalls habe ich die „Fehler" des Dichters unbedenklich anerkannt, und das gerade ist das Neue meiner Untersuchungen gewesen, wie einsichtige Kritiker, z. B. Hennings, Odyssee S. 31 u. ff., S. 209 u. ö. hervorgehoben haben. Ich überlasse es Lesern, die auf Klarheit auch in der Wissenschaft etwas geben, wie sie über die Verdunkelung der Tatsachen durch Mülder denken; mich kann es nur freuen, einen Mitkämpfer für eine richtigere Auffassung der homerischen Gedichte gefunden zu haben.

Wodurch unterscheidet sich nun auch jetzt noch Mülders Auffassung von der meinigen?

1) Setzt er den Dichter in das letzte Viertel des 7. Jahrh., weil er an die Einwirkung der Elegie glaubt. Da ich über diesen Punkt JB. 1907 S. 294 u. ff., außerdem „Ilias" S. 31—38 und S. 119—128 gesprochen habe, gehe ich hier darauf nicht näher ein.

2) Während ich mit vielen Kritikern glaube, daß man bei Homer wie alte Sprachreste und „Rudimente" älterer religiöser und sozialer Vorstellung so auch viele Sagen „durchschimmern" sieht, aber es für unmöglich halte, diese in bestimmter Form, ja auch nur dem Sagenkreise nach herzustellen, ist M. von dieser Möglichkeit überzeugt. Ich habe öfters, zuletzt „Ilias" S. 26 u. ff., S. 53/54 u. a., einzelne Beispiele aus der neueren Literatur angeführt und gezeigt, wie irreführend es sein kann, ohne genaue Kenntnis der Quelle auf ihre Beschaffenheit zu schließen. M. führt nun auch S. 41 Beispiele aus der neueren Literatur an, um zu zeigen, wie man aus den Angaben des Dichters sicher die Quelle ermitteln kann. So sagt z. B. in Lessings Emilia Galotti V 7 Emilia: „Ehedem gab es einen Vater, der, seine Tochter vor der Schande zu retten, ihr den ersten besten Stahl in das Herz senkte". Hierzu bemerkt M.: „Gesetzt, das Virginiamotiv wäre, was seine Herkunft betrifft, verschollen: würde man auf Grund der zitierten Stelle nicht wenigstens zu dem Schlusse gelangen, daß der Dichter in der Stoffindung sich angelehnt habe an eine ihm bekannte Tochter, welche unter ähnlichen Umständen wie bei Lessing von ihrem Vater getötet wurde?" Aber ich frage: könnte man aus den Worten der Emilia, wenn die Virginiaerzählung nicht bekannt wäre, schließen, daß jener Vater in Rom mehr als 2000 Jahre vorher zur Zeit der Ständekämpfe lebte? daß Virginia einem Klienten des Decemvirn sollte zugesprochen werden? daß ihr Vater sie tötete, um mit dem blutigen Dolch

das Volk zur Freiheit aufzurufen? Ich meine nur eine maßlose Überschätzung des Spürsinns im Aufsuchen von Quellen kann eine solche Erschließung der Quelle für möglich halten; tatsächlich aber verfährt M. so bei dem Aufspüren der Quellen, während ich glaube, daß man über die allerallgemeinsten Vermutungen nicht hinaus gehen darf; vgl. „Ilias“ S. 198/99.

3) Wenn die Darstellung des Dichters Anstoß bietet, frage ich zunächst, weshalb der Dichter nicht die Handlung so gestaltet hat, wie es der Verstand fordert, welche Nachteile und welche Vorteile aus der Anordnung des Dichters erwachsen (vgl. z. B. „Ilias“ S. 172 (Anfang von *B*), 193 (Anfang von *A*), 206 u. ff. (über *Z*), 250—256 (Schluß von *A*) u. a.). Die zersetzende Kritik sieht stets nur den Fehler und bedenkt nicht die Vorteile, die der Dichter durch seine Darstellung erreicht und die Nachteile, die der von ihr geforderte Gang der Handlung haben würde. Ich hoffe durch meine Darlegung der Gründe, die den Dichter bestimmt haben können, gerade die Handlung so, wie er es getan hat, zu gestalten, denen, welche die Dichtung nicht näher kennen, einen wirklichen Dienst zu leisten und zugleich zu einer gerechteren Auffassung der Gedichte beizutragen. Die Proben, die ich bis jetzt von einer solchen Erklärung der Anstöße bei Homer gegeben habe und die ich zugleich durch Beispiele aus neueren Dichtungen erläutert habe, sind wohl der Grund gewesen, weshalb immer wieder an mich die Aufforderung von den verschiedensten Seiten ergangen ist, die ganze Dichtung in dieser Weise zu behandeln. Mülder dagegen erklärt alle Anstöße, welche Homers Darstellung bietet aus den „Quellen“ oder „Vorlagematerial“, das der Dichter benutzt hat. Dabei hat er die verkehrteste Auffassung vom Dichter, die mir je vorgekommen ist. Auf der einen Seite soll nämlich der Dichter ein so übermenschliches Gestaltungsvermögen besessen haben, daß er die verschiedensten Sagenstoffe zu einer gewaltigen Einheit verschmolz, auf der andern Seite aber soll er so unfähig gewesen sein, daß er nicht die einfachste Szene ohne Vorlagen oder „Surrogate“ davon bilden konnte. Wir meinen, daß an der Verschmelzung der verschiedenen Sagenstoffe zu einer Einheit, zur Sage vom trojanischen Kriege, unzählige Dichter gearbeitet haben, daß darin das Richtige der Annahme von „Volksdichtung“ oder „Dichtern“ der Ilias besteht (vgl. „Ilias“ S. 114 und 262). Andrerseits aber lasse ich dem Dichter der Ilias wie später den Tragikern das Verdienst der besonderen Gestaltung der Handlung, wie sie uns jetzt erscheint, im ganzen wie in den einzelnen Szenen. Dafür daß der Dichter, der eine große Einheit einem widerstrebenden Stoffe geben konnte, nicht fähig gewesen sei, eine einzelne Szene „ohne Vorlage“ zu gestalten, ist uns Mülder den Beweis durchaus schuldig geblieben. Seine Erklärungen der Anstöße kommen uns geradezu mehr als töricht, als ein Hohn

auf jede gesunde Auffassung einer Stelle vor, und wir würden jeden Lehrer bedauern, der hier Aufklärung zu seiner Belehrung suchte. Oder soll es z. B. wirklich zur Aufklärung des Zweikampfes zwischen Hektor und Aias etwas beitragen, wenn wir erfahren (S. 33), daß „der Kampf Davids gegen Goliath oder die Zweikämpfe römischer und deutscher Helden gegen ungeheure Gegner — rein als Motiv genommen — Parallelen des Zweikampfes sind", und das nun im einzelnen ausgeführt wird? Wird uns der Anfang der Ilias klarer, wenn wir uns die „Originalszene" so vorstellen (S. 306): „Nach Beendigung einer Expedition ist ein Heer im Begriffe, die Beute zu teilen. Da erscheint vor der zu diesem Zwecke noch versammelten Gemeinde ein Priester, um seine gefangene, zur Beute gehörige Tochter zu lösen. Da noch der ganze Beuteschatz Gemeineigentum ist, so ruht formell die Entscheidung über das Gesuch bei ihr. Sie ist auch geneigt, es zu genehmigen mit Rücksicht auf den gebotenen Preis und aus Respekt vor dem Priesterkleide. Aber der König bringt durch Ausübung des Auswahlrechtes das Mädchen in seinen persönlichen Besitz und weist den Priester ab"? Ich meine, eine solche Vorstellung verwirrt mehr, als sie klärt. Ist das Heer, das die Beute verteilt, gleichbedeutend mit der im nächsten Satze erwähnten „Gemeine", die zu diesem Zweek versammelt ist? Und wie verträgt sich das „formelle Recht" der Gemeine zu entscheiden mit der „Ausübung des Auswahlrechtes des Königs"? Ferner würde in diesem Falle es unbegreiflich sein, weshalb sich der König in Widerspruch setzt mit der Gemeine. Denn die Gemeine (das Heer?) ist doch offenbar ausgezogen, Beute im allgemeinen zu machen, nicht gerade Mädchen zu rauben. Diese Beute (Vieh und Lebensmittel) verwendet sie, wie sie es nötig hat, anderes verkauft sie oder nimmt Lösegeld. So hat der König gar keine Veranlassung, das Anerbieten abzuschlagen. In der Ilias hat Agamemnon in längerem Verkehr die Chryseis lieb gewonnen wie sein eheliches Weib (*A* 111—115); da ist die Ablehnung des Lösegeldes und die Zurückweisung des Priesters begreiflich (Mülder S. 307 unten sucht dafür einen ganz verkehrten Grund). Vor allem aber bekümmert sich der Dichter, wie er ja auch eine Örtlichkeit nicht naturgetreu nach Art eines Geographen schildert, bei der Darstellung von Staats- und Rechtsverhältnissen wenig um die genaue rechtliche Lage, sondern gestaltet eine Szene, wie es ihm für seinen Zweck angemessen erscheint.

Doch wir haben der Besprechung dieser Arbeit schon längere Zeit gewidmet, als sie verdient. „Fesselnd", wie es in einer Empfehlung der Verlagsbuchhandlung heißt, mag sie für die kleine Zahl der Homerforscher sein, welche ihre Freude an luftigen Vermutungen finden, die jedes sicheren Anhaltes entbehren. Jeder ernste Forscher, der für Behauptungen auch Beweise verlangt,

wird sie bald mit Widerwillen aus der Hand legen, zumal sie auch in einem so liederlichen Stile geschrieben ist. Unmäßige Anwendung völlig entbehrlicher Fremdwörter[1]), Häufung von Substantiven, so daß ihre Verbindung unübersichtlich wird, unklare Ausdrucksweise, nicht selten verschuldet durch die Anwendung von Fremdwörtern u. a., machen das Lesen des Buches häufig geradezu zur Qual. Man lese z. B. die Seiten 333—338 einmal daraufhin durch, und man wird eine große Zahl von Beispielen[2]) finden, die diesen scharfen Tadel berechtigt erscheinen lassen.

26) Th. Plüß, a) Das Gleichnis in erzählender Dichtung. Aus der Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Basel 1907. S. 40—64 und Wochenschr. f. klass. Phil. 1908 Sp. 725 u. f.

b) Einheiten und Persönlichkeit im Homer. N. Jahrb. f. d. klass. Altertum 1909. I. Abt. Bd. 23. S. 305—321.

c) Technische Kunstgriffe und persönliche Kunst im Homer. Ebenda 1910. I. Abt. Bd. 25. S. 465—479.

In diesen drei Abteilungen, von denen die erste nur ganz im allgemeinen in unser Gebiet übergreift, entwickelt der Verf. seine Ansicht über Homer als Dichter. Diese Ansicht steht in schroffstem Widerspruch mit der heute noch weit verbreiteten Auffassung des Dichters als eines „Bearbeiters“ oder „Flickpoeten“, wie ihn in der Hauptsache doch auch Mülder schildert. Sie geht auch noch weit hinaus über die Auffassung, die ich in meiner „Ilias“ über den Dichter entwickelt habe. Wenn ich in Übereinstimmung mit Zielinski, A. Römer, Hedwig Jordan u. a. von „technischen Mitteln“ oder „Kunstgriffen“ spreche, die der Dichter angewandt habe, um die Erzählung gerade so gestalten zu können, wie er es wollte, so wendet sich Plüß mit großer Entschiedenheit (oben c) gegen diese Auffassung als unwürdig des größten Dichters und sieht überall eine höhere Einheit, einen höheren Zweck für die Darstellung des Dichters. Es ist ganz unmöglich, bei diesem kurzen Bericht näher auf die Anschauung des Verf.s einzugehen, da man sie nur versteht, wenn man auch den ästhetischen Standpunkt des Verf.s einnimmt. Aber ich will wenigstens an ein paar Beispielen versuchen, seine Ansicht darzulegen; und dies geschieht am besten, wenn wir sie im Unterschiede zu anderen, in letzter Zeit vorgetragenen Auffassungen betrachten.

---

[1]) Ich habe diesen Fehler schon JB. 1907 S. 304 Anm. gerügt.

[2]) Ich hebe besonders hervor S. 333, 2. Hälfte, („in Ermangelung kongruenten Vorlagestoffes als Virtuose in der Beschaffung von formellem Ersatz durch Gleichnisse“) S. 334 o. „Surrogat“, „heroisches Kampfdetail“ (!), „Provenienz“ „reproduziert“ in 4 Zeilen!), S. 336 oben (den Satz: „Ich sehe nirgends — zu machen“ verstehe ich überhaupt nicht), S. 338 sind der erste wie der letzte Satz wahre Muster seines Stils.

Am ungünstigsten urteilt über die homerischen Gleichnisse Mülder; für ihn sind sie zum großen Teile nur „Surrogat für reale Kampfesschilderung". „Sobald die Entwickelung der Handlung auf strategisches oder taktisches Detail führen müßte, weicht der Dichter in der Regel aus, indem er anstatt realer Angaben vollmundige Gleichnisdeklamation gibt" (S. 333). Cauer (s. o. S. 359) sieht in den Gleichnissen das Mittel, die Handlung dem Hörer klarer zu machen (S. 137): „Wie ein Held in die Feinde einbricht und, durch die Masse zur Umkehr gezwungen, den Schild auf den Rücken geworfen, unter dem Schwirren der Geschosse ruhig davongeht: das hatte wohl noch keiner von ihnen gesehen. Aber vertraut war der Anblick des Esels, der im Saatfelde sich gütlich tat, obwohl Kinder mit Knütteln ihn zu verjagen trachten; sein dickes Fell spürt die Schläge kaum, gleichgültig grast er weiter, bis er genug hat und langsam abzieht (*A* 563 – 565)". Sollte es wirklich jemals vor Homer eine so lange Friedenszeit gegeben haben, daß die Hörer, an die sich Homer wendet, nicht das Bild eines sich langsam aus dem Kampfe zurückziehenden Helden kannten? Nach allem, was wir von der älteren griechischen Geschichte wissen, nach dem Bilde, das uns der Dichter selbst von dieser Zeit in den schönen Versen Ξ 85 – 87 entwirft, muß ich das entschieden bezweifeln. Plüß dagegen schreibt (a S. 54): „Aias und der Esel: gemeinsam haben sie die widerspruchsvolle und doch charaktervolle Halsstarrigkeit, und indem wir diese am Esel uns mit heller Freude vorstellen, empfinden wir sie am Helden mit heiterer Sympathie, mit einer Art Humor". Er führt noch „Odysseus und den Mann mit der Blut- oder Fettwurst" (*υ* 25—28) und Patroklos' Leiche, verglichen mit der hin und hergezerrten Rindshaut an und sieht in dem ersteren Gleichnisse eine scherzhafte Herabsetzung der Heldensorge, im zweiten soll die „furchtbare Vorstellung eines wüsten . . Heldenkampfes die scharf kontrastierende Erinnerung an ein zwar äußerlich ähnliches, aber praktisch zweckmäßiges und wirksames Tun gewöhnlicher Menschen in friedlicher Lebenssphäre hervortreiben". Doch soll dieser Stimmung nur die begleitende Nebenwirkung eines Gleichnisses sein: „Hauptwirkung war jedesmal die lebendige, empfindungsstarke Allgemeinvorstellung eines Vorganges". Es ist überaus schwer, die Absicht des Dichters bei der Anwendung eines Gleichnisses zergliedern zu wollen, und es ist auch auf diesem Gebiete die Bemerkung Heynes (Antiq. Aufs. II 21) gegen Winckelmanns Auffassung antiker Kunst zu beherzigen: „Es läßt sich sehr bezweifeln, daß die griechischen Künstler den tausendsten Teil von all den schönen ästhetischen Raisonnements über stille Größe, die man ihnen unterlegt, im Sinne gehabt haben". Aber jedenfalls ist diese Auffassung wenigstens ebenso berechtigt als die gar zu flache anderer Kritiker (vgl. „Ilias" S. 351).

In dem zweiten Aufsatze zeigt er nach ähnlichen allgemeinen

Betrachtungen in geradezu großartiger Weise, wie die Handlung im 3. und 4. Buche der Ilias vom Standpunkte einer höheren Kunstauffassung sich entwickelt habe; ich muß hier den Leser auf die Darlegung selbst verweisen, da nur genau wörtliche Wiederholung sie klarlegen könnte. Ähnlich steht es mit dem dritten Aufsatze. Doch kann hier wenigstens ein Beispiel die Ansicht des Verf s andeuten. P. wendet sich gegen die Erklärung, mit der Zielinski die 12 tägige Pause in *A* entschuldigt hat, mit folgenden Worten (S. 473): „Aber man beachte, wie die Vorgänge aufeinanderfolgen, nämlich so, daß zwei Haupthandlungen je in zwei Teilhandlungen gegliedert und die Glieder verschränkt eine doppelte Kontrastwirkung bilden: Agamemnon setzt die Versöhnung des Achäerheeres mit Apollo eifrig ins Werk, aber durch eigene Unversöhnlichkeit treibt er alsbald den Achilleus zu der maßlosen Forderung schwerer Buße desselben Achäerheeres; jetzt sühnen die Achäer wirklich und vollends die Verschuldung Agamemnons gegen Apollon, aber nun wirkt trotzdem, in der Unversöhnlichkeit Achills und in der unwiderruflichen Anerkennung jener Achäerbuße durch Zeus, das achäische Verhängnis unaufhaltsam weiter. Eben in dieser Kontrastwirkung gelangt etwa folgende ideelle Handlung zum Ausdruck: wie der Vollzug des Achäerverhängnisses trotz glücklicher Möglichkeiten unaufhaltsam wurde". In dieser ideellen Handlung nun aber ist es eben jene elftägige Abwesenheit der Götter und ist es eben die — in diese Frist sich einschiebende — wunderbar glückliche Sühnefahrt der Achäer, wodurch die zweite, bedeutungsvollere Möglichkeit und Erwartung des Glückes geboten wurde; es ist gleichsam ein allgemeiner Gottesfrieden und eine Frist zur Versöhnung menschlichen Haders. Und dabei macht die bestimmte Tageszahl den Eindruck, diese Frist sei bemessen nach alter Natur- und Schicksalsordnung". Ob diese tiefsinnigen Gedanken Homer bei der Abfassung des ersten Gesanges selbst gehabt hat, wird sich natürlich nicht ausmachen lassen. Soviel aber ist wohl klar, daß eine solche Auffassung keine Aussicht auf Zustimmung findet, ehe nicht allgemeiner sich die Ansicht durchgerungen hat, daß die Werke Homers das Erzeugnis eines großen Dichters sind.

c) Zur Analyse der Gedichte.

25) Stephan Gruß, Ilias. Das Lied vom Zorne des Achilleus, rekonstruiert und übersetzt. Straßburg 1910, Ed. Heitz. 224 u. 167 S. 5 *M*.

Die Schrift zerfällt in 2 Teile: 1) Die Ilias 224 S. 2) Die Komposition der Ilias 167 S. Im ersten Teile übersetzt der Verf. zuerst die Teile der Ilias, die er für echt hält, in ganz freiem Rythmus, dann die „Anhänge", die, „obwohl zweifelhaft unecht, doch teils ihrer Qualität, teils ihrer Bekanntheit wegen auch in

dieser Ausgabe nicht fehlen dürfen". Da die Verse nicht gezählt, auch die einzelnen ungleich lang sind, so ist es unmöglich, sich einen deutlichen Begriff davon zu machen, wieviel von der Ilias er für echt hält. Nur soviel ist klar, daß er die Ilias aus einem „Kern" bestehen läßt und zu diesem im allgemeinen die Stücke rechnet, die ich „Ilias" S. 125 als das „ureigenste Erzeugnis des Dichters" bezeichnet habe, während die Kritik grade diese Szenen zum größten Teil als Nachdichtungen „jüngerer" Homeriden ansieht. Es sind dies: 1) Der Streit zwischen Achill und Agamemnon; der Verf. verkürzt ihn zwar einerseits erheblich, rechnet aber andererseits auch die Rückgabe der Briseis, sowie die Szene zwischen Thetis und Achill dazu, nicht aber den Schluß von *A* (von 493 an). 2) Die Niederlage; dabei ist von Kampf kaum die Rede. Das Stück beginnt vielmehr mit Hektors Rückkehr in die Stadt, enthält seine Begegnung mit der Mutter, mit Paris und Andromache, alles in gekürzter Form, dann seine Rückkehr in den Kampf, der mit wenigen Worten nach dem Schluß von *Θ* erzählt wird. 3) Der Versöhnungsversuch, die Bittgesandtschaft mit Phoinix. 4) Die Patroklie, anfangend von *A* 595 und reichend bis zum 18. Buche, natürlich in ganz knapper Form; denn jeder der Gesänge enthält nur „400, höchstens 500" Verse. 5) Die Rache; sie erzählt die Aussöhnung Achills mit Agamemnon, seinen Kampf gegen die Troer, Tötung des Polydor, Zusammenstoß mit Hektor nach *Y* 419 u. ff. und *X* 322 u. ff. Daran schloß sich: 6) Hektors Auslösung nach *Ω*, doch auch stark verkürzt. Die „Anhänge" fügen noch folgende Stücke hinzu: 1) Das Versprechen des Zeus; 2) die verhinderte Rückkehr; 3) der gebrochene Vertrag; 4) Glaukos und Diomedes; 5) der überlistete Zeus; 6) die Waffenschmiedung; 7) Hektors Tod (nach *X*); 8) Patroklos Bestattung.

Näher auf diese Herstellung der alten Ilias einzugehen, hat keinen Zweck. Der Verf. steht auf dem veralteten Standpunkt, wie er vor 50 Jahren unter dem Einflusse Lachmanns üblich war. Er hat nichts gelernt aus der gewaltigen Arbeit, die seitdem geleistet worden ist, um ein besseres Verständnis der homerischen Gesänge anzubahnen. Ja man kann sich wundern, daß diese Arbeit überhaupt einen Verleger gefunden hat. Wen setzt denn der Verleger als Leser dieses Buches voraus? Glaubt er denn, daß jemand, der die Ilias nicht kennt, an dieser zusammenhangslosen, ohne Kenntnis der Ilias meist unverständlichen Auswahl einzelner Stücke Gefallen finden wird? Wer aber die Ilias kennt, wird noch viel weniger zu diesem mageren Auszug greifen. Für beide hat die Beigabe im 2. Teile, in welcher der Verf. seine Ansicht zu begründen versucht, keinen Zweck. Denn lernen kann er daraus nichts. Für den Homerforscher aber hat die Beigabe auch keinen Wert, da sie die erschienene Literatur nicht berücksichtigt und außer dem Grundgedanken, der Herstellung des

Kernes auch lauter friedlichen Bildern — die Kämpfe werden ganz ausgeschaltet — nichts Neues enthält, das für die Homerforschuug brauchbar wäre. Wenn also der Verf. schreibt (T. II S. 9/10): „Gesetzt den Fall, es bestritte uns jemand die Voraussetzung, daß es vor der Zeit des Redaktors jemals eine künstlerisch komponierte, in mehrere Festgesänge zerlegte Menis gegeben habe; dann gibt es, um diesen Einwand zu widerlegen, nur ein einziges Mittel: eben diese Menis aus der Ilias auszuschälen", so hoffe ich, daß gerade diese Herstellung der Menis jeden Menschen von künstlerischem Empfinden davon überzeugen wird, daß ein solches Gedicht niemals bestanden hat.

Ungleich höheren Wert hat:

29) M. Stawell, Homer and the Iliad (s. o. S. 361).

Wir haben den für die Forschung wohl wichtigsten Teil des Buches, den Nachweis der Unzulänglichkeit des sogenannten „sprachlichen Beweises" oben S. 361—363 besprochen. Aber die Schrift enthält auch sonst eine große Fülle richtiger Beobachtungen und Urteile, so daß sie in jeder Beziehung Beachtung auch bei deutschen Homerforschern verdient. Die Verfasserin legt zwar ihrer Betrachtung in erster Linie die Ergebnisse englischer Gelehrten, namentlich Walter Leafs, R. C. Jebbs, Murrays und Andrew Langs zu Grunde (vereinzelt nimmt sie auch auf deutsche Forscher Rücksicht), doch wahrt sie sich überall ihr eigenes Urteil und berichtigt manche irrtümliche Auffassung oder erklärt mißverstandene Stellen dadurch, daß sie auf die Absicht des Dichters näher eingeht, d. h. sie sucht Homer in derselben Weise zu erklären, wie ich es seit 25 Jahren tue und zuletzt in meiner „Ilias" getan habe. Wenn wir hier eine Reihe neuer Beobachtungen finden, so beweist dies nur, wieviel für die richtige Auffassung der homerischen Gedichte noch getan werden kann.

Die Schrift aber enthält viel mehr, als der Titel besagt. Denn die Verfasserin behandelt nicht nur die Ilias, sondern sucht vor allem Homer als Dichter von der Ilias (in ihrem Hauptbestandteile) und der Odyssee zu erweisen und seine Eigenart näher zu erläutern. Wie sehr die Odyssee mit berücksichtigt ist, zeigt schon die Inhaltsübersicht. Nach einer Einleitung (S. 1—10) folgt K. II—VIII (S. 11—92) eine Analyse der Ilias (K. II: Anfang der Erzählung, K. III: Der Charakter Achills, K. IV: Die Bedeutung der Bücher Γ—Z; K. V: Die Niederlage der Griechen A—O; K. VI: Die Sendung des Patroklos; K. VII: Der Tod Hektors; K. VIII: Die Schlußszenen (in Ψ und Ω). Hieran reiht sich K. IX: Stil und Sprache von Ψ und Ω (S. 93—104). Das ist der Inhalt noch nicht der Hälfte des Buches. In K. X werden Ilias und Odyssee verglichen, in K. XI die Odyssee als Ganzes

charakterisiert, dann werden in K. XII—XIV (S. 140—189) die einzelnen Teile der Odyssee (K. XII: Die Irrfahrten. K. XIII: Die Nekyia, K. XIV: Die Rückkehr des Odysseus) näher beleuchtet. In K. XV werden die Waffen, besonders im Anschluß an A. Lang (s. JB. 1907 S. 286—290), besprochen und durch einzelne Abbildungen anschaulich gemacht (S. 190—212).

Äußerst lehrreich ist endlich das letzte Kapitel „Homer und die isländischen Sagas" (S. 213—232), in dem die Verfasserin eine Reihe Züge der nordischen Sage und ihrer Darstellung im Liede vergleicht mit homerischer Darstellung, wobei es auffällt, daß diese Ähnlichkeiten sich auf Ilias wie Odyssee in gleicher Weise erstrecken, — für mich ein deutlicher Beweis dafür, daß in den homerischen Gedichten trotz kunstvoller Behandlung im einzelnen sehr viel Züge aus der Volksdichtung aufgenommen sind (s. o. S. 361 und „Ilias" S. 102/3).

Der Schrift ist ein längerer Anhang beigefügt (S. 233—328), von dem T. I eine Übersicht über die Stellen der Ilias gibt (s. u.), welche die Verf. für echt hält und die, welche sie für spätere Zusätze ansieht; über T. II und III s. o. S. 352/63; T. IV endlich enthält den Nachweis, daß auch der Frauenkatalog λ 235—327 dem Dichter der Odyssee gehört. Ein Namensregister (S. 329—31) vervollständigt das Buch.

Bei der großen Fülle des Stoffes ist es unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen. Es sei deshalb hier nur erwähnt, daß ich in keiner anderen Schrift so sehr das Urteil Schillers, der „in der herrlichen Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Teile eine seiner wirksamsten Schönheiten" sah, bestätigt gefunden habe wie in dieser. Schon in der Einleitung finden wir den Satz: Die Ilias ist nur als Ganzes wirksam; eine Anzahl Szenen, die einzeln gedacht unverständlich wären, gewinnen ihr Verständnis nur im Zusammenhange und zwar gerade durch solche Szenen, die die Kritik häufig als spät angesehen hat. So ist z. B. der Gedanke Hektors in *X* 114—119, Helena auszuliefern, nur verständlich, wenn der Zweikampf in *Γ* vorangeht und es sich hierbei um die Auslieferung der Helena und eine entsprechende Buße gehandelt hat. Wolle man aber sagen, daß der „ursprüngliche Kern", wie ihn Jebb und W. Leaf annehmen, von späteren Nachdichtern umgeändert worden sei mit Rücksicht auf die Zusätze, so anwortet die Verfasserin (S. 9), daß dies dann eben nicht mehr der „alte Kern" sei. Denn die wesentliche Grundlage für die Annahme eines solchen Kerns bilde doch die Voraussetzung, daß er glatt ausgeschieden werden könne. Ganz besonders häufig wird in den der Odyssee gewidmeten Kapiteln diese Beziehung nachgewiesen.

Wer nun nach diesen allgemeinen Ausführungen glaubt, daß die Verfasserin ganz auf dem von mir vertretenen Standpunkte

stehe, findet sich, was die Ilias angeht, enttäuscht. Denn hier nimmt sie schließlich doch einen älteren Kern an und nennt ihn auch aus Rücksicht auf ihre verdienstvollen Vorgänger „Achilleis", während er richtiger „Ilias" genannt werden müsse; denn mit dem Namen Ilias sei das Schicksal eines ganzen Volkes verbunden; was könne man aber Großes in dem „Zorn des Achilleus" finden?

Das Urgedicht, das sie aufstellt, umfaßt rund 9000 Verse, die Zusätze 6700. Es zerfiel in drei Teile: 1) B. 1—6; 2) B. 7—18; 3) B. 19—24. Jeder dieser Teile hat Zusätze erhalten, am wenigsten der letzte; denn hier scheidet die Verf. in der Hauptsache auch nur die Teile aus, die auch ich als spätere „Erweiterungen" zugelassen haben (*Y* 1—380, *Φ* 136—521, *Ψ* 798—883). Auch der erste Teil ist nur wenig erweitert worden. Außer dem Schiffs- und Troerkatalog, den die Kritik mit seltener Einstimmigkeit als späteren Zusatz behandelt hat (doch vgl. meine „Ilias" S. 180), verwirft sie nur noch die Volksversammlung in *B* 93—454 und einzelne Teile von *E* (127—132, 330—470, 506—909; vgl. dagegen meine „Ilias" S. 200 mit Anm.). Die meisten Zusätze hat der 2. Teil erhalten. Denn hier soll nicht nur ganz *H* (außer 1—7), sondern auch *Θ*—*K*, der Anfang von *Λ* (1—61), Teile von *M*, ganz *N* und *Ξ*, von *O* 1—389, von *P* 459—592 erst später hinzugesetzt sein.

Es ist selbstverständlich hier unmöglich, auf alle Gründe einzugehen, welche M. Stawell bestimmt haben, alle diese Verse zu verwerfen; sie sind zum großen Teile schon, wie sie selbst sagt, von Jeeb, W. Leaf, Murray und, fügen wir hinzu, von deutschen Gelehrten angegeben worden. In vielen Punkten, namentlich auch in der Verwerfung von *N*—*O*, stimmt sie mit Kammer überein. Ich selbst habe diese Bücher auch zu der „Verbreiterung" gerechnet, die nach Heusler, Lied und Epos, zum Wesen des Epos gehört, und auf Spuren hingewiesen, die einen späteren Zusatz verraten; vgl. besonders meine „Ilias" S. 260, 269, 276—278. So ist mir allein auffallend bei dem Standpunkte der Verfasserin die Verwerfung der Volksversammlung in *B* und der Bücher *Θ*—*K* gewesen. Inbezug auf erstere aber teilt mir M. Stawell selbst in einem Briefe vom 31. Juli d. J. mit, daß sie jetzt meiner Ansicht sei (I am convinced now, that it (die Volksversammlung) is by the original poet); ebenso, daß sie zweifelhaft geworden sei inbezug auf die Verwerfung des Flußkampfes in *Φ*, den ich ebenfalls für echt halte. So brauche ich hier nach meiner Ausführung in „Ilias" S. 172—180 nicht näher darauf einzugehen. Zu dem zweiten Punkte aber ist eine Einzelarbeit erschienen:

30) U. v. Wilamowitz, Über das Θ der Ilias. S.-B. d. Königl. Preuß. Akad. d. W. 1910. XXI. S. 372—402.

Gut weist hier W. nach, wie Θ, was längst erkannt ist, als Vorbereitung der Bücher *I* und *K* gedichtet ist. Der Gesang beginnt mit *H* 345 und reicht bis in den Anfang von *I* (etwa bis Vs. 88); den Verfasser des Gesanges, an dem die Kritik gewöhnlich nichts Gutes läßt, hält W. für einen wirklichen Dichter, ja spendet ihm Worte hohen Lobes: „Bewußte Kunst eines und desselben Dichters, bestimmter Stil zeigt sich durchgehends". Er sieht namentlich in den Reden Hektors (Ende Θ) und Agamemnons (Anfang *I*), sowie in den Worten Nestors *I* 71—78 und den Worten und Anordnungen Hektors am Schlusse von Θ eine klare Beziehung: „Wer diese Reden auseinanderreißt oder ihre Symmetrie stört, spricht sich selbst das Urteil". Finden wir bis dahin einen klaren Beweis, so tritt im Folgenden die willkürliche Behauptung an Stelle des Beweises. So schreibt er (S. 380): „Die zweite Rede (Nestors) brauche ich nicht zu analysieren: es ist deutlich, daß sie bereits zu den Litai gehört und deren Stil zeigt. Damit ist ausgemacht, daß der Dichter des Θ die Litai vorfand, also einfach gezwungen war, dieser Nestorrede eine andere, also auch dieser Versammlung im Zelt eine andere vorauszuschicken". Ich habe über diesen Punkt „Ilias" S. 228 und 241 gesprochen, und die ganze Frage ausführlich S. 216—246 behandelt, so daß ich hier nicht mehr darauf einzugehen brauche.

Nur ein paar Einzelheiten seien erwähnt. S. 388 schreibt der Verf.: Die Rettung Nestors durch Diomedes ist bekanntlich der schönen Szene der kleinen Ilias nachgebildet, die wir durch Pindar (Pyth. 6 mit Scholien) kennen. Also die Abhängigkeit dieses homerischen von einem kyklischen Gedichte steht fest". Wir kennen diese Beweisführung hinreichend (s. o. S. 364 ein anderes bezeichnendes Beispiel). Sie ist hier um so verwerflicher, als wir die Ausführung jener Szene in der kleinen Ilias nicht kennen und die in Θ untadlig ist, also nicht den geringsten Anhalt für die Annahme einer Nachahmung bietet. Ebenso unbegründet ist die Vermutung, daß der Dichter von Θ die Bestattung der Toten „vielleicht" aus den Kyprien genommen habe. Wenn der Katalog in den Kyprien aus der Ilias entlehnt ist, wie A. Gemoll wahrscheinlich gemacht hat, so ist es von der νεκρῶν ἀναίρεσις noch viel wahrscheinlicher. v. W. widerspricht sich selbst, wenn er S. 394 Anm. schreibt: „Dieser Aufenthalt in Lemnos (Θ 230) wird dem entsprechen, den die Kyprien nach Tenedos verlegen. Ihnen wird das von wilden Tyrsenern besetzte Lemnos nicht mehr angemessen erschienen sein"; wenn der Dichter der Kyprien hier geändert hat, so muß er doch später gelebt haben. Dieser Widerspruch ist offenbar v. W. entgangen, wie leider manches andere, was für diese Frage von entscheidender

Bedeutung ist. So sagt er, daß nur *I* 67 auf den Mauerbau hinweise; es ist ihm entgangen, daß auch *I* 349/50 ganz klar den Mauerbau, wie er am Schluß von *Θ* erzählt wird, erwähnen. Damit aber fällt die ganze Schlußfolgerung, die er S. 396 u. ff. zieht. Noch bedenklicher ist es, wenn er S. 394 schreibt: „Mit *Θ* beginnt der fürchterliche Tag, der in unserer Ilias bis zum *Σ* dauert". Dieser Tag beginnt bekanntlich erst in *Λ*; der Tag, der mit *Θ* beginnt, endet „in unserer Ilias" mit *Θ*, oder wenn man die folgende Nacht hinzunimmt, mit *K*. Wenn unsere geistigen Größen so irren (s. o. S. 374/75), müssen wir wirklich bei einem Irrtum Homers nachsichtiger sein.

Ich komme zur Hauptsache: v. Wilamowitz hat (s. o. S. 355) die Ilias „für so einheitlich in Haltung und Handlung erklärt, daß ein Wille eines Mannes sie gestaltet haben muß". Hier aber weist er auf die verschiedene „Stilisierung" hin, läßt den Dichter von *Θ* (im oben angegebenen Umfange) eine Ilias von *Λ*—*H* 322 und *Λ*—Mitte *Σ* voraussetzen; der Schluß dagegen von *Σ* nebst *T* soll wieder nach *I*, das nur wenig älter als *Θ* sei, entstanden sein, ja seinen Stil nachahmen. Daneben „kann sehr wohl ein Gedicht bestanden haben, das erst nach dem Tode des Patroklos begann". Wir fragen doch billig, wo dann noch der einheitliche Wille zu suchen ist, der unsere Ilias geschaffen hat. So lange wir darauf keine Antwort erhalten, werden wir Untersuchungen, wie diese, für das halten, was sie sind, für Übungen des Scharfsinns ohne wirklichen Wert.

Dasselbe gilt von der folgenden Schrift:

31) E. Bethe, Hektors Abschied. Abhandl. d. phil. hist. Kl. d. königl. sächs. Ges. d. Wiss. 1909. XXVII. Bd. S. 411—442.

Ich habe diese Schrift besprochen Wochenschr. f. klass. Phil. 1910 Sp. 593—595, die ganze Frage aber, um die es sich hier handelt, ausführlich erörtert „Ilias" S. 207—212, nachdem ich schon JB. 1902 S. 150 Anm. eine Erklärung versucht hatte. Es sei deshalb hier nur ganz kurz bemerkt, daß der Verf. zwar auch in der Ilias „das Werk eines künstlerischen Willens" sieht, dabei aber glaubt, Spuren von Benutzung älterer Lieder nachweisen zu können. Diesen Standpunkt halte ich durchaus für berechtigt; nur die Weise, wie hier B. aus einer Anspielung, dem „Groll" des Paris, die weitgehendsten Folgerungen zieht, obwohl der Dichter keine Veranlassung dazu bietet, vielmehr eine einfachere Erklärung nahe legt, muß ich entschieden ablehnen. Denn kaum weniger zuversichtlich als v. Wilamowitz behauptet B.: „So wenig wir von diesem (vom Verf. erschlossenen) Gedicht besitzen, es läßt keinen Zweifel, daß es so fortgeführt werden sollte", nämlich daß Hektor nach der Begegnung mit Andromache in *Z* in den

Kampf stürzte, wo er fiel, während Paris „von der Seite des entführten Weibes weg fröhlich zum Siege (Erlegung Achills) gesprungen“ sei. Dazu reichen die Spuren denn doch nicht aus.

Hier will ich auch noch auf einen Punkt der Analyse eingehen, die Fick, Die Odyssee (s. o. S. 368) nach Kirchhoff gibt, weil Hennings a. O. S. 368, wie es bei der Darstellung Ficks begreiflich ist, ihn nicht richtig aufgefaßt, ja einen Druckfehler (S. 478 o.) angenommen hat. F. findet S. 12, daß Kirchhoff mit „genialem Blick“ den alten Nostos richtig hergestellt hat. Es seien nur zwei Lücken da: 1) nach η 296 (Hennings vermutet 243); hier wurde auf die Erzählung in ι übergeleitet; 2) nach ι 536; in dieser Lücke erteilte wahrscheinlich Ino Odysseus den Rat, in die Unterwelt zu gehen. Die erste Lücke glaubt F. ausfüllen zu können mit den Versen λ 333—376, wobei er die Verse 370 u. ff. so gestaltet:

ἀλλ' ἄγε μοι τόδε εἰπὲ καὶ ἀτρεκέως κατάλεξον·
πῶς ἑτάρους ἐρίηρας ἀπώλεσας, οἵ τοι ἅμ' αὐτῶι
Ἴλιον εἰς ἅμ' ἕποντο καὶ ἐν νόστωι ἀπόλοντο.

Darauf soll Odysseus geantwortet haben: „Ich will berichten“

κήδε' ἐμῶν ἑτάρων οἳ δὴ μετόπισθεν ὄλοντο,
οἳ Τρώων μὲν ὑπεξέφυγον στονόεσσαν ἀυτήν,
ἐν νόστωι δ' ἀπόλοντο θεῶν ἰότητι δαμέντες.

Nun hat aber Kirchhoff nach η 242 schon ganz ι folgen lassen, so daß nach η 296 keine Lücke entsteht. F. scheint der Anordnung zu folgen, die ich in meinem Programm 1881 De vetere . . . Nostó S. 21 u. ff. versucht habe; darnach nannte Odysseus nach 242 zuerst seinen Namen, erzählte dann (*ἄλλο* statt *τοῦτο* in η 243) seine Erlebnisse von Ogygia an, um zu erklären, wie er zu den Kleidern gekommen sei, und drittens seinen Nostos von ι 29 an. Hier aber ist auch keine Lücke; ich habe sogar versucht, den Sturm, durch den die Gefährten zu Grunde gingen, nach Homer herzustellen [1]). Die Anordnung aber, die F. verlangt, ist völlig unverständlich, wenn die von ihm angeführten Verse nach η 296 folgten. Denn Alkinoos soll nun Odysseus nicht fragen, wie er nach Ogygia gekommen sei, sondern wie er seine Gefährten verloren habe. Odysseus antwortet, daß er dies tun wollte, erzählt aber seine eigenen Erlebnisse von der Abfahrt von Ilios an und den Verlust nur einiger Gefährten. Denn wie er um alle Gefährten kam, ist erst in dem „jüngeren“, später entstandenen oder, wie F. ihn nennt, in dem „Gegennostos“ enthalten. Deshalb kann unmöglich in der Lücke das gestanden haben, was F. vermutet, und wir haben einen neuen Beleg dafür, wie nachsichtig

[1]) Vgl. jetzt „Ilias“ S. 109, und die ausführliche Erörterung dieser Frage bei Hennings, Odyssee S. 208—214.

wir Homers Anordnung gegenüber sein müssen, wenn selbst große Gelehrte, die Homer verbessern wollen, eine noch widerspruchsvollere Darstellung durch langes Nachdenken schaffen.

32) F. Stürmer (Weilburg), Zur Odyssee. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1910. 5. H. S. 385—411.

Stürmer unterzieht hier in neun Paragraphen die Ausführungen Heinrich Schillers (s. JB. 1907 S. 314—316) über die Odyssee einer einsichtigen Kritik und verteidigt mit Geschick den Dichter gegen den Versuch derer, die es besser machen wollen. Wer den Unterschied zwischen nörgelnder Kritik und gesunder Auffassung einer Dichterstelle sehen will, wird diesen Aufsatz gern lesen.

33) Schiller, Telemachie und Odyssee. Berl. phil. Wochenschr. 1910. Sp. 92—96.

Der Verf. sucht nachzuweisen, daß die Verse ξ 175—182 ihre ursprüngliche Stelle in dem Gebete der Penelope δ 765—766 gehabt hätten. Er findet auch ein Mittel, anzugeben, was am 2. der 3 Tage geschehen sei, die Odysseus bei Eumaios zugebracht habe. Es fand nämlich an diesem Tage die Ἰθακησίων ἀγορά statt, die also zwischen ξ Ende und ο 321 gestanden haben muß: „Die ältere Odyssee, von der wir hier reden, bestand aus zwei Hälften, Nostos und Tisis, jede eingeleitet durch eine Olympszene. Im Nostos trat Telemach überhaupt nicht auf, in der Tisis ging Athene zu ihm vom Phorkyshafen aus, nachdem sie seinen Vater zum Sauhirten dirigiert hatte. Ebendahin wird sie wohl auch den Sohn nach seinem Mißerfolg in der Volksversammlung gewiesen haben. Dieser verließ also Ithaka überhaupt nicht, und Eumaios hatte deshalb nicht nötig, dem Vater in so mütterlich klingenden Worten von dessen Streichen zu erzählen". Und er schließt mit dem vernichtenden Urteil über die Odyssee und dem Preis seines Scharfsinns: „Es ist sehr bedauerlich, daß die Odysseedichtung in einer entarteten Gestalt zu uns gekommen ist; aber wir dürfen uns freuen, daß wir durch das Mittel der Rekonstruktion — die gute alte Dichtung in vielen Fällen wiedergewinnen können."

Diese Vorstellung von der Odyssee weist mit Entschiedenheit als töricht zurück:

34) F. Stürmer (Weilburg), Berl. phil. Wochenschr. 1910 S. 97—101.

Er zeigt zugleich, wie unverständig es sei, anzunehmen, daß jemals zwei Bücher Nosten nach ε 387 u. ff. eingeschoben gewesen seien, wo wir noch keineswegs über das Schicksal des Odysseus beruhigt sind. Besser ist es jetzt, wo die Ereignisse nun hintereinanderfolgen.

Unmittelbar vor Abschluß des Berichtes geht mir noch zu:

35) H. Draheim, Die Odyssee als Kunstwerk. Ein Beitrag zur Erklärung der Dichtung. Münster 1910, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 166 S. 8. 2 *M*.

In dieser Schrift erhebt sich eine neue Stimme gegen die verkehrte Richtung der Homerkritik, die die Einheit in den homerischen Gedichten nicht einem Dichter zuschreibt, sondern einem Redaktor, und zwar einem unverständigen, wirrköpfigen Manne, der mit seltenem Ungeschick vortreffliche Gedichte durch Beschneiden und Aneinanderflicken verdorben habe. Im besonderen bemerkt Draheim in der Einleitung (S. 6/7) über die eben erwähnte Ansicht Schillers: „Mir scheint das (von Schiller ververmutete) Lied fast ein Marionettenspiel zu sein, ein so dürftiges Lied, wie es kaum ein schlechter Dichter entwerfen konnte". Und gegenüber den drei Odysseen, die Schiller annimmt („ältere, mittlere oder Parallelodyssee und Einheitsodyssee), glaubt D., daß für die beiden ersteren keine Merkmale vorlägen, sondern daß der, welcher die „Einheitsodyssee" schuf, eben derselbe war, der Nostos und Tisis verband. In zehn Abschnitten (Plan und Einteilung unserer Odyssee; Götter und Menschen; Der Schauplatz der Handlung; Ilias und Odyssee; Epischer Stil; Abwechselung, Kontinuität; Scheinbare und wirkliche Mängel; Die großen Szenen; Sage und Dichtung; Die Textkritik) entwickelt er sodann seine Ansicht über den dichterischen Gehalt der Odyssee nach den Grundsätzen, die auch ich in meiner Ilias befolgt habe, d. h. wenn wir auffallende Darstellung finden, so fragt er, warum der Dichter so die Handlung hat gestalten müssen, wenn nicht größere Nachteile sich ergeben sollten. Hier nur ein Beispiel. Als einer der sichersten Stützen für die spätere Einschiebung der Telemachie gilt der lange Aufenthalt des Telemach bei Menelaos. Dazu bemerkt Draheim (S. 14/15): „Der Dichter hätte ja leicht zwischen dem 12. und 28. Tage kürzen können. Warum mußte die Fahrt des Odysseus von Ogygia nach Scheria gerade 18 Tage dauern? Wären nicht 15 oder 11 auch genug gewesen? Wohl nicht; denn Ogygia mußte in möglichst weite Entfernung gerückt werden. Man fuhr ja in 5 Tagen von Kreta nach Ägypten (XIV, 257), in 9 Tagen kam Odysseus von Malea zu den Lotophagen (IX, 82), in ebensolanger Zeit auch von Aiolos noch Ithaka (X, 28) und von der Charybde zu Kalypso (XII, 447). Achtzehn Tage sind zwei Fristen von je neun Tagen. Diese brauchte der Dichter für Odysseus; dafür konnte lieber Telemach untätig bei Menelaos bleiben[1]) vom 5. bis 35. Tage und die Freier sich auf Asteris die Augen aussehen vom 6. bis 35. Tage (XVI, 365—370). Oder die Abreise des Telemach von Ithaka hätte später erfolgen können:

[1]) Vgl. dazu M. Stawell a. a. O. S. 121.

dann hätte sie wieder nicht mit der Götterversammlung in Verbindung gebracht werden können, in der Odysseus' Heimkehr beschlossen wurde. Athene will nach Ithaka gehen, Hermes soll zu Kalypso gehen (I 84—95). Nun wird aber am 7. Tage wieder eine Götterversammlung gehalten: warum hat der Dichter diese nicht mit der ersten vereinigt, mit der sie doch inhaltlich zusammenfällt? Weil er dann auf den 1. Tag hätte zurückgreifen und so den chronologischen Gang unterbrechen müssen. Wollte er aber umgekehrt die Ankunft der Athene auf Ithaka nach der Entsendung des Hermes erzählen, so wäre er mit der jetzigen ersten Götterversammlung in dieselbe Schwierigkeit gekommen wie im andern Falle mit der jetzigen zweiten. In diesem Sinne ist also der Ansatz von 40 Tagen und die Verteilung der Handlung auf diese 40 Tage planmäßig und die Dichtung eine einheitliche". Gut vergleicht D. mit diesen 40 Tagen der Odyssee die 49 Tage der Ilias und das eigentümliche Verhältnis $3 \times 7 + 7 + 3 \times 7 = 49$ (s. o. S. 357).

Aber auch sonst enthält die Arbeit eine Fülle beachtenswerter Bemerkungen. So behauptet D., wie ich es öfters getan habe, daß in der Odyssee keine Spur einer Nachwirkung des Mythos zu finden sei, z. B. S. 24: „Wollten wir in der Odyssee das Mythische suchen und entfernen (?), so müßten wir Athene, Hermes, Zeus und Poseidon streichen"; S. 29: „Sollte Odysseus ein Apollo in menschlicher Gestalt sein, der tötende Pfeile sendet, so war es leicht das anzudeuten". Gut wird der Charakter des Odysseus geschildert und gezeigt, wie er diesen schon in der Ilias ausgebildet und wie der Held stets von Athene begünstigt sei. Auffallend ist dabei die S. 66 aufgestellte Ansicht: „Die oft gestellte Frage (nämlich warum es in der Ilias keine Aristie des Odysseus gäbe) wäre am einfachsten zu beantworten, wenn man sagen dürfte: weil es schon eine Odysseusdichtung gab. Und daß es diese — es braucht nicht unsere Odyssee zu sein — bereits gab, scheint mir die Doloneia zu beweisen. Denn dieses Lied kann nur deshalb in die Ilias gekommen sein, weil es in der Odysseedichtung nicht mehr unterzubringen war. Ebenso kann umgekehrt auch der Streit zwischen Odysseus und Achill, über den Agamemnon sich freut, in die Odyssee geraten sein". Wie ich über die Doloneia denke, habe ich „Ilias" S. 241—246 auseinandergesetzt, und ebenda S. 189 über Odysseus als Gestalt der Sage gesprochen. Zweifellos war der Charakter der Helden durch die Behandlung im Liede in den Hauptzügen festgelegt, ehe unsere Ilias und Odyssee entstanden (vgl. dazu auch „Ilias" S. 262).

Doch der guten Bemerkungen über die Kunst des Dichters im Aufbau der Handlung, über seine Stellung zur Sage, über die Verkehrtheit einer Kritik, die die Darstellung zerreißt und Unverständiges an die Stelle setzt, sind so viele, daß ich hier nur

darauf hinweisen kann. Jeder, der Sinn für wirkliche Dichtung hat, wird das kleine Büchlein mit Freuden lesen.

Nur einen Punkt muß ich noch zum Schluß erwähnen, der wohl Widerspruch von mancher Seite finden wird. Draheim hat nicht nur zuerst aus Homer erschlossen, daß „Leukas" das homerische „Ithaka" sei (s. JB. 1905 S. 162/63) und deshalb auch Dörpfelds Untersuchungen unbedingt gebilligt, sondern er tritt auch seiner Auffassung über die Entstehung der Epen entschieden bei. Denn er schreibt S. 61: „Als die Zeit des letzten Abschlusses der Ilias und der Odyssee ergibt sich die Verdrängung der Achaier durch die vordringenden Dorier. Die Verdrängten nahmen ihre stolzen Erinnerungen als Erbstück in die neuen Wohnsitze mit. So lange die Odyssee diese aktuelle Bedeutung hatte, mußte die alte Geographie beibehalten werden. Als die Odyssee Literaturdenkmal wurde, verwandelte sich die aktuelle Bedeutung in eine historische. Da wäre es zwecklos gewesen, an den alten Benennungen zu rütteln und sie durch neue zu ersetzen, Dasselbe gilt von der Ilias. So muß denn die Odyssee wie die Ilias vor der Kolonisierung von Sizilien und Korfu abgeschlossen worden sein, und der Dichter mutete seinen Hörern und Zeitgenossen nicht mehr zu, als er ihnen billigerweise zumuten durfte". Ich habe zu dieser äußerst schwierigen Frage, die durch diese Sätze Draheims nicht an Klarheit gewonnen haben dürfte, meine Ansicht „Ilias" S. 119—128 ausgesprochen und will deshalb hier nicht weiter darauf eingehen.

Zum Schluß sei noch hingewiesen auf:

36) J. Gröschl, Text und Kommentar zu der homerischen Batrachomyomachie des Karers Pigres. Friedek 1910. 41 S. gr. 8. Vgl. A. Ludwig, Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 162.

In dieser Ausgabe wird uns das allerliebste Gedicht, das im Altertum und Mittelalter, aus den Kommentaren zu schließen, viel gelesen war, leichter zugänglich gemacht. Denn es werden die Namen gut erklärt und die meisten Vokabeln angegeben, so daß es wohl den Versuch lohnte, das Gedicht einmal mit einer Prima in dieser Ausgabe zu lesen.

Nach Schluß des Berichtes ist mir noch zugegangen:

37) Le Origini Della Civilta Ellenica. Omero di Engelbert Drerup, versione fatta sulla prima editione tedesca da Adolfo Cinquini et Francesco Grimod, con aggiunte dell' autore et appendice di Luigi Pernier, con 223 illustrazioni e 2 tavole colorate. Bergamo, Instituto Italiano d'Arti Grafiche-Editore. 1910. 292 S. 4. 10 £.

Wir haben über das hochbedeutsame Werk von Drerups Homer, München 1903, in unseren JB. 1905 S. 149—154 berich-

tet. Die vorliegende Arbeit ist keine bloße Übersetzung jenes Werkes, sondern eine völlige Neubearbeitung. Dies beweist schon der erheblich größere Umfang: den 145 S. gr. 8 entsprechen 292 S. 4. Der Verf. hat die in den letzten sieben Jahren erschienene Literatur mit einem erstaunlichen Fleiße benützt und nicht nur in Anmerkungen, die in dieser Schrift zum Vorteil der Sache gleich unter dem Text, nicht erst im Anhange folgen, sie angeführt, sondern auch den Text danach umgestaltet bzw. erweitert. Ja über die meisten Fragen ist die gesamte Literatur mit einer Vollständigkeit angegeben, selbst bis auf kleinere Besprechungen oder Jahresberichte, daß man nirgends sich so leicht über den augenblicklichen Stand der Frage unterrichten kann wie in diesem Werke. Nehmen wir hinzu, daß die Abbildungen (etwa 260 gegen 105) mehr als verdoppelt erscheinen, daß die einzelnen besser geordnet, größer, klarer und sauberer ausgeführt sind, so haben wir hier ein Werk, das wie kein zweites uns nicht nur durch den Text die älteste Kultur der Griechen darstellt, sondern auch durch reichen, prächtigen Bilderschmuck anschaulich macht, ein Werk, in dem aufs glücklichste deutsche Gründlichkeit und Forschung mit italienischem Geschmack und Kunstsinn vereinigt sind, ein Werk, das ebenso dem Forscher wie dem Liebhaber der alten Kunst hohe Freude bereiten wird diesseits wie jenseits der Alpen.

Bei der Kürze der Zeit ist eine gründliche Besprechung des Werkes unmöglich; aber wenn ich mir auch vorbehalten muß, später auf den Inhalt zurückzukommen, so halte ich mich doch für verpflichtet, schon jetzt auf folgende wesentliche Änderungen bzw. Erweiterungen, die Drerups Homer in dem neuen Gewande erfahren hat, aufmerksam zu machen. Zunächst gibt der Verf. in der Vorrede, die im „Homer" fehlt, Auskunft über den Zweck des Buches; es will einerseits in das Studium Homers und des epischen Volksgesanges einführen[1]), andrerseits uns ein Bild geben von den Anfängen der griechischen Kultur, zumal des mykenischen Zeitalters. Es werden damit allerdings in gewissem Sinne zwei ganz verschiedene Dinge verbunden, da, wie der Verf. (Homer S. 41 und 119 und noch schärfer Omero S. 76 A. 3 u. 242/44) selbst betont, homerische und mykenische Kultur nicht identisch sind. Die Verbindung aber beider Welten war durch die Vorgeschichte des homerischen Epos gegeben, in welchem wenigstens noch eine „autochthone" Erinnerung an jene versunkene Vorzeit lebt.

In der Neubearbeitung wird dieser Zusammenhang noch klarer gestellt, indem der Verf. das Wesen der Volkspoesie im

---

[1]) O. Jäger, Homer und Horaz S. 15, urteilt treffend über das Buch „daß es für alle Fragen circa Homerum sehr zu empfehlen" sei; die Neubearbeitung läßt auch den Dichter völlig zur Geltung kommen (z. B. S. 36, 72—74).

Gegensatze zu der eigentlich gelehrten Dichtung scharf hervorhebt: „Den höfischen Einschlag in der Ilias und den Nibelungen leugne ich nicht; aber die Antithese 'höfisch-bäurisch' durfte für diese Dichtung gar nicht ausgesprochen werden" (S. 38). Wenn auch die homerischen Dichtungen aus der Volkspoesie — wie auch ich wiederholt in der „Ilias" betont habe — hervorgegangen sind, so sind sie jetzt doch zweifellos Kunstwerke; sie können nicht aus ganz verschiedenen Dichtungen durch eine mehr oder weniger mechanische Tätigkeit hervorgegangen sein, sondern sind einheitliche Schöpfungen. Drerup ist, ebensowenig wie ich, „ein grundsätzlicher Gegner jeder kritischen Untersuchung Homers", wie man ihm vorgeworfen hat, glaubt aber, wie ich (s. o. S. 389 unten), „daß man bei allen diesen Versuchen höchstens soviel erkennen kann, wie der Entwickelungsgang der epischen Poesie gewesen sein kann, niemals aber, wie er in Wirklichkeit gewesen ist" (S. 39). Deshalb tritt er auch den darauf hinzielenden Versuchen Finslers und Mülders ebenso entschieden entgegen, wie ich es getan habe (s. o. S. 378 u. f.). Auch gegen Heusler, der, Lied und Epos S. 8, das Wesen des Liedes dahin bestimmt: „ein Lied erzählt nicht eine Episode, sondern eine ganze Fabel", wendet der Verf. (S. 65, Anm. 1) ein, daß ein Lied sehr gut auch eine Episode behandeln könne, daß Heuslers Ansicht allein für die germanische Poesie gelte, während die homerischen Gedichte uns ein anderes Bild böten (vgl. α 325 u. ff., ϑ 62 u. ff., 599 u. ff.). Wie aber aus dem Einzelliede die Epopoie entsteht, weist der Verf. hier gut (S. 43/44) aus dem byzantinischen Epos „Digenis Akritas" nach (vgl. Krumbacher, Gesch. d. byzantinischen Litt.[2] München 1893 S. 827); denn von diesem Epos sind verschiedene Gesamtredaktionen vorhanden und daneben hat das Einzellied fortgelebt. Alles in allem genommen, sind hier die literarischen Parallelen in dieser für uns wichtigen Frage vollständiger verarbeitet als sonst irgenwo und verdienen die Berücksichtigung aller Forscher.

Im dritten Teile „Ilias und Odyssee" (S. 213—278) ist bemerkenswert die veränderte Stellung, die der Verf. zur Ithaka-Leukasfrage (s. o. S. 349 u. ff.) einnimmt. Er gibt S. 246 Anm. 3 die Literatur im wesentlichen vollständig an, alle selbständigen Schriften und meine Jahresberichte, und sagt dann (S. 250) nach sorgfältiger Erörterung der wesentlichsten Punkte, daß er meinen Standpunkt teile, wenn ich behaupte: „ein Dichter habe durchaus das Recht, auch eine ihm genau bekannte Örtlichkeit nach den Bedürfnissen der Handlung zu gestalten, ja selbst eine hierfür geeignete Örtlichkeit zu erfinden" usw. Er schließt im Gegensatz zu Dörpfeld mit der Bemerkung: „Da die abschließende Form der Odyssee weit hinter den epischen Einzelliedern liegt, deren Dichter aus eigener Anschauung geschildert haben können, werden die jüngeren ionischen

Dichter kaum eine solche Ortskenntnis der westlichen Inseln besessen haben".

Die größte Bereicherung hat, wie begreiflich, der zweite Teil erfahren: den 65 Seiten des ‚Homer' entsprechen hier 134 des „Omero". Hier sind die reichen Funde der letzten Jahre in Thessalien, Orchomenos, Tiryns, Pylos, Melos, Kreta sorgfältig verwendet und z. B. die archäologische Beschreibung der Paläste von Knossos und Phaistos völlig umgestaltet, die Kapitel über mykenische Kunst und Religion wesentlich erweitert (man vgl. z. B. die Beschreibung der Steatitvasen Fig. 164—167 auf S. 159/60 oder des Sarkophages von Hagia Triada mit der einzigartigen Darstellung eines Totenopfers S. 176 auf den beiden farbigen Tafeln u. a.). Aber auch die allgemeinen historischen Erörterungen sind nachgeprüft und erweitert worden, z. B. über die Pelasgerfrage und und die nichtgriechischen Inschriften von Lemnos (S. 99—102) und über die Chronologie der mykenischen Zeit. Dieser ganze Teil zeigt durchweg selbständige Forschung und gesundes, selbständiges Urteil, das gerade auf diesem Gebiete, wo für luftige Vermutungen ein so weiter Spielraum ist, um so höher anzuschlagen ist.

Besondere Erwähnung endlich verdient noch der archäologische Anhang über altkretische Kunst (S. 279/89) von Dr. L. Pernier, dem Leiter der Ausgrabungen von Phaistos und jetzigem Direktor der italienisch-archäologischen Schule in Athen, der einen klaren Überblick über die verschiedenen Phasen des kretischen Palastbaues und der kretischen Kunst gibt, wobei er in den historischen Grundfragen mit den deutschen gegen die englischen Gelehrten übereinstimmt. Doch kann ich hier den reichen Inhalt dieses Teiles nur andeuten, die Beurteilung gehört in ein anderes Gebiet der Jahresberichte; aber meine Freude muß ich ausdrücken, daß dieses glänzende Werk, in welchem der Verfasser auch mit aller Entschiedenheit für die homerischen Gedichte als wirkliche Dichtungen eintritt, gerade zu derselben Zeit erschienen ist, in der auch Draheim und ich für diese Auffassung gewichtige Gründe geltend gemacht haben. Möge dies ein gutes Zeichen sein für eine gerechte Beurteilung des Dichters!

Nicht zugänglich gewesen sind mir:

1) Berger, De Iliadis et Odysseae partibus recentioribus, sive de arte inducendi et concludendi sermonis Homerica. Diss. inaug. Marburg 1909. Scharf verurteilt von Mülder, Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 65—67.

2) N. Terzaghi, Questioni fundamentali della critica homerica. Atena e Roma No. 127/28 S. 219—239.

Von den Schriften, die im letzten Jahresberichte (1909) behandelt waren, sind mir noch folgende Besprechungen bekannt geworden:

Finsler, Homer. Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 417—421 (Ziehen). Sonntagsblatt d. Baseler Nachrichten 1908 No. 14 unter der Überschrift: Homer im neuen Jahrhundert.

Cauer, Grundfragen: Cultura XXVIII, 14 S. 433—436 (A. Caputi); Wochenschr. f. kl. Phil. 1909 Sp. 729—733 (Harder).

A. Ludwig, Hymnenbau. Zeitschr. f. Gymn.-Wesen 1909 S. 1909 S. 490—496 (O. Wackermann), DLZ. XXX, Sp. 933—935 (Kuiper). LZB. 1909 Sp. 20 (Pr.-J.).

Schiller, Beiträge. T. II. Berl. phil. Wochenschr. 1910 Sp. 97—101 (F. Stürmer-Weilburg).

Berlin-Friedenau. Carl Rothe.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

DATE DUE

WESLEYAN UNIVERSITY LIBRARY
3 1841 01490 0856